image
not
available

B u ch

Digitized by Google

Das

Buch der Welt,

ein

Inbegriff des Wiſſenswürdigſten und Unterhaltendſten aus den Gebieten der Naturgeſchichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeſchichte, Götterlehre ꝛc.

Mit vielen colorirten und ſchwarzen Abbildungen.

Stuttgart
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1844.

Digitized by Google

Digitized by Google

Lithogr.-Anstalt von Engelhorn und Hochdanz in Stuttgart

Stuttgart, bei Carl Hoffmann.

Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid

Lithogr. Anstalt von Engelhorn und Hochdanz in Stuttgart

Stuttgart, bei Carl Hoffmann.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Google

Digitized by Google

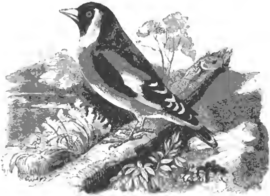
Das

Buch der Welt,

ein

Inbegriff des Wiſſenswürdigſten und Unterhaltendſten aus den Gebieten der Naturgeſchichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeſchichte, Götterlehre ꝛc.

Mit vielen colorirten und ſchwarzen Abbildungen.



Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1844.

Digitized by Google

AC30

t
c
s
s
is
:r
g
n
nt
ſt-
te.
nd
all
das
be-
er-
afte
drei-
ufen
doch
ſche-
aſſen
ment

Digitized by Google

d
J
T
re
le
iſ
u
ſe
ke
A
A
A
C
J
ſt
t
zu
ſe
N
J
be
w
in
H
Al
un
in
Bi
de
der
ſeh
her
De
erk
Wo
zig
der
noch
dem
Hero
zu v
End
Gitu
unter
Zech
und c
Se l
ſern i
Kniſte
der M
Zeit,
igkeit
iken
daß

Google

AC30
B8
1844

Die Mädchen am Brunnen,
von Bendemann.

(Taf. 1.)

Wir haben bei frühern Gelegenheiten ſchon von den verſchiedenen Malerſchulen geſprochen, die ſich in Italien gebildet hatten, als die Kunſt dort in der Blüthe ſtand, und welche ſich die römiſche, die florentiniſche, die venezianiſche, die bologneſiſche oder lombardiſche benannten. Eine jede von dieſen hatte ihre vorzüglichen Meiſter, von denen wir mehrere ſchon unſern Leſern vorzuführen Gelegenheit hatten. Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, mit Carlo Maratti, kam die Kunſt in Verfall. Die letzten Künſtler von Bedeutung waren mit und nach ihm Luti in Florenz, Tiepolo, Cignaroli in Venedig, Cignani u. A. In Deutſchland blühte die Malerkunſt ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert; Michael Wohlgemuth, Albrecht Dürer, Lucas Cranach, Hans Holbein ſind Namen von höchſter Bedeutung. Im ſiebenzehnten Jahrhundert leuchtet vor Allen Peter Paul Rubens hervor, der zwar zur Niederländiſchen Schule gezählt wird, allein durch ſeinen Geburtsort, Köln am Rhein, von uns auch in Anſpruch genommen werden kann. Im achtzehnten Jahrhundert war Anton Raphael Mengs wohl der bedeutendſte Maler, der deutſchen Ruhm bis in die weiteſte Ferne trug, da von ihm ſowohl in Rom, wie in den Schlöſſern des Königs von Spanien, deſſen Hofmaler er war, große Werke angetroffen werden. Auch Johann Heinrich Tiſchbein erlangte im Norden unſers Vaterlandes Ruf; Angelika Kaufmann, welche in den idylliſchen Gauen des Bregenzer Waldes am Bodenſee das Licht der Welt erblickte, wurde gleichfalls den vorzüglichern Talenten beigezählt; Philipp Hackert, der Neapolitaniſcher Hofmaler war, von dem wir eine lehrreiche Selbſtbiographie beſitzen, welche von Göthe herausgegeben wurde, glänzte im Fache der Landſchaft; Oeſer, Schütz, Riedels, Graff waren Künſtler von anerkanntem Werthe; Wächter in Schwaben ſtrebte nach Wahrheit und ſtrenger Würde; Chodowiecky aus Danzig war trefflich im Kleincharakteriſtiſchen. Dieſe Liſte der hervorragendſten Namen jener Zeit ließe ſich wohl noch um Viele vermehren, doch würde trotz der Menge dennoch keiner genannt werden können, der mit den Heroen des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts zu vergleichen wäre; deſſen Werke, erhaben über jeden Einfluß der Zeit, die ſie entſtehen ſah, für alle Zeiten Geltung erworben hätten; der die Kunſt bedeutend weiter gefördert. Die große Staatsumwälzung in Frankreich, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, übte auch auf die Künſte ſelbſt einen mächtigen Einfluß aus. Wie die Einführung der republikaniſchen Regierungsform die Franzoſen dazu trieb, ſich Brutus, Cato, Ariſtides u. ſ. w. zu nennen, ſo ſuchten ſie auch in der Malerei das klaſſiſche Alterthum. Ihre Meiſter David, Gerard, Gros ſtrebten nach einfacher Großartigkeit und wählten ihre Stoffe demnächſt aus dem alten Griechenland und Rom. In Italien wurde in jener Zeit nur wenig hervorgebracht, was beſonderes Aufſehen gemacht hätte, aber in Deutſchland nahm die Malerkunſt einen eigenen, höhern Schwung. Auch hier wandte man ſich dem Alterthümlichen zu, jedoch nicht dem kalten, ſtarren, für uns und unſere Lebensanſchauung ſo fremdartigen der Griechen- und Römerwelt, ſondern den Schöpfungen deutſcher Vorzeit, in denen Hoheit und Göttlichkeit mit Einfalt und Frömmigkeit ſo zart verbunden ſind und mit einer geheimnißvollen Symbolik ſich umgeben. Durch die raſtloſen und großen, Dankes werthen Beſtrebungen der Gebrüder Boiſſeree, Melchior und Sulpiz, die damals in Köln wohnten, wurden die hie und da, vornehmlich an den Ufern des Rheines, zerſtreuten Kunſtſchätze der uralten niederrheiniſchen Schule während der unruhigen Kriegsjahre treulichſt geſammelt und ſo der Zerſtörung entrückt. Dieſe Sammlung, welche der erſtaunten Nation plötzlich einen Ueberblick von Werken gönnte, deren Daſein in ſolcher Fülle und ſo reicher Mannigfaltigkeit nicht geahnet wurde, die uns Namen zu hören gab, die wir früher kaum gekannt, rief ein ſchönes Bewußtſein in uns hervor; es entſtanden Kunſtrichter, welche den Quellen nachforſchten und in hiſtoriſcher Beziehung über dieſen Theil der deutſchen Kunſt Vieles aufklärten, und Göthe, die beiden Schlegel, Fernow, Wackenröder, Tieck übten auf die Entfaltung und Wiederbelebung unſeres neuen Kunſtſtrebens den größten, den wohlthätigſten Einfluß. Mit einem wahrhaft heiligen Feuer, mit einer hohen Begeiſterung wandte man ſich Dem zu, was man religiöſe Romantik zu benennen übereingekommen war, eine ſchöne, poeſievolle Richtung, die nunmehr in neueſter Zeit manche Beeinträchtigung erfahren, ſich aber dennoch bei vielen deutſchen Künſtlern rein erhalten hat. Das größte Verdienſt um dieſe Richtung, wie um die deutſche Kunſt der Gegenwart überhaupt, erwarb ſich Cornelius, ein Düſſeldorfer von Geburt und noch lebender Maler, von der ausgedehnteſten Berühmtheit. Er ward Direktor der Kunſt-Akademie in Düſſeldorf und bildete daſelbſt viele Schüler, die ſich nach ihm hervorthaten, dann folgte er dem Rufe nach München, wo ſich unter der Regierung des Königs Ludwig von Baiern ein Aufſchwung in den Künſten zeigte, wie er vor Kurzem noch nicht geahnt worden war, und durch den ſich die Liebe zu Kunſtſchöpfungen bald über ganz Deutſchland verbreitete. Die Menge von Schülern, welche von Düſſeldorf und München hervorgingen, verpflanzten die Kunſt überall hin; die Kunſtvereine, die ſich bildeten, thaten das ihrige, Fürſten und Staaten gaben Aufträge zu bedeutenden Werken, und der lange Friede lieh die erforderliche Ruhe, dieſe auszuführen, und verſchaffte die Mittel dazu. Wenn gleich der Zeitraum von dreißig Jahren, in dem dieß Alles in's Leben gerufen wurde, nicht groß genannt werden kann, ſo iſt doch ſchon viel Erfreuliches und manches Großartige geſchehen, und im Ganzen eine Kunſtliebe in die Maſſen gedrungen, die als ein die Sitten veredelndes Element nicht genug geprieſen werden kann.

F326157

Digitized by Google

Während nun Cornelius, nach ſeiner Berufung an die Münchner Akademie, hier in den Beſtellungen, die ihm von dem Könige zur Ausſchmückung ſeiner großartigen Bauwerke durch Frescogemälde, die glänzendſte Beſchäftigung fand und um ſich eine Schule bildete und aufzog, die dabei thätig mitwirkte, kam Wilhelm Schadow aus Berlin nach Düſſeldorf, um das dort Vorhandene in ſeiner Weiſe fortzubilden und ſo eine Schule zu begründen, die von der Münchner bedeutend verſchieden, den Namen der Düſſeldorfer erhalten hat. Wenn der erſtern das Ringen nach dem Idealen gleichwie den ältern Italiänern zuerkannt wird, ſo iſt bei der zweiten das Streben nach Wahrheit und Klarheit hervorzuheben. Iſt die erſtere dadurch poeſiereicher, ſo wird die andere manchmal etwas nüchtern, doch iſt ihr in Bezug auf die muſterhafte Ausführung und auf ſchöne Farbengebung kein Vorwurf zu machen.

Die bedeutendſten Maler der Düſſeldorfer Schule ſind Leſſing, Hildebrandt und Bendemann, von welchem Letztern die zierliche Kompoſition iſt, welche hier beiliegt. Das Bild iſt unter der Benennung „die Mädchen am Brunnen“ bekannt geworden. Einige haben in der ſehnſüchtig blickenden Geſtalt im Sammtgewande mit der Laute Welſchland, in der ſinnend nachdenklichen Jungfrau unſer Vaterland erkennen wollen. Jedenfalls läßt das liebliche Bild verſchiedentliche Deutung zu, oder vielmehr jeder kann leicht in die ſinnige Zuſammenſtellung dieſer Mädchen gar manches hineintragen. Auch das Unbeſtimmte hat ſeinen eigenthümlichen Reiz.

Bendemann hat noch andere ſchätzbare Werke geſchaffen. Zu ſeinen gediegenſten iſt das Bild der trauernden Juden, die in die Verbannung ziehen, und die Zerſtörung Jeruſalems zu rechnen. Jetzt iſt Bendemann Direktor der Dresdener Kunſtakademie und war mit der Ausführung großer Werke von dem Könige von Sachſen beauftragt, allein ein hartnäckiges Augenübel hatte ihn für lange ſeinen Arbeiten entzogen. Man fürchtete ſogar eine Zeit lang, er werde erblinden; welch' ein ſchreckliches Loos, und wie doppelt ſchrecklich für einen Maler! Den neueſten Nachrichten zufolge wird ihm das Augenlicht und dem Vaterlande die Hoffnung erhalten werden, noch recht viel gediegene Werke von dem wackern Meiſter zu erhalten.

Bendemann (Eduard) ward zu Anfang dieſes Jahrhunderts in Berlin von bemittelten Eltern geboren, die ſich zur moſaiſchen Religion bekannten. Dieſe Umſtände hat er mit den berühmten Tonſetzern Meyerbeer und Mendelsſohn-Bartholdy gemein. Die meiſten der jetzt lebenden Maler, ſelbſt von denen, die in München wirken und ſchaffen, ſind Preußen, beſonders aus den Rheinprovinzen.

A. Lewald.

Bilder aus Haity*).

Von Dr. Bromme.

1. Fahrt nach San Domingo.

Nach einem vierwöchentlichen Kreuzzuge, den wir in Geſellſchaft des Patriot-Schooners „Induſtrie“, zwiſchen den Bahama's und der Nordküſte von Puerto-Ricco, ohne beſondern Erfolg unternommen hatten, beſchloß Kapitän Knapp, der Kommandant des San Joſé Pedrillo, ſeiner Inſtruktion zufolge, nach der ſpaniſchen Maine hinabzuſegeln, und ſeine Ladung, mit deren Inhalt keiner von uns am Bord bekannt war, im Hafen von Carthagena abzuliefern. — Kaum acht Tage aus der Cheſapeake-Bay ausgelaufen, wurden unſere Waſſerrationen, die bis dahin ſo ſchon dürftig geweſen waren, und nur aus zwei Quart Waſſer für den Kopf beſtanden hatten, auf ein Quart reduzirt, und unſere Koſt, die bei Kap Henry zum letzten Male aus Fleiſch und Reis beſtanden hatte, auf einen harten, kaum genießbaren Zwieback feſtgeſetzt, und hätte der erſte Arzt und der Supercargo, ein ſpaniſcher Mulatte, nicht einen Privatvorrath eingelegt gehabt, und mir zu Zeiten von demſelben etwas zufließen laſſen, würde ich wohl die Hungerkur in noch größerm Maßſtab zu überſtehen gehabt haben, als es ſo mit mir und unſerer Mannſchaft der Fall war.

Der San Joſé Pedrillo, ein kleiner jämmerlicher Schooner, der früher vor der Cheſapeake-Bay als Lootſenſchiff gedient hatte, und jetzt von Spekulanten in Baltimore, an deren Spitze, wie wir ſpäter erfuhren, ein allgemein geachteter deutſcher Geiſtlicher ſtand, zur Unterſtützung der columbiſchen Patrioten beſtimmt und ausgerüſtet wurde, war das elendeſte Fahrzeug, was je den Hafen Baltimore's verlaſſen und Patapsko-Point doublirt hatte. — Die Maſten waren nur durch Wandſtegs befeſtigt, und ohne Steigleinen — Weſelinge —, der Bord kaum einen Fuß hoch über Deck; das Logis der Mannſchaft nur auf 15, nicht aber auf 42 Mann berechnet, die wir am Bord hatten, und die Mannſchaft ſelbſt, ein Konglomerat von Menſchen aller Nationen und Farben, unter denen jedoch die Abſtufungen zwiſchen Schwarz und Quittengelb die Mehrzahl bildeten. — Des Seedienſtes war, außer dem Steuermann, einem norwegiſchen und einem holländiſchen Matroſen, Niemand am Bord fähig. Alle waren „grüne Hände,“ die zum erſten Male als Seeleute das Deck betraten, oder neugebildete Soldaten, die in Columbia ihr Heil verſuchen, Süd-Amerika die Freiheit bringen, und wenn wir ſo glücklich geweſen wären ein ſpaniſches Fahrzeug aufzutreiben, ihren Bentel füllen wollten. — Wie unſer San Joſé die weſtindiſche See erreicht, auf

*) Die Inſel Haity, unter 19° N. Br. und 71° 30′ w. L. v. Gr., nach der Entdeckung von Columbus, da ſie an einem Sonntag aufgefunden wurde, „San Domingo“ und auch „Hispagnola“ genannt, iſt hinſichtlich ihrer Größe die zweite der „großen Antillen“, liegt öſtlich von Cuba und Jamaica, weſtlich von Puerto-Ricco und ſüdlich von den Bahama's, umfaßt einen Flächenraum von 1385 Quadratmeilen, und zählt gegenwärtig eine Bevölkerung von 933,000 Seelen.

Digitized by Google

welche Art, und durch welchen glücklichen Zufall er den Golfſtrom durchſchnitten, wie er die gefährlichen Klippen und Bänke der Bahama's vermieden, und aus tauſend Gefahren und manchen heftig wehenden, oder plötzlich herabſtürzenden Squall, glücklich davon gekommen, mag Gott wiſſen, denn abgeſehen von der Geſchicklichkeit des Kapitäns und Steuermanns, hatten wir bei aller unſerer großen Mannſchaft kaum Hände genug, bei vorkommenden Gelegenheiten Segel zu ſetzen oder zu reefen. — Faſt immer von dem herrlichſten Wetter begünſtigt, abwechſelnd aber von langweiligen Windſtillen feſtgehalten, hatten wir von der furchtbarſten Tropenhitze zu leiden, und hatten, da wir, wie ſchon oben geſagt, an Waſſer Mangel litten, nicht wenig Kranke, oder vielmehr Erſchöpfte und Verſchmachtete am Bord. — Der Kapitän, ſo liebenswürdig und zuvorkommend derſelbe auch am Lande geweſen war, wurde, im offenen Meere angekommen, zum Wütherich, und behandelte alle am Bord, vom Stuart bis zum Steuermann, ja ſelbſt den Supercargo nnd den Lieutenant der Patrioten ärger als Sclaven, und ſicher wäre Meuterei ausgebrochen, wenn unſere Mannſchaft aus beſſeren Seefahrern beſtanden hätte. — Eine dumpfe trübe Stimmung herrſchte bei uns am Bord, die nur auf kurze Zeit unterbrochen wurde, wenn wir die Nähe des Landes ſpürten, und ſüße Düfte von den Bergen herüber drangen, während wir dicht unter der Nordküſte Domingo's unſern Lauf nach den Türks-Inſeln fortſetzten. — Seit wir die Küſte Puerto Rico's aus den Augen verloren hatten, und uns dem felſigen Geſtade San Domingo's näherten, wurden die Gewehrkiſten geöffnet, die Hälfte der Mannſchaft mit Flinten bewaffnet, und von jetzt an alle Abende, von 6 Uhr an bis zum Schluß der Hundewache, 20 Mann, von da bis zu Ende der Tagwache 6 Mann Bewaffnete auf verſchiedenen Poſten des Decks, am Bowſpriet und auf dem Marſe ausgeſtellt, und beordert ſcharf auszuſehen, um nicht von ſchwarzen Fiſchern, die fortwährend an der Küſte kreuzten, fiſchten und wenn ſich Gelegenheit bot, Piratrie trieben, überſallen und angegriffen zu werden; ſelten verging eine Stunde, wo nicht Fiſcherkähne, mit 6—8 faſt nackten Negern bemannt, in unſere Nähe kamen, und ihren Fang zum Kauf anboten, und gern hätte ſich der größte Theil der halb verhungerten Mannſchaft in einen Tauſchhandel mit den freundlichen Negern eingelaſſen, wenn nicht die Furcht vor der Wuth des Kapitäns noch größer als der Hunger geweſen wäre. — Bis zum Mouchoir quarrée, einer ausgedehnten Sandbank im Süden der Türks-Inſeln, war der Schooner „Induſtrie“, ein ſtattliches Fahrzeug mit 8 Kanonen und 2 Schlangen, fortwährend unſer, oder wir vielmehr ſein Begleiter geweſen, nnd da wir eine Beſtimmung hatten, war durch Signale auch beſchloſſen worden, zuſammen die „Windward-Paſſage“ zu durchſegeln, und nns ſo nahe als möglich zuſammen zu halten; am Abend aber, als wir die Weſtſpitze der reichen, leider aber jetzt unbenutzten Inſel Tortuga umſchifften, warf uns ein plötzlich losbrechender Tornado, der das Jib-Segel entführte und das Vorſegel ſchlitzte, bis nach Inagua, einer flachen ſandigen Inſel am Ende des alten Bahama-Kanals, zurück, während die „Induſtrie“, von den hohen Bergen Tortuga's geſchützt, dicht unter der Küſte mit gerefften Segeln bei dem Winde hielt. — Am andern Morgen begünſtigte ein friſcher Nordoſt unſere Fahrt; um Mittag hatten wir wieder im Süden Land, und erblickten den Eingang in den Kanal, der die Schildkröten-Inſel (Tortuga) vom Friedenshafen (Port-Paix) trennt, doch mit der ſteigenden Sonne ſtieg auch unſere Noth; — der geſtrige Sturm hatte zwei Waſſer-Tonnen, die aus dem Raum herauf gewunden, und zum Verdünſten auf dem Deck befeſtigt worden waren, hinabgeſpühlt, — eine halbe Tonne, durch Hineinſchlagen der Wellen brakiſch gewordenes, faſt ungenießbares Waſſer, war unſer ganzer Vorrath; — eine halbe Pinte die Ration des heutigen Tages, und dieſes ſo zäh und ſtinkend, wie nur irgend ein, Wochen lang der tropiſchen Hitze ausgeſetztes Waſſer ſein kann. — Die „Induſtrie“, welche uns vielleicht hätte aushelfen können, war weit und breit nicht zu ſehen, — Durſt iſt noch ſchrecklicher als Hunger, und ein Halbverſchmachteter zu allem fähig! — eine Deputation der Mannſchaft mußte den Kapitän erſuchen, irgendwo zu landen, um Waſſer einzunehmen, während deſſen der Reſt der Leute ſich im vordern Theile des Schiffes verſammelte, um, wenn der Kapitän den gerechten Wunſch verweigern würde, denſelben mit Gewalt dazu zu bewegen. — Tony, ein gelbhäutiger Mulatt, der ſeine Fracht nach Carthagena abarbeitete, und von dort nach ſeiner Vaterſtadt, Aux Cayes, mit einem Maulthierſchiffe gehen wollte, und der uns Allen am Bord durch ſeine unerſchöpfliche Heiterkeit und ſeine, wie wir meinten, Aufſchneidereien lieb geworden, aber nicht fähig war vier Worte in reinem Engliſch heraus zu poltern, machte den Sprecher, und, wunderbar genug, der Kapitän hörte ihn nicht nur ruhig an, ſondern willigte auch ein nach dem Lande zu ſteuern, und in irgend einer Bucht unterhalb des Moles von St. Nicholas einzulaufen. — Den Mittag ſtarb der Wind weg, und die Strömung trieb uns unaufhaltſam der ſteilen Felſenküſte zu, ſo daß wir die Boote ausſetzen, und durch Bugſiren uns fern vom Lande und dem Stranden zu halten ſuchen mußten. — Im Süden thürmten ſich, wie geſtern Abend, von Neuem dunkle Wolken auf, und kaum hatten wir Zeit, die neu angeſchlagenen Segel zu belegen, als auch der Squall von Neuem uns faßte, und in Kurzem alle Striche der Windroſe durchlaufend, uns nach der Küſte Cuba's hinüber trieb; einer Küſte, welche uns, die wir die blau-roth-gelbe Flagge führten, bei der Menge von Kriegsfahrzeugen, die ſtets zwiſchen der Havannah und Kap Maize kreuzen, nichts weniger als angenehm ſein konnte. — Am meiſten jammerte Tony Grandmare, der, ſeit der Kapitän eingewilligt hatte zu landen, rein toll geworden zu ſein ſchien, und von nichts als Feſtivitäten und Ehrenbezeigungen träumte, mit denen er uns überſchütten

Digitized by Google

und beehren wollte; — von ſeinen Pflanzungen, welche die ganze Inſel überzögen; — wie er jedem von uns eine Schiffsladung Zucker, und ſo viel Rum aus ſeinen Brennereien geben wolle, daß wir fürs ganze Leben keines fremden Grogs bedürften. Namentlich ſchien er mich, der ich den armen Teufel von Baltimore aus kannte, und ihm öfters, wenn ihn ſein Weg zur Pflanzung Frederick führte, über Nacht behalten und gefüttert hatte, mit ſeinen Gunſtbezeigungen überſchütten zu wollen; die ſchönſte ſeiner Nichten ſolle ich heirathen, wenn wir in San Domingo landeten, und ſeine Neffen, die farbigen Hunde, ſollten für mich arbeiten, und den ganzen Tag ſolle ich in der Hammack ſchaukeln, Cigarren rauchen, Grog trinken, die grünſten Landkrabben, die ausgeſuchteſten Yams und Bananen, und die fetteſten Palmenmaden ſpeiſen, und alle Nächte den Tam-tam und andere Lieblingstänze der Neger tanzen, vorausgeſetzt, daß ich der Freundſchaft die Krone aufſetzte, und ihm behülflich wäre, nicht etwa vom Bord zu entlaufen, ſondern nur ſeine wenigen Sachen, und ein Kiſtchen alter Schuhe, die er in Baltimore geſammelt, glücklich und unvermerkt an's Land zu bringen. — Er ſei ein großer Mann in Haity, — er ſei der Befreier des Landes vom Joche Deſſalines, von deſſen Ruhm die haity'ſche Staatszeitung voll ſei, — mit einem Worte, er ſei der berühmte, reiche und angeſehene Oberſt Grandmare! — Nur ſolle ich's für mich behalten, damit der Kapitän nichts merke, denn es ſei ſeine Abſicht, ihn, am Lande angekommen, zu fordern, und für ſeine Rohheit und Barbarei zu züchtigen. Dabei ſtellte ſich der arme Teufel in eine martialiſche Poſitur, und reichte mir, den Hals emporſtreckend, um ſich noch mehr Anſehen zu geben, mit gnädiger Miene ſo herablaſſend die Hand, daß ich, betrachtete ich die Lumpen, die nur nothdürftig ſeinen Körper deckten, das blaue Hemd, das nur in Fragmenten ſich noch auf den Schultern zeigte, und wie der Appendix eines Fracks, oder beſſer wie ein Gaffelſegel aus einer Oeffnung ſeiner Inexpreſſibles hervordrang und ſich entfaltete, die mehr aus Löchern als Segeltuch beſtehenden ſchlotternden Schifferhoſen, und den mit Theer beſtrichenen breiträndigen Strohhut — fürchten mußte, die Hitze und die ſtechenden Strahlen der tropiſchen Sonne haben dem armen Tony das Hirn verbrannt, und nicht wußte, ob ich ſeine Phantaſieſpiele beweinen oder belachen ſollte, bis auf einmal des Kapitäns Hund, ein großer Neufundländer, die pathetiſche Scene endete, halt am erwähnten Gaffelſegel faßte, daſſelbe einige Male ſchüttelte, und Tony'n, der nicht den Reſt ehemaligen Wohlſtandes ſo leichten Kaufs verlieren wollte, und mit beiden Händen die Ueberbleibſel der Osnaburger zu retten ſuchte, gar unſanft zu Falle brachte. — Wie geſtern, hatte auch heute der Squall nur zwei Stunden angehalten, der Wind hatte ſich noch mehr nach Oſten umgeſetzt, und trieb uns immer mehr der Küſte Cuba's zu. Die Nacht war wunderſchön und ſternenklar; — alle Hände blieben auf dem Deck, um wenigſtens durch die Kühle der Nacht und den Thau in etwas erquickt zu werden. — Gegen Mitternacht ſah ich von der Leeſeite, im Leuchten der Wellen, einen dunklen Gegenſtand auf uns zutreiben, und ging nach hinten, um es dem Kapitän zu melden, der, wie gewöhnlich bei heißen Nächten, mit einem Meſſer in der Hand, auf der Bank am Nachthauſe ſchlummerte, und zur eigenen Sicherheit vor ſeinen Leuten, einen Hirſchfänger neben ſich, und zwei Terzerole im Gürtel hatte; — kaum hatte ich ihn berührt, um ihn zu wecken, als er unter dem furchtbarſten Fluchen: „Mord! Meuterei!“ aufſprang, und wie ein Unſinniger mit ſeinem Pallaſch um ſich hieb; in demſelben Augenblick fiel vom Bowſpriet ein Schuß, — Alles gerieth in Aufruhr, ſammelte ſich auf der Leeſeite und ſtarrte in's Meer, — Kapitän Knapp hatte mittlerweile ſeine Sinne wieder geſammelt, merkte, daß die Gefahr noch über Bord ſei, und rief nach dem Sprachrohr, welches der Stuart ſogleich überbrachte. — Der dunkle Gegenſtand näherte ſich dem Schooner immer mehr, und auf mehrmaliges Anrufen des Kapitäns, der nun in Drohungen überging, ertönten gar klägliche Stimmen: »Popres pescadores, Senor Capitan!« (Arme Fiſcher, Herr Kapitän!) — doch weder von armen noch reichen Fiſchern wollte der Kapitän wiſſen, und in weniger als zwei Minuten folgte von unſerer Mannſchaft ein lebhaftes Gewehrfeuer, bei deſſen Aufblitzen wir, kaum noch dreißig Yards von uns entfernt, eine ziemlich lange, dicht bemannte Pirogue erblickten; — der erſten Salve folgte ein wüſtes Geſchrei und Gewimmer, untermiſcht mit manchem »Carajo« und »Ave Maria purisima!« — doch als der Kapitän mit Stentorſtimme vollbraſſen und das Ruder in Lee legen hieß, und ein nochmaliges Feuer den Fiſchern zeigte, daß wir ihre Lage erkannt, und ſie in Grund zu ſegeln beabſichtigten, griffen ſie nach ihren Riemen und rojeten aus allen Kräften, und vom Stern der Pirogue ertönte durch den Lärm der Nacht die befehlende Stimme des Steuernden: »Por Amo de Dios, tirad, diablitos, tirad!« (Um Gott, rudert ihr Teufel, rudert!) — In Zeit von einer viertel Stunde war nichts mehr von der Pirogue zu ſehen und zu hören, — dann und wann ſchoß einer unſerer Mannſchaft ſein Gewehr ab, um unſere Wachſamkeit zu zeigen; der Kapitän ließ den Leuten, was ſeit langer Zeit nicht geſchehen war, eine Portion Rum reichen, und die Nacht verging wohlgemuther als der vergangene Tag begonnen hatte. — Mit Tagesanbruch waren wir dicht unter der Küſte Cuba's, die ſich ſteil aus dem Meere erhob, und während einer Fahrt von zwei Stunden nirgends eine Einbucht bot, in der wir hätten nach Waſſer einlaufen können. — Gegen neun Uhr hatten wir Punta Escondido, doch mit der ſteigenden Sonne ſtieg auch der Durſt und die Verzweiflung der Leute, die durch den Rum, der dieſen Morgen von Neuem ausgetheilt worden war, in völlige Meuterei überzugehen ſchien. — Bewundernswürdig war die Ruhe Kapitän Knapps; — er, der ſonſt ein wahrer Wüthrich, die neunſchwänzige Katze (eine Peitſche mit welcher die Vergehen der Matroſen beſtraft worden) ſtets beim kleinſten Vergehen

Digitized by Google

in Bewegung ſetzen ließ, war heute die Sanftmuth ſelbſt; — bekümmerten Blicks ſchaute er von fünf Minuten zu fünf Minuten nach dem Winde aus, der nach Süden umgeſetzt hatte, und berief dann, was er nie gethan und auch als Kapitän nicht nöthig hatte, die ganze Mannſchaft nach dem Quarterdeck, um großen Rath zu halten. Der Supercargo führte das Protokoll, und das darin bemerkte und von Allen, die ſchreiben konnten, unterzeichnete Reſultat war: „Daß Mangel an Waſſer und Lebensmitteln und fortwährende conträre Winde uns genöthigt hätten in San Domingo einzulaufen, daß die Rationen ſchon ſeit langer Zeit, was auch die Wahrheit war, hätten gekürzt werden müſſen, und daß nur durch harte Drohungen von Seiten des Kapitäns völlige Meuterei vermieden worden wäre.“ — Mit dem letzten Federſtrich wurde der Kurs nach Oſt genommen, noch einige Leeſegel geſetzt und mit dem günſtigſten Winde flog der San Joſé Pedrillo der hohen Küſte San Domingo's zu. —

2. Landung an der Weſtküſte.

Mit Sonnenuntergang waren wir noch zwei Meilen von der hohen Küſte Haity's entfernt, und näherten uns dem Kap à Foux; — der Seewind ſtarb weg, und von den, im dunkeln Blau vor uns liegenden Bergen wälzten ſich ſchon weiße Nebelwolken herab, über denen noch hier und da die Spitzen dürrer Kalkfelſen im Purpur der ſinkenden Sonne hervorleuchteten. Die Strömung trieb dem Lande zu, der erfriſchende Landwind aber äußerte bereits ſeine Kraft, und hielt uns hinlänglich von der Brandung fern, die dumpfdonnernd die Eiſenküſte peitſchte. — Während der Nacht fuhren wir unter leichten Segeln hin und her, und ſteuerten am nächſten Morgen dem Eingang einer Bucht zu, die ſich ſüdlich der Pointe du Cheval blanc eröffnete, und deren muldenförmige Abdachung des, den Hintergrund bildenden Hochlandes, die Mündung eines Baches vermuthen ließ. — Links vor uns ſtürzte ein kleiner Waſſerfall von Felſen zu Felſen, doch tobte an dieſer Seite die Brandung zu ſehr, um ein Boot dorthin ſenden zu können. Kein einziger Fiſcherkahn war dieſen Morgen zu ſehen; wir löſten zweimal Signalſchüſſe, und zogen die amerikaniſche Flagge auf, um einen Lootſen herbei zu ziehen, doch vergebens; die ganze Gegend ſchien unbewohnt, und nirgends zeigte empor wirbelnder Rauch die Nähe lebender Weſen. — Fortwährend loteten wir, und da wir ſeitwärts der Bucht guten Ankergrund fanden, legten wir auf 10 Faden vor Anker. — Das Boot wurde ausgeſetzt, mit Fäſſern gefüllt, und die Bootsmannſchaft herabgepfiffen, — ich erhielt den Befehl, und noch zwei der Soldaten zu unſerem Schutz im Stern. Friſchen Muthes wurde der Bucht zugerudert; — eine Sandbarre, die ſich im Eingang derſelben hinzog, und auf welcher ſich die Wellen plätſchernd brachen, machte uns viel zu ſchaffen, denn immer wurden wir von den zurückſchlagenden Wellen wieder abgetrieben, bis uns eine Schlagwelle, deren Heranbrauſen wir benutzten, über den Sand ſchleifte, beinahe aber auch zur Hälfte unſer Boot mit Waſſer füllte. Innerhalb der Barre war die Bucht ruhig und ſanft gekräuſelt, und die vor uns ausgebreitete Landſchaft bot einen wunderherrlichen Anblick: in weiter Ferne erblickten wir eine ungeheure Gebirgskette, deren Gipfel von Wolken verſchleiert waren, links den gleich einem Silberſtreiſen herab glitternden Waſſerfall, mit deſſen Strahl der ſich erhebende Seewind ſpielte; das den Hintergrund bildende Ufer war mit unzähligen in einander verwachſenen Manglebäumen bedeckt, die mit ihren drei-, vier- und fünffachen Wurzelgeſtellen, ihren herabhängenden und neue Stämme bildenden Zweigen, und ihren dicken, ſchön glänzenden fleiſchigen Blättern, einem grünenden Flechtwerk glichen. Die kleinern Zweige waren mit Auſtern und Muſcheln, wie mit Früchten bedeckt, und zwiſchen den Wurzeln wanden ſich kleine rothe Waſſerſchlangen und verſchieden geſtaltete Krabbenarten von allen Farben und Größen. Ein Heer von Papageien tummelte ſich in den Zweigen, und erhob ſich mit lautem betäubenden Geſchrei, als einer unſerer Patrioten bei unſerer Annäherung ſeine Jägerkünſte zeigte und in das Dickicht ſchoß, aus deſſen Mitte einzelne majeſtätiſche Cocospalmen gleich Säulen ſtolz empor ragten, während ein geiſterhaftes Säuſeln die geſchlitzten Blätter durchzitterte. — Rechts ſonnten ſich auf einem ſchmalen, von der Ebbe gebildeten Sandgürtel, ein Dutzend wie Morgenröthe ſchimmernder Flamingo's, und bekröpfte Pelikane und ſtolzirende Kraniche, durch unſere Annäherung aufgeſcheucht, flogen mit lautem Geſchrei und Pfeifen dem Ausgang der kleinen Bucht zu, wo eine Maſſe kleiner Waſſervögel durch ihr krähenartiges Gekrächz das Herannahen einer von Hayen und Königsmakrelen verfolgten Fiſchbank anzeigte. — Vom Innern der Bucht glaubten wir den Waſſerfall erreichen zu können, doch auch hier hinderte uns die Brandung, die durch Aufthürmen eines ſchmalen Sandgürtels einen natürlichen Damm um das Baſſin des Falles gezogen hatte, und wir ſahen uns genöthigt, der entgegengeſetzten Seite zuzurudern, wo eine Oeffnung in dem dichten Manglegebüſch die Mündung eines Flüßchens vermuthen ließ. — Die Ausmündung des Flüßchens war ſchmal, mit hohem Gras und niederm Buſchwerk dicht verwachſen, und der Eingang flach; kaum zehn Faden aufwärts aber breitete ſich die Waſſerfläche aus und bot hinlängliche Tiefe für unſer Fahrzeug, doch war das Waſſer, trotz ſeiner Reinheit, vom brakiſchen Geſchmack. — Das Flüßchen ſchlängelte ſich angenehm durch eine etwas ſteinigte, mit Citronengebüſch und Guava's bewachſene, wildromantiſche Gegend; ungefähr eine gute halbe Stunde von der Einbucht erreichten wir eine blühende Savannah, — der Fluß breitete ſich hier mehr aus und wurde flacher, — wir rannten mehrmale mit unſerm Boote auf den Sand, und waren gezwungen zu landen.

„Hillao, wen haben wir hier!“ — Kaum 30 Schritt aufwärts war der Fluß mit ſchwarzen Weibern und Kindern belebt, die theils badeten, theils fiſchten, und mit hölzernen Keulen auf flache Steine ſchlugen. Kaum

Digitized by Google

bemerkten ſie uns, als die Kinder mit brüllendem Geſchrei das Waſſer verließen und in das hohe Gras der Savannah galoppirten, die Weiber aber, mit ihren Schlägeln bewaffnet, uns umringten und befremdet anſtaunten. — Tony, der Held, Haity's Befreier, ſtatt den Sprecher zu machen, und uns bei ſeinen Landsmänninnen eine freundliche Aufnahme zu verſchaffen, verbarg ſich unter der Ruderbank, und kam erſt wieder zum Vorſchein, als er bemerkte, daß keine Gefahr für uns zu fürchten ſei, die Weiber zwar erſt ängſtlich auf uns hinein ſprachen, als ſie aber erfuhren, daß wir Amerikaner wären, freundlicher wurden, uns neckten und herumzogen, und mit der größten Unbefangenheit unſer Boot und unſere Taſchen unterſuchten. Ihre Sprache, ein Gemiſch von ſchlechtem Franzöſiſch und ihrer afrikaniſchen Mutterſprache, war unſerem Ohre fremd, und unſer bischen Franzöſiſch ihnen wo möglich noch unverſtändlicher. — Tony war der Einzige, der ſich mit ihnen unterhalten konnte, und bald war er im vollen Zuge; — daß auch bei dieſen Naturkindern unſer Held ſich ein Anſehen zu geben verſuchte, bemerkten wir bald, ohne auch nur ein Wort ſeiner Creolenzunge zu verſtehen, denn nach einer kurzen Unterredung mit den Negreſſen kommandirte er uns friſch weg, wie nur irgend ein Bootsmann hätte thun können. Wir rollten die Fäſſer am Ufer aufwärts, bis oberhalb des Waſchplatzes, und füllten ſie dort mit Waſſer, wobei uns die ſchwarzen Damen nach Kräften behülflich waren, und zur Erwiederung von unſerem Tabak ihre kleinen Rohrſtummel ſtopften, und ſich zu uns ſetzten, die wir nach vollbrachter Arbeit uns im Graſe lagerten und an köſtlichen Orangen labten, die in Menge am andern Ufer des kleinen Fluſſes auf hochſtämmigen Bäumen wuchſen. Am meiſten verwunderte mich die Unbefangenheit der armen Geſchöpfe, die zum größten Theile wie ſie die Natur erſchaffen, zum kleinen Theile nur mit dürftigen Schürzen bedeckt, unter uns verkehrten. Nur eins der Mädchen, eine junge Mulattin von ungefähr 12 Jahren, hatte ſo viel natürliches Schamgefühl, bei unſerer Annäherung ihr Kleid, welches am Ufer lag, aufzunehmen und ſich hinter einem Gebüſch zu bekleiden. — Kaum hatten wir uns gelagert, ſo kamen durch die Savannah ein Dutzend rüſtiger, mit Hirſchfängern (Manſchetta's) und Prügeln von Affencocos (Cocomacaque) bewaffnete Neger, die durch überflüſſige Kleidung eben ſo wenig beſchwert waren als die Frauen, auf uns zu geſprungen, um die Ihrigen zu beſchützen; da ſie aber ſahen, daß wir in friedlicher Abſicht gekommen waren, lagerten ſie ſich zu uns, nahmen uns den Reſt unſeres Tabaks ab, und ſandten einen von ihnen nach den Hütten, um von dort Yams und Bananen zu holen. — Die Frauen machten mittlerweile ein Feuer an, röſteten Fiſche, und ſtaunten über die Schnelligkeit, mit welcher Fiſche, Yams und Bananen vor ihren Augen verſchwanden; da ſie aber durch Tony erfuhren, welch' lange Faſtenzeit wir hatten erdulden müſſen, ſuchten ſie durch betrübte Mienen und Streicheln der Backen und Schultern uns ihr Bedauern zu erkennen zu geben. — Die Kinder, die vorher geflohen waren und die Männer herbei gerufen hatten, näherten ſich ebenfalls wieder, blieben aber ſtets in gewiſſer Entfernung, um den Rücken zu ſichern. — Durch Hinweiſung einer Kupfermünze ſuchte ich einen der kleinen Wollköpfe an mich zu locken, und durch Schmeicheleien beherzter zu machen, als plötzlich die Mutter deſſelben, eine häßliche Negerin, aufſprang, den kleinen Balg wegriß, ihn mit ſeiner Stumpfnaſe einige Male in's Gras drückte, ihm dann in's Geſicht ſpie, und mich durch Tony bat ihn ebenfalls anzuſpucken, damit durch meine Schmeicheleien der Loupe-garou (Währwolf) nicht Macht über den Kleinen erhielte. Nachdem ich dieſes gethan und ferner, nach Vorſchrift, den dickbäuchigen Schlingel mit einer Münze den Nacken gekratzt und ſie ihm dann geſchenkt, beruhigte ſich die geängſtigte Frau, nahm die Münze in Verwahrung und ſagte, daß ſie in der Hütte ein Loch durch dieſelbe ſchlagen, eine Aloefaſer dadurch ziehen, und ihrem Söhnlein anhängen wolle, damit der Zauber ſpäter nicht wiederkehre, und dem Kinde vampyrartig das Blut ausſauge! — Faſt zwei Stunden hatten wir bei den herzigen Naturmenſchen verweilt, und der hohe Stand der Sonne mahnte uns zur Rückkehr. — Mit Mühe brachten wir die Fäſſer in's Boot, und rüſteten uns zur Abreiſe; die ganze Schaar ging mit uns zu unſerem Landungsplatz, und auch die Wäſcherinnen, die wieder an ihre Arbeit gegangen waren, warfen ihre Schlägel an's Land und folgten uns. — Sonderbar kam mir die Art der Neger, die Wäſche zu reinigen vor, doch ſoll ſie auch in einigen Theilen Frankreichs nicht ungewöhnlich ſein. Die Wäſcherinnen entkleiden ſich nämlich, — nehmen die ſchmutzige Wäſche und ſuchen ſich im nächſten Fluſſe einen bequemen Platz, wo ſie einen breiten Stein zu ihrer Waſchbank machen; — jetzt feuchten ſie das Zeuch an, indem ſie mit der linken Hand Waſſer darauf ſprützen, und mit der rechten, in welcher ſie einen breiten hölzernen Schlägel haben, wacker auf die Wäſche lospochen; — ſtatt der Seife benutzen ſie größtentheils ſaure Orangen, deren Saft mit dem Schweiße der zu reinigenden Kleider eine Art Seife bildet, und die Wäſche wird durch dieſe Art der Behandlung reiner und ſchöner, als durch Waſchen mit warmem Waſſer und Reiben, obgleich weder Baumwolle noch Leinen ſonderlich dabei gewinnt. —

Nachdem wir mit Allen Hände geſchüttelt, ſtießen wir ab und ruderten das Flüßchen abwärts, gefolgt von allen unſeren neuen Bekannten, die längs dem Ufer eine weite Strecke mitliefen und laut jubelten und ſchrieen, als wir ſie mit dreifachem „Hurrah“ zum Abſchied ſalutirten. —

An der Mündung erwartete uns ein, unter Mangle-Gebüſch halb verborgenes Canoe, in welchem zwei nackte Schwarze, mit gelben Kopftüchern und breiträndigen Strohhüten, und ein Mulatte in franzöſiſcher Uniform, ſich befanden; — ſie riefen uns an, da wir aber keine Notiz von ihnen nahmen, ſondern munter dem Ausgang des kleinen Hafens zuruderten, auf der Barre

Digitized by Google

angekommen aber ſämmtlich ausſtiegen, und das Boot über den Sand fortſchieben mußten, folgten ſie uns bis an's Schiff, wo uns der Kapitän wegen unſeres langen Auſſenbleibens eben nicht auf's freundlichſte empfing, ſich aber lange mit dem farbigen Offizier herumſtritt. Wir ſollten den Anker lichten und die Küſte verlaſſen, da zu fürchten ſtänd, wir hätten nur des Schmuggelns wegen vor dem Hafen geankert! — Wider unſer Vermuthen fügte ſich der Kapitän, der uns immer mehr ein Räthſel wurde, — wir entfernten uns noch denſelben Abend, beſchloſſen aber, da wir hier keine Lebensmittel zu kaufen bekommen konnten, nach **Port au Prince** zu ſegeln, wo wir, vom Winde begünſtigt, glücklich am nächſten Nachmittag vor Anker gingen *).

Die mittelalterlichen Burgen.

Zu den eigenthümlichen Zierden einer deutſchen Landſchaft gehören die Burgruinen, die bald von einem hohen Berge herniederſchauen, bald einen niedern Hügel krönen; dort ſtehen auf einer Felſenkuppe gewaltige Mauern, feſt und maſſiv, wie das Geſtein, in dem ſie zu wurzeln ſcheinen, und dort ragt aus dunkler Tannenwaldung ein hoher Wartthurm hervor, weit hinausſchauend über Hügel und Thal. Wir blicken mit einem gewiſſen Grauen in die düſtern Trümmer, und wandeln wir wiederhallenden Schrittes durch das gebrochene Thor, ſo iſt es uns, als müſſe einer der Starken, die hier gewohnt haben, hervortreten; dieſe einſamen Mauerreſte beurkunden die Kühnheit der Herren, die da oben ſaßen und ſtolz niederſchauten auf die Dörfer, die ihnen dienten; ſie ſind ſprechende Denkmale der Zeiten, welche über unſer Vaterland weggegangen ſind. Die älteſten Burgen ſind die aus dem 8ten Jahrhundert; deren ſind aber nur ſehr wenige, denn damals fingen die Gewaltigen erſt an, ſich auf den Höhen anzuſiedeln und „wehrliche“ Häuſer zu gründen. Die Bauart dieſer älteſten Burgen iſt ſehr roh, die Steine ſind unbehauen, die Schießſcharten und Lichter unregelmäßig vertheilt, man ſieht es deutlich, daß es die erſten Verſuche vaterländiſcher Baukunſt ſind. Eine ſolche Burg war eigentlich nur ein gewaltiger, viereckiger Thurm, deſſen Seiten in der Regel 40—50′ meſſen, während die Höhe beinahe auf das Doppelte anſteigt; die Dicke der Mauern wechſelt von 8—16′. An die meiſten dieſer Burgthürme ſchloſſen ſich feſte Ringmauern an, welche nach Maßgabe der Oberfläche, auf welche das Gebäude gegründet iſt, einen Halbkreis oder Viereck bilden und den Hofraum umgeben. Der Zugang zu der Burg iſt mit einem breiten und tiefen Graben durchſchnitten, über den vor Zeiten eine Zugbrücke führte; bei ſolchen, die auf ſteilen Bergen oder jähen Felſen liegen, bedurfte es freilich des Grabens nicht.

Innerhalb des Hofraums waren die Stallungen an die Ringmauer angebaut; da hatten auch die Knechte ihr Nachtlager. In dem Hofe ſtand gewöhnlich auch eine Kapelle, in welcher dann und wann Gottesdienſt gehalten wurde. Der Burgthurm ſelbſt beſtand gewöhnlich aus 3 oder 4 Stockwerken; der Eingang, nur eine Thüre, nie ein Thor, war nie zu ebener Erde, ſondern bei den älteſten erſt in einer Höhe von 40 bis 50 Fuß, bei den ſpäteren von nur etwa 15; zu dieſer Thüre gelangte man auf einer hölzernen Treppe, welche im Nothfalle weggenommen werden konnte, ſo daß der Feind nur durch angelegte Leitern zur Thüre emporſteigen konnte.

Das unterſte Geſchoß des Burgthurms war der Keller, in welchem die Vorräthe aufbewahrt wurden; hier war, wenn nicht im Burghofe, ein tiefer Sodbrunnen, und in einer Ecke ein tiefes Loch, das ſogenannte Verließ, in welches die Gefangenen an Stricken hinuntergelaſſen wurden; dort erwartete ſie der Hungertod, wenn ihnen nicht ſpärliche Biſſen in das feuchte Loch hinabgeworfen wurden. Dieſer unterſte Raum erhielt nur durch wenige enge Schießſcharten ein ſpärliches Licht.

Durch eine Fallthüre gelangte man in das zweite Stockwerk, die Küche, welche wiederum den ganzen Geviertraum einnahm; der Herd war ein großes Kamin, ohne alle Spur von künſtlicher Feuerung. Die Küche war der Wohnort der Mägde, deren Betten in ſtarken Wandſchränken verborgen waren. Auch die Küche war durch wenige Schießſcharten erleuchtet; in einigen Burgen gehen dieſe ſchief abwärts, wahrſcheinlich um den anſtürmenden Feind mit ſiedendem Waſſer übergießen zu können.

Eine enge Wendeltreppe führte aus der Küche in den oberen Stock, der Wohnung und zugleich Schlafkammer der adeligen Familie, und wieder den ganzen Geviertraum einnehmend. In älterer Zeit vertrat ein großer Feuerherd die Stelle des Ofens, der im 14ten und 15ten Jahrhundert in die Mitte der Stube gebaut und mit mehreren Stufen umgeben wurde, damit im Winter ein jedes Familienglied ein warmes Plätzchen einnehmen konnte. Durch die dicken Mauern ſind die Fenſteröffnungen geſprengt, nach innen bogenförmig gewölbt, nach außen in ein ſchmales Rechteck zulaufend. Dieſe Fenſterniſchen boten bei der großen Mauerdicke einen Raum ſo groß als die Erker, welche wir noch in alten Städten ſehen; da arbeiteten die Mutter und die Töchter des Hauſes, und da mag auch der alte Vater in einer Chronik oder einem Liederbuche geleſen haben. In jüngeren Burgen führte die Wendeltreppe in ein Stockwerk, den ſogenannten Ritterſaal, in welchem die Gäſte bewirthet wurden. Da hingen auch die Rüſtungen an der Wand, da prunkten die Trophäen der Jagd und des Krieges, deren ſich der Hausherr beim

*) Dieſe Bilder aus Haity werden fortgeſetzt, dabei aber immer jeder Abſchnitt ein Ganzes bilden. Sie haben vor andern Schilderungen den Vorzug der **Wahrheit**; der Verfaſſer, der ſich durch mehrere gediegene Werke über Amerika bedeutenden Ruf gewann, erzählt nur ſelbſt Geſehenes und Erlebtes, und zwar auf eine Weiſe, die ihm unter unſern Leſern gewiß viele Freunde erwerben wird. Die Red.

Feſtgelage wohl oft berühmen mochte! Ob dieſem Saale, auf der Warte, ſaß der Wächter, deſſen Horn in jenen unruhigen Zeiten den Burgbewohnern öfter die Annäherung der Feinde als willkommener Freunde verkündigte.

So waren die älteſten Burgen und auch die ſpäteren Sitze des niederen Adels beſchaffen, die Burgen des hohen Adels aber waren ſtattlichere Gebäude. So bildet z. B. die alte Grafenburg von Thun ebenfalls ein regelmäßiges Viereck und beſteht aus einem gewaltigen Thurm, deſſen Mauern 15' Durchmeſſer haben. An jeder Ecke erhebt ſich ein runder, ſchlanker Thurm, von gleicher Höhe wie der Schloßthurm. Der alte Eingang in die Burg befindet ſich auf der Oſtſeite, mehr als 40' über dem Burghofe; zu dieſer Thüre führt eine ſteinerne Treppe hinauf, welche in einer hölzernen Laube endigt, die weggenommen werden kann, ſo daß jeder Zugang unmöglich war. Den unterſten Raum nimmt der Keller ein, den zweiten die Küche, wo das Kamin groß genug iſt, um ein ganzes Rind darauf braten zu können. Der Küchenraum mißt 60' in der Länge und 45' in der Breite und iſt 26' hoch; durch hohe Bogenfenſter, welche in die nördliche und ſüdliche 15' dicke Mauer in regelmäßiger Entfernung gebrochen ſind, erhält er das nöthige Licht. Aus der Küche gelangt man auf einer Wendeltreppe in einen Saal, und auf dieſen folgt ein zweiter; auch dieſe Säle, deren Beſtimmung leicht einzuſehen iſt, ſind durch hohe Bogenfenſter erleuchtet. Eine enge Wendeltreppe im ſüdlichen Eckthürmchen führt auf den Söller, der zu Gefängniſſen eingerichtet war; auch die drei anderen Eckthürme enthalten nur Gefängniſſe, in deren einem man noch die Folterwerkzeuge ſieht. Starke Ringmauern, mit Thürmchen verſehen, ſchließen den Hofraum ein, in welchem ein über 100' tiefer Brunnen iſt; da ſteht auch eine Kapelle und die nöthigen Oekonomiegebäude. Ein tiefer Graben oder Zwinger umgibt die Ringmauer als äußerſtes Feſtungswerk.

Viele Burgen hatten einen hohen, runden oder viereckigen Wartthurm, der gewöhnlich da ſieht, wo der leichteſte Zugang der Burg iſt, er flankirt alſo das Thor. Solche Burgen, die auf unzugänglichen Felſen ſtehen, hatten in der Regel keine Hofmauer, und das Fundament des Wohnhauſes war in den Felſenrand eingelaſſen.

Das waren die feſten Herrenhäuſer des Mittelalters, und vor der Erfindung des groben Geſchützes war es keine kleine Aufgabe, eine bedeutendere Burg (es gibt deren, die über 30,000 □' einnehmen) zu erobern, wenn die Beſatzung „ihr Beſtes“ that; da war der Hunger am Ende der einzige Feind, der durch Graben und Thurm nicht abgehalten werden konnte. Nur ſolche Burgen, die nicht auf Felſengrund ſtanden, fielen einem zahlreichen und thätigen Feinde bald in die Hände, weil dieſer Mauer und Thurm untergrub, das untergrabene Fundament mit Balken ſtützte und dieſe dann durch langſames Feuer verkohlte; dann mußte Mauer oder Thurm ſtürzen und dem Feinde eine weite Sturmlücke öffnen. Die Burgthürme des niederen Adels, wie wir einen beſchrieben haben, konnten keinem gerüſteten Feinde widerſtehen, wenn ſie nicht gänzlich unzugänglich waren; denn, wenn eine ſolche Burg „genöthigt wurde,“ ſo zielten die Pfeilſchützen auf jede Schießſcharte, die andere Mannſchaft ſchleuderte einen Steinhagel auf die Zinnen oder Feuerbrände in der Windrichtung, während Brecheiſen und Stoßmaſchinen die dickſte Mauer durchbrachen. Solche Burgen ſchützten gegen kleinere, ſtreifende Schaaren, und wurden gegen größere gewöhnlich nicht vertheidigt, ſondern auf gute Bedingung übergeben.

J. Bumüller.

Die Marder, (Mustelae).

(Taf. 2.)

„Er hat ein Leben, ſo zäh wie ein Marder,“ — „er iſt munter wie ein Wieſel“ — ſind Ausdrücke, die im Munde des Volks leben, alſo ohne Zweifel bezeichnend ſind. Eben ſo berüchtigt iſt die Mordſucht dieſes zierlichen Thiergeſchlechts, welches im Grunde beſſer iſt, wie ſein Ruf. Es iſt wahr, in Hühnerhöfen, im Taubenſchlage ſind ſie unwillkommene Gäſte, die indeß durch einige Vorſicht wohl abzuhalten ſind. Wie viel Feldmäuſe indeß ein Paar Marder fängt, iſt kaum glaublich, und ohne dieſe ſchlechtbedankten Thiere möchte manche Feldmark empfindlichen Schaden leiden.

Oken rangirt ſie zu den ſchreitenden Schleichthieren. Ihr Repräſentant iſt

Der Edel- oder Baum-Marder (M. martes), deſſen Geſtalt und Größe allbekannt ſind. Er lebt in den Laub- und Nadelwäldern von ganz Europa, kömmt aber nur ſehr ſelten in England vor; im Norden Amerika's iſt er dagegen häufig. Seine Farbe iſt ein glänzendes Kaſtanienbraun mit goldgelber Kehle, die ihn vom Hausmarder, der eine weiße Kehle hat, unterſcheidet.

Er wohnt in hohlen Bäumen oder richtet ſich das Neſt eines Raubvogels oder ein Eichhornkobel zur Wohnung zu. Seine Nahrung ſind hauptſächlich Wald- und Feldmäuſe, doch ſtrebt er auch den Vögeln und ihren Eiern, jungen Haſen u. ſ. w. eifrig nach. Den Honig der Hummeln und Waldbienen ſpüren ſie auf, freſſen auch Waldkirſchen und Hanfſamen gern. Jung gefangen läßt er ſich zähmen und iſt dann äußerſt poſſierlich. Sein Pelz iſt ſehr geſucht, und er wird deßhalb von den Jägern, deren Freundſchaft er ſich durch Schädigung der niedern Jagd überhaupt nicht erworben, eifrig verfolgt. Er wird in Eiſen gefangen, in die man dürres Obſt oder ein Ei als Köder legt, die aber ſehr behutſam geſtellt werden müſſen, namentlich von keiner ſchwitzenden Hand berührt ſein dürfen, wenn der Marder ſie annehmen ſoll. Gemeiniglich findet man am andern Morgen ſeine Loſung oder Koth am Eiſen: reinigt nun ein unerfahrener Waidmann die Fangſtelle, ſo hoffe er nicht mehr, den ſcheuen

Lith Anst. v. C. Schach in Stuttgart. 1846.

Digitized by Google

Marder zu berücken; ſein Eiſen wird unberührt bleiben. Läßt man aber Alles wie es war und beobachtet die Falle nur von weitem, ſo wird er gefangen; beißt aber häufig den unten eingeklemmten Fuß ab, oder ſchleppt ein leichtes Eiſen, das nicht mit einer Kette befeſtigt iſt, weit fort. Ihn zu ſchießen iſt ſchwer; denn mit der Leichtigkeit des Eichhörnchens ſpringt er von einem Giebel zum andern, drückt ſich in Aſtgabeln, und hat ſich unbemerkt ſchon weit fortgemacht, wenn der Schütz noch angeſtrengt Aſt um Aſt durchſpäht. Sie werfen im April 3—4 Junge, die anfangs blind ſind.

Der Haus- oder Stein-Marder (M. foina), F. 2, iſt etwas kleiner, mit weißer Kehle, auch hat ſein Balg nicht das tiefe ſchöne Kaſtanienbraun des Edelmarders, ſondern ſieht in's Graue. Er iſt nicht ſo wild und blutdürſtig, wie dieſer und wohnt nicht in Wäldern, ſondern richtet ſich in öden Gebäuden, Heuſcheuern, Holzſtößen, Löchern von Stadtmauern ꝛc. gern ſeine Wohnung zu. Seine Nahrung hat er mit Vorigem gemein, doch macht die Nachbarſchaft ihn für die Taubenſchläge und Geflügelſtälle gefährlicher. Von dem, was er nicht fortſchleppen kann, frißt er nur das Hirn, wenn er das Blut ausgeſogen hat. Kleineres Geflügel aber rupft er gehörig ehe er es frißt. Durch die Elaſticität ſeines Knochenbaues iſt er im ſtande, ſich durch ſehr kleine Oeffnungen zu zwängen, wenn ſie nur groß genug ſind, den Kopf durchzulaſſen. Seine Hauptnahrung ſind ebenfalls die Mäuſe, wodurch er den Schaden, den er anrichtet, reichlich erſetzt, doch naſcht er gern Frühkirſchen, die oft auf unbegreifliche Art durch ihn verſchwinden, wenn man ſich der Erſtlinge zu erfreuen gedachte. Auch Vogelbeeren und Dürrobſt verſchmäht er, zumal Winters, nicht. Er nimmt leichter ein Eiſen an, wie der Edelmarder; iſt ſein Aufenthalt aber Winters im Schnee eingekreiſt, ſo ſchickt man Leute mit Stöcken auf den Heuboden und trägt einen guten Dachshund hinauf, der ihn bei dem Lärm und Klopfen bald aufſtört und verhindert, einen andern Schlupfwinkel zu ſuchen. Flieht er nun auf's Dach, ſo erlegt ihn ein mit nicht zündendem Kälberhaar geladener Schuß; auf dem Boden wird er aber durch einen guten Hund bald eingeholt und erwürgt, ob er ſich gleich ſcharf wehrt und oft am Hund verbeißt. Sein Pelz iſt geſchätzt.

Der Iltis (M. putorius), F. 3. Er bewohnt ganz Europa, mit Ausnahme der kälteſten Gegenden; wohnt in hohlen Bäumen, Felsſpalten, Holzſtößen, trockenen Abzuggräben, alten Fuchsbauen u. ſ. w. Auch er vertilgt eine Unzahl von Mäuſen und Ratten, iſt aber gleichfalls dem Geflügel ſehr gefährlich und trägt von Eiern ſich einen ganzen Vorrath ein, indem er ſie unter der Kehle hält und behende forträgt. Zur Zeit der Noth fängt er Heuſchrecken, Fröſche, Schnecken u. dergl., weiß aber auch geſchickt zu fiſchen und die Bienenſtöcke zu benaſchen. Er trabt nie, ſondern bewegt ſich ſtets in hüpfendem Galopp, iſt äußerſt liſtig und gewandt, und von unendlich zäher Lebenskraft. Seine Stimme, die er vorzüglich zur Ranzzeit im Februar oder gezähmt in Schreck oder Zorn hören läßt, gleicht einem heiſern Lachen. Jung gefangen wird er ſo zahm wie eine Katze, und ſtreicht, wie dieſe, im Hauſe herum. Wird er gereizt, ſo gibt er aus zwei Drüſen, ſeitlich vom Aſter, einen äußerſt widrigen Geruch von ſich, der an jedem Gegenſtande lange haftet, aus Wolle und Federn aber kaum zu verbannen iſt. Dieſer Geſtank, den ſelbſt das Gerben nicht ganz zu tilgen vermag, iſt es, der ſeinen hübſchen braunen Balg, mit weißen bezeichnenden Ohrenrändern, ſo gering im Werth ſtellt. Gezähmte haben ungereizt gar keinen Geruch und ſind keine unangenehme Stubenburſchen. Ein Student hielt einen Iltis, der beim Eintritt eines Fremden den Kopf erhob und laut gellend lachte, dann aber ruhig ſich wieder zuſammenrollte. Mit der böſen Dogge eines Hausgenoſſen hatte er Kameradſchaft geſchloſſen und oft ſah man, wie der Hund ſich vor ſtellte und der Iltis aus einer langen engen Abzugröhre ihm die Ratten, die des Hauſes Plage waren, zutrieb. Jedesmal, wenn eine erwürgt war, ſprang der Iltis in weiten Bogenſätzen, den buſchigten Schweif ſchwingend, um den Verbündeten her und lachte in triumphirenden grellen Tönen. Sein Herr, ein Mediciner, verſuchte ihm die fatalen Stinkdrüſen zu exſtirpiren, woran das arme Thier ſtarb.

Das Frettchen (M. furo). Es iſt wild nirgend bekannt, ſondern wird von den Jägern nur zur Kaninchenjagd gehalten, die es mit Eifer aus den Bauen in die davor geſtellten Netze jagt. Es hat gelblichte Farbe und rothe Augen, weßhalb man es für einen Albino des Iltis hält, mit dem es ſonſt in Geſtalt, Größe und Sitten übereinſtimmt. In England paart man es mit dem Iltis, um muthigere, beutegierigere Junge zu erhalten.

Schon Ariſtoteles, Plinius und Strabo kannten es und die Kaninchenjagd mit ihm, die vorzüglich auf den balearischen Inſeln beliebt war, von wo man ganze Schiffsladungen Kaninchen nach Rom ſandte.

Das Wieſel (M. vulgaris), F. 4. Ein kleines äußerſt nettes und bewegliches Thierchen, welches auf der ganzen nördlichen Erdhälfte heimiſch iſt. Es bewohnt Steinhaufen, Höhlen unter Baumwurzeln, Maulwurfsgänge, Ställe ꝛc., wo es in ein weiches Neſt im April 4—5 blinde Junge ſetzt. Es klettert vorzüglich, und ſtöbert in raſchem zierlichem Lauf alle Winkel durch, viſitirt hier ſchnell ein Mausloch und erhebt nach wenig Augenblicken in ganz unvermutheter Richtung das nette Köpfchen ſpähend aus dem Graſe, ſchlüpft dort in einen Steinhaufen, und glaubt es der täppiſche Verfolger gewiß zu haſchen, ſo blinken die hellen ſchwarzen Aeuglein aus dem Gipfel eines Baumes ſchon herab. Es erwürgt eine Unzahl Mäuſe in den Löchern und trägt die gemachte Beute nicht zwiſchen den Zähnen, ſondern unter dem Kinn fort. Statt aber ihm hiefür dankbar Schutz zu gewähren, verfolgt der Aberglaube unter albernen Vorwänden das nette Geſchöpf. Es ſei giftig, behauptet der Schäfer, der als Arzt berühmt

Digitized by Google

iſt, und habe Den und Jene im Schlaf in die Zehe gebiſſen, daß er ſelbſt es nicht habe kuriren können. Es war aber ein Vipernbiß. Meiner Kuh ſäuft das Wieſel die Milch aus, erzählt eine Hausfrau, die nicht weiß, daß Reinlichkeit Milch gibt, oder nicht glaubt, daß die Magd Milch in den Abendkarz bringen muß. Ein Jäger aber hat in Döbel's Forſt- und Jagdpractica geleſen, daß es dem Bären ſich in's Ohr beiße bis er zu Tod gehetzt ſei, daß es dem Elennthier die Halsadern im Lauf abfreſſe, daß es verblute. So thue es hier zu Land den Hirſchen auch, die ihm indeß gewildert wurden, während er zechte.

Sein braungelbes Fellchen wird in kalten Wintern weiß, bis auf die ſchwarze Schwanzſpitze, welches Gelegenheit gab, es mit dem größeren Hermelin (M. erminea), Fig. 5, zu verwechſeln, welches faſt eben ſo häufig iſt, doch mehr in den Wäldern und im Felde ſich aufhält, nur zur Winterzeit in bewohnte Orte und Gebäude geht und in der Lebensart dem gemeinen Wieſel ziemlich gleich kömmt. Es iſt jedoch merklich größer und verhält ſich zu jenem, wie der Hausmarder zum Edelmarder.

Auch das Wieſel läßt ſich zähmen, beißt aber bei jedem Anlaß ſehr empfindlich.

Der Zobel (M. zibellina). Eines unſerer berühmteſten Pelzthiere, welches im nördlichen Aſien die Stelle unſeres Marders ſo einnimmt, daß mehrere Naturforſcher glauben, beide ſeien nur Abarten deſſelben Geſchlechts. Doch fehlt dem ſchwarzbraunen Pelz des Zobels die weiße oder gelbe Kehle, auch iſt er kleiner.

Früher war er in Sibiriens ungeheuern Wäldern ſehr häufig; fortgeſetzte planmäßige Verfolgung hat die Menge aber bedeutend gelichtet und in die unzugänglicheren Gebirge gedrängt. Schon 1546, als Geßner und Agricola von ihm unter der Benennung Cebalus, Sabal, Zobal ſchrieben, koſteten 40 Stücke tauſend Goldgulden. Jetzt wird ein ſchöner ſchwarzer Balg mit 70 Rubel bezahlt, und ein ganzer Pelz kömmt 10,000 Rubel.

Es iſt ein hurtiges, liſtiges Thier, welches muthig auch weit größere angreift und zu ſeiner Beute macht. Er würgt Haſen, Geflügel und Mäuſe, folgt der Spur des jagenden Bären, um Theil an der Mahlzeit zu nehmen, frißt aber auch gern Beeren, von welchen er auch einen Vorrath in hohle Bäume, in denen er niſtet, einträgt. Er iſt leicht zähmbar, bleibt aber ſtets biſſig und läßt ſich nicht gern anrühren. Bei Gewittern macht die Electricität ſie ſehr ſchläfrig und betäubt, ſonſt ſpielen ſie gern poſſirlich mit einander.

Die Jagd wird planmäßig in Geſellſchaften betrieben, die ſich einen Attaman oder Oberhaupt wählen. Iſt im September alles — Nahrungsmittel, Fallen ꝛc. in Bereitſchaft, ſo geht der Zug auf Schlitten und Schneeſchuhen den Flußufern nach, in das gewählte Revier. Hier wird, an ſchicklichem Platz, eine große Hütte errichtet und die Geſellſchaft in kleinere Kameradſchaften getheilt, die ſich zerſtreuen, kleinere Hütten erbauen und zum Fang ausziehen. Der Zobel wird nun in Fallen und Schlingen gefangen, oder mit ſtumpfen Bolzen vom Bogen geſchoſſen, um den Balg nicht zu verletzen. Hunde helfen die Thiere einzukreiſen und auf Bäume zu treiben. Die Verbannten ſo wie die Eingeborenen müſſen einen Tribut von Zobeln an die Krone Rußland liefern, welche aber auf dieſe Weiſe viele ſchlechte Waare bekömmt, weil die Chineſen, die beſſere eintauſchend, beſtändig ſich dort umhertreiben. Daß eine ſo theure Waare vielen Verfälſchungen ausgeſetzt iſt, braucht wohl kaum geſagt zu werden: doch ſollen die Kaufleute auch eine ſehr ſcharfe Kenntniß derſelben haben, ſo daß ſie ſogleich die Gegend zu nennen wiſſen, aus der der Balg kömmt u. ſ. w. Alte Zobelpelze verbleichen mit der Zeit. China, Perſien und die Türkey bekommen die meiſten und ſchönſten trotz aller Wachſamkeit der Koſacken.

Ein anderes Pelzthier dieſer Gattung wird von den Pelzhändlern Perawjäska und Peravoſtſchik genannt. Es hat einen geſcheckten, ſehr theuren Balg, den man früher, der Flecke wegen, Salamanderpelz nannte. Seine Naturgeſchichte iſt noch völlig unbekannt.

Das Zorill (M. zorilla). Am Vorgebirge der guten Hoffnung lebt ein marderähnliches Thier von der Größe des Iltis, mit braunem Balg, über den von der Naſe zum buſchigen Schwanz vier weiße Streifen laufen. Es wohnt in Felslöchern und hohlen Bäumen, jagt Mäuſe, Vögel, Schlangen und Fröſche, und wird het Duivelskind — Teufelskind — genannt. Dieſen fatalen Namen hat es von einem unbeſieglichen Vertheidigungsmittel erhalten, mit dem es ausgeſtattet iſt. Jedem Angreifer ſpritzt es aus zwei Drüſen, die neben der Afteröffnung liegen, 16—20 Schritte weit, eine gelbgraue Flüſſigkeit entgegen, die von ſo erſtickendem Geſtank iſt, daß Menſch und Thier die Naſe in der Erde verbergen, oder fliehen muß. Dieſer Geſtank ſoll alles hinter ſich laſſen, was die Natur in ſolcher Art ſonſt hervorgebracht hat, und haftet ſo feſt am berührten Gegenſtande, daß man die Kleider wegwerfen muß, Menſchen und Hunde aber, die beſpritzt wurden, mit allem Waſchen und Reiben Wochen lang nicht davon zu befreien ſind. Es iſt daher ganz erklärlich, wie Menſchen und Thiere dem Träger dieſer Wehr reſpektvoll ausweichen, und ihn unverfolgt laſſen. Zum Glück iſt das Zorill ſehr ſcheu und flieht die Wohnplätze der Menſchen, die es ſonſt veröden würde.

In Nord- und Süd-Amerika gibt es gleichfalls Stinkthiere, die wahrſcheinlich einer Gattung angehören. Am Orinoko werden ſie Chinche, in Mexiko Conepatl und Tepe-maxtla genannt. Alle haben weiße Längsſtreifen auf dunkelm Grunde, und die Lebensart der Marder. Sie können die ſtinkende Flüſſigkeit nicht ſo weit, wie das Zorill, ſpritzen, weßhalb die Indianer ſie mit einer langen Ruthe ſo lange ſchlagen, bis ihre verpeſtende Kraft erſchöpft iſt, und ſie dann tödten und eſſen. Auch zähmen läßt ſich der Chinche, und gebraucht dann ſeine infernaliſche Wehr nur, wenn er gereizt wird. Tritt ein Fremder herein, ſo erheben ſie

Digitized by Google

ſogleich den buſchigten Schwanz, alle Augenblicke bereit, ihre entſetzliche Batterie zu entladen. Die Hütte, in der ſie ihren Geſtank auswarfen, muß verlaſſen werden. Schmidt.

Verhältniß der Weißen in den ſpaniſchen Kolonien Weſtindiens.

Die ungeheuren bis zur letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts der Krone Spaniens durch die Tapferkeit der Nation gewonnenen Beſitzungen in Amerika bieten während deſſelben, und auch noch im Anfange des folgenden eine eben ſo ſchnelle Entwickelung, wie die ſpäter zu mächtigen Staaten ſich ausbildenden Kolonien der Engländer; im Laufe des erſteren Jahrhunderts begann eine Blüthe, welche im Fortgange aufgehalten, für dieſe Kolonien auch im Stillſtande eine ſolche Menge Hülfsquellen geſchaffen hatte, daß die daraus gezogenen Einkünfte und andere Hülfsmittel dem Mutterlande noch immer die Stellung einer europäiſchen Macht bewahrten, und die Zerrüttung und Verarmung der ſpaniſchen Nation längere Zeit aufhielten, als letztere den wahren Reichthum, und eine auf natürlichen Grundlagen beruhende Kraft ihrer Regierung ſchon lange verloren hatte. Bei der erſten Kolonisation Amerika's äußerte die frühere, von Carl V. untergrabene Verfaſſung Spaniens noch in ſo weit ihre Rückwirkung, daß eine, in alle Einzelnheiten des Lebens eingreifende Staatsgewalt, weder die Thätigkeit der erſten Koloniſten in mannigfacher Weiſe hindern, noch jenes Ausſchließungsſyſtem in Betreff der Spanier durchführen konnte, wodurch allein die Begünſtigten der Regierung an den Vortheilen Amerika's Antheil erhielten.

Eben ſo erſtaunenswerth, wie die Eroberung, iſt die Thätigkeit der erſten Koloniſten in dem Anbau des Landes. Die Eroberer ſelbſt, vereinzelt, und auf weitläufigen Gütern angeſeſſen, ſcheinen überall, ſobald die ſpaniſche Herrſchaft geſichert war, den Ackerbau mit demſelben Eifer betrieben zu haben, wie ſie das Schwert kurz vorher geführt hatten. Beſonders ſtrebten ſie ſämmtlich, die Erzeugniſſe ihres Vaterlandes in den neuen Erwerbungen heimiſch zu machen. Cortez ſchrieb ſogar noch während des Kampfes an Carl V., man ſolle ihm Sämereien aus Spanien ſchicken. Nach ſeiner Rückkehr aus Europa, pflanzte er auf ſeinen Gütern zuerſt den Oelbaum, und machte den Verſuch, die Seidenzucht in Mejiko einzuführen; Pizarro ſelbſt hatte in Lima die erſten Orangen in ſeinem Garten geärntet. Alle europäiſchen Obſtſorten wurden angepflanzt, wo es das Klima der Anden unter trockenem Himmel erlaubte; eben ſo europäiſches Getreide und Gemüſe. Gegen 1560 aßen bereits die Spanier in den Städten von Peru und Mejiko allgemein Weizenbrod; ſogar der Roggen, in Spanien ſelbſt nicht gewöhnlich, wurde in den kälteren Gebirgsgegenden Peru's und Mejiko's gebaut, wo reiche Bergwerke einen großen Zuſammenfluß von Menſchen bewirkt hatten, und wo das Klima keinen andern Getreidebau erlaubte. Aus dem Werke von Garcilaſo de la Vega (im Anfange des 17ten Jahrhunderts geſchrieben) erſieht man, daß die Gewinnung einer neuen europäiſchen Frucht ein allgemeines Feſt unter den Koloniſten einer Gegend veranlaßte; beſonders war dies in Hinſicht des Weines der Fall, von welchem der erſte 1560 in Cuzko aus canariſcher Rebe gewonnen wurde. Eben ſo ſorgfältig legten die Koloniſten auf dem neuen Feſtlande Hanf- und Flachs-Pflanzungen an, und ließen die Indier die Zubereitung der gewonnenen Stoffe lehren; gleicherweiſe theilten ſich die Koloniſten ihre Erzeugniſſe einander mit. Kartoffeln wurden 1570 von Peru nach Mejiko verpflanzt, Zuckerrohr um dieſelbe Zeit von S. Domingo nach Venezuela, wahrſcheinlich auch dorthin der Cacao aus Mejiko. Mit gleicher Sorgſamkeit brachten die Spanier ihre Hausthiere nach den neuen Beſitzungen hinüber. Zwanzig Jahre nach der Eroberung von Mejiko verſchwanden die unter den Azteken gewöhnlichen Laſtträger auf der Straße nach Veracruz, und wurden durch Maulthiere erſetzt. Schafe wurden in Mejiko und Peru, Rinder und Pferde überall eingeführt, ſogar (ſpäter in Amerika wieder ausgeſtorbene) Kameele, aus der Canarie Lanzarote, um in den Sandwüſten von Peru und in den Steppen am Orinoko u.ſ.w. als Transportmittel zu dienen. Die Klöſter blieben nicht zurück, und nahmen an der Kultur des Bodens, ſowie in der erſten Civiliſation der Indier dieſelbe Stellung ein, wie in Europa während der erſten Jahrhunderte nach dem Sturz des römiſchen Reiches. Ihre Gärten und Grundſtücke bildeten gleichſam Mittelpunkte, von wo die Kunde des europäiſchen Ackerbau's unter den Indiern, der niederen Volksklaſſe in den Kolonien, ſich verbreitete. So führte ein Nonnenkloſter in Peru zuerſt dort den Flachsbau ein, Klöſter in Mejiko den Bau europäiſcher Gemüſe und Korn. Im Verhältniß zu der ſpätern Zeit beſitzt man über dieſe erſte Koloniſation ziemlich genaue Nachrichten, und findet faſt überall, daß die Namen der Koloniſten, von welchen dergleichen Verpflanzungen ausgingen, als eben ſo ruhmwürdig wie die der erobernden Krieger aufbewahrt wurden. — In ähnlicher Weiſe zeigte ſich ein durchaus nicht niedriger Stand der Induſtrie: 1535 hatten die Spanier auf St. Domingo Zuckermühlen mit Waſſerrädern; gegen 1590 entſtanden große Tuchfabriken in Mejiko, wo die Indier für Tagelohn arbeiteten; charakteriſtiſch erſcheint es für die Folgezeit, daß die Kunde erſterer (der Zuckermühlen mit Waſſerrädern) gänzlich verloren ging, und daß dieſelben am Schluß des vergangenen Jahrhunderts als eine neue Erfindung wieder eingeführt wurden; daß ferner die Zahl der mejikaniſchen Tuchfabriken bis zur Erwerbung der Unabhängigkeit dieſelbe geblieben iſt, mögen auch hier noch andere Urſachen mitgewirkt haben, wie jener durch das ſpätere Syſtem bewirkte Stillſtand. In der Hauptinduſtrie der beiden größeren Reiche, im Bergbau, erreichten ferner die erſten Spanier eine Höhe, wie ſie bei den übrigen Nationen des damaligen Europa's

Digitized by Google

nicht ſtattſand. Die Amalgamation der Silbererze mit Queckſilber wurde 1557 von einem Bergmanne in Pachuca erfunden; dies Verſahren wurde 1540 und 1586 in Peru durch ſcharfſinnige Anordnungen ſo vervollkommnet, daß es bis zu den chemiſchen Entdeckungen in neueſter Zeit als das Beſte auch in Europa galt.

Der erwähnten Regſamkeit im Ackerbau und Induſtrie entſprach auch das ſchnelle Aufblühen der Städte, uud zwar mitunter ſogar in ſolcher Weiſe, wie man es gegenwärtig nur in den Vereinigten Staaten ſieht. Cortez hatte bei der Belagerung von Mejiko dieſe Hauptſtadt dem Boden gleich machen laſſen. Wenige Jahre nach der Eroberung erhob ſich auf den Trümmern die neue Stadt beinahe in derſelben Ausdehnung, wie die alte; die Bevölkerung ſoll am Schluſſe des 16ten Jahrhunderts ſchon eben ſo ſtark geweſen ſein, wie in der Mitte des 18ten. Daſſelbe galt von Cuzko, früher eine Stadt oon Strohhütten, gegen 1600 eine Stadt mit Paläſten. Genaue, ſtatiſtiſche Angaben fehlen; Lima ſoll jedoch 50 Jahre nach der Erbauung an 40,000 Einwohner gezählt haben. Panama war damals, durch den Handel von Peru mit Europa beſonders begünſtigt, wahrſcheinlich auch reicher und bevölkerter, wie ſpäter. Maracaybo, Santa Fe de Bogota, Cartagena, Caraccas, Buenos-Ayres u. ſ. w. entſtanden in jener Zeit, und erhoben ſich gleich anfangs theilweiſe zu größerer Bedeutung (z. B. Cartagena, als der Haſen von Nengranada, oder wie es damals hieß, des neuen Reiches [Nuevo Reyno]). Mittlere Städte wurden ebenfalls gegründet, beinahe alle, welche ſpäter bis in die neueſten Zeiten Bedeutung hatten, obſchon letztere nach dem Wechſel der Verhältniſſe ſich entweder verminderte, oder vermehrte. Eine der Haupturſachen des ſchnellen Wachsthums der damals gegründeten Städte lag übrigens, neben der Thätigkeit der Nation überhaupt, in den damaligen Verhältniſſen Spaniens. Die Koloniſten trugen nach Amerika die Municipal-Verfaſſungen des Mutterlandes hinüber. Als Carl V. die alte Verfaſſung Caſtiliens gelähmt, und die politiſche Bedeutung der Cortes vernichtet hatte, reichte ſeine Macht wenigſtens nicht ſo weit, daß er auch die Municipal-Freiheiten der ſpaniſchen Städte hätte untergraben können, welche ſich im unnmſchränkten Königthum bis auf die neueſien Erſchütterungen wenigſtens theilweiſe erhielten. Jene Municipal-Verfaſſungen wurden im Beginn der Koloniſation überall eingeführt. Die Gemeinden beſorgten ihre Angelegenheiten durch einen gewählten Stadtrath (Cabildo), deſſen Wirkſamkeit freilich durch die Staatsregierung oft genug beſchränkt wurde, der ſich jedoch in ſolcher Selbſtſtändigkeit erhielt, daß die Staatsveränderungen ſeit 1809 faſt überall in den jetzigen Republiken von jenen Stadträthen ausgehen konnten. Die größere Freiheit der erſten Koloniſten, im Vergleich mit dem ſpäteren Zuſtande, ergab ſich ſchon aus der Beſtimmung Carls V., daß die Stadträthe beim Tode eines Vicekönigs das Recht beſaßen, die Verwaltung des Landes für den Augenblick zu übernehmen, ein Privilegium, welches ſpäter ihnen ausdrücklich genommen wurde.

Endlich erwies ſich die Regſamkeit der Spanier, bis zum Schluß des 16ten Jahrhunderts, in kühnen Seefahrten und Reiſen, zur Entdeckung unbekannter Küſten, und zur Erforſchung derjenigen Länder, wo die Küſtenpunkte bereits bekannt waren. Jene Thätigkeit kam der jetzigen Wirkſamkeit Englands in ſo weit beinahe gleich, daß Seefahrten und Landreiſen nur zum Zweck der Erforſchung mitunter unternommen, mit erſtaunenswerther Kühnheit durchgeführt, und mit ſolcher Genauigkeit dargeſtellt wurden, wie dieß bei dem damaligen Zuſtand der mathematiſchen Wiſſenſchaften möglich war. Cortez machte in Betreff der Nordweſtküſten Amerika's den Anfang. Nach einigen verunglückten, und auf ſeine Koſten veranſtalteten Expeditionen beſuhr er ſelbſt die Küſten von Californien, nnd nahm genaue Karten darüber auf. 1543 wurden die Küſten bis zum 43. Grade nördlicher Breite, 1582 bis zum 57. genau aufgenommen; die Spanier ſuchten eine nordweſtliche Durchſahrt, und ſegelten zu verſchiedenen Malen in jener Zeit hoch hinauf, in das jetzige ruſſiſche Amerika, notirten und benannten Küſtenpunkte, deren Entdeckung ſpäter in Europa als neu verkündet, und oon den Spaniern ſelbſt vergeſſen wurde. Daſſelbe galt von den Südſeeinſeln (Auſtralien). 1542 hatte ein ſpaniſcher Seefahrer die Saudwich-Inſeln entdeckt, 1595 ein anderer die Marqueſas, die nenen Cykladen von Bougainville und die neuen Hebriden von Cook, aller Wahrſcheinlichkeit nach auch Otahiti, überhaupt alle Societätsinſeln. Ungeachtet dieſer Entdeckungen wurden dieſe Länder nicht benutzt; es trat ein Zuſtand ein, welcher die Entwickelung der Koloniſation und überhaupt den Unternehmungsgeiſt gänzlich hemmte. Wären keine Hinderniſſe von Seiten des Mutterlandes eingetreten, ſo hätte eine Ausdehnung der ſpaniſchen Nation ſtattfiuden können, deren Erfolg man jetzt nicht zu ahnen vermag. — Die Kühnheit der erſten ſpaniſchen Koloniſten, ihre Erforſchung des Junern von Amerika, hat ſich ſeitdem nur in den Reiſen von Britten und Nordamerikanern wiederholt. Man muß über die Verwegenheit und Ausdauer eines Offiziers von Gonzalo Pizarro erſtaunen (Orellana), welcher von Quito aus durch Katarakte nnd Urwälder, auf dem Amazonen-Strome die ungeheure Strecke bis zur Mündung zurücklegte; eben ſo über die Berichte des Nuñez Cabeza de Vaca, welcher 1535 bis 37 die ganze Louiſiana, und den nördlichen Theil von Mejiko, bis zum ſtillen Meere mit wenigen Begleitern durchzog, eine Reiſe, die auch jetzt noch als höchſt verwegen gelten würde.

Nach einem Jahrhundert boten die Nachkommen der erſten Koloniſten den vollkommenſten Gegenſatz zu ihren Vorſahren. Träge, und ohne allen Unternehmungsgeiſt, brachten ſie nicht allein die Koloniſation auf keinen höhern Grad, ſondern ſie machten auch darin ſolche Rückſchritte, daß ſie den Handel mit

Digitized by Google

Kolonialprodukten, den ſie bisher ausſchließlich beſeſſen hatten, an andere europäiſche Nationen abgeben mußten, welche herrenloſe weſtindiſche Inſeln beſetzten und bebauten, oder einzelne ſpaniſche Beſitzungen eroberten. Unkriegeriſch und dazu feige, vermogten ſie ſich ſelbſt nicht mehr zu vertheidigen, erlitten unerhörte Plünderungen von Fremden und Seeräubern, und fanden ſogar gegen Indier ihre Sicherheit nur in europäiſchen Truppen. Offenbar lag der Grund der Veränderung in ihrer Verwaltung, im Verhältniſſe zum Mutterlande, und in dem Zuſtande des letzteren, deſſen Exiſtenz als bedeutender Staat ganz allein von der Ausbeutung der Kolonien abhing.

Es lag im Verhältniß der Eroberung, daß die königliche Gewalt ſich nur allmählig in den Kolonien begründen konnte, obgleich die ſpaniſche Krone von Anfang an eine direkte Regierung ihrer überſeeiſchen Beſitzungen erſtrebte, und den Zweck einer unumſchränkt dort auszuübenden Gewalt niemals aus den Augen verlor. Einerſeits beſaßen die militäriſchen Anführer, von denen die Erwerbung ausgegangen war, ſämmtlich im Beginn einen zu großen Einfluß auf Soldaten und Koloniſten, als daß die Regierung des Mutterlandes, hinſichtlich der Kolonien durch den Rath von Indien repräſentirt, ſogleich nach der Eroberung entſchiedene Macht hätte ausüben können; andererſeits beſtand ein großer Theil der Koloniſten aus der Parthei der unterdrückten Cortes, aus Leuten, die mit dem Zuſtande im Mutterlande unzufrieden, auf dem neuen Kontinente ſich niederließen, um Berührungen mit der Regierung zu vermeiden, und die einem bewaffneten Widerſtande eben ſo wenig abgeneigt waren, wie beim Anfange der Regierung Carl's V. in Spanien ſelbſt. Anfänglich erſtreckte ſich die bedeutendere Gewalt der Krone nicht über die Antillen, oder höchſtens über Panama hinaus; wie wenig Carl V. im Anfang vermogte, erhellt z. B. aus dem Umſtande, daß die Spanier in Cubagua einen Beamten, dem er das Vorrecht dort Perlen zu fiſchen ertheilt hatte, mit der Antwort zurückſchickten, der Kaiſer ſei ſehr freigebig mit Dingen, die ihm nicht gehörten; er habe kein Recht über Muſcheln im Grunde des Meeres zu verfügen. Höchſt vorſichtig und nur allmählig dehnte ferner der König ſeine Gewalt in Mejiko aus, ſandte dorthin zuerſt nur Finanzbeamte, dann einen Gerichtshof, die bald mit den Koloniſten in Streit geriethen, endlich einen Vice-König, als Cortez in Spanien war, den er auch nach deſſen zweiter Reiſe nicht wieder zurückließ. Erſt von der Zeit an erwies ſich die königliche Gewalt als mächtig; die letzte Lähmung der Eroberer ſcheint gegen 1540 ſtattgefunden zu haben, als die Krone die Freiheit der indiſchen Sklaven (in Mejiko allein Kriegsgefangene) erzwang; da die Koloniſten einen Indier-Aufſtand für die Regierung befürchten mußten, ſo ſcheinen ſie ſich widerſtrebend gefügt zu haben. In Peru wurde die königliche Gewalt nur nach einem langen und blutigen Bürgerkrieg begründet, worin die Mehrzahl der urſprünglichen Eroberer ihren Untergang fand, welcher jedoch dieſelbe ſo feſt erbaute, wie ſie nur immer in einem unumſchränkt europäiſchen Staate ſtattfand. Als dieſe größte Kolonie durchaus in der Hand der Regierung lag, war an Widerſetzlichkeit der übrigen Beſitzungen in Südamerika (Neu-Grenada) nicht mehr zu denken. Es fehlte jedoch noch immer der Schlußſtein, die Inquiſition, jenes hauptſächlichſte Mittel, wodurch die unumſchränkte Monarchie Spaniens ſich befeſtigte. Sie beſtand zwar ſchon ſeit der erſten Koloniſation der Antillen, war jedoch nicht organiſirt, und in der Art machtlos, daß die in Amerika lebenden Dominikaner, wegen der damit verbundenen Gehäſſigkeit, das Amt der Inquiſitoren nicht verwalten wollten. Carl V. hat die Begründung dieſes Tribunals nicht mehr erlebt, es ward erſt 1570 von Philipp II. in Lima und Mejiko bleibend organiſirt. Wie es ſcheint, hatten ſich ſpaniſche Proteſtanten nach den furchtbaren Ketzergerichten, womit dieſer König die Reformation in Spanien unterdrückte, nach Amerika geflüchtet. 1573 hielt wenigſtens die Inquiſition in Mejiko ihr erſtes Auto da fe, worin einige Proteſtanten verbrannt wurden.

Somit war die unumſchränkte Macht der Krone, oder vielmehr die des Rathes von Indien und der Vice-Könige begründet, und zwar in ſolcher Weiſe, daß letztere ſogar die richterliche Gewalt in letzter Inſtanz in ſich vereinigten, und die Sprache der Gerichtshöfe (Audienzen) willkührlich umſtoßen konnten. Ein Vice-König war, wenigſtens den Koloniſten gegenüber, noch unumſchränkter wie der König in Spanien, ſein Hof, nach Art des Spaniſchen gebildet, der Mittelpunkt der Verwaltung. Die Municipalitäten blieben zwar zurück, allein der Vice-König konnte überall im Nothfall die Beſchlüſſe derſelben vernichten. Die Centraliſation der Verwaltung ſchritt unter Philipp III. in ſolcher Weiſe fort, daß unter ſeinem Nachfolger auch der abgelegenſte Ort in den Cordilleren, wo Weiße ſich vorfanden, mit dem Hofe zuſammenhing. Nur die Miſſionen, chriſtliche Indier, von Geiſtlichen beherrſcht, waren ſeiner Macht entgegen, und behaupteten eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit.

Ohne Widerſtand ging die Veränderung nicht vor ſich. Nachrichten beſitzen wir nur unvollkommen; wir wiſſen nur, daß ungefähr 10 Jahre nach der Beſiegung Gonzalo Pizarro's, ein neuer bald unterdrückter Aufſtand in Peru unter den Koloniſten ausbrach, welcher nicht, wie der frühere, wegen des Befehls die Indier freizulaſſen entſtand. Wir beſitzen aber aus jenen Zeiten ein merkwürdiges Dokument, welches die Stimmung der damaligen Koloniſten in ſolcher Weiſe ausſpricht, daß man es ohne Kenntniß des Datums und des Schreibers für die Erklärung einer der jetzigen ſüdameriſchen Republiken bei ihrem Aufſtande halten könnte. Es iſt der Brief des Hauptmannes Lope de Aguirre an Philipp II.; erſterer war mit einer empörten Mannſchaft den Amazonen-Strom von Quito aus heruntergefahren, traf 1561 in Venezuela ein, und verkündigte zu Valencia die Unabhängigkeit. Allein

Digitized by Google

die Einwohner der Städte flohen; Aguirre ward geſchlagen und getödtet, nachdem er ſeiner eigenen Tochter den Dolch in die Bruſt geſtoßen hatte, damit ſie den Spaniern nicht in die Hände fiele. In dem Briefe heißt es: „König Philipp, aus Spanien gebürtig, ich Lope von Aguirre, Dein Vaſall, ein alter Chriſt, von armen aber redlichen Eltern geboren, begab mich in meiner Jugend nach Peru als Soldat. Ich habe Dir große Dienſte geleiſtet. Chriſtlicher König! Du biſt deſto undankbarer gegen mich und meine Kameraden geweſen; ich will glauben, daß Alle, welche von hier an Dich berichten, Dich gar ſehr belügen, da Du Alles nur aus allzugroßer Ferne betrachten kannſt. Ich aber rathe Dir, ſei gerechter gegen die treuen Vaſallen, die Du hier beſitzeſt, denn ich und die Meinen, wir ſind es müde, den Ungerechtigkeiten nnd Gewaltthätigkeiten zuzuſchauen, welche Deine Statthalter und Beamte in Deinem Namen verüben. Ja, wir ſind entſchloſſen, Dir nicht länger zu gehorchen! wir ſehen uns nicht mehr für Spanier an; wir führen grauſamen Krieg gegen Dich, weil wir die Tyrannei Deiner Beamten nicht dulden wollen, die, um ihren Söhnen Stellen zu verſchaffen, über unſer Leben, unſere Ehre und Habe willkührlich verfügen" u. ſ. w. — Aguirre klagt hier über die Bedrückungen der Beamten; über die Willkühr derſelben, ſo wie über die häufige Sinnloſigkeit der aus Madrid kommenden Befehle (Aguirre deutet letzteres an, in der Bemerkung, der König werde belogen u. ſ. w.) wurde bis zu den Revolutionen geklagt, welche die Kolonien vom Mutterlande trennten. Die häufige Unausführbarkeit der vom Rathe Indiens erlaſſenen Befehle mag man aus folgendem Beiſpiele erſehen. Bevor durch hydrauliſche Rieſenwerke die Gefahr der Ueberſchwemmungen durch die Seen entfernt war, erlitt die Hauptſtadt Mejiko dadurch häufiges Unglück. Bei einem ſolchen befahl Philipp III. 1609, die Hauptſtadt von 100,000 Einwohnern auf einen andern Ort zu verlegen, ohne den Werth der Häuſer, der Grundſtücke u. ſ. w. zu berückſichtigen. Glücklicher Weiſe war der damalige Vice-König verſtändig genug, den Befehl nicht auszuführen, und durch Vorſtellnngen in Madrid die Zurücknahme des Beſchluſſes zu bewirken, der einer rückſichtsloſen Verachtung des Eigenthums gleich gekommen wäre.

Ein noch drückenderes Verhältniß laſtete ſeit Philipp III. auf den Koloniſten, oder Creolen (Criullos, wie die eingeborenen Weißen heißen), das der Ausſchließung von den Staatsämtern, und ein damit verbundenes Monopolweſen. Beides war nicht in der erſten Geſetzgebung für Indien begründet, und überhaupt kein beſtimmt ausgeſprochener Grundſatz galt jedoch als allgemeines Princip in der Ausübung, und läßt ſich als hauptſächlichſter Grund der Revolutionen in neueſter Zeit nachweiſen. Beides beruhte auf dem inneren Zuſtande Spaniens, oder denjenigen Verhältniſſen, welche ſich dort ſeit dem Siege Carl's V. über die Cortes von Kaſtilien gebildet hatten. Beides entſtand nicht plötzlich, eben ſo wenig wie die unumſchränkte Gewalt der Vice-Könige, ſondern nur im allmähligen und langſamen Fortſchreiten war jedoch gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts vollkommen ausgebildet.

So lange die alte Cortes-Verfaſſung und die darauf beruhende Municipal-Freiheit in voller Geltung ſtand, war Kaſtilien reich durch Induſtrie und mächtig durch eigene Kraft; Carl V. hat jene nach dem Siege über die verbündeten Städte nicht plötzlich, ſondern allmählig unterdrückt; trotz aller Beſchränkungen fand ſich noch unter ſeiner Regierung, wie unter der ſeines Sohnes, ja ſogar noch unter Philipp II. ein Widerſtand gegen Inquiſition, Politik der Regierung, Steuerdruck u. ſ. w., ſobald jene, damals machtloſe Verſammlung zuſammenberufen wurde. Erſt unter Philipp III. iſt die Rückwirkung der früheren Zeit verſchwunden. Eben ſo verhielt es ſich mit dem inneren Reichthum. Zu Carl's des V. und Philipp's II. Zeiten war die ſpaniſche Induſtrie in Seide, Wolle, Goldſtoffen, Leder u. ſ. w. bedeutend, und der Handel damit erſtreckte ſich über das ganze Europa. Spanien beſaß damals die größten Kriegs- und Handels-Flotten; die Ausdehnung ſeines Seehandels erkennt man aus der großen Flotte, welche England erobern ſollte, der ſogenannten unüberwindlichen Armada, eine Ausrüſtung, wie ſie kein Staat ohne eine bedeutende Maſſe von Matroſen, die im Handel gebildet waren, hätte zu Stande bringen können. Allein durch die Ausdehnung der Regierungsgewalt auf die Municipalitäten, durch eine Menge Maßregeln, welche mit der allgemeinen Politik zuſammenhingen, durch die Auswanderung einer Maſſe von Unzufriedenen nach Amerika, durch die Verfolgung reicher Familien in den Handelsſtädten von Seiten der Inquiſition: — durch alles dies ging die Blüthe der Induſtrie bald zu Grunde. Philipp III. vernichtete vollends auch die Blüthe des Ackerbau's, als er, ungeachtet aller Vorſtellungen des Güter beſitzenden Adels, eine Million Morisken aus dem Lande trieb. Kurzum, die Nation verarmte, und die Einzelnen wie die Regierung wurden allein auf Amerika's Beſitzungen angewieſen, von wo noch allein Reichthum und Einkünfte zu erlangen waren.

Auf dieſen Verhältniſſen beruhete das Syſtem, nach welchem die Kolonien Spaniens regiert wurden, und deſſen vollkommene Ausbildung hauptſächlich dem Grafen Lerma, eines allmächtigen Miniſters unter Philipp III., zugeſchrieben wird. Seitdem wurden hohe und niedere Aemter beinah ausſchließlich mit europäiſchen Spaniern beſetzt, welche gewöhnlich die Rückkehr in's Vaterland nach ihrer Bereicherung im Auge behielten, und nur höchſt ſelten ſich in den Kolonien niederließen. Dieſe Zurückſetzung der eingeborenen Weißen (Creolen) kann man aus dem Umſtande erkennen, daß unter 754 Vice-Königen, Generalkapitänen und Gouvernören, welche von der erſten Entdeckung bis 1810 in Amerika geherrſcht haben, ſich nur 18 Creolen

Digitized by Google

befanden, die ohnedem in Spanien erzogen, und dort im Staatsdienſt bereits vorgerückt waren. Wie erwähnt, war dies Verfahren den Geſetzen entgegen, denn das Geſetzbuch für Indien beſtimmte, daß in Allem, was Regierung, Juſtiz, Finanzverwaltung und Kommiſſionen betreffe, zuerſt die Entdecker und ihre Nachkommen, dann die Eroberer und Beruhiger (Pacificadores, mit Rückſicht auf Peru) und endlich die erſten Anſiedler mit ihren Nachkommen bei Beſetzung aller Stellen und richterlichen Aemter den Vorrang erhalten ſollten. Hiebei ergaben ſich ſogar Verhältniſſe, welche dem früheren geſellſchaftlichen Syſtem des alten Spaniens widerſtrebten. Es gab in den Kolonien einen reichen und betitelten Adel, Marqueſes, Grafen u. ſ. w.; die Mitglieder deſſelben, oft mit den berühmten Familien der Eroberer zuſammenhängend, mußten Europäern ohne geſellſchaftliche Bildung, Erziehung und Stand in der Regierung nachſtehen. Natürlich zogen ſie ſich größeren Theils zurück. So blieb es bis zur Revolution. Humboldt z. B. fand auch die geringfügigſten Stellen im Mauthweſen und in der Tabackregie von Madrid aus beſetzt, und ſagt, der Umſtand, daß alle Stellen in europäiſche Hände kämen, habe nicht ſowohl in mißtrauiſcher Politik, wie im Eigennutz ſeinen Grund gehabt. Ganz natürlich war ſomit auch ein Haß aller Klaſſen von Creolen gegen europäiſche Spanier. So oft man im vergangenen Jahrhundert in Europa Nachrichten aus den Kolonien erhielt, vernahm man von jener Erbitterung. Ulloa (gegen 1735) ſchreibt z. B., in den Stadträthen (der einzigen Inſtitution, wo eine freie Aeußerung möglich war) lägen die Creolen mit den Spaniern in immerwährendem Streit.

Das zweite Mittel, Spanier fortwährend mit den Einkünften der Kolonien zu bereichern, lag in dem Monopolſyſtem, und der darauf beruhenden Abſchließung. Carl V. ſcheint richtige Anſichten von der Natur des Handels beſeſſen zu haben, und wollte, wie es heißt, den Handel nach Amerika allen Unterthanen der ſpaniſchen Krone freigeben. Er that aber dennoch den erſten Schritt im Monopolweſen, da er den Verkehr mit den Kolonien auf Sevilla beſchränkte. Dieſe Maßregel war durch reiche Genueſer Kaufleute veranlaßt, welche in jener Stadt ihre Comtoire hatten, und deren Vorſchüſſe der Kaiſer bei ſeinen weitläufigen Unternehmungen brauchte. Somit nahm er den Handel für die Krone in Beſchlag, um ihn wieder in einzelnen Zweigen an Begünſtigte zu verſchenken, ein Verfahren, welches offenbar nebſt der Ausſchließung auf Aemter in Amerika dazu benutzt wurde, die Oppoſition der Städte zum Schweigen zu bringen. Dies Syſtem iſt von allen ſpaniſchen Königen bis auf Carl V. fortgeſetzt worden; nur Cadiz kam ſpäter noch als berechtigter Hafen hinzu. Den Creolen wurde der direkte Verkehr mit dem Mutterlande gänzlich genommen. Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts ging die Regierung noch weiter. Aus Beſorgniß, der Ackerbau europäiſcher Produkte in den Kolonien möge dem Abſatz ſpaniſcher Erzeugniſſe ſchaden, wurde auf direkte und indirekte Weiſe dem Oel-, Hanf-, Flachs-, Mandeln-, Wein-Bau in Mejiko entgegengewirkt. Entweder wurde der Handel im Innern mit jenen Produkten verboten, oder auch die Pflanzungen auf Befehl der Regierung förmlich ausgerottet. Weinbau allein hat ſich in den inneren Provinzen Mejiko's, wenn auch in keiner großen Ausdehnung erhalten; übrigens kam noch bei Humboldt's Aufenthalt Befehl an den Vice-König, in allen nördlichen Provinzen Mejiko's die Weinſtöcke ausreißen zu laſſen, weil ſich die Handelskammer in Cadiz über eine Abnahme in Konſumtion ſpaniſcher Weine beklagt hatte. Nur in Peru und Chili wurde der Handel mit einheimiſchem Oel, Mandeln und Wein geſtattet, weil beide Kolonien wegen ihrer Lage, jenſeits des Kap Horn, von Europa nur ſchlecht verſehen werden konnten. Dies Verfahren ſtand mit dem Syſtem der erſten Könige aus öſterreichiſcher Linie im vollkommenſten Gegenſatz. Carl V. hatte noch Preiſe für die Kolonisten ausgeſetzt, welche den erſten Wein in Peru baueten. — Ein noch läſtigeres Monopol kam unter den Bourbons hinzu, als die Regierung, nach Art der franzöſiſchen Finanzverwaltung, die Tabacksfabrikation für ſich in Beſchlag nahm, alſo die Lieferung eines allgemeinen Bedürfniſſes, welches früher der ärmſte Koloniſt auf dem eigenen Boden gewann. Die Gewaltthätigkeit ging ſo weit, daß der Tabacksbau, zur leichteren Führung der Kontrolle, nur auf einige Gegenden beſchränkt wurde. Die Grundbeſitzer mußten allen ihren Vorrath an die Regierung abgeben; Beamte durchzogen das Land, zerſtörten die nicht erlaubten Pflanzungen, oder auch die erlaubten, ſo bald die Zahl der gebauten Pflanzen die bewilligte überſtieg, und beſtraften die Einwohner, welche ſelbſtverfertigte Cigarren rauchten. Humboldt war die Grobheit und Gewaltthätigkeit dieſer Beamten gegen die angeſehenſten Creolen auffallend. — Nicht allein der Handel mit Spanien ward übrigens zum Monopol, ſondern auch der Verkehr der Kolonien unter einander.

Somit war der Stillſtand der eingeborenen Weißen in ihrer Entwickelung nothwendig. Man beſitzt wenig Nachrichten über den Zuſtand der Creolen im 17ten und 18ten Jahrhundert; ſo genau die Eroberung und erſte Koloniſirung beſchrieben iſt, ſo dürftig iſt die Kunde über die ſpäteren inneren Verhältniſſe; die einzige genaue Kenntniß, die man darüber erhielt, ſtammt von den ſpaniſchen und franzöſiſchen Akademikern, welche zur Beſtimmung des Meridians auf den Anden von der ſpaniſchen Regierung nach Peru geſchickt wurden, beſonders von H. La Condamine und Ulloa (1736) und kurz vor der Revolution von A. v. Humboldt, zu einer Zeit, wo bereits der Keim zu den bald folgenden Ereigniſſen ſich entwickelt, und wo eine gewiſſe Regſamkeit (ſeit Carl III.) ſowohl in den Kolonien, wie im Mutterlande, ſich wieder gezeigt hatte. Ulloa nennt die Creolen zwar ausgeartet vom Zuſtande ihrer Vorfahren, beklagt ihre Trägheit und

Digitized by Google

ihre Neigung zu Laſtern, rühmt aber andererſeits ihren ſcharfen Verſtand, und überhaupt alle ihre geiſtigen und körperlichen Anlagen, an deren Ausbildung es nur mangele, weil es ihnen an Gelegenheit fehle, dieſelben anzuwenden. Aus dem Angegebenen läßt ſich leicht erklären, weßhalb beſonders die höheren Klaſſen es vorzogen, auf ihren Gütern von den Europäern abgeſondert und nur unter einander zu leben, durch ſinnliche Genüſſe ſich für ihren Mangel an Bedeutung zu tröſten, mit Spiel die Zeit zu tödten u. ſ. w. Ihre Ueppigkeit hatte auf Jahrhunderte eine gänzliche Entnervung zur Folge, wodurch ſie den europäiſchen Spaniern, eben ſo wie durch ihre Liederlichkeit, verächtlich wurden. Bekannt iſt die Hülfloſigkeit, womit ſie ſich von den Flibuſtiers plündern ließen; bei politiſchen Veränderungen waren ſie ſo gleichgültig, daß im ſpaniſchen Erbfolgekriege ſich nicht das geringſte Zeichen ergab, die Creolen nähmen, wie die ganze Nation des Mutterlandes für das eine oder andere Königshaus Partei. Humboldt erzählt ein charakteriſtiſches Beiſpiel ihres Mangels an kriegeriſchem Sinn. Er traf in Venezuela einen Lieutenant der Miliz, welcher gerade von einer Uebung herkam, ſich ſchwer über die dort erlittenen Mühſeligkeiten beklagte, und unter Anderem ſich beſchwerte, daß er in der Sonnenhitze habe exerciren müſſen, und ſich nicht einmal von ſeinen Sklaven einen Sonnenſchirm habe tragen laſſen dürfen. Und dennoch war dies gerade die Gegend (der See von Valencia), wo bald nachher ein ſo erbitterter, blutiger und hartnäckiger Bürgerkrieg Jahre lang wüthete, wie ihn kaum Europa in dieſem Jahrhundert geſehen hat. Der Umſtand erweiſt, wie leicht der Spanier, ob auch in Trägheit verſunken, plötzlich alle Energie ſeines Charakters wieder findet, ſo bald ſeine politiſchen Leidenſchaften einmal erregt ſind.

Erſt ſeit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, ergaben ſich wiederum Zeichen, aus denen man ſchließen konnte, die Regſamkeit und Kraſt der Creolen ſei wieder erwacht. In Venezuela vermehrte ſich der Ackerbau bis zu dem Grade, daß dieſe Kolonie ſich den weſtindiſchen Beſitzungen Englands im Laufe einiger Jahrzehnde an die Seite ſtellen konnte. Zugleich erwies ſich durch entdeckte und beſtrafte Verſchwörungen das Streben nach Unabhängigkeit. Der Name eines Creolen aus Caraccas (Miranda) ward als der eines Generals von Dumouriez berühmt; 1806 und 7 konnte man an der Tapferkeit der amerikaniſchen Spanier nicht länger zweifeln. Zwei engliſche Heere waren durch die Einwohner von Buenos-Ayres ganz allein beſiegt, ohne daß ſpaniſche Truppen mitwirkten. Die brittiſche Regierung ſuchte Buenos-Ayres für ſich als engliſche Beſitzung zu erobern; ein Heer unter Beresford hatte feſten Fuß gefaßt; allein die Einwohner bewaffneten ſich, und trieben die Engländer auf die Schiffe. 1807 ward der Angriff von 8000 Engländern unter Whitelocke wiederholt. Die Britten drangen in die Stadt, und beſetzten die Straßen; allein plötzlich begann ein Gewehrfeuer aus allen Fenſtern; das Volk errichtete Barrikaden, und ging bald zum Angriff über. Einige Stunden lang wurde mit den Bürgern gekämpft, und die Schlacht in den Straßen endete mit der vollkommenſten Niederlage der Britten, die in ungeordneter Flucht zum Rückzuge auf die Flotte gezwungen wurden. Kottenkamp.

Der Eichenſchwärmer.

(Taf. 3.)

Von den wenigen Gattungen unſerer einheimiſchen eigentlichen Abendſchwärmer kennen wir jetzt nicht viel mehr als bei der erſten Aufnahme derſelben, und kaum ſollte man glauben, daß eine der größten Gattungen uns bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gänzlich unbekannt geblieben, wie es mit dem Eichenſchwärmer — Sphinx quercus — der Fall war. Der ſeltene Flug des Schmetterlings, ſein Aufenthalt, noch mehr aber die große Aehnlichkeit ſeiner Raupe mit der des Pappelſchwärmers und des Abendpfauenauges mögen an dieſem Umſtande die größte Schuld tragen.

Was den Bau betrifft, ſo kommt der Eichenſchwärmer dem Pappelſchwärmer oder dem Nachtkerzenſchwärmer am nächſten, beſonders hinſichtlich der Flügelbildung, übertrifft aber ſelbſt den Erſteren an Größe um ein Bedeutendes. Die ungleich wellenförmig ausgeſchnittenen Flügel und der Körper haben eine ockergelbe Farbe, welche auf den Unterflügeln in orangegelb und braunröthlich übergeht. Die Oberflügel durchzieht ein weißgeſäumtes und dunkeleingeſchloſſenes breites Querband; dieſes, ſo wie einige braune Striche und dunkle Flecken am Hinterrande machen die ganze Zeichnung aus. Die Fühler ſind dünn und auf einer Seite gekerbt. So ſieht das Weibchen aus. Das Männchen hat viel ſtärkere Fühler, eine blaß ockerfarbige Grundfarbe, und eine ziemlich verſchiedene Zeichnung, welche durch einen Blick auf das Bild am beſten klar wird. (Fig. 3 zeigt das Weibchen, Fig. 4 das Männchen, mit beiden Seiten der Flügel.)

Die Raupe (Fig. 1) iſt mehr oder weniger lebhaft grün, die Haut fein weiß gekörnelt, mit einem Schwanzhorn und weißgelblichen ſchiefen Seitenbändern. Nur durch die ungleiche Breite dieſer Bänder und die gelbrothe Einfaſſung des Kopfes unterſcheidet ſie ſich von den Raupen der beiden bereits erwähnten Schmetterlinge. Sie lebt auf jungen Eichen und findet ſich nicht vor dem Monat Juni, frißt bis zu Ende des Sommers, und verpuppt ſich ſodann in der Erde. Die Puppe (Fig. 2) iſt hell rothbraun, und bringt erſt zu Anfang des nächſten Sommers den Schmetterling zum Vorſchein.

Sein ohnehin nicht häufiges Vorkommen mag noch durch ſeinen Aufenthalt in Wäldern und ſeine geringe Luſt zu ſchwärmen vermindert werden. Ueberdieß iſt ſeine Erziehung, nicht nur in der Gefangenſchaft, ſondern ſelbſt in ſeiner Freiheit mancherlei Schwierigkeiten unterworfen. Durch ſchlechtes Wetter

Digitized by Google

Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

ſterben viele Raupen; ein großer Theil kommt nicht aus, und ein anderer wird durch Schmarotzer verdorben, welche die Raupe häufig anſtechen.

Bis jetzt wurde dieſer Schmetterling und ſeine Raupe in etlichen Gegenden des ſüdlichen Deutſchlands angetroffen, kommt aber wahrſcheinlich auch in den gemäßigten Theilen Deutſchlands und dem größten Theile des ſüdlichen Europa's vor.

Berge.

Seebilder.

Jamaika, das gelbe Fieber.

Der Albion, eine ſchöne, trotzige Fregatte, wiegte ſich ſtolz auf den Wogen des Caraibenmeers, aus dem Jamaikas blaue Bergſpitzen ſich hoben. Rings leuchtete das Meer in der Tropennacht, und die Drift des Kiels ſchien zitternde Flammen zu ſprühen. Der Hai, der Schrecken jener Gewäſſer, wühlte ſich durch dieſes zuckende Licht und ſchien behaglich zu erwarten, was der Kochsmaat, der des Capitains Tafel für den andern Tag beſchickte und des Hühnerkorbs nicht ſchonte, ihm zuwarf. Kaum konnte ein junger Midſhipmen, der zum erſtenmal dieſe Breiten ſah, den Blick losreißen, um nach den Seegeln zu ſpähen, die eine kühle Briſe anmuthig ſchwellte. Aber auch hier leuchteten die Sterne in nie im grauen Norden geſehener Pracht. Das ſüdliche Sternbild des Kreuzes ſenkte ſich zum Untergang, der Centaur, die Argo flammten aus dem tiefblauen Dom mit wunderbarem Strahl in das tiefſte Herz, wo frommer Kindesglaube, vom wirren Treiben des Lebens betäubt, ſchlummerte, bis er erwachend die dunkle Bruſt mit ſeinen Sternenaugen verklärte.

Maſſa Gentlemen ſein müd, aber ſchwarz Caeſar haben hell Augen! Maſſa Robert ſoll ſchlafen da an Kanone, Caeſar wacht! flüſterte ein ſchwarzer Krauskopf; raſch aber raffte der junge Wachthabende ſich auf. Viel Dank, treuer Burſch, entgegnete er, ich bin nicht ſchläfrig, die Schönheit der Nacht dieſer Zone beſchäftigte mich. Ja wohl viel ſchön iſt Nacht, aber viel bös, wie die buntfarbige Natter viel giftig, antwortete der Neger.

Und bis zur Ablöſung erzählte und warnte er vor dem Yellow-Jak, dem mörderiſchen Fieber jener herrlichen Länder und den Ausſchweifungen, auf die es zu folgen ſcheint.

Wie Robert nach dem erquickenden, traumloſen Schlafe der Jugend wieder auf Deck trat, lag der „Edelſtein Weſtindiens" das herrliche Jamaika in all' ſeiner Pracht vor ihm da. Die mächtige Kette der „blauen Berge" erhob die zackigen Gipfel in die Wolken, am Ufer wiegte die Kokospalme das ſegenſpendende Haupt im kühlen Seewind, vor dem der Albion majeſtätiſch heran rauſchte. Englands blaues meerbeherrſchendes Andreaskreuz wehete ſtolz vom Maſt und ward vom Fort des Port Royal mit den üblichen Kanonenſchüſſen begrüßt, welche die Fregatte donnernd erwiederte.

Port Royal iſt ein trefflicher Hafen mit dem beſten Ankergrund und Raum für die ſtärkſte Flotte. Ein ſtarkes Caſtell mit tüchtigen Batterien gibt jedem Seegel Sicherheit, mit aller Ruhe die nöthigen Ausbeſſerungen vornehmen zu laſſen; der Blak River liefert herrliches Trinkwaſſer und das geſegnete Land jede Erquickung, die den ermüdeten Seemann laben mag, jedes Bedürfniß zur weiteren Fahrt durch den öden Ocean. Auch der Albion hatte manche, nur nothdürftig geſtopfte Kugelwunde im Rumpf, und Raaen und Spieren zeugten von manchem hitzigen Gefecht. Er ward demzufolge von Top und Takel befreit, ſeine Kanonen an's Land geſchafft und das leere Schiff auf Dock gebracht; d. h., das von Maſten und Seegelwerk entkleidete Schiff ward mit der Fluth in einen weiten ummauerten Raum bugſirt, deſſen Thor ſich waſſerdicht hinter ihm ſchloß, worauf, nachdem das Waſſer theils in der Ebbe abgefloſſen, theils durch Pumpen entfernt war, das Schiff frei und trocken, rings zugänglich da lag.

Da hiebei ſtets nur ein Theil der Mannſchaft verwendet werden konnte, ſo durften die übrigen ſich der Genüſſe, die die üppige Inſel bot, ziemlich frei erfreuen. Robert landete mit Caeſar, dem Schiffarzt und zwei andern Midſhipmen an einer ſandigen Spitze, die ſo ſteil ſeewärts abfällt, daß drei Schritt davon ein Dreidecker ankern konnte. Die Bucht wimmelt von Haien, die hier vom Abfall der Thiere, mit deren Fleiſch täglich ſich Schiffe friſch verſehen, förmlich gemäſtet werden.

Sieh, Bob, rief der Doctor, wie behaglich ſich Caeſars Vetter dort am Ufer die Füße wäſcht!

Iſt kein mein Vetter, Maſſa Doctor, entgegnete Caeſar unwirſch: der da Juidamann, aber mein Vater Aſhantee!

Ein Schrei, und der unvorſichtige Schwarze verſchwand, von einem Hai ergriffen, in den Wogen, die im Kampf mehrerer herbeiſchießender Ungeheuer aufrauſchten und ſich glättend nur einen Blutfleck zeigten.

Wahrlich, Jamaika empfängt uns freundlich, Meiſter Nigthead! meinte Robert ſchaudernd.

Seebäder ſcheinen hier nicht räthlich, meine jungen Herren, judizirte der Arzt: es iſt überhaupt das ganze Neſt nach einem Plane gebaut, den Meiſter Hufeland ſchwerlich gut heißen würde. Hier am Meer herab die ungeheuren Schlachthäuſer mit verweſendem Blut u. ſ. w. Auf jener Seite die Docks mit dem ewigen Qualm von Pech und Theer; — es bleibt alſo nur dort die, mit Palliſaden geſpickte Landſeite der freien, geſunden Luft zugänglich.

Dort groß Schlachthaus von Maſſa Doctor! warf Caeſar trocken ein. — Es fand ſich, daß dort der große Begräbnißplatz der Opfer des gelben Fiebers war, in welchen man nicht zwei Fuß tief vor Waſſer graben darf, weßhalb die Särge ſelten ganz mit Erde bedeckt werden, und mit dem Landwind die ganze Athmoſphäre verpeſten. Und eben brachten drei Neger einen kahlen Sarg; nur Minutendauer gebrauchte es, die Vertiefung zu ſcharren, den Todten hineinzuſtellen und handhoch

Digitized by Google

zuzudecken! Ohne ein letztes armes Gebet, ſetzten ſich die grauſen Raben auf den Hügel und erquickten ſich nach der Anſtrengung mit Rum! — —

Schweigend hatten unſere Ankömmlinge der Prozedur zugeſehen, ſchweigend gingen ſie weiter, und traten in das empfohlene Haus, das zwei ins Kreuz gelegte Anker ſchildeten.

Gentlemen von Albion? fragte der behäbige Wirth. Ein ſchön ſtark Schiff, Gott ſegne es! Es bringt Priſengelder, für die ihr einen Tropfen Sangaree kaufen mögtet. Na beſſer kriegt ihr ihn nirgend, als bei meiner Mutter Sohn.

Einige glutaugige Mulattinnen brachten das Verlangte, und der köſtliche kühlende Sangaree, die friſchen Ananas und Gujaven verwiſchten bald den ſchwarzen Eindruck des Sandfeldes an den Palliſaden.

Ihr ſeid allem nach ein Schotte, Herr Wirth, frug Nigthead, wie habt ihr es gemacht, dem gelben Fieber zu entgehen.

Je nun, war die lachende Antwort, dem gelben Jak entgeht man am beſten, wenn man ſich gar nicht um ihn bekümmert. Einige Narren ängſtigen ſich, und entziehen ſich jeden Genuß, glauben im Sangaree Gift, im Rum den gelben und im Arac den ſchwarzen Tod zu ſchlucken, bis ihre Hemden feil ſind — andere wälzen ſich in jedem Schlamm bis zur Frau Penelope, der ſchwarzen Spitalwärterin.

Ja, ergänzte der Doctor, dem das Gebräu aus Portwein, Rum und Ananas ſehr zu ſchmecken ſchien, die Mittelſtraße iſt die beſte, nur keinen neuen Rum, alter ſchadet nicht. Doch habe ich immer gehört, daß man die feinſte Battiſtwäſche, die die jungen Gentleman oft gerade von der Frau Mutter bringen, hier um ein Spottgeld kaufe, und hätte nicht übel Luſt zu ſolchem Hochtory-Seegelwerk; alſo aufgepaßt, Meiſter Schotte!

Ja, ja Sir! hieß es, an derlei Gelegenheit fehlt es nie.

Die Midſhipmen beſuchten jetzt die Schiffsmagazine, die die Krone England hier in koloſſalem Maße niedergelegt hat, um jedes ihrer Schiffe mit dem kleinſten, wie größten Bedürfniß, welches ihm mangeln könnte, auf dieſer ſo wichtigen Station augenblicklich zu verſehen, und kehrten mit der Dämmerung zu den „Ankern“ zurück. Zum Doctor hatten ſich ein paar gelbe Mulatten geſetzt, denen er mit Citaten aus Hippocrates, Galen und Abercrombie bewies, daß er jedenfalls den Yellow-Jac „abwettern“ werde. Die Midſhipmen, obwohl dergleichen Orgien nicht feind, waren durch die ſtrenge Schiffsordnung gebunden, und verſuchten nach einer Schildkrötenſuppe den Doctor mit ins Boot zu bringen, welches er hartnäckig zurückwies. Robert, halb muthwillig, halb ärgerlich frug ihn plötzlich: Doctor, wie theuer Eure Hemden? Einen Augenblick verdrängte die grauſe Idee jeden Blutstropfen aus des Arztes Wangen; ſchnell aber gewann der Rauſch die Herrſchaft wieder. Verd... Ihr und Jeder, der nach meinem Takelwerk frägt! All' Euer Geſeegel ſoll mein Bob zu Charpie zupfen, ehe ihr erfahrt, wie meine Hemden gezeichnet ſind!

Die Fenſter erklirrten vom Donner der Nachtkanone und raſch ſtürzten die jungen Männer ins Boot. —

Am andern Morgen befahl der Capitain Robert mit dem Rundboot ans Land zu gehen und ſich nach dem Doctor zu erkundigen. Der Ankerwirth wies ſie in's Spital, wohin er ſchon gebracht war. Mit Blutigeln beſetzt, wachsgelb, mit blauen Lippen lag der Unglückliche da! Ein altes widriges Negerweib legte ihm Tücher in heißen Rum getaucht auf die Herzgrube und flößte ihm die Calomelpulver ein. — Seht, ſeht, raste der Kranke, der langbeinige Satan kommt, um meine Hemden zu kaufen! Nein, nein, ich bin nicht krank, aber der Mond, der iſt pech-kohlenſchwarz! Ich ſein nicht Mond, man mir ſagen Penelope, krächzte die Negerin, die ihm kaltblütig den Kopf hielt, weil das ſchwarze Erbrechen eintrat! —

Am Abend trugen drei Neger den Schiffarzt des Albion zu den Palliſaden! — —

Müller.

Der Ritter von Gluck.

(Geb. 1714 in dem Dorfe Weißenwangen in der Oberpfalz, geſt. den 15. Novemb. 1787 zu Wien.)

Wenn ſich ein Menſch weit — weit über den gemeinen Haufen erhebt, wenn er ſich bis dahin emporſchwingt, daß nichts mehr vor ihm Geltung hat, als das Große, das Erhabene, das ewig Dauernde, ſo muß dieſer Menſch jedenfalls wohl ein Menſch ſein, der all' das Volk um ihn her als ein Rieſe überragt. Ein gewöhnlicher Geiſt findet ſich leicht in die hervorgebrachte Ordnung der Dinge, und iſt mit Allem um ſich her vielleicht ſo recht von Herzensgrund zufrieden: eine ganz andere Sache iſt es bei dem Genie. Dem Genie iſt nichts recht; es möchte Alles anders, Alles beſſer, Alles ſchöner machen. Darum gibt es gar nichts höheres, als ein Genie; es will aus dem Chaos, oder aus dem Nichts Etwas erſchaffen, etwas Neues, etwas Großes, etwas noch nie Dageweſenes, und es findet keine Ruhe, bis es etwas dieſer Art zu Tage gefördert hat. Und ſeltſam! die Welt ſteht doch ſchon an die ſechstauſend Jahr, oder wahrſcheinlich noch viel länger, ſie zeigt uns im Ganzen das Schauſpiel eines großen Kreislaufs, man ſollte denken, daß ſich am Ende auf ihr das Sprüchwort bewähren müßte: nichts Neues unter der Sonne, und doch — doch kommen faſt von zehn zu zehn Jahren immer wieder in allen Fächern der Wiſſenſchaften und Künſte Geiſter, die eine völlig neue Bahn brechen, die eine eigenthümliche Schöpfung an das Licht bringen. Ein ſolcher Geiſt war auch Gluck, der Aeſchylus der Operncomponiſten, über deſſen Leben und Bildungsgang wir jetzt einiges Nähere mittheilen wollen.

Glucks Vater war Jägermeiſter bey dem Fürſten von Lobkowitz. Von Jugend auf liebte Gluck die

Digitized by Google

freie Natur, in der er oft halbe oder ganze Tage umherſchwärmte und große Gedanken und erhabene Empfindungen einſog. Jüngling, weß Standes du auch ſein magſt, halte ſtets die Natur im Auge! Sie wird dich begeiſtern, ſtärken, beleben, wunderbar erheitern, ſie wird dich zu allem Großen, Schönen, Erhabenen, ſie wird dich vor Allem zu Gott hinführen, den du brauchſt, und ohne den du nichts biſt in Allem, was du unternimmſt! — Von den früheſten Jahren an zeigte Gluck außerordentliches muſikaliſches Talent und den lebhafteſten Eifer für ſeine Kunſt. Er wandte ſich nach Prag, um daſelbſt die Anfangsgründe der Muſik zu ſtudieren. Dort ſang er mit im Chor, und brachte es zur Virtuoſität auf mehreren Inſtrumenten. Schon längſt fühlte er eine Sehnſucht nach Italien, wohin er im Jahr 1738 reiſte, und unter San-Martini die Compoſition ſtudierte. In Mailand trat er mit ſeiner erſten Oper „Artaxerxes“ hervor; die zweite, „Demetrius“, brachte er 1742 in Venedig zur Aufführung, und eine dritte, „Der Sturz der Giganten“ ſchrieb er für die italieniſche Oper in London, bei ſeinem Aufenthalte daſelbſt 1745, wo der Umgang mit dem berühmten Componiſten Arne und deſſen Frau, einer vortrefflichen Sängerin, auf ſeine muſikaliſche Bildung einen großen Einfluß übte. Unermüdlich thätig lieferte er in dem Zeitraum von etwa 18 Jahren gegen 50 Opern, die zwar größtentheils eine gute Aufnahme fanden, von denen jedoch keine beſonderes Aufſehen erregte. Bisher hatte ſich Gluck dem herrſchenden Geſchmack anbequemt, und ſo waren Werke entſtanden, die natürlich mit dieſem Geſchmack wieder verſchwinden mußten. Für einen Künſtler von hohen Anlagen gibt es gar keine größere Strafe, als durch Verhältniſſe gezwungen zu ſein, dem Modegeſchmack fröhnen zu müſſen. Dieſe Pein empfand auch Gluck. Er fühlte tief, daß Alles, was er bis jetzt geleiſtet habe, eigentlich nicht das Rechte und das Wahre ſey; er war ſich bewußt, daß er etwas ganz Anderes, weit Höheres ſchaffen könne, und da ihn jetzt ſeine äußere Lage erlaubte, dem Publikum gewiſſermaßen zu trotzen und einmal ganz der Eingebung ſeines Genius zu folgen, ſo ſprengte er die Feſſeln, die ihm bisher äußere Lebensverhältniſſe angelegt hatten. Er ſah tief ein, wie wenig ſeine bisherigen Compoſitionen für das Theater Anſpruch auf eigentlichen dramatiſchen Werth machen konnten. Es befiel ihn eine mächtige Leere, eine Unzufriedenheit, ein Unmuth, als wollte es ihm die Bruſt zerſprengen; er fühlte das Neue, das Große, das Ewige in ſeinem Innern, und hatte Tag und Nacht keine Ruhe, bis ihm klar wurde, was er eigentlich wollte und konnte. Ein Haupthinderniß, jenes Höhere zu leiſten, was ihm längſt vorſchwebte, hatte auch in den faden und ſchwungloſen Operntexten gelegen, an denen er bisher ſeine beſten Kräfte hatte abarbeiten müſſen. In dieſen Dichtungen war weder eine ſonderliche Idee, noch ein rechter Zuſammenhang geweſen; aber da die Componiſten keine großen Anſprüche an die Operndichter machten, ſo gaben ſich die letztern auch keine große Mühe mit den Texten, die ſie oft in etlichen Tagen zuſammenſchrieben. Die Mängel, welche den von der neapolitaniſchen Schule eingeführten Formen anklebten, waren zum Theil eine nothwendige Folge dieſer ſinnlos zuſammengewürfelten Dichtungen, zugleich aber auch gingen ſie, wie Gluck ſelbſt ſchrieb, aus einer übel verſtandenen Eitelkeit der Sänger und zu großer Nachgiebigkeit der Tonſetzer hervor; ſie beſtanden in endloſen Längen und Wiederholungen, Vernachläſſigung der Ausarbeitung, ſo wie des Mittelſatzes gegen den Hauptſatz in den Arien; das größere Uebel war die Einführung der geſchnörkelten, weder an Handlung noch Situation und Worte ſich kehrenden großen Bravourarie, und das größte von allen die Verſteinerung der Manier. Gluck ſah ein, daß die Muſik im Argen liege und von Grund aus einer Verbeſſerung bedürfe. Um aber mit Glück eine Reform vorzunehmen, mußte der alte Schlendrian ganz weggeworfen werden. Voll von ſeinem inneren Plan ſprach ſich der Componiſt gegen Männer von Kenntniſſen und Geiſt aus, mit denen er überhaupt gern Umgang pflog; dieſe gaben ihm völlig Recht, und ermunterten ihn, ſein Vorhaben auszuführen. Dazu brauchte aber Gluck vor allem einen Dichter, der ſeine Anſicht völlig theilte, und der ganz in ſeine Gedanken einging. Dieſen fand er in dem Florentiner Ranieri di Calſabigi, mit dem er ſich oft halbe Tage lang über eine förmliche Erneuerung der Oper unterhielt. Als endlich Beide über das einig waren, was geſchehen ſollte, lieferte ihm Calſabigi Operntexte, die durch ihren engverbundenen Inhalt und geſchickte Anordnung der einzelnen Scenen die gewöhnlichen locker zuſammengeleimten Machwerke übertrafen, bei denen Alles der augenblicklichen Wirkung und der Eitelkeit der Sänger geopfert wurde. Im Jahr 1764 machte Gluck den erſten Verſuch einer Neuerung mit der Oper „Orpheus“, worauf die „Alceſte“ folgte, und dann „Helena und Paris“, die durch ihren großartigen Schwung Alles in Staunen ſetzten. London war indeß in dieſem Augenblick nicht der rechte Platz für Gluck, um ſeinen Plan mit durchgreifendem Erfolg auszuführen. Um weltkundig und weltgültig zu werden, mußte er ſich jetzt nothwendig nach Paris wenden. Und dieß that er. Paris war ſchon damals, wie vielleicht noch heute der Mittelpunkt der europäiſchen Bildung. Dort fand er Geiſter, die, gleich ihm, etwas Neues wollten, und die etwas Gelungenes der Art mit ganz anderem Jubel begrüßten, als das ruhigere Deutſchland, oder die kaltverſtändigen Engländer. Die Umſtände waren günſtig. In Frankreich galt damals Rameau alles. Dieſer Rameau war ein eben ſo großer muſikaliſcher Theoretiker und Schriftſteller, als ein bedeutender Componiſt. Er ſtellte zuerſt ein freieres und ganz neues Syſtem der Tonkunſt auf, und lieferte auch ſelbſt Werke, die ganz von dem bisherigen Wege abgingen. Ihm ſtand die italieniſche Partei gegenüber, die den Ausdruck Trillern, Cadenzen und glänzenden, für den Sänger dankbaren Figuren opferte. Die franzöſiſche Muſik war eine zu kalte und verſtän-

Digitized by Google

dige, die italienische dagegen ging nur auf fließende Melodien und Ohrenkitzel aus, und hatte keinen innern Gehalt; was dort zu wenig war, das war hier zu viel, und so umgekehrt. Diesen Mangel der Kunst fühlend war bereits ein junger Mann, Namens Gretry, der nachmals berühmte Componist, aufgetreten, der ebenfalls eine gänzliche Reform der Musik beabsichtigte. Auch er hatte wie Gluck bereits die Deklamation zum Muster des musikalischen Ausdrucks genommen, doch dabei sich bemüht, dieselbe mit Wahrheit der Sprache und gefälligem Gesang zu vereinigen. Auf diese Bahn war Gretry durch den Dichter Marmontel hingewiesen worden. Doch wirkte Gretry in dieser Beziehung nur auf die komische Oper, ohne mit seinem Plan gehörig durchgreifen zu können; denn der entscheidende Schlag mußte höher herab kommen, und tiefer gehen.

Als Gluck nach Paris kam, hatte das dortige Publikum fast für nichts Sinn, als für Musik. Alle Laien und Theoretiker stritten über das, was der Tonkunst noth thue, und es fehlte nur an einem Werke und an einem Manne, um den sich alle Urtheile drehen sollten. In so fern hätte Gluck mit seinem Auftreten in Paris gar keinen günstigeren Zeitpunkt treffen können. Ein eben so glücklicher Zufall war es für ihn, daß er dort mit dem Dichter Bailli du Rollet zusammentraf, den er bereits in Wien hatte näher kennen lernen, und der alle seine Ansichten theilte. Dieser unternahm es, Racine's „Iphigenia“ in eine Oper umzuwandeln, und trug seinem Freunde Gluck den Text an, an dessen Composition sich der Letztere sogleich mit Eifer und Ernst machte. Sonst hatte er nur zwei oder höchstens drei Wochen mit der Vollendung einer Oper zugebracht; jetzt aber setzte er ein ganzes Lebensjahr an die „Iphigenia“. Zeit gehört zu allem Guten und Großen; wer bei seiner Arbeit eilen muß, der ist schon im voraus verloren. Das wahre Schöne ist nur Erzeugniß der glücklichsten Stunden, und solche glückliche Stunden kommen nicht alle Tage. Ein großer Künstler achtet es für ein Verbrechen, in solchen Zeiten zu arbeiten, wo ihm die Muse nicht hold ist. So dachte auch Gluck. Er nahm sich vor, keinen Strich an seinem Werke zu schreiben, außer, wenn er sich besonders aufgelegt fühlte. Wenn das alle Künstler so machen wollten, so würden wir bald manche unsterbliche Werke erhalten. Aber dafür ist schon gesorgt. Die meisten Künstler sind nicht in der Lage, es so machen zu können. Um die fast unübersteiglichen Hindernisse, die sich in Paris der Aufführung seiner Oper entgegensetzten, zu beseitigen, bedurfte es nicht weniger, als eines königlichen Befehls, den die Königin Maria Antoinette, von Wien her seine Schülerin und Gönnerin, ihm auswirkte; in seinem sechzigsten Lebensjahr am 19. April 1774 leitete Gluck die erste Aufführung seiner „Iphigenia“. Der Erfolg übertraf die kühnsten Erwartungen des Meisters, und war ein in den Annalen der französischen Musik beispielloser. Schon die Ouvertüre erregte einen wahren Beifallssturm und mußte wiederholt werden. Mit jedem einzelnen Musikstücke stieg die Begeisterung des Publikums. Die Oper wurde darauf in den ersten zwei Jahren hundertsiebenzigmal gegeben. Gleichen Enthusiasmus erregten seine zwei folgenden Werke „Orpheus“ und „Armide“. Den höchsten Triumph jedoch feierte der Componist mit seiner „Iphigenia in Tauris“, auf welche „Echo und Narcissus“ folgte. Die zwei Opern „Roland“ und die „Danaiden“ vollendete Gluck nicht, die erstere verbrannte er, als er erfuhr, daß sein Nebenbuhler Piccini denselben Text bearbeite; über der letzteren starb er, am 15. Novemb. 1787, wo er mit einem beträchtlichen Vermögen nach Wien zurückgekehrt war. — Noch haben wir über sein Leben und Wirken in Paris einiges zu bemerken. Sogleich nach seiner Ankunft in Paris war er mit seinen Neuerungen auf die heftigsten Gegner gestoßen. Die Kritiker Laharpe und Marmontel kämpften für die alte italienische und französische Schule, und der Italiener Piccini, ein fast eben so großes Genie wie der deutsche Gluck, brachte in Paris Werke zu Tage, die Alles bezauberten. Weil aber die beiden großen Tonkünstler ganz verschiedene Wege einschlugen, um zu ihrem Ziel zu gelangen, und weil es Jedem von den Beiden auf ganz verschiedene Art damit glückte, so bildeten sich in dem Pariser Publikum zwei einander gegenüberstehende Parteien, die eine für Gluck, die andere für Piccini. Es gibt Zeiten, wo ein Publikum fast nur für einen Gegenstand Sinn hat; so will man z. B. in einer gewissen Epoche nur Religion, (wie zu Klopstocks Zeit) oder nur Spekulation (wie in unsern Tagen); so wollte man in jener Periode nur Musik, und um die Musik gab es in dieser Epoche eben so hitzige Kämpfe und Streitigkeiten aller Art, wie etwa jetzt um die Welthändel. Die heftigsten Feinde söhnten sich aus, wenn sie aus einer Oper von Gluck oder Piccini kamen, und diese beiden gefallen hatte; die vertrautesten Freunde wurden dagegen die erbittertsten Feinde, wenn sie ungleicher Meinung waren. Gluck und Piccini veranlaßten Freundschaften, Ehebündnisse, Ehescheidungen, Duelle, genug Annäherungen und Trennungen aller Art, natürlich, ohne es zu wollen; denn bloß ihre Musik war an Allem Schuld. So gab es denn in Paris damals nur zwei Parteien, die „Gluckisten“ und „Piccinisten“, die sich einander in den Haaren lagen. Die beiden Genies selbst, um die sich der ganze Streit bewegte, theilten nur eine kurze Zeit diese gehäßigen Gefühle; sie hatten sich, da sie gegenseitig ihren Werth anerkennen mußten, schon längst versöhnt, als ihre Parteien noch gegen einander fortkämpften. Dabei hatten sich J. J. Rousseau, Arnaud und Suard für Gluck, dagegen Laharpe und Marmontel, wie schon oben erwähnt, für Piccini erklärt. Der Sieg war natürlich auf Seiten des großen Reformators der Oper. Der unglückliche Gegner Glucks, den man fast in gleichem Grade, wie ihn gefeiert hatte, nahm ein höchst trauriges Ende. Als Piccini in seinem siebenzigsten Jahre mit Frau und Kindern nach Paris zurückkehrte, konnten ihn einige

Digitized by Google

Concerte, bei denen er den Geſang ſeiner Frau mit zitternder Hand auf dem Clavier begleitete, nicht gegen Hunger und Kälte ſchützen, und gerade in dem Augenblicke, wo Frankreichs erſter Conſul ihm eine Anſtellung mit 5000 Fr. Gehalt dekretirt hatte, ſtarb er geſchwächt durch Anſtrengung, Kummer und Nahrungsſorgen. —

Auch unſerm Gluck ſelbſt würde es vielleicht ebenſo gegangen ſein, wenn er in Deutſchland geblieben wäre. Es iſt in der That unbegreiflich; Alles iſt darüber einig, daß Gluck zu den größten Tonſetzern gehöre, die nur jemals aufgetreten ſind, und doch iſt dieſer große Meiſter bis auf den heutigen Tag noch nicht von uns anerkannt worden. Man gibt auf den deutſchen Theatern die elendeſten muſikaliſchen Machwerke eher zwanzig, ja hundertmal, ehe man nur einmal daran denkt, eine Oper unſers unſterblichen Gluck aufzuführen. Nur die Theater zu Berlin, Wien, München und Weimar machten mitunter eine Ausnahme, und dort fand ſich ein Publikum, das Gluck'ſche Werke mit Andacht hörte. Wo man es ſonſt damit verſuchte, gelang es nicht. Es fehlte der heilige Ernſt und die Sammlung, mit der man eine ſolche Compoſition hören muß. Das macht uns Deutſche in der That wenig Ehre, daß wir die herrliche Kunſt der Muſik nur ſo als einen bloßen flüchtigen Zeitvertreib betrachten, und angenehmes Tongeklingel von Strauß, Czerny, Hünten und Aehnlichen lieber hören, als eine Gluck'ſche Oper oder ein Oratorium von Händel. Doch genug darüber. Es wird, ja es muß noch einmal eine Zeit kommen, wo wir Glucks Werke aus dem Staube hervorſuchen, und wo ſie Nationalgut werden. Was hilft uns all' das Neue, das wenig taugt? Wir müſſen einmal wieder zu den ewigen Quellen der wahren Muſik zurückkehren, um eine völlig neugeborene Muſik zu bekommen. In unſerer Muſik geht Alles auf Effekt und Schnörkel im Geſang und Inſtrumentenlärm hinaus — da wird modulirt und modulirt von Conſtantinopel bis nach Buxtehude, und man weiß am Ende gar nicht mehr, wo einem der Kopf ſteht — und wenn ſo eine Oper aus iſt, und Einem die Ohren weh thun, ſo iſt man froh ſeiner Erlöſung von dem Uebel. Das muß anders werden. Wir müſſen wieder an Wahrheit des Ausdrucks denken lernen wie Gluck; unſer Gemüth muß bei der Muſik zürnen, weinen, lachen, jauchzen, beben, in Schmerz vergehen — ſonſt iſt alle Muſik eine Klimperei. In dieſer Hinſicht ſteht Gluck als wahrer Reformator der dramatiſchen Muſik in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts gleich einem Felſen in der umwogenden Brandung neuerer Tonformen da. Unter allen Tonſetzern, die vor und nach ihm gelebt haben, iſt er durch edle Einfachheit, durch antike Recitation, durch Schärfe der Bezeichnung, wie durch eine unerreichte Gewalt über den Tonfall der Sprache den Anforderungen der muſikaliſchen Tragödie am nächſten gekommen. Daher bei ihm auch jene Einheit, die immer das Ganze im Auge behält, daher jene abſichtliche Gleichförmigkeit des Ausdrucks, jene an Eintönigkeit grenzende Durchſichtigkeit, die nur dann dem Eintritte der Arie und der ſchärferen Darſtellungsweiſe Raum geſtatten, wenn das Gefühl entſchieden durchleuchtet, oder Situation und Charakter auffallend wechſeln. Seine Opern ſind wahre Muſiktragödien. „Ich wollte," ſo ſagte er ſelbſt, „die Muſik auf ihre wahre Aufgabe beſchränken, der Poeſie zum Behufe des Ausdrucks der Worte und der Situation des Gedichts zu dienen, ohne die Handlung durch Ritornelle, Zierrathen und Cadenzen zu unterbrechen; das Inſtrumentalſpiel ſollte ſich nach dem Maaße der Wichtigkeit oder der Leidenſchaft richten, ohne jenen ſchneidenden Abſchnitt zwiſchen der Aria und dem Geſpräche zu zeigen u. ſ. w." In ſeinen Opern iſt alſo das Dramatiſche, das Recitativ, der Dialog, das Element der Handlung das Vorherrſchende, das nur in den einzelnen Punkten, wo eben das Gefühl ſtärker hervortritt, von arienartigen Cantabiles wohlthätig unterbrochen wird. „Sein feiner äſthetiſcher Takt," ſagt ein geiſtreicher muſikaliſcher Kritiker, „habe ihn glücklich an der Klippe vorbeigebracht, zu welcher jene an ſich vortrefflichen Maximen verlocken konnten, wenn man der Poeſie und der Situation jede Rückſicht auf die Forderung der Muſik, welche doch auch in der Oper als ſelbſtſtändige Kunſt beſtehen muß, opfern zu müſſen meinte." Mozart, der mit Gluck Umgang pflog, und ihn als Muſter in's Auge faßte, iſt doch von dieſer Bahn bedeutend abgewichen, und hat gezeigt, daß man dem eigentlich muſikaliſchen Element ein größeres Recht einräumen, und dennoch treffliche Kunſtwerke ſchaffen könne.

Glucks Neuerungen in der Oper wirkten in Italien, und noch mehr in Deutſchland, wo man ihn jedoch mehr anſtaunte, als liebte. Es iſt in der That höchſt ſonderbar, daß der leichte Franzos den tiefſinnigen deutſchen Meiſter beſſer verſtand und würdigte, als der Deutſche ſelbſt. Schon iſt ein bedeutender Zeitraum vorüber gegangen, und noch — wie damals die Gluckiſten und Picciniſten — ſtehen ſich bis auf den heutigen Tag die verſchiedenartigſten Beſtrebungen bei Behandlung eines Operntextes gegenüber. Der eine Theil hält ſich an die Worte und die innere Wahrheit der Handlung; der andere macht's nicht viel beſſer, als Roſſini, und geht nur auf gefällige Melodien aus. Die Pariſer hatten damals Recht, als ſie von Glucks Iphigenia ſagten, „dieſe Muſik enthalte antiken Schmerz, griechiſche Thränen und jungfräuliche Friſchheit. Es iſt wirklich, als ob aus den Wehelauten dieſer veredelten Klage, als ob aus den einfach großen Recitativen der Geiſt jenes geſanggewordenen Rede-Ausdrucks uns anwehte, der im Alterthum das Weſen der griechiſchen Tragödie auf der Bühne belebte. — Der intereſſante Aufſatz: „Ritter Gluck" in „Hoffmanns Phantaſieſtücken," einem der beſten Bücher über Muſik, welches auch der erwachſenen Jugend zur Lektüre empfohlen werden kann, gibt uns ein zwar etwas ſonderbares, aber doch höchſt anſprechendes Bild von dem großen Meiſter.

Gluck war einer der größten Verehrer Klop-

Digitized by Google

ſtocks, von dem er auch mehrere Oden componirte. Selbſt dann, wenn Gluck auf dem Flügel phantaſirte, hatte er gewöhnlich die Oden dieſes Dichters vor ſich liegen, die er muſikaliſch wiederzugeben ſuchte, wobei er oft laut ſang oder voll hoher Begeiſterung deklamirte. Auch beabſichtigte er, Klopſtocks Hermannsſchlacht in Muſik zu ſetzen; doch brachte er nur die Hauptchöre zu derſelben fertig. Endlich hat er ein muſikaliſches Ballet: „Don Juan“ betitelt, componirt, das erſt vor nicht langer Zeit wieder aufgefunden worden iſt, und welches Mozart bei ſeiner Oper gleichen Namens hin und wieder benutzt zu haben ſcheint.

Wir ſchließen mit ein paar Anekdoten. Man fragte Gluck, „warum die Worte des Oreſt in der Iphigenia: „die Ruhe kehrt wieder in mein Herz zurück“ von ſo unruhigen Figuren der Bäſſe und Violine begleitet wurden, da dieſes doch mit jenen Worten im Widerſpruch ſtehe?“ — „Seht ihr denn nicht ein,“ antwortete der große Meiſter, „daß dieſer Menſch lügt? Wie kann Ruhe in ſeinem Herzen ſein, da er ſo eben ſeine Mutter getödtet hat?“

Ein anderer beklagte ſich darüber, daß die Arie: „Dir rufet Charon“, auf einer einzigen Note motivirt ſei. — „Mein Freund,“ ſprach Gluck, „in der Hölle erſticken die Leidenſchaften, und die Stimme verliert ihre Beugungen.“

Zu jener Zeit, als der berühmte Kampf der Gluckiſten und Piccíniſten im Gange war, ließen es die Gegner nicht an Bonmots fehlen.

„Gluck“, rief Einer aus, „hat uns den antiken Schmerz wie keiner geſchildert.“

„Das mag ſein,“ verſetzte ein Anderer; „allein bedenken Sie wohl, daß der antike Schmerz und das moderne Vergnügen zweierlei ſind?

Der Haß der beiden Parteien ging ſo weit, daß dieſe einem Anhänger Glucks, jene einem Anhänger Piccini's, alle Achtung verſagten. Der bekannte Turgot ſprach ein wahres Wort, indem er ſagt: „Ich begreife wohl, wie man die Muſik Glucks oder Piccini's lieben kann; allein das wird mir ſchwer, die Gluckiſten oder Picciniſten zu lieben.

Der Mann hatte Recht. Wir ſehen es noch heut zu Tage, wenn ſich Parteien für dieſen oder jenen Künſtler bilden. Nichts iſt oft geeigneter gegen einen ſolchen Meiſter einzunehmen, als ſeine Parteigänger, die Anhänger für ihn zu werben ſuchen.

E. Ortlepp.

Bienenfreſſer (Merops Linn.).

Doppeltafel 4. (a und b.)

Schnabel: länger als der Kopf, hart, ſchwach abwärts gebogen, mit ſcharfen Schneiden; ziemlich ſtark, geſtreckt, hinten breiter als hoch, vorn ſchmäler, faſt überall zuſammengedrückt; Oberkiefer dreikantig; der Unterkiefer abgerundet, die Spitze des Oberkiefers etwas länger als die des untern, nur wenig hohl.

Naſenlöcher: rund, öffnen ſich am vordern Rande der Naſengrube mehr an der Stirn, von vorgeſtreckten Borſtenfedern meiſtens überdeckt; längs dem Kieferrande hinter den Naſenlöchern Borſten. Zunge: ziemlich breit, aber dünn, lang, die dünne Spitze meiſt in drei Haupt- und mehrere Nebenfaſern zerriſſen und hornartig, hart. Hinter dem Auge ein kleines, kahles, durch ſteife Wimperhaare geſchütztes Fleckchen. Zügel mit feinen, ſteifen Stachelhaaren oder haarähnlichen Federchen beſetzt.

Füße: ſehr klein, mit nacktem Lauf, welcher gewöhnlich halb ſo lang iſt, als die Mittelzehe, kurz, fleiſchig, weich mit breiter Sohle, welche auch bis unter die kurze Hinterzehe fortſetzt; von den drei Vorderzehen die äußerſte mit der mittlern bis zum zweiten und dieſe mit der innern bis zum erſten Gelenke verwachſen, wodurch ein handförmiger Grabefuß entſteht; Nägel ſtark, ſehr krumm, an der Spitze ſcharf, innen mit vorſtehender Schneide, an den vordern, beſonders des Mittelzehe, ziemlich lang, an der hintern ſehr klein.

Flügel: groß, d. h. lang und ſpitz, ſchwalbenartig mit kurzen kräftigen Armknochen, aber mit ſehr langen, ſchmalen, ſtarkſchäftigen, elaſtiſchen Schwingen, von denen (bei den europäiſchen Arten) die erſte kürzer als die Deckfedern, die 2te oder 1ſte große aber die längſte iſt. 24 Schwingfedern.

Schwanz: meiſtens lang, zwölffederig (bei den europäiſchen), die zwei Mittelfedern verlängert (bei außereuropäiſchen öfters die äußere, wodurch er eine Gabel bildet.)

Die Geſtalt iſt im allgemeinen geſtreckt, ſchlank, und mit Ausnahme der etwas zu kleinen Füße, hübſch. Aber die etwas kurze, knapp anliegende Befiederung iſt ausgezeichnet. Durch meiſt äußerſt lebhafte, zum Theil metalliſch ſchimmernde Farben, welche in großen Parthieen bey den verſchiedenen Arten in Gelb, Blau, Roth und Braun mit Schwarz wechſeln, wodurch es eine Schönheit erhält, in der es die Vergleichung mit den ſchönſten tropiſchen Vögeln nicht ſcheuen darf. Die Farben beider Geſchlechter ſind im Alter gleich; aber die Jungen zeigen bei derſelben Zeichnung der Alten eine weniger intenſive Färbung, und ſtehen ihnen deßwegen an Schönheit bedeutend nach. Die Mauſer iſt einfach.

Die Bienenfreſſer bewohnen faſt ausſchließlich die heiße und gemäßigte Zone der alten Welt; nur von einer Art weiß man, daß ſie Neuholland angehört, und von der unſerigen, daß ſie die gemäßigte Zone gegen Norden überſchreitet, und überhaupt eine größere Verbreitung hat. Ihr Aufenthalt iſt da, wo ſie die ihnen angewieſenen Inſektenarten finden: nämlich meiſt dürre, ſandige Gegenden an den Rändern oder auf freien Plätzen der Wälder, ſodann hohe Sand- und Lehm-Ufer der Flüſſe.

Vermittelſt ihrer ausgebildeten Flugwerkzeuge durchkreuzen ſie, wie die Schwalben, beſtändig nach allen Richtungen die Luft, durchfliegen täglich große Räume, theils um von ihren Niſtplätzen auf die Futter-

Digitized by Google

plätze zu gelangen, theils um von dieſen wieder zurückzukehren. Die am nördlichſten wohnenden Arten wandern beim Wechſel der Jahreszeiten in die ihnen mehr zuſagenden ſüdlichen Regionen.

Ihre Nahrung, welche in allerlei, beſonders ſtechenden Inſekten beſteht, fangen ſie gewöhnlich im Fluge, oder nehmen ſie auch von Bäumen, Gebüſchen und Blumen weg; ſelten erlauern ſie dieſelben ſitzend.

Sie leben paarweis, aber meiſtens in größeren Geſellſchaften nahe beiſammen, und graben ihre Neſthöhle 3—6 Fuß tief in Sandhügel, Sand- und Lehm-Wände, und nur in Ermangelung dieſer benützen ſie auch Felſen- und Baum-Höhlen hiezu; ſie legen am Ende derſelben in eine backofenförmige Erweiterung 6—7 glänzendweiße, verhältnißmäßig große, ſehr rundliche Eier, welche beide Geſchlechter abwechſelnd bebrüten.

In ihrem Aeußern zeigen ſie einige Verwandtſchaft mit den Racken und Eisvögeln, denen ſie auch in der Fortpflanzung ähnlich ſind; in der Lebensart ſtehen ſie dagegen den Schwalben äußerſt nahe, ſo daß ſie bei den Vögeln ohne Singmuskelapparat dieſelbe Stelle einnehmen, welche die Schwalben bei den Vögeln mit einem Singmuskelapparat inne haben. Auch mit dem Kolibri, dem Edelſtein unter den Vögeln, ſtehen ſie, obgleich entfernter, in verwandtſchaftlicher Beziehung.

Durch Verzehrung vieler Arbeitsbienen werden ſie in kultivirten Gegenden ſchädlich; gleichen aber durch Vertilgung einer Menge läſtiger und ſchädlicher Inſekten dieſen Schaden hinlänglich aus.

In Europa beſitzen wir nur zwei Arten, in Deutſchland aber nur

den gelbkehligen Bienenfreſſer (**Merops apiaster L.**) welcher theils wegen ſeiner Farben, theils wegen der Lebensart, und ſeines zufälligen Aufenthalts gelbkehliger, goldkehliger Bienenfreſſer, Bienen- oder Immen-Wolf, Meerſchwalbe, Meerdroſſel ꝛc. genannt wird.

Kennzeichen der Art:

Kehle hoch goldgelb, gegen die Bruſt durch ein ſchwarzgrünes Querband eingefaßt, Bauch blaugrün, Kopf, Hals und Rücken zimmtroth oder kaſtanienbraun.

Nächſt der Blau-Racke iſt der Bienenfreſſer unſtreitig einer der ſchönſten europäiſchen Vögel. Mit der herrlichen Abwechslung und angenehmen Verſchmelzung ſeiner Prachtfarben, verbindet er noch eine hübſche, ſchlanke Geſtalt, und ſchönere Körper-Verhältniſſe als jene. Das ſanfte Braun, das glänzende Gelb und das ſatte Grün wechſeln, theils unmerklich in einander übergehend, theils ſcharf abgeſchnitten, ſo günſtig mit einander ab, daß dadurch ein äußerſt liebliches Kolorit entſteht. Das Gefieder, welches nur einem jährlichen Wechſel unterworfen iſt, hat in der Struktur Aehnlichkeit mit dem der Blau-Racke: es iſt ſtraff, zerſchliſſen, am Kopfe borſtig, feſt und meiſt anliegend; und über das Ganze iſt ein angenehmer Seidenglanz verbreitet, welcher in Verbindung mit dem Umſtande, daß faſt alle Fahnenbärte in einzelne Faſern zertheilt ſind, einen eigenthümlichen Schimmer und Schiller verurſacht, ſo daß es unter verſchiedenem Lichte betrachtet, eine merkwürdige Strahlenbrechung zeigt.

Dunenkleid.

In dieſem iſt der faſt nackte und längere Zeit blinde Vogel nur an einzelnen Körperſtellen nothdürftig mit weißgrauen Dunenpartheieen bedeckt, und ein unförmliches und unbehülfliches Geſchöpf mit einem großen Hängebauch. Die Farbe der nackten Theile iſt etwas dunkler fleiſchfarbig, und mehr in das Blaue ſpielend, als im Jugendkleide. Die Augen, wenn ſie einmal geöffnet ſind, haben blaue Pupillen und graubraune Iris.

Jugendkleid

Bevor die Federn die Spitzen der Stoppeln durchbrochen haben, ſieht der Vogel mit ſeinem großen, nackten, blaurothen Bauche von oben her einem jungen Igel ähnlich; er wächst aber ſchnell, und bald iſt der Körper mit Federn bedeckt, ob er gleich alsdann noch im Neſte verbleibt. Die erſte Befiederung ſieht ſo aus: Der Schnabel iſt ſchwarz, der nicht ſichtbare Schnabelwinkel fleiſchfarbig, die innere Schnabelſeite vorn grau, hinten ſammt der Zunge fleiſchfarbig, die nackte Umgebung des Auges grau, die Pupille blau, Iris nußbraun; die noch nackte Bauchhaut und die ebenfalls nackten Schienbeine blauroth, die Fußwurzel rothgrau, die Nägel horngrauſchwarz, die Ferſe hinten am Gelenke ganz ſohlenartig abgeplattet, woran die Hinterzehe ſich genau anſchließt. Die Naſenborſten, Zügel und Ohrbedeckung ſind ſchwarz. Die Stirne weiß mit gelblichen Federſpitzen, worauf ein gelbliches Querband folgt, welches ſich über das Auge hinzieht; ein ähnliches befindet ſich unter dem Zügel, an der Wurzel des Unterſchnabels beginnend, und über der Mitte des Auges, zuweilen auch mit dieſem endigend; die ganze übrige Oberſeite des Kopfes, Hinterhalſes und Oberrückens ſchön kaſtanienbraun, gegen die Stirn zu mit grünlichen Federſpitzen, gegen den Rücken in's Grasgrüne übergehend, und ſich am Ende des Mantels und der Schulterfedern in Bräunlichgelb verlierend; der Unterrücken und Steiß, ſammt den obern Deckfedern des Schwanzes, gelbgrün, mit blaugrünlichen Rändern. Sämmtliche Oberflügeldeckfedern ſind grasgrün, mit durchſchimmernder kaſtanienbrauner Grundfarbe, welche bei einem großen Theile der Schwungfedern zweiter Ordnung ſo ſehr vorherrſcht, daß dadurch ein brauner Längsfleck auf dem Flügel entſteht; die Schwungfedern erſter Ordnung ſind an den Außenfahnen und einem Streif der Binnenfahnen blaugrün, auf dem übrigen Theil der letztern braunſchwarz mit lichterem Rande, und gegen die Wurzel lichtbräunlichgelb; die hinterſten Schwingfedern zweiter Ordnung, etwa vier, ſind grasgrün, mit ſchwarzbraunen Schäften; der Schwanz iſt oben blaugrün, am breiten Rande der Binnenfahnen ſchwarzbraun, unten lichtgrau, atlasartig glänzend. Die untern Flügeldeckfedern ſind bräunlichgelb, welche

Digitized by Google

Farbe auch der obere Theil der untern Seite der Schwingen hat, während die untere Endhälfte mit der untern Seite des Schwanzes in der Farbe übereinkommt. Die Schäfte der Schwung- und Schwanz-Federn ſind auf der obern Seite braunſchwarz, auf der untern weiß. Die Kehle iſt pomeranzengelb, mit durchſchimmerndem Weiß, von den Federwurzeln düſter ſchwarzgrün eingefaßt, Oberbruſt ſatt ſpangrün, an den Bruſtſeiten in Grasgrün ſpielend, die übrige Unterſeite licht blaugrün, gegen den After und auf den Schwanzdeckfedern in licht Grünblau endigend. Die zwei mittleren Schwanzfedern ſind gewöhnlich um zwei Linien länger als die übrigen, aber faſt immer zerſtoßen und beſchmutzt. Das junge Weibchen unterſcheidet ſich von dem gleich alten Männchen durch einen mehr grün angeflogenen Rücken, indem bei dieſem hier mehr eine ſtrohgelbe Farbe vorherrſcht. Von den Alten ſind ſie durch mattere Farben und lichte Federränder, kürzere Schwanzſpieße und geringere Größe verſchieden.

Ausgefärbtes Kleid:

Länge 10" 3'''*), Schnabel bis zur Stirn 1" 5''', bis zum Winkel 1" 11''', Kopf 1" 3''', Hals 2", Rumpf 2" 6''', Schwanz 4" 6'''; Breite 1' 5" 3''', Flügel vom Bug bis zur Spitze 5" 7'''; Schenkel 9''', Schienbein 1", Ferſe 6''', Mittelzehe 11''', äußere 7''', innere 6½''', hintere 5'''. Die Flügelſpitze endigt 1" 9''' vor der Schwanzſpitze. Der Schädel iſt durch ſeine bedeutende Breite ausgezeichnet. Schnabel glänzendſchwarz, innen grauröthlich weiß, im untern grau, der Gaumen und Rachen roth, doppelt gewölbt, mit Spitzchen beſetzt, welche am Ende am ſtärkſten ſind, Zunge 13''' lang, ziemlich breit, aber dünn, hinten röthlich, vorn aſchgrau, am Rande durchſichtig. Die Stimmritze 3''' lang, hinten mit zwei Haupt- und mehreren Nebenſpitzen beſetzt. Die Iris des Auges iſt karminſaftſcharlachroth, außen mit einem ſchmalen ockergelben Kreiſe umgeben, welcher nach dem Tode verſchwindet. Die nackte Umgebung des Auges iſt graulich. Das nackte Schienbein blauroth, die Ferſe rothgrau, bläulich überlaufen. Stirn weiß, nach hinten himmelblau und grün begränzt, vom Naſenloch bis zum Auge ein ſchmaler ſchwarzer Strich, über dieſem ein blaugrüner, welcher ſich über das Auge hinzieht und mit den ſchwarzen Wangen- und Ohr-Federn in Grasgrün endiget; von der Wurzel des Unterſchnabels zieht ein ſchmaler, zuerſt ſpangrüner, dann lichtblauer, endlich weißer Streif unter dem Auge und Ohr hin. Scheitel, Genick und Oberhals ſehr tief kaſtanienbraun, erſterer grasgrün überflogen, Unterhals und Rücken licht kaſtanienbraun, Unterrücken und Schulterfedern ſtrohgelb mit grünlichem Anfluge, welch' letztere Farbe auch noch auf die Steißfedern ſich erſtreckt; die oberen Schwanzdeckfedern blaugrün, gelbgrün überlaufen. Die kleinen Flügeldeckfedern ſind im Grunde graubraun, aber ſo ſtark grasgrün überflogen und eingefaßt, daß die Grundfarbe größtentheils verſchwindet, umgekehrt verhält es ſich bei den größeren Deckfedern, indem dieſe ſchön zimmtbraun und kaum beim Weibchen merklich grün gerändert ſind, ſo daß hier das Braun vorherrſcht, wie dort das Grün. Die hinterſten Deck- und Schwing-Federn ſind grünblau, an den Wurzeln grasgrün angeflogen; die mittlern Schwingen zimmtbraun, grünlich gerändert, nach der Mitte ihrer Länge etwas blau und grün, mit breiten ſchwarzen Enden; die großen Schwingen ſammt ihren Deckfedern blaugrün mit ſchwarzen Spitzen, welche Farbe auf der Innenfahne ſich ziemlich weit verbreitet. Die Spitzen der meiſten großen Schwingen ſind hübſch ausgeſchnitten, wodurch jede Feder zwei abgerundete Spitzen erhält. Die Schäfte aller ſtärkeren Schwingfedern ſind ſchwarz, der Flügelrand und die untern Deckfedern der Flügel bleich roſtfarbig, das Uebrige wie bei den Jungen. Die Schwanzfedern ſind blaugrün, grasgrün überlaufen, die zwei mittlern mit 10''' langen Spitzen die übrigen überragend, die Schäfte und Spitzen ſchwarzbraun; auf der untern Seite iſt der Schwanz grau, die Schäfte weiß. Die Kehle iſt glänzend hochgelb, gegen den Kropf durch ein zwei Linien breites, grünſchwarzes Querband begränzt, dieſer, ſo wie die Bruſt ſchön ſpangrün mit Grasgrün gemiſcht, ſo daß gewöhnlich die Spitzen der Federn die erſtere Farbe tragen. Der übrige Unterleib prangt mit derſelben Farbe, nur ſchimmert hier häufig das Blaugrau der Federwurzeln durch, wodurch das ſchöne Seladongrün öfters unterbrochen wird; von der Mitte des Bauches an nimmt dieſes Grün auch an Intenſität ab, wird lichter und verliert ſich in den Unterſchwanzdeckfedern in hellem Grünblau.

Ganz alte Weibchen ſind vom Männchen kaum oder gar nicht verſchieden, und nur bei jüngern herrſcht an einigen Stellen das Grüne vor, wo beim Männchen ein intenſives Braun bemerklich iſt. Namentlich enthält die Befiederung des Rückens nicht ſelten ein ſchönes Smaragdgrün, wo beim Männchen kaum eine Spur zu finden iſt, dagegen hat der Oberkopf meiſtens einen ſtärkern grünen Anflug beim Männchen als beim Weibchen. Sodann ſind bei letzterem die Schwanzſpieße gewöhnlich etwas kürzer als bei jenem; was nun aber endlich den Brütefleck und das Abreiben der Bauchfedern beim Weibchen betrifft, ſo iſt das Männchen, indem es ebenſo eifrig wie das Weibchen brütet, mit dieſem im gleichen Falle. Die übrigen von Naumann und Andern angegebenen Merkmale, wodurch ſich beide Geſchlechter, jung und alt, von einander unterſcheiden ſollen, ſind nicht in der Natur begründet, und werden deßwegen hier übergangen.

Aufenthalt: Er ſcheint innerhalb der wärmern und heißen Zone über den größten Theil des alten Kontinents verbreitet zu ſein; ſo daß ihn Aſien, Afrika und Europa in großer Menge beſitzen. In Aſien ſoll er Bengalen, Perſien, Arabien, Syrien, Paläſtina, Natolien, mehrere Gegenden am Aralſee und kaſpiſchen Meere bewohnen, von wo an er ſich bis Tobolsk ꝛc. hinaufzieht.

*) Pariſer Maaß, deſſen ich mich bei allen Ausmeſſungen bediene, da es das einzige allgemein bekannte iſt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Er iſt häufig in mehreren Theilen von Afrika, in Aegypten, Nubien, am Senegal ꝛc., beſonders zahlreich bewohnt er aber die gebirgigen Küſten des Meeres am Vorgebirge der guten Hoffnung; doch kommt er auch in der von Vegetabilien nicht ganz entblößten Sandſteppen innerhalb des Landes vor; andere Theile von Afrika haben ihn nur ſtellenweiſe: doch iſt dieſer Welttheil in dieſer Beziehung noch zu wenig bekannt, um etwas Beſtimmtes hierüber ſagen zu können. In Europa iſt er hauptſächlich einheimiſch in deſſen ſüdlichen, ſüdweſtlichen und ſüdöſtlichen Ländern, nämlich in den am Mittelmeerbecken, am ſchwarzen und kaſpiſchen Meer liegenden Ländern, von welchen er an den Flußufern auch in die Binnenländer herausgedrungen iſt. Er bewohnt wahrſcheinlich das Mittelmeerbecken in ſeinem ganzen Umfange, allein die dieſem Gebiete angehörigen Länder Afrika's*) und Aſien's ſind in dieſer Hinſicht noch zu wenig durchforſcht. Zahlreich bewohnt er die iberiſche Halbinſel: in Portugal die ſandigen Küſten des Meeres und die Ufer der Flüſſe, in Spanien die Südküſte, und iſt ungemein häufig in der Nähe von Gibraltar, wo er im Mai die Gegend mit ſeinen Schaaren erfüllt, und in den ſandigen Ufern dem Brütegeſchäfte obliegt; er iſt gemein im mittäglichen Frankreich unfern der Meeresküſte, da wo die Fluthen und Winde Sandhügel aufgethürmt haben, die ihm auch hier, wie faſt überall, am bequemſten zu Brüteplätzen dienen: er erſcheint namentlich in der Gegend von Montpellier manchmal in großen Schaaren; von wo er ohne Zweifel durch das Rhonethal in die Schweiz und bis in das Rheinthal herauf dringt; er iſt nicht minder häufig in Italien, zumal in deſſen ſüdlichen Theilen: im Kirchenſtaat in Sardinien, Neapel, Sicilien, doch auch im Piemonteſiſchen, Toskaniſchen und Venezianiſchen, und zwar auch hier faſt immer in der Nähe des Meeres; in Dalmatien, und äußerſt häufig auf der Inſel Candia, als deren Bewohner ſchon Belon den Bienenfreſſer nennt; auch in mehreren Gegenden Griechenlands iſt er nicht ſelten, und er bewohnt ſowohl Livadien, als Morea: denn er iſt bei Pylos, an den Ufern des Alpheus, des Sperchus, des Kephiſſius und des Eurotas ziemlich zahlreich bemerkt worden. In der europäiſchen Türkei bewohnt er die Küſten des adriatiſchen, Mittel- und ſchwarzen-Meeres, und geht bis Konſtantinopel, in deſſen Nähe er zahlreich niſtet; von da aus iſt er wieder in größter Menge als Brütvogel zu beiden Seiten der Donau, in der Moldau, Walachei, Serbien; ſodann in Siebenbürgen und Ungarn zu finden, von wo aus er, jedoch nur in einzelnen Paaren oder Individuen, noch weiter hinauf geht, ſo daß er in den meiſten Ländern des Donau-Gebietes ſchon brütend gefunden worden iſt. Das Klima in Deutſchland entſpricht ihm nur in heißen, trockenen Jahren; daher iſt ſein Vorkommen ſelbſt in deſſen ſüdlichen Theilen ſtets zu den außergewöhnlichen und unregelmäßigen Erſcheinungen zu zählen, und einzelne Paare, welche hier brüten, als verſpätete, von ihrem Wege abgekommene Nachzügler im Wiederſtriche zu betrachten ſind. Es ſind jedoch mehrfältige Beiſpiele ſeines Vorkommens in verſchiedenen Theilen unſeres Vaterlandes, Deutſchlands, bekannt, wonach ihn die meiſten Länder ſchon einzeln geſehen haben. In den ſüdlichen Theilen der Schweiz zumal im Wallis, erſcheint er alle Frühjahre, oft in Schaaren von Hunderten, entweder aus Italien oder Frankreich herkommend, iſt jedoch ſehr ſelten als Brütvogel daſelbſt bemerkt worden, ſo daß nur die Gegend von Sitten mit Gewißheit genannt werden kann. Am zahlreichſten dürfte er für Deutſchland in Böhmen und Schleſien vorkommen, wo er auch im Jahr 1792 am Ohlaufluſſe geheckt haben ſoll; ſodann in Oeſterreich, wo er zumal bei Wien eine gewöhnliche Erſcheinung iſt, indem er ſonſt, ehe ihm von den Sammlern und Vogelſängern ſo ſehr nachgeſtellt wurde, alljährlich im Prater, bei Stadlau ꝛc. in ziemlicher Anzahl niſtete, welche jetzt auf einzelne Paare beſchränkt iſt. In Baiern gehört er dagegen zu den großen Seltenheiten, und es ſind wenige Beiſpiele ſeines Vorkommens daſelbſt bekannt, ſo daß man nur von einer Geſellſchaft von 30 Stück, welche in der Mitte des Mai 1781 von Süden nach Norden gezogen ſein ſoll, weiß; noch ſeltener ſollte er in Würtemberg ſein, was jedoch nicht der Fall iſt, indem er nicht nur ſchon ein paarmal am Hochgeſtade der Donau bei Munderkingen gebrütet, ſondern ſich auch ſonſt ſchon vorüberziehend bei Mößingen (am 26. Juli 1837 flogen 3 Stück über mich hin), bei Emmerdingen (1838), wo in der Nähe eines Bienenſtandes 1 Stück erlegt wurde, bei Achſtetten an der Roth, wo im gleichen Jahre 1 Stück geſchoſſen wurde, im Langenauer Torfmoore, wo 1809 1 Stück geſchoſſen, und bei Kaltenweſten, wo 1840 ebenfalls 1 Stück erlegt wurde, gezeigt hat. Dagegen iſt er in Baden äußerſt ſelten bemerkt worden, indem das gegen Norden geöffnete Rheinthal nicht in ſeiner Wanderungsſtraße liegt. Um ſo auffallender iſt es deßwegen, wenn einzelne Paare oder ganze Geſellſchaften nicht eben ſelten in Thüringen ꝛc. vorkamen, wo nach Bechſtein im Jahr 1766 im März bei Rombda, einem Rudolſtädtiſchen Städtchen ein großer Zug, im Mai deſſelben Jahres einige Truppe in Heſſen, im Mai 1778 eine Geſellſchaft in den Vorhölzern des Thüringer Waldes, im Juli 1791 zwei Alte mit zwei Jungen bei Schnepfenthal ſich gezeigt haben, und wenn einzelne Paare ſich bis in die Mark, nach Liefland und Holland, und ſelbſt in das engliſche Nebelland und nach Irland ſich verirrt und dort gebrütet haben. Im tiefen Oſten von Europa bewohnt er hauptſächlich Rußland an den Küſten des ſchwarzen und kaſpiſchen

*) Moritz Wagner fand ihn zahlreich in der Umgegend von Bona in der Berberei.

Digitized by Google

Meeres, und die Ufer der darein mündenden Ströme, den Dnjepr, die Krym, die untere Wolga, Somara, gegen Oſten bis über den Uralfluß, Grusien am Kar, Terek, Jaik, bis zum Irtyſch; ſodann Polen und Galizien. Am häufigſten beobachtete ich den Bienenfreſſer in verſchiedenen Gegenden Ungarns, nämlich auf der Stadtinſel bei Peſth, am Donauufer, bei Eneſia, Rakos-Kerieztor, wo er in ſandigen Eichenwäldern lebt, Poſzür und Barats, Adony, wo er die Bienenſtände der mitten in der Donau gelegenen Reiherinſeln, ſo häufig beſucht, daß bei einem derſelben binnen einer Stunde 43 Stück geſchoſſen wurden. Bey Tengelitz im Tolnaer Komittate, Gyr und in Sirmien, wo er von Semlin bis Kupinowa in einer doppelten Linie, nämlich am Saveufer, nnd auf dem daran hinziehenden Weingebirge, dem Abhange der Fruszka-Gara, vorkommt. — Seine Aufenthaltsplätze ſind verſchieden und werden durch mehrere Umſtände beſtimmt, nämlich durch die zum Neſtbau tauglichen weichen Bodenarten und durch die Menge der vorhandenen, ihm zur Nahrung vorzugsweiſe angewieſenen Inſektenarten. Ich traf ihn deßwegen auch unter ganz verſchiedenen äußern Verhältniſſen an, je nachdem der eine oder andere Grund ſeine Niederlaſſung beſtimmt hatte. Im Allgemeinen kann behauptet werden, daß er Gegenden, welche hochuferige Flüſſe oder Seen enthalten, den Vorzug vor trockenen gebe, weil er dort gute Gelegenheit zur Anlegung des Neſtes neben einer großen Anzahl von Libellen findet, die ihm zur Nahrung dienen; befinden ſich auch noch Waldpartthieen oder wenigſtens einzelne Gruppen höherer, zumal gipfeldürrer Bäume dabei, und ſind grasreiche Wieſenflächen mit einzelnen Sandhügeln in der Nähe, ſo wird er, falls ihm auch das Klima entſpricht, eine ſolche Gegend vorzugsweiſe vor jeder andern zu ſeinem alljährlichen Aufenthalt und Brüteplatz wählen. Er iſt jedoch in der Regel nicht ſo ſcrupulös in der Wahl ſeiner Aufenthaltsörter, denn ich fand ihn in ganz ebenen, mit Wieſen und Sandhügeln oder bloßen Sandblößen unterbrochenen Eichen- und Birken-Wäldern, in Weinbergen, in Hohlwegen, am Ufer größerer Flüſſe, einzelne Paare in bloßen Sandgruben, in der Nähe der Dörfer. Nicht ſelten theilen ſie die Niſtplätze mit den Uferſchwalben und Sperlingen, wo dieſe an ſteilen Uferwänden in Kolonien beiſammen leben, und es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, aus den neben einander ausmündenden Neſtlöchern bald einen Bienenfreſſer, bald einen plumpen Sperling, bald ein leichtes Uferſchwälbchen herauskriechen und davon eilen zu ſehen. Ob eine Gegend eben oder gebirgig iſt, iſt ihm auch nur in ſo fern wichtig, als ſie mehr oder minder ſeinen Bedürfniſſen entſpricht, und die Behauptung, daß er gebirgige ebenen Gegenden vorziehe, iſt deßhalb ganz ungegründet, und kann nur relativ richtig ſein. Er iſt übrigens nicht ſo unmittelbar an ſeinen Brütplatz gebunden, wie die meiſten kleinern Landvögel, vielmehr durchſtreift er vermöge ſeiner ausgebildeten Flugwerkzeuge weite Räume, und entfernt ſich nicht ſelten vier bis fünf Stunden weit von ſeiner Heimath. Seine Ankunft auf den Brüteplätzen erfolgt je nach Beſchaffenheit der Jahreswitterung oder der von ihm bewohnten Gegend von Ende März bis Anfangs Mai, und unter gleichen Vorausſetzungen verläßt er dieſelben wieder von Mitte Auguſts bis Ende Septembers; wobei es ſich nicht ſelten ereignet, daß Einzelne oder ganze Geſellſchaften von ihrer regelmäßigen Wanderungsſtraße abkommen, und alsdann in Gegenden ſich verirren, in welchen ſie nach Klima rc., nicht einheimiſch ſein können.

Die äußere Erſcheinung des Bienenfreſſers erinnert in manchen Beziehungen an die Schwalben, von denen er jedoch wieder mehrfach bedeutend abweicht. Er iſt ein äußerſt unruhiger Vogel, der faſt den ganzen Tag mit Aufſuchung ſeiner Nahrung beſchäftigt iſt; deßhalb auch niemals lange auf einer Stelle ſitzen bleibt, ſondern ſich gewöhnlich auf erhabenen Orten nach vorbeifliegenden Inſecten umſieht, und ſich dieſen gleich nachſtürzt. Wenn er niedrig fliegt, ſo geſchieht dieſes in kleinen Bogen ruckweiſe, hoch in der Luft aber ſehr oft ſchwebend, und alsdann wirklich etwas ſchwalbenartig; ſo ſah ich ihn auch über dem Waſſer ſchweben. Sein Flug iſt übrigens gewöhnlich hoch, ſonſt aber eigentlich nicht ſchwalbenartig, ſondern ſteifer und härter, und er erinnert faſt mehr an den Flug der Strandläufer, zumal des Totanus stagnatilis, der Charadrien und öfters des Staars (Sturnus vulgaris), wenn dieſer vor dem Niederſetzen ſchwebt, ohne die Flügel zu bewegen. Die Flügel ſind gewöhnlich ganz ausgeſpannt, ſelten ſichelförmig gehalten, und werden im ſchnellſten Fluge ziemlich ſtaarenartig ſchnell auf- und niederbewegt, öfters aber auch ſchwebend über größere Räume ganz ruhig gehalten. Im prächtigen Sonnenlichte ſpielen die herrlichen Farben des Gefieders wie Edelſteine, und der Vogel gewährt alsdann einen herrlichen Anblick. Hat er einige Zeit meiſt in großen Bogen eine Gegend nach allen Richtungen durchſegelt, ſo läßt er ſich auf einige Minuten meiſt mehrere zugleich auf den dürren Aſt einer Eiche oder auf einen Sandhügel nieder um auszuruhen, oder einen vorüberſchwebenden Raub zu erlauern. Ihre Geſellſchaftlichkeit iſt groß und bildet einen hervorſtechenden Charakterzug. Selten findet man einen Bienenfreſſer allein, ſondern meiſtens Geſellſchaften von 6 bis 30 und noch mehr Individuen, welche gemeinſchaftlich niſten und nach Nahrung ausziehen. Es iſt beinahe unerklärbar, daß faſt alle Ornithologen, Naumann und Gloger nicht ausgenommen, über die Stimme des vielſchreienden Vogels nichts Neues und Richtiges ſagen konnten, ſondern genöthigt waren, das Siſikrüi des Bechſtein nachzuſchreiben, da doch der Vogel nichts weniger als ſelten iſt. Ich werde deßwegen hier die von ihm gehörten Töne, wie ich ſie an Ort und Stelle niedergeſchrieben habe, mittheilen, um eine Lücke in der Naturgeſchichte des intereſſanten Vogels auszufüllen. Seine gewöhnlichen Locktöne, die er im Fluge hören läßt, klingen wie: wütt kri, wütt,

Digitized by Google

wütt, wütt kri, auch quatt quarrr, quat quarrr; ſitzend: watt warr, watt warr; fliegend und ſitzend auch: kükükükükü, karra, karra kri karra. Als ich ein Neſt, worin ſich 4 Junge befanden ausgrub, ſchrien die Alten zuerſt; Garra, garr, garra, ſo lange noch keine Gefahr zu befürchten war; ſpäter, als ich den Jungen ſchon nahe war: que que querr, qui que que und als ich die Jungen hervorgezogen hatte: kei, kei! wobei mich beide Eltern fortwährend, jedoch außer Schußweite umkreiſten, was gewiß zum Beweiſe dient, daß er ein ſehr kluger und ſcheuer Vogel iſt. Die Locktöne der Jungen weichen ziemlich von denen der Alten ab. Im Neſte oder aus dieſem genommen, ſchreien ſie, wenn ſie hungrig ſind: gwria, gwria, gwria, görriwö, giwia, ziwkiö, Ziwliä, pirr giwlioh, giwlioh, giwliöh, gnia, guia, gwöwöh, gwöwög, piwridh, piwridh; wenn ſie einmal umherfliegen, vernimmt man ſie von den Gipfeln der Waldbäume herab wieder anders, nämlich ſie rufen: ſwiwirlo, ſwiwirrlö, auch öfters kri, kri, kri, im Herbſte aber garara, garar. Eine eigenthümliche Gewohnheit bemerkt man bei den friſch aus dem Neſte genommenen Jungen. Sie laufen nämlich lieber und ſchneller rück- als vorwärts, und ſie gewöhnen ſich erſt nach und nach daran, nur vorwärts zu laufen; welcher Umſtand wohl die Veranlaſſung zur Meinung der ältern Naturforſcher gab, daß ſie auch rückwärts flögen. Der Bienenfreſſer gehört, wie die meiſten ſchönen Vögel, zu den ſcheuen und vorſichtigen, und hütet ſich gewöhnlich, dem offen da ſtehenden Schützen im Fluge auf ſchußmäßige Entfernung ſich zu nähern, ſowie er auch ſelten das Anſchleichen des Schützen unter den Baum, auf welchem er ausruht, abwartet. Als wahrer Sommervogel iſt er ein großer Freund vom heißen Sonnenſchein, und fliegt am liebſten und eifrigſten umher, wenn die Witterung beſtändig hell und warm iſt, trauert dagegen, wenn Regenwitterung oder Kälte eintritt; was ſich jedoch aus dem hieraus folgenden Nahrungsmangel erklären ließe.

Die Nahrung des Bienenfreſſers beſteht in allerlei fliegenden Inſekten, als Hummeln, Bienen, Weſpen, Grabweſpen, Cikaden, Bremſen, Heuſchrecken, Cicindelen, Fliegen, Libellen ꝛc., welche er ſämmtlich im Fluge fängt. Er iſt deßwegen den ganzen Tag über beſchäftigt, dieſe kleinen Thierchen in der Luft kreiſend, über Baumgipfeln umherſegelnd, über Gebüſchen und Blüthen flatternd, über Seen, Flüſſen und Sümpfen ſchwebend, zu erhaſchen, wobei er ſich ſelten auf die Erde niederläßt, um etwa die aus einem Weſpenneſte nach und nach hervorkommenden Bewohner wegzuſchappen. In den Weinbergen, zumal an deren Rändern, welche mit Thymian und andern honigreichen Blumen eingefaßt waren, ſah ich ihn öfters auf Pfählen ſitzend, den Bienen aufpaſſen. Verbietet etwa kalte Witterung den Bienen nach Nahrung auszufliegen, ſo ſucht er ſie wohl auch vor ihren Wohnungen auf, und fängt deren eine große Menge; weßhalb er in einigen Gegenden von den Bienenwächtern vermittelſt an Angeln befeſtigter Heuſchrecken und Cikaden gefangen wird. Er unternimmt der Nahrung halber, zumal gegen Ende des Sommers, wenn die Jungen ausgeflogen ſind, täglich größere Exkurſionen, wobei er ziemlich regelmäßige Zeiten einhält. So bemerkte ich, daß die Bienenfreſſer, welche in Sirmien an der Save wohnen, auf zwei bis drei Stunden landeinwärts flogen. Sie erſchienen gewöhnlich Morgens um 6 Uhr ſchreiend über dem Dorfe Kupinowa, ſtrichen den Tag über auf den Wieſen, aber hoch in der Luft umher, ruhten zuweilen auf Eichen und Silberpappeln aus, und kehrten Abends zwiſchen 6 und 7 Uhr in Geſellſchaften von 15—40 Stück ſehr hoch fliegend und ſtets mit großem Geſchrei, an die Ufer der Save wieder zurück. — Daß der Bienenfreſſer ſtechende Inſekten ſammt den Stacheln verſchluckt, unterliegt keinem Zweifel, denn er füttert ſogar ſeine Jungen damit, wovon ich mich durch mehrere ſchmerzliche Erfahrungen überzeugte. Als ich nämlich, nachdem die Neſter aufgegraben waren, hineingriff, um die Jungen heraus zu holen, wurde ich mehrmals von darin liegenden, noch lebenden Bienen heftig in die Finger geſtochen. Die meiſten von mir geöffneten Mägen enthielten jedoch entweder Nichts oder Ueberreſte von Libellen, und nur ein paarmal fand ich auch Weſpen und Bienen darin. Die innere, ungleiche, lederartige, nicht muskulöſe Magenhaut ſcheint gegen Entzündung durch den Weſpenſtich gehörig zu ſchützen, denn außerdem iſt der Magen wie bei andern Vögeln beſchaffen.

Seine Fortpflanzung hat mit der der Uferſchwalbe die größte Aehnlichkeit, ſowohl in Hinſicht der Auswahl der Brüteplätze, als auch in Beziehung auf Geſelligkeit und ſonſtiges Verhalten. Er iſt, wie oben ſchon bemerkt wurde, nicht eigenſinnig in der Wahl der Niſtplätze und gräbt deßhalb ſeine Höhle bald einzeln oder zu wenigen Paaren, bald in großen Geſellſchaften Seinesgleichen, oder wie er brütender Vögel, in den Sandboden ebener Wälder, bald in die hohen Sandbänke, welche in den Weingebirgen durch Abgrabung von Teraſſen oder Fahrwegen entſtehen, bald in Sandgruben, welche kaum drei Fuß tief ſind, und von Weinbergen und Wäldern weit entfernt auf Waiden und baumloſen Angern, nah oder fern von menſchlichen Wohnungen liegen, bald in die Wände der hohen Sandufer an Flüſſen und Seen. Die erſtere Art von Neſtern fand ich zumal im Poſſärer Walde theils in ebener Erde, theils in kleinen Sandhügeln im Eichenwalde, theils einzeln, theils zu 6—7 in der Entfernung von 10—15 bis 20 Schritten; die zweite Art, zu brüten, bemerkte ich am Wege des Weingebirges bei Abony, wo die 6—12 Fuß hohen ſenkrechten Sandwände an manchen Stellen ſo durchlöchert waren, wie man dieſes nur bei den Kolonien der Uferſchwalben zu ſehen gewohnt iſt. Es brüteten aber auch viele dieſer Schwalben nebſt Sperlingen in Geſellſchaft der Bienenfreſſer. In Sandgruben niſtend fand ich den Bienenfreſſer bei Jakowa in Sirmien, und in den

Digitized by Google

hohen Sandufern an der Save bei Kupinowa. Wegen der lockern Beſchaffenheit des Erdreichs, in welchem der Bienenfreſſer ſein Neſt anlegt, iſt er genöthigt, alle Jahre die Arbeit aufs neue vorzunehmen, indem viele Höhlen während des Winters einſtürzen, oder auch von Erdzieſeln (Arctomys citillus) welche häufig Nachbarn der Bienenfreſſer ſind, und von Mäuſen occupirt werden; ja ich fand nicht ſelten Mäuſeneſter in Nebengängen der friſchgegrabenen und bewohnten Bienenfreſſerneſter; ſie ſchienen jedoch einander nicht zu beläſtigen. Es iſt nun das erſte Geſchäft des Bienenfreſſers nach ſeiner Ankunft im Frühjahr, in Ungarn gewöhnlich in den erſten Tagen des Mai, taugliche Plätze zur Erbauung der Neſter aufzuſuchen, deren Wahl übrigens nicht immer auf die im vorigen Jahre bewohnte Stelle fällt, indem vielmehr mit dieſen Plätzen gewechſelt wird. Hat er ſich endlich die ihm tauglich ſcheinende Stelle, die gewöhnlich von Pflanzen entblößt oder doch nur ſparſam bedeckt ſein muß, weil ihm die Wurzeln am Graben hinderlich wären, gefunden, ſo wird die Arbeit begonnen, und von beiden Gatten abwechſelnd ſo raſch beendigt, daß es dem Beobachter unbegreiflich ſcheint, wie dieſer ſchwache Vogel mit ſeinen kleinen Füßchen in ſo kurzer Zeit eine ſolche Arbeit zu vollbringen vermag. Die Arbeit ſelbſt iſt nicht leicht zu beobachten, doch bemerkt man an ganz friſch begonnenen Höhlen, daß er Schnabel und Füße dabei gebraucht: erſtern um den Sand loszuhacken, letztere, um die loſe Erde weit hinter ſich zu ſchleudern. Nach einer speziellen Beobachtung iſt er übrigens im Stande, in zwei Tagen eine Höhle von 3 — 6 Fuß tief in einen Sandhügel zu graben; wonach es ihm keine beſondere Anſtrengung verurſachen dürfte. Die Höhlen des Bienenfreſſers ſind ſchon in einiger Entfernung an den davor liegenden herausgearbeiteten Sandhaufen, welche 2$^1/_2$ Fuß lang, 18 Zoll breit und 6—7 Zoll hoh ſind, zu erkennen, doch iſt immer noch eine Verwechſelung mit den Höhlen des Erdzieſels möglich, welche ſich nur dadurch unterſcheiden, daß ſie 1 Fuß tief ſenkrecht gehen und dann in einem rechten Winkel horizontal fortſetzen, während die Höhle des Bienenfreſſers ganz horizontal verläuft, und Krümmungen derſelben nur durch zu umgehende Hinderniſſe als Wurzeln, Steine ꝛc. veranlaßt werden können. Der Eingang zur Bienenfreſſerhöhle iſt an Abhängen, bevor er unter die Oberfläche der Erde geht, 6 Zoll breit, um Raum für den Auswurf des Sandes zu gewähren; er verengert ſich hierauf, ſo daß er 2$^1/_2$ Zoll breit und 2 Zoll hoch iſt; die Höhle geht nun horizontal oder in einem ſpitzen Winkel mit der Oberfläche in den Hügel hinein, biegt ſich in einem ſanften Bogen ſeitwärts, erhält Krümmungen, oder bleibt gerade, verengert ſich weiter hinten in der Nähe des Keſſels, worin das Neſt liegt, und iſt bis dahin gewöhnlich 4 — 5 Fuß lang. Der Keſſel, oder die eigentliche Neſthöhle iſt 9 Zoll lang, eben ſo breit und 4 Zoll hoch, backofenförmig ausgehöhlt, gewöhnlich mit einem ſeitwärts oder aufwärts gehenden Loche, welches vielleicht als Zufluchtsort bei Verfolgungen oder zum Aufenthalt für das andere Geſchlecht dient. In dieſem Keſſel liegt das aus geſpieenen Libellen-Flügeln und Köpfen beſtehende, von Dermeſteslarven gewöhnlich eckelhaft wimmelnde Neſt, welches von der Mitte bis Ende Juni 6—7 ausgezeichnet ſchöne Eier enthält. Dieſe ähneln den Eiern des Eisvogels; haben eine ziemlich abgerundete, kugelige, ſelten etwas geſtreckte Geſtalt, eine ziemlich ſchwache, glatte, wie Email glänzende Schale, in welcher ſich, zumal am Lichte betrachtet, viele Strahlen zeigen. Die Farbe iſt eigentlich ſchneeweiß; allein der Dotter ſcheint ſo ſtark durch, daß das Ei einen gelben Anſtrich, und ſelbſt auf der vom Lichte abgewendeten Seite einen gelben Reſler erhält. Bebrütet iſt es ſtark glänzend, ſchneeweiß mit etwas Grau durchſchimmernd. Die Größe wechſelt von 12—13 Linien Länge und 9$^1/_2$ — 11$^1/_2$ Linien Breite. Dieſe Eier werden nicht, wie es vom Eisvogel behauptet wird, und wie Naumann auch vom Bienenfreſſer vermuthet, vom Weibchen allein ausgebrütet, ſondern das Männchen unterzieht ſich dieſem Geſchäfte eben ſo eifrig, als jenes, was durch den Umſtand vollkommen bewieſen ſein dürfte, daß ich zu allen Tageszeiten mehr Männchen als Weibchen auf den Eiern fing. Ebenſo werden die Jungen von beiden Aeltern mit allerlei Inſekten gefüttert; aber weit weniger geliebt, als dieſes bei dem ſonſt ſo ſcheuen Eisvogel der Fall zu ſein ſcheint. Die meiſten Paare ließen ſich die Eier und Jungen nehmen, ohne irgend ein Zeichen des Kummers zu zeigen, und nur einmal kam ein Paar beim Ausgraben der Jungen in meine Nähe, und umkreiſte mich ſchreiend außer Schußweite. So lange die Jungen noch nicht ganz flügge ſind, kommen ſie nicht ſelten aus den Neſtern hervor, um ſich zu ſonnen, kriechen aber, wenn ſie Gefahr bemerken, eilends wieder rückwärts in ihre Höhlen zurück.

Die Jagd des Bienenfreſſers iſt mit manchen Schwierigkeiten verknüpft und gelingt nicht immer. Denn er iſt, zumal bei bemerkten Nachſtellungen, ſcheu und vorſichtig, ſo daß er ſelbſt im Fluge ſelten dem Schützen nahe genug kommt, um ihn mit einem Schrotſchuß zu erreichen, während er auch auf Blumen, wo er ſich ohnehin nicht lange aufhält, ſich ſelten ſchußmäßig ankommen läßt; ſolche Bäume, auf die nach ihm geſchoſſen wurde, auch bald gänzlich meidet. Der Anſtand leiſtet hier noch die beſten Dienſte, und bringt dieſen hübſchen Vogel noch am öfterſten in die Gewalt des Schützen. Dagegen iſt er während der Brütezeit ſehr leicht zu fangen, da er ſich in ſeiner Höhle vollkommen geſichert hält. Er kann deßwegen hier leicht ausgegraben, oder mit unter dem Loche angebrachter Schlingen gefangen werden, wo er in erſterem Fall keinen Verſuch zu einer noch möglichen Flucht macht. In Italien wird er auch vermittelſt eines an eine umgebogene Nadel geſpießten Inſektes gefangen, was ich jedoch niemals ſelbſt verſucht habe. Zum Stubenvogel eignet er ſich übrigens nicht, da er ſchlecht zu Fuß iſt und durch ſein unangenehmes Schreien incommodirt

Digitized by Google

Sein Fang kann alſo nur für den Sammler Werth haben, da auch ſein Fleiſch nicht beſonders gut ſchmeckt, obgleich er in Italien, wie alle übrigen Vögel häufig auf Märkte gebracht und verſpeiſt wird.

Sein **Nutzen**, den er durch das Verzehren vieler ſchädlichen und läſtigen Inſekten leiſtet, dürfte wohl bedeutender ſein, als der **Schaden**, den er durch das Wegfangen vieler Honigbienen verurſacht, indem letztere doch bei weitem den kleinſten Theil ſeiner Nahrung bilden und nur in Gegenden, worin die Bienenzucht in großer Ausdehnung betrieben wird, in Anſchlag gebracht werden können.

Die **Feinde** hat er mit andern in Erdhöhlen niſtenden Vögeln gemein; den Raubvögeln dürfte er aber durch ſeine Flugfertigkeit meiſtens entgehen. Seine Eingeweide ſind von Würmern aus den Gattungen: **Filiaria, Acuaria, Distomum** und **Taenia** bewohnt.

Die **Abbildungen** ſind von mir nach dem Leben gefertigt. L. Landbeck.

Das deutſche Heldenbuch.

Unter dieſer Bezeichnung verſteht man die Sammlung aller altdeutſchen Gedichte nach vaterländiſchen Sagen, welche ſich an die Namen und Erinnerungen aus der Völkerwanderung knüpfen. Die vorzüglichſten dieſer Heldengedichte ſind: das Nibelungenlied; der hörnen Sigfried; das Roſengartenlied; Biterof und Dietlieb; Walther von Waſichenſtein; das Hildebrandslied; Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen; Etzels Hofhaltung; Alpharts Tod; Schlacht vor Raben, Ravennaſchlacht; Dietrichs und ſeiner Geſellen Kämpfe mit Würmern und Rieſen; der Rieſe Siegenot; Ecken Ausfahrt; König Laurin, oder der kleine Roſengarten; Gudrum; König Rother; Otnit; Wolfdietrich; u. a. m.

Obgleich die meiſten dieſer Gedichte von verſchiedenen Verfaſſern, unter denen beſonders Heinrich von Ofterdingen und Wolfram von Eſchenbach zu nennen ſind, herrühren, ſo ergänzt doch oft eins das andere, und vielfach durchkreuzt ſich ihr Inhalt. Zu unſerem Zwecke genügt es, die hervorragendſten Gedichte nach ihrem Inhalte kennen zu lernen, und wir beginnen mit dem Nibelungenliede, welches würdig den klaſſiſchen Werken der Griechen und Römer zur Seite ſteht, und mit Recht ein ächtes Nationallied der Deutſchen genannt werden kann.

In früheren Zeiten wurden als Verfaſſer des Nibelungenliedes Heinrich von Ofterdingen und Klingsohr genannt. Lachmann aber, der ſich durch die gründlichſten Forſchungen über das Nibelungenlied ausgezeichnet hat, beweiſt bis zur Evidenz, daß dieſes Gedicht nicht das Werk eines Einzigen ſein könne; ſondern daß vielmehr aus alten romanzenartigen Liedern durch mehrmalige Umarbeitungen erſt das jetzige Ganze entſtanden ſei.

Man unterſcheidet der Nibelungen Noth, und der Nibelungen Klage. Der Nibelungen Noth beſteht aus zwei ziemlich gleichen Hälften. Der erſte Theil ſchließt mit der Strophe 1229, und begreift Sigfrieds Schickſal; der zweite, mit der Fahrt der Neuverlobten beginnend, enthält die Rache der Chriemhild, von ihrem erſten Anfange. Das ganze Gedicht iſt in vierzeiligen Strophen (die Zeilen ſechsfüßig) durchgeführt. Die letzte Hand zur Geſtaltung des Liedes wurde vermuthlich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts daran gelegt.

Der Innhalt der Nibelungen Noth iſt folgender: Sigfried, der junge Held, war der Sohn eines Königs von Niederland, Sigmund geheißen. Er zog aus auf Abentheuer, und nachdem er ihrer viele beſtanden mit Drachen, Rieſen und Zwergen, während er am Rhein hinauf zog, gelangte er endlich auch nach Worms, wo eine wunderſchöne Königstochter wohnte, Chriemhild genannt, welche aus Furcht vor einem böſen Traume, der einſt ihr Herz mit Schrecken erfüllt hatte, von keiner Minne und Liebe hören wollte. Siegfried diente dem König Günther um der holden Jungfrau willen lange Zeit; aber er durfte ihr Angeſicht erſt nach dem großen Sachſenkriege ſchauen, in welchem er unerhörte Thaten der Tapferkeit und des Heldenmuthes gethan, und Beweiſe von ungewöhnlicher Stärke gegeben hatte. Chriemhild liebte nun auch ihn, und König Günther verſprach dem Recken ſeine Schweſter zum Weibe, wenn er ihm beiſtehen würde, die prächtig ſchöne Brunhild zur Gattin zu erwerben. Brunhild aber war übermenſchlich ſtark, und Jeder mußte mit ihr kämpfen, der ſie zum Ehegeſpons zu erwählen gedachte.

Siegfried verſprach ſeinen Beiſtand, fuhr mit Günther über das brauſende Meer hinüber nach Island, kämpfte für ihn mit der ſchönen Jungfrau, und überwältigte ſie mit Hilfe der Tarnkappe, die unſichtbar machte und ihm die Stärke von zwölf Männern verlieh.

Brunhild mußte ſich in ihr Schickſal ergeben, und zog mit Günther gen Worms, als woſelbſt die Hochzeit feierlich begangen wurde. In der Nacht aber rang Brunhild mit Günther, bezwang ihn, und hieng ihn an einen Nagel. Das erfüllte den König mit Grimm, und abermals forderte er Siegfrieds Beiſtand. Dieſer überwältigte in der zweiten Nacht nochmals mit Hilfe der Tarnkappe die ſtarke Jungfrau für Günther, nahm ihr Gürtel und Ring, ſchenkte beides der ſchönen Chriemhild, die mittlerweile ſeine Gattin geworden war und zog dann mit dieſer davon in ſeine Heimath nach Niederland. Brunhild aber wußte nicht, daß Siegfried ihr eigentlicher Ueberwinder ſei, ſondern glaubte, Günther habe ſie bezwungen, dieweil ſie während des Ringens den rüſtigen Gehilfen des Königs, den ſtarken Siegfried, nicht geſehen.

Da begab es ſich eines Tages, als Chriemhild zum Beſuche in Worms war, daß ſie zu ihrer Schwägerin ſagte:

„Keiner als mein Gemahl ſollte Herr und Gebieter ſein über alle dieſe Lande.“

Brunhild aber, die da glaubte, Sigfried ſei nur ein Dienſtmann des Königs, erwiederte hoffärtig:

Digitized by Google

„Das kann nicht ſein, denn er iſt Günther unterthan.“

Und nun erhob ſich zwiſchen Chriemhild und Brunhild ein Streit, und Brunhild behauptete, daß ſie, als Königin des Landes, vor Chriemhild in die Kirche gehen dürfe. Da hielt Chriemhild die Schwägerin zurück, zeigte ihr zornig Gürtel und Ring, ſo ſie von ihrem Manne empfangen, und bewies der Königin, daß nicht Günther, ſondern Sigfried ſie überwältigt habe. Bei dieſer Entdeckung brach Brunhild in einen Strom von Thränen aus, und gelübdete ſich ſelbſt, ihr bitteres Herzeleid und die Schande, ſo ihr widerfahren, auf das Blutigſte zu rächen. Und mit ſüßen Worten gewann ſie den grimmen Hagen, einen Helden an Günthers Hofe, für ihren Racheplan, und Hagen verſprach ihr, die Rache zu vollführen.

Damit der grimme Held Gelegenheit hätte, ſein Wort zu löſen, ſprengten er und König Günther das Gerücht aus, die Sachſen hätten wieder zu den Waffen gegriffen, und man müſſe gegen ſie in den Krieg ziehen. Der ſtarke Sigfried wurde aufgefordert, Hilfe zu leiſten, und mit Freuden verſprach der kühne Ritter ſeinen Beiſtand. Chriemhild aber fühlte eine große Bangigkeit um ihren Gemahl, und fürchtete ſehr, es möge ihm etwas Schlimmes widerfahren im Kampfe. Denn obwohl Sigfrieds ganzer Leib mit undurchdringlichem Horn überzogen, und feſt war gegen alles Gewaffen, was auch Hagen wußte, ſo gab es doch eine Stelle an Sigfrieds Leibe, woſelbſt er verwundet werden konnte, und zwar zwiſchen den Schultern, wo ein Lindenblatt das Blut des Drachen davon abgehalten hatte. Hiervon wußte jedoch der grimme Hagen nichts. In ihrer Angſt aber, und da ſie die Heimtücke Hagens nicht ahnen konnte, verrieth Chriemhild dem gedungenen Rächer das Geheimniß, und bat ihn, im Getümmel des Kampfes über ihren Gatten zu wachen und die unbewehrte Stelle zu ſchützen. Mit verhehlter Freude vernahm Hagen die Kunde, und rieth Chriemhild, damit er beſſer Obhut halten könnte, ein Kreuz auf Sigfrieds Gewand zu nähen, und ſomit den verwundbaren Ort ganz genau zu bezeichnen. Chriemhild befolgte den Rath, und Hagen verwandelte hierauf den Sachſenkrieg in ein Jagdfeſt.

Ehe die Jäger auszogen in den grünen Wald, fiel Chriemhild, von bangen Ahnungen beſtürmt, ihrem Gatten um den Hals, und bat ihn unter ſtrömenden Thränen, nur diesmal daheim und bei ihr zu bleiben. Was ſie aber auf Hagens Rath gethan, das wagte ſie ihm nicht zu entdecken.

Sigfried widerſtand ihrem Bitten und Flehen, zog aus mit den Andern in den Wald, und entfaltete während der Jagd noch einmal ſeine ganze Heldenkraft. Als nun das Jagen beendigt war, forderte Hagen den ſtarken Sigfried zu einem Wettlaufe nach einem Brunnen auf, und ohne Arg nahm Sigfried den Vorſchlag an. Er erreichte das Ziel früher als Hagen; als er ſich aber zu dem Brunnen niederbeugte, um Waſſer zu ſchöpfen und zu trinken, da kam Hagen heran, zog heimlich ſein Schwert, und bohrte es hinterrücks und verrätheriſch zwiſchen die Schultern des Helden hinein. Todtwund fiel Sigfried nieder, zwiſchen die Blumen, ſo den Rand des Brunnens umkränzten.

Da nun Chriemhild des Gatten Tod erfuhr, weinte ſie bitterlich, klagte um ihn ſo lang ihr Leben dauerte, und konnte ihn nimmer vergeſſen. Die Mörder aber raubten ihr noch überdieß einen großen Schatz, den Nibelungenhort, welchen Sigfried einſt von den Zwergen Nibelung und Billung und deren Rieſen erkämpft und mit ſich geführt hatte.

Nach langem Zureden und Widerſtreben heirathete Chriemhild endlich den König Etzel und zog hin in ſein Land. Gedanken blutiger Rache und blutige Vergeltung zogen mit ihr. Jahre vergiengen. Dann bewog ſie ihren Gemahl, um Sigfrieds Tod zu ſühnen, den König Günther und ſeine Helden zu ſich einzuladen. Die Einladung ward angenommen; da aber Hagen, im Bewußtſein ſeiner böſen That, ihrer Aller Tod ahnete, ſo nahm er vor der Abreiſe den Nibelungenhort, und verſenkte ihn tief in den Rhein. Finſter zog er dann fort mit den Uebrigen, und ſeine düſteren Gedanken wurden noch düſterer gemacht durch eine Prophezeihung von Meerweibern, welche ihm während der Reiſe ſeinen nahen Untergang voraus ſagten.

Als nun die Helden an Etzels Hofe angekommen waren und der größte Theil derſelben ſchmauſend und zechend in des Königs Speiſehalle ſaß, da winkte Chriemhild einen Mann, Namens Blödelin, zu ſich, und ſchickte ihn hin in die Herberge, wo Dankwart wohnte, des grimmen Hagen Bruder, und trug ihm auf, ihn und alle ſeine Begleiter zu erſchlagen. Blödelin gehorchte, und in einem ſchrecklichen Kampfe fielen ſämmtliche Krieger Dankwarts, und nur er ſelbſt allein entrann, und ſtürzte blutbefleckt in den Speiſeſaal. Voll Grimmes ſprang Hagen auf bei ſeinem Anblicke, erſchlug Etzels und Chriemhilds Sohn, und ließ Niemand aus der Halle entweichen, als Etzeln, Chriemhilden, Dietrichen von Bern und Rüdigern von Bechelaren mit ſeinen Mannen. Alle übrigen erlagen ſeiner Wuth, und fielen unter ſeinen gewaltigen Hieben.

Etzel bot nun ſeine Krieger auf, und ſchickte zuerſt Iring von Dänemark und Irnfried von Thüringen mit tauſend Kriegern in den Kampf. Sie fielen, und zwanzigtauſend andere Krieger erſetzten ſie. Der Kampf dauerte fort. Die Nacht brach ein; Günther und Hagen, die bedrängten Burgunder, boten Frieden an und Verſöhnung, aber Etzel lechzte nach ihrem Blute und wollte nichts davon hören. Chriemhild befahl nun auch, den Saal in Brand zu ſtecken, und rothe Flammen beleuchteten den grauenvollen Kampf. In Strömen floß das Blut aus dem Saale.

Am andern Morgen waren nur noch ſechshundert Burgunder übrig, zu deren Vernichtung Chriemhild den ſtarken Helden Rüdiger von Bechelaren aufbot. Rüdiger gehorchte ungern und gieng nur mit Widerſtreben, ja weinend in die Schlacht, da er auf der Reiſe der Burgunder dieſe bewirthet und ſogar ſeine

Digitized by Google

Tochter mit einem Bruder Günthers, dem Helden Giſihern verlobt hatte. Die Liebe zu den Männern, denen er nun feindlich gegenüber ſtehen mußte, lähmte ſeinen Arm und machte ſeine Klinge ſtumpf. Er fiel im Zweikampfe mit Günthers Bruder, und mit ihm ſanken ſeine fünfhundert Männer, ruhmvoll fechtend bis zum letzten Athemzuge.

Die Helden Dietrichs von Bern forderten die Auslieferung von Rüdigers Leichnam; ſie wurde verweigert, und ſollte nun erzwungen werden. Dietrichs Helden zogen in den Kampf, aber auch ſie Alle wurden erſchlagen, und keiner entrann, als der alte Hildebrand, der mit einer ſchweren Wunde, die Hagen ihm geſchlagen, aus dem Saale wankte. Aber auch von den Burgunden waren nur noch zwei übrig, König Günther und der grimme Hagen. Gegen ſie erhob ſich jetzt in ſeinem Leide um ſeine gefallenen Helden der ſtarke Dietrich, und ſtritt gegen ſie ganz allein, nachdem er ihnen vergebens ſichere Heimkehr angeboten hatte, wenn ſie ſich freiwillig ergeben wollten. Die ſtolzen Recken zogen der Schmach, beſiegt zu ſein, den Tod vor, und kämpften den letzten Kampf. Dietrich, der ſtarke Held, bezwang beide, band die Erſchöpften, und lieferte ſie an Chriemhild aus, jedoch mit der Bedingung, daß ſie ihnen nichts zu leide thun dürfe.

Während aber Dietrich hinging, ſeinen Panzer abzulegen, ſchritt Chriemhild zu Hagen, und forderte von ihm drohend den ihr geraubten Schatz der Nibelungen. Hagen gab keine Antwort, und zur Vollendung ihrer Rache ließ Chriemhild Hagens Bruder das Haupt abſchlagen und es Hagen vor die Füße werfen. Da fluchte ihr Hagen, Chriemhild ergriff Balmung, Sigfrieds Schwert, und ſchlug dem böſen aber tapfern Ritter damit das Haupt vom Rumpfe.

König Etzel und Dietrich von Bern klagten und weinten über den Leichnamen der erſchlagenen Helden.

Dieß iſt in kurzem Abriſſe der Inhalt der Nibelungen Noth, einer Dichtung, welche vor allen übrigen Heldenromanen durch Tiefe der Gedanken, durch große innere Einheit, durch Wahrheit der Empfindung und durch die kraftvolle Einfachheit ihrer Sprache glänzt.

Der Nibelungen Klage iſt die Fortſetzung des vorigen, und enthält in blühender Sprache die Wehklage Etzels und der Frauen über die gefallenen Tapferen, die Beſtattung derſelben, und die Botſchaft aller Begebenheiten nach Worms.

Nächſt dem Nibelungenliede iſt Gudrum ohne Zweifel das vorzüglichſte Gedicht des Heldenbuches.

Der Gang der Dichtung iſt kurz folgender:

König Sigebant von Eyrland gab einſt ein feſtliches Turnier, und neun Tage hindurch ertönten ſeine Hallen von Freude und Jubelſchall. Am zehnten Tage aber verwandelte ſich alle Wonne in Trauer und Schmerz und auf die große Freude folgte gar bitterliche Betrübniß; denn mitten unter dem Saus und Braus kam ein mächtiger Greif geflogen, erfaßte des Königs Söhnlein, ſo während der Feſtlichkeiten allein mit ſeiner Wärterin vor dem Schloſſe ſpielte, mit ſeinen gewaltigen Klauen und führte es im rauſchenden Fluge mit ſich fort weithin durch die Lüfte. Die erſchreckte Magd vermogte den Raub nicht zu verhindern, und das Knäblein, Hagen geheißen, wurde in des Greifen Neſt getragen, um daſelbſt deſſen Jungen zur Speiſe zu dienen. Ein junger Greif machte ſich auch alsbald mit ihm zu ſchaffen, aber der Knabe entwiſchte glücklich ſeinen Krallen und fiel zu Boden, wo er ſich eilig verbarg. Er kam hierauf zu drei königlichen Jungfrauen, welche, ebenfalls von Greifen entführt, in einer Höhle wohnten und ſich kümmerlich von Wurzeln nährten, die ſie aus der Erde gruben.

Inmitten der Wildniß wuchs Hagen auf und ward über die Maßen ſtark und gewandt. Lange Zeit blieb er da, bis endlich ein Schiff vorüberſegelte und Rettung verhieß. Er rief es an, und auf ſeine Bitten wurden die Entführten an Bord genommen.

Das Schiff ward aber von einem Großen befehligt, der Hagens Familie feindlich geſinnt war, und deßhalb den jungen Helden nicht gutwillig in ſeine Heimath Eyrland führen wollte. Hagen mußte ihn dazu zwingen mit Gewalt. Glücklich erreichte das Schiff den vaterländiſchen Strand. Hagen wurde ſogleich von ſeiner Mutter, einer norwegiſchen Fürſtentochter, erkannt, war mit Freuden aufgenommen, bildete ſich zu einem gewaltigen Helden aus, übernahm die Zügel der Regierung von ſeinem Vater, und heirathete endlich eine der drei geretteten Jungfrauen, die Prinzeſſin Hilde von Indien.

Aus dieſer Ehe entſproß eine Jungfrau, Hilde genannt, wie ihre Mutter. Hagen erzog ſie mit Liebe und Sorgfalt, und wollte ſie keinem Manne zur Gemahlin geben, als nur einem ſolchen, der da ſtärker wäre als er ſelbſt. Die Boten, welche kamen, um Hilde für ihre Gebieter zu verlangen, ließ er aufhängen; die Bewerber ſchmähte er, und brachte ſie um Ehre und Leben.

Auch König Hetel von Hegelingen trug Verlangen nach der ſchönen Prinzeſſin und ließ um Hilde werben durch den berühmten Sänger Horrand, und zwei ſeiner Helden, Wate und Frute. Als Kaufleute verkleidet, begaben ſich die drei Männer an Hagens Hof, und gewannen durch ihre Reichthümer und ihre Freigebigkeit des Königs von Eyrland Gunſt. Auch die Weiber und Jungfrauen waren den drei fremden Männern hold, und beſonders Wate gewann ihre Zuneigung, obwohl er ſie nicht durch Schmeicheleien zu erwerben ſuchte.

Eines Tages, als die Männer des Königs ſich in den Waffen übten, fragte König Hagen den alten Wate, ob man auch in ſeinem Lande ſo tüchtigen Kampf zu kämpfen verſtehe?

Wate lächelte ſpöttiſch, und meinte, obwohl er es nie geſehen, wünſchte er doch es zu lernen.

Da machte ſich der König ſelbſt zu ſeinem Lehrmeiſter, und meinte Kurzweil mit ihm zu treiben; aber bald hernach geſtand er ſelbſt, daß er noch nie einen gelehrigeren Schüler gefunden habe. Seine Krieger und Frauen aber wunderten ſich baß über Wates Stärke, und der ganze Hofſtaat war von Erſtaunen erfüllt.

Wie Wate durch ſeine Kraft, ſo riß Horrand durch ſeinen zauberiſchen Geſang die Herzen der Hörer hin. Als er ſeine Lieder zu ſingen anhub, da ſchwiegen die Vögel, Hilde und ihre Mägde ſaßen ſtill und lauſchten, die Schlafenden fuhren aus dem Schlummer, der König ſelbſt trat auf die Zinnen ſeines Schloſſes, und als Horrand ſchwieg, bat Hilde ihren Vater, ihn mehr ſingen zu heißen. Hilde war ſo entzückt von den ſüßen Tönen, daß ſie Horrand zu ſich entbieten ließ, und ihm dadurch Gelegenheit gab, ihr Hetels Wünſche zn entdecken. Hilde lieh ihm ein geneigtes Ohr; und während des Königs Aufmerkſamkeit auf die am Ufer ausgebreiteten Kleinode gerichtet war, wurde die Jungfrau aus das Schiff entführt. Der ergrimmte Vater verfolgte die Ränber, verſöhnte ſich aber mit Hetel nach einem harten Kampfe, und Hilde wurde die Gemahlin des Königs der Hegelinger.

Hetel's und Hilde's Kinder waren ein Sohn, Namens Ortwin, und eine wunderſchöne Tochter, Namens Gudrum. Herwig von Seeland warb um Gudrum's Hand, da ſie ihm aber verſagt ward, ſo überfiel er Hetel's Burg, und erregte durch ſeine ungeheure Tapferkeit des Königs Bewunderung. Gudrums Bitte machte dem Kampfe ein Ende, und es wurde dem kühnen Herwig die Hand der Königstochter unter der Bedingung zugeſagt, daß er ſich erſt der Krone würdig mache.

Ein anderer aber abgewieſener Freier um Gudrum's Hand war Hartmut von der Normandie geweſen. Dieſer dachte darauf, ob ſeiner Verſchmähung Rache zu nehmen und zugleich die ſchöne Gudrum zu gewinnen. Und als Hetel und Herwig, Gudrum's Bräutigam, in einem Kampfe lagen gegen einen eingebrochenen Feind, landete Hartmut in Hegelingen, ſandte eine Botſchaft zu Gudrum und erfuhr von der Jungfrau deren Verlöbniß. Hierauf drang er mit Heeresmacht in die Stadt, raubte Gudrum und ihre Freundin Hildburg und verwüſtete vor dem Rückzuge Hetel's Stadt und das ganze Land. Der beleidigte König ſetzte ihm nach, ereilte ihn, kämpfte mit ihm eine heiße Schlacht, und ward in derſelben erſchlagen.

Während der Reſt der Hegelinger heimzog, und der unglücklichen Mutter und Gattin ihr trauriges Schickſal verkündigt ward, ſuchte Ludwig, Hartmut's Vater, die ſchöne Gudrum zu überreden, ſeinem Sohne ihre Hand zu geben. Aber nichts, ſelbſt keine Mißhandlung, konnte Gudrum bewegen, ihre Treue gegen Herwig zu brechen. Da verdammte Hartmut's Mutter Gerlinde ſie zu dem niedrigen Dienſte, die Kleider der Ritter am Meere zu waſchen. Die treue Freundin Hildburg theilte ihr Schickſal, das von Niemand betrauert ward, als von Ortrun, Hartmut's Schweſter.

Dreizehn Jahre vergingen. Dann aber ſegelten unter des Sängers Horrand Anführung die Hegelinger zur geſchworenen Rache nach der Normandie, und der Gudrun wurde durch einen Engel in Vogelgeſtalt die nahe Rettung und die am nächſten Tage erfolgende Ankunft zweier Boten verkündigt. Sich ſelbſt vergeſſend, erkundigte ſich Gudrum nur nach ihrer Mutter, nach ihrem Bruder, ihrem Geliebten und all den anderen Theuren, die ihr werth waren, und verließ dann innerlich erfreut den Meeresſtrand. Als ſie aber mit den Mägden nach Hauſe kam, wurde ſie von Frau Gerlinden mit Schmähungen empfangen, und erhielt den Befehl, am nächſten Tage mit dem Früheſten wieder ans Tagewerk zu gehen.

Es war im Winter, Nachts fiel tiefer Schnee, und barfuß mußte die arme Jungfrau mit ihren Begleiterinnen an den Meeresſtrand hinab wandern. Hier ſchaute ſie nach den verheißenen Boten aus. Bald erſchien eine Barke, zwei Männer, Herwig und Ortwin, Gudrums Bruder ſtiegen aus, und der letztere erkundigte ſich nach dem Gebieter des Landes und nach Gudrum, während Herwig die Züge der Jungfrau erforſchte, und bald zu der Ueberzeugung gelangte, daß ſeine Verlobte vor ihm ſtehe. Die Erkennung erfolgte nun, aber Ortwin wollte ſeine Schweſter nicht jetzt mit ſich nehmen, da er nicht ſtehlen wollte, was ihm im Sturme geraubt worden ſei. Während nun die Männer allein davon fuhren, wie ſie gekommen, warf Gudrum in edlem Stolze alle die Kleider, die ihr zum Waſchen übergeben worden waren, in's Meer. Dafür ſollte ſie auf Gerlinden's Befehl mit Ruthen gezüchtigt werden. Um dieſer Strafe zu entgehen, verſprach ſie, im Vertrauen auf die nahe Rettung, Hartmuten ihre Hand zu geben. Sie badete ſich und kleidete ſich reitzend an, hieß liſtig Hartmut Boten ausſenden, um die Zahl der Vertheidiger zu verringern, und lachte gar fröhlich und heiter.

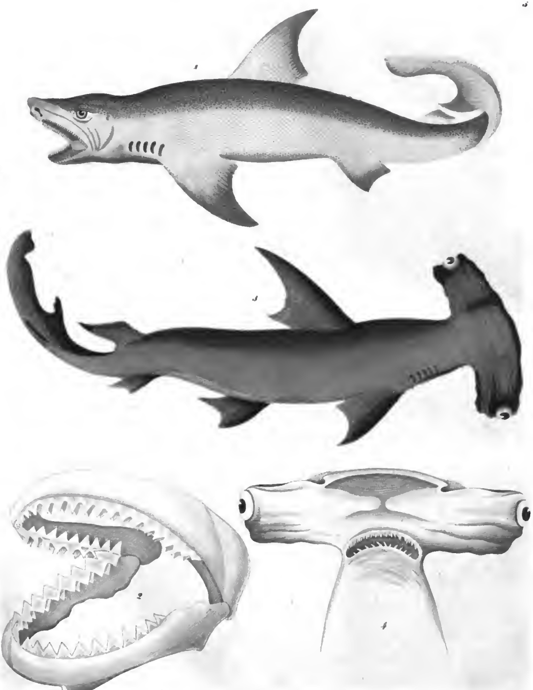
Mittlerweile waren Herwig und Ortwin wieder zu ihrem Heere gekommen, und erzählten den Kriegern, wie ſie Gudrum, zur Magd erniedrigt, gefunden hätten. Die bärtigen Krieger weinten; der alte tapfere Wate aber verwieß ihnen die Thränen, und ſagte zornig: Geberdet euch nicht, wie die Weiber, ſorgt lieber, daß ihr die Kleider mit Blute röthet, die Gudrum weiß gewaſchen hat, und brecht auf zum Rachewerke noch dieſe Nacht.

Solches geſchah. Am nächſten Morgen ſchimmerten die Rüſtungen der Hegelinger vor Hartmut's Burg, die Wächter riefen zu den Waffen, und es erhob ſich eine ingrimmige Schlacht. — Der alte Ludwig wurde von Herwig erſchlagen. Ein Mörder, von Gerlinde gedungen, hatte ſchon das Schwert über Gudrum's Haupt gezückt, als Hartmut, der mit Wate kämpfte, die Stimme der Geliebten vernahm und ſie durch drohenden Zuruf rettete. Zur Belohnung dafür erhielt Herwig dem Nebenbuhler, auf Gudrum's Bitte, im Kampfe mit Wate das Leben.

Nach Eroberung der Burg ließ Wate über Gerlinde das Strafgericht ergehen. Sie mußte ihre Grauſamkeit gegen Gudrum mit dem Tode büßen; ihre Tochter Ortrun aber wurde durch Gudrum's Fürbitte gerettet.

Die Hegelinger kehrten heim in ihr Vaterland, und ließen Horrand als Vogt des eroberten Landes zurück. Hartmut zog mit den Siegern, und eine dreifache Heirath zwiſchen Ortwin und Ortrun, Herwig und Gudrum, Hartmut und Hildeburg bildet endlich den glücklichen Schluß der Dichtung.

Digitized by Google



Lith. Anst. [illegible] in Stuttgart 1841

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Hayen des atlantiſchen und mittelländiſchen Meeres.

(Tafel 5.)

Unter allen Raubfiſchen des atlantiſchen und mittelländiſchen Meeres, welche Oken als dritte Sippe der erſten Zunft, der Knorpelfiſche, den Hautfloſſern, und damit der erſten Horde der zehnten Klaſſe, den unregelmäßigen Fiſchen zuzählt, dieſelben wiederum in drei Geſchlechter ſcheidet, indeſſen nur vierzehn Arten derſelben beſchreibt, die des braſiliſchen Meeres, des indiſchen Ozeans und der Südſee, ſo wie die des Polarmeeres aber faſt kaum berührt, trotz dem, daß gegen vierzig Arten bis jetzt bekannt geworden ſind, — unter den Hayen (Squalus), ſind keine bis jetzt den Fiſchern und Schiffern, theils durch ihre Menge und Größe, theils durch ihre Gefräßigkeit und Raubgier, gefahrbringender geweſen, als der die Küſten Frankreichs und Englands umſchwärmende, und an allen Küſten des mittelländiſchen Meeres kreuzende Blaue, der langnaſige und der Hundshay, der das atlantiſche Meer und die weſtindiſchen Gewäſſer durchfurchende Rieſenhay, der Norwegens, Islands und Grönlands Küſten beſuchende nordiſche Menſchenfreſſer, und der alle Gegenden des Nordmeers nach Raub durchſtreifende Beinhay, auf welche letztere Beiden, wie auf Wale und Robben, in Ermangelung beſſeren Fanges, ſchon des Thranes wegen von Grönlandsfahrern Jagd gemacht wird.

Die Sippe der Hayen, ſo verſchiedenartig auch in der Bildung des Kopfes, der Stellung ihres Maules und der Reihen und Zahl ihrer Zähne, zeichnet ſich vor allen Fiſchen durch ihren ſpindelförmigen Leib, der in einen dicken Schwanz endet, durch Kiemenlöcher an den Seiten, eine rauhe, chagrinartige Haut, und dadurch aus, daß ſie die Naſenlöcher unter der Schnauze, meiſtens aber zwei Stirnlöcher hinter den Augen haben. Ihrer innern Bildung nach machen ſie, obgleich bis jetzt noch kein Naturforſcher dieſen Punkt hervorgehoben, den Uebergang von den Fiſchen zu den walartigen Säugethieren, denn, obwohl ſie ihre Jungen weder ſäugen noch lebendig zur Welt bringen, ſondern, nach den verſchiedenen Arten, lederartige Eier von 4 bis 14 Zoll Länge legen, die die Geſtalt eines länglichen Kaſtens haben und an den Ecken in lange hohle Fäden auslaufen, die mit einer Art von Gebärmutter verbunden ſind, und ſich nicht eher löſen, als bis das Junge im Ei vollkommen entwickelt iſt, haben ſie neben den Bauchfloſſen ſchenkelartige Anhängſel, die bei den Milchnern deutlicher ausgebildet ſind, als bei den Rognern, im Maule mehrere Reihen lanzenförmige geſägte Zähne, die nicht mit einander verwachſen ſind, ſondern nach jedesmaligem Ausfallen durch Nachwachſen ſich erſetzen, und es fehlt ihnen die Schwimmblaſe; ſie ſind genöthigt, von Zeit zu Zeit nach der Oberfläche des Waſſers zu kommen, um Luft zu ſchöpfen, und ihre, obwohl vollkommen ausgebildeten Knochen enthalten nur wenig Kalkerde, und löſen ſich ſchon beim gewöhnlichen Kochen faſt ganz in Schleim auf.

Auf der gegenüberſtehenden Tafel 5 haben wir die beiden, durch ihre äußere Geſtalt ausgezeichnetſten Repräſentanten der ganzen Sippe gegeben, und zwar in Fig. 1 den Menſchenfreſſer, Squalus carcharias, auch Rieſenhay genannt, und in Fig. 3 den Hammerfiſch, Squalus zygaena, deſſen Körper und Stellung der Floſſen mit den des Rieſenhay korreſpondirt, deſſen Kopf aber von der Kopfbildung aller andern Fiſche abweicht, ſtumpf und glatt gedrückt nach beiden Seiten ſich armförmig verlängert, und die Augen an den Enden dieſer hammerähnlichen Verlängerungen trägt.

Der Menſchenfreſſer oder Rieſenhay, von den Briten white Shark, von den Franzoſen Requin, auf den franzöſiſch-weſtindiſchen Inſeln aber Requiem genannt, wird nicht nur in allen Theilen des atlantiſchen Meeres, an den Küſten Afrika's und Braſiliens, im mexikaniſchen Meerbuſen und an den Küſten von Nord-Amerika bis hinauf zur Bank von Neufundland, ſondern auch im mittelländiſchen Meere, namentlich um Malta und Sicilien, gefunden, und iſt wegen ſeiner Größe, (er erreicht öfters die Länge von 20 bis 24 Schuh), ſeiner Raubgier und der Gefräßigkeit und Gier, mit welcher er Alles, was ihm vorkommt, verſchlingt, der gefährlichſte aller Hayfiſcharten. — Eine graublaue Farbe, die bei alten Fiſchen in graubraun, nach dem Bauch zu aber in Weiß übergeht und ein breiter Rücken ſind ſeine charakteriſtiſchen Zeichen; der Kopf des Menſchenfreſſers iſt vorn breit und endigt in einer kurzen, ſchräg abfallenden Spitze, unter welcher die doppelten, zur Hälfte mit einer Haut bedeckten Naſenlöcher ſich befinden. Die ſeegrünen, mit einem ſchwarzen Stern verſehenen, halb bedeckten Augen ſtehen zu beiden Seiten des Kopfes, und hinter jedem derſelben befindet ſich eine Waſſeröffnung. Der Rachen befindet ſich unter der Schnauze und hat eine weite Mundöffnung, Fig. 2, die mit vielen Reihen ſägeförmiger, oben zugeſpitzter Zähne bewaffnet iſt, deren Anzahl ſich nach dem Alter des Fiſches richtet, und in der obern Kinnlade in der Regel aus vier, in der untern Kinnlade aus drei Reihen beſteht, bei alten Fiſchen ſich aber bis auf ſechs und fünf Reihen vermehren ſoll. Die erſten Reihen beider Kinnladen ſind feſt und zum Anpacken und Feſthalten des Raubes eingerichtet; die andern ſind beweglich, nach einwärts ſperrend, und dienen mehr dazu, den Fraß vor dem Entſchlüpfen zu ſichern. In jeder Reihe ſtehen, in den vordern bis dreißig, in den hintern 30—40 Zähne, die eine Höhe von 2 Zoll und eine Breite von $2\frac{1}{3}$ Zoll erreichen und nach der vordern Seite einen, nach unten mehr hervortretenden, nach der Spitze verſchwimmenden, ſtumpfen Winkel beſchreiben. Der Rachen bildet, geöffnet, nach der Größe des Thieres, eine fünf, ſechs bis acht Fuß weite Höhle, und einzelne Exemplare will man bereits gefangen haben, deren Rachenhöhe eine Weite von zehn Fuß geboten haben ſoll. — Die Zunge iſt kurz, dick und knorpelich, und faſt unbeweglich; die Floſſen ſind von dunklerer Farbe, mehr grünbraun als graublau; die

erſte Rückenfloſſe iſt die größte und die zweite die kleinſte; die beiden Bruſtfloſſen geben der erſten Rückenfloſſe hinſichtlich ihrer Stärke wenig nach, die beiden getrennten Bauchfloſſen hingegen, zwiſchen welchen ſich der After öffnet, ſind klein, aber leicht beweglich; die Afterfloſſe mangelt gänzlich, die Schwanzfloſſe iſt lang, verhältnißmäßig aber doch kürzer, als bei andern Hayfiſcharten. — Seine Haut iſt chagrinartig, mit kleinen, ſcharfgeſpitzten Wärzchen beſetzt und wird zu Leder, Ueberzügen, Schuhen, Pferdegeſchirr und Holzpolirfeilen benutzt. Das Fleiſch des Menſchenfreſſers iſt genießbar, und weniger wildrig und thranig ſelbſt, als das kleinerer Hayarten, obgleich es wie jenes vor dem Kochen ebenfalls längere Zeit gewäſſert, und da es aus zwei Lagen beſteht, von denen die äußere roth und zart, die innere aber ſchmutzigweiß und grobfaſeriger iſt, verſchieden zubereitet werden muß. — Die Neger eſſen das Fleiſch der Jungen gern, vor dem der Alten aber haben ſie einen Abſcheu; die Indianer Neufundlands und die früher die nordöſtlichen Küſten Nord-Amerika's bewohnenden Indianer, die doch zum größten Theil Ichthyophagen waren, verſchmähen aber deſſen Fleiſch, und benutzten nur die getrocknete Haut des Fiſches zum Poliren ihrer Zeltſtangen und Speere. Die Eskimo's hingegen lieben es ſehr, laſſen es vorher ausfrieren oder vergraben den ganzen, von der Haut befreiten Fiſch, nachdem ſie deſſen Leber herausgenommen, bis er in einen gelinden Grad von Fäulniß übergeht, wo ſein Fleiſch dann den wahren Feingeſchmack gewonnen haben ſoll. Auch in Norwegen und Island wird ſein Fleiſch gekocht oder geſalzen genoſſen, aber auch hier durch mehrtägiges Aufhängen an der Luft etwas zarter und wildbretartiger gemacht. — Die Leber des Fiſches iſt außerordentlich thranreich, und nach der Größe des Hays füllt eine Leber oft zwei bis ſechs Berrel (à 30 Gallonen) mit Thran, der dem Robbenthran nicht nur nichts nachgibt, ſondern ſelbſt bei jüngern Fiſchen dem Berger Leberthran zur Seite geſtellt wird.

Obgleich behauptet wird, daß der Menſchenfreſſer ſich für gewöhnlich in der Tiefe des Meeres aufhalte, und nur um ſeinen Hunger zu befriedigen in die Höhe käme, ſo möchte erſteres doch wohl zu bezweifeln oder er mit dauerndem Hunger begabt ſein; ich hatte Gelegenheit, Einzelne zu beobachten, die ſechs bis acht Tage lang die obere Fläche des Waſſers nicht verließen, unausgeſetzt unſerm Schiffe folgten, und ſpielend oft zwei bis drei Fuß hoch aus dem Waſſer ſprangen, weniger um einen Raub zu erhaſchen, als um ihre blinde Gier zu zeigen; der Hunger allein konnte ſie nicht zur unabläſſigen Verfolgung eines Schiffes reizen, da weiter davon entfernt ihnen reichlichere Beute zu Theil geworden ſein dürfte. — Weſtlich von Flores (einer der Azoren) umkreiſte ein Rieſenhay von 18—20 Fuß Länge eine volle Woche lang unſer Schiff, ſchnappte gierig allen über Bord geworfenen Küchenabraum, zerbrochene Teller und einen Ziegelſtein auf, den wir, um ihn langſamer ſinken zu laſſen, mit einem Stück Holz verbunden hatten, ſchnaufte öfters minutenlang mit ſeinem Kopfe auf dem Waſſer, oder ſchwamm ſo ſeicht einigemal um's Schiff herum, daß ſeine Rückenfloſſe ganz trocken aus dem Waſſer ragte, machte aber nie den Verſuch, den ledernen Waſſereimer, mittelſt welchem Waſſer auf das Verdeck gezogen wurde, zu verſchlucken, ſondern ſpielte mit demſelben, ſtieß ihn mit ſeiner Schnauze von ſich weg, oder ſuchte ihn, wenn wir ihn gefüllt etwas ſinken ließen, zu überſchwimmen. Manchmal verſchwand er auf Minuten, um in die Tiefe zu gehen; ſenkte ſich unbeweglich, einer eiſernen Stange gleich, in's Meer, und nur zweimal ſahen wir ihn, als eine Heerde von Delphinen und Tümmlern um unſer Schiff ſpielten, ſich in einer Tiefe von circa 20 Ellen wenden, mit Blitzesſchnelle und geöffnetem Munde heraufſchießen und einen ſchwarzbraunen Tümmler unbeſchädigt in ſeiner Rachenhöhle verſchwinden. Da uns eine mehrtägige Windſtille überfallen hatte, und unfern unſres Schiffes eine faſt ſtundenlange Fucusbank auf den Wellen trieb, ſetzten wir die Boote aus, um zwiſchen dem Seegras zu fiſchen, wobei der Hay fortwährend den Bewegungen unſeres Bootes folgte, ſich aber nie über zehn Ellen näherte, und ſelbſt als wir eine Ankerboye an einem Tau befeſtigt hinter dem Boote hertreiben ließen, derſelben nie nahe zu kommen wagte. Einer der Matroſen badete ſeine Füße und ſprang endlich über Bord, ſich indeß mit den Händen an's Boot haltend, nichts aber konnte den Hay bewegen, ſich zu ſenken und umzuwenden, und erſt als nach beinahe einer halben Stunde ein vereinzelter Delphin aus dem Graſe hervorrauſchte, und erſchrocken über das Waſſer ſprang, ſenkte und wendete ſich das Ungethüm, und ſchluckte den armen, aus Furcht oder Ueberraſchung ſich von ſeiner Heerde getrennten Delphin mit lautem Zähnklappen auf, verließ uns aber mit unbegreiflicher Schnelligkeit, als bald darauf ein junger Pottfiſch, der kaum die Hälfte ſeiner Länge hatte, aus dem treibenden Fucus in unſere Nähe kam. Nach vierſtündigem Fiſchen kehrten wir wieder nach dem, über zwei Meilen ſeewärts von uns todtliegenden Schiffe zurück, und waren kaum einige Kabellängen von der Bank entfernt, als unſer alter Freund aus der Tiefe heraufkam und uns wiederum unverdroſſen folgte, und uns dabei oft ſo nahe kam, daß wir ihn mit den Riemen hätten erreichen können. Während unſrer Abweſenheit hatte ein zweiter, aber kleinerer, von etwa 12 Fuß Länge, ſich beim Schiffe eingeſtellt, und in der Gier den ledernen Waſſereimer von der Leine geriſſen, das Langboot des Kapitäns, über deſſen Stern der Bootsmann ſeine Jacke gelegt, angerannt, und ſich, auf dem Rücken liegend, emporſchnellend, dieſelbe herausgeriſſen und verſchluckt; ein Verluſt, den der Bootsmann um ſo mehr beklagte, als in der Taſche ſein Tabacksbeutel und eine gefüllte Schnupftabacksdoſe geweſen, wegen welcher er lieber ſelbſt in's Waſſer geſprungen ſein, und um deren Wiederbeſitz er gern mit dem Waſſer gekämpft haben würde. Als wir am Backbord anlegten und auf das Verdeck

Digitized by Google

klimmten, fuhr unſer Begleiter wüthend auf den neuen Ankömmling zu, begnügte ſich aber endlich, nachdem ſich Beide mehrere Male unterfahren, damit, den Rival auf die Steuerbordſeite zu treiben, ſich ſelbſt aber die Backbordſeite vorzubehalten. Am Nachmittag wurden zwei, mit Ketten verſehene Hayfiſchangeln von 16 Zoll Länge, die an Logleinen befeſtigt und mit geſalzenem Rindfleiſch geſpickt waren, nach beiden Seiten über Bord geworfen, worauf beide Hayen ſich ſenkten, endlich aber zurückkehrten und um den Fraß herumſpielten. Unſer alter Begleiter umkreiſte ihn mehrere Male, fuhr ſcheu zurück, ſchlug ihn mit dem Schwanze aus dem Waſſer, trieb aber ſpäter ſchüchtern ab und entfernte ſich auf einige Kabellängen, den Köder, auf- und niederfahrend, ſchüchtern beobachtend, während ein Dutzend Tümmler herankamen und munter aus dem Waſſer emporſpringend, die Angel ſpielend umkreiſten. Der neue Ankömmling auf der Steuerbordſeite war weniger ſchüchtern, ſpielte, ab- und zuſchnellend, um die geſpickte Angel, tauchte, ſo oft die ihn begleitenden, um ſeine Schnauze zitternden Lootſen ſich ſenkten, in die Tiefe, umkreiſte, immer hitziger und gieriger werdend, drei- bis viermal die Angel, ſtürzte nochmals hinab, warf ſich auf den Rücken und kehrte wie ein Pfeil zurück, den Köder zu verſchlucken. Kaum fühlte er den Fraß im Schlunde, als er ſich einigemal wälzte und ſo in die Logleine verwickelte, auf- und niederfuhr, das Waſſer mit ſeinem Schwanze peitſchte, endlich aber, nachdem die Leine nachgelaſſen wurde, ſich ſenkte, in einer Tiefe von 20 Faden ſich von der, um ſeine Rücken- und Bruſtfloſſen geſchlungenen Leine losdrehte, eine Weile ruhig ſtand und ſich dann willig bis an die Waſſerlinie heraufhoißen ließ. Ihn an der Logleine zu heben wäre bedenklich geweſen, da dieſelbe durch ſein Gewicht leicht hätte brechen können, es wurde daher ein doppelter Flaſchenzug herabgelaſſen, unterſenkt und zwiſchen Bruſt- und Bauchfloſſen angezogen, worauf er mit Leichtigkeit, zum großen Jubel der Paſſagiere und Mannſchaft, an Bord gewunden werden konnte. Die Lootſen verließen ihn nicht eher, als bis er ganz aus dem Waſſer war, ſenkten ſich aber in demſelben Augenblick und verſchwanden. So wie der Fiſch das Deck berührte, ſchlug er heftig mit dem Schwanze um ſich herum, daß die Planken dröhnten; mit Mühe wurde ihm ein Klotz untergeſchoben und nach mehreren Streichen vom Zimmermann der Schwanz abgehauen, der noch über eine Minute lang auf dem Verdeck hin und her ſchnellte, und gegen eine Stunde lang durch Zuckungen noch Zeichen des Lebens verrieth. Vom Flaſchenzug befreit wälzte der Körper ſich mit heftigen Stößen auf dem Deck herum; der Mund war feſt geſchloſſen und wollte trotz alles Ziehens die Angel nicht von ſich geben, und ſelbſt als der Kopf abgehauen und die Angel dem Schlunde entnommen war, mußte die Leine vor der Schnauze abgeſchnitten werden, da der Fiſch, ſo lange noch Leben im Kopfe war, die Kinnladen, ſelbſt bei Hineinzwängen von Handſpiken, nicht öffnen wollte. — Vom Kopf und Schwanz getrennt, wurde der Körper des Hays aufgeſchnitten und in deſſen Magen außer einem, in zwei Hälften gebiſſenen Tümmler, drei kleine Delphine von zwei Fuß Länge, eine Menge Schalthiere, und zur größten Freude des Bootsmanns deſſen Jacke gefunden. Die Leber war verhältnißmäßig klein und füllte kaum zur Hälfte eine unſrer geleerten Waſſertonnen; das Herz, von blaugrüner Farbe, das noch einige Stunden fibrirte, war kaum ſechs Zoll hoch und maß nur fünf Zoll im Umfange. Die Haut wurde abgeſtreift und zum Trocknen über die Kambuſe genagelt, und das rothe Fleiſch zum Kochen und Braten ausgeſchnitten, das weißliche aber in Stücken über Bord geworfen, wo es der andere Hay, der ſich vorſichtig hütete, der Angel zu nahe zu kommen, gierig aufſchluckte. — Das Gewicht des ganzen Fiſches mogte gegen neun Centner betragen, von denen allein über anderthalb Centner auf den Kopf kamen. Das Hirn wurde, da auch dieſes ſehr thranreich iſt, zu der Leber geworfen, der Kopf aber, nachdem der Koch denſelben von allem überflüſſigen Fleiſch befreit, vom Kapitän getrocknet, und das Herz in Spiritus geſetzt. — Das Fleiſch wurde, nachdem es gewäſſert, für die Zwiſchendeckspaſſagiere gekocht, denen es zur Abwechſelung recht wohl mundete; der Schwanz wurde theils zu Steaks geſchnitten und gebraten, theils zu einer Mack-Turtel-Suppe eingekocht, die Floſſen aber, nachdem ſie abgehäutet und gewellt, ſauer eingekocht, in Scheiben geſchnitten und mit Gewürz (Pfeffer, Lorberblättern und Kari) als beſondere Delikateſſe in Fäßchen eingelegt. — Am Abend deſſelben Tages erhob ſich eine friſche Kühlte; wir ſegelten Nordweſt in Nord, um an der breiteſten, eine geringere Strömung bietenden Stelle, den Golfſtrom zu durchſchneiden, und wurden, obgleich wir acht Knoten in der Stunde ſegelten, noch zwei Tage lang von unſerm alten Freunde, dem Rieſenhay, begleitet.

Um alle großen Hayfiſcharten hält ſich der ſogenannte Lootſenfiſch (**Gasterosteus ductor**) auf, der in Geſellſchaft von drei und vieren fortwährend um deſſen Schnauze ſpielt, und, wie die Seefahrer meinen, ihn ſeinem Fraß entgegen führt, oder ihn vor Feinden warnt, eigentlich aber in ſeiner Nähe iſt, um bei ihm, in ſeinem Auswurfe, ſelbſt ſeine Nahrung zu finden.

An der Küſte von Süd-Carolina und Georgien ſind in den Monaten Mai und Juni die Rieſenhayen in großer Menge zu finden; ſie zwängen ſich durch die oft flachen, nur für große Boote zugängigen Einfahrten, um in den Sunden ihre Eier zu löſen, und hier werden ſie öfters von den Negern getödtet. Sie bringen an 30 bis 40 lebendige Junge zur Welt, oder vielmehr im Augenblick des Laichens durchbrechen die bereits entwickelten Fiſche ihre lederartigen Schalen, und nähren ſich von den, in Menge in den Buchten ſchwimmenden Quallen, Laich und Fiſchſatz. — Die jungen Hayen, welche bei ihrer Geburt ſelten über zwölf Zoll lang ſind, und bei denen der etwas zugeſpitzte Kopf faſt den dritten Theil der ganzen Länge ausmacht, wachſen in der erſten Zeit mit außerordent-

Digitized by Google

licher Schnelligkeit, erreichen in 8 bis 14 Tagen eine Länge von 20—24 Zoll, und fangen nach wenigen Monden ſchon an, gefährlich zu werden. Die jungen Fiſche, welche mit dem Namen „Hundefiſche“ bezeichnet werden, bieten eine gute Speiſe, werden häufig gefangen und ſind auf den Fiſchmärkten von Baltimore, Norfolk und in den weſtindiſchen Häfen ein ſehr geſuchter Artikel.

Der vorzüglichſte Feind des Hays iſt der Pottfiſch (Physeter macrocephalus), welchem zu entkommen er häufig dem flachen, ſandigen Ufer zueilt, und ſich aufs Land ſchnellt, wo er von den Küſtenbewohnern mit Keulen todtgeſchlagen wird. Auch unter ſich ſelbſt bekriegen ſich die verſchiedenen Hayenarten, und man behauptet, daß ein Hay, der einmal das Fleiſch ſeiner Gattungsgenoſſen gekoſtet, ſich nicht mehr um andere Fiſche bekümmere, was wohl in ſofern wahr ſein mag, als in vielen Häfen Weſtindiens, namentlich in Port-Royal auf Jamaica, in Bridgeton auf Barbadoes und im Hafen von Providence, einzelne Rieſenhayen ſich Namen gemacht, Jahre lang die Herrſchaft in den verſchiedenen Häfen ausgeübt, und alle Hayen von den Küſten entfernt und aus den Häfen gekämpft haben, täglich aber, durch Jahre hindurch, ihre Kämpfe von Neuem beginnen mußten. — Port-Royal-Tom, ein Rieſenhay von wenigſtens 25 Fuß Länge, der Herrſcher des Kingstoner Hafens, iſt gewiß jedem Seefahrer bekannt, der je auf Jamaica landete. Unzählige Unglückliche wurden ihm bereits zur Beute, manche Leiche fand in ihm ſein Grab, mancher verkrüppelte, noch jetzt herumhinkende Negerfiſcher wurde durch ihn amputirt, die Abfälle der, längs der Waſſerſeite ſtehenden Schlachthäuſer, wurden in ihm aufgeſpeichert, und manches Boot wurde durch ihn umgeſchlagen und deſſen Inhalt zwiſchen ſeinen Zähnen zermalmt oder unbeſchädigt hinabgeſchluckt, — doch wagte man nicht, ihn zu tödten, da er zugleich der ärgſte Feind ſeiner Gattung war, und die von Hayen wimmelnde Bay gar bald reinigte, die Nebenbuhler nach der Port-Royal-Einfahrt trieb, und täglich ſein Reich puhſtend und die Wellen peitſchend durchſuchte, um unberufene Eindringlinge zu entfernen. — Der Bridgeton-Jack hat in dem Haupthafen der Inſel Barbadoes ſich einen ähnlichen Namen erworben, und Providence-Paddy war Jahre lang der gefürchtetſte Hay der ganzen Bahama-Gruppe, dagegen aber wohl auch Urſache, daß auch kleinere Buchten von Hayen in Beſitz genommen wurden, die früher nur in größern Häfen ihren Sammelplatz hatten. — An der ſpaniſchen Maine, der Nordküſte von Süd-Amerika, ſind die Menſchenfreſſer ebenfalls in allen Einbuchten zu finden, doch wird in der Regel nicht eher Jagd auf dieſelben gemacht, als bis ein Unglück vorgekommen iſt, und Freunde den Tod eines Freundes rächen, oder dem Freunde ein geweihtes Grab verſchaffen wollen. — Selten vergeht ein Monat in irgend einem der größern Häfen Weſtindiens, wo nicht ein, durch Hayen verurſachtes Unglück, das Aufſchnappen eines Menſchen, der Verluſt eines Armes oder Beines, das Zerreißen eines Laſt- oder Zugthieres zur Sprache kommt, ſieht man aber, mit welcher Ruhe und Unbefangenheit im Waſſer gearbeitet, gefiſcht und gebadet wird, obgleich öfters kaum 30 oder 40 Ellen davon entfernt die weißlichen Bäuche der Menſchenfreſſer hervortauchten, ſo iſt es zu verwundern, daß nicht noch mehr Unglücksfälle zu beklagen ſind. — In der Bay du Mesle auf St. Domingo, die einſt Jahre lang der Sammelplatz einer Menge von Hayen war, wurden ſie größtentheils durch Flintenſchüſſe vertrieben, und die Getödteten von ihren eigenen Genoſſen zerriſſen; an andern Orten fängt man ſie mit beſonderen Hayfiſchangeln, die mit Aas und ſtinkendem Fleiſch beſteckt werden, ein Fraß, der für ſie beſonders lockend iſt, nur ſelten aber werden ſie mit dem Meſſer in der Hand angegriffen, es müßte denn, wie auch ſchon geſchehen iſt, ein wüthender Matroſe ſeine Tapferkeit zeigen wollen, oder die indiſchen Taucher, die bei den Santanilla's Inſeln nach Perlen fiſchen, und mit nichts als einem Meſſer zum Abſtoßen der Schalen bewaffnet ſind, mit ihnen um ihr Leben kämpfen.

Der nordiſche Menſchenhay, Squalus glacialis, welcher dem Rieſenhay am ähnlichſten, eben ſo groß und eben ſo furchtbar, aber von dunkelbrauner Farbe iſt, bewohnt das Nordmeer, die Baffinsbay und die obere Hälfte des atlantiſchen Meeres, und umſpielt, nach Beute ſuchend, die Küſten Norwegens, Islands und Grönlands, wo er auf alles Jagd macht, Schellen, Kabeljaue, Delphine, ja ſelbſt Schalthiere verzehrt, Robben anfällt und ſich mit den Eisbären um die von den Wallfiſchfängern verlaſſenen Fleiſchkadaver entſpeckter Wallfiſche herumreißt. — Von den Eskimos wird er öfters getödtet und ſeine Leber von ihnen als beſondere Delikateſſe betrachtet. Im Winter nähert er ſich, um Beute und Nahrung zu finden und um Luft zu ſchöpfen, den im Eiſe befindlichen Robbenlöchern, wo er von den Grönländern harpunirt, noch öfter aber durch Kreuzſpeer-Angeln und ſtinkendes Robbenfleiſch gefangen wird. Der nordiſche Menſchenhay ſoll noch wilder und unbändiger als der Rieſenhay ſein, mit ſeinem Schwanze die Boote zu kantern ſuchen, was der Menſchenhay nie thut, und, indem er ſich mit dem Kopfe aus dem Waſſer ſchnellt, oft die Kajaks der Grönländer niederdrücken.

Der Hammerfiſch, Squalus zygaena, Fig. 3, 4, gleicht an Geſtalt den Menſchenfreſſern, nur unterſcheidet ihn der, nach beiden Seiten verlängerte Kopf von allen andern Fiſcharten, und gibt demſelben das Anſehen eines Hammers. Wie der vorige bewohnt er den mittleren Theil des atlantiſchen Meeres, wo er aber nirgends oberhalb des 35ſten Grades nördlicher Breite gefunden wird, das mittelländiſche Meer, am häufigſten aber das Caraibiſche Meer und den mexikaniſchen Meerbuſen. Seine Länge beträgt 10 bis 12 Fuß, ſein Umfang 6 bis 8 Fuß, und die Breite ſeines abgeſtumpften, vorn mit einem ausgeſchweiften Rande umgebenen, nach oben und unten abgerundeten

Digitized by Google

Kopfes, von 3 bis 4 Fuß. Wie der Rieſenhay iſt er mit einer rauhen, chagrinartigen Haut bedeckt, von dunkelgrauer Farbe, nach dem Bauche zu aber weißlich und nach dem After zu in eine ſchmutzige Fleiſchfarbe übergehend; er hat zwei Rückenfloſſen, von denen die größere näher nach dem Kopfe zu, als bei dem Rieſenhay, die kleinere aber gerade über der Afterfloſſe ſteht; die beiden Bruſtfloſſen ſind am untern Theil mit einander verwachſen und groß, die Bauchfloſſen klein und getrennt, und zwiſchen ihnen öffnet ſich der After, an welchem bei dem Männchen zwei kleine knorpliche Körper hervorſtehen; die Afterfloſſe iſt ebenfalls klein, die Schwanzfloſſe aber ausgezeichnet lang, und, wie alle Floſſen dieſes Fiſches, oben halbmondförmig ausgeſchnitten. Der untere Theil ſämmtlicher Floſſen iſt ſchwarz, nach dem oberen Ende aber grau, wie der Rücken des Fiſches. Die armähnlichen faltigen Verlängerungen des Kopfes tragen die großen, weit hervorſtehenden, nach unten gerichteten, goldfarbigen, mit einem glänzend ſchwarzen Stern verſehenen Augen, und auf der untern Seite des Kopfes befinden ſich, unweit des ausgeſchweiften Randes, zwei längliche, mit einer beweglichen Haut bedeckte Naſenlöcher; nahe am Rumpfe iſt die halbmondförmige, faſt zwei Fuß breite Mundöffnung, deren untere Kinnlade beweglich iſt, ſich aber nie ganz ſchließt, und bei ausgewachſenen Fiſchen mit vier, die obere Kinnlade aber mit drei Reihen breiter, oben zugeſpitzter, ſägeförmiger Zähne beſetzt iſt. Die Zunge iſt dick und breit und ähnelt einer Menſchenzunge. Stirnlöcher beſitzt dieſe Gattung nicht, dagegen aber fünf längliche, mit einer Haut gedeckte Kiemenlöcher.

In Weſtindien wird er, namentlich von den Negern, noch mehr gefürchtet, als der Rieſenhay, da er noch dreiſter als dieſer iſt, ſich in den belebteſten Häfen zwiſchen die Schiffe wagt, wegen ſeiner dunkleren Farbe weniger ſichtbar iſt, ſich gern im Schlamm aufhält und nie eher auf ſeine Beute losſchießt, als bis er erſt mit ſeinem breiten Kopfe den Schlamm aufgewühlt und das Waſſer getrübt hat. Auf der Südküſte von St. Domingo und an der ſpaniſchen Maine kommt er am häufigſten vor, und wird dort von den Küſtenfiſchern, da er der Fiſcherei bedeutenden Abbruch thut, und ſelbſt auf ſeichten Stellen Menſchen anzugreifen wagt, obgleich ſein zähes, übelriechendes Fleiſch kaum genießbar iſt, hartnäckig verfolgt und getödtet, außer der Haut, der thranreichen Leber und den Floſſen aber nichts von ihm benutzt. — Man fängt ihn in der Regel mit Angeln, an die man ſtinkendes Fleiſch befeſtigt; die Indianer der ſpaniſchen Maine harpuniren ihn, die Negerfiſcher aber, ſobald ſie einen Hammerfiſch in einer mit Reußen umſtellten Einbucht bemerken, greifen ihn mit vereinten Kräften an, treiben ihn theils durch Lärmen, theils durch Locken mit einem, mit Aas gefüllten, durchlöcherten Calabas nach dem Strande, oder nach irgend einer ſeichten Stelle, und greifen ihn hier mit Keulen und Meſſern an, wobei ſie eine beſondere Geſchicklichkeit beweiſen, bei welcher Gelegenheit aber auch Manche, da das Thier in ſeiner blinden Wuth um ſich ſchlägt, ſich auf dem Rücken liegend in dem Schlamm und Sand wälzt, das Waſſer trübt und mit ſeinem Rachen auf und zu klappt, einzelne Gliedmaßen verlieren oder zerriſſen werden. — Unter den Hammerfiſchen Weſtindiens hatte ſich Einer an der Küſte Cumana's, der den Hafen von Laguira blokirte, und den man mit dem Namen des „Laguira Don“ bezeichnete, furchtbar gemacht; man ſchätzte die Länge deſſelben auf 18, und den Umfang ſeiner faßähnlichen Geſtalt auf 12 Fuß; er kämpfte am liebſten mit ſeines Gleichen, mit dem langnaſigen und dem Menſchenhay, durchwühlte Nachts den Hafen nach Beute, tummelte ſich zwiſchen Schiffen und Booten herum, und kehrte mit Anbruch des Tages an den Eingang des Hafens zurück, den er völlig blokirte, und jedes herauskommende Fiſcherboot verfolgte und mit ſeinem Kopfe zu kantern verſuchte.

Auch im mittelländiſchen Meere kommt der Hammerhay häufig vor, erreicht dort aber ſelten die Größe des weſtindiſchen, obgleich er eben ſo raubgierig und gefährlich iſt, als jener, und den Korallenfiſchern an Genua's und der nordafrikaniſchen Küſte, und den Thunfiſchern an der Küſte Klein-Aſiens viel zu ſchaffen macht. Wie der Rieſenhay bringt er ſeine Jungen, die ſich noch in ihm aus Eiern entwickeln, lebendig zur Welt, und ſucht zur Löſungszeit ſtets die ſchlammigen Stellen der Küſte, die niedern, ſandigen Flußmündungen oder die geklüfteten Höhlungen bietenden, durch Schlamm und Genſt verbundenen Korallen- und Matreporenbänke des mittelländiſchen Meeres oder der Küſte von Honduras und Yucatan auf. Die Eier des Hammerhay ſind abgeſtumpft dreikantig, lederartig, 8 bis 10 Zoll lang, und die ausgekrochenen Jungen haben am Kopfe die halbe Breite des ganzen geſtreckten Körpers; während der erſten Monate leben ſie faſt fortwährend im Schlamme, wo ſie ſich von Schelfiſchen, Laich und Abfällen, oder wie die Fiſcher behaupten, von Schlamm und Moder nähren, mit dem vierten Monate aber bereits anfangen, den Fiſchen und Fiſchern gefährlich zu werden.

Der öſtliche Theil des atlantiſchen Meeres, namentlich die Küſte Englands und Frankreichs, der Kanal und die Nordſee, bieten ebenfalls verſchiedene Hayenarten, doch erreichen keine die Größe des Hammerfiſches, noch weniger die des Rieſenhays, von welchem letzteren nur eine Abart, der blaue Hay, Sq glaucus, welcher eine Länge von 6—8 Fuß erreicht, im Kanal, und der langnaſige Menſchenhay, Sq. cornubicus, von 8 bis 9 Fuß Länge, im biscayiſchen Meere vorkommt. — Der Hundshay, Sq galeus, umſchwärmt ganz Europa, und findet ſich auch zu Zeiten, wahrſcheinlich als verirrter Wanderer, in der Oſtſee; in manchen Gegenden des mittelländiſchen Meeres, namentlich aber zwiſchen den joniſchen Inſeln und an der Küſte Siciliens, kommt er öfters in Geſellſchaften von 12 bis 20 vor, erreicht daſelbſt eine Länge von 4—6 Fuß, und thut den Thunfiſchereien bedeu-

Digitized by Google

tenden Schaden. — Der rothbraun gefleckte Hay, Sq. canicula und catulus, auch Katzen- und Pantherhay genannt, iſt nicht nur ein Bewohner des mittelländiſchen Meeres, ſondern auch im atlantiſchen Meere, an den Küſten von Spanien, Frankreich, England und Norwegen zu finden; er iſt der kleinſte der Hayen, erreicht eine Länge von 1½ bis 4 Fuß, und ſein Fleiſch iſt genießbar, von jungen Fiſchen ſogar ſehr geſucht. — Von ſtörartigen Hayen beleben der Stachel- und Dornhay, Sq. centrina und acanthias, nicht nur alle europäiſchen Meere, die Nord- und Oſtſee, woſelbſt ſie eine Länge von 3—4 Fuß erreichen, ſondern ſie kommen auch in vielfachen Abarten an der Küſte von Guinea, um Madagascar herum, und in den oſtindiſchen Gewäſſern vor, wo man ſie von einer Länge von 12—16 Fuß gefangen haben will. — Der Sägefiſch, Sq. pristis, der Feind des Wallfiſches, von welchem wir ſpäter eine Abbildung liefern werden, wird in allen Meeren gefunden, und eben ſo die wels- und kröpferartigen Hayen, von denen Oken den Engel- und Glatthay, Sq. squatina und mustelus, welche eine Länge von 3 bis 8 Fuß erreichen, und den Beinhay, Sq. maximus, der zwiſchen 20 und 25 Fuß erreicht, in ſeiner großen Naturgeſchichte erwähnt. — Der Purpurhay des chineſiſchen Meeres, und der bandirte, Sq. purpurea und fasciatus, der die oſtindiſchen Gewäſſer bewohnt, und deren eingelegte Floſſen eine Lieblingsſpeiſe der Chineſen und ein nicht unbedeutender Handelsartikel ſind, und die auch im ſüdlichen Theile des atlantiſchen Ozeans gefunden werden, ſo wie die Hayen der Baffinsbay, gehören ſtreng genommen nicht hierher, und werden wir ſpäter auch die, durch Form und Farbe von den Hayen des atlantiſchen Meeres ſo verſchiedenen Hayenarten des chineſiſchen Meeres und der Südſee, den Leſern unſeres Buches vorführen.

Tr. Brommé.

Afrika.

Afrika, die ſüdliche Halbinſel des alten Kontinents, bildet in ſeiner äußeren Form ein mit der Spitze gegen Süden gekehrtes Dreieck von beinahe 600,000 Quadratmeilen Flächenraum, iſt ſonach faſt 3½ Mal ſo groß als Europa, und hängt durch die Landenge von Suez mit Aſien zuſammen.

Seine Grenzen ſind gegen Norden die Straße von Gibraltar und das mittelländiſche Meer, gegen Weſten der atlantiſche Ozean, der Golf von Guinea und das äthiopiſche Meer, gegen Süden das indiſche Meer, gegen Oſten daſſelbe, das rothe Meer und Aſien. Die größte Ausdehnung hat Afrika von Weſten nach Oſten und zwar vom weißen Vorgebirge bis zum Kap Guardafui, in einer Länge von 1020 geographiſchen Meilen. Der Wendekreis des Krebſes und der Aequator theilen es in drei Haupttheile: 1) Nordafrika, wozu Aegypten, die Staaten Tripolis mit der Küſte Barka, Tunis und Algier, der Staat Marokko, Fezzan und der obere Theil von Sudan, oder die Sahara, mit den Azoren, Canarias und Madeira gehören; 2) Mittelafrika, welches die Oſtküſtenländer, Nubien, Tigre, Anchara, Efat, Adel, Ajan, den unteren Theil von Sudan mit Darfur und den Ländern der Gallas, ſo wie die Weſtküſtenländer, Benin, Owhern, Senegambien und Guinea, nebſt den Inſeln Capo Verde, denen bei Guinea, den 16 Biſſavinſeln, Socotora ꝛc. umfaßt, und 3) Süd-Afrika, mit der ganzen ſüdlichen Weſt- und Oſtküſte, den ſüdlichen Binnenländern, dem Kaplande, der Inſel Madagaskar, den Komorren, Mascarenhas, Amiranten, Triſtan d'Acunha, St. Helena und Ascenſion.

Von allen Erdtheilen iſt Afrika der reichſte an trockenen Sandwüſten, daher der waſſerärmſte und der heißeſte, ſo wie auch zugleich der unzugänglichſte und deßhalb nur an ſeinem äußeren Rande, im Innern aber noch ſehr wenig gekannt. Seine Hauptſtröme ſind der Nil, der uns durch die Bemühungen von Bruce, Salt ꝛc. bis zu den Quellen bekannt, der Senegal und der Gambia, deren Lauf ebenfalls erforſcht iſt; von dem Kongo (Zaire), dem Koanza, die in das äthiopiſche Meer, und dem Kuama (Zambeſe), der in den Kanal von Mozambique mündet, aber kennen wir den vollſtändigen Lauf und die Quellen noch nicht. Bedeutend ſind außerdem der Rio Grande und der Orangefluß, ſo wie es in ſeinem Innern noch große Landſeen, wie den Dembea, Wangara, Tſad, Marawi und Aquilunda einſchließt. In neuerer Zeit ward durch die Brüder R. und J. Lander der ſeit Jahrtauſenden in räthſelhaftes Dunkel gehüllte Lauf des Djoliba, von den Einwohnern Quorra, bei Herodot aber ſchon Niger genannt, ziemlich vollſtändig bekannt und ſeine Mündung in dem Meerbuſen von Benin gefunden.

Afrika beſitzt große an einander hängende Kettengebirge, wie Dschebel el Komni, Mondgebirge, deſſen höchſte Spitze 13,000 Fuß, der Atlas, 11,900 Fuß, die abyſſiniſchen Alpen mit dem Lamalmon, 11,300 F., und Taranta, 7980 F., der Weltrücken oder Lupata, welcher Zweige bis an das Kap der guten Hoffnung ſchickt, die Schneeberge mit dem Kompaßberge, 10,250 Fuß, das Gebirge Kong ꝛc., doch iſt es im Ganzen ebener, als einer der übrigen Welttheile, und in keinem andern findet man ſo ungeheure Sandwüſten. Die Wüſte Sahel, weſtlich, und die Wüſte Sahara, öſtlich, mit denen die Kobi in Hochaſien keinen Vergleich aushält, erſcheinen als endloſe Sandmeere, denen es aber an fruchtbaren Inſeln, Oaſen, die zerſtreut in ihnen liegen, keineswegs fehlt.

Das Klima iſt verſchieden; innerhalb der Wendekreiſe herrſcht das ruhige Tropenklima mit zwei Jahreszeiten, der naſſen und der trockenen, doch iſt die Glut der Sonne dort ſo furchtbar, daß man in dem Sande Guinea's Eier ſieden kann, und nur an den Küſten mäßigen See- und Bergluft die Hitze, aber dagegen iſt die Luft nicht ſo geſund und rein als im Binnenlande, welches zum Theil höher liegt. Schnee und Eis gibt es nur auf den höchſten Bergſpitzen und

im Vergleiche mit Europa iſt beinahe jeder Theil Afrika's ein heißes Land. Der Tornado und der Harmattan ſind Afrika eigenthümliche Winde, doch hat es außerdem mit Aſien noch den Samum, und mit Europa den Sirocco gemein.

Was den Reichthum in der organiſchen Welt überhaupt und die Menge der Rieſenformen unter den Thieren und Pflanzen betrifft, ſo erſcheint dem Naturforſcher dieſes Wunderland als der erſte Liebling der Natur. Es ernährt fünfmal ſo viel Arten von vierfüßigen Thieren, als Aſien, vor dem es die rieſengroße Giraffe, das unförmliche Flußpferd, die größten Antilopen und Affen voraus hat, und dreimal ſo viel als Amerika. Giraffe, Zebra, Quagga, Gnu, und der Rieſe unter den Vögeln, der Strauß, ſind ihm eigenthümlich, ja ſelbſt das räthſelhafte Einhorn, das ſelbſt in unſern Sagen eine Rolle ſpielt, ſoll ſich noch in ſeinen Binnenländern finden, und außer Elephanten, Nashorn, Löwen, Panthern, Leoparden, Tigern, Hyänen, Unzen, Schakals, Wölfen, Füchſen, Kaninchen, Jerboas, Stachelſchweinen, Zibethkatzen, Ichneumons, Großohren, Bären, Rattels, Gemſen, Gazellen in unendlichen Spielarten, Springböcken, Büffeln, Damhirſchen, in Guinea Rehen ꝛc., findet man noch eine Menge anderer vierfüßiger Thiere, deren Naturgeſchichte aber bei weitem nicht hinlänglich erforſcht iſt.

Eſel, die bedeutend größer und ſchneller als die unſrigen ſind, Rind, Schafe und Ziegen ſind auch dort Hausthiere, aber das wohlthätigſte Geſchenk, was Mutter Natur dem Afrikaner gab, iſt das Kameel, das Schiff der Wüſte, deſſen dem Lande und dem Klima durchaus angemeſſener Bau und Lebensart, verbunden mit ſeiner Geduld und Ausdauer, nur allein das Bereiſen der Wüſten möglich macht.

Eben ſo reich iſt die Klaſſe der Vögel, die theilweiſe, wie der Kronvogel, Flamingo, Whidah, Thourako, Eisvogel, Pelikan, Ibis und viele Papageienarten, mit dem herrlichſten Gefieder prangen, und der Amphibien, die das Krokodil, Rieſenſchlange, Klapperſchlange, mit einer Menge anderer, theils unſchädlicher, theils ſehr giftiger Reptilien aufzeigt. Gebüſch und Erde wimmeln von Ameiſen, Termiten, Spinnen, Skolopendern, Klopaden und Raupen, während oft vorüberziehende Heere von Heuſchrecken den Himmel verdunkeln, oder die prachtvollſten Käfer und Schmetterlinge uns umſpielen. Meere und Ströme ſind mit einem Ueberfluſſe von Fiſchen verſehen, doch iſt die Mannigfaltigkeit der Geſchlechter geringer, als in den nördlichen Meeren, und viele unſerer nutzbarſten Gattungen fehlen ganz.

Die Kraft der Vegetation ſo wie der Reichthum der Flora iſt noch außerordentlicher, und die heiße Zone Afrika's erzeugt, wie in Amerika, zugleich die nahrhafteſten und die erfriſchendſten, der Fäulniß am mächtigſten widerſtehenden Pflanzen und Früchte und die rieſenhafteſten Bäume. Die oberſte Stelle der letzteren nehmen der Baobab oder der Affenbrodbaum, deſſen Krone bis 130 Fuß im Durchmeſſer hat, und der prächtige weiße Stamm des Ceyba ein, der von der Wurzel bis zu den Zweigen faſt lothrecht gegen 60 Fuß in die Höhe ſteigt, ehe er ſeine ſchön gerundete Blätterkrone bis zu 120 Fuß Durchmeſſer ausbreitet. Der Schih oder Butterbaum dagegen liefert eine Art Butter, die zugleich als Heilmittel benutzt wird, im Ueberfluſſe, und die Erbſe von Whidah reift ſchon ſechs Wochen nach der Saat.

Hauptprodukte des Pflanzenreichs ſind außerdem Reis, Mais, Weizen, Gerſte, Dhurra, Datteln, Südfrüchte, Kaffee, Baumwolle, Gummi, Pfeffer, Teff, Bataten, Yams, Lotusbeeren, Zuckerrohr, Indigo, Drachenblut, Ningi und unzählige Gewürzpflanzen, der Talgbaum, ſo wie viele Arten der beſten Farbe- und Tiſchlerhölzer.

Das Mineralreich liefert jährlich etwa 45,000 K. Mark Gold, auch etwas Silber und Eiſen; dagegen fehlt der größte Theil der übrigen Metalle und auch der andern Mineralien, nnd ſelbſt Salz iſt nur in einigen Gegenden nur zur Nothdurft vorhanden. Goldſtaub iſt ein bedeutender Handelsartikel.

Afrika war einer der am früheſten bevölkerten Erdtheile, und das Nilthal, unter eben dem Namen, den es heute noch führt, ſchon damals die Wiege des Handels und der Wiſſenſchaften, ſcheint aber ſelbſt da ſeine Umgebungen nicht gekannt, und alles, was nicht zu ihm gehörte, unter dem Namen Negerland begriffen zu haben, obwohl ſchon 600 v. Chr. die Phönizier unter Pharao Nechos, König von Aegypten, von dem rothen Meere aus, um Afrika herum und durch die Säulen des Herkules, jetzt Meerenge von Gibraltar, zurückſegelten. Griechen und Römer lernten zwar ſpäterhin die Küſten Afrika's, jedoch nur am mittelländiſchen Meere, beſſer kennen, drangen auch tiefer in's Binnenland, vielleicht ſogar bis zum Djoliba, den ſie Niger nannten, vor, doch den eigentlichen Süden Afrika's kannten ſie nicht, und ſchwerlich hat ſich ihre Kenntniß über die Grenze von Numidien und Nubien hinaus erſtreckt. Erſt im fünfzehnten Jahrhundert, als Heinrich der Seefahrer das gefürchtete Kap Non (Non plus ultra) umſegelte, Diaz und Vasco de Gama 1498 das Vorgebirge der guten Hoffnung fanden und den Seeweg nach Oſtindien entdeckten, ward ſowohl die weſtliche als die öſtliche Küſte von europäiſchen Seefahrern unterſucht. Und doch, trotz dem, daß ſeine nördlichen Küſten im Angeſichte der gebildetſten Völker liegen, uns nur ein ſchmaler Streifen Meeres davon trennt, kennen wir bis heute nur ſeine äußeren Umriſſe, und von den weiten Binnenländern wiſſen wir wenig mehr, als daß ſie hohe Gebirge enthalten ſollen, die ſtark bevölkert zu ſein ſcheinen. Die Einwohner dieſer Gegenden ſind Neger, von ſchwarzer Farbe mit krauſem, wolligem Haar, aufgeworfenen Lippen und blendend weißen Zähnen, die in den Kriegen mit ihren Nachbarvölkern zu Gefangenen gemacht, jährlich zu Tauſenden auf die Sklavenmärkte der weſtlichen Küſten geſchleppt, dort an die chriſtlichen Seelen- und

Digitized by Google

Menſchenverkäufer verſchachert und nach Amerika ausgeführt werden.

Die Zahl der Einwohner mag zwiſchen 140 und 150 Millionen ſchweben, obſchon Marokko nach Jackſon allein gegen 17 Millionen, und die Berberei mit Aegypten gegen 20 Millionen Einwohner zählt. Sie gehören zwei verſchiedenen Stämmen an, dem kaukaſiſchen, der die Nordküſten bewohnt, bis faſt zum Niger der herrſchende iſt, und zu dem die Berbern, Kopten, Mauren, Agazionen oder Habeſſinier, und die Völker Nubiens ꝛc. vorzugsweiſe gehören, ſo wie dem äthiopiſchen oder Negerſtamm, der vom Niger abwärts bis zur Südſpitze ſich erſtreckt, zu dem auch die Hottentotten gehören, und der nicht nur durch die ſchwarze Hautfarbe und das wollige Haar, ſondern auch durch die Eigenthümlichkeiten des Knochenbaues am Kopfe, und ſelbſt des Nervenbaues von den Bewohnern der übrigen Welttheile ſich unterſcheidet. Die Kaffern, welche die Südoſtküſte bewohnen, machen den Uebergang zwiſchen beiden Stämmen, da ſie den ſchlanken Körperbau und die Geſichtsbildung der Weſtaſiaten, aber das wollige Haar der Neger haben, und auch nur dunkelbraun von Farbe ſind. Die Araber ſind nur Einwanderer, doch jetzt über den größten Theil des Nordens und Oſtens verbreitet.

Von den verſchiedenen Sprachen der afrikaniſchen Völker kennen wir bis jetzt einige ſiebenzig, und unter dieſen iſt die Fulahſprache, die im Suladialekte auf der Sierra-Leone geſprochen wird, die lieblichſte, und wird ſogar mit dem Italieniſchen verglichen. So verſchieden wie die Sprachen iſt auch die Gottesverehrung. Der Islam herrſcht im Norden und bis tief in das Innere hinein; zu dem Chriſtenthum bekennen ſich außer den europäiſchen Einwanderern noch die Kopten, die Nubier und die Einwohner von Tigre und Amhara, jedoch nach ſehr verſchiedenem Ritus; bei den meiſten Negervölkern aber iſt die abenteuerlichſte Fetiſchlehre verbreitet, und ſie beten oft die ſonderbarſten Figuren an, denen ſie bei manchen Völkerſtämmen ſogar noch Menſchenopfer bringen.

Hebenſtreit.

Fahlun.

Upſala lag hinter uns, doch nicht ſo ſchnell, wie uns ſeine Thürme verſchwanden, wollten die Bilder der frohen Stunden, die wir in ihm fanden, uns verlaſſen! Das Meer hat Skandinavien mit blauem Arm beinahe rings umſchlungen, und wehrt dem verflachenden unruhigen Treiben des Zeitgeiſtes, auch hier die Urtugenden der Väter, unter denen herzige, biedere Gaſtfreundſchaft nicht die letzte Stelle einnimmt, mit leerem Wortkram zu verſanden. Das hatten wir in reichem Maß erfahren, und darum überließ Jeder den Andern gern den umgaukelnden Erinnerungen mit den welkenden und doch um ſo duftigeren Kränzen.

Aveſtad war, von uns kaum bemerkt, durcheilt; aber als die mächtige Dalelfe bei Hedemova vor uns die gewaltigen Silberwogen wälzte, trat die Gegenwart, der jugendlich leichte Sinn wieder in ihre Rechte. Auch die Erwartung verbündete ſich ihnen: denn heute noch ſollten wir den geprieſenen Waſſerfall von Styggfors ſehen. Mein Gefährte verſuchte zwar, der erwachenden Phantaſie durch die Matthiſſon'ſche Wahrheit: „Selig, die nichts erwarten: ſie werden nicht betrogen werden!“ die Flügel zu ſtutzen — meinte aber doch, dieſe achte Seligkeit habe der frauenmilde Dichter jenſeits der Oſtſee aufgegabelt, drum wolle er nur hurtig eine Zigarre anzünden, und dann ſich auch freuen.

Eine halbe Stunde hinter einem einſamen Kirchlein, das der treue Dalekarle, der uns führte, die Bodakapelle nannte, erreichten wir endlich die Schlucht, durch die der gewaltige Strom, deſſen Waſſermaſſe die des Rheins bei Schaffhauſen wohl um's Dreiſache übertrifft, ſich gewaltſam Bahn gebrochen hat. Das Felſenbett engt ſeine Breite, die ungefähr tauſend Schritt weiter nach oben, wohl noch eine gute Viertelſtunde beträgt, hier plötzlich auf etwa hundert Schritt ein, die noch durch Felszacken, die ſeine tobende Gewalt noch nicht zu ſtürzen vermogte, verkümmert werden. Mit entſetzlichem Wüthen umſchlingt er ſie, als wollte er ſie aus den Grundveſten heben — eine Tanne, die vom Sturm halb entwurzelt, über dem weißen Giſcht herabhing, bebte ſichtlich — doch vorüber reißt der Schwall die Woge, ſtets andre drängen nach, und ſtets unerſchüttert hebt der Fels das mit dunkeln Tannen gekrönte Haupt aus dem blendend weißen Wogenſchaum.

Das Geſtein, durch welches der Fluß ſich drängt, iſt ein feinkörniger Granit, mit röthlichem Quarz wechſelnd; die Höhe des Falls mißt 83 ſchwediſche Fuß.

Endlich erblickten wir Fahlun am Hange des flach und unmaleriſch hinter ihm ſich hebenden Grufeisberges. Rechts dehnte der Runn, links der Warpan die glatten Spiegel ihrer Gewäſſer, die durch ein kleines plätſcherndes Flüßchen und den Miniaturſee Tisken mit einander verbunden ſind. Die Gegend iſt kahl, öde und unbebaut, ſchwarz und rauchig ſtreckt die Stadt die Gaſſen, über denen ſtets der Qualm der Hüttenwerke als graue Wolke brütet. Nur im Oſten blickt Ackerland mit einzelnen verſteckten Höfen von waldigen Hügeln, als nähere es ſich nur ſchüchtern dem Gebiete des finſtern Berggeiſtes. Schauer befällt Jeden, der nicht Bergmann iſt, beim Anblick des ungeheuren Schlundes, in dem die Gruben betrieben werden! Steil, wie die Kraterwand eines Vulkans, fallen rings die ſchwarzen Wände ab, und im Grunde regt ſich wimmelnd die Schaar dunkel gekleideter Bergleute; ſie fahren ein, ohne zu wiſſen, ob ſie die Sonne und Weib und Kind wieder ſehen; ſie vertrauen Dem, deſſen Macht und Güte der Steiger im uralten kind-frommen Gebete ſie empfahl! — Glück auf! —

Die Stadt iſt regelmäßig gebaut, aber trotz dem finſter und unſchön. Die Häuſer ſind niedrig und

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ganz aus geſchwärztem Holz gebaut; denn die ſchwefligſauren Dämpfe der rieſigen Hüttenwerke verkohlen es gleichſam, und die Stammenden, die an den Ecken hervorſtehen, enthalten bei älteren Gebäuden unbezweifelt Kupfer, welches ſich aus der Atmoſphäre dort niederſchlug. Treibt nicht ein friſcher Wind dieſe Gaſe fort, ſo iſt der Fremde zu immerwährendem Hüſteln gezwungen; Eingeborne dagegen ſind daran gewöhnt und werden alt dabei. Das Leben in Fahlun iſt ſehr angenehm: nordiſche Biederkeit mit der nobeln vielſeitigen Bildung der zahlreichen Berg- und Hüttenbeamteten miſchen ſich auf erfreuliche Weiſe; auch die Muſik, des Bergmanns ſtete frohe Begleiterin iſt hier nicht zurückgeblieben. Fahlun iſt auch der Sitz mehrerer Kollegien, unter andern das Landshöfdings von Stora Kopparbergs Län. Mehrere Scheidewaſſerbrennereien, eine Pfeifenfabrik, Wollen-, Baumwollen- und Leinenwebereien ſind ebenfalls hier in lebhaftem Betrieb.

Wir beſuchten die Gruben. Alte Bergleute bekräftigen, daß eine größere Tagesöffnung, oder Pinge wie die der Fahluner Kupfergruben, wohl nirgend gefunden werde. Sie hat über **1200** Fuß Länge, **600** Fuß Breite und eine Tiefe von **180** Fuß. Man kann ſich an dieſem ſchwarzen Krater des Grauſens und Unwillens nicht erwehren, wenn man bedenkt, daß er blos durch regelloſen Betrieb, oder, wie die Bergleute ſagen, „Raubbau,“ erzeugt wurde und Hunderte von Menſchen in ihm verſchüttet liegen! Die Erze Skandinaviens ſind meiſtens in ungeheuren Stöcken abgelagert; ſo liegt hier eine mächtige Niere von etwa **1000** Fuß Länge, **700** Fuß Breite und **1128** Fuß Tiefe, von einer Menge kleinerer umgeben. Seit der grauen Urzeit ward ſie abgebaut, und **1327** wurden ihre alten Privilegien ſchon revidirt und erneuert vom Könige Magnus Smek. Das Innere dieſer Elipſoide bietet aber ein lebhaftes Bild eines durch Unordnung und Mangel an regelrechtem Betrieb tief zerrütteten Bergbaues; und noch Jahrzehnde mögten nöthig ſein, es durch die wiſſenſchaftliche Führung der jetzigen Beamteten zu verwiſchen. Weite Höhlungen wurden ohne ſtützenden Halt gehöriger Bergveſten ausgehauen und die Folge war eine Reihe von Einſtürzen, wodurch eine unerhörte Menge von Leben umkam und faſt ſämmtliche Gruben zu Bruch gingen. So am **2.** Juli **1655**, am **24.** Mai **1675**, die aber unbedeutend erſcheinen gegen das Unglück des **24.** Juni **1687**, wo die Pinge ihre heutige Geſtalt erhielt und **78** Menſchen verſchüttet wurden. — Das Kupferausbringen betrug **1686 12,589** Schiffpfund, jetzt etwa ein Drittel, wozu durchſchnittlich **140,000** Tonnen Erz, zu **3600** ſchwediſchen Dezimalzollen, gefördert werden. An der nördlichen Wand dieſer „Göten“ oder Grubenöffnung zieht ſich eine breite, bequeme, mit doppeltem Geländer verſehene Treppe, die ſo wenig Schrägung hat, daß die im Berg nöthigen Pferde ſie paſſiren können, zur Teuſe. Mit ſteilerer Neigung iſt ſie bis zu **1020** Fuß unter Tag fortgeſetzt; von da bis zur Sohle des Werks, die **1200** Fuß tief liegt, führen meiſt eiſerne Fahrten.

Auf der großen Erzniere bauet die „Stora Grufvan“ mit mehreren Schachten, die zur Waſſergewältigung und Erzförderung dienen. Weſtlich von ihr wird „Drottning Loviſa Ulrikas Grufvan“ und öſtlich die Mardskinns „Erik Matts Mans Nils“ und Dropp Grufvan betrieben. Grufvebact Vörſöken iſt bemüht, die Grenzen des Erzſtocks zu ermitteln.

Das Haupterz iſt Kupferkies und Fahlerz, welches bis in die Sköl ar (Schalen) der Erznieren theils mit Feuerſetzen, theils mit Schlägel und Fäuſtel gewonnen wird. Das Mürbeglühen des Geſteins, oder Feuerſetzen, verbraucht eine Menge Brennmaterial, mit dem Schweden jedoch noch nicht zu geizen braucht. Der ganze Bau und ſeine Vorkommniſſe hat viel Aehnliches mit dem Rammelsberge bei Goslar; ſogar darin, daß der Angriff beider Erzlagerſtätten der Sagenzeit anheimfällt.

Schmidt.

Der Obſtbau.

(Tafel 6. 7.)

Die Obſtarten, welche bei uns im Freien fortkommen und kultivirt werden, theilen ſich bekanntlich in Kern-, Stein- und Beerenobſt. Zu erſterem rechnet man die Aepfel und Birnen, ſo wie die Quitten, Speierlinge und Miſpeln, welch' letztere drei Gattungen aber bei weitem weniger häufig gezogen werden und auch lange nicht ſo werthvoll für den größeren und kleineren Haushalt ſind, als die verſchiedenen Aepfel- und Birnſorten, welche Gegenſtand der folgenden Abhandlung ſein ſollen. Vielleicht kommen wir ſpäter auch auf die, minder wichtigen, Stein- und Beerenobſtſorten zurück, unter welch' letzteren allerdings der Weinſtock nicht mindere Beachtung verdient, als der Apfel- und Birnbaum, und eben ſo die Verwendung mehrerer Steinobſtſorten in der Oekonomie theils zu Dörrobſt und Latwergen, und mehr noch zu Branntwein in vielen Fällen einen bedeutenden Ertrag abwirft.

Es iſt wohl nicht nöthig, bei den Unterſcheidungsmerkmalen zwiſchen dem Apfelbaum und dem Birnbaum länger zu verweilen. Jeder, der auch nur ein einziges Mal einen Apfelbaum genau verglichen hat mit einem Birnbaum, wird für immer und zu allen Zeiten im Stande ſein, ſolche aus einander zu kennen. Tragen ſie Früchte, ſo unterſcheidet ſie jedes Kind ſchon an deren Form im Allgemeinen, und mehr noch im Geſchmack; der Apfel, auch der Süßapfel, hat immer etwas Weinſäuerliches, während die Birne ſüß und mehr wäſſerig ſchmeckt, und bei letzterer trifft man faſt immer die Keulenform an, wogegen die Aepfel im Allgemeinen rundlich, unten und oben eingedrückt, auch lebhafter gefärbt ſind, als die Birnen. Ebenſo ſind beide Baumarten in der Belaubung ſo verſchieden, daß ſie auch vom Mindergeübten leicht auf den erſten Blick erkannt werden; der Birnbaum zeigt immer ein glänzend glattes Blatt, während die Blätter des Apfel-

baumes ein trübes Grün haben und auf der Rückſeite mit dichten kurzen weißlichen Haaren beſetzt ſind; dabei ſind ſie meiſt breiter, als beim Birnbaum, eirund, während ſie bei letzterem mehr in die Länge gezogen, lanzett-eirund, erſcheinen. In der Blüthe ſind beide Baumarten nicht minder leicht zu unterſcheiden; der Birnbaum blüht im Allgemeinen früher und meiſtens glänzend weiß, während die Blüthe des Apfelbaumes ſpäter erſcheint, und immer einen rothen Anflug hat. Aber ſelbſt ohne Blüthe, Laub und Frucht hat es nicht die geringſte Schwierigkeit, den Apfelbaum vom Birnbaum zu unterſcheiden. Die Veräſtung des letzteren iſt viel gedrängter, ſtrebt immer ſtraff in die Höhe, und betrachtet man den Stamm an älteren Bäumen, ſo wird man immer die Rinde in dicken Schrofeln geborſten finden, während die Veräſtung des Aepfelbaumes ausgebreiteter und der Stamm, auch bei älteren Exemplaren, glatter und mit dünneren Schrofeln belegt iſt. Schon die Stämmlinge ſogar, die ſogenannten Kernwildlinge, ſind deutlich von einander zu unterſcheiden, wenn ſie auch kein einziges Blatt tragen. Die Aepfelſtämmchen ſind immer braunroth und die Knoſpen an denſelben haben eine filzige Spitze, während letztere bei den Birnwildlingen glatt und ſchwärzlich ſind und die Rinde eine glänzend grüne Farbe hat. Kurz, man betrachte nur die beiden Abbildungen auf Tafel 6 und 7, und Jedermann wird geſtehen müſſen, daß Aepfel und Birnen ſo völlig verſchieden ſind, daß eine weitere Angabe von Unterſcheidungsmerkmalen ganz unnöthig erſcheint.

Der kleine Apiapfel (Jungfernapfel, Traubenapfel, Pomme d'Api oder Petit Api, Malus Apiola, nach dem römiſchen Feldherrn Appius Claudius, der ihn zuerſt nach Italien gebracht haben ſoll, benannt, iſt unſtreitig einer der lieblichſten Apfelſorten. Der Baum hängt ſich über und über voll mit den kleinen hellgelben, auf der Sonnenſeite brennend karminrothen Aepfeln, die zwar nicht groß ſind, aber von ausgezeichnetem Geſchmack und von ſehr langer Dauer; denn ſie laſſen ſich bis zum nächſten Herbſte aufbewahren, bis wohin ſie allerdings etwas verlieren am Wohlgeſchmack, nicht aber an ihrem ſchönen Ausſehen. Man muß den Apiapfel lange am Baume hängen laſſen, wenn er gut und haltbar werden ſoll, und gehörig reif wird er erſt im December. Auch in der Blüthe gewährt dieſer Baum einen äußerſt freundlichen Anblick, überſäet, wie er gewöhnlich erſcheint, mit den großen röthlichen Blumen in dichten Büſcheln beiſammen, ſo daß er mit Recht zum Repräſentanten der Apfelſorten gewählt worden iſt.

Die Muskatellerbirne (kleine Sommermuscatellerbirne, Sieben in's Maul, Petit muscat, Pyrus moschatella) dagegen iſt als Birnſorte nicht minder beliebt. Früh reif, ſchon in der Hälfte des Juli, iſt ſie zugleich eine der wohlſchmeckendſten Sommerbirnen, klein zwar, aber in den meiſten Jahrgängen hängen ſich die Bäume über voll, und gewähren ſo, da die Früchtchen büſchelweiſe beiſammen ſtehen, einen heiteren Anblick. Die Farbe derſelben iſt erſt weiß und ſpäter citrongelb und auf der Sonnenſeite grün punktirt, und obſchon ſie ſich kaum drei Wochen lang halten, ohne teigig zu werden, ſo bilden ſie doch eine der willkommenſten Tafelobſtſorten, die ſich auch recht wohl zum Dörren verwenden läßt.

Die große Nutzbarkeit des Kernobſtes hat natürlich eine enorme Vermehrung der Sortenzahl hervorgerufen, ſo daß deren Kenntniß ein eigenes Studium erfordert, und um als tüchtiger Pomologe gelten zu können, gehört unabläſſiger Fleiß und Jahre lange Erfahrung und Vergleichung dazu. Man denke ſich den Unterſchied zwiſchen ehemals und jetzt. Den alten Römern waren nicht mehr als 22 Apfelſorten bekannt, und jetzt beläuft ſich deren Anzahl auf mehr als acht Hundert, ſo daß die Schwierigkeiten nicht gering ſind, aus dieſer Maſſe die empfehlungswürdigſten herauszufinden. Unter den mancherlei Verſuchen, die gemacht worden ſind, dieſelben zum Behuf einer leichteren Ueberſicht zu ordnen und zu klaſſifiziren, iſt bis daher das Syſtem von Dr. F. A. Diel unübertroffen geblieben; es gründet ſich auf langjährige Erfahrung, ausgedehnte Vergleichungen und mannigfaltige Verſuche, und zeichnet ſich aus durch höchſt genaue Beſchreibungen ſowohl der Früchte nach ihren kleinſten beſonderen Eigenſchaften, nach ihrer Form, Größe, Farbe, nach dem Geſchmack, der Reifezeit und Dauer derſelben, als auch der Vegetation und des äußeren Lebens des Obſtbaums. Doch entſpricht das Diel'ſche Syſtem keineswegs allen Anforderungen vollkommen, ſeine Anwendung bleibt immerhin in ſehr vielen Fällen ſchwierig, läßt uns da und dort im Zweifel, und die Auffindung einer durchgreifenderen Klaſſifikation iſt und bleibt wohl noch lange die erſte Aufgabe in der Pomologie, zu der allerdings die Diel'ſchen Beſchreibungen eine unſchätzbare Vorarbeit ſein müſſen, welche aber vielleicht ihre Merkmale mehr von den Vegetationsverhältniſſen der Bäume entlehnen wird, als von der Form und den übrigen Eigenſchaften der Früchte, worauf Dr. Diel ſein Syſtem begründet hat.

Derſelbe bringt die Aepfel in ſieben, die Birnen in ſechs Klaſſen, erſtere nach der Form der Frucht, letztere nach der Natur des Fleiſches, wobei jede Klaſſe wieder in mehrere Unterordnungen zerfällt, deren Merkmale meiſtens ebenfalls von der Form entlehnt ſind. Eine kurze Ueberſicht davon möchte hier am Platze ſein.

A. Aepfel.

I. Klaſſe. Kantäpfel.

Klaſſenkennzeichen: Frucht mit ſichtbaren, jedoch regelmäßigen, nicht die Form entſtellenden Rippen verſehen. Kernhaus verhältnißmäßig groß, oft ſehr unregelmäßig und nicht geſchloſſen.

1. Ordnung. Aechte Calville. Kennzeichen derſelben: Fruchtform erſt über der Mitte des Apfels gegen oben ſpitzig zulaufend; am Baum mit Duft belaufen, auf dem Lager fettig anzufühlen; nie blos rein geſtreift; leichtes, lockeres, feines Fleiſch mit erdbeer- oder himbeerähnlichem Geſchmack.

Digitized by Google

Hieher gehören z. B. alle Calvillen, der Gräſenſteiner, der Edelkönig, die Himbeeräpfel, Kantäpfel, der Koſtardapfel und der Paradiesapfel.

2. Ordn. Schlotteräpfel. Kennzeichen derſelben: Form glatt, koniſch, walzenförmig oder zugeſpitzt; nie fettig anzufühlen und nie mit Duft belaufen; der Geſchmack nicht balſamiſch, ſondern nur einfach ſüßlich oder ſäuerlich, dabei das Fleiſch meiſt gröblich und körnig, aber locker.

Hieher z. B. die Glockenäpfel, Königsapfel, Alanl, rheiniſcher Krummſtiel, die Raſſeläpfel, Schafnaſen, der Türkencalville und der Winterpoſtoph.

3. Ordn. Gulderlinge. Kennzeichen derſelben: Form koniſch oder glatt, oben um den Kelch (Butzen) ſtark gerippt; Geſchmack gewürzhaft, nicht balſamiſch; das Fleiſch fein, reinettenartig.

Hieher z. B. die Gulderlinge, der rothe Anis-, der Fürſten-, der Prinzeſſin-, der Glas-, der Quittenapfel, der Holaart und der gelbe Winter-Karthäuſer.

II. Klaſſe. Roſenäpfel.

Klaſſenkennzeichen: Frucht um den Kelch und oft auch über die Frucht hin regelmäßig gerippt, mit nicht unverhältnißmäßig großem Kernhauſe; am Baume immer mit blauem Duft angelaufen; riecht angenehm, wenigſtens wenn ſie warm gerieben wird; hat einen feinen Roſen-, Fenchel- oder Anisgeſchmack und weiches, lockeres, ſchwammiges Fleiſch; Schale nicht fettig anzufühlen; meiſtens bloße Sommer- oder Herbſtäpfel; mit Ausnahme der Wintercouſinetten und Winterroſenapfel; Färbung oft tulpenartig geſtreift.

1. Ordn. Zugeſpitzte oder längliche. Hieher z. B. die Couſinetten: weißer Winter-, gelber Sommer- und geſtreifter Herbſt-, der Sommerſteiner, die Kronenäpfel, edler Prinzeſſinapfel, Bentleber-, franzöſiſcher und parfümirter Roſenapfel, Seidenapfel, Taubenäpfel, Täubtinge und der Veilchenapfel

2. Ordn. Kugelförmige oder platte. Hieher z. B. der Tulpenapfel, die Strichäpfel, der Sommerkönig, der ſchwäbiſche-calvillartige, große böhmiſche und Tyroler Roſenäpfel, der engliſche ſcharlachrothe Sommerpepping, rother Markapfel, engliſcher weißer Gewürzapfel, weißer Borſtorfer u. a. m.

III. Klaſſe. Rambouräpfel.

Klaſſenkennzeichen: Durchweg große Aepfel; dieſe Klaſſe enthält die größten Apfelſorten; ſtets breiter als hoch, am Kelch mit breiten erhabenen Rippen verſehen, von welchen eine vor der anderen ſich unregelmäßig hervordrängt, und ſo dem Apfel eine einſeitige unregelmäßige Geſtalt verſchafft; Fleiſch locker, grobkörnig, oft ſehr angenehm.

1. Ordn. Mit großem Kernhaus. Hieher z. B. der Sedanapfel, der rothe Kardinal, der gelbe Herbſt-, rothe Winter-, ſauere Winter- und der engliſche Prahlrambour.

2. Ordn. Mit engem Kernhauſe. Hieher z. B. die Käsäpfel, die übrigen Cardinal- und Rambouräpfel, der Pfundapfel, Weinapfel, Hardtapfel ꝛc.

IV. Klaſſe. Reinetten.

Klaſſenkennzeichen: Sie ſind meiſtens das Ideal ſchöner Apfelformen, alle grau punktirt oder mit roſtigen Anflügen oder ganzen Ueberzügen davon, ſelten fettig anzufühlen; welken ſehr gerne und müſſen deßhalb lange am Baume hängen; haben ein fein körniges, feines, kurz abknackendes, feſtes und dabei aber doch weiches Fleiſch mit der erhabenen gewürzhaften Zuckerſäure, die man Reinettengeſchmack nennt.

1. Ord. Einfarbige. Kennzeichen derſelben: Grundfarbe einfach vom Grünen bis zum ſchönſten Goldgelb, ohne auffallende Färbung auf der Sonnenſeite und ohne roſtige Ueberzüge, höchſtens mit unbedeutenden Anflügen von Roſtſtreifen.

Hieher z. B. über 50 Reinetten, 15 Peppings, die frühe Goldparmäne, Herzog York.

2. Ordn. Rothe. Kennzeichen derſelben: Mit der erſten Ordnung gleich, aber auf der Sonnenſeite rein roth, ohne Roſt.

Hieher über 35 Reinetten, 10 Parmänen, 12 Pepping, die Bellefleurs, die Borſtorfer, der Capendu, der kleine ſüße Kurzſtiel, der kleine Reutzerling ꝛc.

3. Ordn. Graue. Kennzeichen derſelben: Grundfarbe grün bis zum ſchmutzigen oder unanſehnlichen Gelb, mit deutlichen Roſtüberzügen und auf der Sonnenſeite oft ſchmutzig bräunlich oder ockerfarbig.

Hieher gehören noch weitere 24 Reinetten, der graue Kurzſtiel, die Fenchelapfel, der Carpentin, Parkers grauer Pepping der frühe engliſche Gewürzpepping.

4. Ordn. Goldreinetten. Kennzeichen derſelben: Auf der Sonnenſeite ſchön carmoiſinroth, verwaſchen oder geſtreift, die Grundfarbe auf dem Lager ein ſchönes Hochgelb, oft mit Roſtanflügen oder Ueberzügen.

Hieher außer 15 der ſchönſten Reinetten, der Goldmohr, der königliche rothe Kurzſtiel, die engliſche Winter-Goldparmäne, der graue holländiſche Raban.

V. Klaſſe. Streiflinge.

Klaſſenkennzeichen: Sämmtliche roth geſtreift, faſt immer abgeſetzt geſtreift, und zwar bei einzelnen Sorten über die ganze Frucht, bei andern nur auf der Sonnenſeite; die Streifen rein, nur zwiſchen denſelben punktirt oder roth verwaſchen. Kernhaus regelmäßig. Geſchmack rein ſüß bis zum Weinſäuerlichen, und nie Roſenäpfelgeſchmack. Welken nicht, außer unzeitig abgethan.

1. Ordn. Platte. Kennzeichen derſelben: Wenigſtens einen halben Zoll breiter als hoch, und breit gedrückt.

Hieher der Langſcheider, die Matäpfel, der edle franzöſiſche Prinzeſſinapfel, die ächten Streiflinge, der ſaure geſtreifte Silberling.

2. Ordn. Zugeſpitzte. Kennzeichen derſelben: Sind zwar auch breiter als hoch, aber laufen von der Mitte an nach oben ſpitzig zu.

Hieher der Adventsapfel, der grüne Brabänter, der geſtreifte Harlemer Gewürzapfel, Rettigapfel, der Luiker, Striemenapfel und Zuckerapfel.

3. Ordn. Längliche oder walzenförmige. Kennzeichen derſelben: Gleich hoch wie breit, aber von der Mitte oder ſchon von der Baſis aus gegen das obere Ende ſpitz zulaufend.

Hieher die rheiniſchen Bohnäpfel, der birnförmige Apfel, der Brandapfel ꝛc.

4. Ordn. Kugelförmige. Hieher z. B. der Meißner Malvaſier, der Dekanatsapfel, der kleine Winter-Gold- und der bunte Wormſer Streifling, der Biebericher Weinapfel.

VI. Klaſſe. Spitzäpfel.

Klaſſenkennzeichen: Laufen gegen den Kelch immer ſpitzig verjüngt zu, ſind nie geſtreift, ſondern immer einfärbig oder auf der Sonnenſeite roth verwaſchen,

Digitized by Google

aber nie duftig angelaufen; regelmäßiges Kernhaus; ſind ſüß oder weinſäuerlich bis zum Reinſaueren, und welken nicht leicht.

1. Ordn. Längliche oder walzenförmige. Hieher z. B. der Blutapfel, der kleine Cyderapfel, der Erndteapfel, große Winterſteiner, ſaurer und ſüßer Holländer und der Köberling.

2. Ordn. Zugeſpitzte. Hieher der Königin-Louiſen-Apfel, der gelbe Tiefenputzapfel, gelbe Weitig und der Winter-Meißner-Apfel.

VII. Klaſſe. Plattäpfel.

Klaſſenkennzeichen: Immer breiter als hoch, nie geſtreift, ſondern einfärbig oder auf der Sonnenſeite mehr oder weniger roth verwaſchen; ſind nie fettig anzufühlen und welken nicht leicht; von Geſchmack rein ſüß bis zum Reinſauern.

1. Ordn. Rein platte. Kennzeichen derſelben: Stets mindeſtens einen halben Zoll weniger hoch, als breit.

Hieher z. B. der kleine und große Api, der Apfel von Sedan, der grüne Fürſtenapfel, der rothe und gelbe Stettiner, der weiße Winter-Taſentapfel, der weiße holländiſche Käsapfel u. a. m.

2. Ordn. Kugelförmige. Kennzeichen derſelben: Breite wenig oder gar nicht von der Höhe verſchieden.

Hieher der kleine Cyderapfel, der deutſche Glasapfel, der Grünling, der grüne Sommer-Karthäuſer, die Pauliner-Aepfel, der weiße Herbſt-Taſentapfel, der Zitronapfel ꝛc.

B. Birnen.

I. Klaſſe. Butterhafte Birnen.

Klaſſenkennzeichen: Butterhaftes, ſchmelzendes ſehr geſchmackvolles Fleiſch, das ſich beim Kauen geräuſchlos in Saft auflöſt.

1. Ordn. Durchmeſſer der Breite größer als der der Höhe. Hieher die feinſten Tafelbirnen, z. B. die wahre Winter-Ambrette, die meiſten Bergamotten, die roſtfarbige Butterbirne, die graue Muskatellerbirne, die gelbgraue Roſenbirne.

2. Ordn. Beide Durchmeſſer gleich oder faſt gleich. Hieher die Sommer-Ambrette, die Bergamotte-Craſſann, die gelbe kleine Sommer-, die graue runde Winter-, die große Sommer-, die Schweizer-Bergamotten, die meiſten Butterbirnen, die Dechantsbirnen, die Lechafferin, die grüne Sommermagdalene, die große Muskatellerbirne, die Leipziger Rettigbirne, die grüne Sommerrouſſelet, der Wildling von Motte, die Zuckerbirnen.

3. Ordn. Durchmeſſer der Höhe wenigſtens um ¾ Zoll größer. Hieher ebenfalls viele Butterbirnen, die Colmar-Mannabirne, Forellenbirne, Stuttgarter Geißhirtenbirne, die grüne Hoyerswerder, der kleine grüne Iſambert, der Krokhals, die Markbirne, die Sommerdornbirnen, die Virgouleuſe, mehrere Winterbirnen, der Winterdorn u. a. m.

II. Klaſſe. Rauſchende Birnen.

Klaſſenkennzeichen: Fleiſch geſchmackvoll, ſaftreich, aber im Kauen etwas oder ziemlich rauſchend, ſich jedoch ganz auflöſend.

1. Ordn. Breitedurchmeſſer größer. Z. B. die Roberts-Muskatellerbirne, die Wiener Pomeranzenbirne, Sommercraſſann.

2. Ordn. Beide Durchmeſſer gleich oder faſt gleich. Hieher die Wittenberger Glockenbirne, die Paſſa-Tutti, die braunrothe Sommerrouſſelet, die gelbe Winter- und die Sickler'ſche Schmalzbirne, die Champagner Weinbirne, der Wildling von Einſiedel.

3. Ordn. Höhendurchmeſſer größer. Hieher z. B. die Apothekerbirnen, namentlich die bon Chrétien, die Frauenſchenkelbirne, die gute graue, franzöſiſche, der Sommerkönig und noch mehrere Rouſſeletarten, Chriſt's Schmalzbirne, die Sommernierbirne oder die ſogenannte beſte Birne, die rothbackige Sommer-Zuckerbirne.

III. Klaſſe. Knackbirnen.

Klaſſenkennzeichen: Fleiſch geſchmackvoll und ſaftreich, aber beim Kauen abknackend und ſich nicht oder nicht ganz auflöſend.

1. Ordn. Breitedurchmeſſer größer. Hieher z. B. die Roſinenbirne, die gelbe Honigbirne, die Winter-, die frühe goldgelbe und die große müskirte Pomeranzenbirne.

2. Ordn. Beide Durchmeſſer gleich oder faſt gleich. Hieher z. B. die kleine rothe Sommermuskateller oder Aurate, die in der Abbildung gegebene Petit Muscat nebſt einigen anderen Muskatellerſorten, die meiſten Pomeranzenbirnen und beide Winter-Rouſſelet.

3. Ordn. Höhedurchmeſſer größer. Hieher z. B. die Winter-Apothekerbirnen, die große Sommer-Prinzeſſinbirne, kleine Sommer-Rouſſelet, die kleine Blanquett u. a. m.

IV Klaſſe. Schmeerbirnen.

Klaſſenkennzeichen: Fleiſch hinreichend ſaftig, aber markig oder etwas ſchmierig ſchleimig und im Munde ſchmelzend, aber ohne erhabenen Geſchmack. Dieſe Klaſſe enthält meiſt Birnen für die Oekonomen zum Kochen, Dörren und Einmachen.

1. Ordn. Der Breitedurchmeſſer größer. Z. B. die platte Honigbirne und die Schneckenbirne.

2. Ordn. Beide Durchmeſſer gleich oder faſt gleich. Z. B. die kleine gelbe Bratbirne, die kleine gelbe Frühbirne, die Hoplenbirne.

3. Ordn. Höhedurchmeſſer größer. Hieher z. B. die kleine grüne Backbirne, die graue Speckbirne, Eidamsbirne, Sommer-Alant u. a. m.

V. Klaſſe. Fade Birnen.

Klaſſenkennzeichen: Fleiſch trocken oder ſaftig, aber fade von Geſchmack. Keine reichhaltige Klaſſe, meiſt mit Kochbirnen von geringerem Werth.

VI. Klaſſe. Rauhe Birnen.

Klaſſenkennzeichen: Fleiſch hart, rübenartig, zum Rohgenuß unbrauchbar. Dieſe Klaſſe enthält die beſten Kochbirnen für den Winter. Z. B. in der

1. Ordn. die ſchönſte Winterbirne, den gelben Löwenkopf. In der

2. Ordn. die rothe Winterkochbirne, die ſächſiſche Glockenbirne, die Catillas, die Kronbirne. In der

3. Ordn. die Compotbirne, grüne Winterbirne, die Habichtsbirne u. a. m.

Schon eine nur flüchtige Durchſicht dieſes Syſtems läßt die Mängel deutlich in die Augen fallen, an welchen daſſelbe leidet. Die von der äußeren Form entlehnten Unterſcheidungsmerkmale ſind viel zu unſicher, und nicht weniger diejenigen, welche durch den Geſchmack erkannt werden ſollen.

Was aber das Studium der Pomologie noch mühevoller macht, iſt die große Menge von Namen, unter welchen oft eine und dieſelbe Sorte in verſchiedenen Gegenden bekannt iſt, und welche zu ſichten und feſtzuſtellen bis jetzt noch nicht hat gelingen wollen. Dabei kann man ſich wohl denken, daß unter den mehr als 830 verſchiedenen Aepfel- und mehr als 450 verſchiedenen Birnſorten gar manche ſind, welche keine Empfehlung, ſondern nur verdienen, daß man ſie aus den Verzeichniſſen ausmerzt, was wohl der kürzeſte Weg ſein möchte, Ordnung in den beklagenswerthen Wirrwarr zu bringen. J. Metzger, der großherzog-

Digitized by Google

lich badiſche Garteninſpektor in Heidelberg, hat ſich dieſer mühevollen Arbeit unterzogen, und gibt in ſeiner „landwirthſchaftlichen Pflanzenkunde“ eine Auswahl, welche vortrefflich iſt und großen praktiſchen Werth hat.

Zu Bäumen an die Landſtraßen empfiehlt er von Aepfeln den würtembergiſchen Luikenapfel, den gemeinen weißen, den braungeſtreiften, den braunen und rothbackigen Mätapfel und den rothen Stettiner; von Birnen die Ortenauer Pfaffenbirne, Hohenheimer Bratbirne, Rumelterbirne, Betzelsbirne, Frankfurter Birne, Hauſenerbirne, Rockennierbirne, Rattenſchwanz, grüne Moſtbirne, Bogenäckerin, Haarigelsbirne, Wolfsbirne, Brühlbirne, Senfbirne, Brandbirne, Weinbirne, Langſtielerin, Palmiſchbirne und Plattbirne.

Als Bäume, welche auf die Felder beſonders tauglich ſeien, empfiehlt Metzger von Apfeln den Gräfenſteiner, die grüne und große engliſche Reinette, den Wollſchläger, den rothen Taffetapfel, den Herrenapfel, die engliſche Goldparmäne, den grünen Fürſtenapfel, den ächten Winterſtreifling, den rothen Winterkronapfel, den böhmiſchen rothen Jungfernapfel, den rothen Pepping, den edlen Winterborsdorfer, den amerikaniſchen Weinapfel, Prinzeſſin von Würtemberg, große Caſſeler Reinette, großen rheiniſchen Bohnapfel, den Bruſtapfel und den Blutapfel; von Birnen die deutſche Muskateller-, Sarazin-, die Graubirne, Geißhirtenbirne, weiße Herbſtbutterbirne, Olands-, Veldenzer- und Offiziersbirne.

Zu Gartenbäumen empfiehlt derſelbe von Aepfeln den Danziger Kantapfel, den weißen, den engliſchen und den rothen Wintercalville, die große engliſche und die Canada-Reinette, den Pomme de haute beauté, Swaar apple, Kentich Codlin, Domine excellente, Mamonth Sweeting, Yellow bell flower, Pomver long stem, Seck no tarter und Romanite (letztere alle aus dem Baumann'ſchen Kataloge); ferner zum feinſten Tafelobſt von Aepfeln Michael Henry's Pepping, Reinette aus der Normandie, Reinette von Orleans, engliſche ſcharlachrothe Parmäne, Newyorker Reinette, franzöſiſche Edelreinette, Deröll's Seidlitzer Goldpepping, Reinette von Sorgoliet, weiße Reinette, Goldpepping, Gäsdonker Goldreinette, Reinette von Breda, Reinette à Côte, Aesopus Van der Vere, engliſche Spitalreinette, Franklins Goldpepping, Bullock-Pepping, Parkers grauer Goldpepping und Princesse noble; von Birnen die grüne, gelbe und panaſchirte St. Germaine, gute Louiſe, Williams Chriſtenbirne, Winter-Chriſtenbirne, Herbſtbutterbirne, Winterbutterbirne, graue Butterbirne, Graf Canal von Malabailla, Marie Louiſe, Virgouleuſe, Craſſann, Winterbergamotte, Delice d'Hartenpont, Winterkönigsbirne, Verte longue, Neil d'hyver, Bishop's Thumb, Wildling von Cheanmontel, Bezy de la Motte, Engelsbirne und Prinzeſſin von Würtemberg.

Auf dieſe Weiſe hat Metzger die große Menge von Kernobſtſorten auf 89 Aepfel- und 50 Birnſorten reduzirt, Sorten, welche anerkannt die beſten ſind und andere entbehrlich machen, ſo daß es ſehr zu wünſchen iſt, daß die Baumzüchter an dieſe Auswahl ſich halten würden, und alle übrigen Sorten nach und nach abgehen ließen, und ſo auch von ihrer Seite dazu beitrügen, Sicherheit in dieſen Zweig der Gartenkunſt zu bringen. Denn Niemand wird läugnen wollen, daß für den bloßen Obſtfreund Nichts ſchwieriger iſt, als eine zweckmäßige Auswahl der Sorten, wobei denn freilich noch Mancherlei in Betracht kommen kann. Einmal, und zwar iſt dieß ein Hauptpunkt, kommt in Betracht, ob die zu wählende Obſtſorte in der Lage und Gegend, für welche ſie beſtimmt iſt, auch gedeihen werde, und eine Zuſammenſtellung derſelben in dieſer Hinſicht iſt ebenfalls wichtig genug. Dann fragt es ſich, ob man hauptſächlich auf Obſtmoſtbereitung abhebt, oder den Ertrag der Bäume als Tafelobſt zu verwerthen gedenkt, und endlich iſt oft auch der Wuchs des Baumes gar nicht gleichgültig, ob derſelbe eine bedeutende Ausdehnung erreicht und ſchnell und kräftig wächst, oder einen weniger kräftigen Trieb in's Holz hat und nicht ſo hoch wird. Denn hievon hängt es hauptſächlich ab, ob man mit der Auswahl von Halbhochſtämmen und namentlich von Zwergformen, glücklich ſein wird. Groß- und ſchnellwüchſige Sorten geben in der Regel undankbare Spaliere und Pyramiden, vollends gar in den Händen eines unerfahrenen Baumzüchters, der am Ende noch dazu einen recht ſcharfen kurzen Schnitt führt.

Was zuvörderſt Lage und Gegend anbelangt, ſo gilt als erſte Regel, daß man ſich hüten ſoll, das erzwingen zu wollen, was die Natur verſagt hat, d. h. man wolle nicht in Kies oder bloßem Lettboden oder auf naſſen ſumpfigen Stellen, oder auf mageren hochgelegenen Triften Kernobſt erziehen; denn auch beim unermüdlichſten Fleiße wird dabei kein erhebliches gutes Reſultat erreicht werden. Damit ſoll keineswegs geſagt ſein, daß es nicht in manchen Fällen möglich ſein kann, den Boden durch eine zweckmäßige Bearbeitung oder durch verſtändig vorgenommene Entwäſſerung für die Obſtkultur tauglich zu machen; aber jedenfalls muß eine ſolche Verbeſſerung ſchon mehrere Jahre vorausgegangen ſein, ehe man Obſtbäume auf dergleichen Stellen bringen ſoll. Man vergeſſe ferner bei Unterſuchung ſeines Grundſtückes nicht, daß die Birnbäume mit ihren Wurzeln viel tiefer gehen, als die Aepfelbäume, und alſo einen tiefgründigeren Boden verlangen.

Im Allgemeinen gilt, daß auf gutem Wieſenland Aepfel und Birnen vorzüglich gedeihen, vorausgeſetzt, daß daſſelbe nicht kalten, oft lange andauernden Zugwinden ausgeſetzt iſt, wo denn jedenfalls die härteſten Sorten ausgewählt werden müſſen. Aepfel gedeihen auf trockenem Wieſenlande ſobald es nicht zu hoch gelegen iſt, in der Regel beſonders gut, auch auf Triften mit ſandigem Boden, wenn ſolche nur nicht zu ſehr abhängig gelegen und heftigen Winden ausgeſetzt ſind. In gutem fettem Ackerlande kommen ferner im Allgemeinen alle Apfelſorten wohl fort, ſo wie in gut gebautem

Digitized by Google

Gartenlande, und wo Aepfel gedeihen, wachſen auch Birnbäume freudig davon, ſobald der Boden tiefgründig genug, d. h. nicht unter 2—2½ Fuß tief baubar iſt; denn Birnen ſind weniger empfindlich und im Allgemeinen härter, als die Apfelbäume. Man laſſe ſich durch den häufig ganz unbegründeten Unmöglichkeitsglauben der Leute nicht abhalten, die Obſtkultur ſelbſt in ſehr hochgelegenen Gegenden zu verſuchen, ſobald der Boden tiefgründig genug iſt, und nicht gerade förmliche kalte Windzüge daſelbſt herrſchend ſind; denn dieſe erträgt namentlich der Aepfelbaum nicht gut. Aber im anderen Falle gedeihen namentlich Birnbäume noch auf hohen Bergen ſogar an deren Abdachung nach Oſten und Süden, und an ihren nördlichen Abhängen, wo ſie ſpäter in Trieb kommen und von Spätfröſten nicht ſo leicht zu leiden haben, befinden ſich nicht ſelten ſogar Aepfelbäume ganz gut, nur wähle man härtere Sorten aus. Weniger hohe Berge und Hügel ſind im Allgemeinen die beſten Stellen für alles Obſt, und je geſchützter die Lage, deſto feiner können die Sorten ſein, welche man pflanzen will.

Halten wir uns an die oben gegebene Auswahl nach Metzger, ſo darf jeder Baumzüchter verſichert ſein, daß er die zu Bäumen an die Landſtraße empfohlenen Birnſorten und unter den Aepfeln den Luiker und rothen Stettiner, auch noch den Gräfenſteiner und ächten Winterſtreifling in ſehr hoch gelegenen Gegenden mit Glück pflanzen wird. Ich will hier Metzger's eigene Worte anführen, welche mit meinen Erfahrungen ganz übereinkommen. Er ſagt bei der Abtheilung von Birnen, welche er zu Straßenbäumen empfiehlt: „Ein großer Theil der Obſtarten dieſer Abtheilung gedeiht in den höchſten Gebirgsgegenden Deutſchlands, ſo weit noch Feldbau getrieben wird und wo man oft im Wahne iſt, als käme der Obſtbaum daſelbſt nicht mehr fort, was meiſt nur daher rührt, daß man oft feine Obſtarten daſelbſt angepflanzt hat, die nur in beſſeren Gegenden fortkommen und folglich dort mißrathen mußten. Wer daher in ſolchen rauhen Gegenden wohnt, der wähle ſich von dieſen Birnſorten nebſt dem Luikenapfel, und er wird dann bald finden, daß der Obſtbau bei richtiger Auswahl von Sorten in den höher gelegenen Gebirgsgegenden ebenfalls betrieben werden kann.“

Dazu kommt, daß dieſe zu Straßenbäumen empfohlenen Sorten meiſt Bäume von vorzüglicher Größe und Dauer abgeben mit lange haltbarem Obſt, wenn es auch ſpät reift und vom Baume weg in der Regel nicht genoſſen werden kann, was bei Bäumen, welche an der Straße ſtehen, gewiß kein Fehler iſt. Uebrigens liefert der Luiker, der gemeine, der braungeſtreifte, braune und rothbackige Mätapfel oder der rothe Stettiner ein recht gutes Tafelobſt, und die Birnſorten, welche allerdings nicht wohl roh genoſſen werden können, ſind deſto vorzüglicher zum Dörren und zur Moſtbereitung.

Die zu Feldbäumen empfohlenen Sorten ſind ebenfalls Bäume von ziemlicher Größe und kräftigem Wuchſe, und liefern alle ein treffliches Wirthſchafts- und gutes Tafelobſt, einige ſogar Früchte von vorzüglicher Güte beim Rohgenuß, wie z. B. der Gräfenſteiner, die graue Reinette, engliſche Goldparmäne, rother Pepping, edler Winterborſtorfer, große Caſſeler Reinette; die deutſche Muskatellerbirne, die Sarazinbirne, die Geißhirtenbirne und die weiße Herbſtbutterbirne. Dabei reifen ſie, die letztere und die Geißhirtenbirne ausgenommen, ſpät, ſo daß den Feldfrüchten bei ihrer Abnahme kein Eintrag mehr geſchehen kann.

Die für Gärten empfohlenen Sorten endlich liefern alle ein feines Tafelobſt und erreichen keine ſo bedeutende Ausdehnung, als die vorhergehenden, was ſie eben zur Anpflanzung auf beſchränkteren Räumen tauglich macht. Die in dieſer Abtheilung angegebenen Apfelſorten insbeſondere laſſen ſich, auf den Johannisſtamm veredelt, recht wohl als Pyramiden und Zwergbäume ziehen, was bei den feinſten Tafelſorten der Fall iſt, auch wenn ſie auf ſogenannte Kernwildlinge veredelt ſind.

Bekanntermaßen werden nämlich die Obſtbäume, ſo wie ſie auf den Feldern oder in den Gärten ſtehen, nicht blos aus dem Samen großgezogen, wie ſolches bei den Waldbäumen, der Roßkaſtanie u. ſ. w. geſchieht, ſondern es muß mit den jungen aus Kernen gezogenen Obſtſtämmchen eine Operation vorgenommen werden, welche man das Veredeln nennt und welche darin beſteht, daß eine oder mehrere Knoſpen von einem Baume, der die gewünſchte gute Sorte trägt, genommen und mit einem ſolchen Kernſtämmchen ſo in Verbindung gebracht werden, daß ſie auf demſelben anwachſen und austreiben können. Dieſer Trieb liefert alsdann, zum tragbaren Baume herangewachſen, Früchte von ganz der gleichen Beſchaffenheit, wie die Früchte des Baumes, von welchem die Knoſpen genommen wurden. Wird dieſe Operation unterlaſſen, d. h. werden die aus Kernen gezogenen Obſtſtämmchen nicht veredelt, ſo tragen ſie in den meiſten Fällen faſt oder ganz ungenießbare Früchte, und gleichen auch in ihrem ſonſtigen Bau dem wilden oder ſogenannten Holzapfelbaume, ſelbſt wenn die Saatkerne von den edelſten Sorten genommen waren. Selten gelingt es, aus dem Kern eine gute Sorte zu erzielen, obgleich dieß der einzige Weg iſt, um neue Arten zu erhalten, und jedenfalls iſt die Veredlung der Kernwildlinge das kürzeſte Verfahren, um bald zu tragbaren Bäumen mit gutem Obſte zu gelangen.

Beim Kernobſt kommen als Veredlungsmethoden in der Regel das Okuliren, Kopuliren oder Pfropfen in Anwendung. Erſteres beſteht darin, daß eine Knoſpe von der zu veredelnden Sorte zwiſchen Rinden und Holz des Kernwildlings eingeſchoben und verbunden wird, bis ſie angewachſen iſt und auszutreiben beginnt, worauf der Wildling hart über derſelben weggeſchnitten wird. Beim Kopuliren und

Digitized by Google

Pfropfen werden mehrere Knoſpen, d. i. ein Reis mit mehreren Augen mit dem bereits abgeſchnittenen Kernwildling ſo in Verbindung gebracht und feſtgebunden, daß die innerſte Rindenſchichte, in welcher die Lebensgefäſſe liegen, bei beiden genau auf einander paſſen. Beim Kopuliren muß das Edelreis von gleicher Dicke mit dem Wildlinge ſein und beide werden ſchräg angeſchnitten und ſo auf einander gepaßt. Beim Pfropfen kann daſſelbe viel dünner ſein, als der Wildling, und wird an deſſen abgeſchnittenem Theile zwiſchen die leicht gelöste Rinde eingeſchoben oder in einen Spalt, der zu dieſem Behufe mitten durch das Holz des Kernwildlings gemacht worden iſt (Rinden- und Spaltpfropfen). Immer bleibt auch hier die Hauptſache, daß die Rindenſchichten, wie ſo eben bemerkt wurde, genau auf einander treffen. Weiteres zu ſagen über die dabei nöthigen Handgriffe halte ich hier für unnöthig; ſie laſſen ſich eigentlich, ſo einfach ſie ſind, doch nicht aus den Büchern lernen; man thut weit beſſer, ſich dieſelben von einem im Veredeln geübten Manne zeigen zu laſſen. Okuliren kann man zu zwei verſchiedenen Jahrszeiten; im Frühjahr von etwa dem halben April an bis gegen Ende des Mai auf's treibende Auge, ſo benannt, weil die eingeſetzte Knoſpe gleich mit dem erſten Safttriebe austreibt und fortwächst, und im Sommer im Juli und Auguſt und oft bis in den September auf's ſchlafende Auge, weil in dieſem Falle die eingeſetzte Knoſpe den Winter über noch im ſchlafenden Zuſtande bleibt und erſt im nächſten Frühlinge auszutreiben beginnt. Kopuliren kann man, ſobald im Spätherbſt die Vegetation aufgehört hat, bei gelindem Wetter den ganzen Winter hindurch bis in's Frühjahr, die Wildlinge dürfen ſogar ſchon wohl im Saft ſtehen, wenn nur die Knoſpen am Edelreiſe noch geſchloſſen ſind. Das Pfropfen endlich kann nur im Frühjahr vorgenommen werden, wenn der Saft in die Bäume tritt, von der Mitte des März bis zur Mitte des April. Letztere Veredlungsart iſt auch diejenige, welche beim ſogenannten Abwerfen und Umpfropfen alter Apfel- und Birnbäume in Anwendung kommt.

Will man ganz geſunde kräftige Bäume erziehen, ſo muß übrigens ſchon bei der Auswahl der Kernwildlinge mit Sorgſalt zu Werke gegangen werden. Sehr häufig hört man Wildlinge aus Kernen vom Holzapfel und von der Holzbirne erzogen oder wohl gar in den Wäldern gegraben als beſonders tauglich anempfehlen, was aber meinen Erfahrungen widerſpricht. Zu Hochſtämmen und hohen Pyramiden habe ich noch immer gefunden, daß Kernwildlinge von ſchnellwüchſigen zahmen Sorten die beſten Unterlagen geben, nicht weil ſie ſchon etwas Edles an ſich hätten, denn dieſelben ſind, wie ſchon bemerkt worden, meiſtens ebenfalls lauter Holzäpfel oder Holzbirnen, ſondern weil ſie von Anfang an kräftig und raſch davon wachſen. Aus einer Kernſaat von Goldparmänen, Luiker und Caſſeler Reinetten, und wieder von grünen Moſtbirnen, Frankfurter Birnen und grünen Winterbirnen erhält man eine weit größere Menge ſchöner ſchlanker Wildlinge, als wenn man Treber von Holzäpfel und Birnen ausſäet, und die Veredlung ſchlägt bei denſelben weit ſicherer an.

Für Apfelzwergſtämme dagegen ſind Unterlagen vom ſogenannten Johannesapfel, auch Paradiesapfel genannt, bei weitem die beſten, ſo wie für Birnenzwergſtämme die Quitten. Es laſſen ſich zwar die weiter oben nach Metzger als das feinſte Tafelobſt angegebenen Sorten, weil ſie überhaupt keinen ſehr ſtarken Trieb in's Holz haben, auch auf Kernwildlinge veredelt ziemlich leicht im Schnitt erhalten und in jede beliebige Form bilden, aber ſelten tragen ſie ſo reichlich, als wenn ſie auf dem Johannesapfel oder Quitten veredelt ſind, wo ſie dann häufig mit dem Namen Franzbäume belegt werden. Die Johannesſtämmchen ſind leicht zu erhalten; denn in jedem Hausgarten aus der guten alten Zeit, wo ſich Spaliere und Zwergbäume finden, kann man dergleichen antreffen. Eben ſolche alte Zwergbäume treiben nämlich in der Regel Ausläufer genug, ſobald die Hauptwurzeln nur etwas blos gelegt werden, und dieſe Wurzelſchoſſe ſind im Herbſte gewöhnlich ſchon ſo ſtark bewurzelt, daß ſie abgenommen und in die Baumſchule verſetzt werden können, wo ſie im nächſten Sommer zum Okuliren recht ſind. Für Obſtbäumchen, welche in Töpfen erzogen werden und auch darin Früchte tragen ſollen, müſſen die Unterlagen ſolche Johannesſtämmchen, für Birnſorten aber Quitten, ſein.

Ein Hochſtamm ſoll innerhalb 5—6 Jahren, von der Veredlung an gerechnet, ſo weit gebildet ſein, daß er bis zu ſeiner Krone, welche aus 4—6 geſunden kräftigen Trieben beſtehen muß, eine Stammhöhe von 7 Fuß und eine Dicke von mindeſtens einem Zoll hat. Werden ſie ſchneller bis zu dieſer Höhe gezogen und bälder auf die Krone geſchnitten, ſo ſind ſie in der Regel viel zu ſchwach im Stamm, und haben kein gehöriges Wachsthum, wenn ſie aus der Baumſchule weg in das Baumgut verpflanzt werden. Bei der Auswahl junger Bäume zu dieſem Behufe ſehe man vornehmlich darauf, daß dieſelben recht gerade glatte, nicht ſchorfige und moſige Stämme und recht viele friſche Wurzelfaſern haben.

Bei Spalieren und Zwergbäumen thut man viel beſſer daran, dieſelben ſchon im zweiten Jahre, von der Veredlung an gerechnet, an Ort und Stelle zu ſetzen und ſie daſelbſt zu bilden, d. h. ihnen die gewünſchte Form zu geben, was freilich nicht Jeder verſteht.

Der Baumſchnitt gründet ſich auf genaue Kenntniß vom Wachsthum der Bäume und der Saftzirkulation, und erfordert große Pünktlichkeit und anhaltenden Fleiß, ſo daß ein regelrecht gezogener Pfirſichſpalier z. B. ganz wohl als Beweis von der Tüchtigkeit eines Obſtgärtners gelten kann. Für Kernobſtſpaliere iſt der ſogenannte franzöſiſche Spalier und der Spalier auf die Gabel oder à la Montreuil, erſterer auf fünf,

Digitized by Google

letzterer auf zwei Hauptäſte gezogen, am meiſten zu empfehlen und ihre Bildung nicht gerade beſonders ſchwierig. Man ſei nur immer darauf bedacht, daß der Saftzufluß in alle Aeſte ſo gleichförmig, als möglich vertheilt werde, daß keiner den anderen überflügeln und am Ende gar ganz abtreiben kann. Man merke ſich deßhalb, daß der Saft in aufrechtſtehenden Zweigen lebhafter zirkulirt und dergleichen Triebe weit kräftiger wachſen, als wenn ſie in mehr wagrechter Richtung gezogen werden, und verſäume nicht, ſogleich einen frech wachſenden Aſt niederzubeugen, und dagegen den ſchwächeren mehr aufzurichten, womit man gewiß viel ſicherer zum Zwecke kommt, als durch einen kürzeren ſchärferen Schnitt des üppigeren Aſtes, wodurch gerade das Uebel ärger gemacht wird; denn je kürzer der Schnitt geführt wird, d. h. je näher bei ihrem Urſprung die einzelnen Triebe abgeſchnitten werden, deſto heftiger wird der Saftzudrang, und zwar auf Koſten des ſchwächeren Aſtes. Ohne mich für jetzt auf ein Weiteres über den Baumſchnitt einlaſſen zu wollen, bemerke ich nur noch, daß die häufigſte Klage, welche man von Spalierbeſitzern hören kann, iſt, daß ihre Bäume allzuſehr in das Holz treiben und nicht tragen wollen, ihren Grund faſt immer in einem zu ſcharfen Schnitt hat. Sind die Spaliere auf die richtigen Unterlagen veredelt, d. h. Aepfel auf Johannes-, Birnen auf Quittenſtämmchen, ſo wird man in der Regel nicht über eine ſolche Unfruchtbarkeit zu klagen haben; aber gar häufig werden aus den Baumſchulen eben ſolche Exemplare zu Spalieren abgegeben, welche als Hochſtämme verunglückt ſind, ohne alle Rückſicht auf die Unterlagen, und ſo kommt es ganz leicht, daß der junge Baum gerade in Folge des kurzen Schnittes nach und nach einen immer unbändigeren Wuchs zeigt, weil er auf eine ſtarkwüchſige Unterlage veredelt ſein mag. In ſolchen Fällen hilft alſo ein kurzer Schnitt nicht nur nicht, ſondern iſt ganz zweckwidrig. Das Gegentheil muß geſchehen; man laſſe dem Baum Luft, führe einen langen Schnitt und ſuche den allzuſtarken Saftzufluß durch Niederbeugen oder ſonſt auf irgend eine andere Weiſe, z. B. Anlegung von Drahtbändern, Ringeln u. dgl. m. zu hemmen.

Die beſte Zeit zum Baumſchnitt iſt beim Kernobſt kurz vor dem Aufbrechen der Knoſpen oder auch ſchon etwas früher, und daß mit demſelben zugleich überhaupt das ſogenannte Ausputzen der Bäume und das Reinigen derſelben von allem Moos und Schorf vorgenommen werden ſoll, verſteht ſich wohl von ſelbſt. So wichtig dieſer Theil der Baumpflege iſt, ſo will ich mich doch nicht weiter darüber ausbreiten, denn auch dieſes Geſchäft lernt man nur auf den Bäumen ſelbſt, und nicht aus den Büchern, auch ſind die Handgriffe dabei einfach genug. Die Hauptſache iſt, daß Nichts dabei verabſäumt wird. Man reinige die Stämme gehörig, verſehe ſie mit einem Kalk- oder Lehmanſtrich, ſpare einen guten Baumkitt nicht, wenn man genöthigt war, ſtärkere Aeſte abzunehmen, und lege im Spätjahr fleißig Pechgürtel um die Stämme, damit ſie vor dem Raupenfraß geſichert ſind. Endlich ſoll der Boden um die Bäume häufig gelockert werden, denn dieſes trägt ungemein viel zum Gedeihen derſelben bei. Wartet man die Obſtbäume auf die angegebene Weiſe pünktlich und unverdroſſen, ſo bleiben ſie geſund, und man kommt nicht in den Fall, an ihnen herumkuriren zu müſſen, was in der Regel gar Nichts hilft.

Das Abwerfen und Umpfropfen alter Bäume, ſei es, um eine beſſere Sorte darauf zu bringen oder ſie zu neuem kräftigem Trieb zu veranlaſſen, und ſie, wie man gewöhnlich ſagt, zu verjüngen, gehört auch noch zu dieſer Wartung und Pflege. Auch bei dieſer Operation macht nur die Praxis den Meiſter, weßhalb ich hier Nichts weiter darüber bemerken will, als daß beim Umpfropfen ſolch' ſtarker Aeſte das Pfropfen in die Rinde in Anwendung gebracht werden muß, und daß man mit um ſo ſichererem Erfolge arbeitet, wenn man Edelreiſer nimmt, welche nicht friſch vom Baum weg kommen, ſondern ſchon geraume Zeit im Keller oder in der Erde ſonſt wo eingegraben geweſen ſind. Einzelne Sorten ſchlagen vorzugsweiſe leicht an; von Aepfeln z. B. der ſchon mehrfach gerühmte Luiker, die Goldparmäne, die Caſſeler Reinette und die Fleinerſorten, von Birnen alle die angeführten Moſtobſtſorten, die graue Butterbirne und die grüne Winterbirne.

Ich ſchließe dieſen Artikel mit einer kurzen Bemerkung über das Setzen der Obſtbäume und die beſte Zeit hiefür, wozu bekanntlich bald Einer das Frühjahr, bald ein Anderer den Spätherbſt anempfiehlt. Setzen kann man Obſtbäume zu jeder Zeit, wenn ſie die Blätter verloren haben und der Boden nicht feſt gefroren iſt, und je früher man an dieſes Geſchäft kommt, deſto ſicherer werden in der Regel die jungen Bäume anwachſen und freudig gedeihen. Das Verfahren dabei iſt bekannt genug, ſo daß ich eine Beſchreibung deſſelben für überflüſſig halte und nur große Sorgfalt beim Anbinden an die beigeſteckten Baumſtickel empfehlen will. Für die erſten Wochen nach dem Setzen binde man die jungen Bäume nur locker an die Stickel, damit erſtere ſich mit der Erde ſetzen können; ſpäter aber ſollen ſie feſter gebunden werden, aber nicht ohne Strohunterlage, damit die Weidenbänder nicht einſchneiden und der Baum ſich nicht am Stickel reiben kann. Gartenbäume begnügen ſich als Hochſtämme mit einer Entfernung von einander von **25** Fuß, Halbhochſtämme von **18** bis **20** Fuß, Zwergbäume von **8—10** Fuß; Feld- und Straßenbäume aber ſollten zum mindeſten auf **35—40** Fuß Weite aus einander geſetzt werden.

Schmidlin*).

---

*) Verf. des im gleichem Verlage ſo eben erſchienenen Werkes: Die bürgerliche Gartenkunſt oder praktiſche Anleitung zur zweckmäßigſten Anlage, Eintheilung und Beſtellung der Haus- und Wirthſchaftsgärten ꝛc. ꝛc. Ein Handbuch für Gartenbeſitzer jeden Standes und Gewerbes, insbeſondere aber für Handelsgärtner und ſolche, die ſich der Gartenkunſt widmen wollen. 42 Bogen mit 24 Tafeln. Preis, ſteif broch., 3 fl. 36 kr. — 2 Thlr.

1844

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Schiffsbrand.

Von Heinrich Smidt.

Der blinde Hermann erzählte:

Weithin wogt das prächtige, majeſtätiſche Meer. Der fernſte Rand deſſelben iſt mit einem langen dunklen Streifen eingefaßt, deſſen Oberfläche roſenfarben erglänzt; das iſt die im letzten Schimmer der Abendröthe aufglühende Küſte von Biscaja. Auf den Wellen dehnt ſich der ſtolze Rumpf einer Fregatte. Von dem Topp ihres großen Maſtes weht der königliche Wimpel, von ihrer Gaffel die blutrothe Danebrogsflagge mit dem weißen Kreuz.

Von dem Verdeck bis zu der höchſten Spitze der Oberbramſtengen iſt das Schiff mit ſeinen Segeln bedeckt, aber eine ſchwache Briſe hält ſie kaum gefüllt, und nur langſam bewegt ſich das Schiff der fernhin winkenden Küſte entgegen. Die Seitenborde ſind mit einem glänzenden ſchwarzen Lack überzogen; dazwiſchen laufen zwei weiße Linien in zierlicher Wölbung von der Back zur Schanze; es ſind die Einfaſſungen der Kanonenpforten, die geöffnet ſind und fünfzig Feuerſchlünde zeigen, die hell aufglänzen im ſcheidenden Abendlicht. „Atalante“ heißt die Fregatte, und das Galion zeigt die Geſtalt dieſer kühnen, leichtgeſchürzten Jungfrau, die noch ſchneller als das Schiff über die Wellen des Meeres dahin fliegen möchte. Der Spiegel leuchtet von Vergoldung und Schnitzwerk; aus den erleuchteten Fenſtern tönt fröhliches Geſchwätz; es ſchallt von der Tafel des Kapitäns her, der ſeine Offiziere zu einem fröhlichen Bankett um ſich verſammelt hat.

Jetzt ertönt die ſilberne Pfeife des Hochbootsmanns, und gleich darauf wird es lebendig auf dem Verdeck. Aus den Maſten, aus den Schanzen, von der Back und vom Kabelgat kommen ſie herbei und ſammeln ſich am Backbord des Mitteldecks; die Toppgaſten gehen voran, die Uebrigen folgen, doch hält ſich Back und Back zuſammen, ſtets acht Schüſſelmaaten für eine Schüſſel, und der Vordere von ihnen trägt das Gefäß. Der Zug beginnt und geht um die Cambüſe; jede Backsgenoſſenſchaft erhält ihr Theil. Sie entfernt ſich mit demſelben nach ihrem angewieſenen Platz, und die Abendmahlzeit wird in aller Ruhe gehalten; kaum daß die Maaten einer Back es wagen, der zunächſt liegenden irgend eine Bemerkung oder einen Einfall mitzutheilen.

Eine halbe Stunde vergeht; abermals ertönt der Schall der ſilbernen Pfeifen von einem Schiffsende zum anderen. Die Eßgeräthſchaften ſind längſt entfernt; langſam und ſchweigend begeben ſich die Matroſen nach dem Mitteldeck. An dem großen Maſt haben ſich die Marineſoldaten aufgeſtellt; ſie ſchultern das Gewehr und ſchauen gleichgültig drein. Der letzte Schimmer des Abendrothes iſt längſt verglommen; der Mond geht auf und wirft ſein feenhaftes Licht auf dieſe eigenthümliche Scene. Die Offiziere kommen aus der Kajüte und begeben ſich nach dem Backbord des Quarterdecks, der Marineoffizier tritt zu ſeinen Soldaten; die Kadetten lehnen am Gangſpill.

Der Kapitän betritt das Verdeck. Auf ein Zeichen des Marineoffiziers wirbeln die Trommeln, und die Soldaten präſentiren das Gewehr. Der Kapitän lüftet den Hut und dankt ſchweigend.

Die Glocke läutet zum Gebet.

Feierlich ſammelt ſich jetzt Alles um den Schiffsprediger, der mit eintöniger Stimme die üblichen Gebete ſpricht; er empfiehlt das Schiff und ſeine Beſatzung dem Schutze deſſen, der die Winde feſſelt und den verſchlingenden Wellen zuruft: Bis hierher und nicht weiter! Er erhebt die Hände zum Segen, und die wettergebräunten Seeleute beugen unwillkürlich das Haupt.

Da ſtürzt athemlos, bleich, mit geſträubtem Haar ein Halbmatroſe von dem Lazareth herauf, durchdringt den Kreis der Beter, ſchreit mit herzzerſchneidendem Tone: „Feuer!“ und ſtürzt ohnmächtig zuſammen.

Feuer! — Ein Schrei des Entſetzens ertönt; der Prediger verſtummt, und die Matroſen ſtäuben nach allen Richtungen hin aus einander. Auch die Soldaten ſchwanken, ihre Kniee ſchlottern, die Gewehre ſenken ſich; aber das eiſerne Kommandowort feſſelt ſie, und hochaufgerichtet ſtehen ſie in geſchloſſener Reihe. Die Offiziere umringen ihren Chef, während die Kadetten den Halbmatroſen aufrichten und ihn zu ermuntern ſuchen. Er ſchlägt die Augen auf und ſtammelt: „Ich ſtand vor der Hängematte des alten Ralph, um ihm den Trank einzugeben, wie der Doktor befohlen hat. Da verbreitet ſich plötzlich ein heller Schein. Ralph lag im Fieber und ſagte, das ſei das Schiffsgeſpenſt. Erſchreckt ſchloß ich die Augen, aber ich konnte nicht anders, ich mußte ſie wieder öffnen und ſah deutlich, wie eine Flamme an der Scheerwand hinaufleckte. Da konnte ich nicht ausdauern, ich mußte es ausrufen.

„Geſchwind, meine Herren, gehe Einer von Ihnen und ſehe, was Wahres an der Sache iſt, und die Uebrigen halten ſich bereit, ſogleich die wirkſamſten Vorkehrungen zu treffen.“

Der Kapitän ſprach's, und die Mannſchaften machten den Offizieren Platz. Es bedurfte des Einziehens der Erkundigungen nicht, denn als der dienſtthuende Offizier an den Eingang des Lazareths kam, drang ihm ein erſtickender Rauch entgegen; das Geſtöhn der Kranken war herzzerſchneidend. „Mir nach! Mir nach!“ ruft der muthvolle Offizier und drang in die Räume des Unglücks ein. Einzelne beherzte Matroſen folgten ihm und entriſſen ihre unglücklichen Kameraden dem entſetzlichen Feuertode. Die Kranken auf dem Rücken, erſchienen ſie oberhalb der Luken und legten ihre Laſt ſchweigend auf dem Backbord des Quarterdecks nieder.

Unterdeſſen hatten die Offiziere mit großer Umſicht Anſtalten zum Löſchen getroffen; die äußeren Schiffspumpen waren im vollen Gange, und ein dichter Waſſerſtrahl ſchoß in die Räume des Lazareths hinab. Andere zogen in Eimern und anderen Behäl-

Digitized by Google

tern Waſſer herauf und netzten unaufhörlich das Verdeck von einem Ende zum anderen.

Zwei unerſchrockene Kadetten wurden zur Pulverkammer beordert, um genau nachzuſehen, ob jede Vorſichtsmaßregel getroffen ſei, dieſe zu ſchützen. Zwei andere begleiteten den Proviantmeiſter hinab zu den Vorräthen, mit dem Auftrage, ſobald es nöthig ſei, alle feuerfangenden Gegenſtände zu entfernen, und, wenn es ſein müſſe, ſie über Bord zu werfen. Sie drangen in die finſteren Räume ein; um irgend ſehen zu können, mußten ſie die Thür auflaſſen, der Feuerſchein gewährte ihnen hinlängliches Licht. Aber an dem entgegengeſetzten Ende der Kammer waren die Luftklappen geöffnet; der Wind gewann einen freien Durchzug und flog zu dem Feuer herüber; wild praſſelte die Flamme auf und leckte die Balken des Verdecks.

„Ueber Bord mit dem Rum und dem Spriet!“ ſchrie der Proviantmeiſter außer ſich und rollte ein Faß vor ſich her, ohne zu wiſſen, wie es auf das Verdeck zu bringen ſei, um es dort über Bord zu rollen. Aber kräftige Hülfe war zur Hand; es wurde eine Takel herabgelaſſen und das Faß gehißt; die Takel war ſchwach, ſie konnte die angehängte Laſt nicht tragen und riß. Das Faß ſtürzte herab und platzte aus einander, glühende Funken fielen in das nach allen Seiten hinſtrömende Feuerwaſſer, und brennende Wellen brachen ſich an den Seitenborden des Zwiſchendecks.

Die Kunde des neuen Unglücks gelangte auf das Verdeck. Die Offiziere wandten die erbleichenden Geſichter ab und eilten dann zur weiteren Hülfe fort, die mit jeder Sekunde ohnmächtiger ward. Der Kapitän war allgegenwärtig und munterte mit kräftigen, entſchloſſenen Worten die Leute zu neuen Anſtrengungen auf.

Längſt waren die Segel feſtgemacht und das Schiff den Wellen überlaſſen; überdieß hatte der ſchwächſte Windhauch aufgehört, und die Atmoſphäre war unbeweglich. Der Mond ſchien klar und hell, und einzelne Sterne blitzten freundlich auf die Unglücksſtelle herab. Aber fern im Weſten änderte ſich die Scene, und eine Wolkenmaſſe ſtieg aus der Tiefe des Meeres herauf; hätten die Leute noch auf irgend etwas Anderes achten können, als auf die Flammen, die in dem Innern ihres Schiffes wütheten, ſie würden geſehen haben, daß ſich ein zweites Element zu ihrem Untergange geſchäftig rüſtete.

Zum Tode erſchöpft ließen die Matroſen die Arme hängen; die Offiziere gingen von Einem zum Anderen, feuerten ſie durch ermuthigende Worte an und erquickten ſie mit ſtärkendem Wein. Auf's neue begann die Arbeit, die Verzweiflung verlieh ihnen übermenſchliche Kräfte, und einen Augenblick lang dämmerte ihnen eine trügeriſche Hoffnung auf. Aber da ſprangen mit lautem Gepraſſel die Luken des Kabelgats aus einander, die Flamme ſtieg rieſengroß empor, umarmte den Fockmaſt und ergriff die Takelage deſſelben, von der unterſten Webeleine bis zur Bramſahling mit raſender Schnelle emporſteigend.

„Die Böte! Die Böte! Rettet die Böte!“ lautete der allgemeine Ruf, und Alle ließen ab von den unnützen Löſcharbeiten, um ſich dieſen letzten Rettungsanker zu erhalten.

Kaum berührte das erſte Boot den Waſſerſpiegel, und das zweite ſollte folgen, als die finſteren Wolken, die aus dem Abgrunde aufſtiegen, den höchſten Gipfel erreicht hatten; ein lauter Donner hallte vorüber, ein ziſchender Blitz riß ſie aus einander, und ein fliegender Sturm ſtürzte ſich auf das unglückliche Schiff. An den Stagen, die von dem Fockmaſt zum großen Maſt führen, züngelte das Feuer wie eine Schlange hinauf, und in einem Nu ſtand auch dieſer in Flammen; ein dichter Funkenregen fiel auf die Raaen und Stengen des Beſanmaſtes nieder. Im Innern wüthete die Gluth fort, und das Feuer näherte ſich mehr und mehr dem verhängnißvollen Orte der Pulverkammer.

Bis jetzt hatte das furchtbare Geſpenſt der See-Subordination noch ſeine Herrſchaft behauptet, aber die eiſerne Feſſel, womit es die Genoſſenſchaft eines Schiffes umſchlingt, begann vor der Gluth des Feuers zu ſchmelzen, und lautes Murren ward vernommen.

Der Kapitän hatte eine kurze Berathung mit ſeinen Offizieren gehalten; dieſe traten aus einander, und der Befehlshaber ſprach mit lauter Stimme:

„Däniſche Männer! Wir weichen dem Geſchick! Das Schiff iſt nicht mehr zu retten, alſo will ich Euch retten! Wir beſteigen die Böte! Haltet feſt zu einander und ſeid ruhig und beſonnen!“

Die Pfeifen der Bootsmannsmaten erklangen, aber das Pfeifen des Sturmes übertönte ſie, und laut erhob ſich von allen Seiten das Geſchrei: „In die Böte! In die Böte! Rette ſich, wer kann!“

Alles ſtürzte nach den Fallreepen, wo die bereits ausgeſetzten Böte von den erregten Wellen auf und nieder geſchleudert wurden. Umſonſt verſuchten die Offiziere, ihre Anordnungen zu treffen, vergebens war ihr Befehl; kopfüber ſtürzten ſich die Matroſen in die zunächſt liegende Barcaſſe, und als dieſe überhäuft war, ſtieß ſie von dem Schiffe ab.

Ein Knall! Neues Entſetzen! Die furchtbare Gluth hat die Steuerbordskanonen des Vorderkaſtels erglühen gemacht; ſie entladen ſich ſelbſt, der erſte Schuß hallt weit hinaus in die Sturmesnacht; ihm folgt ein zweiter, ein dritter. Die fliehende Barcaſſe, von den Wellen hoch emporgeſchleudert, fliegt weit ab vom Schiffe, die Kugeln ſauſen ziſchend durch den aufſpritzenden Giſcht, ſie ſchlagen in die Seitenborde des Fahrzeuges; es ſinkt in die Tiefe, und herzzerſchneidend miſcht ſich mit dem übrigen verworrenen Lärmen das Angſtgeſchrei der Verſinkenden.

Der Kapitän benutzt dieſes Ereigniß, das auf die rohen Gemüther der Matroſen einen tiefen Eindruck zu machen ſcheint; er ſchwingt ſich auf eine Kanone, und umſprüht von herabſtrömenden Funken, ruft er: „Das iſt die Strafe des Ungehorſams! Der Arm Gottes züchtigt die Verräther, wenn es der Arm der

Digitized by Google

Menſchen nicht mehr vermag! Gehorcht, oder ihr endet, wie ſie! Das Langboot vor!“

Aber ſtarr ſtanden die Männer vor dem neuen Unheil, das jetzt über ſie hereinbrach. Die Gluth des Feuers ſtrahlte über die Meeresfläche hin und vergoldete die weißſchäumenden Häupter der Wellen. Der in der Tiefe ſchlummernde Hai ſchreckte aus dem Schlummer auf, es ſchien ihm, als ob es Tag geworden ſei und die Morgenſonne ihr roſiges Licht auf die Meerfluth werfe; ſpritzend und ſchnaubend kamen die Ungeheuer des Meeres mit weitgeöffnetem Rachen an die Oberfläche und umkreiſten das brennende Schiff, hohe Waſſerſtrahlen gegen den Nachthimmel aufſpritzend, während die Kanonen des Backbords ſich löſten und wie ferne Donner verhallten.

Die Luſt zum Leben ſiegte; hier war gewiſſer Untergang, dort eine Möglichkeit zur Rettung. Die Matroſen, jetzt der Weiſung ihrer Offiziere geduldig folgend, ſtiegen in das Langboot hinab. Da erſchallte das laute „Halloi!“ des Hochbootsmanns, und unwillkürlich wandten ſich Aller Blicke nach dem Vorderkaſtell. Mit unerſchrockenem Muthe hatte er bis jetzt, von zwei kühnen Seeländern begleitet, dort ausgeharrt und Rettung zu bringen gehofft, aber er ſah die Unmöglichkeit ein und eilte jetzt herbei, um mit den Gefährten einen Platz in den Böten zu finden. Schon nahten ſie ſich der Ankerwinde, da brach die Gluth mit ſolcher Gewalt aus dem Zwiſchendeck hervor, daß ein weiteres Vordringen unmöglich wurde; die Decklaſt gab nach, ſie brach zuſammen und ſtürzte in die Tiefe hinab. Ein weiter, grauenvoller Abgrund, in welchem die Flammen mit den hereinſtrömenden Wellen kämpften, dehnte ſich zwiſchen dem Unterkaſtell und dem Quarterdeck; der Fockmaſt ſchwankte hin und her, die ganze majeſtätiſche Maſſe, deren Raae und Stengen wie glühende Säulen leuchteten, von dem brennenden Tauwerk wie von feurigen Schlangen umzüngelt, brach mit lautem Gekrach zuſammen und ſtürzte auf den unerſchrockenen Hochbootsmann und ſeine Gefährten herab.

„Alles vorbei!“ waren die letzten Worte, die der rieſige Held des Kabelgats ausſtieß; ſeine Gefährten ſtarben mit einem halb erſtickten Seufzer; mit Schauder wandten ſich die Uebriggebliebenen von dieſem entſetzenvollen Schauſpiel.

Das Langboot war gefüllt und verſuchte nun, ſich von dem Schiffe frei zu machen und aus dem drohenden Bereiche der Kanonen zu kommen, die ſich noch nicht alle entladen hatten. Die Schaluppe kam an die Reihe, und die Offiziere verließen nun das Verdeck, das mit jedem Augenblick glühender ward und ein längeres Verweilen nicht mehr geſtattete. Der Kapitän war der Letzte. Als Alle hinunter waren, ſetzte er den Fuß auf die ſchwankende Leiter; doch plötzlich wich er zurück und rief: Wo ſind die Kadetten, die zur Pulverkammer beordert wurden?“

Keine Antwort! Nur aus der Schaluppe die ungeduldige Mahnung, daß der Kapitän nicht länger ſäumen möge.

„Nicht von der Stelle!“ rief er aus, „bis ich über das Schickſal dieſer Unglücklichen im Klaren bin!“ Und mit dieſen Worten ſtürzte er durch den Rauch und Flammen nach der Pulverkammer, der ſich die Gluth bereits auf das bedrohlichſte näherte. Dort fand er ſie. Erſchöpft von der anſtrengenden vergeblichen Arbeit, war der Jüngere bereits ohnmächtig hingeſunken; der Aeltere bemühte ſich umſonſt, ihn zu ermuntern und mit ſich fortzuziehen. Der Kapitän ergriff den Ohnmächtigen, und mit ſtarken Armen trug er ihn, unter endloſem Feuerregen, auf das Verdeck, der Andere folgte. Mit lautem Freudengeſchrei wurden ſie von den Offizieren empfangen und in die Schaluppe gebracht, die von einer mitleidigen Welle erfaßt und weit von dem Schiffe fortgeſchleudert wurde.

Das Langboot und die übrigen Fahrzeuge, gefolgt von dem gierigen Hai, ſteuerten nach der Richtung hin, wo das Land lag, vorerſt nur bemüht, ſo ſchnell als möglich aus dem Bereiche des Schiffes zu kommen. Wenn die Gluth heller aufleuchtete, ſah man eines oder das andere derſelben über die Fluth hinſtreichend; wie Meteore kommend und verſchwindend.

Die „Atalante“ gewährte in ihrer letzten Stunde einen majeſtätiſchen Anblick. Der Vordermaſt und das Bugſpriet waren herabgeſtürzt, der große Maſt war ausgebrannt und bereitete ſich ſchwankend zum Sturz; der Beſanmaſt ſtand in heller Gluth, und als ob es ein Zauber geweſen, der ſie ſchützte, war bis jetzt die von der Gaffel wehende Flagge noch nicht entzündet; ihr weißes Kreuz leuchtete weit hinaus in die aufgeregte Sturmnacht.

Schon waren die Böte in weiter Entfernung; da drang das Feuer bis in die Pulverkammer. Ein einziger, ungeheurer Knall, der das Meer bis in ſeine Tiefe erbeben machte; eine ungeheure Flamme, die in die Wolken hineinſtrahlte; dann ein glühender Regen von Trümmern aller Art, die hoch hinaufgeſchleudert wurden und knitternd und knatternd herabfielen; dann tiefe, ſchweigende Nacht. (A. d. Magazin f. Lit. d. Auslandes.)

Das Känguruh, Didelphys gigantea.

Das Buch der Welt gibt uns im erſten Jahrgange die Abbildungen mehrerer Thiere Auſtraliens. Wir ſuchen heute unſre Leſer mit einem andern, eben ſo intereſſanten zu unterhalten, mit dem größten Landthier Polyneſiens, dem Kangoo-Roo, wie es die Eingeborenen nennen.

Es gibt auf Neuholland mehrere Springhaſen, von denen wir das Pato-Roo oder den Halmaturus auf Tafel 39 deſſelben Jahrgangs abgebildet ſehen. Auf den Inſeln Aru und Solor lebt der Pelandok von der Größe eines ſtarken Haſen, deſſen Wildpret ſehr geſchätzt wird. Das größte Thier dieſer Gattung iſt indeß das Kangoo-Roo, welches bis 150 Pfund ſchwer wird und, in ſeiner gewöhnlichen Stellung aufgerichtet, mannshoch iſt. Alle Springhaſen gehen nicht, wie die

übrigen Vierfüßer, ſondern nur auf den ſtarken Hinterfüßen, ſprungweis, indeß der dicke, muskelkräftige Schwanz als Balancirſtange, und in der Ruhe als Stütze dient. Das Känguruh macht auf der Flucht Sprünge von 20—24 engliſchen Fuß, die ſo ſchnell einander folgen, daß der Lauf eines Windhundes langſam dagegen erſcheint, wenn es ſeiner Ausdauer auch meiſt gelingt, das Thier einzuholen. Der Schwanz iſt in Port Jackſon, wohin die Wilden ihre Jagdbeute bringen, ein geſuchter Leckerbiſſen und hat an der Wurzel 16—18 Zoll Umfang. Es wird mit Hunden gehetzt, wobei es ſich durch ſtarke Schläge mit den Hinterfüßen wehrt, in Schlingen gefangen, die man auf ſeine Pfade, die es gern einhält, ſtellt, oder mit Kugeln und Pfeilen geſchoſſen.

Sie nähren ſich von Körnern und Waldſamen und ſind beſonders den Reis- und Maispflanzungen ſchädlich; ihre kurzen Vorderfüße wiſſen ſie ziemlich geſchickt als Hände zu benutzen, bringen das Futter damit zum Maul und balgen ſich bei ihren Kämpfen höchſt poſſierlich damit.

Das Känguruh ſcheint in mehreren, noch nicht genau bekannten Abarten zu exiſtiren, die, in Geſtalt einander völlig gleich, doch in Größe und Farbe variiren. So nennen die Neuſeeländer ein anderes, etwas kleineres Ba-ga-ree, die Pflanzer aber Silberkänguruh, welches ſich vom größeren auch durch ſeine helle ſilbergraue Farbe unterſcheidet. Es kömmt nur ſelten und einzeln vor, indeß das Größere meiſt in Truppen von 6—10 zuſammen angetroffen wird. — Ferner hat man eine graubraune Art, mit ſchwarzem Maul, eine rothhalſige und eine graurothe unterſcheiden wollen, deren wirkliche Exiſtenz mit der näheren Kenntniß dieſes fernen, bis jetzt meiſt nur als Entledigungsort für Verbrecher benutzten Welttheils, ſich beſtätigen wird.

Eine intereſſante Jagdſcene entlehnen wir dem Werke eines engliſchen Reiſenden.

Mit Tagesanbruch erſchien der Verwalter um mich zu wecken und ich war bald in den Kleidern. Ich nahm mein großes Jagdmeſſer, ein Paar Piſtolen und folgte meinem Gefährten, der eine Flinte auf dem Rücken trug. Hector, der eine Hund, ſchien zu merken, daß wir den Känguruhs einen Beſuch abſtatten wollten, und ſprang an uns auf, während Fly, der andere, vergnügt mit dem Schweiſe wedelte.

Der Morgen war prächtig; noch nie hatte ich mein Herz ſo frei und leicht ſchlagen gefühlt. Wir gingen nach den Hügeln zu, und indeß wir die ungeheuere Ebene, welche uns von ihnen trennte, durchſchritten, hielten ſich beide Hunde hinter uns, und trugen die Köpfe geſenkt und ließen die Schweife hängen. Der Verwalter machte mich auf ihre Dreſſur aufmerkſam, die ich aber erſt ſpäter im ſchönſten Lichte ſehen ſollte, als wir die Fährte des Wildes hatten. Nachdem wir etwa fünf (engliſche) Meilen zurückgelegt, bat mich mein Begleiter, ſo wenig Geräuſch als möglich beim Auftreten zu erregen, denn die Känguruhs ſind wie unſere Haſen; das Geringſte ſcheucht ſie auf. Plötzlich blieb mein Gefährte ſtehen und rief: Such! Such! Alsbald fingen die Hunde an, uns in immer größeren Kreiſen zu umſchwirren. Hector hielt die Schnautze tief am Boden, und zeigte uns dadurch, daß er die Witterung habe; dann ſchoß er wie der Blitz auf und davon. Fly galoppirte ihm nach.

„Ich glaube, daß ſie einem großen Thier auf der Spur ſind,“ ſagte der Verwalter, „ich ſeh' es an ihrer Hitze.“

Ich wollte den Hunden nach, aber mein Begleiter hielt mich davon ab.

„Es iſt nicht möglich,“ fügte er hinzu, „die können ſie nicht mehr einholen.“

„Was iſt dann aber das Ende?“ fragte ich, „wenn ſie ein Känguruh fangen, wie ſollen wir's auffinden?“

„Nur Geduld,“ ſprach mein Gefährte, „Alles am gehörigen Ort und zu gehöriger Zeit. Tödten die Hunde ein Känguruh, ſo entgeht es uns ſicher nicht; das verſpreche ich Ihnen.“

Wir warteten alſo; allein wir warteten ſo lange, bis ich nahe daran war, die Geduld zu verlieren. Da ſprang mit einem Male Hector auf uns zu und Fly folgte ihm auf dem Fuße. Man ſah es den Hunden an, daß ſie ſehr erſchöpft waren. Der Verwalter unterſuchte den Rachen Hectors, und als ich ihn um den Grund befragte, erwiederte er:

„Sehen Sie wohl? Er hat Blut an der Schnautze und an den Zähnen; das Känguruh iſt todt; Sie können ſich darauf verlaſſen.“

Er ſtellte ſich nun vor den Hund und rief:

„Alloh! Zeig'!“ und ſogleich trabte Hector im kurzen Schritte vor uns her und wir folgten ihm ungefähr drei von unſern Meilen, ſo daß ich weidlich müde geworden war. Da blieb er plötzlich vor einem todten Känguruh ſtehen, das einige Schritte von einem Waſſer ausgeſtreckt lag. Das Thier war von ungeheuerer Größe und die Krallen ſeiner Hinterfüße waren ſtark genug, einem Hunde und ſelbſt einem Menſchen den Bauch aufzureißen, wenn man ihnen zu nahe gekommen wäre.

Bravo, Hector! rief der Verwalter.

Und Hector wedelte, als ob er das Kompliment verſtünde. Jetzt gab mir mein Gefährte ſeine Flinte zu halten, um das Känguruh aufzubrechen. Die Eingeweide bekamen die Hunde; das Fell wurde abgezogen und das Fleiſch in zwei Theile mitten durchgehauen. Das Hintertheil hing er an einen Baum auf; das Vordere warf er in ein Gebüſch, allein erſt im Augenblick als wir mit den Hunden weiter zogen, weil er nicht wollte, daß ſie es anrührten, aus Beſorgniß, ihre Dreſſur zu verderben.

Nachdem er mich gefragt hatte, ob ich noch nicht zu müde ſei, welches ich verneinte, erklärte er mir, daß er die Jagd fortſetzen wolle. Wir ruhten ein wenig und brachen dann wieder auf; die Hunde blieben hinter uns, wie ſie es von Anfang gethan. Wir ſahen eine Menge Buſchkänguruhs oder Patoo-Roo's, die uns aber zu geringfügig waren, um uns mit ihnen

Digitized by Google

einzulaſſen. Jetzt waren wir wieder etwa zwei Meilen marſchirt, als mein Begleiter ſtille hielt und auf den Boden blickend ſagte: „Nach der Spur zu urtheilen muß es hier herum große Thiere geben.“

Und alsbald rief er den Hunden „Such“ zu.

In demſelben Momente ſahen wir ein feiſtes Känguruh von außerordentlicher Größe, das mindeſtens ſechs Fuß hoch war. Es blickte nach den Hunden, dann ſetzte es davon. Nie in meinem Leben hatte ich zuvor ſolche Sprünge geſehen. Bekanntlich machen dieſe Thiere aufrechtſtehend ihre Sätze, die Vorderfuße in der Luft und den Schweif in horizontaler Richtung ausgeſtreckt. Dieſer letztere war ungeheuer groß und dick.

Die Hunde ſprangen dem Thiere nach. Dießmal rannte der Verwalter mit, denn das Terrain war eben und es lag nichts im Wege. Wie ich das ſah, war jede Erinnerung an meine Müdigkeit verſchwunden, und ich geſellte mich ihm bei. Das Känguruh ſprang immer in rieſenmäßigen Sätzen vor uns her, die Hunde verfolgten es und wir hielten uns ſo nahe als moglich zu ihnen. Faſt hatten wir keinen Athem mehr. Da wandte ſich das Thier, das immer einen ordentlichen Vorſprung behielt, den Hügeln zu.

„Jetzt iſt es unſer!“ rief freudig der Verwalter, „denn die Hunde werden es zwingen, bergauf zu ſpringen.“

Aber das Känguruh erreichte den Gipfel ohne von den Hunden ereilt worden zu ſein, und als auch wir oben waren, ſahen wir es ſchon jenſeits faſt zur Hälfte des Hügels abwärts und in Folge des abfallenden Terrains, in ſo weiten Sätzen begriffen, wie nie zuvor. Es ſchien, als ob die Hunde es jetzt nicht einholen könnten.

„Umſonſt iſt's, daß wir uns dergeſtalt abhetzen,“ ſagte mein Begleiter, „wir werden beſſer thun, uns hier auszuruhen. Das Thier wird den Hunden noch viel zu ſchaffen machen, denn es iſt eines der größten Känguruhs, die ich wohl jemals geſehen habe.“

Wir ſetzten uns unter einen Gummibaum, um die Rückkehr der Hunde zu erwarten, welches aber ſehr lange währte. Als ſie endlich auf uns zuſprangen, unterſuchte mein Gefährte vor allen Dingen die Schnauze. Sie zeigte uns zwar den abermaligen Sieg, da ſie wieder blutig war, allein der Feind mußte ſich tapfer vertheidigt haben, denn beide Sieger waren hie und da ſtark zerkratzt.

„Zeig'!“ rief der Verwalter.

Dießmal führten uns die Hunde in gerader Richtung zu dem todten Känguruh hin. In dem Augenblicke, wo wir es aufbrachen, ſprang ein Anderes ganz in der Nähe auf. Obgleich die Hunde ſich noch nicht von ihrer Hetze erholt hatten, waren ſie doch ſogleich zur Hand und machten auf den neuen Feind Jagd. Ein kleiner Teich war nicht weit davon. Da ihm die Hunde zu nahe auf dem Leib waren, als daß das Känguruh einen Umweg hätte einſchlagen können, ſo ſetzte es in's Waſſer und die Hunde ihm nach. Der Teich war tief und ſie mußten ſchwimmen, allein das Wild blieb ihnen ſtets im Auge und ſie hatten nicht Luſt, die Beute fahren zu laſſen.

Als das Känguruh ſah, daß ihm das Waſſer bis an den Hals trat, machte es kehrt und erwartete ſeine Verfolger. Seine furchtbaren Hinterfüße konnte es freilich nicht gebrauchen, allein als Hector ihm an die Gurgel ſpringen wollte, packte es ihn mit ſeinen Vorderläufen und tauchte ihn unter. Fly hatte dann daſſelbe zu erdulden, und nach Fly kam die Reihe wieder an Hector unterzutauchen.

„Das habe ich noch niemals geſehen,“ rief lachend der Verwalter, „das iſt in der That eine originelle Jagd!“

Die Hunde ließen nicht nach in ihren Verſuchen, das Känguruh in die Gurgel zu beißen, allein immer mißlang ihnen dieß, und ſie mußten dafür einen Beſuch bei den Fiſchen abſtatten. Dieß grauſame Spiel ermattete ſie aber ſo, daß wir es kommen ſahen, wie der Sieg dem Feinde verbleiben würde, der den Kopf ſtets über dem Waſſer, ſeine Evolutionen mit großer Leichtigkeit ausführte.

„So geht's nicht,“ ſagte jetzt der Verwalter, „ich werde nicht ruhig mit anſehen, daß die Beſtie mir die Hunde erſäuft.“

Ich mußte ihm nunmehr ſeine Flinte reichen, die er mir zu halten gegeben hatte, er legte auf das Känguruh an und drückte los. Die Kugel traf das Thier in den Hals; es that einen Satz und fiel dann zurück in's Waſſer. Der Verwalter rief den Hunden, welche ſogleich ſehr gehorſam auf uns zuſchwammen, dann ging er ſelbſt in's Waſſer und ſchleppte das Känguruh an's Land.

„Es iſt ſchade,“ ſagte er, nachdem er es abgezogen, „eine ſolche Menge gutes Fleiſch aufgeben zu müſſen. Allein wir können es doch nicht alles fortbringen, und ſo wollen wir uns eben dießmal mit der Haut begnügen. Sie, mein junger Freund, ſollen den Schwanz tragen, obſchon ich nicht glaube, daß Sie im Stande ſein werden, ihn bis nach Hauſe zu bringen.“

Dieß ſtachelte meine Eigenliebe und ich nahm mir vor, mich zuſammen zu nehmen. Allein ich muß geſtehen, daß mein Muth größer war, wie meine Kraft; und mein Gefährte mußte mich während einer guten Strecke Weges ablöſen. Als wir Hunger ſpürten, machte er Anſtalten, um aus freier Fauſt von unſerer Beute eine Mahlzeit zu halten. Wir brachten trockene Reiſer zuſammen; mein Freund ſchnitt ein Stück vom Schwanze ab, ſpießte es an ſeinen Ladſtock und ich mußte es am Feuer drehen. Indeß ich dieß Amt verwaltete, löſte er zwei Stücke Rinde von einem Gummibaume, um ſie als Schüſſeln zu benützen, und kaum war das Fleiſch gahr, ſo verſuchten wir es und ich muß geſtehen, nie im Leben einen ſo ſaftigen Braten gekoſtet zu haben.

Nach geendigter Mahlzeit legten wir uns in's Gras; die Hunde neben uns und alsbald ſchliefen wir Alle ein. Ich muß lange geſchlafen haben und zwar

Digitized by Google

ſehr feſt, denn der Verwalter ſagte mir beim Erwachen, daß er es nicht hätte über's Herz bringen können, mich zu wecken. Ich ſpürte wieder ſo bedeutenden Hunger, daß ich noch einmal ein Stück Kängruhbraten hätte verzehren mögen; aber es war ſchon ſpät und mein Begleiter drängte zum Aufbruch. Wir kamen an dem Orte vorbei, wo das erſte Kängruh erlegt worden war, und hier nahm der Verwalter das Hintertheil vom Baume, wo er es aufgehängt gehabt und lud es ſich auf den Rücken, um daheim mit ſeinen Leuten einen guten Braten noch für einige Tage zu haben.

Lewald.

Erinnerungen aus Indien.

Baly iſt eine der Sunda-Inſeln in Aſien, von Java durch die Straße von Baly getrennt, und wird oft Klein-Java genannt. Sie beſteht aus ſieben Provinzen oder Fürſtenthümern, auf welche ſich die Bevölkerung ungefähr folgendermaßen vertheilt:

1) Djianjar 165,000 Seelen; 2) Boliling 131,000 S.; 3) Karangaſam 148,000 S.; 4) Badong 132,000 S.; 5) Tjabanan 184,000 S.; 6) Mangoei 157,000 S.; 7) Klongkon 77,000 S.

Die Produkte der Inſel, welche an einigen Orten ſehr fruchtbar an andern dagegen ſteinig iſt, beſtehen hauptſächlich in Reis, Baumwolle, Opium; die Viehzucht wird einigermaßen gepflegt; unter den Naturerzeugniſſen erſcheinen Gold, Kupfer, Zinn und Salz. — Der Boden liefert im Allgemeinen zu wenig Lebensmittel für die zunehmende Bevölkerung, und es fehlt dieſen, um den Tauſchhandel für jene mit den Nachbarn zu beleben, an Gegenſtänden. Der vornehmſte Handel auf Baly und gleichzeitig die vorzüglichſte Einnahmsquelle ſeiner Fürſten beſtand früher in dem Sclavenhandel. Dieſer wurde in dem Maße betrieben, daß die Eingebornen nicht hinreichten und Sclaven von andern Inſeln angekauft und von den Baliern wieder veräußert wurden. — Seitdem nun dieſer Handel beinahe ganz aufgehört hat, iſt eine Uebervölkerung des Landes entſtanden, welche nicht ſelten in den unfruchtbaren Diſtrikten Hungersnoth veranlaßt. Reiſende wollen geſehen haben, wie Eltern aus Mangel an Nahrungsmitteln ihre Kinder tödteten und ſich bei dieſem entſetzlichen Opfer unverholen äußerten: da ſie für die Kleinen nichts zu eſſen haben, ſei es beſſer, dieſelben ſogleich umzubringen (tra boleh kassi makan sama anakh anakh, lebeh baik bunuh sebantar).

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die gegenwärtigen Baller von Java abſtammen, indem man zwiſchen den Bewohnern dieſer Inſel und Jenen nicht nur in Beziehung auf körperliche Bildung und Sprache, ſondern auch in Betreff von allerhand Gebräuchen und Gewohnheiten viele Uebereinſtimmung findet.

Die Balier haben gleich den meiſten Völkern eine fabelhafte Vorzeit; ſie wollen von Rieſen abſtammen, wovon man in den Paläſten ihrer Fürſten noch unförmliche Abbildungen ſieht. Dieſe Rieſen oder Raksasa zerriſſen Menſchen mit der Gewandtheit und Kraft eines Tigers und trieben ihr blutdürſtiges Gewerbe ſo bunt, daß ſich endlich die diwata (Götter zweiten Ranges) der Unterdrückten annehmen mußten, die Rieſen befehdeten und nach heftigem Kampfe ganz vertilgten.

Der Gottesdienſt auf Baly beſteht größtentheils aus einem Gemiſch von brahminiſchen und mahomedaniſchen Lehrſätzen. Die Leute ſind in vier Kaſten eingetheilt: in die prieſterliche, fürſtliche, Mittel- und gemeine Kaſte. Die Leichen, welche den zwei erſten angehören, werden nach brahminiſchen Sitten mit großem Gepränge verbrannt, die Leichen der Mittelkaſte einfach begraben, und diejenigen der gemeinen Kaſte irgendwohin gelegt, damit ſie von wilden Thieren oder Raubvögeln verzehrt werden.

Es wird für eine große Ehre gehalten, mit der Leiche eines Fürſten verbrannt zu werden, und ſeine Frauen bewerben ſich noch bei deſſen Lebzeiten um dieſelbe mit einem Eifer, welcher nicht ſelten in Haß und Verfolgung übergeht. Diejenigen, welche der Fürſt auswählt, pflegen keine Gemeinſchaft mehr mit ihren Gefährtinnen und führen ein ſtilles abgeſondertes Leben.

Wenn der Fürſt geſtorben, wird ſeine Leiche mit Roſenwaſſer gewaſchen und in einen hölzernen Sarg gelegt, deſſen Boden an mehreren Stellen durchbohrt iſt, um dem Roſenwaſſer, womit die Leiche täglich benetzt wird, Ausgang zu verſchaffen. Dieſe ſterblichen Ueberreſte bleiben auf dieſe Weiſe mehrere Wochen lang in den Räumen des Palaſtes, jedoch von Woche zu Woche an einem andern Orte, ſtehen.

Wenn der Tag angebrochen iſt, an welchem die letzte Feierlichkeit vorgenommen wird, ſo errichtet man vor einem der Palaſtthore eine ungefähr 150 Fuß hohe Pyramide, von innen und außen mit feinem himmelblauem, gelbem und purpurfarbenem Baumwollenzeug bekleidet. Die oberſte Abtheilung dieſer Pyramide iſt mit einer zwei Fuß hohen Balluſtrade verſehen, übrigens ganz offen und einer kleinen viereckigen, oben ſpitz zulaufenden Kuppel ähnlich, deren Ecken mit Blumen und Laubwerk und alle Oeffnungen mit Guirlanden verziert ſind. Von dem Palaſtthor bis zu dieſer Kuppel führt eine von Bambusrohr ſehr künſtlich verfertigte Treppe, auf welcher die Leiche des Fürſten mit vielem Gepränge, Geſang und Muſik hinaufgetragen wird. Die Leiche wird alsdann von vier Frauen mittelſt großer Fächer gegen die Fliegen beſchützt. Die Pyramide, deren Baſis wohl zwanzig Fuß im Viereck mißt, wird von etwa tauſend Männern aufgehoben. Die Truppen des Fürſten, welche mit Flinten umzugehen wiſſen, ſchießen eine dreifache Salve und eröffnen den Zug, indem ſie nach inländiſcher Art tanzend der Volksmaſſe voranſchreiten. Hierauf folgen die als Opfer auserwählten Frauen, ganz weiß gekleidet, die Haare zierlich aufgewunden und mit Blumen geſchmückt. Hinter der Leiche kommt der Thronfolger mit der übrigen fürſtlichen Familie männlichen Geſchlechts, die Prieſter in ihren Staatsgewändern, nach dieſen die Häupt-

Digitized by Google

linge niedern Ranges, und endlich das Volk in unabſehbarem Zuge.

Die Prozeſſion marſchirt in dieſer Weiſe mit Geſang und Muſik bis auf eine Viertelſtunde Entfernung von der Reſidenz auf eine große, zur Schlußfeierlichkeit beſtimmte Ebene. Da wird die Leiche in eine aufgeſchlagene Hütte hingeſetzt. Der hohe Prieſter verrichtet einige Gebete, gießt nicht weniger als 300 Geſchirre voll Roſenwaſſer über die Leiche hin und zerſchlägt jedesmal das leere Geſchirr auf dem Boden. Der letzte Krug iſt mit Oel gefüllt.

Hierauf zündet der hohe Prieſter den Holzſtoß unter der Leiche an. Die als Opfer beſtimmten Frauen befinden ſich in der Kuppel der Pyramide, von welcher die Treppe weggenommen worden. Sie beten, begrüßen den Thronfolger und ſtürzen ſich dann unerſchrocken in eine in dem Holzſtoß angebrachte, mit Oel reichlich begoſſene Tiefe, in welcher ſie von den Flammen ſchnell verzehrt werden.

Die Balier glauben an ein höchſtes, allmächtiges, Himmel und Erde regierendes Weſen; ſie halten es aber für allzu erhaben, als daß die Menſchen ſich unmittelbar an daſſelbe wenden dürfen. Zu dieſem Ende nehmen ſie in erſter Linie vermittelnde Weſen, diwata, Gottheiten zweiten Ranges, die Schutzgeiſter des Landes, in Anſpruch und ſuchen ihre Gunſt durch Opfer von Reis, Früchten, Blumen und durch das Einſtellen von Bußtagen zu erwerben.

Das Prieſterthum iſt auf Baly im höchſten Anſehen; die Ehrfurcht für daſſelbe geht ſo weit, daß auch der Fürſt verpflichtet iſt, ſich vor dem hohen Prieſter, wenn dieſer bei ihm vorbeigeht, zu beugen, und in dieſer demüthigen Stellung zu bleiben, bis er ihn aus den Augen verloren hat. Die Prieſter weichen aber aus Politik ſo viel wie möglich einem ſolchen Zuſammentreffen aus, indem ſie die Erniedrigung wohl fühlen mögen, welche die Landesſitte in dieſer Beziehung dem Fürſten vorſchreibt. Der Fürſt unternimmt dagegen kein Geſchäft von einiger Wichtigkeit, ohne vorher den hohen Prieſter zu Rath gezogen zu haben.

Der Genuß von Rind- und Büffelfleiſch iſt ſtrenge verboten, indem der Glaube herrſcht, daß die Seelen der Uebelthäter in dieſe Thiere übergehen. Dagegen lieben die Balier das Schweinefleiſch eben ſo ſehr, als dieſes von ihren javaniſchen Nachbarn verabſcheut wird, und Schweinefleiſch darf bei keiner ordentlichen Mahlzeit fehlen.

Wenn Fürſten oder Prieſter ſterben, ſo gelangen ihre Seelen, abgeſehen von dem Wandel, welchen ſie bei Lebzeiten führten, durch Mithilfe der diwata, zur vollkommenſten Seligkeit. An dieſer nehmen auch diejenigen Frauen Theil, welche ſich mit den Leichen der Fürſten verbrannten.

Die künftige Glückſeligkeit des gemeinen Volkes beſteht darin, daß ſelbes auch jenſeits Niemandem wieder dienen mag, ſeine jenſeitige Strafe in der Umgeſtaltung in Büffel, Kühe, Affen, Raubvögel und Tiger.

Die Tempel der Balier beſtehen in großen ummauerten viereckigen Räumen, mit mehreren ſteinernen Häuschen verſehen, in denen Niſchen angebracht ſind, worin ſich diwata-Bilder von Holz, Stein oder Metall befinden. In dieſen Tempeln wird vorbeſagten Göttern geopfert.

Sie haben jährlich zwei religiöſe Hauptfeſte, galungan genannt. An dieſen Tagen pflegt es hoch her zu gehen. Es finden dann öffentliche Luſtbarkeiten verſchiedener Art ſtatt, worunter vorall Hahnengefechte, theatraliſche Vorſtellungen — wayang und toppeng — ſo wie öffentliche oder Rongietänze gehören. Zu dem Hahnengefechte kann jeder Balier ſeinen eigenen Kämpfer mitbringen. An einigen Orten läßt man bei ſolchen Anläſſen auch die Grillen, welche in hohlem Bambusrohr mitgebracht werden, mit einander fechten, und wettet manchmal Bedeutendes auf das eine oder andere Thier.

Die tägliche Lebensweiſe der Männer, vom Fürſten abwärts, iſt vorall ungebunden und träge; ſie rauchen Opium und ſcheuen die Arbeit. Dagegen müſſen die Frauen das Nöthige inner und außer dem Hauſe beſorgen. Auf Baly herrſcht die Polygamie oder Vielweiberei; Fürſten und Prieſter haben die meiſten Frauen, erſtere oft mehrere hundert, die gemeinen Leute dagegen nach Maßgabe ihres Vermögens.

Wenn ein Fürſt ſich öffentlich zeigt, wird er ſtets von einem großen weiblichen Gefolge begleitet, welches ihm die Beteldoſe, den Spucknapf, Schreibgeräthe, Toilettkiſtchen, Spiegel und andere dergleichen Sachen nachträgt. Vor ihm marſchiren vier Lanzenträger und etwa 200—300 Jünglinge mit Lanzen, Schilden und Schwertern, neben ihm die Pagong- oder Sonnenſchirmträger. Hinter dem Fürſten und vor den Frauen ſieht man Diener, welche nach javaniſcher Sitte große Hunde an Ketten führen.

Will der Fürſt Jemand zur Frau nehmen, ſo berückſichtigt er dabei weder Geburt noch Reichthum, ſondern vorall die Meinung des hohen Prieſters. Iſt dieſe günſtig, ſo wird die Betreffende ohne weiteres zum Rang einer Fürſtin erhoben, und ihre Verwandten erhalten nebſt dem Adelſtand gewiſſe Grundſtücke, um dem neuen Range gemäß leben zu können. Wenn die Braut in Begleit der fürſtlichen Geſandtſchaft, aus Höflingen und Verwandten des Fürſten beſtehend, im Palaſte dieſes letztern und vor demſelben anlangt, wirft ſie ſich drei Mal zur Erde und begrüßt ihn nach Landesſitte durch das Sumbah, was durch das Berühren der Stirne mit beiden Händen und ein gleichzeitiges Niederbeugen des Kopfes geſchieht. Darauf verfügt ſie ſich nach einem andern Zimmer, wo ſie von einer Anzahl Frauen des nämlichen Ranges empfangen und bis zur Ankunft des Fürſten mit Kaffee, Thee, Zuckergebäcke u. dgl. bewirthet wird.

Die Balier ſetzen gegenüber ihren Fürſten wenig Werth auf ihre Würde als Menſchen. Sie bekennen ſelbſt, ſie ſeien Weſen ohne irgend welchen Werth, blos zum Dienſt ihres Gebieters auf der Welt; alles Gute,

Digitized by Google

was ihnen zu Theil werde, komme von dieſem, und wenn ſie unter den Laſten, welche er ihnen auflege, vernichtet werden, ſo ſei daran nichts gelegen, indem ſie ſein ausſchließliches, durchaus verfügbares Eigenthum ſeien.

Die Kleidung der Balier iſt ſehr einfach und beſteht größtentheils in einem Stück baumwollenen Zeuges, welches ſie um die Hüfte ſchlagen. Ihre Haare ſind im Gegenſatz zu denjenigen der Javaner kurz abgeſchnitten, werden mit Kokosöl eingerieben und in die Höhe geſtrichen, was nicht den lieblichſten Anblick gewährt. In den Haaren tragen ſie gewöhnlich Blätter von wohlriechenden Blumen, namentlich der Melotti und Kananga, und hinter den Ohren die Kambang sapatu oder Schuhblume, welcher Name von daher rühren mag, weil man damit dem Leder eben als mit Schuhwichſe einen Glanz geben kann.

Die Männer tragen durchweg Waffen, nämlich einen Keis (Dolch) oder einen Klenang (breites ſchweres Hackmeſſer).

Wenn die Balier in's Feld ziehen, tragen ſie nach javaniſcher Sitte ein turbanartig um den Kopf gewundenes Tuch und blaue oder rothe Tuchweſten ohne Ermel. Der Fürſt iſt bei ſolchen Anläſſen mit einer ähnlichen Weſte von Scharlach mit Goldborten verziert und einem Panzer von dünnem geſchlagenem Gold angethan. Die Balier hatten bis in die neuere Zeit ſechs Schuh lange Gewehre, ohne eigentlichen Kolben, mit Luntenſchlöſſern. Ihr Laden nimmt gewöhnlich zehn Minuten, das Zielen fünf Minuten Zeit hinweg. Dagegen ſchießen ſie ſehr gut und zwar auf eine wirklich bewundernswürdige Weiſe.

Ihre Gefechte, denen der Fürſt immerhin, jedoch ſelten in der Nähe beiwohnt, ſind nicht ſehr blutig; ſobald ein Paar Dutzend gefallen ſind, nehmen die übrigen die Flucht. Unter den Flüchtlingen iſt der Fürſt immer der erſte, und ſeine Unterthanen folgen ihm in pflichtgemäßer Treue. Seine Perſon iſt heilig und höher als bis zu den Hüften darf ihn Niemand berühren. Man erzählt dießfalls die lächerliche Anekdote, daß, als einſt ein niederländiſcher Arzt den kranken Fürſten von Badong beſuchte und ihm den Puls befühlen wollte, alle Höflinge entſetzt zurückwichen und ſagten: es würde dieſe Berührung den Fürſten entheiligen. Man erlaubte ihm blos, dem hohen Patienten den Puls an den Füßen zu befühlen.

Pfyffer zu Neueck.

Der wilde Jäger.

Sagen und Mährchen lebten ſeit undenklichen Zeiten im Munde des Volkes. Keine Nation entbehrt deren, denn ſie waren ihr, wenn auch verſchleiert und mit immer neuen Zuſätzen verbrämt, der Kern hiſtoriſcher Ereigniſſe. Die vorgeſchrittene Bildung unſerer Zeit hat nun zwar der Gegenwart die Ueberzeugung verſchafft, daß dieſe Sagen, an deren Wahrhaftigkeit unſere Altvordern alles Ernſtes glaubten, nur Fabeln, Mythen ſind; aber immer noch findet man Gegenden, in welchen der Glaube an einzelne Sagen noch nicht ganz erloſchen iſt, wenn er ſich auch, um nicht verlacht zu werden, nicht ungeſcheuet ausſpricht. Zu ſolchen gehört die vom wilden Jäger. Dieſer wilde oder ewige Jäger, heißt es, jage immer noch in den Regionen der Luft, hetzend ſeine unſterblichen Hunde auf Rehe, Hirſche und wilde Schweine. Man bezeichnet ihn auch mit dem Namen: der alte Hakelberg.

Und warum iſt denn dieſer Mann dazu verdammt, fortwährend noch zu jagen?

Darauf gibt die Sage folgende Antwort:

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte in der Gegend von Braunſchweig und Halberſtadt ein Herr von Hakelberg, der diente dem Herzoge von Braunſchweig als Forſt- und Waidmann. Er war ein leidenſchaftlicher Jäger, lebte faſt immer auf der Jagd, und trieb dieſe Luſt meiſtens in dem Hakelwalde bei Halberſtadt. Als nun dieſer wilde, nimmer ruhende Jäger auf dem Krankenbette lag, ſein letztes Stündlein nahte, da trat der Prieſter des Ortes an ſein Lager, durch Tröſtungen der Religion das Scheiden aus dieſem Jammerthale ihm zu erleichtern, die himmliſchen Freuden jener Welt auf das eindringendſte zu ſchildern. Der alte Hakelberg hörte die Worte des geiſtlichen Herrn ruhig an, und Letzterer war der Ueberzeugung, daß ſolche vom wohlthuendſten Einfluſſe auf das Gemüth des Kranken geweſen wären. Da richtete der Kranke ſich auf und ſprach:

„Würdiger Herr! Wenn Sie mir auch noch ſo eindringlich die Freuden des Himmels ſchildern, ſo ziehe ich ihnen doch die Freuden der Jagd auf der Erde vor. Dieſe kenne ich, jene aber nicht, und gern thue ich Verzicht auf jede himmliſche Freude, wenn mir nur der liebe Gott die Jagd läßt.“

Da trat der Geiſtliche, erzürnt, daß ſeine Worte ſo ganz vergebens zu dem Weltkinde geſprochen waren, einen Schritt zurück, ſprach im heiligen Eifer die ſchrecklichen Worte: „Nun ſo jage du alter Sünder in Ewigkeit fort auf der Erde, bis der jüngſte Tag heran kommt!“ und verließ die Krankenſtube.

Hakelberg ſtarb. Der geiſtliche Herr verſäumte nicht, zur Warnung dem Volke zu erzählen von dem verſtockten Sünder, dem Weltkinde, das ohne Empfang der heiligen Sakramente und der letzten Oelung dahin geſchieden ſei; deſſen Seele im Pfuhle der Hölle nun ſchmachte, während ſein Körper als Geſpenſt in den Regionen der Luft auf ewig herum zu toben, von ihm zur Strafe verdammt ſei. Sein Zweck hierbei ward erreicht. Denn, wo ein Gläubiger ein ungewöhnliches Geräuſch des Abends in der Luft vernahm, da hieß es: das iſt der wilde Jäger, vor dem uns Gott bewahre, und ſchlug drei Kreuze. Und der Mönch ſprach dann: „Ja, das iſt er, das iſt die gerechte Strafe des Himmels; der ihm von mir verkündigte Fluch geht in Erfüllung. Von Rüdengebelle, vom wilden Tojoh Tojoh der Jäger begleitet, zum Schrecken und Entſetzen und zur Warnung der Erdbewohner, wird er jagen

Digitized by Google

Herzog Ernſt v. Schwaben
Die Weiber von Weinsberg.
Der Rauſchebart nach der Schlacht bei Reutlingen.
Der Rauſchebart in Wildbad
Herzog Ulrich in der Nebelhöhle
Der ſchwäbiſche Bauernkrieg.
Götz v Berlichingen in Heilbronn

ewiglich, durch die finſtere Nacht, und bis Gott dereinſt zu Gericht ſitzt. Kein menſchliches Auge wird ihn erblicken, nur das Ohr den geſpenſtiſchen Spektakel des Unholdes vernehmen.“

So enſtand die Sage vom wilden Jäger und ſeinen nächtlichen Zügen durch die Atmoſphäre. Auf Kinder und Kindeskinder vererbte ſie ſich bis in unſere Zeit und wurzelte ſo feſt, daß es noch jetzt unter den Landleuten Viele gibt, die ſich — ſprüchwörtlich geredet — darauf todtſchlagen laſſen, daß der alte Hakelberg noch zur Zeit ſpuke. Alle ihnen entgegen gehaltenen Vernunftgründe, und die wiederholteſten Verſicherungen, daß nur ein Mährchen das Ganze ſei, bleiben ohne Wirkung, und werden mit der Entgegnung zurückgewieſen: daß ſie ja zu ihrem großen Entſetzen den Teufelslärm mit ihren „eigenen leiblichen Ohren“ gehört hätten.

Daß ſich zuweilen, beſonders im Herbſte, ein ſchnell vorüber ziehendes Getöſe des Abends oder des Nachts in der Höhe vernehmen läßt, iſt nicht zu läugnen und eine Erſcheinung, welche durch glaubwürdige Perſonen beſtätigt iſt. Wie aber iſt dieß zu erklären? — Die gewöhnliche Meinung iſt die, daß ein ſolches Getöſe in der Luft durch Zugvögel, als: Schnepfen, Kraniche, wilde Gänſe und andere mehr, welche ſchnell und in Schaaren fliegen, auch wohl von Eulen, verurſacht werde, deren Stimme und Flügelgeräuſch dem in der Stille des Abends auf dem Felde gehenden Furchtſamen wie Hundegeheul vorkommt. Und wirklich wird dieſe Erklärungsart durch die Ausſage eines Jägers über das, was ihm einſt auf dem Anſtande begegnete, wahrſcheinlich gemacht.

„Ich hatte mich, erzählte er, in der Dämmerung auf dem Anſtande verſpätet. Da höre ich mit einem Male bald hinter, bald vor mir, bald neben, bald über mir, einen Laut, als belle ein kleiner Hund. Anfangs glaubte ich, es ſei wirklich ein ſolcher, der einen Haſen verfolge. Da ſich aber dieſer Laut bisweilen auch über mir hören ließ, ſo fiel mir der wilde Jäger ein, und ich geſtehe, daß wenn ich auch nie an dieſe Fabel geglaubt habe, ein heimliches Grauen mich doch überrieſelte. Dieß nahm zu, als das, durch meine Einbildungskraft zum völligen Geſpenſt ausgebildete Hundegeklaff bis auf einige Schritte ſich mir zu nähern ſchien. In der Angſt meines Herzens drückte ich meine mit Schrot geladene Flinte nach der Gegend, wo ich das Gebell vernahm, ab, und — lief ſchnell nach Haus. Andern Morgens ging ich ganz früh wieder hin auf die Stelle, wo ich geweſen, und fand das durch meinen Schuß getroffene bellende Thier an der Erde liegen, nämlich einen großen — Uhu. Hätte ich nicht durch den glücklichen Zufall dieſen getroffen, wahrhaftig ich wäre von der Exiſtenz des wilden Jägers überzeugt geweſen, denn Jedermann würde den von mir gehörten Laut für das Bellen eines Hündchens gehalten haben.“

Wenn nun auch zuweilen ein Getöſe in der Luft, das wie Hundegebell klingt, und worin die Phantaſie uns noch Anderes mehr hören läßt, nichts weiter iſt, als Stimmen der Eulen oder Zugvögel, ſo möchten doch nicht alle Erſcheinungen der Art auf gleiche Weiſe befriedigend zu erklären ſein. Denn, es iſt gewiß, daß man ähnliche Erſcheinungen am hellen Tage, bei völlig heiterem Himmel, ſtiller Witterung, auf freiem Felde, wo keine Eulen hauſen, und zu einer Zeit, wo keine Zugvögel ziehen, wahrgenommen hat. Dieſe beſtehen gewöhnlich in einem über uns ſchnell vorüberziehenden Rauſchen mit Tönen, gleich einem Bellen des Hundes oder einem Pfeifen und Schwirren. Solche ſind unſtreitig Erſcheinungen in unſerm Dunſtkreiſe, welche durch plötzliches Zerſetzen einer Luftſchicht oder der darin befindlichen Stoffe entſtehen, wobei wohl Elektrizität ſtark einwirken mag. Wahrſcheinlich iſt es, daß bei ſolcher ſchnellen Veränderung nicht nur leere Zwiſchenräume entſtehen, in welche ſich die anliegenden Luftſchichten mit Gewalt ſtürzen, woraus ſich das Rauſchen der Luft erklären läßt, ſondern daß auch Knallluft erzeugt wird, durch deren Detonation oder unrichtige Auffaſſung das Ohr des Beobachters getäuſcht und ſeine Einbildungskraft irre geleitet wird.

Daß bei ſolchen Erſcheinungen Manches noch unerklärbar bleibt, darf nicht befremden. Wie Vieles, was uns deßhalb nicht mehr auffällt und zu einer Unterſuchung uns nicht veranlaßt, weil wir es täglich ſehen oder hören oder von Jugend auf gewohnt ſind, bedarf noch einer befriedigenden Erklärung. Wer hat zum Beiſpiel ſchon auf genügende Weiſe den Knall erklärt, welchen die geſchwungene Peitſche hervorbringt? Und warum erfolgt dieſer nicht, wenn die ſogenannte Schweppe daran fehlt?

Gottſchalk.

Kurze Beſchreibung und Geſchichte Württembergs.

(Taf. 8a und 8b.)

Das Königreich Württemberg umfaßt einen bedeutenden Theil von Schwaben und dehnt ſich im Norden auch über das ſüdliche Franken aus; ſein Flächenraum beträgt $354^1/_3$ Q.M., wovon das altwürttembergiſche Stammland, das ehemalige Herzogthum gleichen Namens, nicht ganz die Hälfte einnimmt, die größere Hälfte bilden die ſeit 1802 dazu gekommenen neuwürttembergiſchen Lande, theils unmittelbare Beſitzungen, theils die Gebiete ehemaliger Stände des deutſchen Reichs, die jetzt unter württembergiſcher Oberhoheit ſtehen. Seiner natürlichen Eintheilung nach zerfällt das Land in 5 Theile: Der Schwarzwald, die Alb, das Mittelland, das Nordland und das Südland. Der Schwarzwald, ein aus Granit, Gneis und buntem Sandſtein beſtehendes Gebirge mit ſteilem Abhang gegen das Rheinthal hin, allmälig aber aufſteigend gegen den Neckar hin, beginnt bei Baſel am Rhein und lauft von hier, an Höhe ſtets abnehmend, in nordöſtlicher Richtung bis zum Zuſammenfluß der Enz und Nagold bei Pforzheim; das Kinzigthal trennt ihn in 2 Haupttheile, den obern oder ſüdlichen und den untern oder nördlichen Schwarzwald; nur ein Theil des letztern, deſſen höchſter Punkt der Dreihaſenſtein auf dem Katzenkopf 3550 F. h. iſt, gehört zu Württemberg. Er beſteht aus mehreren Bergzügen und Bergflächen, zwiſchen welchen die tief eingeſchnittenen, an Naturſchönheiten reichen und wohl bewäſſerten Thäler liegen, die auch einige Heilquellen wie das Wildbad,

Digitized by Google

Teinach u. ſ. w. enthalten; auf den höchſten Höhen findet man häufig Moore und Sümpfe, ſelbſt Seen, die, in ſchauerlicher Oede gelegen, dem Volke reichen Stoff zu abenteuerlichen Sagen gegeben haben. In ſeinem Innern enthält das Gebirge verſchiedene Erze, die Abhänge bedeckt ein faſt ununterbrochener Wald von Nadelholzbäumen, den Palmen des Nordens, deſſen Boden mit einer dichten Moosdecke, durch welche ſich die ſchönſten Farrenkräuter durcharbeiten, überzogen iſt; auch findet man hier die Stechpalme, viel beerentragende Stauden, den Sauerklee und auf den trockenen Bergwieſen auch Gewürzkräuter. Auf den Höhen und an den Abhängen liegen zahlreiche Städte, Dörfer und einzelne Wohnplätze; Kartoffeln, Flachs und Haber gedeihen von Kulturgewächſen am beſten, die Wälder aber ſind der Hauptreichthum dieſes Landſtrichs. An den Quellen des Neckars verbindet ſich mit dem Schwarzwald die, hauptſächlich aus Jurakalk beſtehende, Alb, welche von Südweſten nach Nordoſten hinlauft und an der Ebene des Rieſes auf der Gränze gegen Baiern endet. Sie beginnt mit dem, als Hauptverſammlungsort der Hexen und Zauberer beim Volke berüchtigten, Heuberg ihren höchſten und rauheſten Bezirk, wo der Oberhohenberg ſich bis zu 3112 F. erhebt; ihre Mitte nimmt die rauhe Alb ein, deren Südabhang gegen die Donau hin das, nach einer alten Römerſtraße benannte, Hochſträß bildet, der niedrigſte und fruchtbarſte Theil des Gebirges, im Oſten liegen der Albuch und das von ihm durch den Brenzfluß getrennte rauhe und ſteinigte Herdlfeld. Die Alb bildet größtentheils eine fortlaufende Ebene, welche in der Regel nur durch niedere Hügel und Unebenheiten, ſelten durch bedeutendere Berge unterbrochen wird, ihr Abfall gegen die Donau hin iſt allmälig, gegen Weſten und Nordweſten aber ſteil, von der Ferne geſehen einer hohen Felſenmauer gleich. In ihrer Mitte, wie an beiden Enden haben vulkaniſche Gebilde, Baſalt und Baſalttuff, den Jurakalk durchbrochen und bilden hier mehrere Bergkegel. Die Hochebene ſelbſt iſt ſehr waſſerarm, deſto reicher an Waſſer aber ſind die von Weſten und Norden, wie von Süden tief in ſie einlaufenden, romantiſchen Thäler; doch findet man auch mehrere Trockenthäler. Zahlreich ſind im Jurakalk die Höhlen, von denen die Nebelhöhle, die Schertels-, Karls-, Friedrichs-Höhle und das Sontheimer Erdloch am bekannteſten ſind. Laubholzwälder bedecken die Höhen und die Abhänge des Gebirges, im Frühjahr, wenn die Sonne bis auf den Boden der entlaubten Wälder dringt, lockt ſie ein Heer wohlriechender, am häufigſten blauer Blumen hervor; am reichſten ſind die Felſen, deren Ritzen eine ſchwarze Pflanzenerde füllt, mit ſeltenen Pflanzen geſchmückt und die grauen Knäuel der Steinbreche bekleiden ſelbſt die höchſten, nackteſten Felſenwände. Alpenwieſen, reich an gewürzhaften Kräutern, breiten ſich auf der Ebene aus und auf den höchſten derſelben findet man ſchon einige der ſüdlichen Alpenpflanzen. Wie der Schwarzwald an Kryptogamen, ſo iſt die Alb an Phanerogamen reich. Bei der geringen Fruchtbarkeit der Hochebene, wo vornemlich nur der Haber gedeiht, doch auch Obſtbäume nicht fehlen, iſt die Bevölkerung hier weit geringer, als in den Thälern, welche im Frühling mit dem herrlichſten Blüthenſchmuck der zahlreichen Obſtbäume prangen, während von den ſteilen Thalwänden die Trümmer alter Burgen ſtolz herabſchauen.

Zwiſchen dem Schwarzwald und der Alb liegt, zu beiden Seiten des Neckars, das Mittelland, der fruchtbarſte Theil des ganzen Landes und einer der reichſten, am Beſten angebauten Striche Deutſchlands. Bei der Neckarquelle, in einer Höhe von ungefähr 2000 Fuß beginnend, zieht ſich das Mittelland, gegen Norden an Breite zunehmend, bis zur Nordgränze Ws.; hier herrſcht ein anmuthiger Wechſel von Hügeln und Thälern, zwei etwas größere Ebenen, das obere und untere Gäu ſind durch ihren Getreidereichthum bekannt; im nördlichen niedern Theil ſind die Höhen bis auf die Gipfel mit Weinreben und Obſtbäumen bedeckt; im weſtlichen Theile herrſcht der Muſchelkalk, im öſtlichen der Keuper vor, längs der Alb aber der Lias, der auch die meiſten Höhen bedeckt; der Muſchelkalk iſt reich an Salz, im Keuper und Lias finden ſich die meiſten Heilquellen, von denen die zu Cannſtadt, Boll, Niedernau und Göppingen die bekannteſten ſind. Im Norden erhebt ſich das vom Schwarzwald ausgehende Neckargebirge mit dem ſtarkbewaldeten Stromberg, der mit dem durch ſeine uralte Kirche berühmten Michaelsberg endet, und dem niedrigen Heuchelberg; das untere Gäu, in dem der Aſperg ſich iſolirt erhebt, trennt es von den Stuttgarter Bergen, welche durch die an Obſt, Kraut und Getreide reiche Hochebene der Filder mit dem, von ſeinen ſtattlichen Buchenwäldern benannten, Schönbuch, der das obere Gäu vom Schwarzwald ſcheidet, zuſammenhangen. Auf dem Oſtufer des Neckars laufen das Rehgebirge, aus dem ſich der Rechberg und der, durch ſeine früheren Beſitzer hochberühmte, Hohenſtaufen erheben, und der Schurwald von der Alb aus in das Mittelland, der an Nadelholz reiche Welzheimer Wald und die Löwenſteiner Berge aber trennen dieſen Theil des Landes vom Nordlande, in das die Waldenburger Höhe, die Limburger und Ellwanger Berge von der Alb her hineinlaufen. Seine ſüdliche Hälfte beſteht vornehmlich aus Keuper, zwiſchen den ſich in den Thälern der Muſchelkalk aus der Nordhälfte hineinzieht und den gegen die Alb hin ebenfalls der Lias begränzt. Hier finden wir zwiſchen den tiefen Thälern des Kochers, der Jart und der Tauber weite Bergflächen; die Fruchtbarkeit und der Anbau aber ſind etwas geringer als im Mittellande. Südlich von der Alb, durch die Donau von ihr getrennt, breitet ſich das Südland (Oberſchwaben) aus, das einen Theil der ſchwäbiſch-bairiſchen Hochebene bildet und vornehmlich aus Molaſſe beſteht. Sein Ausſehen iſt von dem der übrigen Theile Württembergs ſehr verſchieden, meiſt blos niedrige Anhöhen erheben ſich aus den Ebenen und die Thäler ſind nur wenig vertieft, überall aber findet man eine Menge von Rieden, Mooren und Seen und mitten durch zieht die große Waſſerſcheide zwiſchen der Donau und dem Rhein. Der Nordtheil der Ebene wird durch lange, breite, gleichförmige, zwiſchen den größeren Flußthälern hingeſtreckte, das ganze Gebiet ausfüllende, niedere Rücken charakteriſirt, über welche nur der aus Jurakalk beſtehende Buſſen emporſteigt, im Süden dagegen erheben ſich aus der Ebene verſchiedene Hügelreihen, die Bomſer Höhe, der Waldburger Hügelzug mit der durch ihre herrliche Ausſicht bekannten Waldburg, der Gerenberg u. ſ. w.; an der ſüdöſtlichen Gränze aber reicht noch ein Theil der Allgäuer Alpen, die Adelegg, deren höchſter Punkt der Schwarzegrat 3420 Fuß hoch iſt, in's Land hinein, ein wilder, mit Nadelholz bewachſener, auf beiden Seiten durch enge Thäler und Schluchten tief eingeſchnittener, in einem hohen Rücken und vielen Kuppen ſich erhebender Gebirgsſtock mit ſchönen Alpwieſen. Die Wälder im Südlande ſind zahlreich, aber meiſt klein und unterbrochen, das Nadelholz herrſcht in ihnen vor, die Alpenpflanzen haben ſich vom benachbarten Gebirge bis in die Ebene herabgezogen und die ſubalpiniſche Vegetation erſtreckt ſich über einen großen Theil derſelben auch Sumpf und Waſſerpflanzen ſind hier zahlreicher als in irgend einem Theile des Landes, in den kleinen Weihern bilden oft dicht verſchlungene ellenlange Stämme der Seeroſen und des Fieberklees die Grundlage ſchwimmender Inſeln und zu den gewöhnlichen Waſſerpflanzen geſellen ſich auch die prächtige Waſſeraloe, der niedliche Froſchbiß und die blaue Schwerdtlilie; Getreide bildet den Hauptreichthum dieſes Landtheils, wo größere Ortſchaften ſelten, um ſo zahlreicher aber kleine Weiler, Höfe und einzelne Wohnplätze ſind.

Mit Ausnahme der Hochebene der Alb iſt Württemberg überall wohl bewäſſert, der Hauptfluß iſt der Neckar, der bei Schwenningen entſpringt und nach einem Lauf von 74 Stunden das Land bei Böttingen verläßt, um ſich bei Mannheim mit dem Rhein zu vereinigen. Er nimmt zahlreiche Bäche und Flüſſe auf, von denen die Enz, der Kocher und die Jart die bedeutendſten ſind. Bei der Nordgränze berührt auch die Tauber, ein Nebenfluß des Mains, das Land, dem Rhein aber fließen aus Württemberg die Kinzig, Murg und Alb zu. Die Donau durchſtrömt Württemberg auf einer Strecke von 37 Stunden, von ihren Zuflüſſen iſt der Gränzfluß Iller der bedeutendſte. Seen und Teiche finden ſich faſt nur im Südlande, der größte derſelben iſt der Federſee; der Bodenſee begränzt auf eine Strecke von 6 Stunden das Land und empfängt aus dieſem neben mehreren Bächen die Schuſſen und die Argen.

Die Thiere ſind die auch ſonſt in Süddeutſchland gewöhnlich vorkommenden; die Fiſchotter findet ſich am Neckar, am Boden-

Digitized by Google

ſee und in der Donau, wo ſich bisweilen auch der Biber ſehen läßt, von den Alpen her kommen auch der Steinadler und der Edelfalke in's Land, der Trappe und der Kormoran erſcheinen nur in ſehr kalten Wintern, noch ſeltener die Kropfgans; die Viper und die ſchwarze Otter ſind die einzigen giftigen Thiere; die meiſten und größten Fiſche hat der Bodenſee.

Die Geſammtzahl der Einwohner betrug zu Ende des Jahres 1841 1,701,726, eine für den Flächeninhalt des Landes ſehr bedeutende Bevölkerung, welche aber ſehr ungleich vertheilt iſt, indem in Oberſchwaben, auf dem Schwarzwald und auf der Alb nur 2000 bis 2400, in manchen Gegenden des Mittellandes aber 10 bis 12000 Menſchen auf einer Q.Meile wohnen. Der Abſtammung nach gehören ſie meiſt zum ſchwäbiſchen, theilweiſe auch zum fränkiſchen Stamm, wozu noch Abkömmlinge verſchiedener andern deutſchen Stämme und von Fremden: Iſraeliten, Franzoſen und Piemonteſer kommen, welche letztere zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts einwanderten. Im Durchſchnitt iſt der Württemberger von mittlerer Größe, geſundem und kräftigem Körperbau, dem Charakter nach unterſcheiden ſich der ruhige, ernſte Neckarländer, der heitere, geſellige und abgeſchliffene Nordländer fränkiſchen Stammes, der treuherzige biedere Schwarzwälder, der geduldige, gutmüthige und zutrauliche Aelpler und der kräftige, gaſtfreundliche, genußfrohe Oberländer. Die Mundart iſt größtentheils die ſchwäbiſche, von ihr findet im Süden ein Uebergang zur ſchweizeriſchen, im Norden zur pfälziſchen und fränkiſchen Mundart ſtatt. Was die geiſtigen Anlagen betrifft, ſo ſind hierin die Württemberger durchaus nicht vernachläſſigt, und die „dummen Schwaben", wie ſie die eitle, lächerliche Anmaßung anderer deutſchen Volksſtämme bisweilen nennt, haben unter ſich einen Kepler, Wieland, Schiller, Hegel, einen Zumſteg, Wächter, Hetſch, Danneker, Müller u. ſ. w. aufzuweiſen, Altwürttembergs gelehrte Schulbildung aber iſt ſeit Jahrhunderten berühmt. Der Religion nach zählt man 1,170,599 Evangeliſche, 519,425 Katholiken, 118 Mitglieder anderer chriſtlichen Religionsſekten und 11,584 Iſraeliten. Wohnplätze gibt es 9,634, nämlich 134 Städte, worunter Stuttgart mit 43,000, Ulm mit 17,000, Reutlingen und Heilbronn mit 12,000, Eßlingen mit 11,000 und Ludwigsburg mit 10,000 Einwohnern die bevölkertſten ſind, 1687 Marktflecken und Dörfer, darunter Ebningen mit 5000, Schwenningen mit 4000 Einwohnern, 3100 Weiler, 2554 Höfe, 2079 einzelne Wohnplätze und 51 einzelne Schlöſſer. Der Nahrungszuſtand iſt im Ganzen gut, es herrſcht zwar kein großer Reichthum, aber deſto mehr Wohlhabenheit im Lande, nur etwa 20 bis 25 Orte kann man ganz arm nennen. Landwirthſchaft iſt die Hauptnahrungsquelle und hat ſich in neuerer Zeit beſonders durch die eben ſo eifrige als umſichtige Fürſorge der Regierung ſehr vervollkommt, man baut vornehmlich Getreide, Hülſenfrüchte, Futterkräuter, Kartoffeln, Küchen- und Gartengewächſe, Flachs und Hanf, ferner auch Oel- und Färbepflanzen, Hopfen, Gewürz- und Arzneikräuter, etwas Tabak und Cichorie; ſehr bedeutend iſt der Obſt- und Weinbau, man unterſcheidet zwiſchen Neckar-, Tauber- und Seeweinen; die Forſt- und Waldkultur hat ſich neuerdings ſehr verbeſſert; Torf wird namentlich im Südlande gegraben, Verſuche mit Steinkohlen ſind bis jetzt nicht gelungen; Salz gewinnt man in Menge und auch zur Ausfuhr, an Metallen aber vorzüglich nur Eiſen, von andern Mineralien Sandſtein, Kalkſtein, Marmor, Gyps, Alabaſter, Kalkſchiefer (die zur Lithographie ſehr brauchbaren Kolbinger Platten), Mühl- und Wetzſteine, Töpfer-, Walker- und Farbenerde u. ſ. w. Die Rindviehzucht iſt ſehr bedeutend, auf ſie folgt an Bedeutung die Schafzucht, auch die Pferdezucht kommt wieder mehr in Aufnahme, weniger beträchtlich iſt die Schweinzucht, Ziegen und Eſel hält man wenig, dagegen viel Geflügel, ferner zieht man Bienen, Schnecken (auf der Alb), Seidenwürmer und Blutegel; die Fiſcherei gewährt keinen beſonders großen Ertrag, noch weniger die Jagd. Gewerbfleiß und Handel ſind durch die raſtloſen Bemühungen und die kräftige Unterſtützung der Regierung, beſonders ſeit dem Abſchluß des großen deutſchen Zollvereins, zu ſchöner Blüthe gekommen, Fabriken von größerer Ausdehnung, wie ſie früher dem Lande fehlten, entſtanden in bedeutender Anzahl und auch die Kleingewerbe machten große Fortſchritte. Hauptzweige der Induſtrie ſind die Linnen-, Wollen- und Baumwollenfabrikation und die Lederbereitung, ferner verfertigt man Seidenwaaren, Hüte, Papier, Tapeten, Strohgeflechte, Drechslerwaaren, Bürſten, Leim, Lichter, Seife, Holzkohlen, Kienruß, Harz, Theer, Pech, Terpentin, Holzwaaren, Oel, Senf, Tabak, mouſſirender Wein, Eſſig, Branntwein, Eiſen (die Eiſengießerei zu Waſſeralfingen iſt berühmt), Gewehre, Schwarzwälder Uhren, lackirte Blechwaaren, Gold-, Silber- und Meſſingwaaren, Töpfergeſchirr, Farbwaaren, Vitriol, Alaun, Soda, Salpeter, Schießpulver u. ſ. w. Die Buchdruckerei und der Bücherverlag haben in der neuſten Zeit eine große Ausdehnung erlangt und Stuttgart, deren Hauptſitz, wetteifert darin ſelbſt mit Leipzig. Ferner verfertigt man vorzügliche phyſikaliſche, optiſche und muſikaliſche Inſtrumente, die Walkerſchen Orgeln ſind in ganz Europa berühmt. Der innere Handel iſt bedeutender als der auswärtige, Vieh, Wolle, Getreide und Holz, Wollen- und Linnenwaaren und Leder ſind Hauptgegenſtände der Ausfuhr, eingeführt werden vornehmlich Material-, Apotheker-, Kolonial-, Galanterie- und Seidewaaren, Handelsgewächſe und Spezereien. Der Zwiſchen- und Speditionshandel iſt anſehnlich. Schifffahrt wird auf dem Neckar, der Donau und dem Bodenſee, neuerdings auch mit Dampfſchiffen getrieben, Flößerei auf dem Neckar und einigen ſeiner Nebenflüſſe, auf der Murg, Kinzig und Iller; vorzügliche Straßen befördern den Handel und Verkehr und nun wird das Land auch Eiſenbahnen bekommen. Die Handels- und Gewerbs-reichſten Städte ſind: Stuttgart, Ulm, Heilbronn, Cannſtadt, Calw, Eßlingen, Reutlingen, Tuttlingen, Friedrichshafen, Gmünd, Göppingen, Heidenheim, Balingen, Ebingen, Kirchheim, Pfullingen, Biberach, Ravensburg, Nagold, Nürtingen, Baknang, Rotweil, Urach und Geislingen.

Württemberg iſt ein erbliches, zum Deutſchen Bunde gehöriges Königreich, das nach der am 25. Sept. 1819 zu Stande gekommenen Verfaſſung regiert wird; oberſte Behörde iſt der Geheime Rath, die Staatsverwaltung iſt unter die 5 Miniſterien der Juſtiz, der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und des Kirchen- und Schulweſens, des Kriegsweſens und der Finanzen vertheilt. Die Landſtände haben Theil an der Geſetzgebung, das Steuerverwilligungs- und Petitionsrecht, und beſtehen aus den beiden Kammern der Standesherren und der Abgeordneten. In politiſcher Hinſicht iſt das Land in 4 Kreiſe, den Neckar-, Schwarzwald-, Donau- und Jaxtkreis, in die Stadtdirektion Stuttgart und 63 Oberämter getheilt; in jedem Kreiſe befinden ſich eine Kreisregierung, ein Kreisgerichtshof und eine Kreisfinanzkammer, jedes Oberamt hat auch ſein beſonderes Oberamtsgericht; die Gemeindeverwaltung iſt möglichſt frei und ſelbſtſtändig, jede Gemeinde hat neben ihrem Gemeinderath auch noch einen Bürgerausſchuß, der jenem gegenüber die Bürgerſchaft vertritt. In kirchlicher Hinſicht beſtehen 6 General- und 48 Special-Superintendenzen in der evangeliſchen, 28 Dekanate unter dem Landesbiſchof zu Rottenburg in der katholiſchen Kirche und 13 iſraelitiſche Rabbinatsbezirke. Die Bildungsanſtalten ſind vorzüglich, in der neuſten Zeit wurden auch viele Realanſtalten gegründet; neben der Landesuniverſität in Tübingen ſind zu erwähnen: das theologiſche Stift mit den 4 niedern Seminarien für die evangeliſche, das Wilhelmsſtift, die 2 niedern Konvikte und das Prieſterſeminar für die katholiſche Kirche, die 2 Schullehrerſeminarien, das landwirthſchaftliche und Forſtinſtitut zu Hohenheim, die polytechniſche und Kunſtſchule u. ſ. w.; auch an Wohlthätigkeitsanſtalten fehlt es nicht. Das Bundeskontingent beträgt 20,933 Mann, der Friedensſtand aber belauft ſich nur auf ungefähr 7000 Mann, das Militärſyſtem iſt neuerdings vorzüglich eingerichtet und auch im Auslande rühmlich bekannt; die jährlichen Einkünfte belaufen ſich auf etwa 12 Millionen Gulden und das Finanzweſen befindet ſich im beſten Zuſtande.

Von uralten Zeiten her gehörte Württemberg zu Deutſchland, im erſten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung aber beſetzten die Römer das Land, welches nun länger als zweihundert Jahre unter dem Namen des Zehentlandes eine römiſche Provinz bildete, die durch Kaſtelle nicht nur, ſondern auch durch einen fortlaufenden Mauerwall und Graben gegen feindliche Angriffe geſchützt wurde, deſſen Spuren noch jetzt zu ſehen ſind und der bis auf den heutigen Tag unter dem Namen des Pfahlgrabens, Pfahlrains und der Teufelsmauer bekannt iſt. Von dem län-

Digitized by Google

gern Aufenthalt der Römer in dieſen Gegenden zeugen noch zahlreiche Ueberreſte, Trümmer von Tempeln und andern Gebäuden, Altäre, Bilder, Inſchriften, Scherben von Gefäßen, Münzen u. ſ. w., wie auch die Spuren alter Straßen, die in manchen Gegenden noch jetzt die Benennung: Römerſtraße, Steinweg, Hochſtraße führen. Bei Rottenburg ſtand Sumlocenne, der Hauptort des Zehentlandes, andere beträchtliche Niederlaſſungen lagen bei Rottweil, Köngen, Cannſtadt, Marbach, Heilbronn, Oehringen u. ſ. w. Schon in dem dritten Jahrhundert nach Chriſti Geburt aber begannen die Alemannen, ſueviſchen Stammes, ihre Angriffe auf das Zehentland, das ſie endlich nach langem, hartnäckigem Kampfe ganz eroberten. Erſt allmälig jedoch gewöhnten ſie ſich an feſte Wohnſitze und beſetzten nun das ganze Land vom Wasgaugebirge bis an den Lech und von den Alpen bis zur Lahn. Den Nordtheil dieſes Alemannenlandes unterjochte der Frankenkönig Chlodwig nach der Schlacht bei Zülpich 496 und machte es unter dem Namen Rheinfranken zu einer fränkiſchen Provinz; das öſtlich daran gelegene Oſtfeanken, das den nordöſtlichen Theil des jetzigen Württembergs umfaßte, entſtand aus der Südhälfte des thüringenſchen Reichs, die 531 der König Theuderich eroberte. Die ſüdlichen Alemannen aber, die ſich in den Schutz der oſtgothiſchen Könige begeben hatten, kamen 536 ebenfalls unter fränkiſche Herrſchaft und aus ihrem Lande wurde nun die Provinz Alemannien, erſt viel ſpäter und in kleinerem Umfange Schwaben genannt, gebildet. Jede dieſer Provinzen ſtand unter Herzogen oder Statthaltern und war in Gaue, dieſe wieder in Cente getheilt, deren Vorſteher Grafen hießen. Jetzt faßte auch das Chriſtenthum feſten Fuß in dieſen Gegenden, Kirchen und Klöſter entſtanden, letztere meiſt in oft abgelegenen Thalgründen, während auf den Berggipfeln ſich zahlreiche Burgen erhoben und eine Menge kleiner Weiler und Höfe das Land bedeckte, Städte aber erſt ſpäter entſtanden. In den Landesbeſitz theilten ſich viele Fürſten, meiſt von den früheren Gau- und Centgrafen, auch von den Provinzialherzogen abſtammend, und eine Menge Adelicher, großentheils die Lehens- und Dienſtleute jener.

Zu den nun meiſt ausgeſtorbenen Fürſtengeſchlechtern gehören das der Dynaſten von Ruck mit ſeinen Zweigen, den Schwäbiſchen und Tübinger Pfalzgrafen und den Grafen von Helfenſtein, die Grafen von Ingersheim, von welchen die Grafen v. Calw, Vaihingen, Löwenſtein und Lauffen und die Dynaſten v. Beutelsbach abſtammten, die Herzoge v. Zähringen, von denen die Grafen v. Teck ein Zweig waren, die Welfen, die Grafen v. Hohenberg, Achalm und Urach, Sulz, Kirchberg, Wartſtein, Zollern, Aichelberg, Sulmetingen, Berg, die Dynaſten v. Büren, v. Lupfen, Urſlingen, Neuffen, Steußlingen, Emerkingen, Hunderſingen, Juſtingen, Gundelfingen, Magenheim, Weinsberg, Hohenlohe, Königseck, die Truchſeſſen v. Waldburg, die Schenken v. Winterſtetten und Limpurg; das mächtigſte all dieſer Geſchlechter aber war die Bertholdſche Familie, welche von den alten Herzogen Alemanniens abſtammte und deren Mitglieder in vielen Gauen dieſes Landes die Grafenwürde bekleideten. Leutfried III. war der letzte alemanniſche Herzog aus dieſem Geſchlecht, den Pipin 798 abſetzte und nun das Land durch Kammerboten regieren ließ. Erſt 916 ſtellte der deutſche König Konrad I. die Herzogswürde in Alemannien wieder her, welche nun Fürſten aus verſchiedenen Geſchlechtern erhielten, bis ſie König Heinrich IV. 1080 an Friedrich v. Büren, den Stammvater der Hohenſtaufen, verlieh, deſſen Geſchlecht ſie bis zu ſeinem Ausſterben 1268 behielt, worauf 1288 König Rudolph I. das Herzogthum völlig auflöste.

Unter dieſen Herzogen iſt beſonders einer durch ſeine Schickſale merkwürdig. Herzog Ernſt II., der Enkel Luitpolds, des erſten Markgrafen in Oeſtreich aus dem babenbergiſchen Geſchlechte, deſſen Mutter Giſela nach ihres erſten Gemahls Tode ſich mit dem Herzog Konrad dem Salier vermählte, welcher kurz darauf (1024) den deutſchen Königsthron beſtieg. Mit dieſem ſeinem Stiefvater kam Herzog Ernſt bald wegen des burgundiſchen Erbes in Streit, wurde von ihm abgeſetzt (1027) und 2 Jahre lang gefangen gehalten. Hierauf aber ließ Konrad ihn frei und wollte ihm ſelbſt ſein Herzogthum wieder zurückgeben, wenn er verſpreche, ſeinen Lehensmann, den Grafen Werner v. Kyburg, der für den Anſtifter aller Unruhen galt, mit Macht zu verfolgen. Werner aber war des Herzogs Jugendfreund und ihm allein unter all' ſeinen Vaſallen auch in der größten Noth treu geblieben und darum ſchlug Ernſt das Begehren ſeines Stiefvaters beharrlich ab. Nun aber ächtete ihn dieſer und Ernſt mußte in's Elend wandern. Hier wurde Werner wieder ſein treuer Begleiter und mit dieſem zog er in die Wildniſſe des Schwarzwalds auf die Burg Falkenſtein, deren Trümmer unweit Schramberg noch heut zu Tage ſichtbar ſind, von wo aus er durch Raub und Plünderung ſein trauriges Leben friſtete, bis Konrads Kriegsvolk die Burg umzingelte und er mit ſeinen wenigen Getreuen im Verzweiflungskampfe gegen die Uebermacht am 12. Auguſt 1030 fiel.

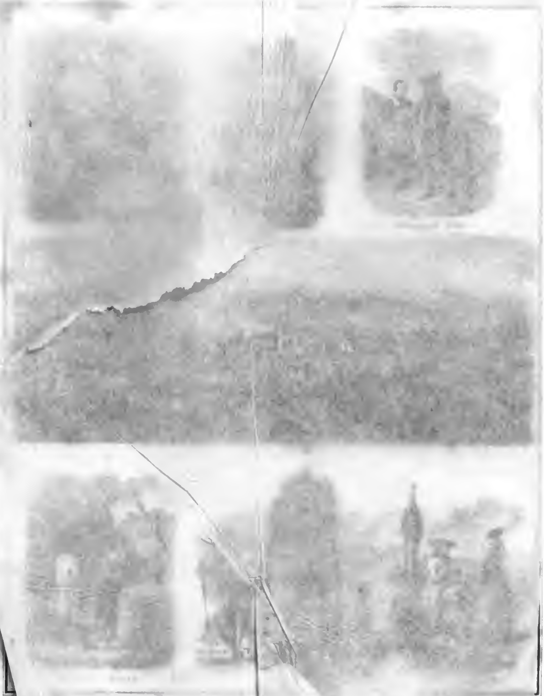
Dieſe Scene ſtellt das erſte Bild dar, auf dem Leichnam des treuen Werners ruht Herzog Ernſt, ringsum ſind die Schaaren der Sieger verſammelt und im Hintergrund blickt vom Berggipfel die Burg Falkenſtein herab. Das zweite Bild ruft uns eine Begebenheit aus dem Kampfe der Hohenſtaufen mit den Welfen in's Gedächtniß zurück, welche ebenſo wie Herzogs Ernſt Trauergeſchick durch Dichtungen verewigt worden iſt. Konrad III., der erſte deutſche König aus Hohenſtaufiſchem Stamm, belagerte im December 1140 Weinsberg, die Feſte ſeines Gegners, Herzogs Welf VI. Vergebens wagte dieſer einen Entſatz, er wurde geſchlagen und die Burg mußte ſich ergeben. Konrad erlaubte den Frauen der Belagerten von ihren beſten Habſeligkeiten ſo viel mitzunehmen, als ſie auf den Schultern zu tragen vermöchten, und ſiehe da! als nun die Pforten Weinsbergs ſich öffneten, kam heraus ein langer Zug von Frauen, jede ihren Ehegemahl auf dem Rücken. Hoch erſtaunt betrachteten die Sieger dieſen ſchönen Zug und den König ergriff dieſe treue Liebe der Frauen tief; als der Herzog Friedrich von Schwaben ihm vorſtellte, daß dieß gegen den Vertrag ſei, ſprach er: Ein Königswort ſoll man nicht drehen noch deuteln, und ließ die Frauen mit ihrer theuren Bürde herabziehen. Seitdem erhielt die Burg den Namen der Weibertreue und noch jetzt blicken ihre, durch hübſche Anlagen verſchönerten, Trümmer von einem Hügel bei der Stadt Weinsberg herab.

Das Bertholdſche Geſchlecht aber blieb auch nach dem Verluſt der Herzogswürde noch reich an Macht und Ehren, ſelbſt Karl der Große verſchmähte es nicht, ſich mit einer Tochter deſſelben, der ſchönen Hildegard, zu vermählen (771), die ihm ſeinen Thronfolger, Ludwig den Frommen, gebar, aber ſchon 793 ſtarb. Später theilte ſich dieſes Geſchlecht in verſchiedene Zweige, Ulrich VI. wurde der Stammvater der Grafen v. Buchhorn und Bregenz, Adelbert der Stammvater der Grafen v. Nellenburg und Veringen und von Robert ſtammt das württembergiſche Fürſtenhaus ab, der einzige Zweig dieſes uralten Geſchlechts, welcher nicht ausgeſtorben, ſondern im Laufe der Zeit zu immer ſchönerer Blüthe gekommen iſt.

Um die Mitte des eilften Jahrhunderts vermählte ſich Graf Ulrich, ein Sprößling dieſes Zweiges, mit Luitgard, der Schweſter Konrads, Dynaſten von Beutelsbach und Grafen im Remsgau, und Bruno's, der 1105 Abt zu Hirſchau wurde, wo er 1120 ſtarb. Da auch Konrad kinderlos ſtarb, ſo erhielt Ulrich das ganze, reiche Beutelsbachiſche Erbe und baute nun in einer der fruchtbarſten Gegenden Schwabens, am Neckarſtrand, eine Burg, die er ſeiner Gemahlin oder, nach damaligem Sprachgebrauch, ſeiner ehelichen Wirthin zu Ehren, Wirtinberg nannte und die nun für lange Zeit der Sitz ſeiner Nachkommen wurde. Dieſe, von denen zuerſt ſein Sohn Konrad genannt wird, waren treue Anhänger der Hohenſtaufen, bis deren Geſtirn ſich zum Untergang neigte, worauf die Brüder Ulrich I. und Hartmann III. zu ihren Gegnern übergingen, wofür ſie von dieſen reichlich belohnt wurden.

Beide Brüder theilten auch ihr Erbe, Hartmann erhielt die Güter an der Donau und in Oberſchwaben und er und ſeine Nachkommen nannten ſich nach ihrem neuen Wohnſitze, einem Schloſſe an der Donau, Grafen v. Grüningen; dieſer Zweig ging aber mit ſchnellen Schritten ſeinem Verfall entgegen, ſelbſt den Grafentitel legte er zuletzt ab und nannte ſich Herrn v. Landau, zog auch nach Verluſt ſeiner Erbgüter in Schwaben nach Oeſtreich, wo er ſich neue Beſitzungen erwarb, in der letzten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts aber ausſtarb.

Digitized by Google



Vertrag ...

...ln, un.

...n er,

...ſen

...em Hau..

Ver.

...

...ſe

...ielt

und

...nem

dieſer

gegen,

Herrn

Schwa.

, in der

...ſtarb.

Digitized by Google

Oberamt Cannstadt

Lichtenstein

Oberamt Ulm.

Stuttgart

Oberamt Urach.

Der Dom zu Ulm

Oberamt Ellwangen

Digitized by Google

Ein glücklicheres Geſchick hatte die Linie Würtiemberg, deren Macht ſchon Ulrich I. feſt und dauerhaft begründete. Denn er war ein Fürſt von ausgezeichneter Geiſtes- und Thatkraft, beharrlich in der Ausführung ſeiner Entwürfe, ausgezeichnet als Krieger und ſiegreich in jedem Kampfe. Von dem ungewöhnlich großen Daumen an dee rechten Hand erhielt er den Beinamen mit dem Daumen, den Stifter nannte man ihn, weil er das Stift zu Beutelsbach, wo ſeine Vorfahren ihr Erbbegräbniß hatten, erweiterte. Er ſtarb am 25. Januar 1265, und ihm folgten in der Regierung ſeine Söhne Ulrich II. und Eberhard III., mit dem Beinamen der Erlauchte. Beide waren gleich ihrem Vater kräftige Regenten, allein Ulrich ſtarb ſchon 1279 und nun führte Eberhard allein die Regierung. Gottes Freund, aller Welt Feind! war ſein Wahlſpruch und die Macht ſeines Hauſes zu erhöhen ſein Hauptbeſtreben. Das väterliche Erbe vergrößerte er anſehnlich und Württemberg war nun ſchon an Macht und Umfang der erſte Staat Schwabens. Fehden und Kriege füllten die ganze Regierungszeit Eberhards aus, mit allen deutſchen Königen, die während ſeines Lebens regierten, mit Rudolph I., Adolph, Albrecht I. und Heinrich VII. führte er Krieg, am unglücklichſten mit dem letzten, da er darübee zuletzt faſt ſein ganzes Land verlor (1311, 1312), aber auch nach Heinrichs Tode ſchnell wiedee gewann und nun die Reſidenz aus der zerſtörten Burg Württemberg nach Stuttgart verlegte, gleich darauf aber am Kampfe Friedrichs von Oeſtreich und Ludwigs von Baiern um die deutſche Königskrone eifrigen Antheil nahm. Eine Niederlage, die ſein Sohn Ulrich IV. erlitt, ging ihm ſo zu Herzen, daß ee kurz darauf ſtarb (7. Junius 1325). Sein Sohn glich ihm in dem Beſtreben, ſeine Macht wie ſein Gebiet zu vermehren, aber ee war weniger kampfluſtig als der Vater, dem in dieſer Hinſicht mehr ſein Enkel Eberhard IV. mit den Beinamen der Rauſchebart und der Greiner oder der Streitſüchtige glich. Dieſer kam 1344 mit ſeinem Bruder Ulrich V., der aber ſchon 1366 ſtarb, zur Regierung und führte faſt mit allen ſeinen Nachbarn Krieg, fing ſelbſt mit Kaiſer Karl IV. einen Kampf an, den er jedoch, da ſich das Kriegsglück gegen ihn erklärte, ſchnell und ohne großen Nachtheil zu beendigen wußte (1360). Den langwierigſten Kampf hatte er mit den Reichsſtädten zu beſtehen, welche damals, durch Handel und Gewerbe reich geworden, beharrlich gegen die Fürſtenmacht ankämpften. Dieſer Kampf, der, freilich mit mehreren Unterbrechungen, über 30 Jahre dauerte, war reich an Wechſeln des Kriegsglücks und beide Theile erlitten ſchwere Niederlagen während deſſelben. Für Eberhard war keine empfindlichee als die bei Reutlingen den 14. Mai 1377, weil hier ſo viele Adeliche umkamen. Er hatte ſeinen Sohn Ulrich mit einer ſtarken Kriegsſchaar auf die Achalm geſchickt und dieſer bedrängte von hier aus die Stadt Reutlingen auf jede Art; da zogen einſt die Bürger raubend das Ermsthal hinauf gegen Urach, Ulrich abee erwartete ſie auf ihrer Rückkehr bei der Stadt und griff ſie heftig an; doch während des Kampfes fielen ihm die, welche in der Stadt zurückgeblieben waren, in den Rücken und nach ſchwerem Verluſt mußte ee auf die Burg fliehen. Er hatte tapfer gekämpft und ſelbſt eine Wunde erhalten, aber dennoch zürnte ihm Eberhard ſehr und als er das erſtemal wieder nach Stuttgart kam und ſich mit dem Vater zur Tafel ſetzte, da nahm dieſer, ohne ein Wort zu ſprechen, ein Meſſer und ſchnitt zwiſchen ſich und dem Sohne das Tafeltuch entzwei (Bild Nro. 4.). Dieſe Beſchämung konnte Ulrich nicht vergeſſen, noch nach 11 Jahren, als Eberhard das Heer der Reichsſtädte bei Döffingen angriff (23. Auguſt 1388), eilte er, um die Scharte wiedee auszuwetzen, dem Vater voraus und griff die Feinde mit wildem Ungeſtüm an, doch tödtlich von einer Lanze getroffen ſank er nieder und gab gleich nachher den Geiſt auf. Der Vater aber, unerſchüttert durch dieſen Unfall, ſetzte rüſtig den Kampf fort und errang einen glorreichen Sieg, der die Macht der Reichsſtädte ſo ſehr ſchwächte, daß ſie gezwungen waren, mit dem Grafen Frieden zu ſchließen. Nicht lange mehr aber genoß dieſer die friedliche Ruhe nach langen Kämpfen, er ſtarb ſchon am 15. März 1392. Auch mit dem Adel hatte er zu kämpfen, und unter ſeinen Gegnern war einer der heftigſten Wolf v. Wunnenſtein, von ſeiner glänzenden Rüſtung der gleißende Wolf genannt. Im Sommer 1367 hatte der Graf mit ſeinem Sohne Ulrich ſich in's Wildbad begeben, nicht gerüſtet zum Kampfe, ſondern nur um die Heilquelle daſelbſt zu gebrauchen. Dieß ſchien Wolf mit ſeinen Genoſſen eine geſchickte Gelegenheit, den verhaßten Grafen gefangen zu nehmen, von zwei Seiten rückten ſie in dem engen Thale heran, damit ja Eberhard ihnen nicht entfliehen könnte, und dieſer, von allem bewaffneten Beiſtand entblößt, hätte ſich ihnen auch gefangen geben müſſen ohne die Treue eines Hirten, der ihn auf wenig betretenen Fußpfaden über's Gebirge nach der Burg Zavelſtein in Sicherheit brachte und den Grafen, als er, des Bergſteigens ungewohnt, ermattete, ſogar auf den Rücken nahm und rüſtig über die Berge trug (Bild Nr. 3).

Auch Eberhards Enkel und Nachfolger, Eberhard V., hatte einen ſchweren Kampf mit dem Adel zu beſtehen, der wider ihn den Schleglerbund ſtiftete, aber er ging ſiegreich daraus hervor. Im Städtchen Heimsheim nämlich hatten die Schlegler ſich zahlreich verſammelt und auch 3 von den 4 Häuptern des Bundes, die ſich den ſtolzen Namen Könige beilegten, waren zugegen. Da kam in aller Stille der Graf mit ſeinen Reiſigen und dem Landesaufgebote herangezogen und umringte das Städtchen. Rings um die Mauern wurde Holz und anderer Brennſtoff gehäuft und angezündet, der Wind trieb die Flamme nach Heimsheim und bald brannte es hier an allen Ecken und Enden. Da wußten ſich die Schlegler nicht mehr zu helfen, ſie zogen heraus barfüßig und barhäuptig und gaben ſich dem Grafen gefangen. Ein witziger Bauer, als er ſie ſo, die drei Häupter voran, herausziehen ſah, ſprach ſcherzend: Da ſind nun ſchon drei Könige, erwiſcht man noch den vierten, ſo gibt's ein Kartenſpiel. Dieſer Unfall der Schlegler hatte die Auflöſung ihres Bundes zur Folge und nun kehrte dauerndee Frieden in das von langen Fehden zerrüttete Land zurück. Denn Eberhard V. erhielt nicht umſonſt den Namen des Friedfertigen, Frieden zu erhalten, ließ er ſich eifrig angelegen ſeyn und ſelbſt die Reichsſtädte ſchloſſen ſich nun näher an Württemberg an. Dadurch erwarb ſich der Graf aber auch großes Anſehen und kam 1400 ſelbſt zur Königswürde in Vorſchlag. Er ſtarb den 16. Nov. 1417 und ihm folgte ſein Sohn Eberhard VI., welcher durch ſeine Vermählung mit Henriette, Gräfin v. Mömpelgard, dieſe Grafſchaft an's württembergiſche Haus brachte, aber ſchon am 2. Julius 1419 ſtarb. Seine beiden Söhne, Ludwig I. und Ulrich VII., theilten 1442 das Land, das aber glücklicher Weiſe ſchon nach 40 Jahren wieder und zwar für immer vereint wurde.

Ulrich VII., dem ſeine Herzensgüte den Namen des Vielgeliebten erwarb, hatte in ſeinee Familie, wie in ſeinen Unternehmungen wenig Glück, im Jahre 1449 wurde er in einen verderblichen Krieg mit den Reichsſtädten verwickelt und am 30. Junius 1462 gerieth er in die Gefangenſchaft des Pfalzgrafen Friedrich, den er dem Kaiſer Friedrich III. zu lieb bekämpfte, und mußte ſich durch ſchwere Opfer löſen. Seine beiden Söhne Eberhard und Heinrich aber thaten ihm jedes Herzeleid an und nur mit Hülfe ſeines Neffen Eberhards VII. brachte er ſie zur Ruhe; Heinrich, der durchaus nicht im geiſtlichen Stande, zu dem er Anfangs beſtimmt war, bleiben wollte, erhielt durch den Uracher Vertrag am 12. Julius 1473, gegen Verzichtung auf ſeine Anſprüche an Württemberg, die Grafſchaft Mömpelgard, der ältere Sohn Eberhard VIII. aber wurde dadurch beſchwichtigt, daß 1480 der Vater die Regierung an ihn abtrat. Doch Ulrich ſtarb ſchon am 1. September dieſes Jahrs und ſeinem Sohn fiel die Laſt ſeiner Regierung bald ſo beſchwerlich, daß er im December 1482 dieſelbe an ſeinen Vetter Eberhard VII. abtrat. Dieſer war Ludwigs I. Sohn, kam nach ſeines Vaters Tod (24. September 1450) zugleich mit ſeinem Bruder Ludwig II. zur Regierung und erhielt dieſe, da der von früher Jugend auf an Körper und Geiſt ſchwächliche Ludwig am 3. November 1457 ſtarb, allein. Als Jüngling machte er ſeinem Oheim und Vormund Ulrich VII. ebenfalls viel Kummer, denn ſeine ſchlechte Erziehung hatte ihn wild und ausgelaſſen gemacht und er gab in Ausſchweifungen ſeinem Vetter Eberhard VIII. wenig nach. Bald jedoch ging er in ſich, von einer Pilgerfahrt nach Paläſtina, ſeit welcher er den Bart wachſen ließ und daher auch den Beinamen der Bärtige oder im Bart erhielt, kam er als ein ganz anderer Menſch zurück, und Reiſen, ſo wie ſeine

Digitized by Google

treffliche Mutter Mechtild und ſeine durch Geiſtesbildung und Charakter gleich ausgezeichnete Gemahlin Barbara, die Tochter des Markgrafen Ludwig Gonzaga von Mantua, vollendeten ſeine Umbildung. Von nun an wurde ſeines Volkes Glück das einzige Ziel ſeines Strebens und er ſelbſt einer der vortrefflichſten Regenten, den Kaiſer Maximilian I. ſehr hoch ſchätzte und ehrte, und der als Fürſt im größten Anſehen ſtand. Als er mit ſeinem Vetter Eberhard VIII. am 14. December 1482 den Vertrag zu Münſingen ſchloß, der ihn zum Alleinherrſcher machte, ſetzte er die Untheilbarkeit des Landes für alle Zeiten feſt; indem er den Antheil, den die Abgeordneten der Städte des Landes ſchon ſeit längerer Zeit an deſſen Verwaltung nahmen, geſetzlich beſtimmte, gründete er die landſtändiſche Verfaſſung Württembergs; er verbeſſerte die Rechtspflege und Polizei, beförderte Handel und Gewerbe, war ein Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Gelehrten und ſtiftete 1477 die Univerſität Tübingen. Auch bei der Stiftung des ſchwäbiſchen Bundes (1488), der zur feſtern Begründung des Friedens in Schwaben ſo viel beitrug, war er eifrig thätig, und wegen ſeiner vielfachen Verdienſte auch um das deutſche Reich ertheilte ihm Kaiſer Maximilian I. auf dem Reichstage zu Speier am 21. Julius 1495 die Herzogswürde. Dieß geſchah auf freiem Felde vor der Stadt, wo der Kaiſer in vollem Schmucke, inmitten der Fürſten des Reichs, auf dem Throne ſaß und dem Grafen als Zeichen ſeiner neuen Würde ein Schwerdt überreichte, auch ihn mit dem herzoglichen Hut, Rock und Mantel bekleiden ließ. Eberhard ſtarb aber ſchon im nächſten Jahre am 24. Februar und ihm folgte ſein Vetter, als Herzog Eberhard II., auf dem Throne nach. Dieſer jedoch wurde ſchon am 9. Junius 1498 der Regierung entſetzt und der erſt 11jährige Sohn ſeines Bruders, Ulrich, zum Herzog ernannt. Für ihn regierte ein Ausſchuß der Landſtände und der herzoglichen Räthe, und einige der letzteren, wie der Kanzler Lamparter und der Erbmarſchall v. Thumb, wußten auch, da Ulrich 1503 die Regierung ſelbſt antrat, ſich am Ruder zu erhalten.

Der junge Fürſt, der gleich in ſeinem erſten Krieg 1504 ſich Ruhm und eine anſehnliche Gebietsvergrößerung erwarb, lebte herrlich und in Freuden, im März 1511 feierte er mit größter Pracht ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Sabine von Baiern, der Nichte Kaiſers Maximilian. Endlich aber wußten Lamparter und ſeine Genoſſen kein Geld mehr herbei zu ſchaffen, und da ſie nun das Umgeld von Wein und Fleiſch einführten, Maß und Gewicht verringerten, brach ein ſchwerer Aufſtand im Lande aus (1514). Im Remsthale begann er, wo das Haupt einer Geſellſchaft dürftiger aber luſtiger Leute, die ſich den armen Konrad nannte, in zahlreicher Begleitung unter Trommel- und Pfeifenklang an die Rems zog und das neue Gewicht in's Waſſer warf, damit durch ein Gottes Urtheil entſchieden werde, ob der Herzog Recht habe, indem er das Umgeld auflege, oder die Unterthanen, indem ſie daſſelbe zu entrichten ſich weigerten; ſchwämme das Gewicht auf dem Waſſer, ſo ſollte der Herzog Recht haben, natürlich aber ſank es unter und nun griffen zuerſt die Remsthäler zu den Waffen. Doch gelang es dem Herzog, den Aufſtand zu unterdrücken, aber erſt nachdem er mit den Abgeordneten ſeines Volkes den Tübinger Vertrag abgeſchloſſen hatte (18. Julius 1514), der ſeitdem als der Grundpfeiler der württembergiſchen Verfaſſung galt und dem Lande einige neue und wichtige Rechte gewährte. Kaum aber war dieſer Sturm vorüber, ſo rief der Herzog durch die Ermordung Johanns v. Hutten (8. Mai 1515) und die Mißhandlung ſeiner Gemahlin einen neuen hervor, und ehe noch dieſer recht beſchwichtigt war, reizte er durch Einnahme der Stadt Reutlingen (28. Januar 1519) den ſchwäbiſchen Bund gegen ſich auf und mußte nach kurzem Kampfe aus ſeinem Erbfürſtenthum entweichen, welches der Bund 1520 an Oeſtreich überließ.

Die Volksſage weiß von den Schickſalen Ulrichs bei ſeiner Vertreibung manches Intereſſante zu erzählen, im Hohlenſtein beim Dörflein Hardt ſoll er nach ſeiner Niederlage drei Tage lang verborgen geweſen und durch etliche Bauern dieſes Dörfchens bald verhungert gefunden worden ſeyn, hierauf längere Zeit in der Nebelhöhle verweilt haben, von wo aus er bei Nacht das nahe Schloß Lichtenſtein beſuchte (Mittelbild). Auch erzählt ſie, daß ihn auf der Flucht der Prior des Kloſters Güterſtein bei Urach, da er um Herberge bat, ſchnöd abgewieſen habe, worauf Ulrich zornig ausrief: Wart, Pfaffe, Du hältſt dein Kloſter für ein zweites Rom, ich aber will ein zweites Jeruſalem daraus machen, und dieſe Drohung auch nach ſeiner Wiederkunft im Land durch die Zerſtörung des Kloſters erfüllte.

Was ihn damals beſonders auch kränkte, das war der Abfall vieler Adelichen von ihm; unter den wenigen, die ihm treu blieben, war der wackere Götz v. Berlichingen mit der eiſernen Hand, der ſich im Schloſſe zu Mökmühl vertheidigte, ſo lang er konnte. Daher ließ ihn der ſchwäbiſche Bund nach Heilbronn führen und dort gefangen ſetzen, bis er eine Urphede geſchworen hätte. Da er dieß nicht thun wollte, beſtellten die Herren von Heilbronn die Weinſchröter, daß ſie ihn ergreifen und in den Thurm führen ſollten; als ſie aber kamen, faßte Götz gleich des Nächſten Wehr, „da ſchnappten ſie, wie Götz erzählt, wieder hinter ſich, und durch die Vermittlung ſeiner Freunde wurde er nun frei (Bild Nro. 6).

In Württemberg aber ging es, während ſein angeſtammter Fürſt vertrieben war, gar nicht ruhig her; die Liebe zu ihm und die immer mehr um ſich greifende Neigung zur Reformation machten der öſtreichiſchen Regierung viel zu ſchaffen und nun brach 1525 gar auch noch der Bauernkrieg los und erfüllte das Land mit Raub, Mord und Brand. Am 16. April erſtürmten die Bauern Weinsberg, wo ſie den Grafen Ludwig v. Helfenſtein und 70 Adeliche und Knechte gefangen nahmen, das angebotene Löſegeld verſchmähend, ſie vor die Stadt führten und hier ſie durch die Spieße jagend jämmerlich mordeten. Vergebens flehte des Helfenſteiners Gemahlin mit ihrem Söhnlein um Gnade für ihn, die Bauern ſetzten ſie unter lautem Spotte auf einen Miſtwagen und führten ſie nach Heilbronn (Bild Nro. 5). Die Rache hiefür blieb freilich nicht aus und mit blutiger Strenge wurde der Aufſtand unterdrückt, aber die fremde Herrſchaft wurde dadurch auch immer verhaßter, und mit Frohlocken empfing Württemberg ſeinen Erbfürſten, als er durch die Schlacht bei Lauffen (12. u. 13. Mai 1534) mit Hülfe des Landgrafen Philipp von Heſſen das Land wieder eroberte.

Durch den Vertrag zu Kadan (29. Junius 1534) kam Ulrich wieder in den vollen Beſitz Württembergs, doch mußte er, ſo ſchwer es ihn ankam, das Land als öſtreichiſches Afterlehen empfangen. Er führte nun ſogleich die Reformation darin ein und trat dem ſchmalkaldiſchen Bunde bei; da er aber 1546 an deſſen Kriege gegen den Kaiſer Karl V. Theil nahm, kam er von Neuem in Gefahr, es zu verlieren; der Kaiſer verzieh ihm zwar, da er ſich durch den Heilbronner Vertrag (3. Januar 1547) zur Bezahlung einer Geldſumme, zur Abbitte und zu einem Fußfall verpflichtet hatte, aber deſſen Bruder, der König Ferdinand, klagte ihn wegen verletzter Lehenspflicht bei den höchſten Reichsgerichten an und der Proceß hatte ſchon eine für den Herzog ſehr ungünſtige Wendung genommen, als der Tod dieſen am 6. November 1550 allen Trübſalen entriß.

Auf ihn folgte ſein einziger Sohn Chriſtoph, den eine Jugend voll Drangſalen und Leiden zu einem der beſten Fürſten bildete. Als 4jähriger Knabe ſchon, eh' er noch recht wiſſen konnte, daß ihm eine Herzogskrone beſtimmt ſei, verlor er die Ausſicht auf dieſelbe und wurde aus ſeiner Heimath weggeführt, um als ein beſchwerlicher Koſtgänger herumgeworfen zu werden. Aber die Vorſehung ſandte ihm in Tiffern einen treuen Freund und Lehrer zu, der ihn aus der Gefahr ein Türkenſklave zu werden, und der noch größern, ſein Leben in einem ſpaniſchen Kloſter vertrauern zu müſſen, errettete. Als Chriſtoph bei ſeinen Oheimen, den Herzogen von Baiern, in Sicherheit war, ſo forderte er ſein angeſtammtes Fürſtenthum vom Kaiſer zurück. Indeſſen aber hatte ſein Vater durch Waffengewalt erlangt, was er durch Unterhandlungen vergeblich zu gewinnen ſuchte, und freudig kehrte der Prinz in das lang entbehrte Vaterland zurück. Aber der argwöhniſche, mürriſche Vater quälte ihn nun ſo arg als vorher ſeine Feinde; er mußte ſogleich wieder fort und in franzöſiſche Kriegsdienſte, wo er nicht nur mit Mangel und Noth, ſondern auch mit den Nachſtellungen ſeiner Feinde zu kämpfen hatte. Erſt 1542 gelang es dem Landgrafen von Heſſen, ſeinen Vater einigermaßen mit ihm auszuſöhnen, und

Digitized by Google

dieſer wies ihm nun Mömpelgard zum Wohnſitze an, wo Chriſtoph bis zu Ulrichs Tode blieb.

Seine erſte Sorge war nun, den Proceß mit dem König Ferdinand zu endigen, was er auch durch den Vertrag vom 10. Auguſt 1552 glücklich zu Stande brachte. Hierauf führte er in Staat und Kirche von Neuem Ordnung ein. Er vollendete das Gebäude der württembergiſchen Verfaſſung, vereinte die Prälaten mit der Landſchaft noch enger in ein „einig zuſammengehörig Korpus“, führte das Inſtitut der fortwährenden landſtändiſchen Ausſchüſſe ein, welches hauptſächlich dazu beitrug, daß nicht auch in Württemberg, wie in andern deutſchen Ländern, die Landſtände nach und nach aufhörten, erläuterte und ergänzte den Tübinger Vertrag und vermehrte die Landesfreiheiten. Auch in den verſchiedenen Zweigen der Staatsverwaltung führte er mancherlei vervollkommnete Einrichtungen ein, ließ 1555 das Landrecht verfaſſen, verbeſſerte die Landesordnung (1561) und das Rechnungsweſen (1551), gab dem Lande gleiches Maaß und Gewicht (1555) und ſorgte auch eifrig für Gewerbſamkeit und Handel. Die neue, durch ſeinen Vater eingeführte, Kirchenverfaſſung ſtellte er wieder her und vollendete ſie, auf ſeinen Befehl wurde 1551 das württembergiſche Glaubensbekenntniß verfaßt, die Einheit der Lehre befeſtigte er durch Geſetze, ordnete den Kirchenrath als oberſte Aufſichtsbehörde der Kirche an (1553), beſtellte General- und Spezial-Superintendenten zu Aufſehern der einzelnen kirchlichen Bezirke, verbeſſerte die Kirchenordnung (1553, 1559), verwandelte durch die Kloſterordnung (1556) die Klöſter in Bildungsanſtalten für die Jugend, gab der Univerſität Tübingen und dem theologiſchen Stift daſelbſt eine beſſere Einrichtung und vereinigte alle Güter und Einkünfte der Landeskirche im Kirchengut. Alle dieſe Einrichtungen aber ließ er 1565 durch die Landſtände beſtätigen und war auch als Reichsfürſt und für die evangeliſche Religion eifrig thätig. Fürſten gleich ihm kennt die Geſchichte nur wenige, er ſtarb am 28. Dec. 1568 und ihm folgte ſein Sohn Ludwig, dem ſeine Zeitgenoſſen den Beinamen des Frommen gaben, der auch bei der Abfaſſung und Einführung der Konkordienformel in der evangeliſchen Kirche (1577) ſehr thätig war, und das Collegium illustre in Tübingen, als Bildungsanſtalt für Adeliche und Fürſtenſöhne gründete, ſonſt aber nicht viel Denkwürdiges vollbrachte.

Mit ihm ſtarb (28. Auguſt 1593) der regierende Stamm aus und die Regierung kam nun an den Grafen Friedrich I. von Württemberg-Mömpelgard, den Sohn des Grafen Georgs, eines Bruders des Herzogs Ulrich. Friedrich war ein an Geiſt und Körper ausgezeichneter Fürſt, der aber ganz andere Begriffe von Fürſtengewalt mit zur Regierung brachte, als bisher in Württemberg gegolten hatten, und ſich von allen Beſchränkungen ſeiner Macht möglichſt zu befreien ſuchte. Die alten Räthe mußten deßwegen auch ſogleich abtreten und neue, die zu des Herzogs Abſichten beſſer paßten, traten an ihre Stelle, unter ihnen war der Geheime Rath Enzlin des Herzogs Hauptrathgeber. Nun wurde durch den Prager Vertrag (24. Januar 1599) die öſtreichiſche Afterlehenſchaft in ein bloßes Anwartſchaftsrecht verwandelt und nach längeren Bemühungen auch der Tübinger Vertrag auf dem Landtag im März 1607 verändert, hiedurch aber zu der allmähligen völligen Abſchaffung der Verfaſſung der Weg gebahnt. Doch Friedrich konnte ſein Werk nicht vollenden, er ſtarb ſchon am 29. Januar 1608. Für die innere Verwaltung, für Gewerbe, Handel, Künſte und Wiſſenſchaften that er viel, auch war er ein großer Freund der Alchymie und andrer geheimen Künſte.

Mit dem Regierungsantritt ſeines Sohnes Johann Friedrich aber kehrte man zum alten Syſtem zurück und Enzlin mußte nun für die Unterſtützung der Plane des verſtorbenen Herzogs mit dem Tode büßen (1613). Daß dem Sohne die energiſche Thätigkeit des Vaters fehlte, erkannte man bald in der ganzen Staatsverwaltung, in welcher mancherlei Unordnungen einriſſen, und dieß war um ſo nachtheiliger, weil ſeine Regierung gerade in eine ſo bedenkliche Zeit fiel. Der alte Haß zwiſchen Katholiken und Evangeliſchen entbrannte heftiger als je, und 1608 ſchloß daher Johann Friedrich auch mit mehreren evangeliſchen Reichsſtänden den Bund der Union, der aber nach 13jähriger thaten- und wirkungsloſer Dauer ſich ſchmählich auflöste. Lieber verſuchte der Herzog nun durch die größte Nachgiebigkeit gegen den Kaiſer ſein Land vor den Stürmen des 30jährigen Kriegs zu ſchützen, aber vergeblich, deſſen Laſten und Leiden trafen auch Württemberg und beſchleunigten den Tod des Herzogs (18. Julius 1628). Jetzt folgte eine vormundſchaftliche Regierung, die aber dem Lande wenig Heil brachte, da die Kriegslaſten zunahmen und ihm durch das Reſtitutionsedikt (6. Mai 1629) das geſammte Kirchengut entriſſen wurde. Kaum ein Jahr aber, nachdem der junge Herzog Eberhard III. die Regierung ſelbſt angetreten hatte, fiel die unglückliche Schlacht bei Nordlingen vor (26. Auguſt 1634) und nun brach das Verderben vollends über Württemberg los. Jahre lang wurde das Land der Schauplatz ſchrecklicher Verwüſtung und verlor dabei 9 Zehntheile ſeiner Bewohner; erſt 1638 durfte ſein angeſtammter Fürſt zurückkehren und erſt durch den weſtphäliſchen Frieden (1648) gelangte er wieder zu vollem Beſitz ſeines Landes. Nun aber gab er ſich auch viele Mühe, die tiefen Wunden ſeines Fürſtenthums zu heilen, Ordnung und Wohlſtand hier wiederherzuſtellen, was ihm freilich nicht gelungen wäre, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, ſo ausgezeichnete, wackere Männer unter ſeinen Räthen zu zählen. Die alten Ordnungen und Geſetze wurden verbeſſert und mehrere neue, wie die Kanzleiordnung (1663), bekannt gemacht, auch das Kammerſchreiberei-Gut, als Familien-Fideikommiß, gegründet, und in dem Teſtament des Herzogs erhielt das fürſtliche Haus 1653 ein Hauptgrundgeſetz. Als er ſtarb (2. Julius 1674), folgte ihm ſein Sohn Wilhelm Ludwig, der aber nur 3 Jahre regierte (geſtorben 23. Julius 1677), worauf wieder eine langdauernde vormundſchaftliche Regierung eintrat, während welcher die Raubkriege Königs Ludwigs XIV. von Frankreich dem Lande neue ſchwere Wunden ſchlugen. Sie dauerten noch fort, als Eberhard Ludwig, des verſtorbenen Herzogs Sohn, 1693 die Regierung ſelbſt antrat, und auf ſie folgte, neue Beſchwerden bringend, der ſpaniſche Succeſſionskrieg (1701—1714). Aber das Schlimmſte kam erſt nach wiederhergeſtelltem Frieden: die berüchtigte Gräfin v. Würben, eigentlich Chriſtine Wilhelmine v. Grävenitz, ein mecklenburgiſches Fräulein, welche nun volle 20 Jahre eine unumſchränkte Herrſchaft über den Herzog und das Land führte, den Wohlſtand des letztern durch ihre Finanzkünſte und unerſättliche Habſucht zerſtörte und die ganze Staatsverwaltung in Verwirrung brachte, indem ſie den Herzog veranlaßte, ſeine Reſidenz nach dem, von ihm neugebauten, Ludwigsburg zu verlegen. In alle Zweige der Verwaltung griff ſie verderblich ein und brachte das Kammergut durch den von ihr veranlaßten Aufwand beim Hofe in die größte Zerrüttung, ſo daß ſie allgemein verwünſcht und ihr 1731 erfolgter Sturz mit allgemeiner Freude aufgenommen wurde. Eberhard Ludwig, der 1702 den Ritterorden von der Jagd, 1710 aber ein Zucht-, Waiſen- und Arbeitshaus ſtiftete und 1718 das erſte Rangreglement bekannt machte, auch 1724 die Schiffbarmachung des Neckars vollendete, ſtarb am 31. Oktober 1733 und nun kam die Regierung an den Herzog Karl Alexander von der Nebenlinie Württemberg-Winnenthal*), der 1712 zur katholiſchen Religion übergetreten war.

Die alten Regierungsgrundſätze hatten ſich mit der Form der Staatsverwaltung damals ſchon weſentlich geändert, dort waren höhere Begriffe von der Fürſtengewalt herrſchend geworden, hier hatte die frühere Einfachheit einer weit komplizirteren Einrichtung Platz gemacht, und nun brachte der neue Herzog, der ſich von früher Jugend an dem Kriegsdienſte gewidmet und zu einem der tüchtigſten Feldherrn emporgeſchwungen hatte, auch noch ſeine Begriffe von militäriſchem Gehorſam mit. Ein Jude, Joſeph Süß Oppenheimer, wurde ſein Hauptrathgeber und benützte die Gunſt des Fürſten trefflich für ſich und ſeine Spießgeſellen. In Finanzkünſten war er noch weit erfahrener als die Gräfin v. Würben, und gleich ihr wußte er die treuſten und tüchtigſten Staatsdiener auf die Seite zu ſchieben. Recht und

*) Dieſe Linie entſtand 1674, andere Nebenlinien waren Württemberg-Mömpelgard 1617—1723 und Württemberg-Weiltingen 1617—1705, letztere mit der Nebenlinie Württemberg-Oels, die 1792 ausſtarb.

Verfaſſung waren ihm leere Namen, ſein Grundſatz war: Der Herzog iſt Herr und Alles, was die Unterthanen beſitzen, gehört dem Herrn. Doch glücklicher Weiſe dauerte ſeine Herrſchaft nicht lange, denn ſchon am 12. März 1737 ſtarb der Herzog, eben als er mit Planen zu Unterdrückung der ſtändiſchen und kirchlichen Verfaſſung umging und nun mußte Süß ſeine ſchweren Verbrechen wider das Land mit dem Galgen büßen. Für den jungen Herzog Karl Eugen übernahmen nach einander die nächſten Agnaten, die Herzoge Karl Rudolph und Karl Friedrich die Regierung, und die dem Lande geſchlagenen Wunden wurden wieder geheilt, Regierung und Landſtände ſtanden im beſten Vernehmen, in die Staatsverwaltung, wie in die Finanzen kam wieder eine beſſere Ordnung.

Da trat im Januar 1744 Karl Eugen die Regierung ſelbſt an; er war ein Fürſt von ausgezeichneten Geiſtesgaben, aber auch von heftigen Leidenſchaften, Glänzen und Genießen ſeines Strebens höchſtes Ziel. Anfangs jedoch ging es noch gut und gerne verzieh man dem erſt 16jährigen Herzoge ſeine jugendlichen Thorheiten, da er ſich in der Regierung von den alten, erprobten Räthen leiten ließ. Allein nur zu bald verloren dieſe ſein Vertrauen, das ſich nun einem Rieger und Montmartin zuwandte, Leuten, welche ſich zu willigen Werkzeugen der Willkürherrſchaft hergaben und des Herzogs Gunſt theilten, bis es dem ſchlaueren Montmartin gelang, ſeinen Nebenbuhler zu ſtürzen. Jetzt begann eine Periode der Gewaltherrſchaft, wo kein Recht unangetaſtet blieb und die Landesverfaſſung ungeſcheut verletzt wurde. Gemeinwohl und Familienglück wurden vom Herzog der Befriedigung ſeiner Leidenſchaften geopfert, durch übermäßige Vermehrung des Heeres dem Lande tiefe Wunden geſchlagen und um Geld zu dem ungemeſſenen Aufwand für den Hof, für Feſte, Reiſen, Theater und Muſik zu erlangen, deſſen Wohlſtand zerrüttet. Monopole ſtörten Handel und Gewerbe, die Aemter wurden an den Meiſtbietenden verkauft, Anleihen von Beamten und vom Kirchengut erpreßt und die Vorſtellungen der Stände mit der Aeußerung, das geſchehe aus „abſoluter Herrſchermacht“, abgewieſen oder durch Drohungen und Gewaltthaten beantwortet. Aber das Project einer neuen Steuer brachte endlich die Unzufriedenheit im Lande zum Ausbruch, die Zeit ſtillen Duldens war vorüber, die Langmuth des Volkes erſchöpft und Niemand ließ ſich mehr durch ſchöne Redensarten von landesväterlicher Geſinnung und treuer Fürſorge für die Unterthanen täuſchen, die Landſtände klagten bei den höchſten Reichsgerichten (1764), und der merkwürdige und langwierige Rechtsſtreit entſtand, der am 21. Februar 1770 mit dem Abſchluß des Erbvergleichs endete, durch welchen die Landesverfaſſung eine neue Schutzwehr erhielt.

Nun begann die zweite, beſſere Hälfte der Regierung Karl Eugens, deſſen Leidenſchaften Genuß und Alter gedämpft, den der letzte Kampf mit den Landſtänden müde gemacht hatte und auf den ſeine zweite Gemahlin, Franziska, Gräfin v. Hohenheim, eine geiſtreiche, liebenswürdige Frau, nun den wohlthätigſten Einfluß übte. Sein Verſtand und ſeine Thätigkeit, auf beſſere Zwecke gelenkt, fanden jetzt in der Verbeſſerung der Landesverwaltung, in der Unterſtützung und Beförderung der Landwirthſchaft, der Gewerbe und des Handels, der Bildung, Künſte und Wiſſenſchaften einen ſchöneren Wirkungskreis. Kein Zweig der Staatsverwaltung blieb ohne Verbeſſerungen, für gute Polizei und Rechtspflege wurde eifrig geſorgt, die natürlichen Schätze des Landes beſſer benützt, gute Kunſtſtraßen angelegt, Feldbau und Viehzucht mannigfach gehoben. Beſondern Ruhm aber ſetzte der Herzog jetzt darein, Bildung und Unterricht, Künſte und Wiſſenſchaften zu befördern, er verbeſſerte die Univerſität, die Gelehrten- und Volksſchulen, ſtiftete eine öffentliche Bibliothek (1768), eine Kunſtakademie (1761) und die, während ihrer Blüthezeit weltberühmt gewordene Karlsakademie (1770), die 1781 zur Univerſität erhoben wurde, bald nach ihres Stifters Tode aber wieder einging.

Auch beim Ausbruch des Revolutionskriegs benahm der Herzog ſich mit vieler Klugheit, ſein Bruder Ludwig Eugen aber, der nach ſeinem Tode (24. October 1793) den württembergiſchen Thron beſtieg, nahm deſto eifrigeren Antheil am Kampfe wider Frankreich und ſtellte deßwegen auch die alte Landmiliz wieder her. Als er am 20. Mai 1795 ſtarb, folgte ihm der dritte Bruder, Friedrich Eugen, ein gütiger, menſchenfreundlicher, gerechter und unpartheiiſcher Fürſt, der aber den nun über das Land hereinbrechenden Kriegsſturm ebenfalls nicht zu beſchwören wußte und nach kurzer Regierung am 23. December 1797 ſtarb.

Nun kam ſein geiſtreicher und thatkräftiger Sohn, Friedrich II., ſeit 1734 wieder der erſte Regent Württembergs evangeliſcher Religion, zur Regierung, gerade als die nach langer Zeit wieder einberufene Landesverſammlung in voller Thätigkeit und hiedurch im ganzen Lande eine große Aufregung entſtanden war. Bald aber gerieth er mit den Landſtänden in Streit und der Kampf zwiſchen ihnen und der Regierung dauerte nun bis zu ihrer Auflöſung fort. Im Jahre 1801 machte der Frieden zu Lüneville den Kriegslaſten ein Ende und 1803 erhielt Friedrich die Kurfürſtenwürde und für den Verluſt ſeiner überrheiniſchen Beſitzungen eine anſehnliche Entſchädigung, welche er jedoch dem Stammlande nicht einverleibte, ſondern ihr unter dem Namen Neu-Württemberg eine eigene Regierung und Verwaltung gab. Im Herbſt 1805 kam hierauf Kaiſer Napoleon auf ſeinem Kriegszuge gegen Oeſtreich nach Württemberg und zwang den Kurfürſten, ſich mit ihm zu verbinden. Dafür erhielt dieſer nun die Königswürde, erklärte die Landesverfaſſung für aufgehoben (30. December 1805) und trat am 12. Julius 1806 dem neugeſtifteten Rheinbunde bei. Von 1805 bis 1810 erlangte er anſehnliche Gebietsvergrößerungen und bis 1813 nahmen ſeine Truppen an den Kriegen des franzöſiſchen Kaiſers ruhmvollen Antheil. In Würtemberg ſelbſt aber entſtand eine ganz neue Schöpfung, von dem Alten blieb wenig mehr übrig und mit den neuen Formen kam auch ein neuer Geiſt in die Staatsverwaltung. Der Wille des Souveräns wurde das höchſte Geſetz, ihn ſchnell und genau zu vollziehen, die erſte Pflicht. An die Stelle des Geheimen Raths traten nun das Staatsminiſterium und der Staatsrath. Die Leitung der einzelnen Zweige der Staatsverwaltung erhielten 6, ſpäter 7 Departements-Chefs, das Kirchengut verlor ſeine Selbſtſtändigkeit, das Militär wurde bedeutend vermehrt, der Hofſtaat prachtvoller und glänzender als je, das Land zuerſt in 12 Kreiſe, dann in eben ſo viel Landvogteien getheilt. Doch mit Napoleons Sturz änderte ſich auch in Württemberg wieder Manches, am 1. September 1815 trat ſein Fürſt dem deutſchen Bunde bei, und ſchon im Januar dieſes Jahrs ließ er dem Lande ſeinen Entſchluß verkündigen, ſtatt der alten Verfaſſung, welche „im Drange der Zeiten habe zu Grunde gehen müſſen“, eine neue „paſſendere“ zu begründen. Wirklich übergab er auch den auf den 15. März zuſammenberufenen Landſtänden die neue Verfaſſungs-Urkunde, allein dieſe wurde nicht angenommen und Friedrich ſtarb (30. October 1816), ehe die Verfaſſungs-Unterhandlungen zu irgend einem Reſultate gelangt waren.

Seinem Sohne und Nachfolger, König Wilhelm, blieb es vorbehalten, dieſe Unterhandlungen zu beendigen und die landſtändiſche Verfaſſung wieder herzuſtellen (25. September 1819), auch auf ſie ein ganz neues, in all' ſeinen Theilen verbeſſertes Regierungs- und Verwaltungsſyſtem, deſſen Hauptzüge oben ſchon angegeben worden ſind, zu gründen. Dafür und für das mannigfache Gute, welches Württemberg während ſeiner nun 28jährigen Regierung zu Theil geworden iſt, hat ſich jüngſt der innige Dank ſeines Volkes auf eine Weiſe ausgeſprochen, die das Jubelfeſt ſeiner 25jährigen Regierung Jedem, der daran Theil nahm, für immer unvergeßlich machen wird.

Pfaff.

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Pferd und Panther.

(Tafel 9.)

Nach und nach hatte ich mich im Herat eingelebt, und traf alle Anſtalt, mich ſo wohnlich zu umgeben, wie es die engliſchen Offiziere in dieſem üppigen Fabellande allgemein thun. Zwar iſt Afghaniſtan ſchon etwas ganz anderes, als das eigentliche Indien, und die Schneekuppen des Heri But, des Paropamiſus der Alten ſtehen ſo ſehr gegen die ſanften Hügelreihen, durch die der heilige Ganges dem Meere ſeine Wogen zuwälzt, ab, als der Charakter des milden Hindu, gegen den blutigen, tückiſchen Räuberſinn des Afghanen. Schnell aber wurden meine Pläne gekreuzt durch einen Befehl Sr. Excellenz des General-Gouverneurs, der mich als Bote zu den Khans der Kurden zu ſenden für gut fand.

Es war mir gerade nicht zuzumuthen, vor Entzücken über dieſe etwas ſehr riskirte Miſſion ohnmächtig zu werden, doch, faßte ich meinen Auftrag näher in's Auge, ſo war das Abenteuerliche, ſelbſt das Gefährliche deſſelben durchaus nicht ohne Reiz für einen kräftigen Lieutenant von 24 Jahren. Die mir bleibende kurze Zeit benutzte ich, mich ganz nach dem Muſter meiner Begleiter zu koſtümiren, denn ich fand in meiner Lage ihre Kleidung ſo bequem, als zweckgemäß. Die ungeheure Weite der Beinkleider war mir zwar Anfangs höchſt ungewohnt — die meinigen, von ſehr beſcheidenen Maßen, haben an jedem Schenkel ſechs Fuß Umfang — denn ſie gleichen auf's Haar einem doppelten Weiberrock, und ſind gleich dem Hemd von blutrother Farbe. Der Rock ähnelt ſehr dem langen Oberrocke, welchen die Engländer gewöhnlich auf den franzöſiſchen Karrikaturen tragen, aber ohne Kragen. Er iſt blau und an der Taille mit einem Shawl gegürtet. Ueber ihn trage ich einen gleichfalls ſehr weiten Mantel von grobem, braunem Wollenzeug, der in den eiſigen Nächten dieſer Zone gar nicht zu verachten iſt. Den Kopf bedeckt ein unendlicher Turban von weißem Mouſſelin, die Füße ſtecken in mächtigen Kurierſtiefeln mit ſpitzen Schnäbeln. Mein Gold trage ich in einem Ledergürtel auf bloßem Leibe.

Zur Begleitung waren mir drei Afghanen aus den Familien ihrer Khane beigegeben, und ich hatte alle Urſache, mit der Wahl zufrieden zu ſein. Fazil-Khan, ein dreißig Jahre alter, ſchöner Mann, treu wie Stahl, geht wie blind und mit nordiſcher Ruhe in jede Gefahr. Sein Stamm und ſeine Fertigkeit in Handhabung der Waffen ſind gleich bekannt. Daud-ul-Eddin, ſein Neffe, begleitet uns aus reiner, ritterlicher Luſt an Abenteuern; Achmet Huzarut-Khan und ſein Sohn Schems-Eddin erfüllen die Zahl. Nun gab es noch etwas Hartes auszuſtehen: die endloſe alberne Ceremonie des Abſchiednehmens! Mit ernſtem, feierlichen Ton wird der Abreiſende in Gottes Schutz empfohlen, die Erzengel und Engel werden beſchworen, ihn zu bewahren und zu ſchirmen, glücklich an's Ziel und zurück zu bringen, kühle Extraquellen für ihn zu bereiten und in aller Eile mannsdicke Dattelbäume herum wachſen zu laſſen! — Einmal, zweimal, läßt man ſich dieß zur Noth gefallen; aber ſo ſtehen wenigſtens anderthalb Dutzend parat, mit grauſem Augenverdrehen das zu ſagen, von dem ſie uns wenigſtens das Gegentheil wünſchen — es war eine Marter, der ein ſchwäbiſcher Leichenbitter hätte erliegen können. Alle wünſchten mir, ich möge glücklicher ſein, wie Oberſt Stoddart, und alle hofften, ich werde ſeinem Schickſale nicht entgehen und mein lockiges Haupt gut eingeſalzen zurückkommen, wenn auch ohne die weitere, angenehme Perſönlichkeit.

Die Dämmerung des anderen Tags traf mich mit meiner kleinen Karavane von ſechszehn Reitern, jeder mit einem Reſervepferd und ſechs Packgäulen, unterwegs. Der Marſch des erſten Tages glich einem Spazierritt durch herrliche, friſche, hallende Hochwälder auf ebenen ſchwellenden Graspfaden. Gegen Mittag fanden wir eine periodiſche Bergquelle, in ein mächtiges, uraltes Baſſin von Granitquadern gefaßt, welche uns und unſern Thieren ſehr zu ſtatten kam, denn die Sonne glühete zum Erſticken, und ich erkannte die Wohlthat des ungeheuern Turbans, deſſen Weiße die Sonnenſtrahlen abwies, und deſſen Umfang rings den Kopf beſchattet. Auch die koloſſale Weite der unteren Kleidung rechtfertigte ſich nach dem Sprüchwort: „was für die Kälte taugt, iſt auch gut in der Hitze." Als ſchlechte Wärmeleiter ließen ſie die Hitze, die oft mit eiſigen Windſtößen von den Firnen des Gebirges plötzlich wechſelt, ſo wenig wie die empfindliche Kälte des Morgens und Abends auf den Körper eindringen. Ein guter Grund für den großen Verbrauch von Pelzwerk in der heißen Zone von Aſien. Der Perſer, der Chineſe ſchwitzt mit wirklichem Genuß unter ſeinem feinen, kleidſamen Pelz, den er, gegen die äußere Temperatur, kühl findet, und welcher gegen jede plötzliche Abkühlung, die die Nähe hoher Gebirge immer bedingt, gleich verwahrt. Die Bewohner der gleichen Breitegrade Südamerika's tragen Ginghams und ſind weit weniger geſund und kräftig.

Gegen Abend erreichten wir Khuſch-Robat, wo uns ein antikes Karavanſerai von rieſigen Verhältniſſen aufnahm. Auch die klaren Bergwaſſer des Khuſch, der an die heimiſchen Forellenbäche erinnert, waren in Granitmauern, alt, wie die Berge, aus denen ſie ſtammen, und von gleichem Bauſtyl, eingedämmt. Keine Inſchrift nennt den alten Herrſcher, der in grauer Vorzeit die Quelle faßte, dem Fremdling die Herberge baute und das Feld des Landmanns gegen den Bergſtrom ſchützte, aber der Segen ſeines Thuns für die Menſchheit dauert fort, und der fromme Muſelmann verläßt die kühlende Quelle, das ſchirmende Obdach nicht, ohne ein dankbares Gebet für die Seele des Erbauers.

Nach einem Ritt von 45 engliſchen Meilen erreichten wir Killa-i-Dſchappat. Es iſt ein wahres Paradies, welches wir durchzogen, um in weiten Schlangenwindungen die Höhe des Gebirges zu erreichen, die

Digitized by Google

etwa 7000 Fuß über dem Meeresſpiegel ſich erhebt. Die Ausſicht in das ferne, üppige Hügelland, der Blick in die ſtillen Waldthäler, deren jedes ſeinen Bach ergießt, war zum Entzücken. Zuweilen trafen wir auf Khails der Horden, die hier nomadiſirend hauſen. Dann wollte der alte Huzarut-Khan ſtets in geordneter Reihe und — ſo zu ſagen — mit imponirender Pracht einziehen, und war beſonders bei Einem, ich weiß nicht warum — eines feierlichen Empfangs gewärtig. Es kamen uns auch wirklich einige Leute entgegen, worauf er, behaglich den grauen Bart ſtreichelnd, die Einwohner für ächte, wahre Muſelmänner erklärte. Plötzlich aber entdeckte der Falkenblick ſeines Sohns, daß es nur Sclaven ſeien, die man zu unſerm Empfang ſende. Wer wäre im Stande, den Zorn des alten Khans zu malen! Er betheuerte, die Gräber der Väter und Großväter derer verunreinigen zu wollen, die ihm ſolchen Koth zu eſſen böten und ſein Angeſicht ſchwarz färbten. Er verſicherte, ſie alle ſeien nicht nur Hunde, ſondern auch Söhne von Hündinnen ꝛc. Lachend erwiederte ich ihm: dieß ſei bei allen Hunden in ganz Frangiſtan der Fall! Er ſah mich ſtarr an, ſeufzte ſchwer und murmelte ſeine Verwünſchungen nur noch leiſe. — Dennoch wurden wir gaſtfrei empfangen, Jedem eine eigene Hütte eingeräumt und ſogleich mehrere fette Schafe geſchlachtet; einſtweilen aber kühle Milch, die mir beſonders behagte, und ein gewürziger, über Kräutern abgezogener Branntwein mit einfacher Herzlichkeit angeboten, die mich an die Patriarchen, die Moſes ſchildert, erinnerte.

Die Kurghabs oder Hütten der Turkmanen haben etwa 15 Fuß Höhe und wohl den gleichen Durchmeſſer. Die Wände ſind ſechs Fuß hoch, aus Weidenzweigen feſt geflochten, wie ein Korb, und überall mit Riemen durchbunden, ſo daß das Ganze nur ein biegſames Stück bildet, welches man aufrollen und leicht einem Kameel aufladen kann. Von außen iſt dieſe hölzerne Mauer mit dem hier ſehr häufigen Erdpech ſorgfältig überzogen, dann mit einem gefilzten Teppich überhangen, der nur einen Schlitz für die Thüröffnung hat. Das Dach beſteht ebenfalls aus getheertem Weidenflechtwerk, über welches ein beſonders dicker, waſſerdichter Filz ſich ſpannt, und bildet beim Abbrechen des Kurghabs ein zweites Rouleaux. Der Boden wird mit bunten Teppichen beſpreitet, deren lebhafte Farben ſich gar nicht übel ausnehmen. Die elaſtiſche Biegſamkeit des Ganzen trotzt jedem Sturm, ſchützt gegen Kälte und hält die Hitze ab, iſt auch jedem Raubthier unzugänglich.

Wir betraten nun die Wüſte, deßhalb kauften wir hier Kameele, Schläuche zum Trinkwaſſer u. ſ. w., dann zogen wir muthig dem beſchwerlicheren Theil unſerer Tour zu. Mittags erreichten wir ein Flüßchen, welches uns nach achtſtündigem Marſch in erſtickender Hitze äußerſt willkommen war. Bald war ein bequemer, ſchattiger Lagerplatz gefunden, und jeder ſtreckte ſich zu behaglichem Mittagsſchlaf, um in der Kühle des Abends geſtärkt weiter zu ziehen. Die Pferde, von Sattel und Zaum befreit, weideten umher oder kühlten ſich in der kryſtallklaren Fluth, die murmelnd zwiſchen zerriſſenen Felſenufern daher brauste. Die Sonne hatte die Mittagshöhe verlaſſen, als ich erwachte. Mein Lager mit den verſchiedenen Gruppen der kräftigen, markirten Geſtalten meiner Begleiter, die wiederkäuend ruhenden Kameele, die weidenden oder ſich wälzenden Pferde, gaben einen maleriſchen Anblick, zu deſſen beſſerer Ueberſicht ich einen beſchatteten Uferfels beſtieg.

Ein herrlicher Apfelſchimmel, das Lieblingsthier Schems-Eddins, war im ſeichten Gewäſſer aufrecht gegangen und riß wählig die ſäftigen Schlingpflanzen hie und da vom Fels. Mit Vergnügen folgte ich den graziöskräftigen Bewegungen des edlen Thiers, als plötzlich ein rauher, brüllender Schrei erſcholl, und hinter einem Felsblock hervor ein Panther dem Pferde auf den Rücken ſprang. Im höchſten Entſetzen, mit gehobenem Schweif und ſträubender Mähne flog das Pferd aus dem ſpritzenden Waſſer das Ufer hinan, indeß aus einer Höhlung der Uferklippen die Pantherin mit lautem Brüllen und gierfunkelnden Augen aufſetzte. Auf der Ebene verſuchte der Hengſt das zerfleiſchende Raubthier wälzend zu erdrücken — zu ſeinem Verderben, denn im Nu war die mit furchtbaren Sprüngen nachſetzende Pantherin da, ein Riß, und die Eingeweide rollten auf den blutigen Boden hin.

Mein Schreckensruf hatte die Gefährten erweckt, und, die Büchſe ergreifend, berichtete ich in fliegenden Worten. Fort ſtürmte Alles, doch Fazil-Khan zündete ruhig eine Pfeife an. Che sara sara; Allah kerim! (was ſein ſoll, wird ſein; Gott iſt groß!) ſprach er ernſt und würdevoll, ihr werdet den Panthern nicht auf Schußnähe kommen, und zur Nacht iſt ihnen das Mahl ſicher!

Es war, wie er ſagte. Die gewaltigen Katzen zogen ſich langſam und brüllend in die Felſen zurück, und wir hatten weder Zeit noch Revierkunde genug, ihnen zu folgen. Mit bitterm Grimm verließ Schems-Eddin das getödtete Pferd. Das Zeichen zum Aufbruch ward gegeben, und das fatale Flüßchen verlaſſend, wendeten wir uns in die, unabſehbar ſich hindehnende Wüſte. Fazil und Huzarut-Khan aber kürzten mir die erſten Stunden mit Erzählungen vom Panther, deren Weſentliches ich wieder gebe, berichtigt mit dem, was mir nach meiner Rückkehr ein gelehrter Freund darüber mittheilte.

In der Naturgeſchichte iſt der Panther und Leopard noch nicht durch beſtimmte Kennzeichen geſchieden, denn die regelmäßig oder regellos geſtellten Flecken, mit oder ohne ſchwarzen Mittelfleck, im ganz geſchloſſenen oder offenen Ringe, alles dieß findet man oft bei Einem Balg vereint. Größe, ſchlankerer oder gedrängterer Bau wechſeln eben ſo oft, wie auch das Verhältniß der Schwanzlänge gegen den Körper.

Er bewohnt Afrika und Aſien, vom Kap der guten Hoffnung bis in den Norden der Tartarei. Der ſchöne Balg iſt rothbraun — goldgelb — bis weiß-

Digitized by Google

gelblich mit dunkelen Flecken und Ringeln. Er iſt überall ſehr gefürchtet; denn leiſe ſchleicht er heran, erhaſcht ungewarnt die erſehene Beute, die er mit gewaltiger Stärke niederſchmettert, indem er ihr mit dem Schlage der Tatzen das Rückgrat zerbricht oder auf das größere Thier ſpringt und es zerfleiſcht, bis es ſtürzt. Er wird 2 Fuß hoch und 3½ Fuß lang. Sein Lager macht er in Felshöhlen unter den Wurzeln eines großen Baums, in die Höhlung ausgewaſchener Flußufer u. ſ. w. Das dichte Buſchwerk der Stromborde iſt ſein liebſter Aufenthalt, wo er die zur Tränke kommenden Thiere am ſicherſten überfällt. Er iſt äußerſt ſcheu und vorſichtig; in die Enge getrieben oder verwundet kämpft er mit furchtbarer Kraft und Gewandtheit.

Schon die Römer zeigten ihn in ihren Arenen, wodurch ihre Zahl im nördlichen Afrika ſehr vermindert ſein mag; heute ſind ſie vorzüglich in Conſtantine und Marokko ziemlich häufig. Sie werfen zwei anfangs blinde Jungen, die das Elternpaar, wenn ſie erwachſen ſind, aus dem Reviere vertreiben. Die Hottentotten und Aſiaten eſſen das weiße, zarte Fleiſch, welches wie Kalbfleiſch ſchmecken ſoll. Ein ſchöner Balg koſtet 15—20 Gulden. Dadurch, daß unſere Thierbändiger van Aken, van Amburgh und andere ihnen in der Gefangenſchaft Furcht beizubringen wußten, folgt nicht, daß ſie zähmbar ſeien. Der zur Jagd in Aſien abgerichtete Leopard iſt die kleinere, und in jeder Beziehung mildere Unze.

Müller.

Bilder aus Haity. Von Tr. Bromme.

(Siehe Pag. 2.)

3. Ein Intermezzo.

Kaum waren wir auf der Rhede angekommen, als zwei ſchwarze Offiziere an Bord kamen, um des Kapitäns Papiere zu unterſuchen, und da ſie dieſe in Ordnung und keine Kranken am Bord fanden, ertheilten ſie uns die Erlaubniß zu landen, und Waſſer und Lebensmittel einzunehmen. Die ganze Mannſchaft freute ſich ſchon darauf, an's Land gehen und ſich für die überſtandene Zeit der Leiden erholen zu können, wie ein Donner traf alſo jedes Ohr des Kapitäns Befehl an den Lieutenant der Patrioten, keinen von uns vom Bord zu laſſen, er ſelbſt aber verfügte ſich in der Jölle an's Land, verſprach Lebensmittel herüber zu ſenden, welches Verſprechen jedoch, mit oder ohne ſein Verſchulden, vergeſſen zu ſein ſchien, denn die Jölle kehrte, ohne das geringſte zu überbringen, zurück, und wir ſahen den Kapitän am Ufer verweilen, bis die Jölle wiederum am Heck befeſtigt war. — So mußten wir dieſen und die beiden folgenden Tage am Schiff mit unſern kleinen Rationen vorlieb nehmen, würden aber, im Angeſichte eines ſo reichen fruchtbaren Landes, unſere Noth doppelt empfunden haben, wenn nicht dann und wann mitleidige Schwarze, welche mit ihren Canoes alle Morgen nach Port au Prince zum Markte fuhren, die Mannſchaft mit Fiſchen und Früchten beſchenkt und der Supercargo nicht von ſeinem Privatvorrath etwas geopfert hätte.

Endlich am Abend des zweiten Tages, als ſchon dunkle Nacht die ganze Gegend deckte, und nur hier und da der Schimmer eines Lichtes die Hauptſtadt Haity erkennen ließ, kehrte der Kapitän mit ſeiner Chatulle und mehreren Geldſäcken verſehen, die er nebſt zwei Kiſten mit an's Land genommen hatte, in einem leichten Canoe zurück, ließ jedem der beiden farbigen Ruderer ein Glas Rum reichen und wieder abſtoßen, eilte nach der Kajütte, wo er ein Bündel Papiere zuſammenband und gab Befehl, das Boot mit vier Matroſen zu bemannen. — Mißmuthig und niedergeſchlagen wanderte ich auf der Wetterſeite auf und ab, als mich der Stuart zum Kapitän beſchied, den ich im eifrigen Geſpräch mit dem Lieutenant, dem Supercargo und erſtem Arzte in der Kajütte traf. „Sie müſſen mich heute Abend begleiten, beſter Freund," rief er mir entgegen, „nehmen Sie dieſen Hirſchfänger und dieſe Piſtolen." — Er ſelbſt bewaffnete ſich auf gleiche Art und füllte für jeden einen tüchtigen Nordweſter zum Abſchiedstrunk. — „Adieu, Brown," rief er, indem er dem Lieutenant die Hand ſchüttelte, „womöglich noch vor Sonnenaufgang bin ich wieder am Bord, und Sie, Mattos (zum Supercargo), machen Sie ſich's ſo bequem als möglich in meinem Berth (Schlafplatz); — in die Kajütte laſſen Sie Niemand, — ich ſchlafe!" Hierauf beſtiegen wir das Boot, ließen uns von der Ebbe treiben, und griffen nach einer in Stillſchweigen verbrachten halben Stunde, tüchtig in die Riemen. Der Kapitän ſteuerte und erlauſchte zu Zeiten beim Scheine einer glimmenden Cigarre die Richtung unſerer Fahrt nach einem Taſchenkompaß; ich ſaß vorn am Ring, mit einem Enterhaken verſehen, um, falls wir irgendwo anlaufen ſollten, gleich abſtoßen zu können. — Die Nacht war ſternenklar, und nachdem ſich unſer Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, konnten wir die Umriſſe der hoch aufſteigenden Küſte, auf welche wir los ruderten, deutlich erkennen. — Kapitän Knapp ſprach kein Wort; mechaniſch hielten die Bootsleute Takt, und pußteten bei jedem Ruderſchlage; mich beſchäftigte der Gedanke an das bevorſtehende Abenteuer zu ſehr, als daß ich die Schönheit dieſer tropiſchen Nacht recht hätte genießen können, ich ſah ſcharf aus, um nicht im Dunkeln anzurennen, und wurde dann und wann von einer Schildkröte aufgeſchreckt, die feurige Bogen um ſich beſchreibend, aus der Tiefe des Meeres emportauchte und dem nahen Lande zuruderte. — Plötzlich erfaßte uns die Strömung und trieb uns nach Nordweſt in eine kleine Bucht, wo wir trotz alles Abhaltens gar unſanft auf einen Sandgürtel geworfen wurden, der das allmälig aufſteigende, mit dichtem Buſch bedeckte Ufer umzog. — Wir wurden tüchtig durchnäßt und das Boot halb mit Waſſer gefüllt. — Des Kapitäns Koffer wurde an's Land gebracht und im Gebüſch verborgen; die Matroſen reinigten das Boot und machten es von Neuem flott, und ich ſtieg

Digitized by Google

mit dem Kapitän die Anhöhe hinauf, die, ein kahler Kalkſtein-Felſen-Vorſprung, eine freie Ausſicht auf die große Gonave-Bay gewährte, die gleich einem ſchwarzen Leichentuche vor uns im Dunkel der Nacht ausgebreitet lag. — „So! nun ſchnell zurück!“ rief Kapitän Knapp, indem er mir einen kleinen Brief in die Hand drückte, „ſagen Sie Jedem, der es zu wiſſen wünſcht, daß Sie mich unterhalb Leogane gelandet, und beſorgen Sie dieſen Brief ſo ſchnell als möglich nach Aux Cayes an meinen Bruder; — Sie ſind der Einzige, dem ich traue! — Eilen ſie an Bord zurück zu kommen, und nun — Gott befohlen! — In Carthagena ſehen wir uns wieder; — antworten Sie ſtets, wenn Sie das Wort „Bellarmin“ hören, mit meinem Namen, und vertrauen Sie ſich ganz der Leitung deſſen, der es ausſpricht!“ — Dabei drängte er mich den ſchmalen Pfad wieder herab, rief den Matroſen zu, „um's Leben“ zu rudern, und dem Lieutenant zu ſagen, daß er die Nacht in Leogane zubringen wolle, und blieb am Ufer, bis er uns weit genug von der Bucht entfernt ſah. — Unſere Rückfahrt war ſchwieriger, als wir vermuthet hatten, nach einer Stunde aber begünſtigte uns die ſteigende Fluth, und als der graurothe Lichtſtreifen die Berge belagerte, die ſich im Oſten von Port au Prince hinzogen, und die Nähe des Morgens vermuthen ließ, wurden wir von der Wache am Gangwege aufgerufen, und kletterten, ermattet von den Anſtrengungen der Nacht, am Bord des San José Pedrillo, der ruhig auf der Rhede von Port au Prince vor Anker ritt.

Der Pſeudo-Kapitän Raymon Mattos ruhte noch ſanft in des Kapitäns Koje, Lieutenant Brown aber, der Doktor und der Steuermann, durch des Kapitäns ſchnelle Wegfahrt beſtürzt, ſaßen, was noch nie geſchehen war, ſeit wir Baltimore verlaſſen hatten, hinter einer faſt leeren Bowle Punſch, die hingereicht hätte, die Steuerbordwache einer Fregatte trunken zu machen, und theilten einander ihre Vermuthungen mit, oder überließen ſich vielmehr, vom Geiſte erleuchtet, einer wohlgefälligen Selbſtbetrachtung. — Von mir verlangten ſie Aufſchluß, der ich faſt noch weniger als ſie ſelbſt wußte, ihnen aber treulich beiſtand, die Bowle zu leeren, und, uns als Schiffbrüchige betrachtend, ſie leicht beredete, den Sorgenbrecher von neuem füllen und der Mannſchaft ihre Dienſtzeit auf dem armen San José Pedrillo fröhlich enden zu laſſen. — Wie das Gebell des Ochſenfroſches tönte bald darauf die Stimme des halbtrunkenen Steuermanns: „Alle Hände auf Deck!“ — wir hörten Matroſen und Soldaten aus dem Logis ſtürzen und eilends das Vorder-Kaſtell verlaſſen, nicht anders meinend, die ſchwarzen Fiſcher hätten den Schooner überfallen, während Freund Tony, dem der Auftrag geworden, das Getränk zu bereiten, der aber, im Vorbeigehen geſagt, ſchon früher die Kajütten-Bowle tüchtig gezehntet zu haben ſchien, gleich einem Unheil verkündenden Vogel, gar jämmerlich ſang, ſchluchzte und die Rationen vertheilte, und bei jedem Becher gewiſſenhaft koſtete, damit keiner ſeiner Gäſte ſich über zu ſchwaches Getränk beſchweren könne. — In noch nicht einer Stunde war der San José Pedrillo das lebendigſte Schiff in der ganzen Gonave-Bay, vier Stunden ſpäter aber die Mannſchaft die betrübteſte, die je Salzwaſſer getreten hatte.

Morgens zehn Uhr bemerkten wir zwei Boote, von denen eins mit Soldaten bemannt war, auf uns zurudern und an unſerer Backbordſeite anlegen, und zwei Minuten ſpäter wimmelte das Deck des Pedrillo von Schwarzen und Mulatten, an deren Spitze ſich Mr. Grandpond, Adjutant Sr. Excellenz des Präſidenten von Haity, befand. — Er fragte mit vieler Höflichkeit nach dem Kapitän, und überreichte, nachdem er gehört, daß ſelbiger nicht am Bord ſei, dem Lieutenant einen Befehl des Präſidenten Boyer, nach welchem der „Patriot-Schooner San José Pedrillo von Baltimore“ der Republik verfallen ſei, und Kapitän und Mannſchaft gefänglich einzubringen wären; — unterzeichnet: Ingignac, Staatsſekretär. — Widerſtand wäre nutzlos geweſen; der Lieutenant mußte die noch vorhanden ſeienden Schiffspapiere, das Tagebuch und die Schlüſſel zur Kajütte und dem Zwiſchendeck abliefern, die Mannſchaft wurde auf Deck gerufen, nach der Rolle verleſen, und dann beordert, wie ſich Adjutant Grandpond ausdrückte, ſich anzuziehen und in den Booten unter militäriſcher Begleitung an's Land zu gehen. — Leider verſtanden wir den Sinn des Befehls nicht, denn da wir alle mehr oder weniger bekleidet waren, hielten wir es nicht für nöthig, nochmals Toilette zu machen. Ein Donnerſchlag war uns des Adjutanten Geheiß, welches einer ſeiner Leute unſerer Mannſchaft Engliſch vortrug, denn obgleich wir alle, vom Lieutenant herab bis zum Schiffsjungen, am Bord eine ſehr ſchlechte Behandlung hatten erdulden müſſen, war der Gedanke „Gefangene unter Schwarzen zu ſein,“ uns doch noch ſchrecklicher. — Unſer Supercargo, Raymon Mattos, ein auf St. Domingo geborner Kreole, glaubte, daß bei ihm, als Eingeborenen, eine Ausnahme gemacht werden würde, mußte aber zu ſeinem größten Leidweſen uns in den Booten Geſellſchaft leiſten, und eben ſo der Lieutenant, der ſchlechterdings nicht vor der Rückkehr des Kapitäns den Schooner verlaſſen wollte, — doch, was helfen Proteſtationen, wo die Uebermacht gebietet! — Kapitän Knapp hatte, nach Mr. Grandponds Ausſage, nicht Se. Excellenz den Präſidenten, er hatte die Republik beleidigt, in ihrem innerſten Weſen angegriffen; der Herr Lieutenant ſolle ſich nur ohne Weiteres zu uns in die Böte begeben.

So mußten wir denn das Schiff, auf welchem wir ſo vieles Ungemach, ſo manche Gefahr ausgeſtanden hatten, von allen Hilfsmitteln entblößt, verlaſſen, denn ſpäter erſt erfuhren wir, was der Adjutant unter ſeinem „Anziehen“ verſtanden hatte; — ein gemeiner Farbiger nämlich hat, wenn er ſich angezogen, ſein ganzes Eigenthum auf dem Rücken, und alſo war der Befehl, uns anzuziehen, nichts mehr und nichts weniger, als eine Aufforderung, nach unſerem Privat-Eigenthum zu greifen; — jetzt aber hatten wir nichts, als wie

Digitized by Google

wir gingen und ſtanden, und es war wenig genug, und erſt nach Monaten erhielten wir mit vieler Mühe unſere Kiſten und Koffer, die mit dem San José Pedrillo Eigenthum der Republik geworden waren, wieder zurück.

Zu jeder andern Zeit würde mir der Einzug in Port au Prince und meine Umgebung Vergnügen gewährt haben, jetzt aber hatte ein trauriger Blick in die düſter vor mir liegende Zukunft mich aller heiteren Stimmung beraubt; der maleriſche Reiz des herrlichen, vor mir liegenden Panoramas ließ mich kalt, und die burleske Würde der farbigen Soldaten, die ſich in ihrer bunten Tracht, die nach dem Zuſchnitt der franzöſiſchen Uniformen unter Napoleons Herrſchaft gemodelt ſchienen, zwiſchen uns blähten, und mir zu jeder andern Zeit eine reiche Quelle der Unterhaltung gewährt haben würden, verfehlten den Eindruck auf mich, und wie es ſchien, auch auf meine Gefährten, die in einer, ſei ſie nun durch traurige Gedanken oder zu reichlich genoſſenem Grog hervorgebrachten Apathie verſunken daſaßen. — Adjutant Grandpond in ſeiner prachtvoll geſtickten Uniform, mit Gold beſetzten rothen Hoſen und kleinen heſſiſchen, mit großen Troddeln und Sporen verſehenen Stiefeln, und einem großen Madrastuch um den Wollkopf geſchlungen, auf welchem ein dreieckiger Federhut wie eine Fregatte auf ſtürmender See hin und her wogte, war die Artigkeit ſelbſt, und ſuchte uns, die wir im Heck ſaßen, nach Kräften heiter zu ſtimmen, doch alles umſonſt, je näher wir dem Werfte kamen, deſto mehr ſtieg unſere Apathie, und mechaniſch ordneten wir uns zu einem Zuge, als wir am Quay landeten. — Eine Menge Farbiger beiderlei Geſchlechts waren am Ufer verſammelt, uns einbringen zu ſehen, und erfreuliche Bemerkungen drangen aus der Menge zu unſern Ohren, die hinreichend geweſen wären, das Herz eines Todten zu erſchüttern. — „Weiße Hunde, Seeräuber, Falſchmünzer,“ waren noch die zärtlichſten Namen, mit welchen wir beehrt wurden, und ich glaube, nur dem Anſehen Mr. Grandponds hatten wir es zu verdanken, daß uns die Menge nicht inſultirte. Mehrere weiße Leute befanden ſich unter den Farbigen, doch ſchienen ſie nicht die geringſte Notiz von uns nehmen zu wollen. Von einer großen Zahl Kinder mit Jubel verfolgt, durchzogen wir mehrere Straßen; am Place d'Armes, des Präſidenten Palaſt gegenüber, wurde Halt gemacht, — die Revue der Garde war eben vorüber; Präſident Boyer, von einer zahlreichen Leibwache und einer Menge eleganter, mit Goldſtickereien bedeckter Offiziere umgeben, kehrte nach dem Palaſt zurück, wo ihn der Staatsſekretär Ingignac empfing und auf uns aufmerkſam zu machen ſchien, denn Adjutant Grandpond befahl, uns in Ordnung aufzuſtellen, und Lieutenant Brown mußte abermals unſere Namen verleſen. — Präſident Boyer, ein kräftiger Mulatte, warf uns eben nicht die freundlichſten Blicke zu, und ſchien entrüſtet, daß der Kapitän entkommen ſei, beorderte eilends einige der ihn begleitenden Offiziere, die Südküſte der Gonave-Bay entlang den Kapitän Knapp auszutrommeln und ein Detachement nach Aux Cayes auf die Südküſte der Inſel hinab zu ſenden, um dort den Kapitän aufzuheben, falls er dorthin geflohen ſein ſollte; zugleich ſollten alle Haitier, die dem Kapitän Knapp zur Flucht behilflich geweſen wären, als Feinde der Republik betrachtet und beſtraft werden. — Mit Windeseile ſprangen einige der betreßten Offiziere die Straße nach Leogane hinab; Se. Excellenz begab ſich mit ſeinem Gefolge in den Palaſt, und dem Andrang gravitätiſch einherſchreitender Schwarzen und Mulatten zufolge, die ſich nach Amt und Würden im Vorhof des Palaſtes aufſtellten, — wie uns Grandpond ſagte, Mitgliedern des Senats —, ſchien die Cour des Präſidenten ihren Anfang nehmen zu wollen.

Der Place d'Armes iſt unſtreitig einer der ſchönſten Plätze von Port au Prince, viele zierliche, obgleich nur ein Stockwerk hohe Gebäude, unter denen des Präſidenten Palaſt das bemerkenswertheſte iſt, begränzen denſelben. In der Mitte des Platzes iſt am Fuße einer hohen Freiheitspalme (Palmeto), die auch das Wappen Haity's ziert, ein kleines Monument zu Ehren der Unabhängigkeit Haity's errichtet; — vor dem Palaſt, welcher mit einem eiſernen Geländer umgeben iſt, zieht ſich eine herrliche Orangen-Allee, und von dieſem Standpunkt aus genießt man eine ſchöne Ausſicht auf ein nach der Waſſerleitung führendes Portal, durch welches wir nach einer halben Stunde nach einem ein Paar hundert Schritt davon entfernten elenden Hauſe abgeführt wurden.

Dieſes Haus, welches uns der immer freundliche Grandpond als unſere jetzige Wohnung, oder beſſer Gefängniß, vorſtellte, war ein jämmerliches, dreißig Fuß langes und zwanzig Fuß breites Gebäude; die Wände deſſelben waren von geſplittertem weichem Holze geflochten und an der Außenſeite nur dürftig mit Muſchelkalk beworfen, Fenſter oder Luftlöcher hatte daſſelbe nicht; das niedere Dach, welches wir mit unſern Händen erreichen konnten, war mit Rohr und den Blättern der Kokospalme gedeckt; die einzige, ſehr ſchadhafte und mit weiten Klinſen verſehene Thüre von Palmenholz, die mittelſt eines elenden hölzernen Schloſſes befeſtigt wurde, und die kleinen Zwiſchenräume des Flechtwerks der Wände, von denen der Kalk größtentheils abgeſprungen war, ließen Licht genug hereinfallen, um alle Gegenſtände im Innern des Hauſes genau zu erkennen. — Von Meubles wurden wir nicht an Platz beſchränkt; ein Paar Steine, den Herd vorſtellend, in der Mitte des Hauſes, auf welchen noch einige Kohlen glüheten, waren das einzige Bemerkenswerthe, und einige ſtarke Bambusröhre, die in den Winkeln des Hauſes lehnten, und mit Maiskolben verſtopft waren, bildeten, wie wir ſpäter erfuhren, unſere Waſſerbehälter. — Gegen Abend, denn bis dahin hatte ſich Niemand um uns bekümmert, und Mr. Grandpond uns nach Einführung in unſer Palais verlaſſen, erhielten wir geflochtene Rohrmatten zum Lager, etwas Holz, das Feuer zu unterhalten, und Jeder eine Ba-

Digitized by Google

nane (Paradiesfeige) zum Abendbrod; — Waſſer allein bekamen wir im Ueberfluß.

Bei Einbruch der Nacht breiteten wir die Matten um das Feuer, hüllten uns in unſere mit vom Schiff gebrachten Decken, und ſuchten den, uns in dieſer traurigen Lage ſo nöthigen Schlaf, aus welchem wir öfters durch das Ablöſen der vor unſerer Hütte wachenden Soldaten, und durch empfindliche Stiche ſummender Musquitos erweckt wurden.

Vierzehn Tage waren wir gezwungen, in dieſer Lage zu verweilen, und zehn Tage lang blieben wir in der furchtbarſten Ungewißheit über unſere nächſte Zukunft; an dieſem und dem folgenden Tage aber wurde Lieutenant Brown, der Arzt, der Supercargo und ich in das Juſtiz-Departement zum Verhör geführt, und durch Kreuzfragen, die einem engliſchen Gerichtshofe Ehre gemacht haben würden, über unſer Verhältniß mit dem noch immer verſchwundenen Kapitän examinirt. — Wir wußten ſämmtlich nichts, da wir, obwohl ſchon früher bekannt mit Kapitän Knapp, erſt am Tage der Abfahrt an Bord gekommen waren, und keiner der Mannſchaft früher eine Fahrt auf dem San Joſé Pedrillo gemacht hatte. Am übelſten war der arme Mattos, der Supercargo, dran, der ſchlechterdings Auskunft über einige Kiſten falſches Geld geben ſollte, welches durch Kapitän Knapp auf Haity eingeführt und gegen Gold verwechſelt worden ſein ſollte. Proben deſſelben und ächte Haityer Gourdains (eine Münze von acht Thaler an Werth) wurden uns vorgelegt, beide eines ſo ſchlecht als das andere, und die falſchen ebenfalls von Silber und dem ächten Haityer Gepräge am Silberwerthe gleich. — Da unſere Unſchuld nach einem dreitägigen Verhör ſich auswies, wurden wir mit der größten Artigkeit in unſern Palaſt zurückgeführt, nachdem wir von mehreren unſerer Richter freundſchaftliche Einladungen erhalten hatten. — Noth that es, daß das Ende unſerer Gefangenſchaft nahete, denn obwohl uns die Schwarzen früh und Abends die nothdürftigen Lebensmittel lieferten, mitleidige Frauen auch öfters geröſtete Fiſche und dann und wann einen Korb Orangen unter der Mannſchaft vertheilen ließen, ſo hätte doch längeres Verweilen in dieſem feuchten, von Ungeziefer wimmelnden Hauſe, wo nur die dünne Strohmatte uns vom Erdboden trennte, gefährliche Fieberkrankheiten unter uns erzeugen können, und noch heute wundert mich nichts mehr, als daß unſere Mannſchaft ohne ſtarke Getränke ihre Lage überſtehen konnte. — Schade, daß kein Naturforſcher unſere Geſellſchaft theilte! — herrliche Studien hätte derſelbe in unſerer Einſamkeit machen können, denn unſere dürftige Wohnung enthielt der Inſekten ſo mancherlei, und eine ſolche Verſchiedenheit buntfarbiger Eidechſen von zwei bis drei Zoll Länge, als manches Naturalien-Kabinet nicht aufzuweiſen vermag.

Kaum brachen die erſten Strahlen der Morgenſonne durch das Flechtwerk der Wände unſeres Palaſtes, als die zu Dutzenden in den feuchten Winkeln hauſenden Sackſpinnen langſam die Wände aufwärts ſtiegen, um die in den Lücken befindlichen Musquiten und Strohfliegen, ja ſelbſt kleine Eidechſen und anderes Ungeziefer zu bekriegen. Dieſe Sack- oder ſogenannte Vogelſpinne (Aranea avicularia), die größte und ſchönſte der Arachniden (Buch der Welt 1842, Seite 289), erreicht zuweilen die Größe einer noch mit der grünen Schale bedeckten großen Wälſchen Nuß, und hat drei bis vier Zoll lange Beine von der Dicke eines Pfeifenſtiels, iſt aſchgrau von Farbe, zuweilen blauſchillernd, über und über behaart, übrigens wie meiſt alle Spinnen, die Tarantel ausgenommen, ganz unſchädlich, außer wenn ſie gereizt wird, wo ſie mit ihren wie Krebsſcheeren geſtalteten, in einander greifenden Freßſpitzen gar unſanft zupackt, und einen bräunlich gefärbten ätzenden Saft in die Wunde laufen läßt; — ſie iſt ſtark und beißig, und öfters ſah ich zwei um den Fraß oder mit Skorpionen kämpfen. — Eine Abart davon, noch größer als die vorige, von glänzend blauer Farbe, lebt blos im Gehölz und geht ſogar auf Menſchen los, die nach ihnen greifen; ihr Biß iſt ſehr gefährlich und verurſacht jenen eigenthümlichen Schmerz, den der Stich einer Weſpe hervorzubringen im Stande iſt, nur in noch erhöhterem Grade; beide Arten machen, wie faſt alle großen Spinnen, kein Gewebe, und leere Fabeln ſind die Berichte früherer Naturforſcher, welche ihr deßhalb den Namen Vogelſpinne beilegten, weil ſie in ihren wie Bindfaden ſtarken Geweben kleine Vögel fangen, oder das Neſt des Kolibri's umſpinnen ſollten, — bei letzterem wären übrigens ihre langen Beine allein ſchon hinreichend, zwei Neſter mit ihrem Inhalt zu umſpannen und zuſammen zu drücken. — Die Chiggers, Tſchikes oder Sandflöhe (Pulex penetrans) waren nebſt den Musqnitos die beſchwerlichſten Nachbarn, und obgleich ich für meine Perſon von ihrem Beſuch für jetzt befreit blieb, hatten meine Gefährten, die größtentheils der Hitze wegen barfuß gingen, deſto mehr von ihnen zu leiden; — ſie hielten ſich in der Aſche, im Staube des Fußbodens, im Sande, ja im Freien, wo nicht die größte Reinlichkeit beobachtet wird, an allen Orten auf. Berührt Jemand den Ort, wo ſie ſitzen, mit bloßen Füßen, ſo freſſen ſie ſich unvermerkt meiſtens unter die Nägel der Zehen und legen dort ihre Eier; das Thierchen iſt dem Auge kaum ſichtbar, kaum iſt das Weibchen aber in die Haut der Ferſe eingedrnngen, oder hat es ſich unter den Nägeln eingewühlt, ſo ſchwillt es ſchon nach 24 Stunden zur Größe einer Erbſe an und verurſacht dort nicht ſelten bösartige Geſchwüre, ja ſelbſt den Brand, wenn man nicht bei Zeiten, ſobald man ein Jucken bemerkt, ſie ganz mit dem Sacke, der die Eier enthält,. mittelſt einer Nadel ausgraben läßt. — Am peinigendſten waren nns die Zecken oder Holzſclaven, die wir zwar alle von Nordamerika aus kannten, doch dort, trotz ihrer Menge, nie ſo bösartig gefunden hatten; ihr Biß verurſacht die nachtheiligſten Folgen; die wie Zangen geſtalteten Freßwerkzeuge packen ſo feſt an, daß man ſie nur durch Abſchneiden nnd Ausgraben mit Nadeln loswerden kann, und bleibt dann nur

Digitized by Google

der kleinſte Theil in der Wunde, ſo ſind die Folgen öfters tödtlich. — Glücklich für uns wurden wir von einem der bei uns wohnenden Neger-Soldaten über die Schädlichkeit dieſes Thieres belehrt, denn was uns Tony davon vorgefabelt, hielten wir, bei ſeinem bekannten Talente zum Uebertreiben, für Mährchen, und kamen während der Zeit unſeres Aufenthaltes in dieſem Hauſe durch daſſelbe nur ſelten in Gefahr, obgleich wir deſto mehr von Chiggers und Musquiten leiden mußten.

4. Tony's Metamorphoſe. — Yankee-Spekulation.

Auch die unglücklichſte Periode nimmt ihr Ende, und Geduld iſt ein herrliches Kraut, deſſen Heilkraft ſich an unſerm Freund Tony am herrlichſten erwies. — Als wir am vierzehnten Tage zu unſern Leidensgefährten zurückkehrten, vermißten wir die wachehabenden Soldaten vor unſerer Thüre, auch hatte die Mannſchaft nicht wie ſonſt regelmäßig ihre Bananen geliefert erhalten. — Endlich kam Adjutant Grandpond, der uns in unſerer Leidensperiode nicht verlaſſen hatte, und kündigte uns an, daß wir frei hingehen könnten, wohin wir wollten; — auf das Schiff zurückzukehren aber wäre unmöglich, weil daſſelbe der Regierung verfallen ſei und unter Haityſcher Flagge führe. Zugleich mit Mr. Grandpond kam eine altmodiſche Karoſſe, die vielleicht ihr Jubiläum ſchon auf Hispagnola gefeiert haben mochte, mit mehreren farbigen Dienern; — Adjutant Grandpond entfaltete ein Schreiben Sr. Excellenz des Präſidenten, erſuchte den Oberſten Grandmare, hervorzutreten, und begrüßte ihn im Namen der Republik als Befreier Haity's vom Deſſaline'ſchen Joche. — Die ganze Scene bot ein ergötzliches Schauſpiel! — Tony vergaß ſeine bis dahin traurige Stellung ganz und gar, und verfiel wiederum in ſeinen hochmüthigen Raptus, mit welchem er uns oft am Bord ergötzt, und fand hier, ſelbſt bei unſerer Mannſchaft, jetzt den gebührenden Anklang; — Alle umringten ihn glückwünſchend, und obgleich ſein äußerer Menſch ſich während unſeres vierzehntägigen Hierſeins eben nicht zu ſeinem Vortheil geändert hatte, namentlich aber ſeine Kleidung ihm ein noch pittoreskeres Anſehen gab, nahm er die ihm dargebrachten Huldigungen mit einer Würde und Grandezza an, die einem Fürſten Ehre gebracht haben würde. — Die Haityſche Excellenz indeß hatte an Alles gedacht, — ein Packet Wäſche und ein anderes, welches die vollſtändige Uniform eines Haityſchen Oberſten enthielt, wurden aus dem Innern der Karoſſe entnommen, und während der größte Theil unſerer Geſellſchaft vor dem Hauſe auf und ab ſpazierte, um Tony'n Raum zu geben, bemühten ſich einige der Matroſen, ihm ſeine Toilette vervollſtändigen zu helfen, — die Metamorphoſe war wirklich außerordentlich, denn in dem Oberſten Grandmare, der nach einer reichlichen halben Stunde in voller Glorie und mit großer, aber nicht beleidigender Wichtigkeit aus der Hütte hervortrat, hätte Niemand den armen timiden farbigen Jäger Tony erkannt, der faſt täglich auf dem Marſh Market zu Baltimore friſch geſchoſſene Ortolanen feil bot, um das Leben zu friſten, oder jenen Leichtmatroſen des Patriot-Schooners San Joſé Pedrillo, den Kapitän und Steuermann und die alten befahrenen Matroſen als einen Hund zu traktiren gewohnt waren. — An ſeiner Ausſtattung fehlte nicht das Geringſte, und Präſident Boyer hatte bei der Ueberſendung eine ſolche Zartheit beobachtet, daß es keiner Seele einfiel, ihr Erſtaunen zu äußern, als der Oberſt, nachdem er ſeinen frühern Gefährten der Reihe nach die Hand geſchüttelt, dem Bootsmann einige Dollars in die Hand drückte, um mit ſeinen Genoſſen auf das Wohl eines alten Kameraden zu trinken. — Hierauf umarmte er den Lieutenant, den Arzt und mich mit der größten Vertraulichkeit, und lud uns ein, ihn zu Cap Tiburon oder Aux Cayes auf ſeinen Beſitzungen zu beſuchen, und flüſterte mir bei der letzten Umarmung in's Ohr: „Erwähnen Sie nichts von der Schuhſammlung am Bord des Schooners, es war des armen Tony ganzer Reichthum, und gerne opfere ich ihn dieſer Stunde, die meine Reden vor Ihnen rechtfertigt.“ — Mit Hoheit reichte er dem Supercargo die Hand, der nur zögernd einſchlug: „Adieu, Mattos! ich verzeihe Ihnen, daß Sie einen Landsmann und Jugendfreund in ſeiner gedrückten Lage nicht kennen wollten, nicht wie ein Bürger Haity's an ihm handelten! — Sie allein wußten, was ich für die Freiheit unſerer Republik gethan, ſtatt aber meine Landsleute von meiner Lage zu unterrichten, haben Sie, ein Farbiger gleich mir, mit Verachtung auf den armen Tony herabgeblickt.“ — Damit ſtieg er in die Karoſſe, nöthigte, als ſei er nie in betrübter Lage geweſen, mit der größten Unbefangenheit den Adjutanten, an ſeiner Seite Platz zu nehmen, und dahin fuhren ſie zum Palaſte des Präſidenten, während wir zwar frei, aber ohne Geld und ohne Freunde nicht wußten, wohin wir unſere Schritte wenden ſollten.

Am andern Morgen wandten wir uns an's amerikaniſche Konſulat, ließen daſelbſt eine Schrift über unſer gehabtes Unglück aufſetzen und dieſelbe nach Waſhington befördern. Die Matroſen und Soldaten fanden nothdürftig Arbeit im Hafen, ich aber und ſechs meiner Gefährten verweilten noch einige Tage im Hauſe des Konſuls, und hatten während dieſer Zeit Gelegenheit, bekannter mit Port au Prince und deſſen Bewohnern zu werden. — Die werthvollſte und nützlichſte Bekanntſchaft war mir die des ehrenwerthen Staatsſekretär Ingignac, des berühmteſten Staatsmanns der Republik und die rechte Hand des Präſidenten Boyer, durch welchen ich auch die näheren Details über die von Kapitän Knapp beabſichtigte Geldvermehrung der Republik erfuhr. — Die in Haity zirkulirenden Münzſorten beſtehen nämlich in Gourdains zu 25 Escalins zu $12\frac{1}{2}$- und 3-Sous-Stücken zu $6\frac{1}{4}$ Centimen; die Centimen ſind dem amerikaniſchen Cent am Werthe gleich (ungefähr 4 Pf. oder $1\frac{1}{3}$ Kreuzer), und alle angeführten Münzſorten ſind aus vierzehnlöthigem Silber geprägt, dabei aber ſo klein, daß

ein Gourdain von einem ſächſiſchen Zwei-Groſchen-Stück, und ein Escalin von einem Groſchen bedeckt werden könnte. Ein Spaniſcher Thaler in Gourdains umgeprägt, würde, dem Gewicht nach, 16 Stück liefern; mit Stempel und Prägekoſten würde die Umwandlung ſpaniſcher Thaler in Haityſche Gourdains daher immer noch einen Gewinn von wenigſtens 150 Prozent abwerfen. — Ein Yankee, dieſe auf Alles ſpekulirende Raſſe, glaubte hier einen Schlag machen, zugleich aber auch der Haityſchen Regierung die Prägungskoſten erſparen zu können, etablirte in New-York oder Boſton eine Münze und prägte ganze Maſſen von Gourdains, die er durch Kapitän Knapp in Haity einführen und dort gegen Portugaleſer oder Doublonen umſetzen ließ. — Kapitän Knapp's Geſchäfte gingen gut, nur erweckte die augenfällige Vermehrung des baaren Geldes in Zeit von kaum achtundvierzig Stunden den Verdacht der Regierung; Unterhändler warnten den Kapitän vor dem ſich aufziehenden Gewitter, und wie er ſich aus der Schlinge gezogen, wiſſen wir nun. — Ein nach New-York abſegelnder Schooner, mit deſſen Kapitän er ſich ſchon beſprochen, nahm ihn vom Weſtende der Gonave-Inſel, wie ich ſpäter erfuhr, an Bord ſeines Fahrzeugs und brachte ihn mit ſeinem eingewechſelten Gelde in Sicherheit. Später eine Anklage fürchtend ging er mit ſeinem Schatze nach Braſilien, uns Armen aber, nebſt Schiff und Ladung, ließ er in Haity, den Lohn ſeiner Sünden an uns heimſuchen zu laſſen. — Jetzt erklärten wir uns ſein grauſames Betragen und die Urſachen der künſtlichen Hungersnoth, die wir am Bord erdulden mußten, denn wie wir nach der Konfiskation des San José Pedrillo erfuhren, waren Lebensmittel genug am Bord; Kapitän Knapp wollte nur von uns gezwungen ſein, in Haity einzulaufen, um dann vor ſeinen Rhedern unſchuldig da zu ſtehen.

Larventaucher, Mormon Illig.

(Taf. 10.)

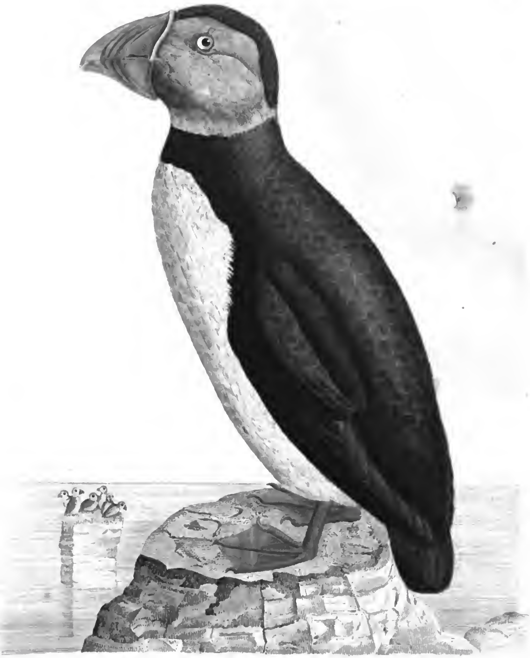
Der Schnabel iſt ſeitlich ſo ſtark zuſammengedrückt, daß er vier- bis ſechsmal ſo hoch als breit erſcheint; Firſte und Kiel ſcharf; am Urſprung höher als Stirn und Kinn; beide Kiefer ſo ſtark gebogen, daß der Umriß im Profil faſt halbeiförmig iſt, in der Mitte mit erhabenen Querrieſen und Querfurchen durchzogen; die Baſis des Oberkiefers rings mit einer ſcharf abgeſetzten erhabenen Wulſt umgeben, welche mit punktförmigen Vertiefungen verſehen iſt, aus welchen Federborſten entſpringen; die Naſenlöcher liegen vor der Wulſt in einer Längsſpalte, parallel dem Kieferrande geöffnet, von oben ganz verdeckt; die Befiederungsgränze bildet ſeitlich am Kopf quer über beide Schnabelhälfter einen ſanft geſchwungenen Bogen, welcher nur am Mundwinkel durch eine nackte faltige Haut unterbrochen iſt. Füße ſehr weit hinten eingelenkt, dreizehig, durch eine Schwimmhaut verbunden, die Läufe ſeitlich etwas zuſammengedrückt, mit ſehr ſcharfen gebogenen Nägeln, wovon der der Binnenzehe beſonders ſtark gebogen und auf die Seite gerichtet iſt. Der Flügel iſt ziemlich kurz, ſpitzig und ſchmal, mit 27—28 Schwungfedern, von denen die erſte entweder die längſte oder der zweiten gleich iſt; Schwanz abgerundet, enthält bis 16 Steuerfedern. Die Befiederung iſt dicht und knapp anliegend, ziemlich kurz und feſt.

Männchen und Weibchen in der Färbung gleich, letzteres aber kleiner; die Jungen ſind am Schnabel verſchieden von den Alten, indem derſelbe keine Furchen hat. Die doppelte Mauſer bewirkt keine verſchiedene Färbung im Sommer- und Winterkleide.

Die Larventaucher ſind höchſt ſonderbar gebildete Vögel, welche ausſehen, als ob ſie eine bunt bemalte Larve über den Schnabel gezogen hätten. Sie ſind den eigentlichen Alken, zu welchen ſie ſonſt wohl auch gezählt wurden, nahe verwandt, unterſcheiden ſich jedoch hinlänglich ſowohl von dieſen als den ebenfalls verwandten Lummen. Sie bewohnen die nördlichen Meere der alten und neuen Welt etwa vom 45ſten Breitegrad an. Es ſind wahre Meervögel, deren eigentliches Element das Waſſer iſt, auf dem ſie außer der Brütezeit das ganze Jahr zubringen. Die Larventaucher gehen auf dem Fuß allein, und beſſer als Lummen und Alken; ſie laufen ziemlich gut aber ſelten, klettern ſchlechter als die Lummen, ſitzen weniger aufrecht, da ſie ſich nicht auf den Schwanz ſtützen; fliegen während der Brütezeit ſchnell und häufig vom Meere auf die Gipfel der höchſten Felſen ohne Abſatz mehrere Meilen weit. Sie ſchwimmen und tauchen ſehr gut, beſonders wenn ſie beunruhigt werden, unter dem Waſſer mit den Füßen und Flügeln zugleich; ſie ſtürzen ſich köpflings in's Waſſer und fangen das Schwimmen mit Untertauchen an; fangen auch ihre Nahrung, Fiſche und Cruſtaceen tief tauchend unter der Oberfläche des Meeres. Während der Fortpflanzung bewohnen ſie einſame, ſchwer zugängliche Felſeninſeln, und niſten entweder in natürlichen Felſenritzen oder ſie graben ſich in der Dammerde tiefe Höhlen, in deren Ende ſie ein bis zwei*) Eier legen, welche beide, mit zwei Brutflecken verſehene Gatten abwechslungsweiſe bebrüten, ſo wie ſie auch die mit langen Dunen bedeckten Jungen gemeinſchaftlich erziehen. Dieſe bleiben ſo lange im Neſte, bis ſie ganz flügge ſind, werden aber alsdann von den Alten gänzlich ſich ſelbſt überlaſſen. Zeugungsfähig ſind ſie ohne Zweifel ſchon im zweiten Jahre. Alte und Junge, ſo wie die Eier werden von den nordiſchen Völkern gerne verſpeiſt, und es ſollen letztere eine angenehme Speiſe geben. Da ſie in großen Geſellſchaften beiſammen wohnen, ſo iſt ihr Nutzen von Bedeutung, zumal auch ihre Dunen den Eiderdunen wenig nachſtehen ſollen.

*) Es iſt nur von einer Art, von Mormon corniculatum, mit Beſtimmtheit bekannt, daß ſie zwei Eier ausbrüte, während die übrigen nur Ein Ei legen.

Digitized by Google



1844

Digitized by Google

Digitized by Google

Es gibt im Ganzen nicht viele Arten; in Europa ſind aber nur zwei derſelben bemerkt worden, von welchen die häufigſte und bekannteſte auch zu den deutſchen Vögeln gehört, nämlich:

Der graukehlige Larventaucher (auch Seepapagei genannt) **Mormon arctica Illig. (Mormon fratercula Temm.)**

Artkennzeichen:

Oberſeite und Halsband ſchwarz; Gurgel grau oder weiß; Unterleib weiß; Füße roth.

Der graukehlige Larventaucher unterſcheidet ſich von dem ihm ſehr ähnlich gefärbten **M. corniculatum** durch etwas anders gebildeten Schnabel und dadurch, daß bei dieſem das ſchwarze Halsband bis an den untern Schnabelrand reicht, während es bei jenem einen fingerbreit tiefer unten beginnt.

Seine ganze Länge von der Schnabel- bis Schwanzſpitze beträgt 11 — 12 Zoll (pariſer Maß), wovon auf den Schnabel 1 Zoll 6 Linien, auf den Schwanz 2 Zoll kommen; die Breite 21 — 22 Zoll, der Flügel vom Bug bis zur Spitze 6 Zoll, der Tarſus 1 Zoll, die innere Zehe ſammt Nagel 1 Zoll, die mittlere und äußere je 1 Zoll 6 Linien; Gewicht 10 — 14 Unzen.

Ausgefärbtes Kleid. Der Schnabel mißt von der Spitze bis zur Stirnſchneppe nach der Krümmung 2 Zoll 2 Linien, von der Spitze bis zur Schneppe des Unterſchnabels 1 Zoll 3 Linien, von der Spitze bis zum Schnabelwinkel 1 Zoll 1 Linie; die Spitze bildet mit den beiden Ecken der Schnabelwurzel (bei einer Höhe des Schnabels von 1 Zoll 4 Linien) einen ſpitzen Winkel von 55 Graden, während die größte Dicke oder Breite nur 6 Linien beträgt, worauf er ſich jedoch bald verflacht, ſo daß der Rand ringsum dünn iſt und das Ganze einem hohen preußiſchen Hute einigermaßen gleicht. Der Oberſchnabel bildet einen ſanften Bogen, welcher gegen die Stirn ausgeſchweift iſt und weit in dieſe hineinragt, iſt an der Wurzel durch einen gelben Wulſt eingefaßt, welcher in vielen Vertiefungen Federborſten enthält, hierauf folgt ein dreieckiges ſchiefergraues oder horngraubraunes Feld, ſodann eine ſcharfe Furche und drei erhabene Querleiſten mit etwas breitern Furchen; ſowohl das graue Feld als die Furchen ſetzen in einem Bogen auf dem Unterſchnabel fort, welcher übrigens eine dem Oberſchnabel ähnliche Form hat; beide Schnabelſpitzen ſind abwärts gebogen. Das ſchmale Naſenloch befindet ſich längs dem Schnabelrande, beginnt vor dem gelben Wulſte nicht weit vom Schnabelwinkel und erſtreckt ſich ſo weit, als das graue Feld von der Länge des Schnabels einnimmt. Die vordere Hälfte des ganzen Schnabels iſt hochroth, gegen die Spitze zu gelblich; die breite runzliche Haut des Schnabelwinkels iſt gelbroth; welche Farbe auch der ſchmale hintere Rand des Unterſchnabels hat. Die Iris iſt perlgrau, das Augenlidrändchen hochroth. Ueber dem Auge ſteht eine dreieckige, an der obern Spitze abgeſtumpfte, etwas nach hinten geſchwungene, unter demſelben eine ſchmale, horizontale Schwiele, beide von blaugrauer Farbe. Der nackte Fuß und die Schwimmhaut lebhaft mennigroth, die Nägel hornbraun mit ſchwarzen Spitzen. Der Scheitel und Nacken matt braunſchwarz, auf der Stirne etwas lichter, in's Braungraue ziehend. Ein Band um den Hals, welches $^3/_4$ Zoll unter der untern Schnabelſchneppe beginnt und nach hinten breiter wird, ſo wie der übrige Oberkörper ſammt Flügeln und Schwanz dunkel glänzend braunſchwarz, an den größern Federn mit bläulichem Schimmer, die Unterſeite der Flügel und des Schwanzes ſeidenglänzend aſchgrau. Der Theil zwiſchen dem ſchwarzen Scheitel und Halsbande, alſo die ganzen Kopfſeiten, Kinn und Gurgel entweder ſchmutzigweiß oder lichtbräunlich aſchgrau, zu beiden Seiten der Gurgel vom Schnabelwinkel an ein breiter ſchwarzgrauer Streif, welcher das ſchwarze Halsband nicht ganz erreicht. Die untere Seite des Vogels ſchneeweiß, die Schenkel- und Schienbeinbefiederung grauſchwarz.

Männchen und Weibchen von gleichem Alter ſind nicht verſchieden.

Jugendkleid. Der Schnabel iſt viel kleiner, hat anfangs keine Furchen und iſt gelblichbraun. Der blaßbleifarbige Fuß hat braune Zehen und Schwimmhäute. Kopfſeiten und Kehle ſind dunkler grau, das Halsband lichter, der ganze Oberkörper braunſchwarz, wie bei den Alten; der Unterkörper weiß. Im erſten Winter hat der Schnabel ſchon eine Furche vor den Naſenlöchern, welcher allmälig die übrigen in der Entwickelung folgen, ſo daß der Vogel mit dem zurückgelegten zweiten Jahre höchſt wahrſcheinlich ausgefärbt, aber ohne Zweifel ſchon früher fortpflanzungsfähig iſt. Ein im Juli 1841 in Württemberg erlegtes einjähriges Weibchen hatte braune Augenſterne, rothe Füße und rothen Schnabel, aber noch nicht alle Schnabelfurchen. Uebrigens ſcheint dieſer Vogel auch individuell hierin zu differiren.

Das Dunenkleid ähnelt dem der jungen Enten, hat einen kleinen, nur mit einer undeutlichen Furche beſetzten braunen Schnabel, bleifarbigen Fuß mit dunkler Schwimmhaut, braunen Augenſtern, einen ſchwarzbraunen Flaum mit ſchwarzem Geſicht und einer weißen vierſeitigen Stelle an der Bruſt und dem Bauche. Die Dunen ſind weit länger als bei Alken und Lummen.

Aufenthalt: Die eigentliche Heimath des Larventauchers iſt innerhalb des arktiſchen Kreiſes, zwiſchen dem 60ſten und 80ſten Grad nördlicher Breite, er überſchreitet jedoch dieſe Grenze, zumal gegen Süden, nicht ſelten ſowohl als Brütevogel, als auf ſeinen zeitlichen Wanderungen. Er bewohnt ſowohl Europa als Aſien und Amerika; doch ſcheint er in Europa am zahlreichſten vorzukommen. In Amerika lebt er auf Grönland, den Inſeln des öſtlichen Oceans, zumal aber des kamtſchatkiſchen Meeres, und auf der Nordweſtküſte; in Aſien auf den Kurilen und Kamtſchatka mit der folgenden Art häufig; in Europa auf Spitzbergen, Island, Norwegen und ſüdlich bis auf den färöiſchen und engliſchen, nämlich: den Schotlands-Inſeln, Arkaden, Hebriden und ſelbſt auf Helgoland. Auf den

Weſtmandern iſt er ſo häufig, daß er während der Brütezeit die Oberfläche der Felſeninſeln bedeckt; nicht minder zahlreich ſcheint er auf Färö zu ſein, indem, nach Graba, ein einziger Mann 1000 Stück in einem Tage mit einer Stange erſchlagen kann, und daß auf mancher Inſel jetzt noch 2000 Stück erlegt werden, wo freilich früher 5—7000 gefangen wurden. Auch auf einer der Loffodiſchen Inſeln, auf Moſta, hat der Larventaucher einen Schieferfelſen inne, auf dem er in unbeſchreiblich großer Anzahl, zum Theil in Geſellſchaft von Alca torda und Uria troile, niſtet, ſo wie er auf der ſchottiſchen Inſel Baß in nicht viel geringerer Anzahl ſein Weſen treibt. Er ſcheint einigen Wandertrieb zu beſitzen, und beſucht auf ſeinem Zuge im Winter und Frühjahr die ſchottiſchen, däniſchen, holländiſchen, franzöſiſchen und engliſchen, ſeltener die deutſchen Küſten und die in dieſelben mündenden Flüſſe, Elbe, Rhein ꝛc., und wird, wahrſcheinlich in Folge heftiger Stürme oder anderer ihm nachtheiligen Naturereigniſſe, zuweilen mitten in das Binnenland von Europa, ſelbſt bis an die Küſte des Mittelmeeres verſchlagen, wie er z. B. nach Stürmen ſchon im Toskaniſchen und an den Küſten von Italien und Sizilien erſchienen iſt, wo im Jahr 1838 in der Meerenge von Meſſina eine Geſellſchaft von 8 — 10 Stück bemerkt wurde. Aber auch in unſerm Vaterlande, Württemberg, wurde er ſchon bemerkt und erlegt. Es war in der zweiten Hälfte des Juli 1841 als ein Jäger bei Thamm in der Nähe der Enz ein einjähriges Weibchen dieſes Vogels auf einem Kleeacker ſitzend antraf, es lebend fing und an einen Liebhaber von Vögeln nach Stuttgart ablieferte; es nahm jedoch keine Nahrung zu ſich und ſtarb deßwegen in kurzer Zeit. Es iſt mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß dieſer Vogel durch einen Sturm in die Mündung des Rheins verſchlagen wurde, dieſem bis an die Einmündung des Neckars entgegen zog, an letzterer öſtlich einbog und ſodann in die Enz übertrat, um in einem nordöſtlichen Bogen wieder in das ihm entſprechende Klima und in das Meer zurückzukehren; was natürlich nur auf einer zuſammenhängenden Waſſerſtraße ausgeführt werden konnte, indem er auf dem Trockenen nicht lange leben kann. Die Larventaucher, wie die Alken und Lummen, ſind durch ihre etwas verkümmerten Flugwerkzeuge an ihr eigentliches Element, das Meer, mehr gebunden, als irgend eine andere Vogelgattung. Sie bringen daher auch den größten Theil ihres Lebens auf dem Meeresſpiegel zu, ſo daß ſie nur das Geſchäft der Fortpflanzung auf einige Zeit an das Trockene zu feſſeln vermag. Ihre Wohnungen auf dem Lande ſuchen ſie auf möglichſt unzugänglichen Felſeninſeln anzulegen, wo ſie gegen Stürme und Raubthiere Schutz zu finden glauben. Gewöhnlich ſtellen ſie ſich im Mai auf ihren Sommeraufenthaltsorten in zahlreicher Geſellſchaft ein, während große nicht brütende Geſellſchaften blos Nahrung ſuchend auf dem Meer umherziehen und ein zweckloſes Leben führen. Bald nach ihrer Ankunft auf den Brüteplätzen fliegen ſie immer geſchäftig hin und her, daß man ihr Sauſen, das ſie mit den Flügeln verurſachen, beſtändig in der Luft hört. Gegen das Ende Auguſts verlaſſen ſie die Brüteplätze auf der norwegiſchen Küſte und ziehen ſüdlich nach den Färöern und ſchottiſchen Inſeln; im October aber verlaſſen ſie das Feſtland oder die Inſeln gänzlich und leben den Winter über nur auf dem offenen Meere in weiten Buchten, wo einzelne nicht ſelten todt an die ſüdlichen Küſten des Landes geworfen werden, da ſie heftigen Stürmen auf dem Waſſer nicht widerſtehen können, deßwegen ſie ſich auch nicht ſelten unter Steine ꝛc. am Lande flüchten.

Eigenſchaften. Der Larventaucher geht mit ziemlicher Fertigkeit auf der Sohle des Fußes, beſſer als ſeine Familienverwandten, jedoch ziemlich ſelten, da er ein phlegmatiſcher Vogel iſt; dagegen ruht er häufig auf der Ferſe und richtet ſich, wenn er aufgeregt iſt oder erſchreckt wird, unter lächerlichen Verdrehungen des Halſes, Nicken des Kopfes und Blinzeln mit den Augen hoch auf die Sohle auf. Er hat übrigens nicht die aufrechtſitzende Stellung der Alken und Lummen, und klettert auch nicht wie letztere. Trotz der kurzen Flügel fliegt er ſehr raſch und anhaltend, oft meilenweit ohne Unterbrechung, wozu ihn jedoch nur die Liebe für ſeine Nachkommenſchaft veranlaſſen kann, welche mit oft weither geholten Fiſchen gefüttert wird. Er ſchwimmt und taucht ebenfalls ſehr gut; wenn er beunruhigt wird, plätſchert er mit den Flügeln auf der Waſſerfläche und endigt mit Untertauchen; in Gefahr iſt überhaupt das Untertauchen und Schwimmen unter dem Waſſer, was er mit Flügeln und Füßen zugleich ausführt, ſein gewöhnlichſtes Rettungsmittel. Wenn er ſich auf die Waſſerfläche niederlaſſen will, ſtürzt er ſich köpflings herab, taucht ein wenig unter und ſchwimmt dann erſt mit hohem Halſe und nickendem Kopfe weiter. Einzelne Vögel auf dem Meere ſind ſehr ſcheu und deßhalb ſchwer zu erlegen; größere Geſellſchaften vertrauen dagegen auf ihre vereinte Kraft und halten ſchußmäßig aus; tauchen aber, ſobald unter ſie geſchoſſen wird, blitzesſchnell unter und wiederholen dieſes plötzliche Verſchwinden unter der Waſſerfläche, ſo lange Gefahr droht. Obgleich dieſer Vogel ein vorzüglicher Taucher iſt, ſo hält er es doch unter dem Waſſer nur kurze Zeit aus, wenn ſein Auftauchen verhindert wird. Geſellſchaftlichkeit iſt ein Hauptcharakterzug des Larventauchers, deßwegen findet man ihn nur ſelten einzeln, und dieſer zeigt, namentlich wenn er auf Flüſſe oder das Land verſchlagen wird, große Hilfloſigkeit, ſo daß er ſich leicht mit den Händen ergreifen oder mit einem Stab erſchlagen läßt. Gewöhnlich ſitzen die größern Geſellſchaften in langen Reihen aufrecht vor ihren Löchern auf den Felſeninſeln und laſſen ein behagliches äääāh hören, welches auffallend den Tönen eines ſchläfrigen, gähnenden Menſchen gleicht; ſonſt iſt ihre Stimme, beſonders im Fluge, ein rauhes, rabenartiges orr, orr, welches aber auch nicht ſelten aus den Neſthöhlen vernommen wird. Streitigkeiten,

Digitized by Google

in die ſie trotz ihrer friedlichen Natur mit einander gerathen, werden mit heftigen Schnabelhieben geſchlichtet; ſie wiſſen aber auch gegen Menſchen und Hunde von ihrem zangenartigen Schnabel Gebrauch zu machen, wobei ſie ſich nicht ſelten feſt einbeißen und knurrend hängen bleiben. Sie ſchlafen ſchwimmend auf dem Waſſer und werden von den Wogen umhergetrieben.

Nahrung. Dieſe ſucht er tief unter der Meeresfläche tauchend zu erhaſchen. Sie beſteht größtentheils in Cruſtaceen, Mollusken, Spratten, Garneelen, Meerſternen, Meerſpinnen ıc.; die Jungen aber werden mit dem Sandaal (Ammodytes tobianus), die meilenweit, 10—12 Stück zugleich am Kopfe gefaßt, fliegend herbeigeholt werden, ernährt.

Fortpflanzung. Die Hauptbrüteplätze dieſes Vogels befinden ſich auf den Arkaden, Hebriden, Färörern, Island und im nördlichen Norwegen, beſonders auf Nordland, wo er ſich geſellſchaftlich zu Anfang des Mai einfindet, die alten Höhlen in Beſitz nimmt und reinigt, oder ſich neue gräbt, oder Felsritzen und losgeriſſene Felsſtücke, welche ihm Sicherheit verſprechen, aufſucht, um daſelbſt zu brüten. So hat in dem Schieferfelſen auf Moſta, der von den Vögeln ganz durchlöchert iſt, jedes Pärchen eine Höhle von 6 Zoll Durchmeſſer und ein bis zwei Klafter Tiefe, welche der Vogel ohne Zweifel mit Hilfe ſeines harten Schnabels und ſeiner Klauen, von denen die innere Zehe ſonderbar horizontal (nach innen) gerichtet iſt, ſelbſt gräbt. Gewöhnlich nimmt eine brütende Geſellſchaft den unterſten oder oberſten Platz in den Vogelbergen ein, doch haben ſie manche Plätze, nämlich mit Raſen bedeckte Baſaltklippen, auch allein inne. Manchmal haben ſich Alken und Lummen zwiſchen ihre Kolonien eingedrängt und leben nun auch friedlich unter einander. Anfangs Juni legt das Weibchen ganz am hintern Ende der Höhle auf eine geringe Unterlage von Gras ein Ei, welches geſtreckt eigeſtaltig, nach der Höhe ziemlich zugeſpitzt, 2 Zoll $4\frac{1}{2}$—$6\frac{1}{2}$ Linien lang und 1 Zoll 6—$7\frac{1}{2}$ Linien breit, grau gelblichweiß, zuweilen nur mit aſchgrauen, verwaſchenen, einzelnen Flecken, meiſt aber auch noch mit blaſſen graubraunen und hellbraunen Flecken, Fleckchen und Schnörkeln, welche nach der Baſis zu einen Kranz bilden, nur ſelten aber etwas lebhafter werden, bezeichnet iſt, eine ziemlich ſtarke, ſehr zerbrechliche, rauhe, mit dichten Poren beſetzte, glanzloſe Schale hat, die gegen das Licht gehalten inwendig graugelblich erſcheint. Dieſe Eier haben Aehnlichkeit mit denen des Eisſturmvogels, ſind jedoch kleiner und haben eine zartere Schale. Während des Bebrütens, das fünf Wochen dauert, und von beiden Gatten abwechſelnd geſchieht, werden die Eier oft ſo ſtark beſchmutzt, daß man die Grundfarbe derſelben nicht mehr zu erkennen vermag. Die Jungen werden von beiden Alten mit vorgelegten Fiſchen im Neſte ſo lange ernährt, bis ſie ganz flügge ſind, verlaſſen ſie aber auch, ſobald ſie ausgeflogen ſind, gänzlich. Wird ihnen das erſte Ei genommen, ſo legen ſie ein zweites, oft auch ein drittes, welches ſie jedoch nicht immer ausbrüten; werden die Alten eines Neſtes gefangen, ſo bemächtigt ſich ein anderes Paar (dem vielleicht ſein eigenes Ei geraubt wurde,) des Neſtes, und brütet das Ei aus und füttert das Junge, wie ſein eigenes, groß.

Jagd. Am Ende des Auguſts verlieren die Jungen ihren Flaum und werden flügge. Dieſes iſt nun die Zeit, in welcher ihnen auf verſchiedene Weiſe nachgeſtellt wird, um ſie theils friſch zu genießen, theils für den Winter einzuſalzen und zu räuchern. Die Fangarten, welche ſie den Bewohnern der arktiſchen Länder in die Hände liefern, ſind nach den verſchiedenen Oertlichkeiten der Brüteplätze ebenfalls verſchieden, und die Vögel werden entweder vermittelſt einer mit eiſernem Haken verſehenen Stange (Fleiſtange) aus den Löchern hervorgezogen, oder durch Dachshunde lebend aus den Höhlen herausgeholt. Die zu dieſem Fange abgerichteten Hunde gehören zur Raſſe der hochbeinigen Dachshunde, die, um ſie dünn, geſchmeidig und willig zu erhalten, ziemlich mager gehalten werden. Sie benehmen ſich hiebei ganz wie bei der Jagd auf Säugethiere, kennen die Witterung der Larventaucher genau und gehen nicht leicht in eine leere Höhle. Sie haben im Innern des engen Vogelbaues oft einen ſchweren Stand mit dem ſich heftig vertheidigenden und bis auf's Blut beißenden und kratzenden Vogel zu beſtehen, und es iſt deßhalb nichts Seltenes, wenn hie und da ein Hund dabei zu Grunde geht. Der dem Jäger lebend gebrachte Vogel, den der Hund im Genicke packt, wird auf dieſelbe Weiſe getödtet, wie die Enten im Entenfang, durch Anziehung des Kopfes und Trennung des Atlas vom Hinterhaupt ohne Verletzung der Haut. Es ereignet ſich nicht ſelten, daß ein vom Hunde angegriffener Vogel ſich an ſeinem Gatten oder Jungen verbeißt, um ſich daran zu halten, und dieſen dadurch auch in das Verderben ſtürzt. Auch am Hunde ſelbſt verbeißt er ſich manchmal. Zuweilen wird dieſe Jagd auch für den Jäger nicht nur ſehr beſchwerlich, ſondern auch lebensgefährlich, indem die Aufenthaltsörter der Vögel auf ſteilen Klippenfelswänden ſchwer zu erreichen ſind, ja oft nur vermittelſt herabgelaſſener Seile erſtiegen werden können, wobei der Fänger den Hund unter dem Arme hält und ihn, ſelbſt ſchwebend, in die Neſter ſchiebt; die gefangenen Vögel aber mit gebrochenem Genick in's Meer hinabwirft, wo ſie vom Nachen aufgenommen werden. Zähmen laſſen ſich alte Vögel nicht, denn ſie überleben ihre Gefangenſchaft nicht; Junge ſollen dagegen über ein Jahr gezähmt aushalten und dann an allerlei Speiſen gewöhnt werden können; doch mag ein ſolcher Hausvogel, außer ſeinem ſonderbaren Ausſehen, wenig empfehlende Eigenſchaften beſitzen.

Feinde. Außer dem Menſchen ſind Seeadler (Falco albicilla) und Falken (Falco islandicus) die gefährlichſten Feinde, indem ſie nicht ſelten ganz in der Nähe der Lummenkolonien niſten und ſo ziemlich ganz von denſelben ſich und ihre Jungen ernähren; auch

Digitized by Google

Eingeweidewürmer und in den Neſtern zahlloſe Läuſe gehören zu ihren Plagen.

Nutzen. Das Fleiſch der Alten iſt mager und wenig ſchmackhaft; das der Jungen um ſo beſſer; beide werden aber häufig auf verſchiedene Arten zubereitet, gegeſſen, das Fett wie Butter verwendet, die Eier ebenfalls benützt und die Dunen den Eiderdunen gleich geachtet. Die Schnäbel werden von den Kamtſchadalen und Kurilen an ledernen Riemen befeſtigt, am Halſe getragen, um dadurch Glück zu erlangen.

Schaden iſt keiner bekannt, wenn man das Durchwühlen der Oberfläche ihrer Aufenthaltsörter nicht dahin zählen will.

Die zweite europäiſche Art iſt:

Der Eis-Larventaucher (Mormon glacialis Leach.), der ſich hauptſächlich durch etwas höheren und ſtärkeren einfärbigen Schnabel auszeichnet.

Er iſt größer als der vorige, 13 bis 14 Zoll lang und 24—25 Zoll breit; Scheitel und Hinterkopf hellbraun, etwas röthlich überlaufen; ein breites Halsband wie beim vorigen, der Nacken und die übrigen oberen Theile des Körpers ſchwärzlich, in's Blaue ziehend; die Seiten des Kopfes und die unteren Theile vom Halsband an rein weiß; Schwungfedern braun, lichter geſäumt. Der Schnabel hat dieſelbe Form, wie beim vorigen, er iſt aber ziemlich höher, und der Schnabelrücken ragt hoch über die Stirn und ſelbſt über die hintere Schnabelleiſte empor, welche durch eine breite Vertiefung von den Stirnfedern getrennt iſt; die Naſenhaut reicht bis auf den Schnabelrücken, (welcher auch etwas ſchmäler iſt,) und vor derſelben ſteht nur eine Leiſte und zwei Furchen; zudem iſt der Schnabel ganz einfärbig orangeroth, der große faltige Mundwinkel aber ockergelb. Die Iris und die nackten Stellen über und hinter dem Auge grau. Der nackte Fuß orangeroth, die Schwimmhäute bläſſer. Der Junge ähnelt dem der vorigen Art. Das Frühlings- und Herbſtkleid iſt nicht verſchieden, ſo wie auch beide Geſchlechter äußerlich nicht von einander abweichen.

Dieſer Larventaucher bewohnt die Polargegenden noch höher gegen den Nordpol, als die vorige Art; iſt jedoch weit ſeltener, und gehört nicht unter die gemeinen Vögel. Am häufigſten ſoll er auf Spitzbergen und Kamtſchatka vorkommen, aber auch in Grönland, dem nördlichen Lappland und Rußland, alſo auf den Krafto- und Kurilen-Inſeln gefunden werden.

Er wandert, wie die vorige Art, vom Herbſt bis Frühling auf den Meeren umher und erſcheint alsdann, obgleich ſelten, auch an den europäiſchen Küſten.

In ſeiner Lebensart, Nahrung und Fortpflanzung hat er große Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden, ſoll aber nach Fabricius (der in ſeiner Fauna groenlandica doch wohl dieſen Vogel meint,) in ſelbſt gegrabene Höhlen zwei Eier legen.

Gefangen und benützt wird er auf die oben beſchriebene Weiſe, denn er wird von den wenig leckern hochnordiſchen Völkern gerne verſpeist und ſeine Haut als Pelzwerk zu warmen Kleidern verarbeitet.

L. Landbeck.

Von der Zeit, vom Leben und von der Nahrung des Menſchen.

Das Alterthum verſinnlichte die Zeit als Gottheit unter dem Namen Kronos oder Saturn und dichtete ihr an, daß ſie ihre Kinder auffreſſe. In der That iſt dieſe Mythe ſinnreich wie Alles, was die Alten in dieſer Beziehung erfanden, denn die Zeit verſchlingt ſich ſelbſt und gebiert ſich doch immer wieder neu; was geht ſchneller vorüber wie ſie und dauert doch immer fort? was iſt eine Stunde, ein Jahr, ein Menſchenleben, ein Jahrhundert? welche ungeheuere Kluft jenſeits der Periode, die wir mit dem Namen der hiſtoriſchen Zeit belegen, das heißt derjenigen, von der uns die erſten beſtimmten Nachrichten durch den älteſten Geſchichtſchreiber Moſes zu Theil wurden? Und doch fallen mächtige Streiflichter auch in jene Kluft, die uns den Beweis liefern, daß auch ſie angefüllt war mit den Thaten und Handlungen lebender Weſen, daß — wie in China, Indien und Aegypten, bereits Staaten vor Moſes und ſeiner Zeitrechnung beſtanden, daß ſie Spuren hinterlaſſen haben, die uns mit Staunen und Ehrfurcht erfüllen.

Man ſagt die rollende Zeit und denkt ſie ſich mit einem ewig ſich drehenden Rade vergleichbar, allein ſo treffend man dieſes Bild auch finden mag, ſo richtig iſt es auch, die Zeit ſich als ewig unbeweglich zu denken, denn eigentlich rollen nur die Ereigniſſe in ihr vorüber und der Wirrwarr der kleinen und großen Leidenſchaften der Menſchen; ſie beſteht großartig, während ſelbſt Sonnen, Planeten und Kometen ſich in ihrer immerwährenden Bewegung abnutzen und endlich unter- oder vielmehr zu neuen Beſtimmungen übergehen. Die Zeit hat weder Anfang noch Ende, und nur unſere Nothwendigkeit hat ihr ſolche verliehen; wir brauchten eine Eintheilung von Tagen, Wochen, Jahren und Jahrhunderten, um gewiſſe Punkte zu haben, woran unſere Erinnerung haften kann; um methodiſch die Augenblicke zu klaſſifiziren, die für die Arbeit und für die Raſt beſtimmt ſind; um jene feſtzuſtellen, wo ſich gewiſſe Verhandlungen erfüllen ſollen; endlich um die Gränzen zu ziehen, innerhalb welcher die Geſchichten der Völker und der Welt ſich zutrugen.

In den früheſten Tagen war die Sonne wahrſcheinlich der einzige Maßſtab der Zeit, die erſte Uhr, deren man ſich bediente. Die Regelmäßigkeit ihres Auf- und Niedergangs diente trefflich für die Zeitabtheilungen, deren der Menſch bedurfte. Von der Abtheilung in Tage mußte man nothwendig zur Abtheilung in Monate und Jahre gelangen. Die Beobachtung der Geſtirne, der Tag- und Nachtgleichen, des Sonnenſtillſtands, wie man ſich gewöhnlich ausdrückt,

Digitized by Google

halfen dazu, die Zeitmeſſung einzurichten. Erſt ſehr lange nachher kamen die Gelehrten darauf, die Unterabtheilungen in Stunden, Minuten, Sekunden und Terzen zu machen, welche durch die Erfindung des Mechanismus der Uhren erſt die rechte Genauigkeit erhielten.

Die wenigen Tage, die kurze Spanne Zeit, wie man zu ſagen pflegt, welche das Leben des Menſchen ausmachen, ſind für ihn die Unendlichkeit, die Zeit ganz und gar; das Leben auf Erden iſt für die meiſten Menſchen das Erheblichſte und Nächſte, was ſie vom gewöhnlichen wie vom höhern Standpunkte mit Ernſt in's Auge faſſen ſollen, um es gehörig und löblich anzuwenden; allein wie vergeht dieſes Leben? wie verwendet der Menſch die Zeit, die ihm hienieden eingeräumt iſt? Welche Unzahl von Minuten opfert er auf unnütze Weiſe unter dem nichtigen Vorwande, daß man es auf eine Minute nicht anſehen dürfe?

Und doch wie iſt eine Minute ſo viel! umfängt ſie nicht das ganze Leben von Myriaden kleiner Thierchen, die wir nur mit Hilfe des Mikroſkops wahrnehmen können? Jene ſogenannten Infuſorien werden geboren, pflanzen ſich fort und ſterben in weniger als ſechzig Sekunden! Für ſie hat alſo die Sekunde denſelben Werth als für uns ein Jahr und würde es ſich treffen, daß ein ſolches Geſchöpf zu dem außerordentlichen Alter von zwei Minuten gelangte, ſo müßte es völlig entkräftet ſein, wie jene Greiſe unter den Menſchen, die ihr Leben bis auf hundert Jahre bringen und ausnahmsweiſe unter den zerfallenen Trümmern ihrer Generationen erhalten wurden. Lachet nicht, lieben Leſer, über dieſen Vergleich, er iſt ſehr ernſtlich gemeint, ſo ſcherzhaft er wohl auf den erſten Blick erſcheinen mag. Sind wir denn nicht ſelbſt ein mikroſkopiſches Geſchlecht auf der Erde, die wir bewohnen, und wahrlich noch um Vieles geringfügiger, wenn wir das ganze Weltall als unſern Wohnſitz betrachten? Hebt nur den Blick nach oben in einer Sternennacht und ihr werdet euch gewiß ſehr klein und unſcheinbar vorkommen! Denkt nur, daß jene kreiſenden Welten über euern Häuptern auch leben, denn ſie beſitzen die Bewegung, und kennten ſie eine Eintheilung der Zeit, wie wir, ſo würde ein Menſchenleben ihnen kürzer erſcheinen, als uns das Leben eines Infuſionsthierchens, wie es ſich unter dem Vergrößerungsglaſe darſtellt.

Die Zeit alſo verbleibt in ihrer ewigen Unbeweglichkeit, trotz unſeren ſtets wechſelnden Abtheilungen derſelben, die lediglich nur eine Erfindung zu unſerm Nutzen und unſerer Bequemlichkeit ſind. Epochen, die wir als weit entfernte anſehen, ſind im Verhältniß zur Zeit ſelbſt, nur Gegenwart, und in der That ſind auch jene Epochen gar nicht ſo fern, als man es gewöhnlich glaubt. Nehmen wir einmal eine der unbedeutendſten Unterabtheilungen unſeres Zeitmaßes, eine Minute; wie überraſcht wird der Leſer nicht ſein, wenn ich ihm ſage, daß etwa Heute, wo ich dieſes ſchreibe — und es iſt nur kurze Zeit vorher, ehe es gedruckt und dem geneigten Leſer vor die Augen kommen wird — noch nicht eine volle Milliarde von Minuten verſtrichen iſt, ſeit Jeſus Chriſtus am Kreuze geſtorben. Die erſten jener Minuten, die ſeit Chriſtus vorübergegangen ſind, werden nun mit dem ſtolzen Namen „Alterthum“ belegt, als wenn das etwas Großes wäre in den Zeitaltern des Weltgebäudes! Wenn ich von dieſem ſpreche, ſo meine ich damit natürlich nicht blos das Alter unſerer Erde, oder vielmehr der Welt, wie wir ſie jetzt kennen, die ja nach den älteſten Urkunden erſt 5843 Jahre zählt, oder 3 Milliarden 71 Millionen 80,800 Minuten. Man kann es ſich kaum vorſtellen, daß nur ſo wenige Minuten uns vom Urvater Adam trennen, als er das Paradies bewohnte; und Adam iſt doch das Weitentfernteſte, das wir uns herbeizuholen vermögen, denn Herodot, der griechiſche Geſchichtſchreiber, mit ſeinen 3000 Jahren zählt nicht mehr als 1 Milliarde 576 Millionen 800,000 Minuten. Allein, wie ſchon geſagt: die Chineſen, Indier und Aegypter rühmen ſich eines höhern Alterthums, und wollen mithin einer vorweltlichen Zeit angehört haben, aber dennoch müßte die Zeit, die eigentliche, ewige, unbewegliche, gewiß mitleidig über ſolche Anmaßung lächeln, wenn wir ſie uns als Weſen und nach unſerer Weiſe geſchaffen, denken.

Wir wollen nunmehr einmal dieſe allgemeinen Betrachtungen aufgeben und das Zeitenmaß mit dem Alter der Menſchen in nähere Beziehungen zu bringen verſuchen. Wie ein Jeder weiß, ſind es noch nicht 1850 Jahre, daß Chriſtus geſtorben iſt; mithin ſind wir von der Zeit ſeines Todes nur durch das Leben von weniger als 37 Menſchen, deren jeder 50 Jahre gelebt hätte, getrennt. Da nun aber jedes Jahrhundert wohl auch gewöhnlich einen entſtehen ſieht, der hundert Jahre lebt, ſo brauchten wir nur das Leben von achtzehn und einem halben Menſchen, um die Zeit von Chriſtus bis zu uns auszufüllen. Wenden wir dieſes Maß auf die Zeit ſeit Erſchaffung der Welt nach unſerer Rechnung an, ſo fielen zwiſchen Adam und uns etwas weniger als 117 Menſchen mit einer Lebensdauer von 50 und von etwas mehr als 56 Hundertjährige. Bei dieſen Berechnungen ſchwinden die näher liegenden Epochen, die wir auch ſchon „alt“ benennen, daß man faſt ſich ſeines kurzen Daſeins ſchämen möchte, das doch nur zu jener Bezeichnung die Veranlaſſung gab. Führen uns doch nur vier Lebenslängen von 50 Jahren bis mitten in die Gräuel des dreißigjährigen Krieges, etwa 15 zu Friedrich dem Rothbart und mit 20 Fünfzigjährigen ſteigen wir bis zu Karl dem Großen.

Wenden wir uns jetzt einmal zu einer faſt ſcherzhaften Seite dieſer ernſten Betrachtung, ſo werden wir jedoch bald wahrnehmen, daß auch dieſer ſcherzhafte Anſchein verſchwinden wird und der Ernſt das Uebergewicht behält. Dieſe Zeit alſo, die wir nach Jahrhunderten, nach Jahren, Monaten, Wochen, Tagen, Stunden und Minuten eintheilen, meſſen oder abwägen, was machen wir damit? wie bringen wir ſie zu?

Das Leben eines Menſchen wollen wir, obgleich

Digitized by Google

es durchſchnittlich nicht ſo lange währt, mit zweiundſiebenzig Jahren annehmen. Ein jeder von unſern lieben jungen Leſern wird mit einer ſo reichlich zugemeſſenen Zahl an Jahren gewiß nicht unzufrieden ſein. Den Menſchen, den wir uns in Gedanken dazu auserſehen haben, unſere Betrachtungen anzuknüpfen, nehmen wir geſund, ſtark, thätig an, um beſſer darlegen zu können, welche Zeit er während ſeiner nach gewöhnlichen Begriffen ſo langen Laufbahn verloren hat. In einem Tage hat er vierundzwanzig Stunden für die Nothwendigkeit des Lebenserhaltens, zur Arbeit, zur Erholung oder zum Vergnügen. Unſere erſte Betrachtung wollen wir auf ſeinen Schlaf lenken, den wir alltäglich auf nicht weniger als acht Stunden berechnen können. Dieß iſt ſo die Durchſchnittszahl, ſollte ich meinen: von zehn Uhr Abends bis ſechs Uhr Morgens. Allein dieſe acht Stunden betragen für eine Lebensdauer von zweiundſiebenzig, vierundzwanzig volle Jahre, keine Stunde weniger. Unſer Mann liegt alſo vierundzwanzig Jahre im Bette, um zu ſchlafen oder zu träumen. Sobald er aufgeſtanden und bevor er ſich niederlegt, muß er ſich an- und ausziehen. Dieſes doppelte Geſchäft, nebſt Barbiren, Haarauskämmen, und was noch damit zuſammenhängt, erfordert mindeſtens zuſammen eine halbe Stunde für jeden Tag, dieß macht in zweiundſiebenzig Jahren ein Jahr und ſechs Monate.

Jetzt gelangen wir zu den körperlichen Bedürfniſſen im engeren Sinne; man muß doch das gehörige Gleichgewicht im Körper erhalten, wenn er ſo lange ausdauern ſoll, und da kann man für die verſchiedenen Mahlzeiten doch nicht weniger als zwei Stunden auf den Tag rechnen. Man weiß ja, daß die meiſten Menſchen drei und auch wohl vier Mal Speiſe und Trank zu ſich nehmen. Dieſe zwei Stunden täglich rauben den zweiundſiebenzig Lebensjahren wiederum ſechs Jahre.

Die Mahlzeiten führen aber eine andere unabweisbare Nothwendigkeit in ihrem Gefolge, welche — bei einem ſonſt ganz geſunden Menſchen — wenigſtens auf eine Viertelſtunde täglich in Anſchlag zu bringen iſt; dieß beträgt auf die Lebensdauer neun volle Monate.

Das göttliche Geſetz wollte, daß der Menſch nicht einſam bleibe; in jedem Alter hat er ein Weſen, dem er ſich zunächſt mittheilt, auf vertrauliche, liebevolle Weiſe. Das Kind hat die Eltern, der Mann die Gattin. Nehmen wir alſo an, daß dieſe vertraulichen Mittheilungen den Menſchen nur eine Stunde des Tages durchſchnittlich in Anſpruch nehmen, ſo müſſen wir ſchon wieder drei Jahre von den zweiundſiebenzig in Abzug bringen. Zu dieſen ſetzen wir aber getroſt noch drei andere Jahre; denn welcher Menſch brächte wohl nicht eine Stunde des Tages mit gleichgültigen Dingen, Geſchwätz und dergleichen hin? Nun aber kommt das Vergnügen an die Reihe. Alle Menſchen, in jedem Alter, und in jeder Klaſſe der Geſellſchaft fühlen das Bedürfniß, ſich zu unterhalten, zu erholen, wie man es nennen will. Schauſpiele, Bälle, Spiele, das Kaffee- oder Wirthshaus rauben Zeit; zwei Stunden des Tages ſind im Durchſchnitt hiefür gewiß nicht zu hoch veranſchlagt; mithin ſind wieder weitere ſechs Jahre abzuziehen.

Die Krankheiten, denen unſere Kindheit und unſere alten Tage gewiß unterworfen ſind, und die uns in unſern kraftvollen Jahren zufällig heimſuchen, ſind doch auch zu berückſichtigen. Rechnen wir auch für dieſe zwei Stunden des Tages von ſeinen vierundzwanzig ab, ſo erhalten wir noch ſechs Jahre auf die ganze Zeit des Lebens.

Werfen wir nun einen Blick auf unſere Rechnung zurück, ſo finden wir, daß an den vierundzwanzig Stunden, die wir einen vollen Tag zu nennen übereingekommen ſind, uns neunzehn drei viertel Stunden zu den unumgänglichen Lebensnothwendigkeiten erforderlich ſind, und daß uns nur mehr vier und eine Viertelſtunde für irgend eine nützliche Beſchäftigung übrig bleiben. Mithin wird ein Mann, der ſtark, aufgeweckt und arbeitſam iſt und zweiundſiebenzig Jahre alt wird, dreiundfünfzig Jahre drei Monate vier Tage und vier Stunden verbrauchen, um zu ſchlafen, ſich anzukleiden, zu eſſen u. ſ. w., und achtzehn Jahre acht Monate fünfundzwanzig Tage und zwanzig Stunden nur haben, um ſich ſeiner eigentlichen Wirkſamkeit, ſeinem Geſchäfte hinzugeben. Gewiß ein niederſchlagendes Ergebniß! *)

Noch ein Geſichtspunkt bleibt uns übrig. Was braucht der Menſch, für die in der That ſo kurze und im großen All ſo winzig erſcheinende Dauer von zweiundſiebenzig Jahren, die wir gewöhnlich ſo hoch anſchlagen, um ſeinen ſchwachen und hinfälligen Körper zu ſtärken und zu erhalten? Wie viele feſte und flüſſige Subſtanzen wird er in ſich aufnehmen müſſen, um ſeine Säfte, ſein Fleiſch und ſeine Knochen im ſteten Gleichgewichte zu erhalten, damit der Umfang und das Gewicht ſeines lieben Ichs nicht zu ſtarke und nachtheilige Veränderungen erleide? Bleiben wir alſo immer bei unſerm Manne, der ſtark und wohlkonditionirt gedacht wird, mäßig lebend und arbeitſam iſt und deſſen Normalgewicht etwa 150 bis 160 Pfund beträgt. Um dieſen ſeinen Zuſtand zu erhalten, wird er in zweiundſiebenzig Jahren an Lebensmitteln zu ſich genommen haben:

Waſſer, Wein, Bier, Milch, Kaffee, Likör u. ſ. w. etwa 2 Pfund täglich, macht	52,560 Pfd.
Brod, täglich 1 Pfund	26,280 „
Fleiſch, Geflügel, Fiſche, Gemüſe u. ſ. w. ebenfalls 1 Pfund täglich	26,280 „
Zuſammen	105,120 Pfd.

*) Ein wirklich thätiger und geſunder Mann kann heutigen Tages, wo Zeit — Geld iſt, freilich keine acht Stunden täglich auf Eſſen und Trinken, Unterhaltung ꝛc. verwenden; dennoch dürfte das Facit der Rechnung richtig ſein, wenn die Jahre der Jugend, des höheren Alters und, was der Verf. ſicherlich zur nothwendigen Pflichterfüllung rechnete, die Stunden des Gottesdienſtes mit in Betracht genommen werden. Die Red.

Digitized by Google

Hiermit ſeien unſere kurioſen Berechnungen geſchloſſen, die, wie ſchon oben bemerkt wurde, für den Ernſt des Gegenſtandes einen faſt ſcherzhaften Anflug gewonnen haben. Wir wollen zum Endergebniß einlenken.

Es iſt geſagt worden, daß der geſunde, thätige und rüſtige Menſch, der zweiundſiebenzig Jahre hienieden zu leben hat, von dieſen **59** Jahre **3** Monate **4** Tage und **4** Stunden um zu ſchlafen, eſſen u. ſ. w. verbraucht und nur **18** Jahre **8** Monate **25** Tage und **20** Stunden zu irgend einer nützlichen Thätigkeit für's Allgemeine behält. Wenn wir aber die Maſſe von feſten und flüſſigen Subſtanzen, die er während ſeines Lebens zu ſich nimmt und die wir oben dem Gewichte nach angaben, uns zuſammengehäuft denken und ihrem körperlichen Inhalt nach beſtimmen wollen, ſo erhalten wir eine Maſſe, welche im gehörigen Verhältniß über und auf einander geſtellt zu einer Höhe von **161** Fuß **10** Zoll ſich erheben würde, mithin einen ganz artigen Thurm einer ſtattlichen Dorfkirche abgäbe.

Alles dieß nun ernſtlich erwogen, ſcheint Gott in ſeiner erhabenen Weisheit gewollt zu haben, daß Zeit, Leben und Nahrung des Menſchen, den er nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen, nur durch die Thätigkeit des Verzehrten (der Nahrungsmittel) ein ungefähres, reelles Maß erhielte, welche er wiederum mit der Summe der providenziellen oder induſtriellen Produktionen in Einklang bringen wollte, worin die wahrſcheinlichen Bedingungen des allgemeinen Gleichgewichts in der geſammten Schöpfung zu ſuchen ſind. Darum hat der Allmächtige in ſeinem großen Weltenhaushalt, Alles wohl erwägend, indem er dem wohlkonſtituirten Menſchen ein Gewicht von **150** Pfund verlieh, ihm auch die ungeheuere Gabe zuerkannt, um dieſes Gewicht ſich zu erhalten, in zweiundſiebenzig Jahren eine Maſſe zu verzehren, die es um **700** Mal überſteigt; nämlich **105,000** Pfund. Zu dieſem Behufe überließ er ihm die Herrſchaft über Waſſer, Feuer und Grundſtoffe; er geſtattete ſeinem Verſtande, alle nur möglichen Werkzeuge zur Hervorbringung, Erhaltung und Verarbeitung zu erfinden, damit er ſeinen unzähligen Bedürfniſſen genüge und zugleich damit ſeinem unerſättlichen und nur zu oft ſelbſt grauſamen Hunger und anderen Gelüſten ein Genüge zu thun.

Geſtehen wir uns offen, daß dieſe Unterſuchungen, ſo neu und ſeltſam ſie ſcheinen mögen, dennoch eine große, belehrende Wahrheit erhalten und das Leben der Erdgeborenen in ein neues Licht ſtellen.

Nach einer fremden Quelle.
A. Lewald.

Der Vielfraß.

Der Vielfraß (**Mustela gulo, auch gulo borealis**), iſt ein Raubthier, das nur im hohen Norden, das heißt in Sibirien, Kamtſchatka, Kanada, und bei uns in Europa blos in Schweden, Norwegen und Rußland vorkommt. Es iſt nicht lange her, daß die Naturgeſchichte dieſes Thieres genau bekannt iſt und mehrere ältere Naturforſcher haben daſſelbe vielfältig mit anderen Thieren verwechſelt, welche vielleicht einige äußere Aehnlichkeit mit ihm haben, durch Lebensweiſe und Gewohnheiten jedoch ganz und gar von ihm abweichen.

Der Vielfraß iſt beinahe drei Fuß lang und etwas über einen Fuß hoch, hat einen breiten, dicken, verhältnißmäßig kurzen Kopf mit kleinen Augen, einer haarbewachſenen Naſe und kurzen Ohren. Seine Beine ſind ſehr kurz und dick, ſeine fünf Zehen mit ſtarken, ſcharfen, gekrümmten, weißen Klauen bewaffnet. Der langgeſtreckte Leib iſt mit langen, groben, ſteifen Haaren bedeckt, deren Grundfarbe ein dunkles Braun iſt, das an den Seiten und Schultern in das Röthliche ſpielt. Mitten auf dem Rücken befindet ſich ein kohlſchwarzer, glänzender Fleck, der ſich in ovaler Form von dem Halſe bis zu dem Schwanze erſtreckt.

Das Geſchrei dieſes Thieres gleicht einem leiſen, heiſeren Geheul, wenn er aber angegriffen wird, oder überhaupt im Affekte iſt, ſo ſchreit er laut und bläſt und pruſtet, wie die Katze.

Der Vielfraß ernährt ſich von allerlei größern und kleinern Waldthieren, Rennthieren, Haſen, Auer- und Birkwild u. ſ. w.; er jagt während der Nacht, jedoch niemals in Geſellſchaft, wie der Wolf, ſondern ſtets allein, oder mit ſeinem Weibchen; den Tag über hält er ſich in tiefen Felsſpalten und Steinklüften auf, wo das Weibchen nur einmal im Jahre, und zwar im Mai, ein oder auch zwei Junge wirft, welche nach wenigen Wochen ſchon der Mutter zu folgen und ſehr bald für ſich ſelbſt zu ſorgen im Stande ſind.

Der Vielfraß iſt eines der wildeſten, gierigſten und blutdürſtigſten Raubthiere, die es gibt, und man hat Beiſpiele, daß ein einziger Vielfraß in einer Nacht etliche zwanzig Rennthiere tödtete. Da er ſeiner kurzen Beine wegen nicht ſchnell laufen und alſo ſeine Beute durch Behendigkeit nicht einholen kann, ſo nimmt er ſeine Zuflucht zur Liſt; wenn er eine Rennthierheerde ausgewittert hat, ſo legt er ſich ganz in der Nähe, entweder auf einem Felſen oder auf einem Baumaſte hingeſtreckt, auf die Lauer, und wenn ein Thier an dieſer Stelle vorüberzieht, ſpringt er ihm auf den Rücken, beißt ſich in den Hals deſſelben ein und läßt es, trotz aller Mühe, die es ſich in ſeiner Verzweiflung gibt, des gefährlichen Feindes los zu werden, nicht fahren, bis es endlich ganz erſchöpft und vom Blutverluſte ganz ermattet, niederfällt. Iſt kein Baum oder Felſen in der Nähe, wo er ſich verbergen und auf die Lauer legen kann, ſo ſchleicht er ſich, auf dem Boden kriechend, ganz leiſe heran, wartet den Augenblick ab, wo das Rennthier, um zu weiden, den Kopf nahe an den Boden hält, und ſpringt ihm alsdann von hinten auf den Rücken. Nur dann, wenn Waſſer in der Nähe iſt, und das Rennthier ſich hineinſtürzt, läßt es der Vielfraß los, weil er das Waſſer fürchtet. Auf gleiche Weiſe beſchleicht er die Auer- und Birkhühner, auch die Schnee- und Haſelhühner, die er von weitem wittert, denn er hat einen ſehr feinen Geruch,

Digitized by Google

und beſonders im Winter, wenn dieſe Vögel unter dem Schnee ſitzen, glückt es ihm, ſie zu überraſchen und zu fangen. Hat der Vielfraß ſeine Beute erlegt, ſo ſaugt er zuerſt das Blut aus, frißt dann von dem Fleiſche ſo viel, als er vermag und vergräbt das übrige oder verbirgt es in den Höhlen und Spalten, die ihm als Wohnung dienen. Auch Kühe und Pferde fällt der Vielfraß, ſo klein er iſt, an, und wenn er ſo ſchnell und behende wäre, wie z. B. der Wolf, ſo würde er das gefährlichſte oder doch das ſchädlichſte aller unſerer Raubthiere ſein; aber ſein Lauf iſt zu langſam, und der Biber iſt das einzige Thier, das er einzuholen im Stande iſt. Oft belagert er förmlich mehrere Tage lang die Biberwohnungen, bis es ihm endlich gelingt, einen der Einwohner derſelben zu erhaſchen; zuweilen bricht er ſogar in dieſelben ein und erwürgt die Biber, die nicht Zeit hatten, ſich in das Waſſer zu flüchten. Man hat behauptet, der Vielfraß jage zuweilen in Geſellſchaft mit dem Steinfuchs (**canis lagopus**), der ſeine Beute mit ihm theile; dieß iſt ein Irrthum, wie ſo viele andere, die aus Unwiſſenheit und Vorurtheil entſprungen ſind, wahr iſt es aber, daß der Vielfraß dem Steinfuchs oft ſeine Beute abjagt, die letzterer, der ſich in keinen zu ungleichen Kampf einlaſſen will, dem Vielfraß überläßt. Alte erfahrene Jäger ſagen, der Vielfraß vertheidige ſich nicht nur ſehr gut gegen den Wolf, ſondern er greife denſelben oft an und beſiege ihn. So viel iſt gewiß, daß kein Hund, ſo groß er auch ſei, den Vielfraß zu bewältigen im Stande iſt; obgleich letzterer ſelten über anderthalb Fuß hoch iſt, ſo iſt ſein ganzer Bau doch ſo ſtark und gedrungen, ſein Gebiß ſo ſtark, ſeine ganze Muskelkraft ſo groß, daß er einen Hund, der zwei- oder dreimal ſo groß iſt, wie er ſelbſt, ſehr leicht überwältigt. Jedoch ſtellt und vertheidigt er ſich gegen die Hunde erſt dann, wenn gar keine Flucht mehr möglich iſt und letztere ihm hart zuſetzen; dieß kommt jedoch nur ſelten vor, weil man den Vielfraß nur in waldreichen bergigen Gegenden findet, wo er ſich gewöhnlich auf einen Baum oder auf einen den Hunden unzugänglichen Felſen flüchtet, denn wenn er auch nicht ſchnell läuft, ſo klettert er doch um deſto beſſer, und iſt mit Hilfe ſeiner langen, ſpitzgekrümmten Klauen im Stande, ganz ſteile, glatte, beinahe ſenkrechte Felſenwände zu erklimmen. Aber er beſitzt auch noch, wenn er in die Ebene gejagt wird, ein Mittel, die Hunde von ſich abzuhalten; ſobald er nämlich bemerkt, daß letztere ihm zu nahe kommen, gibt er einen ſo ſtarken, widrigen, unerträglichen Geſtank von ſich, daß die Hunde ſich von ihm entfernt halten und ſich gewöhnlich weigern, das Thier weiter zu verfolgen. Den Menſchen greift der Vielfraß nur dann an, wenn er durch Verwundung wüthend geworden iſt, und alsdann iſt er im höchſten Grade gefährlich. Ein Bauer in der Gegend von Umeå, der ſich, wie die meiſten Anſiedler im nördlichen Schweden, während des Winters ſehr fleißig mit der Jagd beſchäftigte, wurde von einem angeſchoſſenen Vielfraße angefallen. Das wüthende Thier ſprang dem Jäger an den Kopf, zerfleiſchte ihm das ganze Geſicht, riß ihm die Augen aus und richtete ihn überhaupt ſo übel zu, daß der Unglückliche ein Paar Tage ſpäter den Geiſt aufgab.

Mehrere Verſuche, ganz jung gefangene Vielfraße zu zähmen, gelangen nur theilweiſe; dieſe Thiere blieben ſtets ſtörriſch, wild, zeigten wenig Anhänglichkeit an ihren Herrn, konnten weder durch milde Behandlung noch durch Schläge zum Gehorſam angehalten werden und ſchienen ſich die Freiheit auf jede Art verſchaffen zu wollen, die ſie jedoch niemals gekannt hatten. Doch ſoll es einem Jäger in Finnland, nicht weit von Torneå, gelungen ſein, einen ganz jung eingefangenen Vielfraß ſo zu zähmen, daß er ihm nicht nur überall hinfolgte, wie ein Hund, und auf ſeinen Ruf kam oder ging, ſondern ihm auf der Jagd die Dienſte eines gut abgerichteten Hundes verſah und das geſchoſſene Wild apportirte, ohne es im Geringſten zu beſchädigen. Daß es dem Vielfraß nicht an Intelligenz fehle, geht aus mehreren Beobachtungen hervor, die über dieſes Thier angeſtellt worden ſind; unter andern wird im Norden allgemein behauptet, er verzehre ſehr oft die in den Wolfs- und Fuchsfallen als Köder angebrachten Thiere, oder Stücke Fleiſch, ohne ſelbſt ſich in der Falle fangen zu laſſen. Er ſoll nämlich mit der äußerſten Spitze der Krallen und mit größter Vorſicht den Köder berühren, bis das Eiſen zuſchnappt, und iſt dieß einmal geſchehen, ſo verzehrt er in aller Ruhe die durch Liſt errungene Beute. Obgleich dieſe Thatſache von mehreren Jägern, die ſie ſelbſt beobachtet haben wollen, verſichert wird, ſo dürfte ſie doch noch bis auf nähere Beſtätigung zu den zweifelhaften Angaben gezählt werden.

In Lappland und Kamtſchatka herrſchen über den Vielfraß allerlei irrige oder abergläubiſche Begriffe. So erzählt man z. B., dieſes Thier ſuche, wenn ſein Magen überfüllt und der Bauch von lauter Nahrung ſo dick und angeſchwollen iſt, daß nichts mehr in demſelben Platz findet, zwei ganz nahe an einander liegende Felſen oder ein Paar ſehr nahe ſtehende Bäume und dränge ſich mit Gewalt zwiſchen beide durch, bis auf dieſe Weiſe der Inhalt ſeines Magens aus dem Leibe gepreßt werde, worauf er ſogleich wieder zu freſſen anfange. Dieſes lächerliche Mährchen, das ſchon von Olaus Magnus erzählt, von Geßner und andern wiederholt wird und in den Werken dieſer Schriftſteller ſogar bildlich dargeſtellt iſt, wird noch von vielen Jägern und ſonſt gebildeten Leuten im nördlichen Schweden und in Finnland für wahr gehalten. Ueberhaupt hat man die Gefräßigkeit des Vielfraßes ſehr übertrieben; er hat allerdings, wie der Wolf und andere Raubthiere, die Fähigkeit, ſehr viel Nahrung auf einmal zu ſich zu nehmen; dieß geſchieht jedoch nur dann, wenn er mehrere Tage faſten mußte; findet er aber alle Tage ſeine regelmäßige Nahrung, ſo frißt er nicht mehr, als einem Thiere von ſeiner Größe und Stärke zukommt. Der Inſtinkt, wenn er geſättigt iſt, die Ueberreſte ſeiner Mahlzeiten zu verbergen und auf-

Digitized by Google

Lith Anst. v. C. Schach in Stuttgart

1844

Digitized by Google

Digitized by Google

zubewahren, verliert ſich auch im gefangenen Zuſtande nicht; man hat bemerkt, daß eingeſperrte Vielfraße das, was ſie nicht verzehren konnten, in einem Winkel ihres Käfigs unter ihrem Strohlager verbargen und erſt ſpäter, wenn ſie wieder hungrig wurden, hervorſuchten und fraßen. Der deutſche Namen dieſes Thieres, der auf eine große Gefräßigkeit hindeutet, iſt jedoch blos durch Nachahmung des ſchwediſchen Wortes **Fjällfras**, das heißt Alpenkatze oder Bergkatze, entſtanden. Die Lappen, denen der Vielfraß ſehr großen Schaden zufügt, indem er ihre Rennthierheerden angreift, mehrere Thiere nach einander tödtet und die andern ſo zerſprengt, daß die Eigenthümer ſie oft ganze Tage lang vergebens ſuchen, glauben, er ſei, wie der Wolf, nicht von Gott, ſondern von dem Teufel geſchaffen, der dieſem Thiere auch ſeine ganze Tücke und Bosheit mitgegeben habe. Wenn ſich im Winter ein Vielfraß in der Nähe der Lappenwohnungen ſehen läßt, ſo verſammeln ſich die Lappen mit Prugeln und Knütteln, ſpüren mit ihren Hunden die ganze Gegend aus und geben ſich nicht zufrieden, bis ſie den Feind ausfindig gemacht und todtgeſchlagen haben. Sind jedoch alle Bemühungen fruchtlos, ſo verlaſſen die Lappen mit ihren Rennthierheerden die Gegend und laſſen ſich in einer Entfernung von einigen Stunden nieder, denn ſie wiſſen, daß der Vielfraß ſich niemals, wie andere Raubthiere, ſehr weit von ſeinem Lager entfernt, er jagt blos in der Nähe deſſelben und ſein Jagdbezirk iſt gewöhnlich ſehr beſchränkt, ausgenommen wenn er von argem Hunger getrieben wird. In dieſem Falle, aber nur dann, wagt er ſich in die Nähe der menſchlichen Wohnungen, oder verzehrt auch Leichname und faules Aas. Zuweilen bricht er in die Wintermagazine der Lappen ein und verzehrt die darin aufgehäuften Fleiſchvorräthe und Häute, obgleich dieſe Magazine (**Stabur**) oft zwanzig Fuß hoch, auf einem abgeſchnittenen Baumſtamme dergeſtalt angebracht ſind, daß ſie von allen Seiten freiſtehen und der Eigenthümer ſelbſt nur mit einer Leiter dahin gelangen kann. Der Vielfraß klettert an dem glatten Stamme hinauf und arbeitet mit Zähnen und Krallen ſo lange, bis er endlich ein Brett losgeriſſen hat und durch die gemachte Oeffnung eindringen kann. Auch die Kamtſchadalen halten den Vielfraß für einen Diener des böſen Geiſtes; ſie glauben, er greife nur die Heerden ſolcher Menſchen an, denen jener etwas anhaben will, und flehen darum denſelben an, er möge ſie vor dem Vielfraße bewahren. Auch behaupten ſie, die Engel im Himmel ſeien, dem Teufel zum Trotz, in lauter Vielfraßpelze gekleidet. Uebrigens iſt auch der Pelz des aſiatiſchen Vielfraßes einer der ſchönſten, die es gibt; der Fleck oder Spiegel auf dem Rücken iſt glänzend ſchwarz und hat an der Sonne einen weißen atlasartigen Schein; dieſer Pelz wird auch im Handel dem Zobel und dem ſchwarzen Fuchs beinahe gleich gehalten. Die Füße dieſer Vielfraße ſind zuweilen weiß und die kamtſchadaliſchen Mädchen verwenden ſie zu ihrem Kopfputz und halten auf dieſe Zierde beinahe eben ſo viel, als auf Gold und Silber. Auch der Pelz des europäiſchen Vielfraßes iſt geſchätzt und wird zu Muffen, Handſchuhen, Mützen u. ſ. w. vielfach verwendet.

v. H—r.

Die blatterige Zugheuſchrecke.

(Taf. 11.)

Die Thiere derjenigen Abtheilung, welche von den Heuſchrecken gebildet wird, unterſcheiden ſich ſo ſehr von den übrigen Inſekten, daß ſie mit ihnen nicht verwechſelt werden können. Ihr ganzes Aeußere zeichnet ſie aus, der pferdeförmig verlängerte Kopf mit den langen fadenförmigen Fühlern, die Springfüße, der Bau und die Lage der Flügel aber ganz beſonders. Die Form einer Heuſchrecke, wenn auch weniger gefällig, als z. B. die eines Käfers oder Schmetterlings, iſt doch keineswegs abſchreckend, und die bunten und lebhaften Farben, womit die meiſten dieſer Thiere geziert ſind, machen ſie zu oft ſehr brillanten Geſchöpfen; ſo zeigt ſich die auf unſerer Tafel von beiden Seiten dargeſtellte blatterige Zugheuſchrecke — **Phymatea morbillosa.** (**Gryllus morbillosus L.**, von Cuvier und Oken nicht angeführt.) Sie hat eine bedeutende Größe, welche die Abbildung genau angibt. Ihre Farben ſind äußerſt lebhaft. Der Kopf, die Bruſt und Füße mennigroth; der Anfang des Hinterleibs und die mit feinen gelben Narben gezierten Oberflügel dunkel graublau; der übrige Theil des Hinterleibs iſt unten gelb, oben abwechſelnd mit gelben und graublauen Bändern gezeichnet; die Unterflügel ſind auf beiden Seiten, mit Ausnahme der gelben Vorderecke, von einem prächtigen Roth bedeckt und mit Doppelreihen ſchwarzbrauner Flecken gezeichnet.

So ſchön aber dieſe Heuſchrecke erſcheint, ſo ſchädlich iſt ſie, wo ihre Schwärme einfallen. Ihr Vaterland ſind die wärmeren Gegenden von Afrika und Aſien, namentlich China, das Vorgebirge der guten Hoffnung und Arabien. Sowohl Züge als einzelne Thiere haben ſich aber zu verſchiedenen Zeiten in Europa gezeigt.

Ein Weibchen legt 100—150 Eier in die Erde, an Steine, Erdklumpen und Pflanzenwurzeln, jedoch nicht zuſammen und auf einmal, ſondern während einiger Wochen. Es überzieht dieſe Eier mit einem Schaum, welcher erhärtet und die gelben Eier feſt umgibt, damit ſie zur Zeit der ſchlechten Witterung, während welcher ſie in der Erde bleiben, vor Näſſe geſchützt ſind, welche ihnen, ſo wie der Froſt unſerer Klimate, ſehr verderblich iſt. — Bei der ohnehin großen Zahl dieſer Thiere und ihrer daraus entſpringenden ſtarken Vermehrung iſt es gewiß eine höchſt bewundernswerthe Einrichtung der Vorſehung, daß die Zugheuſchrecken oft in vielen und ungeheuer zahlreichen Schaaren wegziehen, wodurch die Gegenden ihres Vaterlandes vor ihrem ſchädlichen Einfluſſe bewahrt bleiben. Zwar pflanzen ſich oft ihre Schwärme auch in

Europa, da wo ſie einfallen, fort, allein ihre Brut und ſie ſelbſt gehen durch unſere, wenn auch nur leichten Fröſte in kurzer Zeit zu Grunde, oder wenn dieſes auch nicht der Fall iſt, und erſtere in einem beſonders günſtigen Jahre zur Entwickelung kommt, ſo iſt doch ſelten ihr Schaden fühlbar, weil ſie ſich zu ſehr zerſtreuen und eine zweite Generation in Europa zu den äußerſt ſeltenen Fällen gehören dürfte. Die ſüdlichen Striche unſeres Welttheils, Italien, Griechenland und die Türkei kennen ſie am meiſten, aber im ſüdöſtlichen Europa, wie in Ungarn und der Nachbarſchaft hat man Beiſpiele von einem ſo zahlreichen Einfallen dieſer Thiere, daß die Folgen davon ſehr fühlbar waren. Aber nicht nur bis dahin ſind ſie vorgedrungen, ſelbſt England, Schottland, die Orkaden, Polen, Schleſien, Holland ꝛc. haben ſie in Menge geſehen und in andern Theilen von Europa haben ſie ſich mehr oder weniger häufig gefunden, ſo in Oeſterreich und Baiern.

Ihr raſcher Flug und die Fähigkeit, ſich ziemlich hoch zu heben, mag ihre weiten Reiſen ſehr begünſtigen, indem ſie dann durch Winde leicht auf ſo große Entfernungen fortgetrieben werden. Sie werden geröſtet und ſo gegeſſen.

Ueber ihr Erſcheinen in der Moldau und Walachei, ſo wie in Siebenbürgen in den Jahren 1747 und 1748 findet ſich unter anderm Folgendes aufgezeichnet: Die Zeit ihrer Ankunſt war der Auguſt. Ihre Schwärme zogen ſich namentlich durch die Gebirgspäſſe, kamen jedoch nicht auf einmal, ſondern nach und nach an. Ihr Flug verurſachte einiges Geräuſch und ihre Schwärme waren ſo bedeutend, daß ſie etliche 100 Klaſter in der Breite und Höhe betrugen und unter ſie abgefeuerte Schüſſe nur eine geringe Wirkung hervorbrachten. Sie ließen ſich auf Aeckern, Wieſen, Sträuchern u. ſ. w. nieder und bedeckten gleichſam die Feldfrüchte, den Haber, die Hirſe und den türkiſchen Weizen. Gras, Schilf, beſonders aber die noch grünen und unreifen Früchte wurden von ihnen auf eine empfindliche Weiſe heimgeſucht, noch mehr aber von der im Jahre darauf gefolgten Brut, welche ſo arg gehaust haben ſoll, daß nichts mehr denn der bloße Boden zu ſehen war. Im darauf folgenden Jahre kamen neue Schwärme, ſo, daß man ſich ihrer kaum erwehren konnte. Bei Temeswar in Ungarn, wo ſich ebenfalls ein großer Schwarm niedergelaſſen, hat man ſich von ihnen befreit, indem man etwa 15,000 Schweine zuſammengetrieben, welche ſie faſt gänzlich aufgezehret haben, denn es muß bemerkt werden, daß ſie ſich da, wo ſie ihre Niederlaſſung halten, nicht mehr verfliegen, ſondern von den Anſtrengungen ihres weiten Weges ermüdet, beiſammen bleiben, um ſich durch Freſſen zu erholen.

Nöthig erſcheint hier, angeführt zu werden, daß die Zugheuſchrecke nicht mit der Wanderheuſchrecke — Gryllus migratorius — verwechſelt werden darf.

Berge.

Die Sternſchnuppen, Feuerkugeln und Meteorſteine.

Die Sternſchnuppen, Feuerkugeln und Meteorſteine ſind drei verſchiedene Erſcheinungen eines und deſſelben Gegenſtandes. Schwerlich wird ein erwachſener Menſch ſein, der noch nicht Sternſchnuppen geſehen hat. Man glaubt, bei Nachtzeit zu ſehen, daß ein Funke durch die Luft fliegt, und zwar ſelten in einer merklich krummen Linie, jedoch in äußerſt ſchneller Bewegung. Aber ſogleich erliſcht der Funke, oder er verſchwindet unter dem Horizont, oder er ſcheint zu platzen wie eine Rakete, wovon die einzelnen Fragmente geradenwegs zur Erde herabfallen. Oft hinterläßt er im Fluge einen leuchtenden Streifen, der langſam erliſcht.

Die Sternſchnuppen erſcheinen am Himmel nicht zu allen Jahreszeiten in gleich großer Menge, ob man ſie gleich in jeder Nacht ſehen kann, wenn man die Geduld hat, einige Zeit ſie zu erwarten. Allein in neuerer Zeit hat man gefunden, daß man ſie im Auguſt und ganz beſonders um die Mitte Novembers am häufigſten zu ſehen pflegt, wenn anders der Himmel heiter iſt, oft ſogar in einer Menge, die nicht blos Staunen, ſondern Furcht erregt. „Es iſt doch allerdings merkwürdig, daß ſie nicht an der Erde entſtehen (ſchrieb aus Göttingen an Benzenberg der launige Profeſſor Lichtenberg, beim Anfange unſeres Jahrhunderts), Gott bewahre, daß an unſerer Erde je ſolche Feuer fliegen ſollten, die in einer Sekunde fünf Meilen *) zurücklegen. Wenigſtens wünſchte ich nicht, daß mir ſo etwas an den Kopf flöge, es möchte nun die abgeſchiedene Seele eines Göttingers oder unverdauter Froſchſtoff ſein" **).

Wirklich erregte im fünften Jahre der Regierung Juſtinians und im 23ſten Jahre der Regierung Conſtantinus Copronymus die gewaltige Menge der fallenden Sternſchnuppen Furcht und Schrecken. Alexander von Humboldt und Bouplant berichteten aus Cumana, in Weſtindien, einen Sternſchnuppenfall, der 1799 am 12. November, kurz vor Sonnenaufgang ſich ereignete, bei welchem unter den Tauſenden ſich auch eine große Menge Feuerkugeln befand. Dieſes Phänomen dauerte vier Stunden. Alle nahmen den Weg ſo, daß ſie am Himmel einen Ort einnahmen, welcher gerade von Oſten aus ſich an jeder Seite bis 30 Grade hin erſtreckte. Sie ſtiegen oſtnordöſtlich und öſtlich über dem Horizont, beſchrieben ungleich große Bogen und fielen im Süden herab, einige erreichten bis 40 Grade Höhe,

*) Brandes fand die Geſchwindigkeit der Sternſchnuppen zwiſchen 4 und 8 Meilen in der Sekunde. Ihr Weg nimmt alle Richtungen an, ſogar zuweilen ſcheinbar aufwärts, und es gibt auf der Erde keine Zone, von welcher aus nicht Sternſchnuppen geſehen würden.

**) Man hielt nämlich in frühern Zeiten die gallertähnliche Flechte (Tremella nostoc oder meteorica), die ſich nach dem Regen auf dem Boden oft zeigt, für Sternſchnuppen und auch den unverdauten Fraß der Waſſervögel, der zuweilen aus der Luft herabfällt, den nämlich dieſe Thiere im Fluge ausgeſpieen haben.

Digitized by Google

alle über 25 bis 30; ſie ließen ſämmtlich leuchtende Spuren von 5 bis 10 Grad Länge zurück, deren Licht erſt nach 7 bis 8 Sekunden erloſch; einige berſteten, einige von der ſcheinbaren Größe Jupiters ſprühten Funken. Gleichzeitig ſah man zu Nain und Hoffendal auf Labrador zahlloſe Feuerkugeln, deren einige angeblich eine halbe Elle im Durchmeſſer zu haben ſchienen, an denen ſich ſogar die phlegmatiſchen Eskimo's ſchreckten, man ſah ſie zu Neu-Herrnhut und Lichtenau in Grönland auf eine Entfernung bis 100 Meilen über die Davis-Straße hin, ſo auch zu Portobello, Guiana, Bahama u. ſ. w. Allein nicht genug. Man ſah ganz dieſelben Phänomene in Europa in denſelben Nachtſtunden, und wo die Sternſchnuppen und Feuerkugeln fielen, war ein den ganzen Horizont umgebender Lichtſchein bemerklich. Man bemerkte es von Frankreich bis in's aſiatiſche Rußland, von der Schweiz bis England; am Unterrhein wurden ſie am anhaltendſten von 9 Uhr Abends bis zur Morgenhelle geſehen; in der Buckowina bildeten die zahlloſen Sternſchnuppen einen förmlichen Feuerregen.

Was die Höhe dieſer Sternſchnuppen betrifft, ſo kann man nur vorausſetzen, daß wenn die Beobachter auf den Bahamainſeln und die im mittlern Deutſchland beiderſeits eine davon am Horizont ſahen, ſie 216 ganze Meilen über der Oberfläche der Erde erhaben war; ſahen ſie aber eine andere zugleich 40° erhaben, ſo war dieſe Höhe 1592 geographiſche Meilen, alſo ſchwebte ſie nahe einen Durchmeſſer der Erde über dieſer, als ſie durch ihre Entzündung in der dichtern Atmoſphäre der Erde ſichtbar wurde*).

Als die Nacht vom 12. auf den 13. November 1833 in Nordamerika überall äußerſt rein und heiter war, war ein ganz gleicher Meteorſteinfall beobachtet, ſo daß der Raum der Beobachtung vom 18ten bis 43ſten Breitengrade und vom 61ſten bis zum 91ſten Längengrade (von Greenwich) reichte, bei welcher Gelegenheit die meiſten Beobachter bemerkten, daß das Sternbild des Löwen der Ort war, von dem durch die ganze Beobachtungsdauer bei Weitem die meiſten Sternſchnuppen ausgingen, wonach alſo dieſelben an der Bewegung der Erde keinen Theil nahmen, alſo rein kosmiſchen Urſprungs ſein, mithin vom weiten Himmelsraume der Fixſterne nur herkommen konnten. So aufmerkſam gemacht, hat man gegen Ende des vorigen Jahrzehends eigens auf die Sternſchnuppen der Nächte vom 12. bis 14. November an vielen Orten und Sternwarten Beobachtungen angeſtellt und bei günſtiger Luft wirklich eine ungeheuere Menge beobachtet, ſo daß ſich mit Beſtimmtheit ergab, daß um dieſe Jahreszeit die Erde durch einen Strom von ſolchen Weltkörpern geht, die auf dem Wege ihrer Bahn um die Sonne und zur Sonne begriffen ſind.

Kaum würde es noch nöthig ſein, Beweisgründe für die Identität der Sternſchnuppen und Feuerkugeln beizubringen, da alle die erwähnten großartigen Beobachtungen gezeigt haben, daß ſich mit denſelben allemal auch eine große Menge Feuerkugeln ſehen ließen, die von Mondsgröße bis zu der des Jupiters und herab bis zu dem fliegenden kleinen Funken variirten. Da aber nicht zu beſtreiten iſt, daß ſie wirklich von verſchiedener Größe ſein mußten, und wegen des baldigen Wiedererlöſchens oder Zerplatzens ihr ſcheinbares Größerwerden bei der Annäherung nicht beobachtet werden konnte, ſo kann ich noch Hiehergehöriges aus der Vorzeit beibringen.

Im Jahre 1814 erſchien am 27. Januar in Baiern und im Salzburgiſchen eine Sternſchnuppe, die auf ihrem Wege immer größer wurde bis ſie zur Größe von 1/3 des Monddurchmeſſers anwuchs. 1676 wurde in Spanien, Frankreich und Italien eine Feuerkugel geſehen, die in Florenz die ſcheinbare Größe des Mondes erreicht hatte, als man ſie hier erblickte. In Piſa aber, wo man ſie gleich Anfangs geſehen, erſchien ſie wie eine kleine Sternſchnuppe. 1771 am 17. Juli erſchien in Frankreich eine ſchöne Feuerkugel, die ſich in Paris zuerſt nur als eine große Sternſchnuppe zeigte; aber in wenigen Sekunden wurde ſie heller und größer als der Mond. Im Jahre 26 vor Chriſti ſah (nach Plinius) zur Nachtzeit der Proconſul Silanus, nebſt ſeinem Gefolge, einen Funken vom Himmel fallen; er wurde immer größer, je näher er der Erde kam, und ſo wuchs er bis zur Größe des Vollmonds an, und leuchtete wie die Sonne an einem nebligen Tage, und der Schweif, den er hinter ſich ließ, erloſch zuerſt unten und ſo allmählig nach aufwärts.

Da nun bei all' ihrer Größenverſchiedenheit die Sternſchnuppen als Feuerkugeln erſcheinen, wenn ſie den Beobachtern ſehr nahe kommen, ſo ergeben ſich Phänomene, die man in großer Entfernung nicht zu bemerken pflegt; es ſind folgende:

1) Das Licht und der Brand der Feuerkugeln ſcheint in irgend einem Verhältniſſe mit der tiefern Eintauchung in die Erdeluft zuzunehmen, ſo daß es nicht ſelten bei der finſterſten Nacht ſo helle wird, als ſchiene der Vollmond, oder wohl gar ſo, als ſchiene die Sonne; 2) dieſer Brand äußert ſich auch durch fühlbare Wärme oder Hitze, wenn ſolche Feuerkugeln nahe bei den Beobachtern vorüberfliegen; 3) zwiſchen der Höhe von einigen hundert Fußen und der Höhe von eben ſo vielen Meilen über der Erde oder dem Meere zerplatzt die Feuerkugel mit einer oder mehreren Detonationen, die nicht ſelten ſo ſtark vernommen

*) Ueber dieſe Höhe braucht man ſich nicht zu verwundern. Schröter hat leuchtende Meteore dieſer Art in noch viel größerer Entfernung von der Erde geſehen; 1789 am 15. October Morgens 5 Uhr, ſah er durch ſein Teleſkop etwa 20 Sternſchnuppen vor dem Monde vorüber ziehen. Ich fand aus den von ihm angeführten Umſtänden, daß dieſelben wenigſtens vier Erddurchmeſſer von der Erde entfernt geweſen ſein mußten. Daß in ſolcher Entfernung, bei ſo ungeheurer Bewegungsgeſchwindigkeit der Meteore, durch unſere Atmoſphäre dieſelben noch entzündet werden können, wenn ſie ſehr empfänglichen Brennſtoff bei ſich haben, iſt gewiß; woraus jene, die auch in unſerer Zeit noch feſt behaupten, die Erdatmoſphäre habe in 6 bis 7 Meilen über ihrer Oberfläche ſchon ihre Gränze, erſehen mögen, welche Abſurdität ſie zu verfechten ſich nicht entblöden.

Digitized by Google

werden, als wäre ein Pulvermagazin in die Luft geflogen, oder als habe man in der Nähe Kanonen vom größten Kaliber gelöſt; 4) Hierauf läßt ſich ein Gekrache hören, als ob mehrere Regimenter zugleich ein heftiges Lauffeuer machten, oder als ob heftig auf vielen Trommeln Feuerlärm geſchlagen würde, und gleich darauf hört man ein mannigfaltiges Sauſen und Pfeifen in der Luft, und endlich 5) fällt neben den allernächſten Beobachtern eine bei Tag rauchende, bei Nacht leuchtende Maſſe, nämlich ein Bruchſtück der Feuerkugel, als ſogenannter Meteorſtein auf die Erde, ſchlägt einige Fuß tief in ſie hinein und brauſt noch einige Zeit fort, wühlt wohl auch die Erde weit umher auf, und wenn man nachſieht, ſo findet man eine zerreibliche Maſſe, die einen Schwefelgeruch hat, und heiß oder warm, oft noch faſt weich und außen mit einem pechglänzenden rußigen Ueberzuge bekleidet iſt, von Innen im Bruche grau ausſieht und kleine metalliſche Theilchen eingeſtreut enthält, die vom Magnete angezogen werden. In den ſeltenſten Fällen beſtehen dieſe Bruchſtücke aus dem ſogenannten Meteoreiſen, welches ein ganz eigenes Gefüge im Innern zeigt *).

An heitern Tagen ſieht der aufmerkſame Beobachter am Himmel oft eine ſchwarze, röthliche oder graue, im ſeltenſten Falle etwas leuchtende runde Wolke, deren Theile ſich zu bewegen ſcheinen, welche Wolke zur Nachtzeit aber ſtets leuchtet, in welcher die Zerplatzungen vorgehen und aus welcher allemal die Bruchſtücke, die ſelten bei Tag, aber allemal bei Nachtzeit leuchtend herabfallen **). Es iſt charakteriſtiſch, daß, ſo ungeheuer ſchnell die Fortbewegung der Feuerkugel auch ſein mag, ſie den Augenblick ſtille ſteht, wenn ſie zerſpringt, und daß dann die Bruchſtücke meiſt völlig ſenkrecht auf die Erde herabfallen. Ich habe dieſe Erſcheinung zur Zeit meiner vielen nächtlichen Beobachtungen am Himmel nicht ſelten, ohne durch eine Rauchwolke verdüſtert zu ſein, an großen Sternſchnuppen mit einer wahrhaft maleriſchen Schönheit wahrgenommen. Streut eine zerplatzte Feuerkugel ſehr zahlreiche Meteorſteine umher, ſo findet man ſie auf der Erde auf einer elliptiſchen Fläche zerſtreut, deren große Axe in der Richtung liegt, in welcher die Feuerkugel geflogen kam, wie dieſes die Meteorſteine, die 1803 bei Aigle fielen, am deutlichſten gezeigt haben.

Die chemiſche Analyſe gibt gemeinhin folgende in ihren Gewichtsmengen nach einander folgende, ſtufenweiſe abnehmend gereihte Beſtandtheile: Kieſelerde, Eiſen, Talkerde, Eiſenoxyd, Schwefel, Thonerde, Nickel, Kalk, Manganoxyd, Chromoxyd, Natron oder Kali, Waſſer, und überhaupt Verluſt von flüchtigen Theilen. Von dieſen Beſtandtheilen fehlen zuweilen einzelne, aber Talk- und Kieſelerde haben noch nie gefehlt. In ſehr ſeltenen Fällen hat man auch Kupferoxyde, Kochſalz und ungewöhnliche Erze, und ſogar Zinn, Chrom und Kohlenſtoff gefunden.

Oft aber iſt in den Meteormaſſen das Eiſen in ſolcher Menge enthalten, daß, außer etwas Olivin und Nickel, das ganze aus äußerſt ſprödem und hartem Eiſen beſteht. Man hat in neuerer Zeit das Meteoreiſen detaillirter analyſirt und Holger fand darin mehrere metalliſche Beſtandtheile; z. B. außer dem Eiſen, dem Nickel, Cobalt und Mangan, fand er Alumium, Silicium, Magnium, Calcium und Kalium, wodurch ſich, blos mit dem Unterſchiede der Reguliuität und Calcination, die Meteoreiſenmaſſen den Bruchſtücken der Feuerkugeln ſehr nähern.

Hier iſt der Ort, einiger beſonderer Fälle und Begebenheiten mit Meteorſteinfällen zu gedenken, die, wenn alle angeführt werden ſollten, ein ganzes Buch füllen würden *).

Vor unſerer Zeitrechnung finden ſich mehrere Beiſpiele von der größten Merkwürdigkeit, wovon aber die Zeit nicht genau ermittelt werden konnte, und zu-

*) Widmanſtädter und Schreibers haben dieſes Gefüge dadurch dargeſtellt, daß ſie einzelne Stücke plan ſchliffen und polirten, dann äzten. Sie zeigten ſtreifige Bandlinien, die ſonderbar in einander verſchlungen ſind, während der ſonſtige Bruch der Meteorſteine grau geſtippt ſich anſehen läßt.

**) Es iſt nützlich, die verſchiedenen Erſcheinungen bei Meteorſteinfällen genau zu kennen; denn man iſt in den Stand geſetzt, ſogleich zu wiſſen, daß es eine Feuerkugel war, um den Meteorſtein aufſuchen zu können, und nicht zu erſchrecken, wenn deſſen Fall in der nächſten Nähe ſich ereignet. So z. B. fiel ein großer Meteorſtein in den vor dem Hauſe eines ländlichen Oekonomen liegenden Düngerhauſen und wühlte in demſelben ganz raſend herum. Darüber in Furcht und Schrecken gerathen, verſteckte ſich der Eigenthümer mit Familie und Geſinde in den kleinen Keller, worin ſie einen Theil der Nacht zubrachten; aber die verdorbene Luſt zwang ſie, die Thüre zu öffnen, durch welche ſie nicht das mindeſte Geräuſch mehr hörten, noch weiter etwas ſahen, worauf ſie erſt den Muth bekamen, ſich zur Ruhe zu begeben.

*) Außer den Meteorſteinen fielen noch manch andere vegetabiliſche und mineraliſche Subſtanzen vom Himmel, die es größtentheils herabregnete, denen man keinen andern als blos telluriſchen Urſprung zuſprechen kann. So z. B. erzählt Dionyſius von Halicarnaß, es habe in der 80ſten Olympiade große und kleine Stückchen Fleiſch geregnet; daß jedoch das Fleiſch nicht ſtinkend war und, nach Plinius, von den Vögeln nicht gefreſſen wurde, läßt vermuthen, daß es vom Winde aufgejagte Blumenblätter waren. So berichtet Aventin, daß 7·6 n. Chr. bei Freiſingen in Baiern auf ein Feld mancherlei Holz vom Himmel herab fiel. Als 1438 der ſpaniſche König Don Juan bei dem Dorfe Roa jagte, wurde die Sonne durch weiße Wolken bedeckt, und eine Stunde lang ſah man in einiger Entfernung ſehr große Körper herabfallen. Die ſogleich dahin reitenden Falkoniere ſahen die Erde nicht mehr vor ſolchen Körpern, die grauen und ſchwärzlichen Steinen glichen, von welchen man dem König vier Exemplare nach Roa brachte. Man befand ſie aber leichter als Federn, und wenn einzelne gleich ſo groß wie ein Kopfkiſſen waren, ſo wogen ſie doch kein halbes Pfund, und man glaubte, ſie beſtünden aus getrocknetem Meerſchaume. Chladni erzählt, daß 1612 bei Magdeburg, Lohburg u. ſ. w. Schwefelklumpen von der Dicke einer Fauſt gefunden wurden, die man für meteoriſch hielt. Die 1832 im Gouvernement Moskau geregnete, wie Kirſchgummi ausſehende, die Erde eine Strecke von etwa 100 Quadratruthen 1 bis 2 Zoll hoch bedeckende Subſtanz, beſtand aus Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, und verrieth ungefähr eine Aehnlichkeit mit den Beſtandtheilen der Braunkohle. Von an vielen Orten im ſüdlichen Italien, Sardinien u. ſ. w. geregnetem Sande wird viel erzählt, aber man leitete ihn vom Sturme getrieben, aus Afrika gekommen ab.

Digitized by Google

weilen auch nicht mit Gewißheit das Faktum. So z. B. verhält es ſich gleich ſo mit den Steinen, die circa 1398 v. Chr. Pharao's Knechte erſchlugen. Obwohl Joſephus und die 70 Dolmetſcher Hagelſteine darunter verſtanden, ſo glaubten doch die Welthiſtoriker Baumgarten, Grotius, Maſius, Bonſrer u. a., ſelbſt Chladni, daß es Meteorſteine geweſen ſein mußten, weil es donnerte, wo Hagelſteine und Feuer durcheinander fuhren und das Feuer auf die Erde ſchoß, wobei die Bäume auf dem Felde zerbrachen.

1879 v. Chr. regnete es Feuer auf Sodom, wodurch ſowohl dieſe Stadt, als Gomorra, Adama und Zeboim umgekehrt und zu Aſche verbrannt wurden. Joſephus ſagt ausdrücklich, „Gott habe einen feuerigen Strahl in die Stadt geſchoſſen und Sodom mit ihren Einwohnern verbrannt," welches wegen der großen Menge Asphalts, der hier auch jetzt ſich noch überall findet, und womit ſelbſt die Häuſer ſtatt des Mörtels gemauert waren, gar leicht möglich war. Doch konnte die Feuerkugel zugleich ein Erdbeben aufgeregt haben, da hier die Gegend Vulkanität zeigt, wodurch der tiefe alte Sorboden verflächt und zum Becken des todten Meeres erweitert worden ſein mußte, wobei das fruchtbare Thal Siddim überfluthet wurde *).

162 v. Chr. fiel nach Plutarch und Plinius eine Steinmaſſe bei Argos Potamos in Thracien. Eine leuchtende Wolke kündete ſie an. Nach Plinius war ſie noch zu ſeiner Zeit zu ſehen; ſie hatte die Größe eines beladenen Wagens.

1110 nach unſerer Aera ſtürzte in einer dunkeln Winternacht ſich ein, im Fallen immer ſtärker entflammender Feuerball mit furchtbarem Getöſe in den Van-See (öſtlich von Kleinaſien), erlöſchte in demſelben und färbte ſein Waſſer blutroth. Ein großer Theil davon ward von dem gewaltigen Schlage über die Geſtade auf die Ufer geworfen, und mit ihm eine ungeheuere Menge Fiſche, die gleich Holzhauſen todt umherlagen, wodurch ein böſer Geruch entſtand. Auch hatte man Spalten in der Erde und tief aufgeriſſene Abgründe wahrgenommen **). Aus dieſer gewaltigen Wirkung zu ſchließen, iſt gewiß dieſe Feuerkugel die größte geweſen, die bis jetzt geſehen wurde, die alſo unzerſprungen als Meteorſteinmaſſe vielleicht einen Durchmeſſer von mehr als einer deutſchen Meile ***) gehabt hatte.

1676 ſah man in Florenz am 31. März bei heiterem Himmel, eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, eine feuerrothe Kugel von der ſcheinbaren Größe des Mondes, die alles wie beim Tag erhellte. Sie zog einen ſafrangelben und hinten blauen Schweif, von der Länge ihres dreifachen Durchmeſſers, nach ſich. Verſchwunden war ſie in einer von ihr ſelbſt erregten Wolke mit großem Getöſe, welches zu Faenza einem Gebrülle, weiterhin aber dem Donner von Kanonen und jenſeits der Apenninen dem Gekrache eines Erdbebens, daß die Fenſter klirrten, gleich kam. In Rom ſah man ſie gegen Norden, man ſah ſie in ganz Italien, und auch in Deutſchland, ſogar in Köln am Rhein. Anfänglich erſchien ſie (wie oben gemeldet) als eine kleine Sternſchnuppe. Sie iſt wohl unter den berechneten die größte geweſen; denn nach Cavina ſchien ſie 5700 Pariſer Fuß im Durchmeſſer gehabt zu haben.

1686 beobachtete man am 19. Juli eine Feuerkugel, die, aus den zu Schleiz und Leipzig gemachten Beobachtungen, zu $6\frac{1}{4}$ geogr. Meilen Höhe und einen Durchmeſſer von 670 Pariſer Fuß gehabt haben mochte. Sie hatte das Eigene, daß ſie beinahe an einem Orte ſtehen zu bleiben ſchien. Sie ging alſo wahrhaft von Weſt nach Oſt, und hatte mit der Erde, während der Zeit ihrer Sichtbarkeit, gleiche Bahn und tägliche Bewegung.

1751 am 26. Mai erſchien um 8 Uhr Abends im Agramer Comitate eine Feuerkugel, aus welcher zwei Eiſenmaſſen *) herabfielen, deren eine noch in Wien aufbewahrt wird. Da ſie zu Neuſtadt an der Aiſch geſehen worden iſt, ſo mußte ſie gegen 30 bis 40 deutſche Meilen hoch geweſen ſein, als man ſie ſah. Sie zerſprang unter Krachen, wobei Erſchütterung und Verbreitung von Rauch bemerkt wurden.

1795, am 28. Juni Abends um 11 Uhr 15 Minuten ſah Schröter in Lilienthal durch das 15 Minuten im Durchmeſſer haltende Geſichtsfeld ſeines 27füßigen Teleſkops, binnen einer Minute ein Lichtpünktchen von einer halben Sekunde im Durchmeſſer, von Südoſt nach Nordweſt mitten durchpaſſiren. Es hatte ein eben ſo mattes Licht als die ſeinen teleſkopiſchen Sternchen bei 183maliger Vergrößerung ſeines Teleſkops, deſſen Rohr oben $17\frac{1}{2}$ Grad Elevation hatte. In einer Nähe wie die obigen Feuerkugeln würde dieſe äußerſt kleine Sternſchnuppe, wenn man für ſie eine Bewegungsgeſchwindigkeit von 6 geogr. Meilen in der Sekunde ſetzt, doch eine Höhe von 968 geogr. Meilen und $53\frac{1}{2}$ Pariſer Fuß gehabt haben.

1798 am 19. December Abends um 8 Uhr erſchien bei klarem Himmel zu Benares und Umgegend, in Oſtindien, eine große, wie der Vollmond leuchtende Feuerkugel unter einem donner- und pelotonfeuerähnlichem Getöſe. Nahe beim Dorfe Karkhut, 14 engliſche Meilen von Benares, fielen viele Steine, die etliche Zoll in die Erde ſchlugen, in der ſie wühlten. Einer, der durch's Dach einer Hütte ſchlug, hatte zwei Pfund **).

*) Hiernach finden ſich die älteſten Nachrichten im Schu-King und in andern chineſiſchen Werken, worin vor unſerer Aera Steinfälle aufgezeichnet wurden, z. B. 644, 211, 192, 89, 38, 29, 22, 9, 6.

**) Erets. Armen. Hist. in Not. et Extr. T. IX p. 302. H. Salt. trav. to Abyssinia p. 94.

***) Dieſe betrüge 22842 Pariſer Fuß. Unter den vielen Feuerkugeln, deren Höhe und Größe berechnet worden ſind, konnte keine, mit Sicherheit, auf viel mehr als eine Viertelmeile im Durchmeſſer Anſpruch machen.

*) Nach Holger hatte dieſe Meteormaſſe folgende Beſtandtheile: 83,29 Eiſen, 11,84 Nickel, 1,38 Alumnium, 1,26 Kobalt, 0,68 Silicium, 0,64 Mangan, 0,48 Magnium, 7,43 Kalium.

**) Das ſpezifiſche Gewicht dieſer Steine war 3,35. Die ſchwarze Kruſte, die ſie bedeckt hatte, gab am Stahle lebhafte

1800 in der Nacht vom 5. April ſah man (nach dem Philos. Magazine) in Nordamerika einen nur wenig ſchwächer als die Sonne leuchtenden Feuerklumpen, ſcheinbar von 70 Fuß im Durchmeſſer, in einer Höhe von 600 Fuß eine ſtarke Hitze verbreitend, unter furchtbarem Gekrache und Erbebung der Erde auf einen Wald niederſtürzen. Man ſuchte nachher den Platz der Zerſtörung auf und fand da alles verbrannt und verkohlt und einen großen Theil der Erde aufgebrochen. Die Nachſuchenden waren zu unbeholfen, von der zerſtörenden Maſſe etwas aufzuleſen.

1808 am 22. Mai gegen $5\frac{3}{4}$ Uhr ſah man zu Trieſch, eine Meile von Stannern und 5 Meilen nördlich an der böhmiſchen Gränze, eine funkenſprühende Feuerkugel mit einem Schweife von Nordoſt nach Südweſt gehen und ſtückweiſe zerplatzen. Um Stannern entſtand bei heiterm Wetter gleich nach dem erſten, 8 bis 10 Meilen weit hörbaren Knall, plötzlich ein Nebel, man hörte Donnerſchläge, Schießen, Trommeln, Rollen, Brauſen und Pfeifen, und es fielen drei Stunden rund um Stannern, nach allen Richtungen, nach Schwefel riechende Steine. Ein $3\frac{1}{2}$ Pfund ſchwerer ſchlug ein über 20 Zoll tiefes Loch. Die Steine unterſchieden ſich nicht von den ſonſtigen Meteorſteinen.

1821 am 15. Juni um 3 Uhr Nachmittags ſah man nicht weit von Viviers eine Feuerkugel, die bei hellem Tage ſo leuchtete, daß man ſie als ſolche erkannte. Sie zerſprang unter heftigen Schlägen, und auf einen Weg bei dem Dorfe Libonez fielen die Meteormaſſen herab. Auch wurde eine von 220 Pfunden in der Nähe von Juvenas gefunden. Die Feuerkugel ließ einen Wolkenſtreif zurück, der wie ein langes, an den Rändern gezacktes Band erſchien, welches erſt nach 10 Minuten verſchwand.

1833 am 25. November ward eine ungeheure Feuerkugel bei Blansco in Mähren geſehen. Nach bereits eingetretener Nacht entſtand eine ſo helle Erleuchtung, daß mehrere Bewohner des Marktfleckens glaubten, es ſei ein Brand entſtanden; auch nahm man die Erſcheinung auf einem Flächenraum von 70 bis 80 Quadratmeilen gewahr, und es folgte ein donnerähnlicher Lärm. Man ſah jetzt in Mitte der erleuchteten Gegend einen feuerigen Körper am Himmel ziehen, der Anfangs klein, aber mit reißender Schnelligkeit ſo groß wurde, daß er vorerſt dem Vollmonde glich, ſodann aber ſo groß als eine Tonne anwuchs, und zuletzt die Größe eines Hauſes bekam. Dieſer Anwuchs ſteigerte ſich an einer Stelle dergeſtalt, daß man glaubte, es ſtürzten Feuermaſſen vom Himmel. Das Auge ertrug nicht mehr den Glanz und viele Leute ergriff der Schrecken ſo, daß ſie niederknieten und beteten, und andere krank wurden. Pferde auf der Straße bäumten ſich oder nahmen Reißaus und das Hornvieh wurde ſcheu. Obgleich man hier und da feuerige Streife niedergehen ſah, ſo fand man dennoch erſt nach eilf Tagen mehrere Meteorſteine.

1835 am 17. Juli Abends 8 Uhr 36 Minuten beobachtete ich eine Feuerkugel, die ziemlich langſam von Oſt nach Weſt, ſich in einer faſt geraden Linie nahe horizontal fortbewegte. Sie warf rückwärts Flammen von ſich, die in bewegten Regenbogenfarben glänzten. Ihr ſcheinbarer Durchmeſſer war etwa $\frac{1}{3}$ deſſen des Monds und bewegte ſich in einer Höhe von 18 Grad, während 9 Sekunden, eine Strecke von 40 Grad fort. Dieſe ſchöne und inſtruktive Feuerkugel ſah man auch in Meran um eben dieſe Zeit. Meiner Berechnung nach konnte ſie ſich nicht, wie es aber doch ſchien, von Oſt nach Weſt, ſondern umgekehrt, von Weſt nach Oſt bewegt haben, und zwar, aus Ermattung in unſerer Atmoſphäre, ungefähr mit der halben Geſchwindigkeit der Bahnbewegung der Erde. Dieſem zufolge reſultirt, daß die Feuerkugel im Mittel im Südſüdweſten eine Entfernung von mehr als 25 geogr. Meilen und eine Höhe von 7 bis 8 Meilen über der Erde gehabt haben mußte, wornach der Durchmeſſer zu 1640 Fuß ſich ergab.

1836 am 11. December Abends halb 12 Uhr ſahen die Bewohner des Dorfes Macao in Braſilien eine an Glanz und Größe ſehr auffallende Feuerkugel. Sie zerplatzte mit Krachen und ließ auf einen weiten Raum Meteorſteine in ungeheuerer Menge herabfallen.

1838 am 13. October Morgens 9 Uhr ward im weſtlichen Theile der Kolonie Kalten-Bokkevelt, etwa 7 Stunden von Tulbagh am Cap eine große Feuerkugel geſehen. Ihr Zerplatzen gab einen ſo furchtbaren Donner, daß man ihn in einem Umkreiſe von ungefähr 17 geogr. Quadratmeilen hörte, und den Fall von Meteorſteinen zur Folge hatte, die in einem Raume von 120 Quadratfuß herum lagen, deren Menge auf ungefähr 5 Cubikfuß angeſchlagen wurde.

1841 am 22. März Nachmittags halb 3 Uhr hat man, bei völlig heiterem Himmel, eine Feuerkugel geſehen, die in einer kleinen Wolke mit zwei Donnerſchlägen platzte, und wovon man einen Meteorſtein fand, der über 2 Pfund ſchwer war.

1842 beobachtete man am 9. Juni zu Montpellier und Toulouſe eine Feuerkugel zu ganz gleicher Zeit. Man berechnete daraus, daß ſie 192 geogr. Meilen Höhe hatte und in einer Zeitſekunde etwas über 5 geogr. Meilen auf ihrem Wege zurücklegte.

Hiemit glaube ich, diejenigen Feuerkugeln und Meteorſteinfälle aufgeführt zu haben, welche den Leſer in den Stand ſetzen, auf der Stelle zu erkennen, daß es eine ſolche Begebenheit iſt, ſo ſonderbar ſich dieſe wie immer geſtalten mag, und man wird dem Phänomen ruhig und mit Aufmerkſamkeit zuſehen können, und ſich ohne Bedenken an den Ort wagen, wo man glaubt, daß ein Meteorſtein zu finden wäre.

Funken, der Bruch ſah aus wie ſchlechter Schleifſtein. Howard und Vauquelin haben ſolche Steine analyſiet; nach letzterm enthielten ſie 48 Kieſelerde, 13 Magneſie, 38 Eiſenoxyd, 3 Nickeloxyd und etwas Schwefel. So ungefähr lauten die meiſten ältern Analyſen. Es wurden nur die nächſten Beſtandtheile, ſo wie die regulinisch enthaltenen Metalle im Oxydationszuſtande erwähnt. Die neueſten Analyſen gehen bis auf die entfernteſten Beſtandtheile fort, wovon hier Beiſpiele angeführt ſind.

Digitized by Google

Aber nach allen dieſen Darſtellungen bleibt gleichwohl die billige Frage noch zu beantworten: ob aus den Meteorſteinfällen nicht ſchon mancher Schaden, manches Unglück, manche Lebensgefahr erwachſen iſt? Auch iſt die Frage billig, welche von Herkunft, Lauf und weiterer Beſtimmung der Sternſchnuppen oder Feuerkugeln Erläuterungen verlangt, und ich werde ſuchen, dieſe Fragen möglichſt kurz zu erledigen.

Was die erſte Frage überhaupt betrifft, ſo ſollte man glauben, daß bei den Eingangs angeführten ganz exorbitanten Sternſchnuppenfällen von 1799 und 1833 über einem ſehr großen Theil der Erde viel Unglück geſchehen ſein müßte. Allein wenn ſchon oft am Himmel zahlloſe Sternſchnuppen und Feuerkugeln flogen, ſo iſt doch von einem Unglück nichts bekannt geworden. Dieſes iſt aber daraus erklärlich, daß, wie faſt alle Beobachter bemerkten, die meiſten während des Fluges wieder erloſchen ſind, und alſo nur durch die Atmoſphäre der Erde gingen, ohne dieſe zu berühren.

Anders iſt's, wenn Sternſchnuppen ſo tief in den dichteſten Theil unſerer Atmoſphäre gerathen, wodurch ſie, in ihrem Laufe gehemmt, auf ſie, als Feuerkugel zerſprengt, ihre Fragmente ſogar oft unter Beſchädigungen herabfallen laſſen müſſen.

Schon in den älteſten Zeiten mögen dergleichen Fälle vorgekommen ſein. Ich erinnere nur an die Steine, die Pharao's Knechte erſchlugen. So lieſt man auch im Koran, daß in der Schlacht bei Beder ungefähr 571 nach Chriſtus Gott dadurch die Feinde getödtet habe, indem er ſchaarenweiſe Vögel ſandte, die in den Schnäbeln und Füßen Steine hatten und ſie unter die Feinde warfen. Ein ſolcher Aberglaube hat ſich auch noch ſpäter wieder gezeigt, wo im Jahre 1191 „Raben und andere böſe Vögel“ glühende Kohlen aus den Schnäbeln auf Dörfer und Häuſer fallen ließen und ſie in Brand ſteckten. Nicht verweilen mag man bei vielen ſolchen aus Aberglauben*) entſprungenen Sagen, deren Zahl unglaublich groß iſt, und von denen man nicht weiß, wie viel hieran wahr iſt, oder was es eigentlich war, was herabfiel.

Beſchädigungen an Thieren ſind folgende bekannt: Im Jahre 812 ungefähr fiel, nach Franken's deutſcher Chronik, ein feueriger Balken vom Himmel, neben dem Pferde Karls des Großen nieder, ſo daß er damit ſtürzte und ſeinen Degen zerbrach. — Am 19. Mai 1552 wurden von Meteorſteinen in und um Schleuſingen Bäume beſchädigt, Ziegeldächer zerſchmettert und des Fürſten Georg Ernſt's Reitpferd ſo verletzt, daß es alsbald verendete. — 1779 zerſchlug in der Irländiſchen Grafſchaft Weſtmeath ein ſolcher Stein au den hölzernen Theil des Jochs eines Pferds ſo, daß es todt niederſtürzte. — 1823 ſprengte eine Menge Meteorſteine eine Heerde Schafe aus einander und verletzte einige.

Für Beſchädigungen an Gebäuden finden ſich der Beiſpiele ſehr viele, wovon folgende auf den verläßigſten Nachrichten beruhen: 856 nach Chriſtus fielen im December im Dorfe Sowaida in Aegypten fünf Meteorſteine auf das Zelt eines Beduinen. — 1020 ſoll, wie Naucler erzählt, eine Fackel, ſo groß wie ein Thurm, mit großem Krachen in's Meer gefallen ſein und am Land viele Städte angezündet haben. — 1525 am 28. oder 29. Juni hat ein in die Citadelle zu Mailand gefallener Meteorſtein das Pulvermagazin in Brand geſteckt. — 1650 fiel zu Dortrecht ein Stein durch's Fenſter und brannte den Fußboden an, und um beiläufig dieſe Zeit wurde zu Warſchau durch Meteorſteine der Thurm eines leeren Gefängniſſes zerſtört. — 1721 wurde die Peterskirche zu Riga durch eine von oben herabfallende Feuermaſſe von der Größe eines Kindes in Brand geſteckt. — 1761 am 12. November wurde auch zu Chamblau nächſt Dijon ein Haus durch das Stück einer geplatzten Feuerkugel in Brand geſteckt. — 1801 hatte ein Meteorſtein bei Bourg St. Edmont eine Mühle ſo in Brand gebracht, daß ſie nicht mehr zu löſchen war. — 1803 am 3. Juli richteten Feuerkugelfragmente im Gaſthofe zu Eaſt-Norton in England Zerſtörungen an. — Durch einen ausgedehnten Meteorſteinfall nur konnten auf einmal 1810 in Oſtindien bei Sl·abad fünf Dörfer in Brand geſteckt worden ſein. — 1833 regnete es gegen Ende Octobers Meteorſteine zu Candahar in Oſtindien, durch welche die Dächer vieler Gebäude beſchädigt und durchſchlagen wurden. — 1835 am 12. November wurde das Strohdach einer Scheune bei Belley im Departement Ain durch Meteorſteine angezündet. — 1836 ſchlugen viele Bruchſtücke einer Feuerkugel, die in Braſilien fielen, in die Häuſer.

Ohne Beſchädigungen und Tödtungen von Menſchen konnten die vielen Meteorſteinfälle nicht ablaufen. Vor allem müſſen wir zweier ſolcher Fälle, die ſich in Mailand zutrugen, gedenken. 1521 zerſchlug eine Feuerkugel das Schloß in Mailand dergeſtalt, daß 113 Perſonen darin das Leben einbüßten und alles dadurch in Unordnung kam. Sogar die Balken an den Thoren ſind in einer Entfernung von 500 Schritten gekrümmt und zerbrochen worden; ſelbſt die Leute in der Stadt, welche geſtanden ſind, fielen dabei zu Boden. So berichtete Cardanus, der Augen-

*) In der finſtern Vorzeit hielt man Steine, die vom Himmel gefallen waren, für Heiligthümer; man nannte ſie Barthylien, Ceraunien, Brontien ꝛc., ſo daß man ſogar über Meteorcultus viele Nachrichten hat, z. B. in einer eigenen Schrift von Dalberg In Oſtindien iſt dieſer Cultus noch jetzt im Gange, wo man überhaupt zum Fetiſchismus ſehr geneigt iſt, ſo daß viele Indier die ſteilſten und unwirthbarſten Höhen des Himalaia beſuchen, um Amoniten zu finden, die ſie unter dem Namen Salagrami als Hausgötter verehren. So beweiſt ein neueſtes Beiſpiel die göttliche Verehrung der Meteorſteine in Oſtindien: Am 18. Februar 1815 ſahen Arbeiter auf dem Felde beim Dorfe Duralla unter fürchterlichem Lärm einen ſchwarzen Stein, bei ihnen vorbeifliegend, in den Boden ſchlagen und dieſen weit herum aufwühlen. Die Braminen nahmen den Stein zu ſich, errichteten in Duralla ein Gerüſt, welches ſie mit Blumenkränzen bedeckten, und ſammelten Geld, um für den Stein einen kleinen Tempel zu erbauen. Wo nur immer bekannt wird, daß Jemand einen ſolchen Stein beſitzt, da verſammeln ſich die Braminen, um denſelben zu verehren.

Digitized by Google

zeuge war. — 1632 ungefähr hat ein Meteorſtein im Kloſter Sta. Marin della Pace zu Mailand einen Franziskaner-Mönch in den Oberſchenkel geſchlagen, daß er ſterben mußte. Der Protophyſikus Settala, der ſich für ſeine Sammlung den Stein aneignete, war zugegen, als man dem Mönch den Stein aus dem Schenkel zog. — Die ſpätern Fälle ſind folgende: 1749 im December war, wie Chalmer berichtete, nach den gewöhnlichen Erſcheinungen ein großes Stück der Feuerkugel, die auf dem Meere daherrollte, durch ein engliſches Schiff gegangen. Sie traf die Bramſtange, die in mehr als 100 Stücke zerſchlagen ward, und der große Maſt wurde bis nnten zerſpalten, von welchem es einige Stücke Eiſen abriß und tief in's Verdeck hineintrieb; fünf Mann wurden zu Boden geriſſen und einer ward an der Haut ſtark verbrannt. — 1790 am 24. Juli ſchlug das 15 Zoll lange Bruchſtück der Feuerkugel, die in Gascogne einen Steinregen verurſachte, in eine Hütte, tödtete deſſen Eigenthümer ſo wie einiges Hornvieh und wühlte zuletzt ſich fünf Fuß tief in den Boden. — 1825 ſtürzte in Hindoſtan nach gewaltiger Exploſion 300 Schritte entfernt von einem Elephanten ein großer Meteorſtein nieder; das Thier nahm Reißans und warf ſeinen Reiter ſo unſanft ab, daß er längere Zeit bewußtlos dalag. — 1827 wurde ebenfalls zu Hindoſtan durch einen Meteorſtein ein Mann erſchlagen. — 1833 ereignete ſich in Oſtindien ein Steinregen, bei welchem ein Knabe getödtet wurde.

Nun möge ſchließlich eine Ueberſicht von der Herkunft der Feuerkugeln, von ihrer Laufbahu und welche weitere Wirkungen und Veränderungen ihnen noch bevorſtehen, folgen.

Von Homer an waren die Sternſchnuppen unter dem Namen fliegende Sterne, und von Ariſtoteles an waren die Feuerkugeln und Meteorſteine bekannt und die damaligen Philoſophen entwarfen Theorien von ihrer Herkunft. So hielten Viele ſie, nach der Anſicht von Anaxagoras, für herabfallende Stücke von Geſtirnen; keiner zweifelte an der Wirklichkeit ihres Vorkommens. Aber dieſer Zweifel kam in neueſter Zeit unter einigen Gelehrten vor, ſo, daß de Lue an dem Herabfallen von Steinen aus der Atmoſphäre ſo großen Zweifel hatte, daß er ſagte: er würde die Thatſache nicht glauben, wenn er auch ſelbſt einen Stein zu ſeinen Füßen vom Himmel herabfallen ſähe, und faſt allgemein erklärte man die Erzählungen der Steinfälle für Fabeln.

Chladni hatte das Verdienſt, durch ſeine Vorleſungen und Vorzeigungen ſeiner beträchtlichen Sammlung von Meteorſteinen, die er auf ſeinen Reiſen in vielen großen Städten hielt, die Anſicht geltend zu machen, daß die Feuerkugeln aus dem großen Weltraum kommen. Die höchſt auffallenden Fälle von den Tauſenden der in Amerika und Europa im November beobachteten Sternſchnuppen und Feuerkugeln, die wir ſchon oben von den Jahren 1799 und 1833 kennen lernten, und die thätige Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf alle dieſe Erſcheinungen bis zu unſern Tagen befeſtigten die Anſicht, daß ſie aus dem Weltraume kämen, und alle die Hypotheſen, als kämen ſie aus Vulkanen, oder aus unſerer Atmoſphäre, oder gar vom Monde *) hatten ihren Glauben verloren.

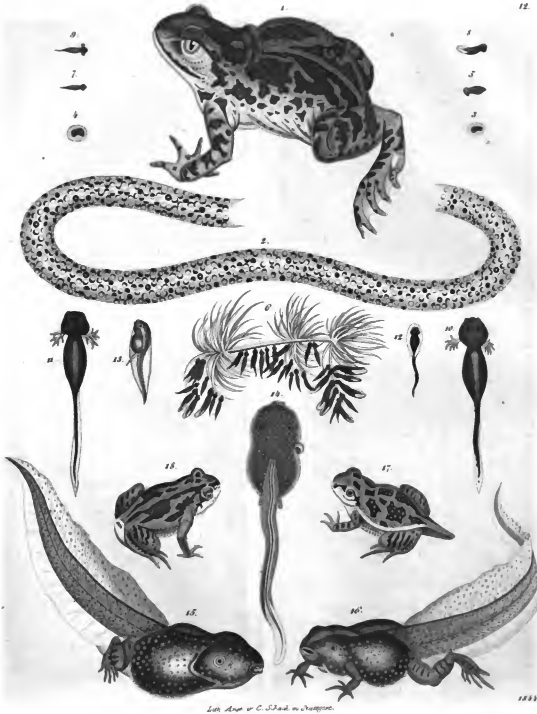
Aus den Beobachtungen Schröter's und Ritters von Hahn habe ich erſehen, daß ſie einen ganz neuen großartigen Gegenſtand am Sternhimmel entdeckt haben, ohne ſeine große Bedeutung nur zu ahnen. Es gibt nämlich nebelartige Decken von allen Größen am Himmel, die ſich nicht durch eine merkbare Helligkeit, ſondern nur dadurch auszeichnen, daß ſie große Theile von Sternbildern verdüſtern, daß ſie ſich allmälig verändern und ihren Sitz hauptſächlich in den Gränzräumen der Atmoſphären der Fixſterne haben, von wo aus ſie, ſobald ſie dieß- oder jenſeits den Gränzraum überſchreiten, einen Theil ihres Materials an die nächſtgelegene Sonne abgeben, weil ſie dann dem Zuge der Schwere dieſer Sonne, oder was gleichviel iſt, dieſes Fixſterns folgen. Das Material aber, welches die Weltwolken **) abgeben, ſind die Sternſchnuppen und Feuerkugeln, welche den Erdbewohnern nur gelegenheitlich auf ihrem Wege nach der Sonne ſichtbar werden, oder ſelbſt in ihrem Laufe durch den Luftkreis der Erde geſchwächt, auf dieſe herabſtürzen.

Da nun ihr Weg im Weltraume iſt und ſie der Schwere eines Weltkörpers, einer Sonne, folgen, ſo müſſen ſie entweder geradenwegs ihren Lauf gegen ihre Sonne zu bekommen, oder ſie müſſen ihn, nach den Keppler'ſchen Geſetzen, in elliptiſchen Bahnen um die Sonne nehmen. Im erſten Falle ſtürzen ſie in die Sonne hinein, im zweiten bewegen ſie ſich, wie die Kometen, in langgeſtreckten Bahnen um ſie herum, woraus ſich die Herkunft des Stroms von Sternſchnuppen aus der Gegend des Sternbildes des Löwen, durch welchen die Erde im November wandert, erklärt; und es war nicht ſchwer, dieſen Strom aus dem nördlichen Flügel der Jungfrau herzuleiten, wo Ritter v. Hahn eine große Weltwolke entdeckte, da dieſe Körper wegen ihrer gekrümmten Bahn unmöglich vom Sternbilde des

*) Es iſt ganz falſch, wenn behauptet wird, Laplace und Olbers hätten die Herkunft dieſer Steine aus dem Monde mathematiſch bewieſen; denn dieſe haben nur berechnet, wie groß die Wurfgeſchwindigkeit ſein müßte, die den Stein aus dem Einfluß der Schwere des Monds entfernt hätte Auch iſt es ein großer Irrthum, wenn man die Ringgebirge des Monds für vulkaniſche Krater erklärt, indem an den Tauſenden dieſer Bildungen nicht die geringſte Spur von Vulkanität zu entdecken iſt, und daß es Ringgebirge von 50 geogr. Meilen im Durchmeſſer gibt, aus welchen der Mond ſein ganzes Inneres hätte ausſpeien können, wovon man jedoch gar nichts wahrnehmen kann.

**) Hier kann nur das Hauptergebniß der Theorie in Anregung kommen; wer ſich aber vollſtändig von der Entdeckung der Weltwolken und ihrer Theorie unterrichten will, findet das Gehörige in Gruithuiſen's „naturwiſſenſchaftlich-aſtronomiſchen Jahrbuche“ für 1843 und 1844, Stuttg. E. Hoffmann, S. 10 und 41 u. a. a. O. daſelbſt; und ſchon früher Manches in demſelben Jahrbuche für 1840 im erſten Aufſatze unter dem Titel: „Die Sternſchnuppen zeigen, wohin die Sonne den Weg im Weltraume nimmt.“

Digitized by Google



Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Löwen kommen können, während ſie nur den Schein angenommen haben, als kämen ſie vom Löwen.

Da nun ganz evident die meiſten Sternſchnuppen, wie oben erwähnt, in ihrem Laufe wieder erlöſchen und deutlich zeigen, daß ſie nur vor der Erde vorübergehen, ſo entſtand das Bedürfniß, zu berechnen, wie viele dieſer Körper zur Sonne ihren Lauf nehmen, und wie viele wenigſtens in ſie hinein ſtürzen müſſen, woraus ſich dann ergeben würde, daß ein beträchtlicher Theil des der Sonne benöthigten Brennmaterials von den Sternſchnuppen abſtamme.

Das Ergebniß der neueſten Rechnung *) iſt, daß die Sonne in jeder Zeitſekunde viermalhunderttauſend Sternſchnuppen erobert.

Erwägt man nun, daß eine ſehr große Zahl von Sternſchnuppen, wie ſich dieß bei den ihnen identiſchen Feuerkugeln ausgewieſen hat, zwei und mehrere geographiſche Meilen im Durchmeſſer mißt, ſo iſt leicht zu erachten, daß die Menge des Brennmaterials, welches die Sonne fortwährend aus dem Weltraume bezieht, nicht klein ſein könne.

Die anfängliche Entſtehung dieſer brennbaren Weltkörper läßt ſich theils vom Chaos ableiten **), welches durch Weltkörperbildung noch nicht verbraucht iſt, theils aber auch von den Stoffen, die ſich aus den Weltkörpern in den Weltraum verflüchtigen ***).

Da nun alles, was hier vorgetragen wurde, entweder Sache der Erfahrung und Beobachtung, oder aber der ſtrengen Berechnung iſt, ſo wird man geſtehen müſſen, daß wir in der Kenntniß dieſer von jeher angeſtaunten Gegenſtände bereits weit vorgeſchritten ſind.

Gruithuiſen.

Die Knoblauchkröte.

(Taf. 12.)

Die Familie der Kröten bildet die nächſte Verwandtſchaft der Fröſche. Ihr weniger gefälliges Aeußere in Bau und Farbe, ihre warzige Haut, der ſchmutzige Aufenthalt und der Wahn von ihrer Giftigkeit hat ſie zum Gegenſtande unſerer Verachtung gemacht. Giftig ſind ſie nicht, wohl aber iſt es wahr, daß ihr Harn, welchen ſie dem Annähernden oft entgegen ſpritzen, kleine Hautentzündungen erregen kann. Durch ihre äußere Geſtalt, die Anweſenheit großer Ohrdrüſen, die kürzeren Hinterfüße ſo wie durch den völligen Mangel der Zähne unterſcheiden ſie ſich von den beliebteren Fröſchen. Auch iſt der Laich bei den Kröten in langen Schnüren mit einander verbunden und nicht, wie dort, knollenförmig. Die Unterſchiede nach ihren äußerlichen Eigenſchaften hat man ſchon früher gemacht; ſchon ein Arzt des ſechszehnten Jahrhunderts, Libarius, theilt die Fröſche ab in liebliche und ſcheußliche, und verſteht unter jenen die eigentlichen Fröſche, unter dieſen die Kröten.

Hinſichtlich ihrer Lebensart verhalten ſich Fröſche und Kröten zuſammen wie Tag- und Nachtraubvögel, denn die Kröten gehen eigentlich blos des Nachts ihrer Nahrung nach. Nach ihrem Aufenthalte ſcheiden ſie ſich in Land- und Waſſerkröten; zu den letzteren gehört die Knoblauchkröte.

Die Knoblauchkröte, Bufo fuscus, erreicht beinahe die Größe eines Waſſerfroſches, hat eine nicht ſehr warzige Haut von brauner Farbe mit dunkleren Flecken, die Unterſeite weißlich. Dieſe Kröte iſt nicht ſehr häufig und lebt auch außer der Laichzeit im Waſſer, welches ſie nur ſelten verläßt. Im Winter verſteckt ſie ſich im Schlamm. Ihre Nahrung beſteht in allerhand kleinen Thieren, welche ihren Aufenthalt theilen, beſonders Waſſerinſekten, Würmern und Schnecken. Sie hüpft beſſer, als andere Kröten, und verbreitet einen ſo ſtarken Knoblauchgeruch, daß derſelbe, in der Nähe empfunden, das Waſſer aus den Augen treibt.

Das Männchen dieſer Krötengattung iſt ſtets kleiner und unterſcheidet ſich vom Weibchen durch die dunklere Farbe, welche bei dieſem am Unterkörper ebenfalls dunkler iſt. Beide Geſchlechter aber ſind noch ferner ausgezeichnet durch einen Rückenſtreif und mennigrothe Düpfel auf den Schultern und in den Weichen.

Einen Ton vernimmt man ſelten anders denn zur Paarungszeit, er beſteht bei dem Weibchen in einem Grunzen, beim Männchen in einem froſchartigen Quaken.

Die Paarung erfolgt im April. Ehe zwei Wochen vergehen, wird der Laich abgeſetzt, jedoch nicht auf einmal, ſondern ſtückweiſe. Man findet ihn alsdann am Ufer zwiſchen Gras, Rohr und andern Waſſerpflanzen. Dieſer Laich beſteht aus kleinen runden und ſchwärzlichen Körnern, welche ſich allmälig vergrößern und nach 2—3 Tagen eine birnförmige Geſtalt annehmen. Am vierten Tage ſcheinen ſolche in zwei Theile geſchieden; am fünften laſſen ſich daran die einzelnen Körpertheile, Kopf, Leib, Schwanz und Augen erkennen. Um dieſe Zeit verlaſſen ſie den Schleim und es tritt Bewegung ein. Sie halten ſich klumpenweiſe zuſammen und wechſeln öfters ihre Plätze, indem ſie einen Wirbel im Waſſer machen. Am ſechsten und ſiebenten Tage iſt der Schwanz von ſeiner Floſſe umgeben und die kleinen Thiere ſuchen ſich durch deren Hilfe im Schwimmen zu üben. Sie ſetzen ſich meiſt an Waſſerpflanzen feſt, an welchen ſie zu ſaugen ſcheinen. Am achten und neunten Tage erſcheinen hinter dem Kopfe die gefranſten Anhänge, welche bei allen Froſchgattungen ſich zeigen, nach kurzem wieder verſchwinden und deren Bedeutung man nicht kennt. Bis zum achtzehnten Tage tritt keine weſentliche äußere Veränderung ein; Kopf und Leib erſcheinen um dieſe Zeit deutlich geſondert, beide ſind in eine helle durchſichtige Haut eingeſchloſſen; Mund und Augen ſind deutlich zu unterſcheiden. Sie bleiben jetzt nicht mehr ſo geſellig

*) Dieſe Rechnung findet ſich in meinem aſtronomiſchen Jahrbuche für 1843 von S. 50 bis 55 und das Endreſultat Seite 55.

**) M. ſ. im aſtr. Jahrbuche für 1844 S. 43.

***) Hierüber das Geeignete im aſtron. Jahrbuche für 1845 von S. 12 bis S. 24.

Digitized by Google

beiſammen. Gegen den achtundzwanzigſten Tag ſieht man den Maſtdarm aus dem Leibe hervorragen und die Schwanzfloſſe bis auf den Kopf ausgedehnt. Am zweiundvierzigſten Tage, alſo am Ende der ſechsten Woche, ſind ſie noch eben ſo beſchaffen, jedoch merklich größer; man kann durch ihren durchſichtigen Unterleib die gewundenen Därme unterſcheiden und hinter dem Kopfe tritt auf der linken Seite ein weißes Bläschen hervor, welches, wie das Thierchen ſelbſt, an Größe immer mehr zunimmt. Erſt gegen die achte Woche hin zeigen ſich die Spuren der Hinterfüße. Um die Mitte der eilften Woche haben die jungen Kröten an Größe bedeutend zugenommen, es brechen nun auch die Vorderfüße hervor und die hintern ſind völlig entwickelt. Erſtere treten erſt nach der zwölften Woche ganz hervor, und zwar der linke zuerſt, der rechte erſt 4—8 Stunden ſpäter. Der Mund iſt um dieſe Zeit immer noch klein, wird jedoch durch die häufige Bewegung immer größer, der Schwanz kürzer und ſchmäler, und mit dem Ende der dreizehnten Woche iſt das Thier bis auf die geringere Größe einer alten Kröte ähnlich. Von dieſer Zeit an nehmen ſie nur thieriſche Nahrung zu ſich, während ſie zuvor mit Waſſerpflanzen ſich nährten.

Erklärung der Figuren.

Figur 1. Ein ausgewachſenes Männchen.
„ 2. Der Laich.
„ 3. Ein einzelnes Ei am dritten Tage.
„ 4. Ein ſolches am vierten Tage.
„ 5. Ein Junges am fünften Tage.
„ 6. Ein ſolches am ſiebenten Tage.
„ 7. Daſſelbe von unten.
„ 8. Daſſelbe von der Seite.
„ 9. Ein Junges am neunten Tage.
„ 10. Daſſelbe vergrößert, von oben geſehen.
„ 11. Daſſelbe eben ſo von der untern Seite.
„ 12. Ein Junges am achtzehnten Tage.
„ 13. Ein ſolches am Ende der vierten Woche.
„ 14. Ein Junges gegen das Ende der zehnten Woche.
„ 15. Ein dergleichen gegen das Ende der dreizehnten Woche.
„ 16. Ein Junges am Ende der fünfzehnten Woche.
„ 17. Ein Junges in der Mitte der ſechszehnten Woche.
„ 18. Ein ſolches am Ende derſelben.

Berge.

Guanajuato.

Seit der Eroberung Mejico's durch die Spanier iſt der Bergbau ſtets als der wichtigſte Zweig des Gewerbsfleißes jenes Landes betrachtet worden, beſonders auch, weil faſt überall er es war, welcher zum Aufleben der übrigen Induſtriezweige den erſten Impuls gab. Forſchen wir nach in der Geſchichte des erſten Jahrhunderts nach der Eroberung — der Zeit, auf welche man ſtets zurückgehen muß, wenn man den Urſprung der Grundſätze kennen lernen will, auf welche die Verwaltung des ehemaligen Vicekönigreichs Neuſpanien während der ganzen Dauer der Herrſchaft des Mutterlandes gegründet war, und aus welcher alle Geſetze, alle Sitten und Gebräuche des Landes ſich herſchreiben — ſo zeigt uns dieſe, daß die Minen höchſt erfolgreich für die Ausbreitung der Bevölkerung, des Anbaus und der Sittigung Mejico's geweſen ſind. Ward irgendwo ein Gang, eine Erzlagerſtätte entdeckt, reich zwar, aber gelegen inmitten der Wohnſitze und Jagdreviere wilder, barbariſcher Eingeborner, weit entfernt von den Gegenden, welche die Spanier bewohnten und angebaut hatten, ſo ſehen wir alsbald den Reiz des Gewinnes und jenen ſchrankenloſen Unternehmungsgeiſt, durch welchen in jener glänzenden Epoche beiſpielloſer Thätigkeit und nie geſehenen Wagens die Spanier ſich vor allen neueren Völkern auszeichneten, Spekulanten herbeiziehen, welche gleich tüchtig zur Arbeit und zum Ertragen jeder Art von Beſchwerden wie zur Vertheidigung, am Ausgehenden des neuentdeckten Ganges eine Art Feldlager oder Campement (Real) gründen, woher denn auch der Name: Real de minas ſeinen Urſprung genommen, welcher ein Grubenrevier bezeichnet und in neueſter Zeit in die Benennung: Mineral umgeändert iſt.

War nur erſt ein ſolcher „Real“ vorhanden, ſo rief die ſichere Ausſicht auf reichlichen und lohnenden Abſatz ihrer Erzeugniſſe auch alsbald Ackerbauer herbei. Sie ließen ſich in der Umgegend der neuentdeckten Minen nieder; die wilden Eingebornen wurden verjagt oder in vielen blutigen Kämpfen vernichtet, oder ſie wichen der Gewalt und dem Einfluſſe des Beiſpiels, gaben ihr bisheriges unſtätes Leben auf, und wandten ſich zu dem ruhigern des Landbauers und Handwerkers. — Bergbau und Ackerbau unterſtützten und belebten ſich nun gegenſeitig. Jener bedurfte der Früchte, welche dieſer erzeugte, und dieſer tauſchte dafür von jenem die Geldmittel ein, welche ihm zur Förderung ſeines Gedeihens nothwendig waren. So verwandelte ſich in kurzer Zeit, was bisher Wüſte geweſen, in eine reiche und blühende Provinz. Die rauheſten Gebirge, ſcheinbar nur geeignet, wilden Thieren zum Schlupfwinkel zu dienen, bedeckten ſich mit prächtigen und volkreichen Städten, die bisher wüſten und verlaſſenen Fluren wurden angebaut und erzeugten köſtliche Früchte. Dieß iſt die Geſchichte von Guanajuato, Zacatecas und vielen andern Städten und Gegenden der mejicaniſchen Lande.

Leider hat die neue Regierung Mejico's dem ſo ſehr wichtigen Gewerbe des Bergbaues nicht dieſelbe Aufmerkſamkeit gewidmet, deren es unter der vorigen ſich erfreute. Der Bergbau hat theilgenommen an dem großen Ruin, in welchem während und nach der Revolution faſt alle nützlichen Etabliſſements untergingen, die Mejico früher beſaß. Die Innung der Bergleute — cuerpo de mineria — hat ſich aufgelöst. Die Berg-

Digitized by Google

bau-Geſetzgebung, dieſe Frucht der Erfahrung und der Weisheit von drei Jahrhunderten, dies ewige Denkmal der Klugheit und tiefen Einſicht jener weiſen Geſetzgeber, welche den Codex der „Ordenanzas de mineria" in's Leben riefen, iſt zu Boden geworfen, und die klare, einfache und leichte Gerechtigkeitspflege dieſes Induſtriezweiges iſt mit allen Verwirrungen und kaſuiſtiſchen Subtilitäten der Gerichtshöfe umwickelt worden. Zu gleicher Zeit hat ein Zuſammenfluß unſeliger Umſtände, die näher zu erörtern hier der Ort nicht iſt, den ſchwunghaften Betrieb der Gruben ſelbſt gar ſehr beſchränkt, und Mejico's Produktion an edlen Metallen tief herabgedrückt. Deſſenungeachtet aber iſt es gewiß intereſſant, die Orte genauer kennen zu lernen, wo jene ungeheuern Maſſen von Silber gewonnen wurden, welche ſeit drei Jahrhunderten von Mejico aus ſich über die ganze Erde verbreiteten, und das belebende Prinzip des Welthandels ausmachten. Darum mag es denn auch vergönnt ſein, hier eine gedrängte Beſchreibung eines der berühmteſten Grubenreviere der Welt, des Reviers von Guanajuato, mitzutheilen.

Im Mittelpunkte der mejicaniſchen Republik, in faſt gleicher Entfernung von den Meeren, welche dies Land im Oſten und Weſten umfluthen, auf einem der höchſten Punkte der weiten Hochebenen, welche ſich, dem Cordillerenzuge folgend und ſeinen Hauptrücken bildend, aus Süd in Nord durch die Mitte des Landes zieht, umſchließen höhere Berge einen Kreis von 30 bis 40 ſpaniſchen Leguas Durchmeſſer. Den ſüdlichen Theil dieſes Kreiſes durchſtrömt der bedeutende Fluß Grande de Santiago, ſonſt auch Tololotlan genannt, welcher ſich einen engen Ausfluß durch ſteiles und rauhes Gebirg gebrochen hat. Das Anſehen dieſes ausgedehnten Gebirgsbeckens führt zu der Vermuthung, daß hier ehemals ein ungeheurer Binnenſee geweſen, welcher den ganzen, heute ſogenannten Bajio de Guanajuato bedeckte, und deſſen Gewäſſer den Boden dieſes Landſtrichs, des fruchtbarſten, reichſten und bevölkertſten der Republik, geebnet haben. An den Ufern des Rio Grande de Santiago erhebt ſich, vollkommen kegelförmig, der majeſtätiſche Cerro de Cullacan. Seinen erhabenen Gipfel weit über den Bajio emporſtreckend, ſcheint er die Herrſchaft über das niedrigere Land auszuüben, und ſeine unermeßlichen Gehänge geben den Landſchaften dieſer Gegend ihren Charakter, wie jene des Popocatepetl denen der Thäler von Mejico und Puebla.

Wenn man dieſe Ebene aus Oſt in Weſt durchwandert, erblickt man im Hintergrunde eine lange Bergkette, von der ſie in Weſten begränzt iſt. Ueber das ſüdliche Ende der Kette erhebt ſich ein anderer kegelförmiger Berg, der Cubilete, einem vorgeſchobenen, künſtlichen Befeſtigungswerke nicht ungleich. Außerdem bemerkt man noch einen hohen Gipfel, unter dem Namen El Gigante bekannt, an deſſen Fuße mit wenigem Erfolg einige Queckſilbergruben bearbeitet worden. Dem Fuße der Gebirge ſich nähernd durchwandert man fruchtbare und reich angebaute Fluren, ein Thal entlang, welches ſich nach und nach verengt, bis es an einem Einhange, der Cueſta de Jalapita, endet, deſſen ſteiler und pralliger Abſturz in das Bette eines Bergſtroms hinabführt, reißend in der Regenzeit, aber faſt völlig waſſerlos in der trockenen Jahrszeit. Die von ihm durchſtrömte Schlucht iſt unter dem Namen der Cañada de Marfil bekannt. Dieſe etwa eine Legua weit hinaufwandernd ſieht man zu beiden Seiten des Fluſſes eine Menge von Anlagen, beſtimmt zur Amalgamation von Erzen, einige wirklich im Gebrauch, andere in Folge des Krieges von 1810 verlaſſen und in Ruinen. Dieſe Schlucht gewährt das wohlthuende Schauſpiel eines äußerſt lebhaften Verkehrs. Lange Züge von Maulthieren, welche die in den Gruben gewonnenen Erze zu den Amalgamirwerken tragen, begegnen ſich mit anderen, welche der Stadt Guanajuato die bedeutende Menge der Lebensmittel jeder Art für Menſchen und Vieh zuführen, welche man daſelbſt verbraucht. Häufig ſieht ſich der Reiſende in ſeinem Wagen aufgehalten durch die Maſſe von Karren und beladenen Maulthieren, welche ſich in den Krümmungen der ſich häufig verengenden Schlucht zuſammendrängen. Am öfterſten ereignet ſich dieß, wenn der Bergſtrom ſehr angefüllt iſt, und ſeinerſeits noch den Weg verengt. Um die Unbequemlichkeiten und ſelbſt Unglücksfälle zu vermeiden, welche bei plötzlichen ſtarken Schwellungen des Baches nur zu häufig auf dieſem Wege vorkommen, hat man jetzt die Anlage eines Weges über die Berge an der rechten Seite der Schlucht begonnen.

Der Reiſende, erſtaunt über das Gewirre und Getöſe, welches ihn von allen Seiten umſchwirrt, erblickt von Zeit zu Zeit auf den Bergfirſten umher die Tagegebäude einer Anzahl von Gruben, kleinen Dörfern gleich, welche, aus der Ferne geſehen, in der Luft zu hängen ſcheinen, weil man die Berggehänge nicht gewahrt, an welchen ſie erbaut ſind. Jetzt macht die Schlucht eine Wendung; und plötzlich ſieht ſich der Reiſende in der Stadt Guanajuato. Sein Erſtaunen vermehrt ſich beim Anblicke dieſes Labyrinths enger Gaſſen, kaum breit genug, um einen Wagen durchzulaſſen. Er iſt betäubt von dem Lärm, welchen, zumal an Feſttagen, tauſende von Menſchen verurſachen, die, in ſo enge Räume zuſammengedrängt, alle Arten von Effekten und Eßwaaren kaufen und verkaufen, während ſie jeden Augenblick Gefahr laufen, durch die Züge von Eſeln zu Boden gerannt zu werden, welche in Fäſſern das Waſſer zum Gebrauche der Bevölkerung herbeiſchleppen. — Sich durch dies Gedränge windend, gelangt der Reiſende endlich zu dem ſogenannten großen Platze (Plaza mayor) inmitten der Stadt. Läßt er hier den Blick umherſchweifen, ſo erblickt er ringsum nichts als Berge, mit Häuſern bedeckt, die eines über dem andern zu hängen ſcheinen, und zwiſchen welchen prächtige Gebäude, im beſten architektoniſchen Styl ausgeführt, und die Thürme der Kirchen emporragen. Nur ein kleines Stück des Himmelsdoms iſt ſichtbar, die Strahlen der Sonne haben

Digitized by Google

Mühe, in die Schlucht herabzudringen, und der Tag iſt hier merklich kürzer.

Santa Fé de Guanajuato, zur Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft Hauptſtadt der Intendanz, ſpäter des ſouverainen Staats, jetzt des Departamentos gleiches Namens, liegt unter 21° 0′ 15″ nördl. Breite, 103° 15′ weſtl. Länge von Paris, 6869 engl. Fuß über dem Meere. Sie ward 1554 gegründet, 1619 zur Villa, 1741 aber zur Ciudad erhoben und als ſolche privilegirt. Die Zahl ihrer Bewohner beträgt über 30,000, während in den umliegenden Minen und Hüttenwerken und in den Vorſtädten (Barrios) noch gegen 20,000 Menſchen leben. Durch die Gruben in's Daſein gerufen iſt die Stadt ſehr unregelmäßig gebaut. Häuſer und Straßen richten ſich mehr nach den natürlichen flachen Räumen zwiſchen den Gebirgen, als nach Kunſtregeln. Die Straßen ſind voller Hügel und Thäler, und ſteigen oft äußerſt ſteil auf. — Die Stadt zeigt viele Denkmale des Reichthums und der Munificenz der Bergleute, von deren Gruben ſie umringt iſt. Die Häuſer der Familien Otáro, Valenciana, Ruhl und Perez Galvez zeichnen ſich durch Pracht aus. Auch die Jeſuiterkirche, von Marqués Rayas erbaut, der reiche Kirchenſchmuck, welchen die Familie San Clemente der Pfarrkirche verehrte, der ſchöne Weg zur Grube Valenciana, dann die zahlreichen Kapellen und religiöſen Gebäude, allenthalben in der Umgegend errichtet, ſind Monumente des Reichthums der hieſigen Bergleute. Man zählt in der Stadt außer der Pfarrkirche, zwei Kapellen, drei Mönchsklöſter, fünf Einſiedeleien, ein Kollegium, ein Bethlehemiten-Hoſpital, ein Theater, eine Kaſerne, ein Gymnaſium. Bemerkenswerth iſt auch die ſchöne und geräumige Kornhalle (Alhondiga). Guanajuatito, etwa eine Legua ſüdlich von hier in der Cañada gelegen, bildet gleichſam eine urbs alia von Guanajuato.

Aeußerſt unterhaltend iſt ein Spaziergang auf die Höhen der Berge, welche die Stadt umringen, beſonders in der Regenzeit, wenn ſie mit dem ſchönſten Grün bedeckt ſind. Der Freund ſchöner Ausſichten muß den Cerro de San Miguel erſteigen, welcher von dem Felſen La Buſa überragt wird. Von hier ſchweift der Blick nach einer Seite hin über die herrlichen Ebenen hinaus, welche man, zur Stadt kommend, durchwandert hat. Zu den Füßen liegt dieſe ſelbſt, eingezwängt in verſchiedene Schluchten, deren Bäche ihr Waſſer dem größern, ſich durch die Stadt windenden Fluſſe zuführen. Jede Schlucht ſcheint gleichſam einen langen Zug von Häuſern hinter ſich her zu ziehen, welche ſich an Stellen, wo die Gebirge einen etwas weiteren Raum zwiſchen ſich laſſen, unordentlich zuſammenhäufen. Auf den gegenüber liegenden Höhen verfolgt das Auge die lange Reihe der Gruben, deren Tagegebäude und Arbeiter- und Beamtenwohnungen, überragt von den Thürmchen mehrerer, neben den Schächten ſelbſt erbauten Kapellen, ſich ohne Unterbrechung von der Grube Valenciana bis zur Grube Rayas aus Nordweſt in Südoſt ziehen. Ihre Linie deutet das Streichen des mächtigen Ganges von Guanajuato, der Veta Madre an, deren ungeheuere Reichthümer Urſach geworden, daß an ſolch' unbequemer Stelle eine ſo volkreiche Stadt emporgeſtiegen iſt.

Der Theil dieſes Ganges, auf welchem die bedeutendſten Arbeiten ſind unternommen worden, und welcher ſolche unglaubliche Ausbeute geliefert hat, umfaßt den Raum zwiſchen den Gruben Valenciana und La Sirena, welcher von zwei Schluchten (Cañada's) durchſchnitten iſt. Jede dieſer Einſenkungen iſt eine Niederlage unermeßlicher Schätze geweſen, und gleich als ob die äußere Bildung der Bodenoberfläche einen beſtimmten Einfluß hätte auf das, was in den Tiefen verborgen liegt, unterbricht der große Hügel von Sirena, welcher ſich ſüdweſtlich von der Grube Rayas erhebt mit ſeiner enormen Maſſe auf den ganzen Raum, welchen er einnimmt, den Erzreichthum des Ganges, und dieſer erſcheint erſt wieder edel in der unmittelbar darauf folgenden Cañada von Sirena. Dieß hat bei den Bergleuten von Guanajuato die allgemeine Meinung zuwege gebracht, daß der Gang nur da edel ſei, wo er Gebirgsthäler durchſchneidet*), eine Meinung übrigens, welche durch die Grube Valenciana zum Theil widerlegt wird, die auf den Berggipfeln liegt, welche im Nordweſten die Cañada von Cata von der von Santa Ana ſcheiden.

Unter allen Gruben Guanajuato's iſt unſtreitig die ſchon mehr genannte Valenciana die berühmteſte. Ihre Geſchichte hat Alexander von Humboldt in ſeinem Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne ausführlich mitgetheilt. Die Grube ward gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts zuerſt erſchürft und einige Zeit betrieben, bald aber als hoffnungslos aufgelaſſen. Im Jahre 1760 begann Obreyón, ein junger Spanier, dieſelbe auf's neue, zum Theil mit eigener Hand, zu bebauen, und trieb dieß mit einer Ausdauer, welche nur ſein Vorgefühl endlichen glücklichen Erfolgs ihm geben konnte, ſechs Jahre lang. Kein Erfolg wollte ſich zeigen. Obreyón ſetzte ſowohl ſein eigenes nicht bedeutendes Vermögen als die Summen zu, welche ihm gelegentlich von Anderen vorgeſchoſſen wurden. Im Jahre 1767 verband er ſich mit einem Krämer, Otáro, arbeitete fortwährend ſelbſt als Häuer mit, und hieb ein Jahr ſpäter plötzlich ein ſo reiches Erzmittel an, daß ſeine und ſeines Verbündeten Ausbeute verſchiedene Jahre nach einander zwei Millionen Thaler betrug. Von 1788 bis 1810 belief ſich der Werth der Produktion dieſer Grube auf 42,417,980 Thlr., der reine Ueberſchuß auf 16,182,850 Thlr.

Im Revolutionskriege von 1810 zerſtörten Hidalgo's Truppen die Tagebauten und Waſſerhebungsmaſchinen der Grube, und 1818 vollendete das Corps des Generals Xaver Mina deren Ruin. Die Grube füllte ſich mit Waſſer an, und konnte nur noch in den obe-

*) „La veta no hace, sino en flaqueza de los cerros" ſagen ſie.

ren Teufen bearbeitet werden. Von 1811 bis 1825 betrug die ganze Produktion derſelben nur 3,474,240 Thaler, mit einem Ueberſchuſſe von 991,385 Thlr. Im Jahre 1825 übernahm eine engliſche Bergbaugeſellſchaft die Grube, leerte ſie von Waſſer, und ſtellte die verbrochenen Schächte und Strecken wieder her. Aber die anfängliche Hoffnung auf Gewinn realiſirte ſich nicht. Die Tiefbaue wurden, als unbauwürdig, bald wieder aufgegeben. Nur in den oberen Teufen wird jetzt noch Erz gewonnen, und man hat daſelbſt neue reiche Anbrüche aufgeſchloſſen, welche den alten Ruhm der Valenciana noch eine Zeitlang aufrecht erhalten werden. — Die Grube hat die bedeutende Tiefe von 740 Varas oder 2220 ſpaniſchen Fußen. Ihre weitläufigen unterirdiſchen Baue laufen faſt 2500 Fuß weit unter der Erde hin. Sie hat mehrere Schächte, welche aber nicht alle mehr benutzt werden. Die Erzförderung und Waſſerhebung geſchieht mittelſt des großen Hauptſchachtes (Tiro general), an welchem eine Dampfmaſchine von 36 Pferdekräften errichtet worden. Dieſer achteckige Schacht iſt vollkommen ſenkrecht abgeſunken, ſteht ganz in Maurung und iſt überhaupt mit einer Pracht vorgerichtet, welche man in keinem europäiſchen Bergbaudiſtrikte kennt. Seine Erbauung koſtete über 1,350,000 Thlr.

Unter den übrigen Gruben, welche auf dem aufgeſchloſſenen Theile der Veta Madre von Guanajuato liegen, ſind die berühmteſten: Cata, Mellado und Rayas. Sie folgen einander in der angegebenen Ordnung dem Streichen des Ganges nach gegen Südoſten. Rayas iſt beſonders wegen ihrer ausgezeichneten Tagebauten und wegen ihres Hauptrichtſchachtes berühmt. Gleich dem auf Valenciana iſt auch dieſer Schacht achteckig, aber ſein Durchmeſſer iſt noch um 7½ Fuß größer. Dagegen beträgt ſeine Tiefe nur 1350 Fuß. — Auf Rayas folgt die Grube Sirena. Man glaubte lange Zeit, daß in ihr der Reichthum der Veta Madre ſein Ende erreiche, weil alle Verſuche, welche man auf der Fortſetzung des Ganges machte, erfolglos blieben. Jetzt aber hegt man große Hoffnungen von der neuen Grube El Cedro, und glaubt, daß ſie eine zweite Valenciana werden könne.

Sehr intereſſant iſt es, das Leben und Treiben auf den Gruben Guanajuato's über und unter Tage zu beobachten. Mit gleicher Bewunderung ſieht man die Bergleute vor Ort arbeiten, hört das majeſtätiſche Krachen der abgeſchoſſenen Bohrlöcher, tauſendfältig wiederhallend in den tiefen Grüften und finſteren Schlünden, ſieht die Cargadores (Laſtträger) mit herkuliſcher Kraft ungeheuere Erzmaſſen auf ihren Schultern zu Tage ſchleppen, und blickt auf dieſe ſenkrechten Schächte, in welchen unaufhörlich lange Seile auf- und niederſtiegen, an welchen ungeheuere Waſſerſchläuche und mit Erzen gefüllte Lederſäcke heraufgezogen werden. Zuweilen, um die Neugier der Beſucher zu befriedigen, wirft man große Ballen angezündeten Wergs in die Schächte, welche, mit furchtbarem Geräuſch niederfahrend, die Tiefen erhellen, bis ſie in dem Waſſer erlöſchen, was ſich ſtets auf dem Grunde findet. Nicht weniger unterhaltend iſt es, die Handſcheidung der Erze zu betrachten, bei welcher der kräftige Arm und das geübte Auge einer Anzahl von Frauen beſchäftigt iſt, die, mit ihren Hämmern in einer gewiſſen regelmäßigen Cadenz klopfend, ein faſt harmoniſches Getöſe machen. Eben ſo anziehend iſt die Beobachtung der verſchiedenen Operationen auf den Amalgamirwerken, vom Mahlen der Erze bis zum Gießen der großen Silberbarren, ſo ganz verſchieden von Allem, was man der Art in Europa ſieht, aber näher zu beſchreiben hier nicht am Orte.

Das uralte Syſtem der Mineros (Bergleute) und Rescatadores (Amalgamatoren) beſteht noch immer zu Guanajuato, wenn gleich nicht entfernt mehr in ſolcher Ausdehnung, als früher. Die Rescatadores kaufen die gewonnenen Erze vom Minero und amalgamiren oder ſchmelzen ſie dann auf eigene Rechnung. An einem beſtimmten Wochentage, gewöhnlich Sonnabends, erſcheinen die Rescatadores auf den Halden der Gruben, wo ſchon die zu verkaufenden Erzhaufen, möglichſt vortheilhaft geſchichtet, bereit liegen. Der Rescatador ſagt dem, den Verkauf leitenden Adminiſtrator der Grube den Preis in's Ohr, welchen er für einen beſtimmten Haufen geben will. Das höchſte Gebot erhält den Haufen, welchen vom Rescatador mitgebrachte Träger dann ſogleich in Empfang nehmen und davon tragen. Nur die Sicherheit ihres geübten Auges, mittelſt deren ſie ſogleich einen raſchen Ueberſchlag des etwaigen edlen Gehalts des Haufens zu machen verſtehen, leitet die Rescatadores bei dieſen Einkäufen. Faſt alle ſind reich geworden, denn ihr Gewinn war ihnen ſelbſt dann ſicher, wenn der Bergmann ſeine Grube mit Schaden betrieb. In früheren Zeiten war dies Syſtem dem Aufblühen des Bergbaus ſehr günſtig. Der Bergmann konnte ſeine Erze, ohne erſt auf die Beneficirung derſelben warten zu müſſen, gleich in baares Geld umſetzen, war ſo im Stande, ſeine Arbeiten ſtets raſch weiter zu treiben, und hatte nebenbei nur Eine Rechnung zu führen. Während der großen Ausbentezeit der Valenciana ſind oft an einem einzigen Tage für weit über 100,000 Thaler Erze auf den Halden dieſer einzigen Grube verkauft worden. Jetzt betragen die Verkäufe im ganzen Bezirke kaum noch 3000—4000 Thaler wöchentlich. Dieß iſt aber nicht nur der Verminderung der Ergiebigkeit der Gruben, ſondern hauptſächlich auch dem Umſtand zuzuſchreiben, daß jetzt die Bergleute größtentheils ihre Erze ſelbſt, auf eigenen Werken, zugutmachen.

Die Abgaben, welche ehedem von den Erzeugniſſen der Gruben von Guanajuato bezahlt wurden, machen eine äußerſt bedeutende Summe aus. Allein in den 21 Jahren von 1760 bis 1780 beliefen ſie ſich auf 17,721,402 Thaler, oder auf 843,876 Thaler im jährlichen Durchſchnitte. Rechnet man dazu noch 534,000 Thaler, welche jährlich durch den Tribut, das Schießpulver, die Spielkarten und den Taback aufgebracht wurden, wie das uns vorliegende, vom 2. Jan.

Digitized by Google

1783 datirte, dem damaligen Miniſter Don Joſé de Galvéz überreichte Regiſter nachweiſt, ſo ergibt ſich, daß in jener Zeit Guanajuato allein dem Aerarium ein jährliches Einkommen von 1,377,900 Thlr. lieferte.

Mühlenpfordt.

Novaia Zembla.

Dieſe Inſel, deren Name auf ruſſiſch neues Land bedeutet, liegt in dem nördlichen Eismeere zwiſchen dem 70ſten und 78ſten Grad der Breite. Sie iſt 950 Werſte lang und 520 Werſte breit und wird durch die Meerenge von Kara und Waigatz von dem Regierungsbezirke Archangel getrennt. Uebrigens beſteht Novaia Zembla nicht aus einer, ſondern aus zwei Inſeln, welche durch eine ganz ſchmale Meerenge von einander getrennt ſind. Die Novaia Zembla iſt nicht bewohnt und der weſtliche Theil derſelben kaum bekannt. Auf der nördlichen Seite iſt ſie von Eisbergen ganz umgeben und alſo vom Meere her ganz unzugänglich. Dieſe Inſel wird von mehreren Flüſſen und Bächen durchſtrömt; auch gibt es in derſelben eine große Menge von Seen, wovon der eine geſalzenes Waſſer enthält. Auf der ganzen Inſel wächſt kein Holz und die Vegetation iſt überhaupt ſehr arm; nur hie und da findet man einige verkrüppelte Geſträuche und einige wenige Pflanzen aus den Polargegenden. Dieß iſt hauptſächlich wohl auch der Grund, warum ſich keine Menſchen auf derſelben anſäßig machen, und bis jetzt iſt die Inſel nur von einer großen Menge von Rennthieren, Eisbären, weißen und blauen Füchſen bewohnt; die Küſten ſind mit Vögeln aller Art und mit allerlei Seethieren bedeckt. Jedes Jahr wird Novaia Zembla regelmäßig von ruſſiſchen Fiſchern und Jägern aus Archangel und Mezen beſucht; und wenn andere Europäer, welche an dieſer Inſel vorbei ſegelten, auf derſelben Menſchen, die den Samojeden ähnlich ſahen, erblickt zu haben vorgeben, ſo waren dieſe Menſchen ruſſiſche Matroſen, welche, wenn ſie dieſe Reiſe machen, ſich ungefähr kleiden, wie die Samojeden. Die außerordentliche Kälte, welche während eines großen Theils des Jahres hier herrſcht, wird noch durch den beinahe anhaltenden Nordwind bedeutend erhöht, und nur zuweilen bringen die Süd- und Weſtwinde den Regen. Während drei Monaten des Jahres herrſcht vollkommene Finſterniß auf der Inſel; gewöhnlich verliert man gegen den 5. November die Sonne aus dem Geſichte und erblickt ſie erſt gegen das Ende Januars, nachdem eine vierzehntägige Dämmerung vorangegangen iſt, wieder am Himmel. Das Traurige und Schreckliche der langen Nacht wird durch die Nordlichter, welche nur in den Polarregionen in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit erſcheinen, etwas gemildert. Während der undurchdringlichen Finſterniß werden die armen Fiſcher durch ſchreckliche, zuweilen von einem feinen und dichten Schnee, zuweilen von einem heftigen Regen begleitete Stürme daran verhindert, ihre Hütten zu verlaſſen, weil ſie befürchten müſſen, dieſelben nicht wieder finden zu können. Während dieſer nächtlichen Zeit müſſen ſie natürlich beſtändig eine Lampe brennen laſſen, die ſie mit Fiſchthran unterhalten. Die unthätige Lebensweiſe, welche ſie während dieſes langen und ſtrengen Winters zu führen gezwungen ſind, die Unmöglichkeit, in welcher ſie ſich befinden, mehrere Wochen lang die Luft in ihren Hütten erneuern zu können, verurſachen viele Krankheiten unter ihnen, unter anderem auch den Scharbock, an welchem ſie nicht ſelten ſterben, obgleich ſie mehrere Mittel gegen denſelben kennen und anwenden, wovon eines der wirkſamſten das warme Blut eines ſo eben geſchlachteten Rennthiers ſein ſoll.

Die ruſſiſchen Jäger, welche nach Novaia Zembla kommen, um Seehunde und andere Seethiere zu erlegen, ſind gewöhnlich ſolche Leute, welche von einem Schiffseigenthümer aus Mezen oder Archangel dazu gedungen worden ſind. Dieſer liefert ihnen nicht nur die nöthigen Schiffe und Kähne, die zu einer ſolchen Reiſe unumgänglich nothwendigen Mundvorräthe, Munition und andere Gegenſtände, ſondern er verpflichtet ſich auch noch, ihnen, außer ihrem Lohne, der übrigens ſelten ſehr hoch geſtellt iſt, auch noch einen Theil an dem Profite zu überlaſſen. Gewöhnlich beſteht dieſer Theil aus einem Viertel des ganzen Gewinnſtes, welcher dann nach vorher beſtimmten Grundſätzen unter ihnen vertheilt wird; der Kapitän oder Führer des Schiffes erhält gewöhnlich einen Drittheil dieſes Viertheiles, der zweite Führer die Hälfte des Drittheils; das übrige wird zu gleichen Portionen unter die andern Jäger und Matroſen vertheilt. In der Regel nehmen ſie auf ein ganzes Jahr Mundvorräthe mit, weil ſie nicht ſelten gezwungen werden, den ganzen Winter entweder auf ihrem Schiffe oder auch auf dem Lande in hölzernen Hütten zuzubringen, die ſie zu dieſem Zwecke auf dem Schiffe mitnehmen und nach Bedarf auf der Inſel aufrichten. Auf jedem Schiffe befindet ſich ein Ofen, um das Brod backen und die Speiſen kochen zu können, zu welchem Zwecke ebenfalls das nöthige Brennmaterial mitgenommen wird. Die Zeit der Abfahrt von Rußland hängt von den Umſtänden ab; einige fahren am Anfange des Sommers ab, wenn das weiße Meer vom Treibeiſe frei iſt; andere dagegen, welche vorhaben, den ganzen Winter auf Novaia Zembla zuzubringen, verlaſſen den Hafen erſt im Herbſte. Eine zu frühe oder zu ſpäte Abfahrt bringt den Schiffer in die Gefahr, auf herumſchwimmende Eismaſſen zu ſtoßen oder zwiſchen denſelben eingeklemmt zu werden. An dem Orte ihrer Beſtimmung glücklich angelangt, iſt die erſte Sorge der Jäger, ihr Schiff an einen ſichern Ankerplatz zu bringen, wo ſie zuweilen Hütten finden, die in den vorigen Jahren von ihren Vorgängern aufgebaut worden ſind. Dann beſteigen ſie ihre Boote, deren jedes Schiff zwei bis drei beſitzt, und fahren längs der Küſte hin, um die verſchiedenen Seethiere aufzuſuchen, auf welche ſie Jagd machen. Gewöhnlich wählen ſie dazu womöglich einen

Digitized by Google

ſchönen, ſonnigen Tag, weil dann dieſe Thiere, und ganz beſonders die Seekühe, gerne auf das Land kommen, um auf demſelben zu ſchlafen. Gewöhnlich verlaſſen dieſe Thiere ihr natürliches Element zu gewiſſen Zeiten des Jahres und bleiben acht bis zehn Tage lang auf dem Lande; zuweilen auch kommen ſie nur auf einige Stunden an daſſelbe, um ſich von den Seeläuſen zu befreien, von welchen ſie im Sommer ſehr arg geplagt werden und denen ſie nur dadurch entgehen können, daß ſie ſich auf das Land flüchten, wo dieſe läſtigen Inſekten nicht leben können. Aus dieſem Grunde ſieht man zuweilen ganze ungeheuere Heerden von Seekühen auf dem Ufer oder auf den daſſelbe begränzenden Eisfeldern liegen. Wenn die Jäger eine ſolche Heerde entdecken, ſo müſſen ſie ſich ſehr in Acht nehmen, ſich derſelben nicht mit dem Winde zu nähern; denn dieſe Thiere haben einen ſo ſcharfen Geruch, daß ſie den Menſchen in einer ſehr großen Entfernung wittern und ſich alsdann ſogleich in das Meer ſtürzen, während dem ſie, wenn man ſich ihnen mit dem Gegenwinde nähert, ſo daß ſie keine Witterung von den ihnen entgegenkommenden Menſchen erhalten, ganz ruhig liegen bleiben, obgleich ſie das Boot ſehen, das auf ſie zugerudert wird. Auch haben die Jäger noch den Vortheil, daß ſie die Nachbarſchaft ſolcher Heerden von Seekühen, auch ohne ſie zu ſehen, ſehr bald entdecken, weil dieſe Thiere, welche beſonders im Sommer ſehr viel Fett oder Thran auf ſich haben, auf eine große Entfernung einen fürchterlichen Geſtank um ſich verbreiten. Wenn die Jäger in die Nähe der Heerden gelangt ſind, verlaſſen ſie, blos mit ihrem Spieße bewaffnet, ihr Boot, ſchneiden den Seekühen den Rückzug nach dem Meere ab und ſtechen die erſten Thiere, welche ſich in das Waſſer flüchten wollen, todt. Da nun die Seekühe gewöhnlich einander blindlings folgen, ſo ſuchen die hintern in ihrer Flucht über den Leichnam des ſchon gefallenen hinüber zu ſteigen, um das Meer zu erreichen, und auf dieſe Weiſe bildet ſich bald ein förmlicher Wall, welcher den noch lebenden Thieren den Weg verſperrt, und das Gemetzel fährt nun fort, bis die ganze Heerde eine Beute der Jäger geworden iſt. Zuweilen machen letztere eine ſo gute, ergibige Jagd, daß ihre Schiffe nur die Hälfte der erlegten Thiere faſſen können und die Jäger die Häute und einen Theil des Fettes zurücklaſſen müſſen. Wenn es aber leicht iſt, dieſe Thiere auf dem Lande zu beſiegen, ſo iſt es um ſo gefährlicher, ſie in ihrem Elemente zu bekämpfen. Man muß nur bedenken, daß die Seekuh ſo groß iſt, wie ein ſtarker Ochſe, und daß ſie, außer ihren ſcharfen Zähnen noch lange, ſtarke Hauer hat, mit denen ſie ſich im Waſſer verzweifelt wehrt. Wenn einige dieſer Thiere dem allgemeinen Schlachten entgehen und ſich in das Meer flüchten, ſo laufen ihnen die Jäger auf dem Eiſe nach und ſuchen ihnen ihre Harpunen, an welchen ein langer Strick befeſtigt iſt, in den Bauch oder in die Bruſt zu werfen. Sie ſchlagen alsdann in der Geſchwindigkeit einen kleinen Pfahl in das Eis, an welchem ſie das andere Ende des Strickes befeſtigen, die ſchwimmende Inſel, auf der ſie ſtehen, wird auf dieſe Weiſe von dem fliehenden Thiere weggezogen, bis daſſelbe ſich verblutet und ſeine Kräfte verloren hat; alsdann wird es durch die Jäger vermittelſt des Strickes auf das Eis gezogen und getödtet. Außer den Seekühen fangen die Jäger noch Narwale, Pottfiſche, aus deren Gehirn das ſogenannte Spermaceti (Wallrath) bereitet wird, Seehunde, Delphine, Meerſchweine, Seebären, Seelöwen und Seeottern; auf dem Lande aber jagen ſie Eisbären, Rennthiere und Füchſe. Ein berühmter Reiſender, der Profeſſor Adams, vermuthet, daß Novaia Zembla keine Inſel, ſondern ein Theil jenes Polarkontinentes ſei, welcher im Jahr 1809 entdeckt und Neu-Sibirien genannt wurde.

v. H—z.

Das Zinn.

Das Zinn gehört zu den, dem Menſchengeſchlecht am längſten bekannten Metallen; ſchon Moſes erwähnt ſeiner, Ariſtoteles ſpricht 322 vor Chriſtus von den Zinngruben in „Cornubia," unſerm heutigen Cornwall. Auch Plinius berührt es im 4ten und 34ſten Buche ſeiner histor. natur weitläufig. Es kömmt zwar nie gediegen vor, aber die auffallende Schwere und leichte Schmelzbarkeit ſeiner Erze leitete bald zu ſeiner Gewinnung. Wenn auch im Ganzen es ſelten nur gefunden wird, ſo iſt es auf einzelnen Lagerſtätten deſto häufiger, ſo daß die Minen des ſpaniſchen Galiziens und Cornwalls, deren Erzeugniß ſchon die Phönikier holten, noch jetzt unſere ergibigſten Zinnwerke ſind.

Es kömmt ſowohl auf Gängen, als das ganze Geſtein durchdringend, in den älteſten, durch Gluth erzeugten (plutoniſchen) Felsarten, vorzüglich im Granit, vor, ſetzt aber, an ihrer Gränze, zuweilen noch etwas in die durch Waſſer abgelagerten (neptuniſchen) Geſteine ein. Kryſtalliſirt nennt der Bergmann die dunkelbraunen Zinnerze Zinngreupen; meiſt aber iſt der Granit ſo von dem Metall durchdrungen, daß das geübteſte Auge nicht zu unterſcheiden vermag, ob das Erz ſchmelzwürdig iſt, oder nicht. Die Hüttenleute nennen ſolchen Zinnſtein „Greiſen." Was man von Zinn im aufgeſchwemmten Lande, im Diluvialboden oder gar im Torf und Dammerde trifft, iſt dorthin geflößt, und nicht auf urſprünglicher Lagerſtätte.

Mit dem Zinnerz kommen faſt ſtets Flußſpath, Apatit, Wolfram, Molybdänglanz, Arſenkies, Granat, Uranglimmer, Scheelerz ꝛc. vor, welche zum Theil die reine Darſtellung des Zinns hindern.

Da meiſt das ganze Geſtein mit dem Metall durchdrungen iſt, reichere Lagen mit unhaltigeren regellos wechſeln, ohne daß Anhaltspunkte gegeben ſind, ſo muß man einzig trachten, ſo viel Geſtein, wie möglich zu Tag zu fördern. Man baut deßhalb die Zinngruben nach Etagen, oder „ſtockwerkweis:" es werden große, durch Gänge, oder bergmänniſch „Strecken" ver-

Digitized by Google

bundene Weitungen in den Berg getrieben. Um dieſen Höhlungen Halt zu verſchaffen und ihr Zuſammenſtürzen zu verhüten, bleiben zwiſchen ihnen ſtarke Parthien Geſtein, auf mächtigen Pfeilern oder „Bergveſten“ ruhend, ſtehen, wodurch ein regelmäßiger Bergbau ſich hinlänglich zu ſichern weiß. In früheren Zeiten, wo man nicht ſelten ohne Plan ſolche Weitungen zu tief und groß ausbeutete und die Bergveſten zu ſchwach geſtellt waren, entſtanden ſchauderhafte Einſtürze, wie die Bergwerksgeſchichte Beiſpiele kennt, wo alle Gruben eines Zinnwerkes in Sachſen „zu Bruch“ gingen und eine Menge Arbeiter umkamen.

Eine der wichtigſten Lagerſtätten dieſes Metalls finden wir im Südweſtende Englands, der Grafſchaft Cornwall, wo das Erz in zahlloſen, netzartig ſich verſchlingenden Adern, die aber nie über ſechs Zoll mächtig werden, den Granit durchſetzt. Einige alte Gruben, wie z. B. die Grube Carclaze bei St. Auſtle bilden ungeheuere ſteile Vertiefungen, die von vorgeſchichtlichen Einſtürzen herrühren. Carclaze iſt ſeit vierhundert Jahren in ununterbrochenem Betrieb, ward aber damals als alte Grube wieder aufgenommen, und iſt vielleicht ſchon die Quelle geweſen, woher die Schiffe der Phönikier, vom Zinnlande, dem äußerſten Theile, unſer Metall holten.

Im Jahr 1285 brach eine Unzufriedenheit unter den Bergleuten Cornwalls znr offenen Empörung aus, und viele von ihnen verließen das Vaterland nnd ſuchten im Innern Deutſchlands Sicherheit. Wo der wilden Sudeten Gipfel ragen, fanden ſie das Metall der Heimath anſtehend und eröffneten den allhöflichen Berg bei Platten; ſo erzählt die Sage.

Die geförderten Zinnerze werden gepocht und geſchlämmt oder geſeift, um leichteres, taubes Geſtein von ihnen zu trennen. Durch Röſten wird darauf der anhängende Arſen, Antimon und Schwefel verflüchtigt nnd endlich in eigenem Ofen mit Kohlen- oder Flammfeuer reduzirt. Das ſo gewonnene Metall wird bei gelinder Hitze geſeigert, wo das reinſte oder Jungfernzinn zuerſt abfließt und eine ſchwerflüſſigere Verbindung von Zinn, Kupfer, Eiſen, Arſen nnd Antimon zurückbleibt, die durch Niederſchmelzen das gewöhnliche Blockzinn gibt. Chemiſchreines Zinn, wie es zum Arzneigebrauch verlangt wird, erhält man, wenn man käufliches Zinn mit einem Ueberſchuß von Salpeterſäure oxydirt, und das gut ausgewaſchene Oxyd mit Kohle im Glühfeuer zu Metall reduzirt oder einſchmelzt.

Engliſches Zinn iſt noch heute das beſte europäiſche, wiewohl das ſächſiſche ihm wenig nachgibt; das vorzüglichſte und reinſte bleibt aber ſtets das oſtindiſche oder Bankazinn.

In Bezug auf Glanz, Härte und Feuerbeſtändigkeit kann das Zinn nur eine niedere Stelle einnehmen, doch iſt es in techniſcher Hinſicht von größter Wichtigkeit, da ſeine Oberfläche nicht wie jene von Kupfer und Eiſen, durch die atmoſphäriſche Luft angegriffen wird, ſondern nur den Glanz einbüßt. Unter dem Hammer läßt es ſich zu Blättern von $^1/_{1000}$ Zoll Dicke ſchlagen, die unter dem Namen Stanniol bekannt ſind und znm Belegen der Spiegel vornehmlich verwandt werden; zu Draht aber kann man es nicht ziehen. Beim Biegen oder unter den Zähnen kniſtert es eigenthümlich, welches man das Geſchrei des Zinns nennt, und verbreitet dabei einen beſondern Geruch.

Reines Zinn wird wenig verarbeitet, doch macht ſeine Eigenſchaft, in freier Luft nicht zu roſten, auch wenn es mit andern Metallen, namentlich Blei, verſetzt ward, es zu tauſend Zwecken des bürgerlichen Lebens unentbehrlich, vorzüglich, da chemiſch erwieſen iſt, daß, mit ihm in gehörigen Verhältniſſen gemiſcht, das Blei der Geſundheit nicht ſchaden kann. Sehr ſchätzbar wird auch das Zinn durch die Eigenſchaft, ſich in geſchmolzenem Zuſtande an feſte Metalle innig ſie überziehend, anzuhängen und ſo uns den unſchädlichen Gebrauch kupferner und meſſingner Gefäße möglich zu machen.

Mit Kupfer in verſchiedenen Verhältniſſen gemiſcht gibt es Glockengut oder Kanonenmetall; iſt ferner zum Löthen unentbehrlich, und mit Wismuth und Blei verſetzt erhält man eine ſo leichtflüſſige Verbindung, daß ſie in kochendem Waſſer ſchmilzt.

Im Fluß zieht es Sauerſtoff an, und verbindet ſich mit ihm zu einem grauweißen Pulver, der Zinnaſche, die mannigfache techniſche Anwendung findet. Mit Salzſäure und Salpeterſäure bildet es Salze, die in der Färberei, namentlich zu rothen Farben, angewandt werden. — In ſehr hoher Temperatur entzündet es ſich und verbrennt zu weißem Oxyd.

Schmidt.

Räthſel.

Erſte Abtheilung: Sinnbilder.

Das Erz im Schachte.

Es liegt noch tief im Schacht begraben,
Mit Mühe wird es ausgebracht,
Doch iſt es erſt zu Tag gefördert,
So wird es froh bekannt gemacht.

Im Schachte war ſein Werth verborgen,
Am Lichte wird er offenbar,
Und hielt es erſt die Feuerprobe
So glänzt es euch in's Auge klar.

Doch ſprecht mir nur nicht von Metallen,
Von Gold und Silber und ſo fort;
Es iſt nicht Alles Gold, was glänzet,
Und noch im Schachte liegt mein Wort.

Nicht Knappen ſind es, welche ſuchen,
Es ſind ja meiſtens ſchöne Frau'n;
Auch liegt der Schacht nicht in der Erde:
Er liegt in ihren Köpfen traun!

J. G. Moſer.

Auflöſung: 17. 1. 5. 19. 8. 18. 5. 11.

Digitized by Google

Oberwesel y du Burg Schonberg

Bingen

Digitized by Google

Oberweſel und Bingen.

(Taf. 13.)

Oberweſel mit ſeinen Umgebungen trägt den Stempel der Großartigkeit und des grauen Alterthums; es zeugt von dem Verfalle kriegeriſcher Macht und kommerzieller Bedeutung. Der hohe Thurm, von deſſen Warte der Wächter einſt nach fremden Booten ſpähte, die den Strom herabglitten, um den gebührenden Zoll für ſeinen Herrn einzufordern, ſteht jetzt verlaſſen und ſchutzlos da, ein Denkmal hingeſchwundener Größe — während die grauen Ruinen auf dem Berge hinter demſelben Zeugniß geben von der Unſicherheit, welche Rang und Reichthum in den romantiſchen Zeiten des Feudalismus umgab. Die ſchöne, für den Handel paſſende Gegend lockte die Monarchen und ſtolzen Eroberer der Vorzeit; und die Römer legten daher eine Station an und nannten ſie Vesalia superior.

Vesalia gehört unter die Oerter, wo das Chriſtenthum zuerſt in den nördlichen Gegenden des römiſchen Reiches Wurzel faßte. Es fand hier im Jahre 235 an der Mammäa, der Mutter des Alexander Severus, eine kräftige Stütze. Als die Deutſchen ſich gegen die römiſche Herrſchaft empörten, rückte der Kaiſer mit der Armee an den Rhein, unterdrückte den Aufſtand, und wollte in der Nähe dieſes romantiſchen Ortes ſich von den Mühſalen des Feldzuges erholen. Die wiewohl ſehr kurze Raſt gab ſeinen Soldaten Muße, über die Strenge ſeiner Disciplin nachzudenken, und ſo erſchlugen ſie grauſam, von Maximinus noch dazu aufgewiegelt, den Kaiſer in ſeinem Zelte; — ſeine vortreffliche Mutter hatte nebſt allen Perſonen ſeines Gefolges daſſelbe Schickſal.

Später kam dieſer Ort unter die Oberherrſchaft der fränkiſchen Herrſcher, welche von der Wichtigkeit deſſelben überzeugt, ihn ſtark befeſtigten und mit großen Privilegien ausſtatteten. Im Jahre 966 wurde derſelbe mit ſeinem Territorium vom Kaiſer Otto den Biſchöfen von Magdeburg in Lehen gegeben. Im Jahre 1215, bei der Thronbeſteigung Kaiſers Friedrich II., wurde Oberweſel zu einer freien Reichsſtadt erklärt, und war ſpäter eine der erſten rheiniſchen Städte, die den Herzog Cornwall, Bruder Heinrichs III, als Kaiſer Richard anerkannten. Nachmals, im Jahre 1312, erhielt die Stadt Balduin, Kurfürſt und Erzbiſchof von Trier, von ſeinem Bruder Kaiſer Heinrich VII. für den auf dem Zuge nach Italien geleiſteten Beiſtand; doch erkannte ſie erſt nach hartnäckigem Widerſtande den Erzbiſchof als ihren Oberherrn an. Die Ausdehnung ihres Handels und die Menge der Einwohner ſetzten ſie gegen 1689 in die Reihe der erſten Städte am Rheine; allein in demſelben Jahre wurde ſie von den Franzoſen mit Sturm genommen und an verſchiedenen Orten in Brand geſteckt, von welcher Kataſtrophe ſie nie ſich hat wieder erholen können. Die Einwohner, zur Zeit gegen 3000, nähren ſich vom Weinbau, von Schifffahrt und von der Lachsfiſcherei, die ganz beſonders bedeutend iſt. Oberweſel unterſcheidet ſich von den übrigen Städten des ehemaligen Kurfürſtenthums Trier durch die Zahl der Kirch- und Feſtungsthürme, die noch von ihrer ehemaligen Bedeutung zeugen. Die wenigen Ruinen des Rathhauſes ſind in neueſter Zeit hinweggeſchafft worden. Vorzüglich ſehenswerth iſt die vom Erzbiſchof Balduin 1331 aufgeführte, am Fuße der Schomburg gelegene Frauenkirche, ferner die höher liegende Martinspfarrkirche, welche älter iſt, als die eben erwähnte, und die Wernerskirche, eine dem um 1286 ermordeten Knaben Werner geweihte Kapelle.

Hoch auf dem Berge, der Oberweſel beherrſcht, thronen die Ruinen des herrlichen Schloſſes Schomberg oder Schönberg. Das Geſchlecht der Herren deſſelben, die von berühmten Heerführern aus Karls des Großen Zeit ſich herleiteten, ſtarb mit dem berühmteſten des Stammes, dem Marſchall von Schomberg, aus, welcher am 1. Juli 1690 in der Schlacht am Boyne in Irland fiel. Friedrich, Herzog von Schomberg, Sohn des Grafen Schomberg und der Lady Dudley, diente in der Armee der Generalſtaaten und erwarb ſich die Freundſchaft des Prinzen von Oranien. Nach dem Tode ſeines Gönners begab er ſich nach Paris, wo ſein Name neben dem Condé's und Turenne's militäriſche Berühmtheit erlangte. Von da ging er nach Portugal, wo er ſein Schwert zur Vertheidigung des Hauſes Braganza gegen Spanien zog und neue Lorbeeren in ſeine Siegerkrone flocht. Von hier kehrte er nach Frankreich zurück, was er aber bald in Folge der Zurücknahme des Ediktes von Nantes verließ und von Neuem in die Dienſte des Prinzen von Oranien trat. Nach der Erwählung dieſes Fürſten zum Könige von England wurde er General der britiſchen Truppen, durch eine Parlamentsakte naturaliſirt und zum Baron Teys, Earl von Brentford, Marquis von Harwich und Herzog von Schomberg ernannt. Er fiel mit Ruhm bedeckt, in dem Dienſte eines Fürſten, dem er perſönlich zugethan war, und in der Sache eines Landes, dem er ſeine irdiſchen Ehren verdankte.

Schomberg oder Schönberg hat den Namen von den ſieben ſchönen Töchtern eines ſeiner früheren Beſitzer. Der Sage nach hat dieſe jungen Gräfinnen, als ſie einſtmals auf dem Rheine von Schomberg nach Schloß Rheinberg fuhren, die Lurley ergriffen und ſie in ſieben Felſen verwandelt, die jetzt noch die ſieben Jungfrauen heißen.

Die alte Stadt Bingen hat eine herrliche Lage am Ufer des Rheins, in welchen hier die Nahe ſich ergießt, und an dem Fluſſe eines hohen pyramidenförmigen Berges, auf deſſen Gipfel die Ruinen des alten Schloſſes Klopp liegen, auf der Stelle eines römiſchen Lagers, welches von Druſus errichtet worden ſein ſoll; es wurde für uneinnehmbar gehalten, bis im dreißigjährigen Kriege die Franzoſen es eroberten. Erſteigt man den Thurm, welcher bis jetzt erhalten iſt, und die ganze Umgegend beherrſcht, ſo ſieht man die reiche und anziehende Landſchaft, wie ein Rundgemälde, vor ſich ausgebreitet. Die ſchöne, über die Nahe führende

Digitized by Google

Brücke heißt Druſus-Brücke, und der oft an derſelben gethanen Ausbeſſerungen ungeachtet ruht ſie jetzt noch auf Bögen und Pfeilern, welche unwiderleglich römiſchen Urſprunges ſind. In der alten Stiftskirche ſieht man das Grabmal Barthels von Holzhauſen und einen ſeltſamen Taufſtein. Eines der Stadtthore wurde zur Zeit der Karolinger gebaut. Die Einwohner machen bedeutende Handelsgeſchäfte in Wein, Branntwein, Eſſig, Getreide, Kleeſamen, Rüböl, Salz und Pottaſche, welche Artikel ſie ausführen. Unter den in der Gegend wachſenden Weinen iſt der auf den ſchroffen Ufern der Nahe erzeugte Scharlachwein der ſtärkſte und geſchätzteſte. Bingen, welches zum Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt gehört, zählt ungefähr 4800 Einwohner, und bildet die Gränze des entzückenden Rheingaues. Hier beginnt die Bergkette, welche ſich bis zum Siebengebirg erſtreckt. Auf dem jenſeitigen Ufer, beinahe gerade gegenüber, liegt Rüdesheim, mit einer Bevölkerung von ungefähr 2400 Einwohner. Dieſe, längs dem Ufer des Rheines ſich hinziehende Stadt verdient den Ruf, deſſen ſie ihres Weines wegen genießt; auch ihrer alten Burgen wegen iſt ſie bemerkenswerth. Die älteſte und merkwürdigſte iſt die Niederburg, oder das Fort Ingelsheim, nah am Rheine. Zur Zeit Karls des Großen war es ein Reichsgericht; ſpäterhin gehörte es dem Erzbiſchofe von Mainz, und im dreizehnten Jahrhundert kam es in den Beſitz der Familie Rüdesheim. Es wechſelte mehrere Eigenthümer, und wurde zuletzt vom Grafen von Ingelheim erkauft, welcher es ausbeſſern und ihm ſeine alte Geſtalt wieder geben ließ. Unweit der Niederburg ſteht die obere oder Boſenburg, ein Gebäude, welches aus zwei Abtheilungen beſteht, deren jede ein verſchiedenes Muſter alter Bauart iſt. Am Marktplatze liegen die Ruinen des Schloſſes Vorderberg, wovon nur noch ein Thurm da ſteht, und der obere Theil der Stadt enthält die Ueberreſte des Schloſſes Brömſerburg, die einen höchſt maleriſchen Anblick darbieten. Der Ritterſaal, das Brautgemach und die Kapelle ſind noch zu ſehen, und enthalten einige ſeltſame Geräthe und Alterthümer, welche auf die Familie Brömſer Bezug haben. Der am Markte gelegene Saalhof ſoll urſprünglich ein königlicher Palaſt geweſen ſein. Die Güte und Köſtlichkeit der Weine, welche in der Nähe wachſen, beſonders aber auf den hohen und ſteilen Bergen hinter der Stadt, haben dieſem Erzeugniſſe eine Stelle unter den beſten Weinen des Rheingaues angewieſen, und den Namen Rüdesheim durch ganz Europa berühmt gemacht. Daher iſt der Handel in dieſem Artikel ſehr bedeutend; der Verbrauch fordert weit mehr, als die ganze Gegend liefert. Das paradieſiſche Rheingau war Karls des Großen Lieblings-Aufenthalt, und da er bemerkte, daß jedes Jahr der Schnee auf den Rüdesheimer Bergen früher, als auf irgend einem andern der umliegenden, ſchmolz, ſo ließ er dieſelben mit Reben bepflanzen, welche er zu dieſem Behuf aus Burgund und von Orleans hatte kommen laſſen. Auch Siegfried, Erzbiſchof von Mainz, verbeſſerte und vermehrte, im eilften Jahrhundert, den Weinbau auf dieſen von der Natur begünſtigten Bergen. Von hier aus möge der Wanderer angenehme Ausflüge nach dem Niederwalde machen, und von mehreren Höhepunkten wird ſich ihm eine entzückende Ausſicht auf das Rheingau darbieten.

Windſtille.

Der Sturm war vorüber; verzogen hatten ſich die letzten unheilſchwangeren Wolken. Ein tiefblauer Himmel leuchtete auf das Verdeck herab. Der Seemann ſchöpfte Athem.

Aber das Meer wogte noch kühn und gewaltig; die Wellen des atlantiſchen Oceans, einmal aufgeregt vom wüthenden Orkan, legten ſich erſt ſpät zur Ruhe; ſie warfen das Schiff, wie einen Fangball, von einer Seite zur anderen, denn dieß vermag ſich nicht, da der Wind gänzlich aufhörte, durch Segelkraft zu ſtützen.

Endlos iſt die Dehnung des Oceans; ſie erhebt ſich bis zur höchſten Höhe, legt ſich nur allmälig und geht in ein kaum merkbares Senken und Steigen über; ganz unbewegt iſt die Fluth des Oceans nimmer.

Nach langen Anſtrengungen in Sturmesnöthen erholt ſich die Beſatzung einer engliſchen Brigg, die mitten in dem ſchweigenden Ocean treibt. Die Hälfte der Mannſchaft ruht ſorglos in den Hängematten; die Wachthabenden ſchlendern müßig umher. Einige liegen auf dem Verdecke ausgeſtreckt; der Mann am Steuer läßt die Steuertalje nachläſſig durch die Finger gleiten, denn das Schiff ſegelt keinerlei Cours. Der dienſtthuende Offizier ſitzt mit verſchränkten Armen bei dem Nachthauſe, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob er wacht oder träumt. Der Himmel iſt hell und klar, keine Wolke, ſo weit das Auge reicht, kein Luftzug, der ſtark genug wäre, eine Feder zu bewegen, die eben aus dem Taubenhauſe auf das Verdeck niederweht. Es iſt ein Stillleben zur See.

Die Frühſtücksſtunde naht heran, und überall iſt Leben. Die geſammte Mannſchaft iſt auf dem Verdeck. Der Kapitän frühſtückt mit ſeinen Offizieren; die Kajütskappe dient ſtatt des Tiſches; auf der Luke des Kabelgats trägt der Koch das Mahl für die wartenden Matroſen auf. Der Schiffsjunge kauert auf der Kajütstreppe, verſchlingt mit innerem Wohlbehagen die leckeren Biſſen, die er von dem Kapitäns-Frühſtück beiſeite gebracht hat, und geht dann unbefangen auf das Verdeck, um die Tauben zu füttern. Er liebkoſt die zarten Thiere, er wirft ihnen das Futter hin, und indem er den Trinknapf füllt, ſpricht er ſchmeichelnd: „Eher wollte ich durſten, als daß ihr Noth leiden ſolltet!“

Knabe! du lügſt!

Acht Tage ſind vergangen. Es hat ſich nichts geändert. Dieſelbe Ruhe in der Luft, daſſelbe ſchweigende Meer. Der Kapitän iſt mürriſch geworden über

Digitized by Google

dieſe Hemmniß ſeiner Fahrt; ihm trat ein Feind entgegen, mit dem er nicht zu fechten vermag. Die Offiziere ahmen ihm nach und zanken mit den Leuten; die Matroſen ſind gelangweilt und pfeifen nach Wind. Die Nacht, da man nichts zu thun hat, iſt lang, aber der Tag, wo die mechaniſchen Arbeiten des Schimmannes getrieben werden, wo man Platting legt und Matten flicht, wird durch dieſe langweilige Beſchäftigung noch länger. Die Nacht bietet doch einige Abwechſelungen dar; bald blitzt dieſer Stern lichter, bald jener; bald ſpringt ein fliegender Fiſch aus dem Waſſer auf, und hinter ihm her ſchnaubt der Delphin; bald wirft Jemand irgend ein Stück Holz oder ein Tauende über Bord, und die See leuchtet auf wie Perlen und Diamanten. Aber der Tag iſt ſo einförmig, ſo todt; nichts als eine endloſe blaue Fläche oben und unten, nichts als grelles Sonnenlicht und eine unerträgliche Hitze.

Abermals ſind acht Tage vergangen. Die Stimmung, die zwiſchen der Kajüte und dem Vorderdeck herrſcht, wird immer widerwärtiger; von Harmonie iſt keine Rede mehr; man geht ſtumm an einander vorüber oder wechſelt rauhe, verletzende Worte. Ein Ausbruch ſteht bevor. Müßig und läſſig iſt Alles; nur in der frühen Morgenſtunde, wenn die Matroſen bis zum oberſten Topp emporklettern und nach Champhilung ſehen, iſt einiges Scheinleben am Bord. Dazu die unerträgliche Hitze, die das Pech in den Fugen aufweicht, und der ſtets wachſende Durſt.

Erſt vor einer halben Stunde wurde die große Kanne mit Waſſer gefüllt. Es geſchah aus dem Faſſe, das am Steuerbord von der Kajütskappe liegt, und der Kapitän hat es geſehen. Jetzt iſt ſie leer, aber noch lange iſt der Durſt nicht geſtillt. Wer wird ſie wieder füllen?

Ein pfiffiger Burſche greift nach der Kanne und geht unbefangen zu dem Faſſe, die Hand nach der darin ſtehenden Pumpe ausgeſtreckt. Der Kapitän weiſt ihn zurück.

„Ach, Herr, die böſen Kerle haben Alles ausgetrunken und mir nichts übrig gelaſſen. Ich habe keinen Tropfen bekommen.“

„So trinke hier in meiner Gegenwart, aber nicht mehr als dieſes Maß voll. Nach dem Vorderdeck kommt kein Waſſer mehr; wer trinken will, ſoll hierher kommen.“

Der Burſche gehorcht; er trinkt, wiſcht ſich die blinkenden Tropfen aus dem Bart und ſchlendert nach dem Vorderdeck zurück. Dort ſtellt er die Kanne gelaſſen hin und ſagt: „Es gibt heute Abend kein Waſſer.“

Ein lautes Murren erhebt ſich und tönt nach dem Quarterdeck. Der Kapitän ſpringt auf und ruft: „Ruhe da vor dem Fockmaſt!“

Sie ſind gewohnt, dieſer Stimme zu gehorchen.

Drei Wochen ſind es ſeit dem letzten Sturm; das Schiff liegt noch faſt an derſelben Stelle, wo die letzte Welle es hinwarf; die aſtronomiſchen Berechnungen des Kapitäns bezeugen es.

„Wenn wir die Zeit über nur die Hälfte des Windes gehabt hätten, der vor drei Wochen wehte, ſo hätten wir jetzt Landsend in Sicht und könnten bald die Porterkanne in eines Seemanns Taverne klappen hören. Gott ſegne Alt-England! Morgen kann ich es nicht mehr rufen, meine Lippen ſind vertrocknet. Hätte ich das Alefaß der Miß Betſy vor dem Munde, ich ließe es nicht wieder los, und wenn es drei Tage liefe.“

Dieſe Worte ſpricht ein bärtiger Kerl, der ſich läſſig von einer Seite auf die andere wälzt. Sein Nachbar gibt ihm einen heftigen Stoß. „Sei verdammt für dein Geſchwätz! Was brauchſt du von Porter und Ale zu ſprechen? Ich bin ſo ausgetrocknet, daß mir nicht mehr wie ſonſt dabei das Waſſer im Munde zuſammenläuft. Ich glaube, ich bekomme das Fieber, und dann ſteht mir eine doppelte Ration Waſſer zu; ſo ſchreiben ſie es im Doktorbuche!“

„Wir haben Alle das Fieber!“ brüllen die Uebrigen; „der Kapitän ſoll uns unterſuchen und die doppelte Ration geben.“

„Er ſoll noch mehr thun! Er ſoll das Schloß von dem Waſſerfaſſe nehmen.“

„Wenn er es nicht thut, ſo reißen wir es mit Gewalt herunter.“

„Das Waſſer ſoll unter unſerer Aufſicht ſtehen, und nicht unter der der Kajüte.“

„Die Offiziere trinken ſich ſatt, und wir darben! Aber es ſoll nicht ſo bleiben! Wir lehnen uns auf!“

„Ich ſchlage Alles mit Gewalt in tauſend Stücke, wenn ich nichts zu trinken kriege. Verdammt, wenn ich's nicht thue!“

„Wir Alle!“

Sie erheben ſich mit donnerartigem Gebrüll und ſtürzen nach dem Quarterdeck. Hier tritt ihnen der Kapitän mit Entſchloſſenheit entgegen; in jeder Hand hält er ein Piſtol. „Keinen Schritt weiter, oder zwei von Euch ſtürzen zu Boden!“

Die Kerle weichen einen Augenblick lang zurück. Der Kapitän fährt fort: „Die Hand des Herrn ruht ſchwer auf uns! Wer weiß, durch weſſen Miſſethat dieſes Unglück über uns verhängt iſt. Folgt dem Beiſpiel Eurer Offiziere und tragt Euer Schickſal mit Ergebung! Häuft Ihr aber das Maß Eurer Frevel, ſo ſollt Ihr Euren Mann finden! Weg die Handſpaken! Werft die Meſſer von Euch, und zurück vor den Fockmaſt!“

Aber die Aufregung war nicht ſo leicht zu beſchwichtigen. Die glühende Hitze hatte das Hirn der Unglücklichen angegriffen, ſie waren dem Thiere ähnlicher, als dem Menſchen. Ein lautes, verworrenes Geſchrei erhob ſich, nervige Fäuſte ſchwangen die zuſammengerafften Waffen, und ein eiſerner Marlpfriem ſauste an dem Kopf des Kapitäns hart vorbei.

„Das koſtet dein Leben, O'Brien!“ rief der Kapitän, die Piſtolen abdrückend, und der Irländer ſtürzte

Digitized by Google

mit ſeinem Nachbar ſchwer verwundet zu Boden. Die beiden Steuerleute traten ſchützend zu dem Kapitän.

Einen Augenblick lang waren die verwegenen Rebellen zurückgeſchreckt; ſie ſtanden ſchweigend, unſchlüſſig. Aber das tiefe Stöhnen der Verwundeten rief ſie zur Beſinnung zurück. Mit Wuthgeheul ſtürzten ſie ſich auf die drei Offiziere, die, auf das ſchrecklichſte gemißhandelt und an Händen und Füßen gebunden, in das Zwiſchendeck geworfen wurden.

„Nun haben wir das Kommando!“ ruft der bärtige Rädelsführer und ſtürzt, mit einer ſchweren Eiſenſtange bewaffnet, nach dem Waſſerfaſſe. Er ſprengt das Schloß, ſetzt die Pumpe hinein und trinkt in vollen Zügen. Ein Anderer ſtößt ihn auf die Seite, um ſeine brennenden Lippen zu kühlen, dieſem folgt ein Dritter, ein Vierter. Als Alle ſich gelabt, beginnt die Runde von neuem. Endlich iſt der brennende Durſt gelöſcht, aber das Faß iſt nun auch bis auf den letzten Tropfen geleert.

Einzeln ſtehlen ſich die Matroſen von dem Faſſe weg; ſie ſprechen nicht mit einander, ſie ſehen ſich nicht an; mit der geſtillten Begier iſt ihnen das Bewußtſein zurückgekehrt; ſie fühlen die Schwere des Verbrechens, das ſie begangen haben; das Geſetz der Subordination iſt übertreten. Einzeln ſtrecken ſie ſich hin, über das ganze Verdeck zerſtreut, und ſchlafen ein oder ſcheinen doch zu ſchlafen. An die unglücklichen Gebundenen denkt Niemand. Der Mond ſcheint klar und hell auf das geſchändete Verdeck herab. Die Leichen ſchwimmen in ihrem Blute. Alle ſind ihnen mit ſtiller Scheu aus dem Wege gegangen; keine Hand hat ſie berührt.

Es iſt Morgen. Abermals ſitzt der Schiffsjunge auf der Treppe der Kajüte, aber dießmal naſcht er nicht von dem Frühſtück des Kapitäns. Sein Gaumen iſt vertrocknet, ſeine Lippen ſind welk; er hat die Kajüte durchſucht, ohne einen Tropfen Waſſer zu finden, und weint nun ſalzige Thränen. Plötzlich fährt er auf: „Meine Tauben! O Gott, meine Tauben!“ Er rafft ſich auf und ſchwankt zum Gangſpill. Drei der niedlichen Thiere liegen ausgeſtreckt am Boden; ſie ſind verdurſtet. Die letzte hält den Kopf noch aufrecht; als ſie den Knaben erblickt, bewegt ſie matt die Flügel und verſucht zu girren. „Du ſollſt dich nicht länger quälen, armes Thier!“ ruft er weinend und greift nach ihr. Er ſchneidet den Kopf des Thieres ab und ſaugt die hervorquellenden Blutstropfen mit wilder Gier in ſich hinein.

„Aber das Alles iſt ja nichts,“ ſchluchzt er. „Soll ich denn ſo jung verdurſten? Wenn nur der Hai nicht draußen wäre, ich ſpränge über Bord. Und auch der Kapitän iſt nicht da. Wo haben ſie ihn gelaſſen?“

Da kehrt dem Knaben die Beſinnung zurück; er erinnert ſich der Ereigniſſe des vergangenen Tages. Ein Schimmer von Hoffnung gibt ihm für einen Augenblick die verlorenen Kräfte zurück. Er ſchleicht ſich in die Kajüte, dringt von da in das Zwiſchendeck und ſteht vor den Gebundenen.

Nach einer Viertelſtunde hat ſich die Scene an dieſer Stätte des Jammers geändert. Der Knabe hat die Bande ſeines Herrn gelöſt; dieſer hat ſeine Offiziere befreit, alle Drei ſind feſſellos, aber unerträglich matt, bis zum Tode erſchöpft.

„Wir müſſen für unſere Erhaltung ſorgen, denn nur ſo vermögen wir das Schiff zu retten!“ flüſterte der Kapitän ſeinen Offizieren zu. „Laßt uns zu dem Waſſervorrath gehen.“

Es ſind nur noch zwei Fäſſer unten. Sie öffnen das eine und trinken. Die Männer trinken und der Knabe. Neues Leben durchſtrömt ihre Adern.

Dem Leben zurückgegeben, handeln die drei Männer in wunderbarer Uebereinſtimmung, und der Knabe, gewandt und ſchlau, ſchleicht nach allen Richtungen, um vor Ueberfall zu warnen. Das eine der Waſſerfäſſer bleibt auf ſeinem Platze liegen; es iſt den Rebellen preisgegeben; das andere wird in die Kajüte gerollt. Dann begeben ſie ſich in die Proviantxäume, entfernen das noch vorhandene geiſtige Getränk, damit die Rebellen ſich nicht darin berauſchen; ſie ſenken es durch die Kajütsfenſter in die See. Auf dem Kajütsgange häufen ſie die vorhandenen Waffen um ſich her; die Piſtolen und Gewehre werden geladen, die Säbel von der hindernden Scheide befreit und zur Hand geſtellt. Dann warten ſie ruhig darauf, was die Rebellen beginnen werden.

Die Sonne iſt ſchon hoch geſtiegen; die Männer können das Liegen auf dem glühenden Verdeck nicht mehr ertragen. Wie auf ein gegebenes Zeichen ſpringen ſie auf, um ſich gegenſeitig zu bewachen, denn mit dem erſten Schritt zum Verbrechen trat ihnen das Mißtrauen als Bundesgenoſſe zur Seite.

Das erſte, was ihnen entgegen ſtarrt, ſind die Leichen. Sie liegen im geronnenen Blute, die Augen weit aufgeriſſen. Schauer bemächtigt ſich Aller, aber es bleibt ihnen keine Wahl. Auch ohne Worte verſtehen ſich die Genoſſen der Sünde und treten zu den Todten.

Bei ihnen hat keine Todtenwache geſtanden und ihren Leib mit der Schiffsflagge bedeckt. Keine ſorgende Hand legt ihnen das Sterbekleid an und befeſtigt das ſchwere Gewicht an die Füße, damit ſie hinabfahren zur Tiefe des Meeres. Als ſie begraben werden — heißt das begraben? — ſenkt ſich keine Flagge auf halber Stange, und kein Trauerſchuß hallt über die Fläche des Meeres hin. Mit dumpfem Geräuſch fallen die Leichen in's Waſſer, gierig umkreiſt der Hai ſeine Beute und läßt den glänzenden Waſſerſtrahl ſteigen.

Eben ſo ſchnell, als ſie die Todten entfernen, gießen ſie jetzt Ströme von Seewaſſer über das Verdeck hin und halten nicht inne, bis die letzte Spur des Blutes vertilgt iſt. Dann treten ſie zu einer Berathung zuſammen.

„Das Beſte iſt,“ ſagt der Rädelsführer, „wir denken uns, daß wir in den Bann des Seegeſpenſtes gerathen ſind und nicht wieder heraus können. Da

Digitized by Google

wollen wir's ſo luſtig zu Ende bringen, wie es irgend gehen will. Laßt uns nur erſt ein neues Faß Waſſer auf das Verdeck ſchroten, und dann ſeht nach dem Rum, damit wir einen erquickenden Tropfen dazu haben.“

Mit lautem Beifall wird dieſer Vorſchlag angenommen, und bald hebt die Takel das erſehnte Waſſerfaß durch die Luken des Vorderdecks. Es iſt das letzte. Aber das kümmert die Rebellen nicht; iſt ihnen doch das Bedürfniß des Augenblickes befriedigt. Die Pumpe iſt hineingeſetzt, die Kanne bereitgeſtellt, und man harrt nur des nach Rum ausgeſendeten Boten, um die „Miſchung eines ſteifen Grogs“ zu beginnen. Aber dieſer kommt voll Zorn zurück und meldet, daß aller Rum und Gin bis auf den letzten Tropfen verſchwunden iſt. Die Matroſen ſtoßen ein thieriſches Geheul aus, und ihr Anführer ruft, vor Wuth ſchäumend: „Das iſt Verrath an uns! Gebt Acht, wir haben der Kajüte die Arme zu loſe geſchnürt, und ſie hat uns dieſen Streich geſpielt!“ Die Kajüte, ſagte der Rebell, er hatte nicht den Muth, zu ſagen: „Unſere Offiziere!“

Sie ſtürmen die Leiter hinab nach dem Orte, wo ſie ihre Opfer hingeſchleudert, aber ſie finden ſie nicht. Weiter dringen ſie vor; ihr Inſtinkt führt ſie nach dem Kajütsgange. Der Verwegenſte von ihnen iſt vorauf und ſchaut die blinkenden Waffen.

„Zurück!“ ruft der Kapitän mit donnernder Stimme, und die Feuerröhre ſtarren den Rebellen entgegen.

„Wir wollen unſere Rum-Ration!“ ſchreit der Rebell, „und Ihr, der unſere Kameraden ermordet hat, dürft uns denſelben nicht vorenthalten; gebt uns den Rum!“

„Den Rum! den Rum!“ ſchrieen die Anderen und drängten, Einer den Anderen ſo nahe an die Verſchanzungen der Kajüte, daß ſie mit einem Satze hineinſpringen konnten.

„Rum oder Tod!“ rief der Anführer und ſtreckte den Arm aus.

„Tod!“ antwortete der Kapitän und feuerte. Der Anführer war gerade in's Herz getroffen und ſank ſeinen Kameraden in die Arme.

Die Meuterer zogen ſich mit dem Todten zurück.

„Das iſt Euer Aller Schickſal,“ rief der Kapitän, „das, oder der Galgen!“

Der Tag verſtrich ruhig.

Mit dem einbrechenden Abend veränderte ſich die Scenerie des Meeres. Rieſige Wolkenmaſſen ſtiegen von allen Seiten aus dem Schoße der Wellen auf und wuchſen von Sekunde zu Sekunde höher. Die blaue Himmelsdecke wurde immer kleiner, bis ſie zuletzt nur noch einem Fenſter glich, durch welches einige Lichtſtrahlen in das düſtere Gewölbe fielen, das ſich rings um die tückiſch-ſchlummernde See aufgebaut hatte. Endlich floſſen die Nachtwolken in eins zuſammen, ein lange anhaltender Donner rollte vorüber, Blitze zerriſſen für Augenblicke das ſtarrende Gewölk.

Der Donner machte das Schiff erzittern und ſchreckte die Bewohner der Kajüte und des Vorderdecks aus ihren Verſchanzungen auf. Wie auf ein gegebenes Signal eilten Alle zugleich auf das Verdeck, die Offiziere mit Piſtolen nnd Säbeln, die Matroſen mit Handſpaken und Aexten. Die Nacht war bereits ſo undurchdringlich, daß man kaum eine halbe Kabellänge über das Bugſpriet hinausſchauen konnte, und immer enger rückten die hochgethürmten Maſſen an einander; die Blitze zuckten und züngelten, der Donner rollte näher.

Einer der Männer des Fockmaſtes fand ſich an der Gränze des Quarterdecks ein, demüthig, den Hut in der Hand. Der Oberſteuermann trat ihm mit geſpanntem Hahn entgegen.

„Thut die Waffen weg, Herr! ich habe eine leere Hand!“ ſagte der Matroſe. „Ein Unwetter kommt herauf, unſer Aller Leben ſteckt zwiſchen dieſen Planken. Laßt uns für das Beſte des Schiffes ſorgen und heute Nacht Waffenſtillſtand ſchließen!“

„Waffenſtillſtand!“ ſchrieen Alle.

Der Steuermann beſann ſich einen Augenblick, dann trat er mit rückgewendetem Kopf und geſpanntem Hahn den Weg zum Steuerrade an, wo er mit ſeinen Freunden ſich berieth, während ein Donner über ihre Häupter hinrollte, der das Schiff vom Topp bis zum Kiel erbeben machte.

Der Kapitän richtete ſich auf, er ſagte nicht, daß er den Waffenſtand annähme, oder daß er ihn verwerfe, aber er rief in befehlendem Tone: „Los die Bramfalle, und ſtellt die Bramſegel in die Gei! Weg das große Marsſegel und die Fock!“

Mit Gedankenſchnelle wurden die Befehle befolgt. Bald waren alle Segel verſchwunden und auf den Raaen zierlich aufgerollt. Das Vormarsſegel wurde geſtrichen und doppelt gerefft, die Brigg lag ſturmfertig da und konnte den Ausbruch des Orkans abwarten. Er kam nicht, die Luft blieb ruhig, aber Blitz und Donner mehrten ſich, und ein endloſer tropiſcher Regen ſtrömte wie aus tauſend Gießbächen herab.

Ein Ruf der Freude und des Dankes wird gehört. Eine Viertelſtunde lang ſtehen Alle, vor Wonne ſchauernd, in dieſem erquickenden Bade, dann aber greifen ſie inſtinktmäßig nach Gefäßen aller Art, es werden Vorkehrungen getroffen, das mit ſtets verſtärkter Gewalt herabſtrömende Waſſer aufzufangen, und die leeren Fäſſer werden ſämmtlich gefüllt. Raſch iſt die Arbeit gethan, und diejenigen, welche um einige Waſſertropfen Rebellen und Mörder wurden, ſchwelgen jetzt im Ueberfluß und ſehen den erquickenden Regen gleichgültig in die ſalzige See laufen.

Da erhebt ſich der Wind; er fängt ſich in dem dicht gerefften Marsſegel. Das Schiff ſchwankt, es bewegt ſich vom Steuerbord nach dem Backbord zum erſten Male ſeit langen Wochen und macht eine leichte Fahrt. Der erſte Steuermann hat ſich der Ruderpinne bemächtigt, er bewegt ſie von Bord zu Bord und ruft mit unverhaltener Freude klar und hell: „Steuerkraft im Schiff!“

Digitized by Google

„Hurrah! Hurrah! Hurrah!“ rufen die Männer des Fockmaſtes aus voller Bruſt, nicht daran denkend, daß dieſe Kühlte ſie zu der Stätte des Gerichtes führt.

Die Briſe bleibt gleichmäßig; ein Segel wird nach dem anderen wieder gelöſt und beigeſetzt; das Schiff macht zehn Knoten Fahrt. Der Mann am Steuer führt das dahineilende Fahrzeug mit Sorgſamkeit und Fleiß; die Erinnerung an die jüngſte Vergangenheit ſcheint aus dem Gedächtniß jedes Einzelnen verſchwunden.

Aber die Freude währt nur kurze Zeit. Gegen Tagesanbruch fährt der Wind vorüber, raſch, wie er gekommen, und die Segel hängen wieder ſchlaff am Maſt. Und wie das Schiff auf der Diehnung überholt, klatſchen die durchnäßten Segel gegen das Takelwerk.

Der erſte Eindruck iſt vorüber, die Ueberraſchung verſchwunden. Die Matroſen ſind ſich ihrer Lage bewußt und ſtecken die Köpfe zuſammen. Die Offiziere haben ſich von den Ereigniſſen hinreißen laſſen und die nöthige Vorſicht verſäumt, die verwegenen Rebellen bringen vor und verriegeln die Kajüte. Der Kapitän und ſeine beiden Offiziere ſind mit ihren Segeln bis zum großen Maſt zurückgedrängt und haben den Mann am Steuer im Rücken.

Da wird es Tag! Wie mit einem Zauberſchlage reißt vor einer leichten Morgenbriſe der Wolkenſchleier aus einander, und die Sonne ſteigt glühendroth aus der See auf. Weithin iſt die Ausſicht offen, aber die Matroſen ſtehen bleich, mit ſchlotternden Knieen; auf eine halbe Schußweite von ſich ſehen ſie den hochragenden Bord einer königlichen Fregatte von vierzig Kanonen.

Die Matroſen werfen ſich auf's Deck und wimmern um Gnade.

Der Kapitän winkt mit der Hand, und der Unter-Steuermann zieht die Flagge auf, worin ein halber Knoten geſchlungen iſt, — das Zeichen der Noth für die Marine der ganzen Welt. H. Smidt.

A. d. Mag. f. Lit. d. Ausl.

Der Lemming oder die Alpenratte.

Dieſes kleine Thier, welches das nördliche Schweden und Norwegen bewohnt, gehört zu der Familie der Nagethiere und zwar zum Rattengeſchlechte; es hat auch einige Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen Feldmaus, von welcher es ſich jedoch wieder durch einige Eigenthümlichkeiten in ſeinem Baue, in ſeiner Farbe, ganz beſonders aber in ſeiner Lebensweiſe unterſcheidet. Der Lemming iſt ungefähr fünf Zoll lang und hat ein ſehr dickes Ausſehen, weil der ganze Körper mit langen, dichten, hervorſtehenden Haaren bedeckt iſt; der Kopf iſt eiförmig, die Naſe kurz und ſtumpf, das Maul bis an die Naſe geſpalten, die Lippen ſind mit langen Borſtenhaaren beſetzt, wovon einige ſehr ſteif vorſtehen; die Ohren ſind ſehr kurz und in dem dichten Haare verborgen. Der Lemming hat ganz kurze Beine und ſeine Füße ſind in fünf, mit ſcharfen, krummen, ſpitzigen Klauen bewaffnete Zehen abgetheilt, welche mit kurzen glatten Haaren bewachſen ſind. Der Schwanz iſt ſehr kurz, überall gleich dick und ebenfalls mit glatten, dicken Haaren bedeckt, welche am äußerſten Ende deſſelben einen kleinen ſpitzigen Pinſel bilden. Die Farbe der Lemminge iſt ein gelbliches Braun; der Kopf und der Vordertheil des Rückens ſind ſchwarz, mit gelben und braunen Flecken beſäet; die Bruſt, der Bauch und das Innere der Schenkel ſind weiß. Uebrigens herrſcht in dieſer Hinſicht eine ſehr große Verſchiedenheit und ſelten wird man unter einer Menge dieſer Thiere zwei finden, welche in Farbe und Abzeichen einander vollkommen ähnlich ſind.

Die Alpenratte vermehrt ſich erſtaunlich ſchnell; das Weibchen wirft fünf- bis ſechsmal im Jahr in einem Baue, den es in die Erde gräbt und mit weichem Mooſe ausfüttert, ſechs bis acht Junge, welche nach einigen Stunden ſchon der Mutter folgen können und nach ein Paar Wochen im Stande ſind, für ſich ſelbſt zu ſorgen. Alsdann trennen ſie ſich von der Mutter und graben ſich ganz in der Nähe einen eigenen Bau, ſo daß gewöhnlich an derſelben Stelle zahlloſe Kolonien dieſer kleinen Thiere ſich anſiedeln. Ihr Bau beſteht aus einem unter dem Mooſe angelegten Gewölbe, welches in mehrere Abtheilungen zerfällt, wovon die eine als Düngerſtätte, die andere als wirkliche Wohnung, die dritte endlich als Vorrathskammer dient. Eine große Menge von Zugängen führt in allen Richtungen zu dieſem Bau, in welchem, wie geſagt, nur ein einziges Paar wohnt. Einige Reiſende haben behauptet, der Lemming lege, wie einige andere Rattenarten, Wintervorräthe an; dieß iſt aber ein Irrthum. Dieſe Thiere nähren ſich lediglich von Wurzeln, und zwar hauptſächlich von Moosarten, was daraus hervorgeht, daß ſie ſich größtentheils in Gegenden aufhalten, in welchen der Boden gar keine anderen Gewächſe hervorbringt, wie dieß z. B. auf den Hochebenen Lapplands der Fall iſt, wo man zuweilen ungeheuere Schaaren von Alpenratten antrifft. Merkwürdig iſt es, daß dieſe Thiere nicht alle Jahre in gleicher Menge vorkommen; es iſt nicht ſelten der Fall, daß man zwei, drei und oft mehrere Jahre lang gar keine Lemminge erblickt; bis ſie auf einmal, beſonders in naſſen Sommern, in unzähligen Schaaren von vielen Hunderttauſenden zum Vorſchein kommen und dann jene ſeltſamen, viel beſprochenen Wanderungen ausführen, nach welchen die Naturforſcher, oder doch die Bewohner des nördlichen Schwedens dieſen Thierchen auch den Namen **Wanderratte** gegeben haben.

Im Anfang des Herbſtes ſieht man nämlich in Lappland ungeheuere Schaaren von Lemmingen, welche oft einen Flächenraum von mehreren hundert Fuß bedecken, ſich mit großer Schnelligkeit in der Richtung nach Süden oder Südweſt fortbewegen. Während ihres Laufes laſſen ſich dieſe Thierchen weder durch irgend

Digitized by Google

ein Hinderniß, noch durch irgend einen Umſtand abhalten, ſondern laufen immer fort in ſchnurgerader Richtung vor ſich hin. Man behauptet ſogar, daß wenn ein Lemmingsweibchen während dieſer Wanderung Junge wirft, es eines derſelben, und zwar das letzte, in das Maul nimmt und weiter läuft, die andern aber ihrem Schickſale überläßt. Ueber Berge und Felſen kletternd, durch Flüſſe und Seen ſchwimmend, ohne ſich um die Vögel und Raubthiere zu kümmern, durch welche ihre Reihen bedeutend gelichtet werden, gelangt endlich die durch Verluſte jeder Art ſehr geſchwächte Schaar an das Meer, in das ſie ſich ſtürzt, und in den Wellen ihr Grab findet. So lange die Sonne am Horizonte ſteht, bleiben die Wanderratten, im Mooſe oder im Walde verborgen, ruhig liegen, nnd erſt nach Sonnenuntergang ſetzen ſie ſich wieder in Bewegung und laufen in der von Anfang an eingeſchlagenen Richtung wieder dem Meere zu. Der Inſtinkt, ſtets auf der geraden Linie zu bleiben, iſt bei dieſen kleinen Thieren ſo groß, daß ſie jedes Hinderniß, das ihnen im Wege ſteht, zu überwinden ſuchen und nur dann, wenn daſſelbe unüberwindlich iſt, von der angenommenen Richtung abweichen. Sogar die augenſcheinliche Gefahr hält ſie nicht ab; kommt ihnen z. B. ein Hund oder ein Raubthier entgegen, ſo wenden ſie ſich nicht ab, ſondern laufen ihren geraden Weg fort und ſtürzen ſich, ſo zu ſagen, in die Klauen ihres Feindes; ſteht ihnen ein Mann im Wege, trachten ſie zwiſchen den Beinen deſſelben durchzukommen; werden ſie aber von ihm aufgehalten, ſo ſetzen ſie ſich auf ihr Hintertheil und beißen und kratzen nach allen Richtungen um ſich; kommen ſie während ihres Laufes an einen ſteilen Felſen, ſo verſuchen ſie zuerſt, denſelben zu erklimmen, und erſt dann, wenn ſie ſich von der Unmöglichkeit überzeugt haben, umgehen ſie den Fuß des Felſens, ſchlagen aber, ſobald ſie auf die andere Seite gelangt ſind, ſogleich wieder die früher angenommene Richtung ein. Gelangen ſie an das Ufer eines Stromes, oder eines Sees, ſo werfen ſie ſich, ſo reißend der erſtere, ſo breit der letztere auch ſein mag, ohne Zaudern hinein, und ſchwimmen fort, ſo lange ihre Kräfte reichen; ſtoßen ſie auf ein Boot, ſo weichen ſie demſelben nicht aus, ſondern ſuchen es zu erklimmen, und werfen ſich nachher auf der andern Seite wieder in das Waſſer. Es iſt nicht ſelten vorgekommen, daß ſchwediſche oder norwegiſche Fiſcher, die an Herbſtabenden an der Küſte lagen, ungeheuere Schaaren von Alpenratten dem Meere zulaufen nnd in demſelben ertrinken ſahen, und oft ſieht man dieſe Thierchen todt auf dem Meere umherſchwimmen und ganze große Strecken mit ihren Leichnamen bedecken. Ein norwegiſcher Fiſcher, der einſt an einem ſchönen Abende mit ſeinem Sohne in ſeinem Boote ſaß und ſeine Netze flickte, wurde durch eine ſolche Schaar von Alpenratten in große Lebensgefahr gebracht. Das Boot lag an einer Stelle des Ufers, wo letzteres durch eine ſteile, über hundert Fuß hohe, etwas überhängende Felſenwand gebildet war; der Sohn ſchlief, der Vater arbeitete fleißig an ſeinen Netzen; da fiel plötzlich, wie vom Himmel herab, eine ſo große Menge von kleinen Thieren in das Boot und füllte daſſelbe dergeſtalt an, daß es dem Unterſinken nahe war. Man denke ſich den Schrecken der beiden Fiſcher, als ſie ſich ſo unvermuthet von einer zahlloſen Schaar ungebetener Gäſte überfallen und umringt ſahen, wovon viele allerdings ſich todtgefallen hatten, andere ſich zu retten und in das Meer zu ſpringen ſuchten, während viele den armen Leuten auf den Kopf fielen, oder ihnen das Geſicht und die Hände zerriſſen und zerkratzten. Nachdem der erſte Augenblick des Schreckens vorüber war, und die beiden Männer ſich erholt hatten, ermannten ſie ſich, ergriffen ſchnell die Ruder und ſuchten das Boot aus dieſer gefährlichen Lage zu bringen, in der es durch die Menge der ſtets noch herunterfallenden Ratten unfehlbar zu Boden gedrückt worden wäre, denn dieſer lebendige Regen hielt noch mehrere Minuten an, nnd nach einiger Zeit war das Meer mit den Leichnamen mehrerer Hunderttauſend von ertrunkenen Lemmingen bedeckt.

Der ſonderbare, bis jetzt noch nicht genugſam erklärte Umſtand, daß man mehrere Jahre hindurch gar keine Alpenratten erblickt und daß ſie dann auf einmal in ſo ungeheurer Zahl zum Vorſchein kommen, hat bei den Lappländern und bei dem ſonſt ſehr aufgeklärten Volk in Norwegen und dem nördlichen Schweden die abgeſchmackte Meinung erweckt, dieſe Thiere kämen vom Himmel herunter geregnet, und in dieſem Wahne wurden die guten Leuten durch einige, dem oben angeführten Beiſpiele nicht unähnliche Fälle, wo in der That Alpenratten aus der Luft fielen, beſtätigt. — Dem Schreiber dieſes wurde von einem ſehr ehrenwerthen, glaubwürdigen Geiſtlichen in Lappland erzählt, daß er (der Pfarrer) ſelbſt erlebt habe, wie eines Abends, als er ſich am Ufer des Sees, wo er eine kleine Fiſcherei angelegt, aufgehalten habe, auf einmal in ganz geringer Entfernung zwei Körper aus der Luft in das Waſſer gefallen ſeien; darauf ſei er ſogleich in ſein Boot geſtiegen und habe an derſelben Stelle, wo er ſie habe hinfallen ſehen, zwei Alpenratten gefunden, wovon die eine noch lebendig geweſen. Aehnliche Fälle ſollen im Norden nicht ſelten vorkommen, erklären ſich aber auch auf ganz natürliche Weiſe. Abgeſehen davon, daß es ſchon öfter geſchehen ſein mag, daß ein Raubvogel eine gefangene Alpenratte aus ſeinen Klauen fallen ließ, was um ſo leichter geſchehen kann, da bei den Wanderungen dieſer Thiere in großen Zügen, oft zwei oder drei auf einmal von demſelben Raubvogel in die Luft gehoben werden, ſo verſichern auch ganz glaubwürdige Zeugen, geſehen zu haben, wie bei ſehr ſtarkem Sturme der Wirbelwind einige dieſer Thierchen von den Gipfeln hoher Felſen hinab in das Meer getrieben habe; dieſe Erklärung iſt um ſo wahrſcheinlicher, da die Alpenratten mit einem ſehr dichten, üppigen Pelz bedeckt ſind, in dem ſich der Wind ſehr leicht fangen kann.

Obgleich die Lemminge klein ſind und ſchwach

Digitized by Google

ſcheinen, ſo beſitzen ſie doch einen außerordentlichen Muth. Sie weichen nicht nur dem Angreifer nicht aus, ſondern gehen demſelben oft entgegen und verkaufen ihr Leben theuer. Den Hunden ſpringen ſie an die Schnauze und beißen und zerkratzen ſie dergeſtalt, daß dieſe oft ein lautes Geheul erheben und die Flucht ergreifen. Hält man ihnen einen Stock entgegen, ſo beißen ſie ſich in denſelben ſo feſt, daß man ſie an dem Stocke hängend, in die Höhe heben kann.

Zuweilen finden auch zwiſchen den Alpenratten ſelbſt regelmäßige, verzweifelte Kämpfe ſtatt. Die beiden feindlichen Armeen ſtellen ſich einander gegenüber auf und ſtürzen dann mit unglaublicher Wuth auf einander los. Früher betrachteten die abergläubigen Lappen dieſe Kämpfe zwiſchen den Alpenratten als eine üble Vorbedeutung und glaubten, daß bald darauf Krieg zwiſchen Schweden und einem der Nachbarſtaaten entſtehen würde. Ueberhaupt wurde früher nicht nur von den Lappen, ſondern auch von den Norwegern das Erſcheinen der Lemminge als ein großes Unglück betrachtet, und die Zeit iſt noch gar nicht ſo ferne, wo man in Norwegen in den öffentlichen Kirchengebeten den Himmel anflehte, das Land vor den Lemmingen zu bewahren. Den Schlachten der Alpenratten unter ſich wird gewöhnlich durch die Füchſe oder auch die Hermeline, die ſich zwiſchen die Kämpfenden werfen, und die Sieger wie die Beſiegten auffreſſen, ein Ende gemacht. Die Füchſe beißen eine Menge Lemminge todt und tragen ſie dann in ihren Bau, wo ſie ganze Vorräthe davon anlegen. Auch die Lappenhunde und die Raubvögel verzehren eine große Menge dieſer kleinen Thiere, und diejenigen, welche von allen dieſen verſchiedenen Gefahren verſchont geblieben ſind, gehen größtentheils während des Winters zu Grunde; wenn im Frühjahr der Schnee ſchmilzt, findet man eine große Menge derſelben todt auf dem Boden liegen. So hat die gütige, in allen ihren Anordnungen ſtets weiſe Vorſehung dafür geſorgt, daß dieſe Thiere, welche ſich ſo ſchnell fortpflanzen, auch in demſelben Verhältniſſe abnehmen.

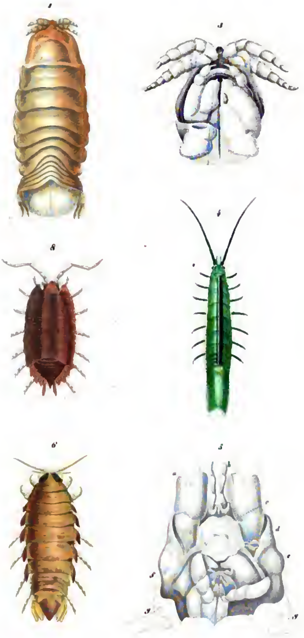
Wenn der Lemming bebaute, fruchtbare Stellen bewohnte, ſo würde er ohne Zweifel in den Feldern, Wieſen und Gärten große Verheerungen anrichten, aber er iſt blos im hohen Norden einheimiſch, wo das Klima zum Gedeihen der Feldfrüchte viel zu rauh und kalt iſt, und nur ſehr ſelten gelangen dieſe Thiere während ihrer Wanderungen in die ſüdlichen Provinzen Schwedens und Norwegens. Im Jahre 1789 durchzogen große Schaaren von Alpenratten mehrere Wochen lang die Provinzen Angermannland und Geſtrikland; da ſie aber erſt im October erſchienen, wo alle Ernten ſchon längſt eingebracht waren, ſo konnten ſie nicht nur keinen Schaden anrichten, ſondern die Einwohner dieſer Gegenden zogen im Gegentheil einen großen Nutzen aus ihrer Gegenwart. Durch dieſelben wurde nämlich eine ſolche Menge von Füchſen, Mardern und Hermelinen angezogen, daß die Jäger mit leichter Mühe eine reiche Beute dieſer, wegen ihres Pelzes ſo koſtbaren Thiere machen konnten. Der Pelz des Lemmings ſelbſt, der ſeiner dichten langen Haare wegen, recht warm ſein müßte, iſt nicht zu gebrauchen, weil die Haut ſo dünn iſt, daß ſie leicht zerreißt und nicht einmal genäht werden kann. Zu den vielen irrigen Meinungen, welche über den Lemming geherrſcht haben und zum Theil noch herrſchen, gehört auch die, daß das Fleiſch dieſer Thiere giftig ſei; dieß iſt jedoch keineswegs der Fall, und abgeſehen davon, daß die Hunde in Lappland die Lemminge ſehr gierig und gerne verzehren, kommt es auch nicht ſelten vor, daß arme Lappländer von Hunger getrieben, das Fleiſch dieſer Thiere eſſen, welches zwar etwas bitter ſchmecken ſoll, aber durchaus nicht ungeſund iſt. Ein ſonderbarer Umſtand jedoch iſt der, daß das Futter, das heißt das Rennthiermoos, welches auf ſolchen Stellen gewachſen iſt, wo ſich viele Lemminge aufhielten, namentlich auf ſolchen, wo Leichname von dieſen vermoderten, für die Rennthiere, wenn auch nicht gerade giftig, doch ſchädlich iſt, weßwegen letztere ein ſolches Moos nur dann freſſen, wenn ſie vom heftigſten Hunger getrieben ſind.

Auch in Kamtſchatka ſoll es Lemminge geben, wenigſtens paßt die Beſchreibung der von mehreren Reiſenden angeführten Ratte, welche von den Kamtſchadalen *Tignltiſch* genannt wird, ſowohl hinſichtlich der Geſtalt und Farbe, als auch hinſichtlich der Lebensweiſe und der Gewohnheiten ganz und gar auf die Alpenratte des nördlichen Europa's. Ein Reiſender erzählt, er ſei in Kamtſchatka mehrere Male auf ſo ungeheuere Schaaren dieſer Wanderratten geſtoßen, daß er mehrere Stunden habe warten müſſen, bis der Zug an ihm vorüber geweſen ſei. Obgleich dieß etwas übertrieben ſcheint, ſo beweist es doch, daß es im nördlichen Aſien eine Wanderratte gibt, deren Gewohnheiten ganz mit denen unſerer europäiſchen Lemminge übereinſtimmen. Aber weit entfernt, die Vorurtheile der Norweger und Lappländer gegen den Lemming zu theilen, freuen ſich im Gegentheile die Kamtſchadalen, wenn dieſe Thiere in großer Menge vorhanden ſind, weil dann auch die Jagd auf die Marder, Hermeline und Füchſe, welche die Lemminge verfolgen, weit ergiebiger ausfällt. Ja, es wird behauptet, die Kamtſchadalen hegten eine ſolche Liebe für dieſe Thierchen, daß ſie an ſolchen Stellen, wo ſich große Anſiedelungen von Alpenratten befinden, Futter ſtreuen.

Zu derſelben Familie gehört auch noch die *isländiſche Feldratte*, welche in Geſtalt und Farbe dem Lemming ganz ähnlich, ſich jedoch durch einige Eigenthümlichkeiten in der Lebensweiſe von letzterem weſentlich unterſcheidet. Namentlich ſcheint die isländiſche Ratte jenen ſonderbaren Inſtinkt der Wanderung, deren Erfolg kein anderer iſt, als ein gewiſſer Tod, nicht zu beſitzen; vielmehr ſammeln dieſe Thiere große Wintervorräthe, die ſie zuweilen ſehr weit her holen müſſen. Man behauptet in Island, ſie ſuchten zuweilen ihre Vorräthe, welche gewöhnlich in allerlei Feldfrüchten oder auch Beeren beſtehen, viele Meilen,

Digitized by Google

11



1844

Digitized by Google

Digitized by Google

ja ganze Tagereiſen weit her. Zu dieſem Zwecke vereinigen ſie ſich in Geſellſchaften von zehn bis zwölf und tragen gemeinſchaftlich die aufgefundenen Lebensmittel nach ihrem Bau. Stoßen ſie auf einen Fluß oder kleinen See, ſo ſuchen ſie ein Stück Holz oder Baumrinde, laden ihre Vorräthe auf dieſen kleinen Floß, ſetzen ſich dann ſelbſt auf denſelben und rudern ihn mit ihren Schwänzen an das jenſeitige Ufer hinüber. Iſt der Floß nicht ſtark genug, um die Vorräthe und die Ratten zu tragen, ſo ſchwimmen letztere neben dem Floß und treiben ihn auf dieſe Weiſe vorwärts. Dieſer Umſtand, den mehrere Naturforſcher ſehr in Zweifel gezogen und für eine lächerliche Uebertreibung gehalten haben, iſt in neuerer Zeit von mehreren Reiſenden und vielen glaubwürdigen Perſonen auf Island als vollkommen wahr beſtätigt worden.

v. H—r.

Aſſeln.

(Taf. 14.)

Die Aſſeln gehören nicht zu jenen Thieren, deren Anblick durch ein gefälliges Aeußere dem Auge wohlthut. Es ſind Thiere, welche kaum die Wurmgeſtalt verlaſſen haben. Ihr Leib iſt kürzer und dicker geworden, ihre Ringe härter. Leib und Schwanz ſind äußerlich nicht abgetheilt und ſie ſcheinen daher nur aus einem Stücke zu beſtehen, woran vorn der ebenfalls nicht abgegliederte, ſondern nur wie eines der Leibesringe mit dieſen verbundene Kopf angeheftet iſt. Sie haben ſchlechte Füße und zwei bis vier Fühler; demungeachtet laufen die meiſten ſehr ſchnell. Ihr Körper hat das Eigene, daß er ſich, wie ſolches bei einigen Säugethieren, z. B. beim Igel der Fall iſt, zuſammenkugeln kann. Ihr gleichſam gepanzerter Körper, das äußere Verhalten deſſelben, ſelbſt ihre Lebensweiſe macht ſie unter den Inſekten zu dem, was die Panzerfiſche unter den Fiſchen, die Schildkröten unter den Reptilien, die Panzer- und Schuppenthiere unter den Säugethieren ſind.

Es gibt ſehr viele, zum Theil noch unbeſchriebene Gattungen, wovon bei weitem der größere Theil im Waſſer lebt; auch die übrigen halten ſich, wie unſere Kelleraſſel, im Feuchten auf, in Kellern, unter Steinen oder in der Erde. Viele leben auch als Schmarotzer auf dem Körper anderer Thiere.

Sie nähren ſich, mit Ausnahme der Schmarotzer, von Pflanzenſtoffen, theils durch Zerfreſſen der Blätter und Früchte, theils durch bloßes Saugen. Ueber ihre Eigenheit und ihre Fortpflanzung weiß man nicht viel, da ſolche nur von wenigen bekannt iſt. Es gibt übrigens unter ihnen Zwitter, ſo wie getrennte Geſchlechter.

Ihre Athemwerkzeuge liegen unter dem meiſt getheilten Schwanze oder als Bläschen am Grunde der Füße.

Dieſe Thiere ſind über die ganze Erde verbreitet, jedoch häufiger in den warmen Gegenden, beſonders was die nicht im Waſſer lebenden Gattungen betrifft.

Auf unſerer Tafel iſt abgebildet die bankſiſche Bremſenaſſel — **Cymothoa banksii**, Fig. 1, 2 und 3. 1 zeigt das Thier von der obern, 2 von der untern Seite, 3 den Kopf von unten, um die Einlenkung der beiden Fühlerpaare und der Kiefer zu zeigen. Der Körper iſt in natürlicher Größe gegeben; er beſteht aus ſechs Ringen mit einem großen Schwanze. Dieſes Thier findet ſich in den ſüdlichen Meeren und iſt ein Schmarotzer, welcher auf dem Körper vieler Fiſche lebt und Löcher in die Haut derſelben frißt.

Fig. 4. Die dünnleibige Klappenaſſel — **Idotea hectica**. Natürliche Größe. Fig. 5 der Kopf derſelben von unten ſtark vergrößert, daran

- a Baſis des zweiten Fühlerpaares;
- b zweites Fühlerpaar;
- c Mundgegend;
- d Lippe;
- e Kinnladen;
- f Kiefer, wovon der eine zurückgeſchlagen iſt;
- g Stelle des erſten Fußpaares.

Iſt ebenfalls eine Meerbewohnerin, welche an den Fiſchen ſaugt.

Fig. 6. Die ausgerandete Aſſel — **Aega emarginata**, in natürlicher Größe. Lebt im Meere als Schmarotzer.

Fig. 7. Die lange Bremſenaſſel — **Cymothoa oestrum**, in natürlicher Größe. Findet ſich als gefährlicher Fiſchſchmarotzer faſt in allen Meeren.

Fig. 8. Die glatte Kelleraſſel — **Porcellio scaber**, zweimal vergrößert.

Dieſes iſt dasjenige Thierchen, welchem wir allenthalben in Gärten, Weinbergen, Kellern, unter Blumentöpfen und Steinen begegnen, und welches Jedermann kennt. Ohne den Kopf zählt der Leib zwölf Ringe und hat ſieben Fußpaare. Unter dem Schwanze befinden ſich ſechsblätterige Kiemen. Die Jungen, welche lebend zur Welt kommen, haben nur ſechs Fußpaare, das ſiebente wächſt nach. Bekanntlich freſſen dieſe Thiere Obſt und Pflanzenblätter ſtark an und werden daher oft ſehr läſtig. Von dieſem Thier iſt jedoch ein ähnliches, welches eben ſo häufig iſt und gleiche Lebensart führt, aber eine ganz graue Farbe hat, zu unterſcheiden.

Fig. 9. Die mittelmeeriſche Walzenaſſel — **Anilocera mediterranea**, natürliche Größe. Meerbewohnerin. Schmarotzer an Fiſchen.

Berge.

Verhältniſſe der Farbigen in den ſpaniſchen Kolonien Weſtindiens.

Neben der bleibenden und wechſelnden weißen Bevölkerung in den ſpaniſchen Kolonien nahm die farbige an Zahl eine um ſo bedeutendere Stellung ein, da die Spanier größere Reiche mit Ackerbau, Induſtrie und geſellſchaftlichen Einrichtungen eroberten und nicht wie andere Nationen Europa's in ihren Kolonien eine

Kultur des Bodens durchaus neu zu ſchaffen brauchten, deren Unverträglichkeit mit dem wilden Zuſtande der Ureinwohner das Ausſterben der rothen Raſſe faſt überall in Nordamerika erwieſen hat. Die Verhältniſſe der Indier bildeten ſich unter Spanien entweder durch die beſondere Art der Eroberung, auf der Grundlage des vorgefundenen Zuſtandes, oder durch ein beſonderes Syſtem, welches anfänglich in jenen größeren Reichen an den Gränzen in Behandlung durchaus verwilderter Stämme entſtand und ſich im Verhältniſſe weiter ausdehnte, je mehr die Regierung eine wirkliche Oberherrſchaft in Gegenden erlangte, welche zwar in Europa als Beſitzungen der ſpaniſchen Krone galten, allein der Wirklichkeit nach von unabhängigen Indierſtämmen bewohnt wurden. Somit fanden ſich zwei Syſteme in Beherrſchung der Ureinwohner; das eine beließ dieſelben in gleich Anfangs eingerichteten Staaten, das andere ihre Civiliſirung bis zu dem Grade, in welchem die rothe Raſſe eine Stellung in der Geſellſchaft einnehmen konnte. Die Ausführung des erſteren lag in der Hand der Regierung, die des anderen war der Geiſtlichkeit anheimgeſtellt, und ſeit Philipp II. von der weltlichen Macht ziemlich unabhängig.

In den größeren Beſitzungen waren die Verhältniſſe der Indier je nach Art der Eroberung und des damaligen Zuſtandes, wie erwähnt, verſchieden. Von den Antillen kann nicht die Rede ſein, denn die urſprüngliche Bevölkerung iſt dort ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts verſchwunden. In Betreff der Indier kann man alſo nur die großen und reichen Beſitzungen der Spanier auf dem Feſtlande im Auge halten, wo theils von Anfang an, theils ſeit 1547 eine Verfahrungsweiſe vorherrſcht, wornach die Indier nicht als leibeigene Sclaven, ſondern als berechtigte Unterthanen der Krone Spanien betrachtet wurden.

In Mejiko befand ſich während der ſpaniſchen Herrſchaft die indiſche Bevölkerung ſowohl durch phyſiſches Wohlbehagen, wie durch den Zuſtand ihrer Kultur, theilweiſe auch durch geſellſchaftliche Geltung im beſten Zuſtande unter allen ſpaniſchen Kolonien. Die höheren Klaſſen ſtanden den Kreolen gleich, das Eigenthum Aller war geſichert, weder Frohnden noch anderer perſönlicher Zwang drückte auf die Maſſe der Bevölkerung; der Zuſtand der niedrigſten Volksklaſſen war in ſolcher Weiſe, daß Humboldt zu wiederholten Malen behauptet, ſie ſeien weit beſſer daran, als die Bauern im nördlichen Deutſchland (da, wo im Anfange des Jahrhunderts die Leibeigenſchaft noch herrſchte), in Kurland und Rußland; auch hatte ſich ihre Lage im Vergleich zu ihrem Zuſtande unter der aztekiſchen Herrſchaft bedeutend verbeſſert. Schon die Kriegführung des Cortez war von ſolcher Art, daß die Unterworfenen eher als berechtigte Unterthanen, wie als Leibeigene behandelt wurden, auf deren Arbeit und Eigenthum der Sieger durch das Recht der Waffen unbezweifelte Anſprüche erlangt hätte. Cortez ſelbſt ſpricht in ſeinen Briefen an Karl V. den Grundſatz aus: „Man müſſe ſich vor einem Verfahren hüten, welches das zu erobernde Land wie St. Domingo ſchnell entvölkern würde. Nach der Einnahme der Hauptſtadt blieben vorerſt die Verhältniſſe der mejikaniſchen Stände, wie ſie unter den Azteken geweſen waren. Die indiſchen Grundbeſitzer wurden ihres Eigenthums nicht durchaus beraubt, wie groß auch die den Eroberern ertheilten Güter ſein mogten. Bei der Wiedererbauung der Hauptſtadt gab man den eingeborenen Adelichen ſogar die Bauplätze wieder zurück, wenn jene beweiſen konnten, daß ſie in der alten Stadt ein Haus beſeſſen hatten; Humboldt berichtet, die Akten der Municipalität aus den erſten Jahren enthielten nichts weiter, als Verhandlungen über ſolche Anſprüche. Der Adel überhaupt trat in die Rechte des ſpaniſchen ein und hat ſich mit demſelben größeren Theils im Laufe der Zeit ſo vermiſcht, daß kein Unterſchied der Farbe zuletzt mehr vorhanden war. Nur der geringere Theil des Adels hatte ſich gänzlich unvermiſcht erhalten, und bewahrte einen gewiſſen Stolz auf die Reinheit ſeines Blutes. Dieſer ſtand den Kreolen vollkommen gleich, trat mitunter in den Militärſtand, lebte jedoch in der Regel von den Weißen abgeſondert; er war übrigens nach Humboldt in europäiſcher Bildung ſehr zurückgeblieben. Die ſpaniſche Regierung ernannte aus ihm die Kaziken (Magiſtrate der indiſchen Gemeinden); nach jenem berühmten Reiſenden erwieſen die niederen Indier dieſem ihrem Adel noch immer die Ehrfurcht, welche auf der alten Verfaſſung der Azteken begründet war. Jene adelichen Kaziken pflegten jedoch ihre Gewalt gewöhnlich auf die Bedrückung ihrer Untergebenen zu verwenden. In Tlascala beſonders (La Angelos) hatte ſich der indiſche Adel unvermiſcht erhalten; dort aber beſtand auch noch der ganze traurige Zuſtand des niederen Volkes, welcher ſich bei der Eroberung vorfand. — Die Maſſe der Indier trieb Bergbau, die damit zuſammenhängenden Gewerbe und Ackerbau; erſteren gegen Tagelohn, letztere als Eigenthümer oder Pächter auf den großen Gütern der Kreolen. Der Bergbau, als die hauptſächlichſte Induſtrie des Landes, nahm eine bedeutende Maſſe in Anſpruch; die dabei beſchäftigten Indier waren durch Körperkraft und Betriebſamkeit vor anderen Ureinwohnern Amerika's ausgezeichnet. Alle damit zuſammenhängenden Beſchäftigungen waren ihnen von den Azteken überliefert, oder wurden leicht erlernt. In jedem Dorfe befanden ſich Metallarbeiter, die am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts ſogar in ſchönen Formen Produkte ihrer Induſtrie verfertigten. Der Tagelohn ſtand hoch, wie es ſich in einem metallreichen Lande erwarten ließ. Nach Humboldt betrug er in einigen Bergwerken in ſechs Tagen 20 bis 30 Franken. Freie Arbeit herrſchte überall; zu Frohnden durfte kein Indier gezwungen werden. — Der Ackerbau wurde ſowohl in der von den Azteken überlieferten Weiſe (Mais, Maguei, Cochenille, Cacao u. ſ. w.), wie auch in europäiſcher betrieben (Weitzen, europäiſche Fruchtbäume u. ſ. w.). Im Allgemeinen war zwar die Maſſe arm, bearbeitete als Pächter die Güter der Kreolen, oder kleine Grund-

Digitized by Google

ſtücke als Eigenthum; es gab aber auch unter den Indiern Familien von großem Vermögen; Humboldt führt fünfe an, von denen jede ein Kapital von 800,000 bis 1,000,000 Livres beſaß, und berichtet, bei ſeiner Anweſenheit in Cholula habe man eine alte Indianerin begraben, die ihren Kindern für mehr als 360,000 Franken Maguei-Pflanzungen hinterließ. Nur in den Städten ſcheint die Raſſe der Ureinwohner ausgeartet zu ſein. Während man die Arbeit der Indier beim Berg- und Landbau als ausdauernd ſchätzte, zeigte ſich die charakteriſtiſche Trägheit der Ureinwohner Amerika's in den Straßen der Hauptſtadt; man fand dort Schwärme von Bettlern oder liederlichen Indiern, die kaum zwei Tage lang arbeiteten, um die übrige Zeit der Woche mit Nichtsthun zu verbringen, ſich zu betrinken u. ſ. w. — Auch in geiſtiger Hinſicht ſtanden die Nachkommen der Azteken nicht ſo niedrig, wie die Ureinwohner Amerika's im Allgemeinen; ſie zeigten Geſchmack für bildende Künſte und Muſik, traten mitunter in die Kirche und erwarben ſich dort wenigſtens dieſelbe Kenntniß, wie ſie ſpaniſche Geiſtliche im Allgemeinen beſaßen; ſie bewahrten ſich die Kunde der alten aztekiſchen Geſchichte, die Kenntniß der Hieroglyphenſchrift, die noch im vergangenen Jahrhundert vorhanden war und wahrſcheinlich auch jetzt noch nicht ausgeſtorben iſt, u. ſ. w. Die nicht unbedeutenden Geiſtesanlagen erkennt man daraus, daß gleich nach der Eroberung eine Menge Darſtellungen derſelben von adelichen Indiern in ihrer Mutterſprache mit ſpaniſchem Alphabet verfaßt wurden; Manuſcripte der Art ſind von Spaniern in der Beſchreibung der Eroberung (Torquemada Clavigero) benutzt worden; Humboldt ſagt, es ſeien noch mehrere vorhanden, und ein ſolches von einem Tlascalteken verfertigtes; vor einigen Jahren hat die Regierung des jetzigen Freiſtaates ein ſolches in's Spaniſche überſetzt herausgeben laſſen *). — Bedeutende Bedrückungen kamen wenigſtens ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert nicht mehr vor; die Indier hatten ſogar vor den Kreolen in Hinſicht einiger Abgaben etwas voraus und waren der Inquiſition nicht unterworfen, dagegen war der Einfluß der Geiſtlichkeit deſto größer. Die Pfarrer und Mönche waren unter den Indiern allmächtig, welche ihnen ſämmtlich blindlings gehorchten. So war es von Anfang an, wo die Maſſe der Azteken offenbar nur die Ceremonien des katholiſchen Kultus mit denen ihres früheren gezwungen vertauſchte, ohne die Natur des Wechſels zu begreifen. Cortez ſelbſt wirkte nach der Eroberung darauf hin, den Einfluß der Geiſtlichkeit zu befeſtigen, indem er den aus Spanien ihm zugeſchickten Miſſionairen außerordentliche Ehren erwies. Sein Gefährte Caſtillo ſchreibt ungefähr 20 Jahre ſpäter: Es ſei eine wahre Freude, die Folgſamkeit der Indier gegen ihre Pfarrer zu ſehen. Damals hat er nicht geahnet, daß eben dieſe Folgſamkeit die Vertreibung der Spanier einleiten würde; die Revolution iſt wenigſtens von Pfarrern begonnen worden, welche die niederen Volksklaſſen fortwährend aufregten und in's Gefecht führten. — Beinah in demſelben Verhältniſſe, wie Indier, ſtanden die Miſchlinge (Mestizos), je nach dem Stande ihrer indiſchen Eltern. Verheirathungen von Kreolen und Spaniern mit indiſchen Familien waren nicht ſelten, und wurden ſogar von der Regierung durch mehrere Geſetze begünſtigt. Trat ſpäter ein Kaſtenvorurtheil wegen der Farbe ein, ſo lag dieß eben ſo in der ſchlechten Regierungsweiſe und nicht in den Geſetzen, wie es bei der Begünſtigung europäiſcher Spanier vor Kreolen der Fall war.

Unter dieſen auf perſönliche Freiheit der Indier und Sicherheit des Eigenthums derſelben begründeten Verhältniſſen war Mejiko die blühendſte aller ſchwarzen Kolonien. Das Vice-Königreich erhielt einen bedeutenden Vortheil vor allen amerikaniſchen Kolonien voraus, den die Republik auch jetzt noch, ſogar den Vereinigten Staaten Nordamerika's gegenüber, beſitzt. Es bedurfte zum Anbau keiner Negerſclaven, genoß aller Vortheile der freien Arbeit und war der Gefahr eines Neger-Aufſtandes nicht ausgeſetzt. Die Zahl der Neger war ſomit gering; zu Humboldt's Zeiten betrug ſie nur 10,000 unter 6 bis 7 Millionen.

Durchaus entgegengeſetzter Art waren die Verhältniſſe und der Zuſtand der Indier in Peru, dem zweiten größern Reiche bei aller urſprünglichen Ausdehnung, d. h. das nachherige Unter- und Ober-Peru, Quito, Neu-Grenada, Venezuela und Buenos-Ayres. Die Indier waren gänzlich arm, thieriſch, dumm, träge und häufig Mißhandlungen ausgeſetzt. Ulloa ſchildert ſie als phlegmatiſch, thieriſch, abgeſtumpft, unempfindlich für jederlei Genuß, gleichgültig für Eigenthum und Erwerb, von ihren Pfarrern und von den Koloniſten wie Kinder behandelt, oft durch Prügel regiert und außerordentlich feige, obgleich andererſeits wieder muthig auf der Jagd. Ihr Zuſtand mogte wohl von der Art der Eroberung, wie von den urſprünglichen Verhältniſſen unter der Herrſchaft der Yncas abhängen. Die erſtere war bekanntlich durch die Art Abenteurer, welche das Reich der Yncas ſtürzte, nebſt den bald darauf folgenden Bürgerkriegen, für die eingeborene Bevölkerung eben ſo verderblich, wie nur jemals die erſte Herrſchaft der Spanier auf den Antillen, welche dort die rothe Raſſe gänzlich ausrotteten. Durch Krieg, wie durch Frohndienſte und die damit verbundenen Mißhandlungen, wurde die Zahl der Eingeborenen ſo vermindert, daß Negerſclaven eingeführt werden mußten (1550), um die Kultur des Bodens fortzuſetzen. Der zweite Grund ſcheint in dem früheren Zuſtande zu liegen. Die Civiliſation der Yncas war eine mechaniſche, auf die Maſſen berechnet, wovon jeder Einzelne ſeinen beſtimmten Platz ausfüllte, durch Zwang zur Arbeit in dem ihm angewieſenen Kreiſe getrieben wurde, und alsdann für ſich ſelbſt eine gewiſſe Bezahlung an Lebensmitteln u. ſ. w. aus den allgemeinen Vorrathshäuſern erhielt. Eigentliche Begriffe von Pri-

*) Es iſt von dem Fürſten Tezcuco verfaßt, welcher als Bundesgenoſſe des Cortez von Letzterm bei deſſen drittem Marſch nach Mejiko eingeſetzt wurde.

Digitized by Google

vateigenthum, worauf allein der Bau einer ſelbſtſtändigen und induſtriöſen Geſellſchaft gegründet werden kann, waren ſchon deßhalb nicht vorhanden, weil aller Grundbeſitz vom Staat in Beſchlag genommen und verwaltet war. Sobald das Reich der Yncas aus einander fiel, enſtand eine vollkommene Verarmung. Nach Atahualpa's Gefangennehmung wurden die Vorrathshäuſer geplündert, und der Ackerbau unterblieb auf einer Menge von Punkten, ſobald der Zwang aufhörte. Somit läßt ſich auch einigermaßen die Grauſamkeit entſchuldigen, womit die Frohnden in Peru erzwungen wurden. Als man vom Mutterlande aus endlich einſchritt und als die perſönliche Freiheit der Indier erklärt und nach Gonzalo Pizarro's Niederlage erzwungen ward, blieb die von den Yncas her überlieferte Gewohnheit zurück, wornach die Indier zur Arbeit gewiſſermaßen getrieben werden mußten. Die ſpaniſche Regierung ſah ſich bald genöthigt, die Frohnarbeiten wieder zu geſtatten, wobei es ihr übrigens zur Ehre gereicht, daß ſie zugleich genug Vorſichtsmaßregeln traf, ſowohl um die Mißhandlung der Indier zu verhüten, wie auch ihnen einen billigen und durchaus nicht niedrigen Tagelohn zuzuſichern. Die Nothwendigkeit dieſer Maßregel ergab ſich ſchon aus dem Umſtande, daß die Indier die ihnen angewieſenen Ländereien unvollkommen bebauten; die ſpaniſche Regierung war nämlich billig genug, ihnen einen nicht unbedeutenden Theil desjenigen Bodens zu überlaſſen, der unter den Yncas zur Unterhaltung des Volkes beſtimmt war; der ſchlechte Anbau deſſelben hat aber zu der Verminderung der Kultur in Peru eben ſo beigetragen, wie die anderen bei der Eroberung ſtattfindenden Urſachen. Somit war ein Frohndienſt ſowohl in den Bergwerken, wie auf den Gütern der Kreolen nothwendig. Die Krone wirkte allein darauf hin, daß die Indier nicht mißhandelt oder um ihren Arbeitslohn verkürzt wurden, ſetzte deßhalb einen eigenen, von der Lokalregierung unabhängigen Beamten, einen Sachwalter der Indier, ein, und beſtimmte durch eine Menge, zum Vortheil der Indier erlaſſene Geſetze die Gränzen, welche im Zwange nicht überſchritten werden durften. Kurzum, die ſpaniſche Regierung ſah ſich genöthigt, um die Bodenkultur des Landes, ſo wie die Bearbeitung der Bergwerke zu erhalten, ein ähnliches Zwangſyſtem eintreten zu laſſen, wie es unter den Yncas ſtattgefunden hatte. Die Frohnarbeit (Mita genannt) erſtreckte ſich auf Bergwerke, wie auf Koloniſation. Eigenthümer der erſteren wie der Landgüter durften die Indier ungefähr im Bereich von zehn Quadratmeilen aufbieten, konnten ſie einige Monate lang gegen einen vom Sachwalter der Indier bedungenen Lohn zurückbehalten, durften ſie aber alsdann nach einer beſtimmten Zeit nicht wieder zur Arbeit zwingen. Hinſichtlich der Bergwerke war dieſe Maßregel um ſo nothwendiger, da die Neger die Arbeit in den Schachten nicht aushielten. Es herrſcht übrigens kein Zweifel, daß die Mita in den Minen die Zahl der Indier ſehr vermindert hat. Beſonders galt dieß von den großen Queckſilberbergwerken, welche die Regierung ſelbſt betreiben ließ. Sie zahlte freilich dafür den Indiern einen ſo hohen Tagelohn, wie er niemals in einem anderen Lande, auch nicht in Mejiko, ſtattgefunden hat; die ungeſunde Beſchäftigung bewirkte aber um ſo größere Verheerungen, da die Raſſe ſelbſt, wenn auch unempfindlich gegen Schmerz und Mühſeligkeiten, von Körper ſchwächlich war. — Die Frohndienſte auf den Gütern der Kreolen beſchränkten ſich auf den ganzen Ackerbau, welcher allein zum Lebensunterhalt diente. Die Indier mußten pflügen, ärnten, die Heerden hüten u. dgl.; der Bau von Artikeln des Luxus (Zucker, Orangen u. ſ. w.) war von der Mita ausgeſchloſſen, eben ſo die Induſtrie der Gewerbe. Aus Ulloa erhellt jedoch, daß Zwangsarbeit auch hierin ſtattfand; er ſagt wenigſtens: wenn man ein Paar Schuhe von einem indiſchen Schuhmacher haben wolle, ſo müſſe man ihn mit Nahrung, Arbeitszeug u. ſ. w. einſperren, bis die beſtellte Arbeit fertig ſei.

Mit Rückſicht auf dieſe Verhältniſſe nannte Humboldt Peru im Vergleich mit Mejiko ein unglückliches Land. Einzelne Ausnahmen mag es gegeben haben; Ulloa ſagt ſelbſt, daß viele Indier in den Städten, welche Spaniſch ſprächen, durch den Verkehr mit Kreolen und Europäern eine größere Regſamkeit und mehr Verſtand erlangt hätten; im Allgemeinen ſtimmen jedoch alle Berichte aus der Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft in der angegebenen Schilderung überein. — Die größte Armuth war überall die Folge. Sogar die direkten Nachkommen der Yncas lebten im tiefſten Elend, während die des Montezuma zu vollkommenen Spaniern wurden und bis in die neueſte Zeit einen hohen Rang einnahmen; Humboldt traf erſtere im traurigſten Zuſtande zu Cajamalca an, jenem für die Familie verhängnißvollen Orte. — Regſamer waren die Meſtizen, wo die Miſchung des europäiſchen Blutes einen Theil des indiſchen Phlegma überwunden hatte. In den Händen derſelben befanden ſich faſt alle Handwerke und Künſte; ſie beſaßen große Fertigkeit in der Nachahmung und ſtanden im Rufe der Ehrlichkeit, während die Indier als Diebe verſchrieen waren. Die Angeſehenſten unter ihnen waren Gold- und Silberarbeiter, Juweliere, Maler und Bildhauer. Ulloa rühmt beſonders Einen als Maler (zur Zeit der Blüthe ſpaniſcher Kunſt), Miguel von Santiago, und ſagt, deſſen Werke ſeien bis nach Rom gekommen und dort verdienter Weiſe gerühmt worden. — Die Erinnerung an den früheren Zuſtand erhielt ſich unter den Indiern bei aller Entwürdigung, und bewirkte ſogar noch im vorigen Jahrhundert zwei Aufſtände, 1742 und 1781, wovon wenigſtens einer der Regierung gefährlich wurde. In beiden beſtanden die Anführer aus Meſtizen, die ſich für Nachkommen der Yncas ausgaben und von den Indiern als ſolche anerkannt wurden. Der zweite entſtand durch einen Auflauf gegen Beamte in einem Gebirgsdiſtrikte, und wurde gefährlich, weil der Anführer, der Kazike Condorcanqui ſich auch eine Partei unter den Weißen gemacht hatte. Die Empörung

Digitized by Google

dauerte zwei Jahre lang und fünf Provinzen wurden von den Inſurgenten beſetzt. Der Aufſtand wurde endlich unterdrückt, als die Indier, welche ihren Verbündeten, den Farbigen und Kreolen, nicht recht trauten, einen Vertilgungskrieg gegen Alle, welche nicht von ihrer Farbe waren, begannen. Somit ſahen Kreolen und Meſtizen zu ihrer Selbſterhaltung ſich genöthigt, mit der Regierung gleiche Sache zu machen, und die Indier wurden, ſobald ſie allein ſtanden, leicht zu Paaren getrieben.

Neben dieſen allgemeinen Verhältniſſen der Indier bildeten ſich während des 17ten Jahrhunderts im Umfange des älteren Vice-Königreichs, welches bis 1720 alle Beſitzungen der Krone auf der ſüdlichen Hälfte umfaßte, zugleich ein anderes Syſtem, das der Miſſionen, worin die Indier unter der Herrſchaft geiſtlicher Orden zu einem gewiſſen Kulturgrad erzogen und in vollkommener Abſchließung gegen die weltliche Gewalt und gegen Spanier überhaupt gehalten wurden. Der erſte und bedeutendſte Verſuch wurde von den Jeſuiten in Paraguay gemacht, und als derſelbe gelungen war, theilweiſe von demſelben Orden, theilweiſe von Kapuzinern u. ſ. w. in den Urwäldern von Venezuela, am Orinoco u. ſ. w., bis nach Californien wiederholt. Für die ſpätere Zeit ſind beſonders die Miſſionen in Venezuela bedeutend geworden, weil dadurch Volksſtämme der Caraiben u. ſ. w. bis zu einem gewiſſen Grade civiliſirt wurden, und dadurch in den neueſten Ereigniſſen politiſche Wichtigkeit erlangen konnten. Die Miſſionen am Orinoco wurden zuerſt von den Jeſuiten begründet, und betrafen Volksſtämme, mit welchen die Spanier ſchon ſeit dem Beginn der Erwerbung zuſammengetroffen waren, allein Anfangs nur als Sclavenräuber, ſpäter als die erbittertſten Feinde. Darunter waren die Caraiben, Colon ſchon bekannt, ein kriegeriſcher und körperlich ſtarker Menſchenſchlag, wie die Folge gezeigt hat, an Anlagen jeder Art allen übrigen Urbewohnern der ſüdlichen Hälfte überlegen. Jene Indiermiſſionen, zur Zeit der Jeſuiten gänzlich ausgeſchloſſen, ſpäter jedoch unter anderen Orden mehr nach Außen geöffnet, haben ſich bei günſtigerer Lage beſſer wie die in Paraguay erhalten, und allmälig die Kultur der Weißen durch Ackerbau in das Innere ausgedehnt. Sie rückten langſam von den Küſten vor; war ein Indier-Dorf gebildet, ſo ſiedelten ſich allmälig Meſtizen und Weiße in demſelben an; die Miſſionen verwandelten ſich endlich in ſpaniſche Dörfer; die Indier, den Uebrigen gleichgeſtellt, nahmen die Sitten der Spanier an und verloren ſogar allmälig die Erinnerung ihrer Nationalſprache. Auf die Bedeutung dieſer Miſſionen konnte man aus dem Umſtande ſchließen, daß ſie beim Beginn des Jahrhunderts 24,000 Indier in der Provinz Guiana zählten. Jene vermehrten ſich um ſo ſtärker, da die Miſſionen auch bei Stämmen, die ihnen nicht unterworfen waren, das Aufhören der Feindſeligkeiten bewirkten, wodurch die wilden Jägervölker Amerika's ſich gegenſeitig aufzureiben pflegen. — Aus den durch jene Miſſionen civiliſirten Indiern iſt jene Kavallerie der Llaneros entſtanden, welche im Revolutionskriege eine ſolche Bedeutung erlangte, wie ſonſt nie die Maſſe der Farbigen im Kampfe der Kreolen mit dem Mutterlande. Auf den ungeheueren Grasebenen (Llanos) in Venezuela verſahen dieſe Indier das Geſchäft der Hirten bei den zahlreichen dort weidenden Rinderheerden, ſtets zu Pferde und bewaffnet, der Aufſicht ſpaniſcher Beamten auf dem ungeheueren und nicht angebauten Raume entzogen, mit ſpaniſchen Flüchtlingen und Unzufriedenen vermiſcht, welche wegen Verbrechen oder aus Haß gegen die Regierung ſich in die Steppen geflüchtet hatten, wohin die Macht der Staatsgewalt nicht reichte. Schon zu Humboldt's Anweſenheit waren ſie ſo gut wie unabhängig. Ihr ſpäterer Führer, der General Paez, war ein ſolcher aus den Miſſionen ſtammender Indier, und iſt der erſte, welcher aus der rothen Raſſe ſowohl im Kriege ſich einen hohen Ruhm als tapferer und gewandter General, wie im Frieden als ein Mann erwarb, der zwar keine Bildung durch Erziehung, aber viel geſunden Menſchenverſtand beſaß, und ſeine Mängel dadurch ausglich.

Neben den Indiern und Meſtizen fanden ſich mit Ausnahme der Beſitzungen Spaniens in der ſüdlichen Hälfte zahlreiche Neger und Mulatten ſowohl als Sclaven, wie als freie Leute. Die Sclaven-Einfuhr begann bekanntlich unter Karl V. zuerſt auf den Antillen, um die ausſterbenden Ureinwohner zu erſetzen, und erreichte dort noch vor 1550 eine ſolche Höhe, daß ein italieniſcher Reiſender, Benzoni, ſchon um jene Zeit vorherſagte: wenn es ſo fortginge, ſei ein endlicher Negeraufſtand und eine Herrſchaft der Farbigen nicht zu vermeiden. Von jenen Kolonien aus wurden Neger zuerſt nach 1547 aus demſelben Bedürfniß (Mangel an Ureinwohnern) über Panama nach Peru geſchickt, und dort beim Ackerbau, bei der Perlenfiſcherei und auch beim Einſammeln des Goldſandes gebraucht; weil nämlich die Erfahrung bald erwies, daß die Raſſe der Schwarzen zur Arbeit in den Minen nicht geeignet ſei, verbot ein Geſetz des Rathes von Indien, ſie darauf zu verwenden. Von Zeit zu Zeit hat die Regierung die Einführung der Schwarzen in Peru wieder erlauben müſſen, weil die Arbeit der Indier bis in die neueſten Zeiten auf keinem Punkte dort genügte. Dasſelbe galt von Neu-Grenada, wo Neger unmittelbar nach der Eroberung gebraucht zu ſein ſcheinen. Auf dem Küſtenſtriche von Cumana bis zur Mündung des Orinoco, der Anfangs zum Vice-Königreich Peru, dann zu Neu-Grenada gehörte, und endlich eine beſondere Generalkapitanerie unter dem Namen Venezuela bildete, wurden gleich Anfangs große Maſſen Neger zum Behuf des Zuckerbaues eingeführt, ſobald die Spanier dort bleibend ſich niederließen. Man erſieht dieß aus gefährlichen Sclavenaufſtänden, von denen Herrera um das Jahr 1540 berichtet, welche durch Truppen aus Neu-Grenada unterdrückt werden mußten, weil die Koloniſten ſelbſt ihnen nicht gewachſen waren. Dorthin hat ſich auch die hauptſächlichſte Negereinfuhr gewandt,

Digitized by Google

da die Koloniſten ohne Bergwerke allein im Ackerbau die Quelle des Reichthums ſuchen mußten. Auch läßt ſich nicht läugnen, daß die Koloniſation dort in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts durch Negerarbeit eine eben ſo hohe Stufe erreichte, wie in den weſtindiſchen Kolonien Englands und Frankreichs. — Endlich ging die Sclaveneinfuhr ſeit dem Anfange des vergangenen Jahrhunderts auch nach Buenos Ayres und die La Plata-Provinzen, jedoch nicht in beſonderer Ausdehnung. Die dortigen Sclaven wurden weniger zum Ackerbau, wie zur Arbeit in dem Hafen, zu häuslichen Dienſten u. ſ. w. verwendet.

Man hat die ſpaniſche Regierung oft wegen ihrer Beſtimmungen zum Schutz der Indier gerühmt; etwas Aehnliches gilt von ihrer Geſetzgebung hinſichtlich der Negerſclaven. Es ergibt ſich wenigſtens, daß Letztere in keinen anderen Kolonien europäiſcher Nationen ſo mild behandelt wurden, wie in den ſpaniſchen, und daß nirgends ihnen ſo große Möglichkeit, die Freiheit zu erlangen, geboten war, mogte der Grund in den Geſetzen oder in der Denkungsweiſe und Lebensart der Spanier liegen. Die Neger wurden nirgends von den Spaniern mit derſelben Strenge zur harten und angeſtrengten Arbeit gezwungen, wie in den Kolonien der bedeutenderen Handelsvölker (Engländer und Holländer), welche einen möglichſt hohen Ertrag aus ihren Pflanzungen zu erwerben ſuchten; im Gegentheil, die zu leiſtende Arbeit war nach mäßiger und billiger Beſtimmung durch Geſetze feſtgeſetzt, und aller Ueberſchuß dem Sclaven als Eigenthum geſichert; die Willkühr der Mißhandlungen war bei dem Herrn beſchränkt, und endlich ein mäßiger Preis für die Freikaufung feſtgeſetzt, welchen der Herr ſelbſt in dem Fall annehmen mußte, daß die Ankaufsſumme des Sclaven jenen Preis der Freikaufung überſtieg. Die Leichtigkeit, womit der Neger ſich Privateigenthum erwerben und ſomit die Freiheit ſich erkaufen konnte, mag aus folgenden Beiſpielen erhellen. In Panama wurde die Perlenfiſcherei von Negerſclaven betrieben, ſeit dem ein königlicher Befehl 1547 die Anwendung der Indier zu dem Geſchäft unterſagt hatte; die Neger mußten nach einer beſtimmten Zeit eine gewiſſe Anzahl Perlen einliefern, der Ueberſchuß gehörte ihnen ſelbſt, und ohnehem durften ſie die ſchönſten und koſtbarſten für ſich behalten, wenn ſie die beſtimmte Zahl in kleinen entrichtet hatten. In den reichen Goldwäſchereien von Neu-Grenada mußte jeder Neger täglich eine halbe Unze liefern, der Ueberſchuß gehörte ihm ebenfalls, und die Abwägung wurde nicht von den Koloniſten, ſondern von Beamten beſorgt. In den Städten Peru's ließen eine Menge Spanier ihre Sclaven auf beſtimmte Zeit gegen eine Summe gänzlich frei; jene vermietheten ſich alsdann als Laſtträger, Kellner, Tagelöhner u. ſ. w. an Andere, und waren, ſo lange ſie die Summe richtig bezahlten, alles Zwanges ihres Herrn entbunden; in vielen Gegenden war die Maſſe Zucker, Kakao u. ſ. w., welche die Neger von den Pflanzungen zu liefern hatten, nach dem Gewicht beſtimmt, und der Ueberſchuß der Ernte war ihr Eigenthum. Somit fand ſich auch eine bedeutende Maſſe freier Neger, Mulatten u. ſ. w. in den ſpaniſchen Kolonien, welche die Zahl der freien Farbigen in den Beſitzungen der Engländer, Franzoſen u. ſ. w. bei Weitem überſtieg. Es waren Kellner, Handwerker, kleine Grundbeſitzer, Laſtträger u. ſ. w. Dieſe Leute erlangten in Peru und Neu-Grenada oft ein bedeutendes Vermögen im Gegenſatz zu den Indiern, welche, wie erwähnt, dort nie zum eigentlichen Wohlſtande gelangt ſind. Die Mulatten ſtanden aber nicht in derſelben Achtung, wie die Meſtizen; ſie galten als üppig, zu Verbrechen geneigt und unzuverläßig. Uebrigens iſt es auffallend, daß aus den Negerſclaven der ſpaniſchen Kolonien ein Maler hervorgegangen iſt, welcher bei der höchſten Blüthe der ſpaniſchen Malerſchule geachtet wurde, und welcher zwar keinen Rang unter den erſten Meiſtern einnimmt, aber doch noch immer geſchätzt wird. Die Spanier nennen ihn gewöhnlich El Esclavo; ſein eigentlicher Name iſt Pareja. Dies Beiſpiel iſt eines von den wenigen, welches ſich bis jetzt gegen die Behauptung anführen läßt, die Negerraſſe ſei für die höhere europäiſche Kultur nicht geeignet.

Schließlich mag noch eine Beſtimmung angeführt werden, welche die Menſchlichkeit der ſpaniſchen Geſetzgebung wenigſtens ſeit dem 17ten Jahrhundert erweiſt. Sobald ein Sclave, von ſeinem Herrn nach dem Mutterlande gebracht, den Fuß auf ſpaniſchen Boden ſetzte, war er frei, galt wie jeder andere Dienſtbote und konnte ſeinen Herrn verlaſſen, wenn er mit demſelben unzufrieden war, oder nicht wieder in die Kolonien zurückkehren wollte.

Kottenkamp.

Seebilder.

Die weiche Mutter und ihr Dank.

Es war ein kleines, ärmliches Häuschen auf dem Hafendamm des engliſchen Seeſtädtchens Gosport, an welchem das Zeichen der Schenke ſchwankte. Aber leer war das reinliche Stübchen, welches gar keine der Anzeichen wies, daß Matroſen gern und oft hier Gelage hielten; denn, obwohl noch früh, war Alles ſchon blank und nett, nicht der widrige Geruch verſchütteter Getränke, nichts Zerſchlagenes und Uebernächtiges war zu ſpüren.

Aus dem Fenſter aber ſpähete oft der trübe Blick einer emſig ſpinnenden Frau. Wieder einmal nicht heim gekommen, ſeufzte ſie, und draußen liegt die ſchwarze Fregatte mit dem blauen Peter am Top, der winkt und lockt Mannſchaft an Bord, und wenn nicht genug freiwillig kommen, ſo wird ein Preßgang ausgeſchickt und nimmt, was er auftreiben kann! — Ihre Sorgen endeten, denn der Erſehnte, ihr Sohn, ſtolperte herein, mit allen Zeichen der durchraſten Nacht auf dem gedunſenen, blutrünſtigen Geſicht. Der Mutter jammerndes Bitten, ihre flehenden Vorſtellungen

Digitized by Google

beantwortete er mit wüſten Flüchen und der Forderung von Geld. Sie mahnt ihn an ihre bittere Armuth, ſie erinnert ihn, daß kein Farthing im Haus ſei — umſonſt! Er wolle ſein verſpieltes Geld nicht verloren geben, und ſchon ſei das Abfahrtzeichen, der blaue Peter, an der Fregatte gehißt, deren Midſhipmen ihn ausgezogen. Er tobte und drohete mit hohem Schwur, ſelbſt an den Maſt des Schiffs ſich zu verkaufen, wenn ſie nicht Rath und Geld ſchaffe! Da zog die ſchwache Mutter den goldenen Trauring vom Finger, noch einmal netzte ſie das letzte Andenken des frühverſtorbenen Gatten mit herben Wittwenthränen, und gab ihn dem Ungerathenen, der ihn haſtig einſchob, und ruhig, auf die Ofenbank ſich lagernd, Frühſtück begehrte, welches eilig die Mutter in der Küche zu beſorgen ging.

Schon beim Beginn des erzählten Auftritts war ein hoher, brauner Mann unbemerkt in die Stube getreten, und hatte ſich leiſe in eine Ecke geſetzt. Ein blonder Bart kräuſelte um den friſchen Mund, unter der hohen durchwetterten Stirn blickte leuchtend ein Paar nordiſchblauer Augen; der Anzug wies den Schiffer, die ſilberne Pfeiſe den Hochbootsmann.

Ein Glas Rum! forderte jetzt der Fremde. Mutter kommt bald, entgegnete der Burſch auf der Ofenbank.

Seid ſo gut und gebt her, ich habe Eile, rief der Gaſt mit tiefer dröhnender Stimme. Der erſt halb Nüchterne brummte aber nur ein kurzes „könnt warten!“

In ſich hinein lachte der Seemann; ſieh doch, ſieh, meinte er, das iſt ein köſtlicher Galgenſtrick! und aufklappte er ein ſchweres Meſſer, welches an einer Silberkette ihm vom Hals hing, ſauſend flog es in die Rücklehne der Bank, ein Ruck an der Kette, die Bank kippte, und mitten in die Stube rollte der Tölpel! —

Unbändig lachte der Recke, wie jener halb verdutzt ſich aufraffte; als aber der Tyrann des Häuschens ſich auf ſeinen Zorn beſinnen wollte, entgegnete ruhig der Andere: Ihr glaubt wohl, die Midſhipmen kommen zu Euch an den Ofen? heut darf keiner vom Bord, wenn ſie auch den ganzen Tag nicht mehr thun, wie der Engel da auf dem Kirchthurm, der doch noch den Wind zeigt. Wollt Ihr Revange, ſo kommt mit mir an Bord und ich will beim Spiel mit Sr. Majeſtät Maſtaffen Euer Partner ſein. Jetzt gebt ein ſteif Glas Rum her, da iſt eine Guinee, wir wollen uns ſchon berechnen. Hurtig war das Verlangte da, noch hurtiger ward es expedirt und zum Aufbruch getrieben. Ohne einen Gruß für die unglückliche Mutter ſprang der Rabenſohn in's Boot, auf deſſen Rudern vier rüſtige Matroſen lagen. Ein Wink des Begleiters, und wie eine Schlange glitt es durch die langen, ſchwellenden Wogen und lag ſeitlang der koketten Fregatte ehe der Seewind den Nachtſchwärmer ernüchtert hatte.

Raſch ſchwang ſich der Hochbootsmann an Bord, indeß der Jüngling ſchwankend folgte und überraſcht von der ſtrengen Ordnung, der netten Symetrie, ſich albern umſah. Ein Wort des Vorgeſetzten rief einen eisgrauen aber noch vollkräftigen Matroſen herein. Tom, ſprach er leiſe zu ihm, geh an's Land in jenes grüne Häuschen, bring der armen Mutter dieſes Seekalbes die Börſe da, und ſprich: ſie ſoll wohlgemuth ſein und ſich nichts abgehen laſſen; ihren Sohn habe ihr Bruder, der aus Cambridge entlief, mitgenommen, und er ſolle ihr ihren Trauring ſelbſt wieder bringen. Verſtanden? Ja, ja Sir, antwortete der Graukopf, und huſchte in's Boot.

Der Kapitän des „Pfeils“ lag trüb ſinnend in der Sophaecke, als der Hochbootsmann eintrat. Raſch ſprang er auf und frug, dicht vor ihn tretend: Nun, Jenſen?

All richtig, Herr! antwortete unſer Bekannter, er mißhandelte die arme Frau in meiner Gegenwart, weil ſie kein Geld mehr ihm zu geben hatte, bis ſie ihm ſeines Vaters Ehering zum Verſpielen gab. — Tod und Teufel! brauste der Kapitän auf. Ruhig aber bedeutete ihm ſein Emiſſär, daß der Burſch mit dem Ring in der Taſche an Bord ſei. „Es iſt hart Holz, ſchloß er, aber gerade ſolches, aus dem man die beſten Seeleute ſchnitzt. Es iſt Eurer Schweſter einziger Sohn und ich bin Euer Hochbootsmann Niels Jenſen. Sonſt noch was zu befehlen, Kapitän?“ — Stumm reichte ihm der die Hand.

Der junge James war indeß auf dem Verdeck hinter einer Taurolle feſt eingeſchlafen. Niels Jenſen ließ ihn in eine Hängematte legen, wo er erſt erwachte, als der „Pfeil“ ſchon mit vollen Segeln den Kanal hinabfuhr. Er wollte aus dem Bett ſpringen und erſchrak, als er fand, daß es an Stricken ſchaukelnd, ſchwebe. Erſt vor kurzem mit ſeiner Mutter aus dem Innern des Landes gekommen, war ihm ein Schiff und ſeine Einrichtung ſo fremd, wie dem Seemann ein berliner Wurſtball. Bald ging ſein Endchen Geduld zu Rüſte und er begann zu fluchen und toben, wodurch endlich einer der kaum abgelösten Wache erweckt wurde. He, wen haben wir da! hieß es, du heilloſe Landratte haſt endlich deinen Schauſpielerrauſch back gelegt? Ich rathe dir, ſchlag ein Reff in deiner Junge Segel, ſonſt will ich dir den Spiegel kalfatern!

Wo Henker, bin ich denn, kreiſchte James. Auf einem ſchmucken Schiff, mein Kleinod, ſcholl es, im ſchönſten Kurs auf blauem Waſſer.

Ein Schiff! welches Schiff? frug der Erſchrockene um vieles milder.

Der Luzifer heißt es, du Herzblättchen! war die Antwort, und ſeine Großmutter, die alte brave Frau, haben wir zum Gallionbild. Nun aber klapp die Luke zu, wenn ich dir rathen ſoll.

James folgte dem Rath, und lag ſtill, bis die geöffnete Treppenkappe Licht in den dunkeln Raum ſandte, und ſein Spielpartner ein Signal herabpfiff. Sich zu beſinnen hatte er Zeit gehabt, ſtand augenblicklich auf den Füßen, ſprang auf Deck — rings nur Himmel und Waſſer! über ihm brauste ein friſcher Nordoſt in den Segeln, neben ihm ſpritzte die Woge ihren weißen Schaum empor. Am Maſt aber

Digitized by Google

lehnte Niels Jenſen und muſterte jedes Segel, jedes Tau. Zornig trat der Verwöhnte ihn an: wo ſind die Midſhipmen, ich will jetzt ſpielen! Ja ſo, rief haſtig der Angeredete, ich bedaure, die füttern oben im Maſtkorb des Kapitäns Kuh! wollt Ihr Euch hinauf bemühen?

Der Spott in den Zügen des Hochbootsmannes war nicht zu verkennen, und das Mutterſöhnchen begann zu poltern und zu toben; doch mit einem Griff, der einer Zange ähnlich anfaßte, drückte ihn Niels kaltblütig auf eine Karonadenſchleife, und mit einem Blick, der ſeine Worte noch verdeutlichte, mit einer Stimme, die wie ferner Donner grollte, erklärte er ihm: er habe übernommen, einen Mann aus ihm, dem Taugenichts, zu machen; in Gutem, mit väterlichem Wort, oder in Böſem, mit Tauende und Reitenlaſſen auf den höchſten Spieren, die Se. Majeſtät an den Maſten des „Pfeils" hätte. Darauf möge er ſich ein Paar Wochen lang beſinnen. Nun ward der Kautaback geordnet, und, als habe er weiter nichts da gethan, verließ Niels Jenſen die Laffette. —

Ein Jahr war vorüber; die Sonne der Tropen glühete über dem „Pfeil" und ſchmolz die Vertheerung in den Näthen ſeiner Planken. Die Wache im Vorderkaſtell hatte ein junger ſchlanker Burſch, in welchem meine Leſer den James des vorigen Jahrs ſchwerlich erkannt haben würden. Vom blanken Lederhut bis zu den Sohlen athmete jeder Zoll das friſchfreudige Weſen des gediegenen Seemannes. Im Mars ſtand der Kapitän und ſpähete angeſtrengt in den Hafen von San Jago de Cuba, vor deſſen enger Einfahrt der „Pfeil" kreuzte.

Niels Jenſen kam und viſitirte ſorgſam die Takelung des Bugſpriets. Mit ſichtlicher Vorliebe ruhte ſein Auge auf dem Zögling, der ſeinerſeits nur den Kurs des Schiffes und die kleinſte Bewegung des Kapitäns im Maſtkorb zu beachten ſchien; doch ſtreifte oft ein Blick voll tiefer Dankbarkeit auf ſeinen ſo gutmüthigen, als ſtrengen Vorgeſetzten. Auch der Geſchützmeiſter trat, jedes Stück inſpizirend, herzu. Was gibt's, Meiſter Trembley, ſprach Niels, wollt Ihr den ſchwarzlackirten Burſchen dort die Zunge löſen, daß ſie mit den Dons drüben ein Bischen plaudern?

Weiß nicht, war die Antwort, doch glaube ich nicht, daß der Kapitän dort oben nach den Affen in den Palmen ſo angeſtrengt kuckt!

James, mein Burſch, frug der Bootsmann, was denkſt du von der Sache?

Der Jüngling grüßte reſpektvoll; ich hoffe, antwortete er beſcheiden, der netten Fregatte da im Hafen ſollte unſre Flagge nicht ſo übel ſtehen!

Tollkopf, rief der Geſchützmeiſter, ſiehſt du die geſpickten Batterien und die Kanonenboote nicht, die neunmal mehr Mündungen zeigen, als der „Pfeil" auf beiden Breitſeiten hat?

Ich bin noch unerfahren, entgegnete erröthend der junge Mann, doch glaube ich, unſer Kapitän mit ſeinen Offizieren würde ſo ſchnell an jenem Bord ſein können, wenn er es wollte, als Sennor Commandan ſeine ſieben Namen und eilf Titel unterſchreiben kan

Lachend gingen die Offiziere weiter; auch der K pitän hatte den Tubus zuſammengeſchoben und war ſeine Kajüte gegangen. Zur Wache aber trat ſe Steward mit einigen Flaſchen Arrak, und der Weiſun ſie auf des Schiffes Wohl zu leeren.

Drei Hurra unſerm braven Kapitän! ſchrie ein ter Seebär, jetzt bin ich ſicher, daß morgen an unſer Bord viel ſpaniſch geſprochen werden wird. De Kapitän hat James Projekt gefallen!

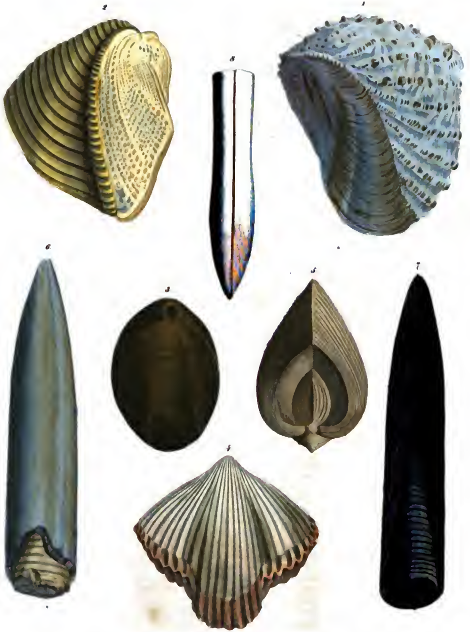
Und ſo war es; als die Nacht niederſank, ward d Mannſchaft auf Deck gerufen. In kurzen derben Wo ten erzählte ihr der Kapitän, daß die Fregatte im H fen, zur Schande der ganzen britiſchen Marine, v den Spaniern kürzlich durch Verrath genommen ſe jetzt aber wieder herausgeholt werden müſſe, ehe m in England ihren Verluſt erfahre. Der freudige Z ruf der Mannſchaft antwortete ſeiner Rede.

Raſch wurde der überdachte Plan in's Werk g ſetzt. Der erſte Lieutenant übernahm den Befehl d Schiffes; der Kapitän ſelbſt führte die Schalupp Niels Jenſen kommandirte im Langboot; das dri Boot leitete ein älterer Midſhipman. James war b Jenſens Mannſchaft.

In lautloſer Stille ſtießen die Böte ab und e reichten die Mündung des Hafens, welche mit ein ſtarken Kette geſperrt war, die den niedrigen Bark indeß kein Hinderniß bot. Vor ihnen lag jetzt d ſchwarze Rumpf der „Hermione" wie ein rieſiges U geheuer auf den Wogen, indeß die Symetrie der M ſten und Spieren vom dunkeln Nachthimmel ſich a hob. Ein Matroſe, der ſchläfrig an der Gallerie lehn bemerkte endlich die Heranrudernden und rief ſein tr ges: **Quen quiro!** Ein Piſtolenſchuß war die Antwo und vom Bug und beiden Seiten zugleich erklimmt die Engländer das Schiff. Auf dem Verdeck warf ſich die Spanier mit ſüdlicher Hitze ihnen entgegen; den Hafenbatterien ward es lebendig, und aufs Ger thewohl gerichtet, ſchleuderten ihre Geſchütze den Hag der Kugeln hinaus in's Blaue. Auch die Kanonie ſchaluppen vermehrten mit dem zweckloſen Donner ihr Stücke den gräßlichen Lärm. Auf die Fregatte, der Lage durch das Knattern des Piſtolenfeuers und d Kampfgeſchrei bei der rabendunkeln Nacht einzig b zeichnet ward, wagten die eigenen Batterien nicht, i Geſchütz zu richten, und ſuchten deßhalb emſig im ga zen Hafenbecken den „Pfeil," der außer Schußwe draußen mit gebraßten Raaen lag. Die Verwegenhe eine Fregatte im Hafen mit Booten anzugreifen, ka den Spaniern nicht zu Sinne, deßhalb allgemeine Ve wirrung.

Am Bord der „Hermione" wogte der ungleiche, e bitterte Kampf. Als die Spanier aufgejagt ware fochten ſie mit ernſter wilder Tapferkeit, die durch ih dreifache Ueberzahl unterſtützt ward. Vergebens ſtreb Jenſen mit ſeinen Leuten ſich zu denen des Kapitän durchzuſchlagen; der Hieb eines Enterbeils traf d

Digitized by Google



Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart

1844

Digitized by Google

Digitized by Google

Kopf des Hochbootsmanns; er taumelte und ſtürzte in's Meer. Augenblicklich ſprang James ihm nach und die erſchrockenen Matroſen, ihrer Vorkämpfer beraubt, flohen in's Boot. Die Spanier warfen ſich jetzt, von dieſer Seite ihrer Feinde erledigt, mit neu aufflammender Wuth auf des Kapitäns Trupp, dem die Vereinigung mit den Kameraden gelungen war. Sie wurden gegen den Steuerbord gedrängt und ſchienen verloren, als eine donnernde Geſchützſalve vom Quarterdeck herabkrachte und die gedrängte Maſſe der Spanier niederſchmetterte. Raſch folgte eine zweite eben ſo verderbliche Ladung — Niels mit ſeinem Trupp rief ein jauchzendes Huſſa! im Raum, während die Kanonen der „Hermione" wie durch Zauberei krachend den Batterien antworteten.

Da entſank den Spaniern Muth und Waffe; die Segel der „Hermione" entfalteten ſich und nach wenig Minuten lag ſie neben dem „Pfeil;" ſtolz wallte Albions Flagge von ihrem Top.

Am Mittag des folgenden Tages waren wenig Spuren mehr ſichtbar, daß die „Hermione" je ſpaniſche Farben getragen. Im Raum des „Pfeils" tobte die gefangene Mannſchaft.

Am Lager des Hochbootsmanns ſtand der ſelbſt verwundete Kapitän mit dem tieferſchütterten James.

Ihr habt Sr. Majeſtät eine Fregatte und mir das Leben gerettet, ſprach der Kommandant ſichtlich gerührt, und es wird im Bericht nicht vergeſſen werden!

Nicht ich war es, entgegnete mit leuchtendem Blick der Todtwunde; hier James that es. Als ich über Bord ſtürzte, ſprang er mir nach und hob mich in die Steuerketten; dann ſchwamm er an das Boot, mit dem meine Abtheilung uns feig verlaſſen wollte, und zwang ſie umzukehren zu mir. Auch ich hatte mich erholt und war kaum im Boot, als wir da den Jungen ſchon in's Fenſter der Staatskajüte klettern ſahen, natürlich ſprangen wir nach. James war auf's Quarterdeck geeilt, hatte dort die mit Kartätſchen geladenen Karonaden umgedreht und das Deck gefegt. Wir andern richteten die Raumkanonen auf die Kanonenböte, die herankrochen.

Erſchöpft ſank der Verwundete zurück; ſeine Züge wurden ſpitzig ſteif. James winkte er heran; bring deiner Mutter den Ring wieder: ich habe es verſprochen, ſprach er mühſam, und ſei brav, wie bisher — Hurra für Altengland! — Lang ſtreckte ſich die Leiche!

Müller.

Verſteinerungen.

(Taf. 15.)

Schon öfter ſprachen wir von den Bewohnern der Urmeere, die in früher Periode die ſich bildende Erde überflutheten. Meiſtens ſind ſie völlig ausgeſtorben oder exiſtiren nur noch in winzigen Repräſentanten.

Zu letzteren gehören die gefälligen Formen der Trigonien, von ihrer dreieckigen Geſtalt ſo benannt. In den oſtindiſchen Meeren kömmt noch eine kleine lebende Art vor, alle aber, die das Geſtein uns aufbewahrte, ſind verſchwunden. Im Liasſchiefer findet ſich die ſchöne Trigonia navis — Nro. 1 unſerer Platte — jedoch nicht häufig. Ihre Form ähnelt, mit dem ſcharfen Klappenrand nach unten, einigermaßen einer Schiffsgeſtalt; die Seiten zieren knotige Rippen.

Nro. 2 heißt Trigonia costata. Ihr Dreieck zeigt ſich gedrungener; die Seiten haben ſcharfe Rippen, mit rundlicher Auskehlung dazwiſchen. Die Schloßſeite, von einem zierlich gekerbten Wulſt eingefaßt, bildet ein zugeſpitztes Oval, mit regelmäßig geſtellten Höckern beſetzt, und ward früher einem Lorbeerblatt verglichen. Sie wird im Eiſenrogenſtein gefunden.

Die Terebrateln ſind geologiſch ſehr wichtige Muſcheln. Sie kommen faſt in allen neptuniſchen, d. h. durch Waſſer gebildeten Geſteinen vor, und in jeder Schicht in eigenthümlicher, bezeichnender Geſtalt. Während ſie in älteren Formationen nur ſparſam auftreten, werden ſie in den neueren ſtets häufiger, bis ſie in der Kreide ganze Lagen bilden. Sie ſcheinen geſellig gelebt zu haben, denn wenn hier Tauſende eine Schicht erfüllen, ſo trifft man weiterhin oft keine einzige mehr. Dieſes uralte Schalthiergeſchlecht zählt über zweihundert Arten. Gar manche ſind ausgeſtorben oder weichen ſehr von denen ab, die wir aus den Tiefen unſerer Meere kennen. Sie lebten ſtets im hohen Meere und nie werden ſie an den Küſten geſehen. Die Lebenden werden niemals vom Meere ausgeworfen, und wir lernten nur ſolche kennen, die an andern, emporgezogenen Körpern feſt ſaßen; große, ausgebildete Exemplare blieben uns bis jetzt unbekannt.

Alle Terebrateln haben ein allgemeines, ſehr einfaches Erkennungszeichen: den mit runder Oeffnung durchbohrten Schnabel der Oberklappe. Die Klappen werden nie vereinzelt, ſondern auch im Tode durch ein ſehr feſtes Schloß an einander geheftet, gefunden. Unſere Tafel gibt Fig. 3 die Terebratula bullata aus dem Oolith, und Fig. 4 die ſchöne Terebratula trilobata des oberen Oxfordthones. Der Steinkern der Letzteren zeigt oft noch ein Syſtem zarter Gefäße — wahrſcheinlich Athmungswerkzeuge.

Nro. 5, Plagiostoma lineatum, kömmt im Muſchelkalk vor.

Die kegelförmigen Figuren der übrigen Zahlen ſind Belemniten, vom griechiſchen Belemnos, Wurfſpieß. Es iſt noch nicht lange, daß man dieſe Verſteinerungen als lapis lyncis, Luchsſteine, in den Apotheken verkaufte, und gegen Augenentzündungen, alte Geſchwüre u. dgl. anwandte. Das Volk nennt ſie Hexenfinger, Donnerkeile, Katzenſteine u. ſ. w., und ſtützt ſich bei dieſen Namen auf den Erdpech- (bituminoſen) Geruch, den ſie gerieben verbreiten, und verwechſelt ihn mit Schwefel.

Die äußere Belemnitenſcheide umſchließt einen gleichfalls kegelförmigen Kern, der aus mehreren konkav-konvexen Scheiben beſteht, die, wie ſtets ſich verkleinernde Uhrgläſer, auf einander paſſen. Er wird

Digitized by Google

der Alveolith genannt, und die ihn umſchließende Höhle: die Alveole.

In der jetzigen Welt exiſtirt das Geſchlecht der Belemniten, welches in der Vorwelt über hundert Arten zählte, nicht mehr, wenn nicht die unergründeten Tiefen des Ozeans uns vielleicht eine zwerghafte Spezies verbergen. Zu ihrer Zeit waren ſie in Unzahl vorhanden, wie einige Schichten, z. B. der Belemnitenmergel, beweiſen, die ganz von ihnen erfüllt ſind.

Wie das Thier, deſſen hornigen Stachel wir vor uns haben, eigentlich beſchaffen war, können wir nur vermuthen, nicht wiſſen. Wahrſcheinlich befeſtigte es ſich durch den Alveolithen an dieſe Art Anker, den es in Felsſpalten oder den Meeresboden einbohrte, und ſtreckte polypenartige Fangarme nach Beute aus. Im Tode, wie die Ammonitenbewohner, zu Gallert zerfließend, ward es vom ſich bildenden Geſtein eingeſogen. Daß der ganze Belemnit ein innerer Knochen, ähnlich den Schildern der Tintenfiſche geweſen ſei, iſt eine Hypotheſe, die jeden Halt entbehrt.

Abgebildet haben wir den Belemnites paxillosus ganz und bei 7 zerſpalten, um die Lage des Alveoliths und den innern Bau zu zeigen. Nro. 8 iſt Bel. canaliculatus aus dem braunen Jura.

Dr. Schmidt.

Der Kanton Appenzell und die Appenzeller Landsgemeinde.

Der nördlichſte Stock des ſchweizeriſchen Alpengebirges iſt der Säntis, iſolirt da ſtehend, wie ein gewaltiger Markſtein oder wie ein Flügelmann vor der langen Reihe der Alpenhörner. Stolz ſchaut er (7700 Fuß hoch) über den Bodenſee und das ſchwäbiſche Oberland hin, bis an die rauhe Alp, auf deren Vorſprüngen er überall geſehen wird, von Ulm bis an den Dreifaltigkeitsberg ob Spaichingen. Südlich begrüßt er ſeine Nachbaren, die Kette der ſieben Churfürſten, von denen ihn eine Gebirgsſenkung trennt, in welcher die Thur ihre Quellen hat; da liegt das Dorf Wildhaus, 3340 Fuß über dem Meere, der Geburtsort des Reformators Ulrich Zwingli. Südweſtlich lagern ſich einige Stunden weit die Nagelfluhberge des Toggenburg an, alle einige Tauſend Fuß niederer als die Kuppe des Säntis; nördlich ſenkt ſich der Kalkfelſenkamm des Gebirgs im Altenmann, der Bruderkuppe des Hohenſäntis, um höchſtens 20 Fuß, ſehr bedeutend aber im Kamor, denn die höchſte Spitze deſſelben, der Hohekaſten, erhebt ſich nur noch 5550 Fuß über das Mittelmeer. Dann verſchwindet der Alpenkalk und macht der Nagelfluhe und dem Sandſtein Platz, und damit hört auch die Kuppen- und Hörnerbildung auf, welche das Alpengebirge auszeichnet; das Gebirge verflacht ſich in ein tafelförmiges Hochland (Plateau), das da und dort in langgeſtreckte Rücken anſchwellt, von denen z. B. der Gäbris die Höhe von 3800 Fuß überſteigt. Dieſes Tafelland endet auf jeder Seite, gegen den Rhein, den Bodenſee und die Thur in einem ſcharfen Rande und fällt endlich gewöhnlich in zwei Stufen in die Thalfläche ab. Eine gerade Linie von der Säntisſpitze bis zum Bodenſee iſt nahezu ſechs Stunden lang, und die Abdachung beträgt in dieſer Richtung 6500 Fuß, die Höhe des Säntis zu 7700 Fuß, des Sees 1200 Fuß in runden Zahlen angenommen; eine Linie von Südoſt nach Nordweſt durch die größte Breite dieſer Gebirgsinſel gezogen, vom Kamor (5500 Fuß) bis Heriſau (2334 Fuß) mißt fünf Stunden, und die Senkung erreicht beinahe die Hälfte der obigen (3160 Fuß).

Wie raſch die Gebirgsplatte aus den Thalebenen anſteigt und wie ſcharfgezeichnet die Ränder ſind, ſollen einige vergleichende Höhenangaben anſchaulich machen. Gegen Weſten erhebt ſich das Amphitheater des Hochlands am wenigſten über die Thalflächen, die freilich ſelbſt ſchon beträchtlich hoch liegen; die Stadt St. Gallen z. B. liegt 2090 Fuß über dem Meere, aber die Egg bei Teufen, kaum eine halbe Stunde entfernt, ſteigt über 3100 Fuß, das Dorf Teufen in einer Einſenkung des Tafellands liegt 2508 Fuß hoch; eine Stunde nordöſtlich von St. Gallen hat Vögelisegg 2950 Fuß Erhebung und das Dorf Speicher 2796 F.; eine ſtarke Stunde ſüdlich von St. Gallen liegt Heriſau 2334 Fuß, und daneben die Roſenburg 2736 Fuß über dem Meere. Steiler noch iſt der Abfall gegen den Bodenſee; da liegen auf dem Höhenrande die Dörfer Wolfshalden 2166 Fuß, Hinden 2424 Fuß, Walzenhauſen 2036 Fuß, Wienachthalde 2248 Fuß über dem Meere, keines alſo unter 1300 Fuß über dem Spiegel des Bodenſees, der in gerader Linie kaum eine Stunde entfernt iſt. Freilich muß ein Fußgänger zwei volle Stunden rüſtig bergan ſteigen, bis er vom Seegeſtade aus eines dieſer Dörfer erreicht. Gleich ſteil iſt die öſtliche Abdachung gegen das Rheinthal; auch da liegen die Dörfer des Hochlandes wenigſtens 1000 Fuß über der Sohle des Rheinthals, das an dem Fuße des Gebirges hinzieht. Da ſtürzt der Kamor in jähen Felſenwänden ab; ſie ſind von einzelnen Stufen treppenartig durchbrochen; auf dieſen Abſätzen wurzeln Gebüſch und Bäume und bilden kleine Wälder, was ſich vom ebenen, ſonnigen Rheinthale ausgeſehen recht maleriſch ausnimmt. Da niſten Wald- und Singvögel ungeſtört in Menge; da iſt auch der ſichere Horſt ihrer Feinde, der ſchnellen Falken, denn auf dieſe Stufen läßt ſich nur ſelten ein Waghals hinunter, um einige Baumſtämme zu fällen, und ſelten iſt einer zu bewegen, die gefährliche Fahrt ein zweites Mal zu unternehmen. Mehr als einmal ſpringt der Kalkſtein des Gebirges weit unten im Thale in einzelnen Klippen empor, und einmal führt die Heerſtraße mehrere hundert Schritte durch den Spalt einer ſolchen ungeheueren Klippe; das iſt der Hirſchenſprung, deſſen Wände 40—60 Fuß zu beiden Seiten der Straße emporſtehen; vor einigen Jahren ſtürzten einige tauſend Centner zerklüfteten Geſteins herunter, was den Naturforſchern Gelegenheit gab, ihre Sammlungen mit merk-

Digitized by Google

würdigen Verſteinerungen zu bereichern. Den Namen Hirſchenſprung verdankt dieſer Felſendurchbruch der gleichen Sage, welche die Schwarzwälder von ihrem Hirſchenſprung im Höllenthale erzählen: ein gejagter Hirſch ſei nämlich in einem Sprunge über die Kluft weggeſetzt und habe ſich ſo der Verfolgung ſeiner erſtaunten Feinde entzogen.

Dieſes Hochland von der Säntiskuppe bis an den Rand der Hochfläche iſt der Kanton Appenzell; ihn umgibt St. Gallen rundum und das Gebiet dieſes Kantons ſteigt in der Regel über die Stufen der Abdachung bis zum Rande des Plateaus. Das ſechs Quadratmeilen große Ländchen der Appenzeller bildet demnach, ſo klein es iſt, ein geographiſches Ganzes, das amphitheatraliſch emporſteigt, in das der Wanderer nur berganſteigend gelangen kann, von welcher Seite her er es verſuchen mag. Jetzt führen ſchöne Kunſtſtraßen auf die Höhe, die vor kurzer Zeit beſchwerliche Hohlwege waren; vor Jahrhunderten wurden ſie durch Verhaue und rohe Schanzen, aus Felsſteinen und Baumſtämmen dammartig aufgeführt, geſchloſſen, und alle waren der Schauplatz blutiger Gefechte, in denen die Appenzeller ihre Feinde zurückſchlugen.

Ein ſolches Hochland hat begreiflich einen langen Winter, der in der Regel vom November bis Ende Mai dauert; wenn der Appenzeller im Hügellande des Thurgaus alles treiben und ſproſſen ſieht, wenn er den Bodenſee mit grünem Saume umwunden erblickt, deckt ſeine Heimath noch Schnee, der erſt der wärmeren Frühlingsſonne und dem Südwinde (Föhn, favonius) ganz weicht, auf dem Säntis aber der Sonne und dem Föhne Trotz bietet. Getreidebau wird eigentlich gar nicht getrieben, der Anbau beſchränkt ſich auf die Kartoffel und einige Gemüſe. Dafür hat es herrliche Wieſen und Waiden, deren ſaftiges Gras eine Menge der ſchönſten Kühe nährt, und wo an den Berg- und Felſenwänden noch Gras und Kraut wurzelt, da klettern Schafe und muthwillige Ziegen, letztere gewöhnlich das Eigenthum armer Leute, welche keine Kuh vermögen. Die Viehzucht iſt demnach ein Hauptnahrungszweig der Einwohner, beſonders im hinteren oder höheren Landestheile, am Säntis und Kamor, weniger im vorderen Lande, das außerordentlich ſtark bevölkert iſt.

Der ohnehin kleine Kanton iſt überdieß in zwei Staaten getheilt, Appenzell Inner-Rhoden und Appenzell Außer-Rhoden; Rhoden iſt mundartiſch für „Rotten," urſprünglich die militäriſche Eintheilung des Ländchens bezeichnend, daher es eigentlich die Inneren Rhoden und die Außeren Rhoden geſchrieben wird. Inner-Rhoden iſt etwas kleiner als Außer-Rhoden und beſchränkt ſich auf das eigentliche Gebirgsland; es iſt ein Hirtenländlein mit etwas mehr als 10,000 Einwohnern; Außer-Rhoden nimmt hauptſächlich das Plateau ein und zählt über 40,000 Einwohner, die hauptſächlich von dem Ertrage ihres Kunſtfleißes leben; Inner-Rhoden iſt arm, Außer-Rhoden aber reich. Vor 300 Jahren machten die beiden Rhoden nur eine Volksgemeinde aus, aber als zur Zeit der Reformation der eine Theil die neue Lehre annahm und der andere der alten treu blieb, hielten ſie es nicht mehr für möglich, gemeinſam zu haushalten. Sie gingen aus einander, aber im Frieden, ohne einander vorher bei den Haaren zu faſſen, und auch ſpäter nahmen ſie an den Religionskriegen in der Schweiz (1656 und 1712) keinen Antheil, ſondern blieben friedlich neben einander und ließen ihre uneinigen Bundesbrüder machen.

Es gibt nicht wohl einen lohnenderen Ausflug, als eine Fußparthie durch das Appenzell, denn in drei Tagen kann ein rüſtiger Fußgänger das Ländchen durchkreuzen, dann hat er eine Vorſchule für eine rechte Schweizerreiſe gemacht, die ihn gewiß nie gereuen wird, mag er Politiker, Geſchäftsmann, Geograph, Botaniker, Geognoſt u. ſ. w. ſein. Im katholiſchen Inner-Rhoden können wir noch in die ſtillen Hallen der Nonnenklöſter blicken, und aus einem andern tritt uns der ehrwürdige Kapuziner entgegen; in Gonten, im Weißbad und Gais treffen wir Badgäſte aus halb Europa und luſtiges, geſellſchaftliches Leben. Bei Bergwanderungen kehren wir in den Sennhütten ein, um uns zu erquicken; die Hütte iſt roh aus Balken und Steinen zuſammengefügt, die Fugen mit Moos verſtopft; Stühle zum Niederſitzen gibt es nicht, außer dem einfüßigen Melkſtühlchen, wir müſſen auf dem Boden Platz nehmen, wenn nicht ein Holzklotz aufzutreiben iſt. In der einen Ecke hängt der große Käſekeſſel über dem Feuer, deſſen Rauch zur Thüre hinauszieht oder durch Ritzen und Spalten Nebenwege ſucht. Auf der anderen Seite endet die Hütte in einem kleinen Stall, deſſen Bewohner ſich durch Grunzen kundgeben, auf der Decke des Stalls iſt Heu ausgebreitet, ein Paar grobe leinene Tücher oder Säcke verrathen bald ihre Beſtimmung, es iſt das Bett des Sennen. Dieſer holt aus einer Höhle, die im Hintergrunde der Hütte in den Berg gegraben iſt, Milch, Butter und Käſe, und ermahnt tapfer zu eſſen, denn beim Bergſteigen bekomme man Hunger, und daß er recht hat, das fühlen und beweiſen wir. Aber welcher Wohlgeſchmack dieſer Milch und Butter! Wer noch nie in den Bergen geweſen iſt, kann es gar nicht glauben, daß ſie ſo ganz anders ſchmecken, als die in den Ebenen. Da wachſen aber freilich andere Futterkräuter, als im Thale; betrachte einmal den Raſen der Alp (ſo nennt der Senne ſeine Bergwaide), wie dunkelgrün, wie dicht, unter dem Fußtritte anſchwellend, wie ein grünes Sammtpolſter; da ſieht man keine hochgeſchoſſenen dürren Halme, keine Diſteln und Herbſtzeitloſen, aber verſchiedene Arten von Klee, mit rother, gelber und weißer Blüthe; manches Blümlein ziert den Raſen, das auf der Ebene gar nicht vorkommt; da ſchwelgt der Botaniker im Genuſſe, ſeine Kapſel füllt ſich nur zu ſchnell, während ſeine Begleiter die Alpenröslein pflücken und ihre Hüte ſtaffiren, daß es eine Freude iſt, und unten im Weißbade ſtolziren ſie

Digitized by Google

damit und männiglich ſieht es: die kommen vom Berge herunter. Der Senne freilich verwundert ſich, wie ſich die Bergreiſenden geberden; er iſt vom Mai bis September auf dieſen Höhen, kommt vielleicht kein einziges Mal in ſein Dorf hinab, wird nur beſucht, wenn man den Käſe abholt oder wenn eines ſeiner Angehörigen ihm Brod oder irgend ein Werkzeug bringt. Seine Nahrung iſt Milch und magerer Käſe, oft wochenlang ohne Brod; zeigt aber ein Reiſender, der bei ihm einkehrt, Schinken, kalten Braten oder gar eine Weinflaſche, ſo ſieht man den ſonſt ſo genügſamen Mann vor Begierde zittern; ſo ſehr verlangt er nach jenen gaumenreizenden, pikanten Nahrungsmitteln, und gibt Käſe, Butter und Milch die Fülle für ſeinen Antheil. Die Kleidung des Sennen iſt ſo einfach als möglich; zwilchene Hoſen, die bis über die Knie reichen, und eine blaue Blouſe, hier Fulterhemd genannt; er geht barfuß oder auf hölzernen Sohlen; auf dem Kopfe ſitzt ein ſchwarzes ledernes Käppchen und eine kleine Pfeife läßt er ſelten aus dem Munde; ſchon die Buben rauchen, und ſollten ſie die Pfeife mit dürren Heublumen füllen müſſen. Bei den Sennen trifft man häufig große Männer von kräftigem Körperbau, in der Regel aber iſt der Appenzeller mehr unterſetzt gebaut, ſtark geſchultert, braun- oder blondhaarig; aus den grauen Augen, dem breiten Geſichte ſpricht Schalkheit und trotzige Derbheit. Er iſt ſtolz auf ſeine Heimath, auf ſeinen Beruf und ſelbſt auf ſeine Lebensweiſe, und der Fremde, der ihn meiſtern oder gar verſpotten will, wird mit einem Hagel von beißenden Witzen bombardirt und derb heimgeſchickt. Die Appenzeller ſind durch ihren Mutterwitz in der Schweiz ſprichwörtlich und ihre Luſtigkeit iſt nicht geringer; eine Geſellſchaft Appenzeller, beſonders innerrhodiſcher Hirten, macht mehr Lärmen, als zehnmal ſo viel Norddeutſche. Das heißt laut ſprechen und ſchnell ſprechen, und dazu geſchieht es in ſehr hohen Noten, mit einem eigenthümlichen hüpfenden Accente, ſo daß einzelne Worte faſt geſchleudert werden. Schauplätze ſolcher Luſt, wohl auch der Ausgelaſſenheit, ſind an ſchönen Sonntagen einzelne Punkte, die wegen ihrer herrlichen Fernſicht von dem Wanderer aufgeſucht werden. An ſolchen Punkten hat das kleine Land einen kaum glaublichen Reichthum, und von der Erhabenheit einer Ausſicht in das Gebirge der Alpen, in die tiefen Flußthäler, über den Bodenſee hin bis in die bläuliche Ferne des deutſchen Hügellandes, kann man ſich gar keine Vorſtellung machen; da reicht keine Beſchreibung zu, ſelbſt der Pinſel gibt nur ein ſchwaches Abbild dieſer Herrlichkeit.

Wir haben uns nur drei Tage Zeit genommen, und beſteigen deßwegen nicht alle Höhen, die man uns anpreiſt; wir machen von *Gais* einen Ausflug an den *Stoß*, einen Paß nach Altſtädten im Rheinthal; dort ſteht eine Kapelle, zu welcher alle Inner-Rhoder einmal im Jahre in feierlicher Prozeſſion wallfahrten, weil da ihre Väter am Fronleichnamstag 1405 die Feinde ſiegreich zurückſchlugen. Dem Fremden aber läßt die Ausſicht nur wenig Zeit zur Erinnerung an die alten Heldenthaten. Da ſchaut er hinab in das breite tiefe Rheinthal, durch welches er den Fluß wohl zehn Stunden raſchen Laufes daher ſtrömen ſieht. Zu beiden Seiten liegt ebenes, wohl angebautes Gelände, beſäet mit Dörfern und Städtlein. In gewaltigen Maſſen ſteigt das Gebirge des Vorarlberg und Tyrol empor, nicht allmälig, ſondern plötzlich, nur wenige Stunden von uns; man ſieht die Umriſſe des Gebirges ſo deutlich, die Fluhen, Felſen, Schnee und Eismaſſen liegen ſo klar da, daß man glaubt, man müßte eine Gemſe ſehen, wenn zufällig eine über Fels oder Eis hinwegſetzte. Und wie mannigfaltig iſt nicht die Beleuchtung dieſer Landſchaft; wie dunkel der Fichtenkranz, der die untere breite Seite der Berge gürtet, wie hell ſtrahlt Fels und Glätſcher im Sonnenlicht, wie zittert das von den Bergwänden des Rheinthals vielfach zurückgeworfene Licht über dem breiten Thale tief unter uns, wie ſchimmert der Strom in fernen Windungen!

Vom Weißbad machen wir einen Ausflug auf die *Ebenalp* und das *Wildkirchlein*, in zwei Stunden ſind wir dort. Die *Ebenalp* iſt eine Felsplatte mit ſchwacher Neigung gegen Norden; ſie iſt ſchön begrünt und reicher an Alpenpflanzen, als der *Rigi*; eine trichterförmige Vertiefung von 50 Fuß im Umfange, das *Wetterloch*, enthält das ganze Jahr durch Schnee und Eis. Die Ausſicht iſt herrlich; ſie erſtreckt ſich über den Bodenſee, die öſtliche Schweiz, zahlloſe Alpenfirſte und einen bedeutenden Theil des ſüdlichen Baden, Württemberg und Baiern. Durch eine Felshöhle, 100 Schritte lang, 60 Fuß breit mit einer Wölbung von 80 Fuß, von der kalkiges Waſſer tropft, gelangen wir zum *Wildkirchlein*. Dieſes iſt 168 Fuß über der Alp Bodmen, mitten an der Felſenwand, an welcher ein Fußſteig von Weſt nach Oſten über eine kleine Brücke führt, die über einem Abgrund ſchwebt. Das *Wildkirchlein* iſt eine natürliche Grotte im Kalkfelſen, in eine Kapelle umgewandelt; ein Glockenthürmchen iſt daneben angebracht worden und ein bärtiger Einſiedler verkündet mit hellem Glöcklein die Tageszeiten über die reizende Gebirgsöde. Er bewohnt eine kleine Hütte, und eine Felſengrotte dient als Keller, aus welchem er den Reiſenden Speiſe und Trank herbeiholt. Da ſitzen wir 4600 Fuß über dem Meere, an hoher Felſenwand, und betrachten mit Entzücken die reizende Gebirgswelt. Da möchte man Tage lang weilen, man ſcheidet ſchwer und der Eine und Andere ſchreibt wohl einen Vers in das Fremdenbuch; denn es ſtehen da gar viele eingeſchrieben, ſchlechte und gute.

Nun ſoll aber noch eine Bergfahrt unternommen werden; der *hohe Kaſten*, 5500 Fuß hoch, bietet eine herrliche Ausſicht, aber wir wollen auf den *Säntis*, und von einer Höhe von 7700 Fuß in die weite Welt hinausblicken. Wir brauchen ſechs Stunden und nehmen einen kundigen Führer mit. Gegen Abend brechen wir auf, ſteigen vier Stunden rüſtig bergan und übernachten in einer Sennhütte. Geſchlafen wird

Digitized by Google

nicht viel, ſondern wir unterhalten aus dürrem Tannenholz ein luſtiges Feuer, und mit dem erſten Tagesgrauen ſteigen wir wieder bergan, um die Gipſel vor Sonnenaufgang zu erreichen. Schon glühen die Alpenhörner des Tyrol in roſiger Pracht, immer weiter ſchreitet das purpurne Licht über die Berggipfel der gegen Süden und Südweſten liegenden Alpen, während der Fuß der Berge und die Thäler noch vom nächtlichen Grau umſchleiert ſind. Wir gelangen endlich auf den Gipſel und die Sonne kommt über die öſtlichen Berge, ihre Häupter mit Licht überfluthend; jetzt glänzen die Firſten ſilberhell; das Dunkel in der Tiefe verſchwindet und es liegt eine unermeßliche Weite vor uns ausgebreitet. Vorerſt feſſelt das Alpengebirge unſern Blick; von den ſteier'ſchen, ſalzburgiſchen und tyroler Alpen gleitet das Auge über die bündniſchen zu den glarniſchen und die von Uri bis zu den Rieſen des Berner Oberlands, eine Reihe von mehr als hundert Stunden! Wenn das Weltmeer Wogen von vielen tauſend Fuß Höhe aufthürmen würde und dieſe plötzlich überſtürzend und Flammen ähnlich anſteigend, gebrochen und gerundet im Augenblicke zu Eis erſtarrten, ſo möchte es einen ähnlichen Anblick gewähren; ein Schauer überſchleicht uns, wenn wir in dieſe zertrümmerte Welt hinblicken, das Anſchauen der Allmacht macht die Seele erbeben. Doch wenden wir das Auge auch nach anderen Richtungen; wir ſehen den tiefen Einſchnitt des Rheinthals bis Graubunden, das Thal der Ill, das wie eine dunkle Kluft aus dem Gebirge tritt, den Spiegel des Bodenſees, der die Breite eines Stroms zu haben ſcheint. Ueber die oberſchwäbiſche Hochebene von Württemberg und Baiern ſehen wir bis an die Alp und die Donau, und weſtlich bis an die Berge des Schwarzwalds und das berniſche Jura, und ſüdlich erblicken wir noch etwas vom See bei Zürich. Aber wie klein erſcheinen nicht Städte und Dörfer? es koſtet Mühe, die ferneren mit dem Tubus zu erkennen, und doch können wir nicht anders, wir müſſen uns von dieſer hohen Warte aus in Deutſchland umſchauen. So vergehen Stunden, wie Augenblicke, wir haben uns nicht ſatt geſehen, aber die Luft iſt empfindlich kalt, es bilden ſich Wolkenſchichten um den Gipſel und der Führer prophezeit Gewitter und Sturm, die oft in dieſer Höhe toben, während in dem Thale unten kaum ein leichter Regen fällt. Raſch geht es abwärts, munter ſchreiten wir über das Schneefeld und den Glätſcher, den nördlichſten der ganzen Alpenkette; es freut uns, wenn wir ſcheue Gemſen fliehen ſehen, denn dieſe ſchönen Thiere ſind wieder zahlreich am Säntis, ſeitdem eine Kolonie derſelben hergewandert iſt, welche durch das Geſetz vor dem Jäger geſchützt wurde, der die ganze Gattung ausgerottet hatte. Wir gelangen wieder hinunter in die Dörfer; unſere Seele iſt von einem mächtigen Gefühle ergriffen, das dem ähnlich iſt, welches wir empfinden, wenn wir Augenzeugen einer großen Begebenheit geweſen ſind.

Inner-Rhoden verlaſſend wandern wir nach Außer-Rhoden; da iſt die Bevölkerung ſo dicht, wie in wenigen Gegenden Europa's, denn es kommen über 10,000 Seelen auf die Geviertmeile, und der Reiſende, welcher gewohnt iſt, in den Berggegenden hölzerne Häuſer mit armen Bewohnern zu treffen, erſtaunt über die herrlichen Dörfer, durch welche ihn ſein Weg führt; denn in Heriſau, Trogen, Teufen, Speicher, Bühler, Heiden u. ſ. w. ſind Häuſer, welche der Hauptſtraße einer Reſidenz wohl anſtänden. Tauſende von Häuſern liegen wie herumgeſät an Berg und Bühel, auf Anhöhen und Gründen, was man vom Bodenſee aus mit Verwunderung erblickt, wenn man etwa von Konſtanz nach Friedrichshafen fährt. Alle Häuſer, auch die kleinſten, ſind zierlich gebaut, „von vielen Fenſtern wohnlich glänzend,“ beſonders auf der Mittagsſeite; das Dach iſt nie ſo hoch, als man es im benachbarten Schwaben findet, die Thüre groß, mit ſchöner Schwelle, meſſingener Klinke und mit Oelfarbe angeſtrichen; ein gewöhnlich mattgrün angeſtrichener Schindelſchirm ſchützt gegen den ſcharfen Wind und die Näſſe, wenn Oſt und Nordweſt Schnee und kalten Regen gegen die Wohnung ſchlagen. Faſt vor jedem Hauſe iſt ein laufender Brunnen von klarem, kühlen Bergwaſſer, denn das ganze Ländchen iſt außerordentlich quellenreich. Auch im Innern ſind alle Häuſer ſauber und zierlich, die Stuben ausgetäfert, die Geſchirre blank. Und doch ſind viele dieſer netten Häuſer und Hütten aus Holz gebaut, wie man das in vielen Gebirgsgegenden trifft; dort ſind ſie aber häufig rauchig und rußig, in Außer-Rhoden ſchmuck, ich möchte faſt ſagen, ſo hübſch wie ein angemalter Vogelkäfig. Freilich flammen dieſe hölzernen Häuſer bei Brandunglück wie Fackeln auf und ſind ſelten mehr zu löſchen. Auch die Menſchen ſind reinlich und ſauber angezogen, und der Mann, der vielleicht eine Kuh am Horn über die Gaſſe führt, läßt einen ſchneeweißen Hemdärmel ſehen. Die Nahrung der Außer-Rhoder würde einem deutſchen Bauern ſchwerlich zuſagen; das Frühſtück iſt faſt in jedem Hauſe Kaffee und geröſtete Kartoffeln, bei Vermöglicheren kommt dazu noch Butter oder Käſe; das Mittagsmahl bietet in guten Zeiten Fleiſch oder Mehlſpeiſe, Obſtmoſt oder auch Wein darf dabei nicht fehlen, am Abend kommt aber wieder Kaffee mit Kartoffeln, und in armen Häuſern, oder wenn der Verdienſt ſtockt, hat man Tag aus Tag ein Kaffee mit Kartoffeln. Die Bäcker liefern ein ſchneeweißes Brod, denn die Appenzeller eſſen kein Roggen- oder gar Gerſten- und Haberbrod, und der ſchwäbiſche Bauer, der das Korn gebaut hat, würde es bewundern, aber ſchwerlich in die Länge ſeinem Schwarzbrod vorziehen, weil es etwas trocken und fade ſchmeckt, wenn man an Roggenbrod gewöhnt iſt.

Die Nettigkeit der Häuſer, dieſe muſterhafte Reinlichkeit, wohl auch die Lebensweiſe erklärt ſich aus dem Umſtande, daß die Außer-Rhoder größtentheils von ihrem Kunſtfleiße leben; von 40,000 Einwohnern beſchäftigen ſich wenigſtens 21,000 mit der Fabrikation, wenigſtens 10,000 mit der Muſſelinweberei. Man webt

Muſſeline in glatten Stücken zu Vorhängen und Halstüchern, verziert ſie mit mannigfaltigen Stickereien aus weißer Baumwolle zu Chemiſetten, Hauben, Röcken oder ausgefärbter Baumwolle zu Schürzen, Turbanen, Tapeten, Chorhemden, Manſchetten, Bettdecken, Tauftüchern, Shawls, Schleiern und Flor. Zu ähnlichen Stoffen wird die Stickerei auch gehöhlt, feſtonirt oder mit dem Plattſtich verbunden. Außer Muſſelinen webt man auch Baumwollengaze, Perkale, Tüll, Kattun, Naſtücher, Kölſch und Barchent. Es gibt Fabrikanten, die einige Hundert Weber und 5000 auswärtige Stickerinnen beſchäftigen. Die beſten Stickerinnen ſind in Inner-Rhoden und ſie verdienen jährlich von den Fabrikanten Außer-Rhodens eine Summe, die zu 30,000 fl. berechnet wird; da kann man kunſtreiche Finger ſehen, die auf dem weißen Grunde Blumen entfalten, welche an Farbenſchönheit und zarten Umriſſen ihren lieblichen Schweſtern auf Anger und Au nichts nachzugeben ſcheinen. Man trifft aber in Außer-Rhoden nicht blos große Fabriken, ſondern es wird hauptſächlich familienweiſe gearbeitet, daher in jedem Hauſe ein Webkeller, Webgaden, iſt. Mancher kauft Baumwollengeſpinnſt, verarbeitet es und trägt es dann wohl auf dem Rücken zu dem Kaufherren, beſondees nach St. Gallen, und verwerthet es, ſo gut er kann, und mancher hat ſo angefangen, der jetzt Hunderttauſende vermag. Die Arbeiten der Appenzeller gehen in die ganze Welt, beſonders aber „über's Meer," wie die Stickerinnen ſagen, wenn man ſie fragt; wer denn die Muſſeline kaufe, und welches Geld dadurch in das Land kommt, mag man daraus abnehmen, daß der Lohn der Fabrikarbeiter in einem mittelmäßig guten Jahre auf 1,700,000 fl. berechnet wird.

Ich habe die ſchmucken Häuſer mit einem Vogelkäfige verglichen, an Geſangluſt ſind dann wenigſtens die Bewohner einander gleich. Da jodelt der Hirte, wie es freilich überall iſt, wo Matten grünen, aber man trifft wohl nirgends auf der Welt ſo viele Dörfer, wo man einen ſo ſchönen vierſtimmigen Geſang hört, und man kann Außer-Rhoden ohne Uebertreibung ein Sängerland nennen, daher ſind auch ſeine Chöre bei allen Geſangfeſten in Schwaben und der Schweiz, in Lindau und Ravensburg, in St. Gallen und Zürich willkommen, und bei Wettgeſängen tragen ſie ſicherlich einen Preis davon. Es gibt viele Familien, wo nach vollbrachter Tagesarbeit Abends Mann und Weib, Söhne und Töchter zuſammenſitzen und ſich den Reſt des Tages mit Geſang erheitern.

Das Hauptfeſt iſt aber die Landsgemeinde, die jährlich regelmäßig einmal abwechſelnd in Hundwyl oder Trogen im Frühjahre abgehalten wird. Eine ſolche Landsgemeinde iſt für den Fremden ſehr anziehend und wäre in Frankreich, England oder Amerika ein Außer-Rhoden, ſo würde man in Deutſchland viel mehr darüber leſen. Ich verſuche es nach eigener Anſchauung eine ſolche Landsgemeinde, wie ſie in Trogen abgehalten wurde, zu ſchildern; denn die in Inner-Rhoden ſind in der Regel weniger intereſſant. Schon am Samstagabend, denn es wird immer am Sonntag landsgemeindet, finden ſich die fernerwohnenden Appenzeller in Trogen, Speicher und den umliegenden Ortſchaften ein, wo ſie bei Gaſtfreunden wohnen oder die Wirthshäuſer füllen; da und dort läßt einer einen tüchtigen Jodler los, zwiſchendrein knallen Schüſſe und die Buben laſſen Fröſche ſpringen oder Petermännchen ſprühen. Die ernſteren Männer aber ſitzen beim Glaſe Wein beiſammen und beſprechen dieß und das, die Fabrikation, den Verdienſt und vor allem die Landsgemeinde. Jeder hat das gedruckte Memoriale in der Hand, in welchem der Landrath die Geſetzesvorſchläge, welche in der Landsgemeinde zur Entſcheidung kommen ſollen, vier Wochen vorher öffentlich vorgelegt hat. Man ſpricht beſcheiden, wie es ehrbaren Männern geziemt, deren Stolz ihre Landsgemeinde iſt, und wenn der Fremde Auskunft über dieſen oder jenen Artikel des Memoriale erbittet, ſo wird ſie bereitwillig und anſtändig ertheilt; nur hüte man ſich, die Landsgemeinde ſo von oben herunter oder gar ſpöttiſch zu behandeln, in dieſem Falle thut Einer gut, den Platz ſo ſchnell und ſtill als möglich zu räumen. Hat man ſo dem Geſpräche der einen oder anderen Geſellſchaft aufmerkſam zugehört, ſo kann man den Geſetzesvorſchlägen ihr Schickſal ziemlich ſicher vorausſagen, denn es iſt keine Rede davon, daß alle angenommen werden. Der Appenzeller will nicht gern etwas Neues und iſt gegen die „Herren," beſonders gegen die Studirten, mißtrauiſch; er fürchtet nämlich, daß am Ende ſo viele Geſetze gemacht würden, daß der gemeine Mann gar nicht mehr daraus klug werde und alle Einſicht darin verliere, ſo daß die Beamten am Ende thun könnten, was ihnen gefiele. So z. B. wird in Appenzell kein Advokat geduldet, weil ſie ihnen nur Verwirrung in Recht und Gericht zutrauen; ſo hat die Landsgemeinde ein Schulgeſetz für den Staat verworfen, und es bleibt alſo der Gemeinde überlaſſen, ihr Schulweſen einzurichten, wie ſie will. So konnte es der Landrath nicht duechſetzen, daß Bürger, die 300 fl. Grundbeſitz haben, vom Staate auch nur mit einer geringen Steuer belegt werden; die Männer meinen, mancher Fabrikarbeiter ſtehe durch ſeinen täglichen Verdienſt beſſer, als ſo ein armer Grundbeſitzer, und da jener nicht beſteuert werden könne, ſo dürfe es auch dieſer nicht werden. — Endlich wird es Sonntag Mittag, von allen Seiten ziehen jauchzende Truppen heran; jeder iſt mit einem Seitengewehr verſehen; der hat einen Infanterieſäbel, jener einen Galanteriedegen, ein anderer einen Hirſchfänger u. ſ. w., und wenn es ſchön Wetter iſt, ſo wird die Waffe über die rechte Schulter gelegt und daran Jacke oder Rock getragen. Endlich iſt Alles auf dem ſchönen, großen Platze in Trogen verſammelt, wohl 8—10,000 Männer, vom 18jährigen Jüngling bis zum Greiſe. Im Vordergrunde ſteht eine Bühne, und auf ihr der Landammann in ſchwarzem Frack, einen aufgeſchlagenen dreieckigen Hut auf dem Haupte, den Degen an der

Digitized by Google

Seite, neben ihm ſteht der *Landſchreiber* und der *Landweibel*, dieſer im ſchwarz-weißen Wappenrocke, kurzen ſchwarzen Hoſen und weißen Strümpfen; auf einer anderen Bühne ſeitwärts haben die anderen Landesobrigkeiten Platz genommen. Der *Landammann* eröffnet mit einer kurzen Rede die Landsgemeinde und die Geſchäfte nehmen ihren Anfang. Zuerſt wird der neue, regierende Landammann gewählt und auf die Bühne geführt; zwei Pfeifer und zwei Hellebardire begleiten ihn; jene ſpielen einen alten Marſch auf ihren Pfeifen, die mit ſilbernen Denkmünzen behangen ſind, ein Geſchenk des jeweiligen Landammanns. Dieſe machen langſam voranſchreitend durch die Menge Platz. Eine gleiche Ehre widerfährt jedem Landrathe, der auf die Bühne gerufen wird. Endlich werden die Geſetzesvorſchläge des Memoriale Paragraph nach Paragraph vorgenommen; der Landweibel, das Sprachrohr des Landammanns, ruft: *Wem's wohlgefällt, daß* — — (jetzt wird der Paragraph wörtlich wiederholt) — *der hebe die Hand auf!* Augenblicklich fliegen die rechten Hände in die Höhe, faſt alle glaube ich, der ich aus einem Fenſter über die Gemeinde hinſchaue. Das ſind aber zarte, kleine, weiße Hände, denen man es gut anſieht, daß ſie nur das Webſchifflein oder den Baumwollenfaden handhaben; kämen da deutſche Bauernhände zufällig darunter, ſo würden ſie ſich ausnehmen, wie aus knorrigen Eichenbrettern geſchnitten. Doch es iſt ſeit dem erſten „*Mehr*“ (ſo heißt die Abſtimmung durch die erhobene Rechte) kaum eine Minute vergangen, und nach bedächtlicher Umſchau ertönt es wieder von der Bühne herab: *Wem's aber* **nicht** *ſo g'fällt, ſondern wem's beſſer g'fällt, daß* — — —, *der hebe die Hand auf!* und zu meinem Erſtaunen erheben ſich mehr Hände, als das erſtemal, und der Vorſchlag iſt verworfen. Sind über einen und denſelben Gegenſtand mehrere Anträge vorgelegt, ſo wird einer nach dem andern in's Mehr genommen, was gewöhnlich lange dauert und oft damit endet, daß alle verworfen werden. Auch dem geübteſten Auge wird es oft ſchwer, zu entſcheiden, für welchen Antrag das Mehr ergangen ſei; dann ruft der Landammann zwei von dem Landrathe auf die Bühne und läßt noch einmal *abmehren*. Getrauen ſich auch dieſe nicht, zu entſcheiden, welches Mehr das zahlreichere geweſen, ſo werden noch mehrere gerufen und die Hände müſſen längere Zeit in der Höhe bleiben, und am Ende müßte, wenn das Mehr nicht entſchieden würde, die Landsgemeinde in zwei Parteien aus einander treten, daß Mann für Mann abgezählt würde, was im Appenzellerlande noch nie, wohl aber vor einigen Jahren in Schwyz vorgekommen iſt. Da kann freilich der Eine und Andere einwenden, daß die Herren auf der Bühne das Mehr, welches ihnen anſteht, als das überwiegende erklären können; denn Wer will ſie beaufſichtigen? Dem wäre ſo, wenn die Männer auf der Bühne nicht einen Eid abgelegt hätten, nach Gewiſſen und guten Treuen zu ſprechen; wenn einmal das Volk kein ſolches Vertrauen mehr in ſeine beeidigten Vorſteher ſetzen dürfte, ſo könnte auch keine Landsgemeinde mehr abgehalten werden, ohne daß es zu Streit und Blutvergießen käme, wie es auch in der Revolutionszeit 1798, ſonſt aber nie, geſchehen iſt. Nur ſo lange die Appenzeller brav bleiben, können ſie landsgemeinden und in ihrer Weiſe fortwalten; fangen ſie aber einmal das Revolutioniren an, dann iſt es auch mit ihren Einrichtungen vorbei.

Zuletzt werden noch die andern Landesobrigkeiten aus den vorgeſchlagenen Männern gewählt, und am Ende wird allen Anweſenden ein feierlicher Eid abgenommen; ſie heben die Schwurfinger in die Höhe und geloben bei Gott, die Geſetze und Satzungen ihres Landes zu halten. Dann geht Alles auseinander, die angenommenen Geſetzesvorſchläge bilden nun einen Theil des Landbuches, und geraume Zeit nachher noch iſt die letzte Landsgemeinde ein Gegenſtand des Geſpräches der Männer.

Bumüller.

Die Waſſerkur.

Man brauchte Luſt- und Goldtinktur,
Die Waſſer- und die Hungerkur:
Und — älter ward man nicht!
Schmidt.

Die Leiden des Körpers ſind ſo mannigfach, ſo quälend, und machen ſo wenig Unterſchied zwiſchen Hoch und Niedrig, Arm und Reich, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn die geſammte Menſchheit alle Kraft aufbietet, ſie ſich vom Halſe zu halten. Auch macht die ſehr ehrenwerthe Zunft hochgelehrter Doktoren ſammt dem entſetzlichen Geſchützpark von Büchſen und Mörſern der Apotheke, die ſie richten, ſolche Anſtalten, daß man erſtaunt, wie es nur möglich iſt, krank zu werden; zumal, da wir in einer ſo glücklichen Zeit leben, daß es durchaus nicht an derlei Herren mangelt.

Die Vorſehung jedoch wendet oft Körperſchmerz zu unſerer geiſtigen Vervollkommnung an und kreuzt in Bezug auf Tod und Leben häufig ſo augenfällig alle Anſichten der Kunſt, daß wir leicht, trotz allem Selbſtdünkel, einſehen lernen: mit unſerer Macht ſey's nicht gethan.

Die engen Schranken, die eine höhere Weisheit auf der einen Seite ſetzte, wiſſenſchaftliches Streben, und der Jammer der Leidenden auf der anderen dagegen, mußte nothwendig eine Menge divergirender Wege einſchlagen laſſen, die, wenn ſie auch ſtets von der geraden Mittellinie menſchlich abweichen, und ſich unter einander oft kreuzten, ja nicht ſelten gerade entgegenſtrebten, doch das gemeinſchaftlich Aehnliche haben, daß ſie, auch die wirklich Abſurden, ſtets der eigentlichen Wiſſenſchaft fördernd waren.

Es würde vielleicht Beluſtigung machen, wollten wir einige der ſchrofferen Beiſpiele hier anführen: doch

Digitized by Google

vermeiden wir es billig, wenn wir der guten Abſicht der Ausbecker ſolcher gelehrten Mondkälber gedenken; auch wiſſen wir ja nicht, wie eine zukünftige Zeit mit uns umſpringen wird, da wir uns nicht verhehlen mögen, daß wir der faulen Flecke nicht wenig haben? — Wir haben das Brown'ſche Syſtem, welches nur Krankheiten aus Schwäche oder Erregung zugab, entſtehen und — verſchwinden geſehen, nicht ohne manches über die Entzündungen dabei gelernt zu haben. Brouſſais blutige Lehre zeigte uns, wie viel ein Menſch Blutegel bis zum Sterben, ertragen kann, und lehrte die Kunſt, dieſe nützlichen Thiere in eigenen Behältern im Großen zu ziehen. Die eigentliche Homöopathie mit ihren Mikroſkopgaben, brachte uns von den einreißenden Gewaltkuren und forcirten Doſen zurück. Jetzt poſaunen überall die waſſerheilkundigen Tritonen! —

Ein einfacher ſchleſiſcher Landmann, Vinzenz Prießnitz, kurirt beinahe jedes Uebel mit bloßem kaltem Waſſer, welches er, auf tauſendfache Weiſe modifizirt, nicht ohne tiefen praktiſchen Blick, anwendet. Er begann ſeine Kuren mit ſeiner Kuh, und dirigirt jetzt eine großartige Heilanſtalt mit mehreren Filialen. Das kalte Waſſer wird in allgemeinen und örtlichen Sitz- und Sturzbädern angewandt, der Kranke trinkt es, wird damit klyſtirt und ſchwitzt, in naſſe Tücher und Decken, wie ein Wickelkind eingepackt, wie ein Magiſter.

Es kann hier nicht die Abſicht ſein, in's Einzelne zu gehen, welches Meiſter Prießnitz, wie geſagt, jedem einzelnen Falle anzupaſſen weiß: wir ſprechen von der Kurmethode.

Sie iſt häufig angefochten, wie jedes Neue und Aufſehenerregende. Manche frugen bornirt genug, woher der Mann denn ſein Wiſſen haben ſolle, da er, wie bekannt, keine Bildungs- und Lehranſtalt beſucht? Man läßt ſie, die an keinen Genius glauben, weil er ihnen fern blieb, am beſten ohne Antwort. — Prießnitz's Wirken und ſein langer Kampf mit den dortigen Fakultäten läßt mit Sicherheit vermuthen, daß er Anthropologie, Phyſiologie und Anatomie gründlich eigen hat. Ob er von Oertel, dem erſten, ansbacher Waſſerarzt, auf- und angenommen, mögte gleichfalls ſehr gleichgültig ſein.

Die auffallenden Erfolge Prießnitz's, ſein Sieg über die polizeilichen Inſtitutionen durch die höchſte freiſinnige Erlaubniß, ſeine Heilanſtalt fortzuſetzen, rief eine Menge Kranker zu ihm, ſo, daß der Andrang für ſeine Oertlichkeiten zu groß ward. Nun entſtanden ſehr ſchnell eine Menge Waſſerheilanſtalten, deren manche an den Säbel Skanderbeg's erinnern, mit dem er einem Ochſen auf einen Streich den Kopf abhieb. Sultan Amnrath konnte es nicht, und glaubte, es ſei nicht der rechte Säbel, während der rechte Arm fehlte. Auch muthet man dem Säbel jetzt Alles, und offenbar zu viel zu.

Die Waſſerkur iſt ganz gewiß bei entſprechenden Krankheitsformen, deren es nicht wenige gibt, und gehörig anpaſſender Anwendung, von der wohlthätigſten Wirkung, aber Alles kann ſie nicht leiſten, was man von ihr rühmt und hofft, und muß zuweilen offenbar entſchieden ſchaden.

Gegen das Heer der rheumatiſchen und arthritiſchen Uebel muß ſie, gehörig modifizirt und **NB. NB.** wenn der Patient noch bei erforderlichen Kräften und Jahren iſt, von der ſegnendſten Wirkung ſein.

Alle verhockten Kanzleiübel unſerer bureaukratiſchen Zeit haben, vorzüglich bei der eingeführten Diät, ſichere Hilfe dort zu erwarten.

Uebel von fehlerhafter Säftemiſchung herrührend, werden nur zum Theil gehoben werden können; noch böſer ſtellt ſich die Vorherſage bei Krankheiten, denen ein zurückgetretener Ausſchlag zu Grunde liegt.

Nervenkranke unterwerfen ſich nur riskirend einer Kaltwaſſerkur. Bei Zehrübeln iſt ſie geradezu verderblich.

Von den blödſinnigen Mißbräuchen, die die vernünftige Sache hervorrief, vom eimerweiſen, thieriſchen Waſſerſaufen, bis Magen und Geweide verwäſſert geradezu revoltiren u. ſ. w. zu reden, hieße ihnen zu viel Ehre erweiſen.

Prießnitz, und nach ihm Andere, haben das kalte Waſſer in Begießungen und naſſen Einwickelungen auch bei Nervenfieber u. ſ. w. angewandt. James Currey, Harter und andere anerkannte Aerzte haben das erſtere ſchon viel früher gethan, aber ſtets für ein letztes, höchſt gewagtes Mittel erklärt. Daß Prießnitz's Fall — bei ſeinem eigenen Kinde — gelang, beweiſt viel väterlichen Muth, ſonſt aber nichts, denn Proben in Spitälern angeſtellt, ſind total mißlungen. Zu den vierzehn Tage, Tag und Nacht fortgeſetzten naßkalten ſogenannten Einpackungen gehören, mindeſtens geſagt, ſehr geduldige Patienten, die nicht häufig in der Privatpraxis vorkommen.

Dr. Müller.

Der Taback.

(Taf. 16.)

Amerika hat ſich durch mehrere Pflanzen, deren Vaterland es iſt, Rechte auf unſere volle Dankbarkeit erworben; wir nennen nur die Kartoffel, den zwar urſprünglich dort nicht heimiſchen Kaffee und den Taback. Den Kaffee duldet unſer Klima nicht, ſonſt würden wir ihn, wie die Kartoffel, überall gebaut ſehen. Auch der Taback will nicht recht fortkommen, und der Nürnberger und Ukermärker kann, trotz aller Beizen, keine Havannazigarren geben. Doch darf man dreiſt behaupten, daß wir keine dieſer drei Gaben mehr zu entbehren im Stande wären. Einer der geiſtvollſten Männer behauptete, darin das Walten einer höheren Weisheit zu erkennen: daß neben der unentbehrlichen,

Digitized by Google

1844.

reizloſen Nahrung der Kartoffel zugleich der Boden für das eben ſo allgemeine Reizmittel des Kaffees gegeben ſei.

Und wer möchte jetzt noch den Taback entbehrlich nennen? Der gemeinſte Taglöhner würde ſeinen „rothen Reiter“ ſo lebhaft vertheidigen, wie der Dandy ſeine Javazigarren, der Türke würde ſeinen Tſchibeuk, der Matroſe ſein Primchen zu ſchützen wiſſen, die junge Elegante würde ihr parfümirtes Cigarretto, die gräuliche alte Hexe am Nordſeegeſtade ihren kurzen Thonſtummel um keinen Preis miſſen wollen. Der Maurer, der ſo viel Zeit gebraucht, eine Priſe „Rothen“ zu nehmen, wie der Schauſpieler zu einer Flaſche Champagner, der Schulmeiſter Jean Pauls, der ſchnupfte um zu nieſen, und ſeine Kinder „helf Gott, Herr Schulmeiſter!“ rufen zu hören, der Diplomat, dem die Priſe Spaniol eine Verlegenheit bemäntelt — Alle, alle würden über ihn herfallen.

Der Taback gehört, wie die Kartoffel, zu den Täublingen, oder Solaneen Juſſieus zu der fünften Klaſſe erſten Ordnung, Pentandria monogynia Linné's. Sein Vaterland iſt das wärmere Amerika, er wird indeß in der Rheinpfalz, der Mark, um Nürnberg, in Ungarn und Italien angebaut, wo er indeß ſtets nur geringere Qualität erreicht. Aus Südamerika ſind Varinas, Cumana, Orenoko, Valenzia, Agoſtura, Macaraibo die beſſeren Sorten, die in Rollen geſponnen, oder in Körben von geſpaltenem Rohr (canastra) zu uns kommen. In Weſtindien liefern Havanna auf Cuba, Portoriko, Tabago, wo man ihn zuerſt fand, und woher er ſeinen Namen hat, Domingo und Curaſſao, ſehr beliebten Taback; Nordamerika baut in Virginien, Louiſiana, Maryland ꝛc.

Der Taback verlangt lockeren, gut gedüngten Boden. Die jungen Pflanzen werden in Miſtbeeten gezogen und im Mai, wenn keine Nachtfröſte mehr zu fürchten ſind, 2—3 Fuß weit im Quinkunx geſetzt. Die unteren gelb werdenden Blätter, Seitenſchoſſe und Blüthenknoſpen werden ausgebrochen, damit die Pflanze alle Kraft auf große, ſaftige Blätter zu wenden vermag. Zu Ende Juli beginnt das eigentliche Abblatten der reifen Blätter, die man an gelben Flecken erkennt. Die ſtärkſten Rippen werden herausgebrochen und die Blätter an ſchattigen Orten zum Schwitzen in kleine Haufen geſetzt, wobei ſie braun werden. So kauft ſie an Schnüre gereiht der Fabrikant, der ſie ſortirt, und zu Rauchtaback oder Schnupftaback beſtimmt. Sie werden nun durch verſchiedene Beizen oder Saucen milder oder ſchärfer bereitet, die feiteſten Blätter in, nach den Enden zugeſpitzte Pakete gerollt und mit Bindfaden umwickelt als Carotten in den Handel gebracht. Die andern werden entweder zu Rollen geſponnen, gleich als Taback geſchnitten, oder zu Zigarren verarbeitet. Der Schnupftaback wird auf eigenen Maſchinen rappirt oder zerrieben.

Die hübſche Form der Tabackspflanze zeigt unſer Kupfer. Sein Genuß erregt beim Menſchen ſchon in geringer Gabe eine eigenthümliche Berauſchung, Bangigkeit, Erbrechen und bis zur Sinnloſigkeit ſich ſteigernde Dumpfheit, indeß Schafe und Ziegen ihn ohne Nachtheil und ſehr gern freſſen. Seine Wirkung liegt im Nicotin, oder dem Tabackskampher, der die ausgeführten Erſcheinungen im höchſten Grad erregt. Nichtsdeſtoweniger iſt der Taback in der Heilkunde in vielen Fällen, z. B. bei Scheintodt durch Erſtickung, vom größten Nutzen.

Die Indianer rollten bei der Ankunft der Europäer ein Tabacksblatt zuſammen und zündeten die extemporirte Zigarre an, um die Mosquiten zu vertreiben. Die Fremden fanden das aromatiſche Mittel ſammt dem nachfolgenden leichten Rauſch nicht unangenehm, und brachten die neue Mode heim. Jean Nicot, Geſandter des Königs Heinrich IV. von Frankreich, nahm ſolche Blätter mit nach Paris und ſchenkte der Königin Marie von Medizis eine Büchſe, mit dem nieſenmachenden Pulver derſelben, welches bald als poudre à la reine Eingang fand. Die Regierungen ſahen mit Schrecken das neue Rauſchmittel mehr und mehr Liebhaber gewinnen. Jakob I. von England ließ Raucher und Schnupfer vom gemeinen Volk erbärmlich prügeln, Edle barfuß, mit geſchornem Bart aus London verweiſen; Pabſt Urban VIII. drohte mit Bann und Interdict; in Deutſchland donnerte man von allen Kanzeln dagegen, und Rußlands Czaar ließ den Ertappten gar Naſe und Ohren ſtutzen — vergeblich! Die edle herba Nicotiana, wie ſie nach ihrem Verbreiter genannt ward, faßte unaufhaltbar mehr und mehr feſten Fuß! — Bald hörten auch die Verfolgungen auf — der Student qualmte aus koloſſalem Maſerkopf, die zierliche Dame ſchnupfte aus porzellanenem Döschen. Will auch die haute Volée empfindſamer Blauſtrümpfe den Taback zum Mob verweiſen, ſo ſehen wir dagegen rüſtige Fräulein ſelbſt die Zigarren anzünden — Eins ſo albern, wie das Andre.

Müller.

Joſeph Haydn.

(Geboren am 31. März 1732 in dem Dorfe Rohrau, geſtorben den 31. Mai 1809 zu Wien.)

Wenn du, lieber Leſer, nach einem recht langen, verdrießlichen Winter in einen ſchönen Garten trittſt, wo der wiederkehrende Frühling tauſend junge Blumen hervorlockt, wo Alles grünt und duftet, wenn hoch über dir die Lerchen trillern, um dich her die Bienen ſummen und die Schmetterlinge von Blume zu Blume gaukeln, wenn du dich dann in das Paradies verſetzt glaubſt und wie neugeboren fühlſt, ſo wirſt du vielleicht unwillkürlich an Haydn, den Vater der deutſchen Muſik, erinnert, und an den lieblichen Frühlingshauch, der durch alle ſeine Werke weht. Hörteſt du noch nie die „Schöpfung“ oder die „Jahreszeiten“ dieſes großen Meiſters, ſo verſäume die Gelegenheit nicht, wo ſie ſich dir bietet; oder ſpielſt du ſelbſt Klavier, ſo denke nicht an Tänze von Strauß

Digitized by Google

und Lanner und all' den neuern Modekram, ſondern wenn du dir einen wahren, tiefen Genuß verſchaffen willſt, der dich wunderbar aufheitert, dich rührt, dich erhebt, ja dich ſogar zu einem beſſern Menſchen macht, ſo greif nach Haydn's Sonaten, und ſieh einmal, was wahre Muſik iſt! Muſik ſoll nicht blos die Ohren kitzeln, ſie ſoll den Menſchen durch und durch veredeln und ihn gleichſam in den Himmel verſetzen; das können wenige unſerer neuern Komponiſten; dieſe Kunſt ſcheint verloren gegangen zu ſein; aber wenn du kein gewöhnlicher Klimperer werden willſt, ſo ſpiele nur Sachen von Haydn — doch mit rechter Andacht — und wenn Niemand um dich iſt und du ganz allein dabei ſitzeſt, dann wirſt du ganz ausempfinden, was in dieſen Werken liegt, wie herrlich ſie ſind, und wie faſt Alles aus der neuern Zeit vor ihnen verſchwinden muß. Sie werden dir wahrhaft ſelige Stunden, einen Himmel auf Erden bereiten. — Doch gehen wir jetzt zu Haydn's Leben über.

Joſeph Haydn wurde am 31. März 1732 in dem Dorfe Rohrau, auf der Grenze von Ungarn und Oeſterreich geboren. An ihm ſieht man ſo recht, wie Genie eine Gottesgabe iſt, die nicht allein in den Paläſten der Reichen und Großen einkehrt, ſondern auch und vielleicht am liebſten aus der niedern Hütte hervorgeht. Haydn's Vater war ein armer Radmacher (oder Wagner), der ein wenig auf der Harfe klimpern konnte, und ſich aus ſeinem Spiel einen Sonntagsverdienſt machte. Die Mutter ſang dazu, und der fünfjährige Joſeph ſtand neben ſeinen Eltern mit einem Brettchen, über welches er mit einer Gerte ſtrich, als ob er Violine ſpielte. Einſtmals traf ſich's, daß ein benachbarter Schullehrer dieſe muſikaliſche Scene mit anſah; da er aus dem ganzen Geberdenſpiel des Kleinen und aus ſeinem ſtrengen Takthalten deſſen Talent für die Muſik zu erkennen glaubte, ſo überredete er die Eltern, ihm den Knaben mit nach Haimburg zu geben, wo er ihn zwei Jahre lang unterrichtete. Der kleine Joſeph machte bald die erſtaunlichſten Fortſchritte. Zufällig kam der kaiſerliche Kapellmeiſter von Reuter zu dem Schullehrer von Haimburg. Der letztere erzählte ihm von ſeinem talentvollen Schüler, den der Kapellmeiſter alsbald zu ſehen verlangte. Reuter prüfte ihn, und fand das Lob des Schullehrers gegründet. „Geben Sie mir den Joſeph mit nach Wien,“ ſagte er, „wir wollen ſehen, was aus ihm zu machen iſt.“ Und ſo wurde denn Haydn im achten Lebensjahre Chorknabe an der Stephanskirche in Wien. Schon zwei Jahre darauf fing er an, ſechszehnſtimmige Kompoſitionen zu ſetzen. Mit Lächeln ſagte er damals: „Ich glaube, je ſchwärzer das Papier, deſto ſchöner die Muſik!“ Doch in derſelben Zeit verlor er ſeinen herrlichen Sopran und mit ihm ſeine Stelle, wodurch er in eine verzweifelte Lage verſetzt wurde. Eine Zeitlang wohnte er in einem Stübchen ohne Ofen und Fenſter ſechs Stock hoch, wodurch er ſich im Winter gezwungen ſah, einen großen Theil des Tages im Bette zuzubringen. Oefters zog er mit als Muſikant in den Straßen herum, gab Muſikſtunden, ſpielte bald an dieſem, bald an jenem Orcheſter mit, und lernte im Stillen die Kompoſition. „An meinem von Würmern zernagten Klavier,“ ſagte er, „beneide ich nicht das Schickſal der Könige!“ Als ihm die ſechs erſten Klavierſonaten von Phil. Eman. Bach in die Hände fielen, ſtand er nicht eher vom Klavier auf, als bis er ſie von Anfang bis zu Ende durchgeſpielt hatte. So ſagte er ſelbſt, wenn er auf dieſen Meiſter zu ſprechen kam: „Wer mich kennt, wird gefunden haben, daß ich Emanuel Bach viel verdanke, daß ich ſeinen Styl gefaßt und mit Sorgfalt ſtudirt habe; er ſelbſt machte mir vor Zeiten ein Kompliment darüber.“ O deutſche Jugend, die du Muſik lernen willſt, laſſe dir doch auch dieſen Phil. Emanuel Bach angelegen ſein! Und all' ihr Muſiklehrer insgeſammt, gebt lieber gar keinen Unterricht, wenn ihr eure Schüler blos Walzer, Galoppaden oder Märſche lehren wollt! Haltet euch an die Sonaten der alten Meiſter; wer dieſe kann, dem wird alles Andere zufallen! Dieſe Sonaten ſind der Urquell, aus dem eine ganz neue, ächte deutſche Muſik entſtehen könnte!

Nach einiger Zeit lernte Haydn ein Fräulein von Martinez kennen; dieſe unterrichtete er im Geſang und Klavierſpiel, wofür er freie Wohnung und freien Tiſch erhielt. Damals wohnte der größte Komponiſt und der größte Operndichter, nämlich Metaſtaſio, in einem Hauſe zuſammen, aber freilich in himmelweit verſchiedenen Umſtänden; der ziemlich mittelmäßige Poet hatte gute Tage, indeß der arme Muſiker im Winter nicht einmal ſein Zimmer heizen konnte. Bei Metaſtaſio lernte er auch den Sänger Porpora kennen, der ihn zum Accompagniren und Stiefelputzen brauchte. Als das Fräulein von Martinez Wien verließ, gerieth Haydn in die traurigſte Lage. Endlich wurde er in das Haus eines Friſeurs aufgenommen, deſſen Tochter er heirathete. Dieſe Verbindung verbitterte ihm ſeine ſchönſten Lebenstage. Achtzehn Jahre alt komponirte er ſein erſtes Quartett, welches von den Kunſtrichtern ſehr getadelt wurde. Indeß ging er getroſt ſeinen eigenen Weg fort, ohne viel nach den Regeln zu fragen; denn er glaubte, daß in der Kunſt nur das verboten ſei, was ein feines Ohr beleidige. Bald nachher erhielt er eine Organiſtenſtelle bei den Karmelitern in der Leopoldvorſtadt. Er ſpielte die Orgel in der Kapelle des Grafen von Haugwitz und ſang in der Stephanskirche. Abends durchzog er mit einigen andern jungen Muſikern die Straßen; dann wurden gewöhnlich von ihm ſelbſt komponirte Quartette geſungen. Schon damals ſetzte er eine Oper, die jedoch nur drei Aufführungen erlebte. Ununterbrochen ſtudirte er fort, und lernte beſonders viel aus des berühmten Fux: „Gradus ad Parnassum.“ Dieſes Werk lehrte ihn einen Satz in ſeine Glieder, wie einen Gedanken in eine Redeform zertheilen und durch verſchlungene Fäden wieder zu einem Ganzen verknüpfen. Daher bei ihm die unerſchöpflichen neuen Wendungen einer feſtgehaltenen Idee, bis ſie völlig

Digitized by Google

klar und hell wie Tageslicht vor uns ſteht. — Haydn war jetzt bereits ſo berühmt geworden, daß ihn der Fürſt Eſterhazy zu ſeinem Kapellmeiſter ernannte. Befreit von den drückenden Sorgen des Lebens konnte er von nun an ſeinem Genius freien Lauf laſſen. Mit allem Eifer warf er ſich auf die Symphonie, und leiſtete in dieſem Gebiete noch nie Dageweſenes. Auch komponirte er hier den größten Theil ſeiner herrlichen Quartette. Als der Fürſt Eſterhazy einſtmals den Entſchluß gefaßt hatte, ſeine Kapelle zu verabſchieden, ſchrieb Haydn die unter dem Namen „Haydn's Abſchied" bekannte Symphonie. Der Tag des Konzerts erſchien; der Fürſt war begierig, was ihm ſeine Kapelle zum letzten Male vorſpielen würde. Da ſah er denn, wie gegen das Ende ein Muſiker nach dem andern verſtummte, ſein Notenblatt zuſammenrollte und ſich aus dem Saale entfernte. Das machte einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er die Kapelle beibehielt.

Im Jahre 1785 komponirte Haydn ſein ſchönes Oratorium: „Die ſieben Worte des Erlöſers am Kreuze." 1790 hörte die Kapelle nun doch auf, die Haydn faſt dreißig Jahre hindurch geleitet hatte. Dieß veranlaßte ihn, ſchon mehrmals an ihn ergangenen Einladungen nach England Genüge zu leiſten. Er reiste nach London ab, um dort zwölf muſikaliſche Akademien zu geben. Dort wurde er glänzend aufgenommen; jede der Akademien trug ihm 200 Pfd. Sterling ein, und die Oxforder Univerſität beehrte ihn mit dem Doktordiplom. 1793 leitete er im Nationaltheater zu Wien die Akademien zum Beſten der Wittwen und Waiſen, und brachte durch Aufführung ſeiner Symphonien große Wirkungen hervor. Im Jahre 1794 reiste er abermals nach London, wo man ihm ein aus Milton's „Paradies" zuſammengeſetztes, eigentlich für Händel beſtimmt geweſenes Oratorium vorlegte, welches er mit nach Wien nahm, und dem Freiherrn van Swieten zeigte. Dieſer ermunterte Haydn, die Dichtung zu komponiren, an welcher er die für zweckmäßig erachteten Abänderungen machte. 1798 war Haydn mit der Kompoſition des Oratoriums fertig, deſſen Partitur eine Geſellſchaft von zehn Gliedern des erſten wiener Adels für 700 Dukaten kaufte, und am 19. März 1799 zum erſten Male im wiener Nationaltheater aufführen ließ. Die Einnahme von 4088 fl. überließen ſie Haydn ganz. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Bald vollendete die Aufführung der „Schöpfung" ihren Kreislauf durch alle Hauptſtädte Europa's, und Haydn's Ruhm ſtieg auf den höchſten Gipfel. Von Paris aus erhielt er eine goldene Medaille; auch wurde dort in dem Konzert ſeine Büſte in der Mitte des Orcheſters aufgeſtellt, und nach der Aufführung ſeiner neueſten Symphonie unter dem Jubel der Anweſenden mit Lorbeer bekrönt. Von vielen auswärtigen Akademien wurde er zum Ehrenmitgliede ernannt. — Zu dem folgenden Oratorium, den „Jahreszeiten" fand ſich der herrlichſte Stoff in Thomſon's unſterblichen Werke gleichen Titels. Haydn las daſſelbe mit tiefem, ſtillen Entzücken; begeiſtert davon eilte er zu jenem Dichter, der ihn ganz verſtand, zu van Swieten, und bat ihn, es ihm möglichſt muſikaliſch zu einem Oratorium einzurichten. Dieſer that es mit Vergnügen, und kaum hatte Haydn das Gedicht, als er trotz ſeines Alters (er ſtand bereits im fünfundſechzigſten Lebensjahre) faſt Tag und Nacht über der Kompoſition vergaß, und ſo ein Werk lieferte, das eher einen Jüngling, als einen angehenden Greis vermuthen ließ.

Einige Jahre vor ſeinem am 31. Mai 1809 erfolgenden Tode wurde Haydn von der Dilettantengeſellſchaft zu Wien zu einer Aufführung ſeiner Schöpfung eingeladen. Der ausgezeichnete Empfang machte auf den durch die Laſt der Jahre gebeugten Greis einen tiefen Eindruck; noch gewaltiger aber erſchütterte ihn ſein eigenes Werk, und bei der Alles ergreifenden Stelle: „Es ward Licht!" fühlte er ſich dergeſtalt überwältigt von der Macht der Harmonien, die er ſelbſt geſchaffen, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er mit emporgehobenen Händen ausrief: „Nicht von mir, von dort kommt Alles!" Er unterlag den ihn beſtürmenden Gefühlen und mußte hinweggetragen werden. Collin hat dieſe Scene durch ein ſchönes Gedicht verewigt.

Sein Tod wurde trotz der 1809 in Wien herrſchenden Unruhe in der Schottenkirche feierlich begangen. Die von Menſchen aus allen Ständen erfüllte Kirche war ſchwarz ausgeſchlagen, und der Namenszug Haydn's an den Säulen angebracht. Während der Meſſe wurde Mozart's Requiem aufgeführt. Haydn's Leichnam ruht auf dem Gottesacker vor der Hundsthurmer Linie in Wien. Als ſeine beſten Schüler pflegte er ſelbſt Plegel, Neukomm und Leſſel zu rühmen. Beethoven hatte nur eine kurze Zeit über bei ihm Unterricht, und brach ſich auch bald eine ganz eigenthümliche Bahn. — Es iſt ein eigener Zufall, daß die größten Tonkünſtler der Welt in unmittelbar auf einander folgender Lebensperiode während fünfzig Jahren alle drei in Wien lebten, und auf einander einwirkend die Kunſt raſch bis auf den höchſten Gipfel führten. Im Jahre 1814 ließ Neukomm aus Dankbarkeit gegen ſeinen Lehrer über deſſen Grabſtätte auf ſeine eigenen Koſten einen Leichenſtein mit der goldenen Inſchrift ſetzen: „Non omnis moriar." („Ich werde nicht ganz ſterben.")

Haydn's unerſchöpfliches Genie hat ſich in allen Gattungen der Muſik hervorgethan; alle ſeine Werke, deren Zahl ſich auf 1400 beläuft, athmen den Hauch der Schönheit und Anmuth. Jedes ſeiner Stücke iſt ein abgerundetes Ganze, und zeigt das Gepräge des Originalgenies auf jeder Seite. Seine Symphonien ſind Meiſterwerke voll Wahrheit und Natur; es paart ſich in ihnen ſüdlicher Wohllaut mit deutſcher Kraft. Ueberall ſprachen ihm die Dinge zum Herzen, und erweckten ihm Gedanken, die er muſikaliſch ausdrückte. Wollte er einen Gedanken muſikaliſch darſtellen, ſo ſetzte er ſich gewöhnlich erſt an das Pianoforte, und phantaſirte ſo lange, bis der Gedanke zum Gefühl

Digitized by Google

wurde, oder ſich zur geeigneten Tonform ausbildete. Nirgends verfällt er in Geſuchtheit, Gezwungenheit oder Kälte; Befolgung der Regeln verband er mit höchſter Anmuth, und ſo ward ſein Styl ſchön. Er liebte das Wahre und Natürliche mehr, als das Sonderbare und Ungewöhnliche; daher ſeine Leichtigkeit, ſeine Klarheit, ſein Melodienfluß und ſeine Ungezwungenheit in der reinen Inſtrumentalmuſik, die alle Empfindungen malt, milde, fromme, kindliche, zärtliche, freudige — in der Symphonie, im Quartett, in der Sonate. Faſt jeden Seelenzuſtand wußte er mit den lebendigſten Farben zu ſchildern. Schön ſagt Hoffmann von ihm: „Der Ausdruck eines heitern, kindlichen Gemüths herrſcht in Haydn's Kompoſitionen. Seine Symphonien führen uns in unabſehbare grüne Haine, in ein luſtiges, buntes Gewühl glücklicher Menſchen; Jünglinge und Mädchen ſchweben in Reihetänzen an nns vorüber; lachende Kinder, hinter Bäumen, hinter Roſenbüſchen lauſchend, werfen ſich neckend mit Blumen. Ein Leben voll Liebe, voll Seligkeit, wie vor der Sünde, in ewiger Jugend, nur ein ſüßes wehmüthiges Verlangen nach der geliebten Geſtalt, die in der Ferne im Glanz des Abendroths daher ſchwebt, nicht näher kommt, nicht verſchwindet; und ſo lange ſie da iſt, wird es nicht Nacht, denn ſie ſelbſt iſt das Abendroth, von dem Berg und Hain erglühen.“ Eine Arie, Sonate, Symphonie, ein Quartett oder Oratorium von Haydn iſt einem freundlichen ſchönen Gartenhaus, oder einer neuen regelmäßig gebanten Landkirche zu vergleichen. Auch ſpiegelt ſich in allen ſeinen Werken ſeine Heiterkeit, ſeine Gemüthlichkeit, ſein menſchenfreundlicher und liebenswürdiger Charakter. Ueber jede Art von Neid nnd Mißgunſt war er weit erhaben. Als einſt über eine Oper Mozart's geſtritten wurde, erklärte er Mozart für „den größten Muſikus in der Welt.“ Auch verſchmähte er es nicht, dem kühnen Mozart auf ſeiner Bahn nachzuſtreben und ſich ihm anzunähern; in allen ſpätern Werken Haydn's iſt dieſer Einfluß Mozart's auf Haydn deutlich wahrzunehmen.

Es wird wohl den meiſten unſerer Leſer intereſſant ſein, wenn wir hier eine kurze Vergleichung Haydn's mit Mozart beifügen. Bei Beiden weckte die Muſik der Väter den Tonſinn der Töne. Der Sohn des Muſikers, deſſen früher gepflegtes Genie ſich früher entwickelte, hatte mit weniger Hinderniſſen zu kämpfen, als der Sohn des Radmachers Haydn. Mozart's Talent entfaltete ſich zeitiger, fand aber auch ein zeitigeres Ende. Mozart's Genius wurde früh in Wien ermuntert und aufgeheitert; Haydn lebte auch in Wien; aber ſeine Jugend verwundeten Dornen, während Mozart anf ihren Roſen gewiegt wurde. Haydn kam nie nach Italien, wie Mozart, wohl aber in das Land des tiefſinnigen Ernſtes, England, wohin Mozart nicht kam. Mozart zeigte in ſeinen früheren Kompoſitionen elnen düſtern Ernſt, ſtrengen Kontrapunkt, und beinah wäre ein zweiter Sebaſtian Bach aus ihm geworden, hätten ihn nicht Wiens gefällige Muſen umgeben und Italiens Zaubermelodien mit ihren Blumenketten umwunden. Haydn's frühere Kompoſitionen ſind melodiſch, tändelnd; denn er hörte nichts, als gefällige Muſik, und Porpora war ein Italiener. Dieſer heitere melodiſche Genius reiste nach England, nnd dort war er, wie Mozart im Süden, der Schöpfer eines neuen Styls im Norden, der die Anmuth des Südens mit der Kraft des Nordens vereinigte. Haydn verſteckt ſeine tiefen Harmonien unter Roſen- nnd Myrtengewinde ſeiner Melodie; Mozart drängt unaufhaltſam durch Tonſtröme, kämpfend wie der jugendliche Held. — Haydn wandelt gemüthlich, wie der jugendliche Weiſe, auf Blumengefilden der erquickenden Ruheſtätte zu; Mozart erſcheint plötzlich, prächtig und groß, majeſtätiſch wie der Blitz oder die Sonne. — Haydn bereitet vor, wie ein Frühlingstag aus ſanftem Morgenlichte, nnd ſchafft ſich erſt rings herum den Himmel, in dem ſich ſeine Erwählten freuen ſollen; Mozart tritt wie der Sohn des Lichtes plötzlich unerwartet unter die Sterblichen und reißt ſie mit allmächtigem Arme in unaufhaltſamem Fluge hoch empor zum Olymp. — Haydn's Genius ſucht die Breite; Mozart's Genie aber die Höhe und Tiefe. Haydn führt nns aus uns heraus; Mozart verſenkt uns tiefer in uns ſelbſt, und hebt uns über uns. — Mozart ſtarb in ſeiner ſchönſten Blüthenzeit und ſchuf noch vor dem Verſcheiden ein vollendetes Meiſterwerk des höchſten Ernſtes; Haydn ging als Greis von hier, nnd ſchuf, als ſolcher, — ein Jüngling an Geiſte — eine neue Schöpfung und einen neuen Frühling und einen glühenden Sommer im Winter ſeines Erdenlebens. —

Wir ſchließen jetzt mit einem Gedicht, das die Eigenthümlichkeiten der drei größten Meiſter, Haydn, Mozart und Beethoven zu ſchildern ſucht:

„Das Morgenroth ſchimmert,
Es naht ſich der Tag.
In Lüften und Wäldern
Erhebt ſich Getümmel,
Es trillern die Lerchen,
Es blitzen die Auen,
Es wallen die Saaten,
Die Sonne geht auf.
Und Leben und Freude
Und Frühling, verſchwiſtert,
Umarmen die Schöpfung.
Geflügell enthüpfen
Voll kindlicher Unſchuld
Die lächelnden Horen
Dem Abende zu.
Philomele ſingt. —
Still iſt der Abend,
Die Lüfte regen
Leiſe ſich nur
Wie Flötenhauch. —

Sieh, dort flattert der letzte
Purpur des weſtlichen Himmels hinab,
Und vor das kleine Menſchenherz
Tritt die geſtirnte Unermeßlichkeit.
Ha, ordnungsreiche Verwirrung!
Symmetriſches Labyrinth

Voll entzückender Schönheit! —
Da dringt durch die Stimme tauſend hoffender,
Seufzender, betender, zweifelnder,
Weinendee, entzückter Weſen
Eigen der Poſaune Ton,
Und die Seelen der tauſend Weſen
Durchzuckt Unſterblichkeitsgefühl.

Dort ſteht ein Einſamee
In der Mitternacht
Auf dem Felſen.
Unter ihm donnert dee Waſſerfall;
Geiſterhaft ſchimmert
Drüben das alte Schloß,
Im friedlichen Strahle des Mondes
Lächelt der ſchlummernde Weiler.
Irrlichter gehen ſpazieren im [illegible]al,
Engel ſpielen mit Sternſchnup[illegible] Ball;
Junge neugierige Sternchen [illegible]
Nehmen oben Urlaub
Und ſehn als Glühwürmer
Auf der Erde ſich um.
Da wirbelt's und bebt es und ſchwebt es und tanzt
Um den Einſamen her
Gae wunderbar.
Ein wahnſinnig gewordener Freund
Drückt ihm die Hand und verſchwindet.
Fluren der Kindheit, kurze Sonnett,
Tod, Frühling, Liebe
Zogen an ihm vorüber,
Und Alles war's nicht.
Jetzt umſchlingt's
Enger und enger ſein Herz;
Jetzt lispelt's,
Jetzt donnert's —
Echo klingt's nach —
Der Thurm ruft laut: „Eins!"
Da kommt's auf den Flügeln des Donnerſturms,
Ein Rieſe, daher!
Tauſend Tonmeere
Stürzen ſich ihm in das Herz,
Und übertäuben das kleine „Ach,"
Das von der Lippe des Einſamen klingt. —"

E. Detlepp

Das Nordlicht auf Staffa.

Seit zwei Monaten war ich in London, um mich von einer Wunde zu erholen, während mein Schiff zu Spithead von rüſtigen Zimmermannshänden hergeſtellt ward; leider, glaub' ich, gründlicher, wie ſein Kapitän, den der Schmerz in der Kugelwunde trotz dem, daß drei Aerzte an ihm kalfaterten, immer nicht verlaſſen wollte. Das raſtloſe Treiben der erſten Metropole mißbehagte, ja ängſtigte mich zuweilen; der trübe gelbbraune Steinkohlendampf ließ mich den Mangel friſcher, erquickender Seeluft nur empfindlicher fühlen, und lieber hätte ich das Brauſen eines Sturms auf dem Deck meiner geliebten Fregatte, als das ewige Wagengeraſſel im komfortabeln Zimmer meines Gaſthofes gehört. Es kam mir deßhalb nicht ungelegen, als Lord P. mich eines Morgens rufen ließ, und frug, ob ich nicht auf ſechs Wochen den Befehl auf der Brigg Polly von acht Kanonen übernehmen und einen Kreuzzug zwiſchen den nördlichen Inſeln machen wollte. Die Strandräuber, ſchloß er, treiben es zu arg; aufrühreriſches Geſindel der iriſchen Küſten mordet und brennt auf Schottland und den Hebriden in wirklich entſetzlicher Weiſe, ſo, daß die äußerſte Strenge Gebot der Menſchlichkeit wird! Den armen, vereinzelten Fiſchern und Viehzüchtern dort fehlt es an Waffen und Männern, ſie zu führen; wir müſſen ihnen alſo Beides ſenden. Bemannen Sie die Polly nach eigener Wahl, und ſtechen baldmöglichſt in See, um ſich auch hier den Dank des Vaterlandes zu erwerben. Adieu, Kapitän!

Ganz nach meinem Kopf war die Expedition nun zwar nicht. Ich ſollte wie ein Scherge Spitzbuben fangen, und ſie den Gerichten bringen, oder auch ſie als Quaſten an die Enden meiner Raaen hängen. Beides wollte mir widerſtehen. Dachte ich indeß der Gräuel, die hier Gewalt und Ueberzahl an Wehrloſen ausübte, und deren Gerüchte ſogar die blauſtrumpfigen Zirkel in Almaks aufregte, ſo ſchwoll mir mächtig das Herz, den Mißhandelten als Ritter und Retter zu erſcheinen. Endlich hoffte ich nicht ohne Grund, das Raubgeſindel werde, bei Erſcheinung eines königlichen Schiffes, ohne weitere Umſtände verſchwinden.

Mein Auftrag ward unter den müßigen Matroſen bekannt, und bald hatte ich ein Häufchen Burſche geſammelt, die laut erklärten: ſie hoffen unter meiner Leitung des Teufels Großmutter die ſchwarze Leibkatze vom Schooß zu jagen. Dazu war die Polly ein Ding, ſo ſchmuck und nett, wie nur eins auf grünem Waſſer ſchwamm, ſchnellſegelnd, jedem Steuerdruck gehorſam, kurz, ein Schiff nach dem Herzen eines jeden Seemannes. — Schon hatte ich mich in Plymouth mit den letzten Anordnungen beſchäftigt, und erwartete nur noch meine Inſtruktion von der Admiralität, als der Kellner mir einen Seemann meldete, der ſich durchaus nicht abweiſen laſſe. Es trat ein ſchöner ſtarker Mann ein, der im Gegenſatz zu ſeinem blitzenden Auge, und augenſcheinlich noch unter den Fünfzigen, ein ſchneeweißes Haar hatte. „Ihr ſegelt nach den Inſeln im Nord, um den Strandräubern das Handwerk zu legen, Sir?" redete er mich an. Ja, mein Burſch, war die Antwort. Habt Ihr noch eine leere Hangmatte für mich auf Eurer Polly? Ich mußte ablehnend antworten, denn meine Equipage war vollzählig; der Mann aber ließ ſich nicht ſo leicht zurückweiſen. Ich komme erſt geſtern mit dem Argyle von Borneo, ſprach er, ich will Zahlung und Alles dahinten laſſen, wenn Ihr noch in dieſer Nacht ſegeln müßt, wenn Ihr mich nur mitnehmt. Ich werde Euch nützen können, denn ich bin dort geboren und kenne jede Bucht, jedes Riff, jede Strömung zwiſchen den Inſeln. Kapitän, nehmt mich mit! Dieſe Worte wurden mit tiefer, leidenſchaftlicher Heftigkeit hervorgeſtoßen, als der Kapitän des Argyle, mein Jugendfreund, eintrat. Der Matroſe war ſichtlich betreten, faßte ſich aber ſchnell, und bat ſeinen Offizier um Bevorwortung ſeines Geſuches bei mir.

Warum willſt du dein Schiff verlaſſen, John, frug Kapitän Cartwright, haſt du über etwas zu klagen?

Digitized by Google

Nein, bei Gott! Sir, entgegnete der Gefragte, aber ich möchte mein Vaterland noch einmal ſehen, ehe ich ſterbe.

Der Ton, in welchem er ſprach, hatte etwas Wildes, und doch tief Ergreifendes. Sein Vorgeſetzter verſicherte mich, keinen treueren, nüchterneren und muthigeren Matroſen auf den Raaen gehabt zu haben, als unſern John, und ſo engagirte ich ihn für den Zug, nachdem ſein voriger Kapitän noch verſprochen hatte, ſeine Abzahlung in Empfang zu nehmen.

Wir ſegelten mit ſteifem Südoſt den St. Georgskanal entlang; das Kap Lizard mit ſeinen umbrandeten Felſen, die Inſel Man mit ihren alterthümlichen Erinnerungen tauchten auf und verſchwanden. Trotz der ſchon ziemlich vorgerückten Jahreszeit hatten wir mildes klares Wetter, und freundlich ſpielten die kurzen, grünen Wellen um den Kiel der Polly:

Luſtige Delphinenſchaaren
Scherzten in dem ſilberklaren
Reinen Element umher,
Und in ſchwärzlich grauen Zügen
Aus dem Meergrund aufgeſtiegen
Kam der Thetys buntes Heer!

Ich beobachtete John genau, aber immer mehr mußte ich mir zu ſeiner Acquiſition Glück wünſchen. Während ſeiner Wache aufmerkſam und flink, wie ein Eichhorn, zeigte er bei andern Gelegenheiten eine herkuliſche Kraft. In müßigen Stunden ſaß er trübſinnend in einem dunkeln Winkel, oder ſang, an's Bugſpriet gelehnt, wilde Nordlandsweiſen in den Wogenbraus. In die Scherze der übrigen Matroſen miſchte er ſich nie, auch hörte man nie einen Fluch von ihm. Bei ſeinen Maaten war er ſeiner freundlichen Gefälligkeit wegen geliebt, ſeines ſtummen Ernſtes, ſeiner Körperkraft halber geachtet.

Wir kreuzten im Archipel der ſchottiſchen Inſeln, und täglich wurden neue Unthaten der Strandräuber am Bord gemeldet. Vorzüglich ward uns ein gelb angeſtrichener Kutter als das Entſetzen aller Bewohner bezeichnet. Seine Mannſchaft raubte nicht nur Gut und Vieh der Freeholder, ſondern ſchleppte auch Menſchen fort, um Löſegeld zu erpreſſen, welche, wenn das oft Unerſchwingliche nicht pünktlich eintraf, grauſam ermordet wurden. Die Mannſchaft brach bei den ſtets wiederkehrenden Erzählungen in Racheflüche aus; nur John ſtand dann leichenblaß in der Ferne.

Der Abend kam, und um nicht von den hier ſtets wechſelnden Strömungen auf ein Riff oder an die ſteile Felſenküſte eines der Eilande getrieben zu werden, ließ ich Back braſſen und einen leichten Anker fallen. Der Mond glänzte golden über einer der wilden Felsinſeln im Lee, in deren weichen Sandſtein der Wogenſchwall eine weite tiefe Höhle eingewaſchen hatte. Mit hohlem unheimlichen Donner grollte die brandende Welle im weiten hallenden Hohl, welches im Anſchwellen und Sinken des Meeres einem ſich öffnenden und ſchließenden Rachen glich. An den Klüverbaum gelehnt blickte ich träumend auf die ſchimmernden Wellen hinaus, über die einzelne Nebelflocken, gleich Oſſian's Heldengeiſtern, dahinglitten. Neben mir ſtand John auf ſeiner Wache, und ſchien gleichfalls im tiefen Sinnen ſich zu verlieren.

Dein Vaterland iſt rauh, aber ſchön, redete ich ihn an; es iſt nicht zu verwundern, wenn eure Sagen es mit tauſend Geiſtern bevölkern; die Phantaſie wird hier mächtig angeregt.

Wer möge entſcheiden, was hier Wahn oder wahr iſt, antwortete mit eigenem, halb ſingenden Ton der Matroſe. Geiſter *müſſen* ſein! Die Seele kann, was ſie innig liebte, nicht plötzlich und theilnahmlos verlaſſen, und ein allgütiger Allvater waltet unbegriffen in heiligem Dunkel, und fordert *Vertrauen* und ſtärkt mit *Ahnung*.

Ich blickte erſtaunt auf den Redenden, aus deſſen Auge dunkle Schwärmerei blitzte; das ſilberweiße Haar wallte im Nachtwind und glänzte im Mondſtrahl.

Die Höhlen unter den Inſeln heißen wir *Halier*, fuhr er nach einer Pauſe, wie abzulenken bemüht, fort, ſie ſind die Zufluchten allerlei ſeltſamen Meergethiers, welches dort vor der ewigen Mordluſt und der nüchternen Erforſchwuth der Menſchen ſich birgt.

Kannſt du mir nicht davon erzählen, John?

Der Matroſe blickte eine Weile wie ſinnend in die rollende, glitzernde See — dann begann er.

Die Höhle, die dort gähnt, iſt auf allen Inſeln bekannt, und erſtreckt ſich tief, und oft verzweigt unter der ganzen Inſel, ſie heißt „Thors" Halier. Noch drang kein Menſch in ihre verworrenen Windungen ein, der von ihrem Innern Kunde brachte. Jeder der Verwegenen kam darin um. Deßhalb hauſen Schaaren ſcheuer Robben in ihr, von Gattungen, die noch kein Buch beſchrieb, kein Fiſcher mit der Harpune traf. Nun lebte dort auf Mull ein junger Laird mit ſeiner ſtolzen Mutter, die ſich rühmte, von den alten Seekönigen abzuſtammen. Der Laird war ein freudiger Nordlandsrecke; keiner regierte flinker ein Boot, keiner ſchwamm kühner durch die brandende Fluth, keiner kletterte verwegener am Fels, wie er. Der Wal, den ſeine Harpune traf, entging nie mehr, aller Meergethüme hatte er erlegt, aber noch keine der ſchneeweißen Robben des Thorshalier. Dies ſtachelte ihn mächtig, und, trotz aller Warnungen der alten Fiſcher, ruderte er eines Abends im Mondlicht um die Felswand, und legte ſein Boot dort am flachen ſandigen Strand hinter einem großen Steinblock feſt. Noch nicht lange hatte er geharrt, als der Zug blendend weißer Thiere aus dem dunkeln Höhlenthor hervorrauſchte. Nicht fern von ihm ſtiegen ſie am Muſchelſtrand hervor, jedes ſtrich mit den Ruderfloſſen die glatte Haut von ſich, und ſtand als ſchöner Jüngling, als holde Jungfrau da. Dann begannen die Meerbewohner einen fröhlichen Tanz, ſpielten mit farbigen Meerſchnecken, oder wandelten traulich im Mondſtrahl umher.

Mit ſtarrem Erſtaunen belauſchte der Laird Alles, aber eine der Meerjungfrauen war es, von der er den

Digitized by Google

Blick nicht zu wenden vermogte. Jeder ihrer Bewegungen folgte ſein Auge, ihr entzückender leiſer Sang hallte tief in ſeinem Herzen wieder, und als die Nixen jeder die weiße Haut wieder um die Schultern warf und der Zug der Robben in den Halier zurückrauſchte, war's ihm, als folge ihnen ſeine Seele.

So lange der Mond leuchtete, fuhr er jede Nacht zur Sandbank am Halier und drückte ſein ſüßes Weh ſtets tiefer in's Herz; als aber der Mond abnahm, kamen die Nixen nicht mehr hervor. Rauhes Sturmwetter raste um die alten grauen Thürme der Väterburg und im einſamen Gemach verzehrte ſich der Jüngling im ſehnenden Weh. Die ſtolze Mutter ſah den einzigen Sproß der alten Helde[illegible]e welken, und erſchöpfte vergebens ſich in Fragen und Tröſtungen.

Auf Mull iſt noch heute der Wodansglaube nicht ganz erſtorben, und ein alter eisgrauer Barde galt damals für ſeinen heimlichen Prieſter. An ihn wandte ſich der thörichte Jüngling, frevle Zauberhilfe begehrend. Sie ward ihm. In der Vollmondnacht merkte er ſich die Haut, die die Jungfrau abſtreifte, ſprang hervor, und ergriff ſie. Schnell warfen die übrigen Nixen die Robbenhüllen über, und ſprangen in die Fluth; die Geliebte mußte zurückbleiben. Als er ihr aber nahete, umſchlang ſie ihn mit maßloſer Wuth und ſtürzte ſich mit ihm in die brauſenden Wogen, die am andern Morgen die entſtellte Leiche auswarfen. Auf dem Strand aber tanzen die Nixen ſeither nicht mehr! — —

Was iſt das für ein helles Licht in Südweſt, John? frug ich nach langer Pauſe.

John blickte ſcharf hin, endlich entgegnete er: Das iſt auf Dronſay, aber kein Licht, ſondern ein Nothzeichen; Kapitän, ich glaube, man ruft der Polly mit ihm.

Wie iſt das Meer dorthin, kennſt du es genau?

Laßt die Segel hiſſen, Sir, antwortete der Matroſe mit dumpfem Ton, und gebt mir das Steuer; für jede Planke des Schiffs haftet mein Kopf!

Ich hatte das Licht durch ein Nachtglas beobachtet und ſah deutlich, daß es ein helles Feuer auf einem Felſen war, wodurch allerdings John's Meinung Gewicht erhielt. Der Mond ſchien taghell und ließ jede Brandung leicht erkennen; ich ließ alſo den Anker einholen, und das Bramſegel fallen; das Schiff neigte ſich zierlich, wie grüßend, vor dem Wind, und flog durch die langen, rollenden Wogen. John ſtand am Steuer, und lenkte den Kurs mit einer Kunde, die bewies, wie vertraut ihm hier die See war. Mit aller Unterwürfigkeit des engliſchen Matroſen, aber mit einer Art Wuth in Ton und Blick, drang er in mich, mehr Segel aufzuſetzen, welchem die Geberden der ganzen Mannſchaft, die Rache zu üben durſtete, beiſtimmten; denn ſchon hörten wir der Nothhörner gellen Schrei, ſahen an drei Orten Gehöfte aufflammen, und konnten nicht mehr zweifeln, daß die Räuber wieder gelandet ſeien. Wohl ſah man am Aufkochen der Wellen, daß luo und lee Felſen das Fahrwaſſer engten, wohl ſpritzte die Brandung ihren weißen Giſcht auf's Deck, aber, wie ein lebendes Weſen wand ſich die Polly unter John's Leitung durch, bis wir die kleine Inſel umkreiſend, endlich den gefürchteten Kutter haſtig aus einer Bucht hervor kommen ſahen. Jetzt ergriff auch mich die Rachgier meiner Leute, ich ließ Segel auf Segel fallen, und wie ein dunkler Dämon rauſchte die Brigg durch die Wogen.

Der Kutter hüllte ſich in all' ſein Linnen und drückte ſich an die klippenſtarre Küſte von Jla; wir verſuchten ihn in die Bucht von Balenoiſch zu treiben, vergebens, er entwiſchte und ſuchte das hohe Meer, wo wir indeß bald bemerkten, daß die Polly ihm raſch ſich näherte. Der Tag kam herauf, als wir ihm befahlen, beizulegen; ſtatt der Antwort mußten wir ſehen, wie drei weggeſchleppte Einwohner von Dronſay ermordet und über Bord geworfen wurden. Aber die hierüber nothwendig auf Deck entſtehende Unordnung hemmte den Lauf des Piraten und brachte uns ihm ſo nah, daß ich die lange Bugkanone loszufeſſeln und ihm eine Kugel zu ſenden befahl. Plötzlich erſchien John an dem Geſchütz. Leichenblaß, mit rollenden, blutigrothen Augen, bat er mich in Tönen, die wie das heiſere Brüllen eines Raubthiers klangen, um die Erlaubniß, das Stück richten zu dürfen; ohne die Antwort abzuwarten, ſchob er den Konſtabel zur Seite, richtete, und der Schuß krachte hinaus. Die Kugel langte über das Waſſer, und ſchlug in den Spiegel des Raubſchiffs, welches ſogleich den Kurs verlor, und zu ſchlingern begann. Sein Steuer war zerſchmettert. Und näher brauſte, wie von den Rachegeiſtern der Ermordeten getrieben, die Brigg, deren Steuer John mit eiſerner Fauſt regierte. Bergt die Segel! Wendet das Schiff! befahl ich. Doch nur zögernd gehorchte die Mannſchaft. Wende, John, wende! ſchrie ich, und griff in die Speichen des Steuerrades. Doch eher hätte ich den Maſt vom Kiel gehoben, als John's Rieſenkraft gebeugt, der es hielt. Ein krachender Stoß warf Alles auf der Brigg nieder, — ein entſetzlicher Schrei ſchlug an die Wolken — der Kutter war überſegelt! —

Als wir Boote ausſetzen konnten und den Lauf des Schiffes wieder der Unglücksſtelle zugewandt hatten, fanden wir nur noch das treibende, völlig zerſplitterte Wrack des Kutters — die Mannſchaft ſtand vor Gott! —

Eine düſtere Stimmung herrſchte auf der Polly! Es waren auf der That ertappte, grauſame Mordbrenner, die ihr Verhängniß immer noch milder ereilt hatte, als wären ſie mit allen juridiſchen Ceremonien — gehängt. Aber waren Alle des Todes ſchuldig, konnten nicht ſogar Unſchuldige unter ihnen ſein? — Dieß ſchien die ganze Equipage ſtill zu bedenken, nur John, der den Lauf der Polly lenkte, ſchien kaltblütig, gefaßt, ja heiterer. Die Nacht dämmerte, vom Mond beglänzt lagen Irlands ſchroffe gefährliche Küſten vor uns; die Polly wiegte ſich, mit gebraßten Raaen, vor einem Schleppanker. Am Bug lehnte John ſich auf

Digitized by Google

das Geſchütz, deſſen Kugel er ſo entſcheidend für den Kutter gerichtet hatte. Er ſprach leiſe, in weichem ſingenden Laut nach Staffa hinüber, deſſen ſchwarze, ſäulengegürtete Küſte weiß umbrandet, ſich handlos, unnahbar, hob. Ich verſtand das Gäliſche nicht, dieſe Urſprache, die in dieſem letzten Winkel Europa's, dem fernen Thule, bei den Reſten der Nation der mächtigen Kelten, ſich noch erhielt, aber der Ton, in dem der Matroſe ſprach, die Thränen, die über ſein wetterbraunes Geſicht rollten, riefen alle Saiten des Mitgefühls in mir wach. Endlich bemerkte er mich, und nahm ſogleich die ſubordinirte Haltung an, doch ſchien ſein Blick meine Empfindungen dankend zu errathen. Die Nacht iſt ſchön, begann er, darf ich Euch wieder etwas erzählen? Ich nickte ſtumm.

Dort, in Antrim, bin ich geboren. Als ich erwuchs, ſchickte mich ein reicher Pächter von Carrik-Fergus nach Staffa, dort ſeine Schafe zu hüten, die auf dem Wieſenteppich der unbewohnten Inſel ſchnell fett werden. Ich war gern auf der einſamen Inſel; wenn der Sturm toſte, der Schaum der Brandung über das halbe Eiland ſpritzte, wenn die Wogen heulend, donnernd ſich in die Höhle Clam-ſhell, oder die Fingalsgrotte ſtürzten, daß der Boden wie im Erdbeben ſchwankte, dann ſang ich wilde Lieder von den alten Seekönigen, vom Rieſen Fin-Macoul, der ſich den Rieſendamm (Giants causeway) aus lauter Säulen baute, daß er trockenen Fußes nach Schottland hinüber konnte, hinaus in die wilden Elemente, und fürchtete mich nicht, wie die Knechte, die die Lämmer holten und brachten, und froh waren, wenn ſie abſtoßen konnten. Aus den ſchönen Säulengliedern mit den Kronenzacken baute ich mir eine bequeme Hütte, die ein braves frommes Weib mit mir theilte. Ein freundliches, holdes Kind wuchs uns zur Freude heran, und Nichts in Gottes weiter Welt iſt, was wir uns auch nur gewünſcht hätten. Herr, wir waren ſo glücklich in unſerer reichen Armuth, daß der Böſe uns beneidete!

Nur eine kleine Uferſtelle iſt es, wo man, und nur bei ruhigem Wetter, auf Staffa landen kann. Aber ein Knecht, den der Freeholder, ſchlechter Streiche halber, fortgejagt, kannte ſie genau, und beredete aus Rache die Strandräuber, meines Herrn Heerde zu ſtehlen. In mondheller Nacht wurden wir überfallen; der Schlag eines Shillelagh warf mich betäubt nieder — als ich vom kühlen Morgenthau erwachte, war die Heerde fort, mein Weib ermordet, und in der angezündeten Hütte fand ich die halbverbrannte Leiche meines Kindes! —

Ich begrub die theuren Reſte, und in der Nacht, die ich auf den friſchen Gräbern betend durchwachte, iſt mein Haar weiß geworden, vor Jammer!

Ich ging zur See und habe achtzehn Jahre auf dem Schiffe gedient, und alle Meere befahren; in heißen Schlachten hielt um mich der Tod reiche Ernte — mich verſchonte er, zu meiner Qual. — Endlich hörte ich von Eurem Auftrag, und eine innere Stimme befahl mir, mit Euch zu gehen und mein Geſchick zu vollenden. Die lieben Häupter habe ich gerächt, den Kutter überſegelte ich mit Fleiß. Jetzt, Herr, erfüllt meine Bitte, laßt mich morgen ihre Gräber grüßen!

Stumm winkte ich dem Schwergeprüften Gewährung und ging in die Kajüte. Am andern Morgen legten wir an der Küſte vor Anker, um den Schaden zu beſſern, den die Polly beim Zuſammenſtoßen erlitten. Während der Schiffszimmermann daran arbeitete, ließ ich die Jolle bemannen, deren Steuer ich John übergab, und fuhr nach Staffa hinüber.

Einen ſchaurig ſchönen Anblick, wie den, welchen Staffa bietet, kenne ich kaum. Die Lava eines Urvulkans, den die Meerfluth überſpült, ergoß hier ihren Flammenſtrom in die Wogen; er erſtarrte zu ſchönen, meiſt fünfſeitigen Säulen, die zu einzelnen Gliedern, wie aus Quadern aufgeſetzt, zerſprangen. Ein Lavaſtrom des Aetna, der ſich in's Meer ergoß, bietet dieſelben Säulen dar, und erklärte uns ſo die Bildung dieſer allbewunderten Baſalte, deren ſchöne Formen faſt alle europäiſchen Kabinette zieren. Oft ſind die Säulen nur armdick, oft haben ſie zwei Fuß Durchmeſſer, und reihen ſich ſo dicht, daß man keine Meſſerklinge dazwiſchen ſchieben kann. Und in dieſen Säulenwald brach die Gewalt des Ozeans ſich weite hallende Grotten, deren ſchönſte die Fingalshöhle iſt, welche Sir Joſeph Banks 1772 erſt für Europa entdeckte, obwohl ſie den Umwohnern ſchon längſt bekannt war. Zur Zeit der tiefen Ebbe konnten wir, auf den Stirnen abgebrochener Säulen hinſchreitend, ihren Prachtbau bewundern, und uns an den reinen, hallenden Glockentönen ergötzen, die von der Decke fallende Tropfen erregen.

Der Abend brach über der Beſchauung dieſer Naturwunder herein, und die, wie eine Wand heranrollende Fluth verbot die Abfahrt. Wir ſchlugen das Segel zum Zelt auf, vor dem eiſigen Nachtwind zum Schutz. Ein luſtiges Feuer, das mitgebrachte Mahl, der Grog, des Seemanns Labe, brachte eine behagliche Stimmung hervor — nur John fehlte! Ihn zu ſuchen trat ich in's Freie. Ein ungeheures Nordlicht flammte vom Pol auf; grüne, gelbe, rothe, blaue Blitze zuckten glitzernd, durchkreuzend; kehrten züngelnde Flammen, ſchwirrende Lanzenſpitzen, blanke Schwertklingen feurig gegen einander, mit ſinnverwirrender Schnelligkeit durch einander wogend. Auf dem zarten Raſengrunde der Inſel fortwandelnd erfreute ich mich der herrlichen, nur in hohen Breiten häufigen Naturerſcheinung, deren genügende Erklärung uns, trotz allem Forſchen, noch mangelt.

Eine ſchwarze Ruine hemmte meinen Schritt. Zierliche Baſaltſäulen hatten das Dach getragen, das verkohlt in's Innere geſtürzt war — dahinter die verwilderten Spuren eines Gartens. Zwiſchen zwei verſunkenen Gräbern, an das größere gelehnt, das kleinere mit dem Arme umfangend, lag John — todt! —

Schmidt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MATER SALVATORIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Mater Salvatoris.

Malerſchule von Bologna.

(Taf. 17.)

Wir haben bei ähnlicher Veranlaſſung bereits zu verſchiedenen Malen, namentlich bei Gelegenheit der Mittheilung des Bildniſſes des großen Raphael von der bildenden Kunſt geſprochen, ihrer Fortſchritte erwähnt, die ſie im Laufe der Zeiten errungen, aber auch der Rückſchritte und der Abweichungen vom Wege der Wahrheit und Schönheit gedacht, die ſie durch ſchwächere Kräfte der Maler erfahren, denen es gelang durch glückliche Stellung im Leben, die ſie oftmals nicht eben durch die beſten Mittel erworben hatten, einen verderblichen Einfluß auf die verwandten Künſtler ſowohl, als auf ihre Zeitgenoſſen überhaupt ſich zu verſchaffen.

Jeder Meiſter, der ſich durch bedeutende Leiſtungen hervorthat, ſah ſich bald von Schülern umgeben, die er theils herbeizog, um ſich durch ſie bei ſeinen großen Arbeiten unterſtützt zu ſehen, oder die von ſeinem Rufe angezogen, es als eine Ehre und ein Glück betrachteten, in ſeiner Nähe zu wirken und zu ſchaffen. In jener ſchönen Zeit des Mittelalters in Italien, als die Kunſt noch mit dem Leben enger zuſammenhing, aus ihm hervorging und auf daſſelbe erregend und erhebend rückwirkte, ſtrebten die zeitgenöſſiſchen Meiſter, von derſelben Anſicht ausgehend, auch nach demſelben Ziele. Nur das lokale Bedürfniß bedingte oftmals die Mannigfaltigkeit, und ſo unterſchied man auch die Schulen nach den beſondern Städten. Die Eine eignete ſich vor Allem das lebendigſte und wärmſte Kolorit an, wie die Schule, welche in Venedig ihren Sitz hatte und ſchon näher dem Orient, ſeine Farbenpracht entlehnte; die Andere ſuchte in einfacher Anmuth und in einer Tiefe der religiöſen Anſchauung ihren Vorzug, wie die Lombardiſche Schule; die Römiſche zeichnete die ruhige Größe und ein ideales Streben aus; die Schule von Bologna war ernſt und kraftvoll; die von Florenz gewaltig und erhaben. Jede dieſer Schulen zählte ihre großen Meiſter, welche ihr den eigenthümlichen Stempel aufdrückten, ſo zum Beiſpiel: Tizian Vecelli der Venezianiſchen, Leonardo da Vinci der Lombardiſchen, Raffaelle Sanzio da Urbino der Römiſchen, die Carracci der Bologneſiſchen, Michel Agnolo Buonarotti der Florentiniſchen.

Der hier beiliegende Stahlſtich, die Mutter des Heilandes, nach einem Gemälde von Hannibal (Annibale) Carracci, gibt uns nun Gelegenheit, über dieſen zu ſprechen und dabei etwas ausführlich über die berühmte Sippe uns zu verbreiten, welche den gleichen Namen führt und nebſt ihren Schülern die letzte Aera der Kunſt vor ihrer Entartung bezeichnet und den ganzen Raum ausfüllt von der Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts bis auf die neueſte Zeit.

Der älteſte jener ſo berühmten Maler, welche den Namen der Carracci, auch wohl Carraccio, zu dem großen Einfluſſe erhoben, war Ludovico. Er ſtudirte anfänglich unter Fontana zu Bologna und begab ſich dann nach Venedig, wo er den Anweiſungen des Tintoretto folgte. Allein dieſer Meiſter gab ihm den Rath, ſich auf etwas Anderes zu verlegen, und ſeine Mitſchüler nannten ihn nur den Ochſen, weil er ſo träge im Begreifen war. Trotz dieſer Widerwärtigkeiten fühlte er ſich ſtark genug, auf der einmal beſchrittenen Bahn zu verharren, und alle Vorwürfe und beabſichtigten Entmuthigungen dienten nur dazu, daß er ſeinen Eifer verdoppelte. In der That lag auch die Urſache des langſamen Begreifens nicht ſowohl in einer Unfähigkeit des Vermögens hiezu, ſondern in dem Geiſte, der ihn beſeelte, jedes Ding tief zu erfaſſen und zu durchdringen. Er haßte die Oberflächlichkeit, die ſogleich mit Allem fertig iſt. Er ſtrebte nicht nach dem Ideal, weil es ihm faſt unmöglich ſchien, es mit den gewöhnlichen Mitteln, welche dem Menſchen zu Gebote ſtehen, zu erreichen, ſondern er hielt ſich dafür ſtreng an die Natur.

Nachdem er dieſem Ziele in Venedig nachgeſtrebt hatte, begab ſich Ludovico Carracci nach Florenz, wo er ſeinen Geſchmack durch das Studium der Gemälde von Andrea del Sarto verbeſſerte und ſich unter Paſſignano weiter fortbildete. Hier war er Zeuge von den Kämpfen, welche die Neuerer gegen die Anhänger der alten Schule begannen, und er zog daraus den gehörigen Nutzen, um ſelbſt eine Reform zu begründen und ſie mit Glück in's Werk zu ſetzen. Der große Ruf, den die Bilder des Correggio und ſeiner Nachahmer und Schüler hatten, beſtimmte ihn, ſich nach Parma zu begeben, wo er ſich dem Studium jenes Meiſters mit ſeiner ganzen Kraft hingab. Nachdem er dies zur Genüge gethan zu haben glaubte, kehrte er nach Bologna zurück, wo er mit großen Ehren aufgenommen wurde, und in der Meinung ſeiner Mitbürger zu einem Maler erſten Ranges erhoben wurde. Dies genügte ihm jedoch nicht; er fühlte zu wohl, daß ein Einzelner, und noch dazu ein Mann von ſo beſcheidenem Sinne, wie er, nicht im Stande ſei, zahlreiche Gegner zu bekämpfen und eine neue Schule zu gründen. Vor Allem mußte er daran denken, ſich Anhänger zu verſchaffen. Seine Blicke lenkten ſich hiebei zu allererſt auf ſeine eigene Familie.

Paolo, ſein Bruder, war zwar auch Maler, allein von ziemlich ſchwachem Geiſte. Er begnügte ſich, die Kompoſitionen anderer Meiſter auszuführen. Ludovico ſchritt deßhalb weiter in der Muſterung ſeiner Verwandten. Einer ſeiner Oheime, mit Namen Antonio und ſeines Handwerks ein Schneider, erzog zwei Söhne in ſeinem Hauſe, welche Auguſtin und Hannibal hießen. Sie zeigten ſo großes Talent zum Zeichnen, daß Ludovico, als er ſchon zu altern begann, erklärte: er habe während ſeiner langen Laufbahn keinen Schüler gehabt, der ihnen zu vergleichen geweſen wäre. Auguſtin arbeitete bei einem Goldſchmiede; Hannibal war dem Vater beim Malen zur Hand. Beide Brüder waren in ihrem Charakter ſich ſo entſchieden entgegengeſetzt, daß ſie nicht nur nicht mit einander Umgang

Digitized by Google

pflogen, ſondern ſich ſogar anfeindeten. Auguſtin war an Bildung ſeinem Bruder überlegen, und ſein Umgang mit Gelehrten hatte ihn mit den Wiſſenſchaften vertraut gemacht; er war von feinen Sitten und zugleich ein zierlicher Dichter. Hannibal konnte ſchreiben und leſen; aber damit war ſeine wiſſenſchaftliche Ausſtattung zu Ende. Er war von Natur rauh und in ſich gekehrt und liebte es zu ſpotten und überall Händel zu ſuchen, wenn es ſich traf, daß er wider Willen mit Andern in Berührung kam.

Nachdem der Oheim Ludovico beide jungen Leute beſtimmt hatte, ſich der Kunſt zu widmen, zeigten ſie dieſen ihren Charakter ebenſo in der Ausübung derſelben. Auguſtin war vorſichtig in ſeinen Entſchlüſſen, allein wenn er ſie einmal gefaßt hatte, ſo ſchreckte er auch vor keiner Mühe zurück und ſuchte die größten Schwierigkeiten durch Studium und Fleiß gründlich zu überwinden. Nicht ſo ſein Bruder. Hannibal war ſchnell bereit und ließ die Schwierigkeiten bei Seite, um ſich auf gebahntem Wege ſeinem Ziele zu nähern. Ohne die weiſe Leitung ihres Oheims wären ſie wahrſcheinlich höchſt mittelmäßige Maler geworden und hätten die Kunſt nicht um ein Haar breit gefördert. Allein Meiſter Ludovico war der rechte Mann für ſie; bei dem Einen, ſagte er, muß ich Sporen, bei dem Andern den Zügel anwenden. Auguſtin gab er daher zu Fontana in die Lehre, während er Hannibal bei ſich behielt. Dies beobachtete er ſo lange, bis beide junge Leute in ein Alter getreten waren, um ihren eigenen Vortheil zu begreifen, wo ſie ſich beſſer verſtanden und einſehen lernten, daß ihre bisherige Zwietracht ſich in Eintracht verkehren müſſe, wenn ſie mit Nutzen ſich in ihrer neuen Laufbahn bewegen wollten. Er zog ſie wieder in ſeine Nähe und ließ ſie unter ſeiner Aufſicht in Parma und Venedig ihr Studium vollenden. In der letztern Stadt war es, wo Auguſtin, der ſchon bedeutende Fortſchritte als Kupferſtecher gemacht hatte, ſich in dieſer Kunſt ſo vervollkommnete, daß er großen Ruf erlangte. Hannibal hingegen blieb Maler und verfertigte nicht blos treffliche Kopien nach Correggio, Tizian und Paolo Veroneſe, ſondern er gefiel ſich auch darin, eigene Kompoſitionen in der Art und Weiſe dieſer Meiſter zu malen.

Nach dieſen Ergebniſſen kamen die beiden Brüder wieder in ihr Vaterland zurück. Die älteren Meiſter widerſetzten ſich dieſen neuen Eindringlingen und recenſirten die Bilder, welche ſie malten, mit der ungerechteſten Strenge. Die Alten hatten aber, wie dies überall der Fall iſt, großen Kredit, und es war natürlich, daß zuerſt ihre Schüler und dann der große Haufe ihnen beiſtimmten und endlich die armen Carracci mißmuthig und in ihren Vorſätzen ſchwankend machten. Nur Hannibal behielt ſeine ganze Kraft und feuerte die beiden Andern an, den entnervten Schöpfungen, welche ihre Gegner hervorbrachten, wahre und lebenathmende Werke entgegenzuſtellen. Dies wirkte. Alle drei vereinten ſich jetzt mit vollem Einverſtändniſſe, und die Umwandelung des herrſchenden Styles war die Folge, die lange vorher ihnen vorgeſchwebt hatte, allein jetzt erſt zum vollſten Ausbruch kam und ſich überall hin Bahn machte.

Die Carracci eröffneten nunmehr in ihrem eigenen Hauſe eine Lehranſtalt, welche ſie Accademia degl' Incammanati — Akademie der Vorwärtsſchreitenden — benannten. Die Zahl ihrer Schüler mehrte ſich von Tag zu Tage. Guido Reni, Albano, Zampieri, der den Namen Domenichino führte, verließen ihre Meiſter und eilten zu den Carracci. Wer in der Kunſtwelt nur ein wenig bewandert iſt, weiß, welche Berühmtheit dieſe Männer ſpäter erhielten, und daß ſie zu den erſten aller Zeiten gezählt werden. Die andern Akademien fühlten die Folgen dieſer Begebniſſe; ſie ſahen ſich verödet und mußten geſchloſſen werden. Jetzt beugten ſich endlich die Widerſacher der neuern Schule, und ein damals berühmter Maler, Ceſi, erklärte, daß er ſich fortan zu ihr bekennen wolle, und Fontana äußerte, daß er es bedauere, zu alt zu ſein, um die Lehren der Neuerer anzunehmen.

Obgleich zwar alle drei Carracci einträchtig unter ſich den Unterricht leiteten, ſo war es doch Auguſtin, der das Schwierigſte deſſelben beſorgte, nämlich Perſpektive und Architektur zu lehren. Auch die Lehre von den Muskeln lag ihm ob, wobei er einen gelehrten Anatomen zur Seite hatte. Uebrigens wurde den Schülern keinerlei Zwang auferlegt und jeder konnte den Pfad verfolgen, wie der Geiſt in ihm ihn dazu antrieb. In ſchwierigen Fällen wurde die weiſe Einſicht des alten Meiſters Ludovico zu Rath gezogen. Hannibal trieb das Landſchaftzeichnen, und fertigte mit ſeinen Schülern oft zur Erholung Karikaturen an. Studium der Natur und Studium der größten Meiſter der Kunſt war der heiſame Grundſatz, welcher in dieſer Akademie waltete. Was ihr fehlte, war die gehörige Erkenntniß der Antike, welche Auguſtin mit dem Spottnamen: Römiſche Kunſt, belegte; dennoch aber zeigten ſie oft in ihren Werken, daß der Reiz, den wir in den antiken Meiſterſtücken für alle Zeiten bewundern, auch ihnen nicht fremd war. So viel iſt gewiß, daß jene Drei, die wir oben nannten, Albano, Guido Reni und Domenichino, den Lehren und dem Beiſpiel der Carracci, die Anmuth ihres Styls, ſo wie der nicht minder berühmte Guercino ihnen ſein bezauberndes Helldunkel verdankte.

Außer dieſen großen Malern, welche die Welt der Akademie der Carracci verdankte, ſind noch andere tüchtige Künſtler zu nennen, wie: Tiarini, Maſſari, Cavedoni, Spada, Garbieri, Brizio u. ſ. w., deren Bilder auch jetzt noch in gerechter Werthſchätzung ſtehen. Ludovico, welcher als der eigentliche Urheber dieſer glücklichen Umgeſtaltung der Dinge in der Kunſtwelt zu betrachten iſt, überlebte ſeine beiden Neffen, und zwar Auguſtin um 17 und Hannibal um 10 Jahre. Alleinſtehend und von Jahren gebeugt, ſchuf er zwar noch immer, allein manches gelang nicht mehr ſo, wie in frühern Zeiten. Ein Fehler, den er in der Zeichnung eines Fußes in dem Bilde der Verkündigung zu

Digitized by Google

St. Peter beging, koſtete ihn das Leben; er ſtarb nämlich aus Verdruß darüber.

Von Auguſtin beſitzt man wenig Bilder, da er ſich hauptſächlich der Kupferſtecherkunſt hingab, die ihn reichlich nährte. Die Malerkunſt hat hierdurch einen eigentlichen Verluſt zu beklagen, da er die beiden Namensbrüder überflügelt haben würde, indem er mehr Einbildungskraft als dieſe beſaß und auch in der Korrektheit der Zeichnung von Niemand übertroffen werden konnte. Am berühmteſten unter ſeinen Bildern iſt ſein Chriſtus, der im Palaſte Albani in Rom gezeigt wird und der im Antlitze die höchſte Majeſtät mit dem gewaltigſten Ernſte verbindet.

Hannibal's Styl veränderte ſich häufig; dennoch aber muß man ihn den größten Meiſtern beizählen. Als Betreter der Bahn, welche die Parmeſaniſche Schule unter und nach Correggio befolgte, lieferte er eine Kreuzesabnahme, im Kapuzinerkloſter zu Parma, welches dem Stifter jener Schule ſelbſt beigemeſſen werden kann. Sein heiliger Rochus, der ſich jetzt in Dresden befindet, wurde von Guido Reni in geätzter Manier nachgebildet. Im Jahre 1600 ging er nach Rom, und hier verließ er ſeine Manier und wandte ſich dem Studium Raphael's zu. Milderung ſeines ungeſtümen Feuers, Berichtigung der überſchwenglichen Formen, die er bis dahin angewendet hatte, waren die heilſamen Folgen. Außer den Bildern, die Hannibal in verſchiedenen Kirchen Roms gemalt hat, iſt es vor Allem das, was er in dem Palaſt Farneſe geſchaffen, was den Vollbegriff ſeiner ganzen künſtleriſchen Kraft und den wahrſten Ausdruck von dem liefert, was eigentlich die durch die Beſtrebungen der Carracci neubelebte Kunſt zu leiſten im Stande war. Der Gegenſtand dieſer Reihe von Schilderungen ſind Allegorien der Tugenden, und man erkennt darin den Einfluß, welchen das Studium der Antike, namentlich des farneſiſchen Herkules und des berühmten Torſo des Belvedere auf Meiſter Hannibal ausübte, ferner die Gewalt Michel Angelo's und die Anmuth Raffaelle's; Alles athmet Kraft und Reiz in dieſen Werken.

Anton Raphael Mengs, der deutſche Künſtler, der ſeine Werke in Rom und Madrid geſchaffen und bewundern ließ, war zugleich großer Kunſtkenner und gelehrter Schriftſteller in Sachen der Malerei, und er ſprach das Urtheil über Hannibal Carracci aus, nachdem er deſſen Werke im Palaſt Farneſe geſehen hatte, daß er es verdiene, den vierten Platz unter den Malern einzunehmen, nämlich nach Raffaelle, Correggio und Titian.

Der große Styl und die hohe Vollendung in dieſem genannten Werke trug auch ſehr viel dazu bei, daß Domenichino, Guido, Albano und Lafranco, nachdem ſie hier ſtudirt hatten, dasjenige wurden, wozu ſie berufen waren. Auch aus Flandern und Holland zogen die Künſtler herbei, um ſich an dieſem Feuer zu nähren, und nach dem allen iſt es mit Beſtimmtheit anzunehmen, was auch ziemlich allgemein ausgeſprochen wird, daß Hannibal Carracci der größte Maler unter ſeinen Namensgenoſſen war. Auguſtin war hingegen der bedeutendſte Geiſt von ihnen, und Ludovico, dem wir die Bildung der Andern verdanken, gewiß der beſte Lehrmeiſter.

Mit den drei Carracci ging das goldene Zeitalter der Kunſt eigentlich zu Ende. Sie waren die letzten, die ſich durch eine entſchiedene Ueberlegenheit hervorthaten. Nach ihnen wirkten noch für wenige Jahre einige ihrer Schüler als ein Abglanz und ein Ausfluß ihrer Kraft. Wenn ſpäter auch noch Geſchicklichkeit angetroffen wurde und manches begabte Talent ſich bemerkbar machte, ſo konnten doch ſchon die Klagen über Verfall nicht mehr unterdrückt werden. Mehrere folgten dem Guido Reni und bezeichneten eine neue Epoche, die bis auf Giordano reicht, und die man in der Kunſtgeſchichte das ſilberne Zeitalter zu nennen übereingekommen iſt. Hier wurden die Bilder ſchlechter, während ihr Preis ſtieg. Guido Reni war mit dem letztern vorangegangen; die Carracci wurden nie ſo gut bezahlt. Ludovico ſtarb in einer kleinen Wohnung, eben ſo einfach, wie er gelebt hatte; Auguſtin und Hannibal ſtarben noch ärmer. Sie waren nie verheirathet geweſen; ſie ſelbſt pflegten zu ſagen: daß ſie mit ihrem Handwerke vermählt ſeien, und in der That liebten ſie das, was ſie im beſcheidenen Sinne jener Tage ihr Handwerk nannten, ſo ſehr, und waren ſo unabläſſig mit allen ihren Gedanken dabei, daß ſie, ſelbſt wenn ſie beim Eſſen waren, Papier und Bleiſtift neben ſich liegen hatten, um irgend eine Stellung oder Bewegung, die ſich darbot, ſogleich durch eine hingeworfene Zeichnung dem Gedächtniſſe aufzubewahren.

Ein jüngerer Bruder Auguſtin's und Hannibal's, Francesco mit Namen, der gleichfalls von Ludovico unterrichtet worden war, allein dieſen im Alter anfeindete und ihm zum Trotze nach dem Tode ſeiner Brüder eine Anſtalt als „ächte Schule der Carracci“ eröffnete, ſtarb ſchon im ſiebenundzwanzigſten Jahre, ohne etwas Bedeutendes hinterlaſſen zu haben. Antonio Carracci war der natürliche Sohn Auguſtin's und lebte bei Hannibal in Rom bis zu deſſen Tode, wo er ihm ein prächtiges Leichenbegängniß veranſtaltete. Allein ſtets kränklich brachte er ſein Leben nur auf fünfunddreißig Jahre. Sowohl im päpſtlichen Palaſte als auch in der Kirche San Bartolomeo zu Rom ſieht man Werke dieſes Malers; in Privatſammlungen gehören ſie zu den Seltenheiten.

Ludwig Carracci ward im Jahre 1555 geboren und ſtarb 1619; Auguſtin lebte von 1557 bis 1602; Hannibal von 1560 bis 1609.

Wenn man das Wirken dieſer Männer überblickt, ſo wird man ihm die gerechte Würdigung nicht verſagen können; es war ein ſchönes Streben, das ſich während ihres Lebens erfolgreich hervorthat und dem Verfall der Kunſt, der zu drohen begann, Einhalt that. Trotz den Anfeindungen, die ſie im Leben erfuhren, und dem überſchwenglichen Lobe, das ihnen Spätere, wie z. B. Raphael Mengs ertheilte, hat die unpar-

Digitized by Google

theiiſche und beſonnene Nachwelt nunmehr das Urtheil über ſie feſtgeſtellt, daß ſie in jedem Betracht ausgezeichnete Männer waren, und daß namentlich Hannibal's Werke zu den Beſten gehören, was die Zeit nach der glänzendſten Periode italieniſcher Kunſt hervorgebracht hat. Wir aber können, wenn wir einen Blick auf jene hier geſchilderte Wirkſamkeit zurücklenken, uns den Troſt daraus ziehen, daß mit feſtem, ehrlichem Wollen und Fleiß und Eifer für das Wahre und Schöne ſich immer ein erſprießliches, den innern Menſchen zufriedenſtellendes Ergebniß erzielen laſſe.

A. Lewald.

Die Thierwelt von Ceylon.

Aus Campbell's Reiſen in Ceylon.

Am ſüdlichſten Ende der oſtindiſchen Halbinſel erhebt ſich eine der größten und ſchönſten Inſeln unſerer Erde aus dem Weltmeer. Ihre hohen Gebirge ſind von üppigem Pflanzenwuchs bedeckt; ihr Blumenflor verſendet die köſtlichſten Wohlgerüche; die Seewinde, die ſie beſtändig fächeln, verbreiten unter ihrem brennenden Himmel eine ſo liebliche Friſche, daß jeder Reiſende, wenn er zum erſten Mal dieſes Zauberland betritt, ausrufen muß: Hier iſt das wahre irdiſche Paradies. Und wo gäbe es auch, wenn man etwa Kaſchmir und die Hochebene Quito ausnehmen will, ſo entzückende Landſchaften und ein ſo angenehmes Klima?

Dennoch iſt Ceylon eigentlich nur für die Thierwelt ein Paradies. Der Menſch hat hier wenig Ruhe und Frieden, da er mit einer unſäglichen Menge von Ungethümen jeder Form und Größe, deren Freßgier nichts ſtillen kann, beſtändig kämpfen muß. Unvorſichtige Reiſende, die Ihr dieſes Eldorado beſucht, badet Euch nicht in jenen Buchten, wo das Meer ſo durchſichtig und ſo ruhig erſcheint; widerſtehet der Lockung, unter den großen Bäumen jener Urwälder zu luſtwandeln; entfernet Euch mit Grauſen von jenen Seen, die ſo maleriſche Landſchaften in ihrem klaren Gewäſſer abſpiegeln; ſeid ſelbſt in Euren Wohnungen, im Innern der Städte, beſtändig auf Eurer Hut. Der Feind lauert überall, hier kühn und verwegen, wie Elephant und Tiger, Büffel und wilder Eber; dort gewandt und liſtig, wie Alligator, Schlange und Skorpion.

In allen übrigen Ländern der Erde ſucht und verfolgt der Jäger das Wild. In Ceylon kommt das Wild oft mit unglaublicher Dreiſtigkeit dem Jäger entgegen; es rächt ſich zuweilen an ganz harmloſen Menſchen für die Angriffe, über die es zu klagen hat. Wir wollen einige merkwürdige Beiſpiele anführen, ſagen aber in Parentheſe, daß wir unter Wild die ganze frei lebende Thierwelt verſtehen, vom Elephanten bis zur Ameiſe.

Wenn ein Koloniſt, nach ermüdender Tagesarbeit, am Abend einſchläft und nicht die Vorkehrung gebraucht hat, um ſeine iſolirte Wohnung Feuer anzuzünden, ſo weckt ihn plötzlich ein gewaltiges Getöſe. Es wird einmal um's andere an ſeine Thür gepocht. Er ſpringt aus dem Bette und eilt an's Fenſter. Da erblickt er einen Elephanten, der alles Gemüſe in ſeinem Garten aufgezehrt hat und ihm jetzt einen nächtlichen Beſuch abſtatten will. Oeffnet man dem unheimlichen Gaſte nicht ohne Verzug, ſo wird er die Thür einſtoßen und das Haus zerſtören. Um nun ein ſchreckliches Schickſal abzuwenden, weckt der arme Pachter eilig ſein Geſinde, erhebt ein Zetergeſchrei, verſchießt all ſein Pulver und zündet ein großes Feuer an.

Du ſitzeſt noch ſpät in der Nacht und lieſeſt in einem Buche, deſſen Inhalt Dir ſehr anziehend iſt. Da mit einem Mal verliert die oben an der Decke hängende Lampe ihren Schein, und es entſteht ägyptiſche Finſterniß. Ein Schwarm Fledermäuſe iſt in das Gemach eingedrungen, tummelt ſich um die Lampe herum und wirft ſo eine Zeitlang wie Wolken, die den Mond verhüllen. Die Fledermäuſe von Ceylon ſind ſtärker und kecker als die unſrigen. Herr Campbell hatte es einmal im Freien, bei einbrechender Nacht, mit Tauſenden dieſer Thiere auf einmal zu thun und konnte ſie nur dadurch abhalten, daß er einen ungeheuren Knittel beſtändig über ſeinem Haupte ſchwang. „Ich würde kein Ende finden,“ — bemerkt derſelbe, — „wenn ich alle Wunderdinge der Inſel beſchreiben wollte. Neulich zeigte man mir einen Froſch, der bei dem Verſuch, eine Ente zu verſchlingen, erſtickt war. Freilich hatte dieſer Froſch einen gewaltigen Umfang und die Ente war ſehr klein geweſen. Man hatte ſie beide am Ufer des Fluſſes todt gefunden, und zwar ſteckte der Körper der Ente zur Hälfte in der Kehle des Froſches.“

Weit gefährlichere Thiere als jene verwegenen Fledermäuſe und gefräßigen Fröſche ſchleichen zuweilen in die Wohnungen, ohne bemerkt zu werden, verſtecken ſich mit vieler Klugheit und erwarten eine günſtige Gelegenheit, um ihren Streich auszuführen. Wenn man ſchlafen gehen will, findet man bisweilen in ſeinem Bette einen ungeheuren Skorpion, deſſen Stich, wo nicht todbringend, doch ſehr ſchmerzhaft iſt. Ich übergehe eine Menge Spinnen und Tauſendfüße, denen man auf jedem Schritte begegnet; aber in Betreff der Skorpionen muß ich ein Experiment erzählen, das Oberſt Campbell in Colombo angeſtellt. Derſelbe wollte nämlich das Problem löſen, ob ein Skorpion, den man rings mit Feuer umgibt, durch einen Stich ſich ſelber tödtet oder in die Flamme rennt. Er verſchaffte ſich zwei dieſer Thiere und ſtellte ſie mitten in einen Kreis glühender Kohlen, auf die er beſtändig entzündbare Stoffe warf. Die beiden Skorpione rannten mehrmal mit aufgerichteten Schwänzen im Kreiſe herum; dann ſtürzten ſie mit einer Art Verzweiflung einer gegen den anderen und verſuchten, einander zu ſtechen, ohne daß die immer heftiger werdende Hitze ſie anſcheinend geplagt hätte. Herr Campbell nahm ſchnell einen der beiden Kämpfer heraus und beobachtete den anderen ſehr aufmerkſam. Das arme Thier blieb anfangs unbeweglich in der Mitte des Kreiſes;

Digitized by Google

dann ſuchte es an allen Seiten einen Ausgang, um ſich zu retten; endlich ſtürzte es ſich, zum großen Erſtaunen der Zuſchauer, mitten in die Flamme und war mit einem Sprung hindurch. Allein dieſer Akt koſtete es einen Fuß, der gänzlich verbrannt war. Herr Campbell tödtete den Skorpion ſogleich, um ſeinen Qualen ein Ende zu machen. Der andere wurde von neuem in den Kreis geſetzt, bewies eben ſo viel Entſchloſſenheit, kam aber in den Flammen um.

Eines Tages ging Herr Campbell nach einem Spazierritt in ſein Kabinet, um ein kaltes Bad zu nehmen. Als er eben ſich auskleiden wollte, hörte er ein gelindes Rauſchen unter ſeinem Nachttiſch: es rührte von einer prächtigen Cobra de Capello, der gefährlichſten Giftſchlange Indiens, her. Sogleich lud er eine Piſtole mit kleinem Blei und ſchritt gerade auf den Feind los. Bei ſeinem Anblick richtete die Schlange ſich empor, zeigte ihm die auf ihren Hals gezeichnete Brille und ziſchte gräßlich; aber der Schuß zerſchmetterte ihr den Kopf. Hätte der Oberſt dieſen Feind nicht bemerkt, ſo wäre er des Todes geweſen.

„An einem Nachmittage,“ ſo erzählt der Verfaſſer — „ſaß ich mit zwei Damen und zwei Herren in einem großen Saale. Wir plauderten von Neuigkeiten, als wir plötzlich ein ſehr ſtarkes Geräuſch über unſeren Häuptern vernahmen. Schon im nächſten Augenblick ſtürzte das Dach des alten holländiſchen Hauſes, in dem wir ſaßen, um uns her ein, ohne Jemand zu erſchlagen; als wir jedoch den freien Himmel über uns erblickten und unſere Perſon mit Holzſplittern, Ziegeln und Staub überdeckt ſahen, eilten wir davon und ſuchten eine dauerhaftere Wohnung zu gewinnen. Man forſchte natürlich nach der Urſache dieſes Ereigniſſes, und es ergab ſich, daß alle Balken des Daches, die äußerlich keine Spur von Beſchädigung zeigten, in ihrem Innern von unſichtbaren Schanzgräbern, den weißen Ameiſen, zerfreſſen und ausgehöhlt waren.“

Bei dem Allen iſt man in ſeinen vier Mauern vergleichsweiſe immer noch am ſicherſten. Das Meer wimmelt von Haifiſchen, die allezeit bereit ſind, den Badenden zu verſchlingen; nicht minder gefräßige Alligatoren bevölkern die Flüſſe und kleinen Seen. Es traf ſich zu verſchiedenen Malen, daß Oberſt Campbell, wenn er an einem Gewäſſer fiſchte, gleichzeitig von einem Tiger und einem Alligator beobachtet ward, die in geringer Entfernung von einander am jenſeitigen Ufer lauerten, während ein Rudel Affen dem emſigen Fiſcher Kokosnüſſe an den Kopf warf. Ein Freund Campbell's, Dr. M., mußte eines Tages über einen kleinen See, und zwar an einer wenig tiefen Stelle, wo Baumſtämme als natürliche Brücken dienten. Zu ſeinem großen Erſtaunen wich Einer von dieſen Stämmen unter ſeinen Füßen und verſchwand. Der Doktor verlor das Gleichgewicht und ſank bis über die Hüften in's Waſſer; ſonſt aber geſchah ihm kein Leid: der faule und grünliche Stamm, auf den er unvorſichtiger Weiſe ſeinen Fuß geſetzt, war der Rücken eines ungeheuren Alligators geweſen.

Wer ſich's einfallen läßt, im kühlen Schatten irgend eines freiſtehenden Baumes auf dichtem Raſen ein Schläfchen zu halten, dem kann es leicht paſſiren, daß er ſich beim Erwachen von durſtigen Blutegeln ganz überdeckt ſieht. Dieſe ſcheuslichen Thiere benutzen Deinen Schlaf, um ſich einmal an Menſchenblut gütlich zu thun. Selbſt die Landſtraßen ſind unſicher. Mancher Reiſende wird, ehe er ſich's verſieht, von Elephanten, Tigern, Büffeln, Ebern oder Affen angegriffen.

Nach d. Mag. f. Lit. d. Ausl.

Rigi.

Wer die Schweiz bereist hat, kennt den Rigi, ſei er von Oſt oder Weſt, von Nord oder Süd über die Gränze dieſes vielgeprieſenen Alpenlandes geſchritten, und in der That, der Rigi verdient ſeinen Ruf und ſeinen Namen, möge der letztere nun von regina montium, wie der Dichter will, oder von mons rigidus herkommen, wofür das rauhe, ſtarre Ausſehen des Berges an der Nordſeite, wo er gerade am höchſten iſt, zu ſprechen ſcheint. Deutſche, Franzoſen, Engländer, Italiener, Schweden, Ruſſen, ſelbſt Amerikaner, Oſt- und Weſtindier bringen alljährlich demſelben den Zoll ihrer Bewunderung dar; bald mit dem Torniſter auf dem Rücken, dem Alpſtock in der Hand, bald mehr in dem Koſtüm der vornehmen Welt, in lange Mäntel gehüllt, auf Saumroſſen und in Sänften, oft ſchweres Gepäcke des Luxus nach ſich ſchleppend, löst ein Zug den andern ab.

Der Rigi bildet in Richtung von NW. nach SO. eine Bergmaſſe, die 8 — 10 Stunden im Umfang hält und auf dem Kulm eine Höhe von 5500 Fuß hat. „Schon von Natur“ — ſagt das Rigibüchlein — „iſt dieſer prächtige Berg der Himmelskönigin gewidmet, weil noch nie eine Schlange, die alte Erbfeindin des menſchlichen Geſchlechts, welcher die Jungfrau den Kopf zertreten hat, auf ihm geſehen wurde.“ Daher die vielen heiligen Oerter auf dem Berge, daher die vielfachen Legenden, die ſich an dieſelben knüpfen, die Wunderſagen von Wirkungen der Gnadenbilder, die da ihren Sitz haben, die Inſchriften, Votivtafeln und Stiftungen, wodurch die Geretteten ihre Dankbarkeit bezeigen.

Acht Wege führen von den verſchiedenſten Ortſchaften am Fuß des Rigi's in ungleicher Ausdehnung und Bequemlichkeit auf die Höhe. Die betretenſten ſind die von Arth und Goldau, die ſich am Wirthshaus vom „untern Dächli,“ wo der Kulmrücken mit dem Rücken des Rothſtocks zuſammenſtößt, vereinigen. Steil und ſchauerlich wendet ſich von da der Pfad meiſt auf Stiegen und Holzſtämmen in einer finſtern Schlucht aufwärts; Wälder, Waſſerfälle, theils von der Aa gebildet, theils von den Seiten der beiden Gebirgsrücken herabrauſchend, umgeben uns von allen Seiten und laſſen faſt die Stationen überſehen mit den

Digitized by Google

kleinen Gemälden aus der Leidensgeſchichte, an denen wir allmälig vorbeikommen. Wo die kleine Kapelle mit der Kreuztragung ſteht, — eine zweite enthält die Kreuzigung, — mündet der Weg von Lowerz ein. Etwa eine Viertelſtunde oon dem Kloſter wird die Schlucht offener, die grünen Wände ſenken ſich anmuthig zu dem Pfad herab, die erweiterten Berghänge formiren ſich höher hinauf zu einer Art oon Amphitheater. Zunächſt über dem Hoſpitium wird der Boden wieder ſteinig, geht dann in Waiden über, der Holzwuchs erſtirbt und wir ſtehen nach dreiſtündigem Steigen an dem Staffelwirthshauſe. Zu demſelben ſteigt unmittelbar der Weg von Küßnacht heran, der nächſte, aber ſteilſte Reitweg auf den Rigi. Bei dem Kreuz auf dem Seeboden, einer kleinen Ebene in der Mitte der Bergwand vereinigt ſich der Weg von Immenſee mit ihm, wenn man es nicht oorzieht, unmittelbar von den Sennhütten des Seebodens auf das Wirthshaus loszugehen. Der Weg von Luzern aus über Wäggis am Vierwaldſtädter See iſt der bequemſte und genußreichſte. Wäggis ſelbſt, in einem Winkel des See's, vor allen kalten Winden geſchützt, mit zerſtreuten, zwiſchen Obſtwäldern oerſteckten Wohnungen, und der Perſpektive auf die Rieſenhörner der Unterwaldner Alpen, erinnert an die zauberiſchen Gelände eines tropiſchen Himmels. Unter Kaſtanien, Eichen, Buchen hinweg, an der unbeſchreiblich ſchön gelegenen Kapelle Heiligkreuz, die auf der Mitte der Bergwand am Saume der Fichtenregion ſteht, vorbei, über grüne Alpen mit Sennhütten und Heerden, über uns ungeheuere Felsblöcke, ſteigen wir in beſtändigem Wechſel der Landſchaft aufwärts. Ober dem ſogenannten Felſenthor, aus zwei mächtigen, gegen einander geneigten Felsſtücken, die ein drittes einklemmen, gebildet, biegt der Steig oon Fiznau ein, meiſt nur von Pilgern aus Unterwalden benützt. Endlich verliert ſich der anmuthige Pfad in eine große, freie Matte, an der Abdachung des Rothſtocks. Hier iſt die Kapelle und das Wirthshaus zum kalten Bad (3100 Fuß über der See). Laut einer Inſchrift in der Kapelle verdankt dieſelbe ihre Entſtehung drei Schweſtern, die vor den Nachſtellungen der Vögte Kaiſer Albrechts nach einem brünſtigen Gebet zu der h. Jungfrau von einem Engel in dieſe unbekannte Wildniß geleitet wurden, wo ſie ihr Leben in ſtillem Frieden beſchloſſen. Die Himmelskönigin aber ließ aus einem Felſen neben ihrer Hütte einen wunderthätigen Born ſprudeln, der noch jetzt der Schweſternborn genannt wird. Aus der Hütte wurde ſpäter eine Kapelle und das Waſſer gebrauchen Kranke und Gebrechliche ſeit Jahrhunderten. Bei Kolik, Gliederweh, Wechſelfieber ꝛc. leiſtete es gute Dienſte, und iſt bei ſeiner Kühle und Reinheit für den Wanderer ungemein erquickend. Auch die Einrichtung des Bads genügt beſcheidenen Anſprüchen vollkommen, beſonders ſeitdem neben dem alten Gebäude ein neues, geräumigeres aufgeführt iſt, das außer einem Speiſeſaal hinlängliche Zimmer und mehrere Badkabinete enthält. — Vom Kalten Bad zieht ein angenehmer Fußpfad längs der ſüdweſtlichen Abdachung des Rothſtocks über eine Senkung des Bergrückens auf die andere Seite deſſelben nach Maria zum Schnee. Der Weg nach der Rigiſtaffel geht aber über eine große Waide und dann um den Rothſtock herum über ſteile Abgründe hinweg und nach kurzem Zwiſchenraum zu dem dort befindlichen Wirthshaus.

Ueber die Entſtehung des mehrfach erwähnten Kloſters und der Kapelle Maria zum Schnee, der Hauptkirche auf dem Berge, gibt das Rigibüchlein folgende Aufſchlüſſe: „Im Jahr 1689 verſammelte Seb. Zay, Kirchenvogt zu Arth, die Hirten des Rigi, und erbaute mit ihrer Hilfe eine Kirche und ein kleines Haus für die Kapuziner oon Arth. Im Jahr darauf ward ein Marienbild auf den Altar geſtellt, von dem Maler Balth. Steiner von Arth, jedoch hatte er ſelbſt dabei faſt nichts gethan, ſondern eine höhere Macht ſeine Hand geleitet, auch vermochte er nimmermehr, ein Bild dergleichen zu entwerfen. Der Stifter und die Kapuziner baten ſofort den h. Vater, die Kapelle ſammt der Miſſion der Kongregation de propaganda fide in Rom einverleiben zu dürfen, als oerbreiteten ſie den chriſtlichen Glauben in dieſer Wildniß. Demgemäß weihte der Nuncius Piazza im Jahr 1700 oor einer großen Menge Volks die Kapelle unter dem Namen: Maria zum Schnee. Da die Zahl der Pilger mehr und mehr zunahm, ließ der Landammann Schorno von Schwyz 1709 eine neue, viel ſchönere Kapelle bauen, die ſpäterhin von den Päbſten, insbeſondere Clemens XII. und Pius VI. vielfältigen Ablaß erhielt, nnd die Kapuziner wohnen ſeitdem Sommers und Winters in dem Kloſter nnd warten des Gottesdienſtes. Die h. Jungfrau hat aber daſelbſt zahlreiche Wunder verrichtet, und das Gebäude iſt ooll Erinnerungszeichen, welche die Dankbarkeit der Geretteten hieher geſtiftet hat.“

Nach und nach entſtanden Wirthshäuſer um das Kloſter, wovon die älteſten ihren urſprünglichen Charakter von Quartieren für Landleute bisher beibehalten haben, während die neuen durch größere Eleganz und bequemere Einrichtnng beweiſen, daß ſie es mehr auf Fremde, die der Schauluſt wegen den Berg beſuchen, als auf Wallfahrer abgeſehen haben, welche oon religiöſem Bedürfniß hieher geführt werden. An den Häuſern ſind kleine Gärtchen angebracht, die Mönche, deren außer dem Superior vier hier hauſen, pflanzen ſelbſt etwas Zwergobſt, das aber ſelten reif wird. Das Kloſter beſitzt ziemliche Mittel und koſtbares Kirchengeräthe.

Aus der geweihten Nähe der h. Jungfrau geht es nun zu einigen, mehr weltlichen Anſtalten. Einen unbequemen Fußpfad das Bergthal hinauf gelangen wir wieder zur Rigiſtaffel, wo die Wanderer oon den andern Seiten des Bergs einſtweilen zurückgeblieben. Jetzt eilen wir zuſammen über eine ziemlich ebene Trift, dann in ſteilen Windnngen nach der Kulmſpitze hinauf, die nur eine halbe Stunde entfernt iſt. Hier ſteht ein großes, bequem eingerichtetes Gaſthaus, in demſelben Jahre mit dem von der Rigiſtaffel (1816) erbaut. Wer

Digitized by Google

bis dahin den Aufgang der Sonne zu ſehen wünſchte, mußte alſo noch in der Nacht vom Kloſter hinaufſteigen und ſah ſich dann oben allen Winden und jedem Ungeſtüm der Witterung preisgegeben. Das Gebäude liegt in einer kleinen Vertiefung, etwa 200 Schritte von der oberſten freien Fläche, auf welcher noch ein hohes, hölzernes, mit einer Treppe verſehenes Gerüſte zu vollſtändigerm Genuß der Ausſicht angebracht iſt. Hier gedeiht kein Strauch, keine Pflanze mehr, nur die einſame Alpenroſe blüht an den ſteilen Halden, und ſelbſt an kalten Sommertagen, vorzüglich bei Weſt- und Nordoſtwind fällt oft Schnee, der aber von der Sonne ſchnell wieder verſchwindet. Das Staffelwirthshaus gibt dem auf dem Kulm befindlichen an Räumlichkeit und bequemer Einrichtung wenig nach, die Lage deſſelben iſt noch anmuthiger, aber freilich um 900 Fuß tiefer, als jenes. Das Kulmhaus hat einen Blitzableiter; ein guter Thermometer, Barometer und Hygrometer iſt zum Zweck phyſikaliſcher Unterſuchungen angeſchafft und in dem hübſch eingerichteten Speiſezimmer ein Pianoforte, eine kleine Bibliothek, und zum Verkauf Karten, Panorama's und Stahlſtiche, Schnitzarbeiten, Gemshörner, Alpenfoſſilien und Bergkryſtalle zu finden. Die ſehr niedrigen Schlafgemächer reihen ſich zellenartig an einander. Die Preiſe ſind für die Lage des Ortes nicht unbillig zu nennen. Seit einigen Jahren iſt ganz in der Nähe des Wirthshauſes zum Kulm ein neues, kleineres Gaſthaus errichtet, welches ſeiner guten Speiſen und Getränke, beſonders aber ſeiner außerordentlichen Billigkeit wegen, den Reiſenden mit Recht zu empfehlen iſt.

Einige Stöße in das Alpenhorn verkünden am Morgen, wenn Fremde da ſind, den Aufgang der Sonne. Schon ſind die Spitzen der Hochgebirge geröthet, endlich erſcheint die glühende Feuerkugel in unendlicher Pracht, und ihre erſten Strahlen wecken das erſtorbene Leben der Natur, die von Minute zu Minute majeſtätiſcher ſich entfaltet und mit ihren tauſendfachen Eindrücken immer mächtiger die Sinne des Beobachters gefangen nimmt. Gegen Abend ſammeln ſich Purpurgluthen am Horizont, langſam ſinkt das herrliche Geſtirn des Tags hinter den ſanften Wellen blauer Gebirge hinab. Schweigen herrſcht rings umher, in zartem violetem Duft ſchwimmt die Atmoſphäre, in ſanfter Roſenfarbe, von Gold und Purpur überhaucht, leuchten die Spitzen der Alpenſtöcke, das einfache Weiß ihrer Gewänder hinter ſchillernden Tinten halb verhüllt. Allmälig erblaßt auch der letzte Schimmer, noch ein Strahl, noch ein Blitz und nächtliches Dunkel iſt rings um uns — aber deſto heller wird es jetzt in unſerm Innern, wir haben ein Wunder der Schöpfung geſehen, für das es keinen Maßſtab mehr gibt.

Der Tag gebührt auf dem Kulm dem Genuß des Rundgemäldes, in welchem Alles, was die Natur Maleriſches, Schönes, Erhabenes und Herrliches geſchaffen, ſeine entſprechende Stelle findet. Der Blick gleitet zuerſt ungewiß hin und her, ſchattenartig ſchwebt Bild an Bild vorüber, erſt auf der weiten, in dunkler Ferne ſich ausdehnenden Ebene, in welche die niedern Berge ſich faſt verlieren, findet das Auge wieder einen Ruhepunkt; aber wiederum hebt, wendet es ſich und nimmt das ganze Schauſpiel entzückt in ſich auf. Arth und der obere Theil des Zuger Sees liegt faſt zu den Füßen und das von den Bergwänden hochgrün gefärbte Waſſer täuſcht das Auge ſo, daß man oft Schwimmvögel zu ſehen glaubt, wo ein Blick durch das Fernrohr die geſchwellten Segel, die weißen Decken von Schiffen zeigt. Hinter dem untern, offenen Theil des Sees dehnt ſich zunächſt die Gegend an der Reuß und der Kanton Zürich aus; die alte, hohe Kirche von Kappel, das Kloſter Muri und das Städtchen Bremgarten, weiterhin die Albiskette und in einem Einſchnitt derſelben der Züricher See, die Lägernberge, Regensberg, Bülach, das ritterliche Kyburg, der Pfeffiker-, der Lüzel- und Unziker See; noch entfernter die Schlöſſer Reinegg und Herdern und das Frauenkloſter Kalchrain im Thurgau, Schloß Herblingen und der Randen bei Schaffhauſen; der iſolirte Stauffberg, die Schlöſſer Braunegg und Wildegg, neben ihnen ein Streifen der Aar, die Ruinen der Habsburg und das uralte Windiſch im Aargau; endlich in dem ſtets ſich erweiternden Halbkreis über den Aegeriſee hin, in gerader Linie 27 Stunden entfernt, Schloß Waldburg bei Ravensburg, Tettnang, über den Pfeffiker See der Buſſen bei Riedlingen, über Schaffhauſen hin der Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen, ſämmtlich in Württemberg; näher im Badiſchen das Fürſtenberg'ſche Schloß Heiligenberg, jenſeits des Bodenſees die Bergkegel des Höhgäus, Hohentwiel, Hohenſtoffeln, Hohenkrähen; der Belchen und Feldberg im Schwarzwald, im fernſten Hintergrund die Vogeſen; — fürwahr man wird müde, die Namen zu nennen, während die Gegenſtände mehr oder weniger beſtimmt aus dem Geſichtskreis hervortreten. Weit näher gerückt und vom Bözberg bis an die Dole ununterbrochen ſichtbar iſt die Kette des Jura, leicht kenntlich die Waſſerfluh, der Weißenſtein und unter demſelben die Thürme von Solothurn, die Haſenmatt, der Chaſſeral, die Berge von Neuenburg, die Dent de Vaulion und endlich 43 Stunden weit die Dole. Im Kanton Bern iſt die Thalfläche durch Berghöhen verdeckt, deſto offener ein großer Theil des Kantons Luzern. Der Hallwyler See auf der Gränze des Kantons Aargau, der Baldegger, etwas ſüdlicher der Sempacher See, alle drei nahe bei einander, herwärts die Reuß, noch näher der Rothſee und neben ihm hinaus die wilde Emme, die ehemalige Kommenthurei Hohenrein, Surſee und Sempach, endlich Luzern mit ſeinem Münſter, ſeinen Ringmauern und Brücken, hart vor uns der gewaltige Pilatus, der ſich nirgends ſo impoſant darſtellt. Anmuthig in abgeſchloſſenem Thälchen liegt Küßnacht, die Ruine der Geßlersburg und die Tellskapelle, dieſſeits des Aegeriſees der ominöſe Ruffi- oder Roßberg, von oben bis unten wie geſpalten; unter ſeinen weithin zerſtreuten Trümmern — ein entſetzliches Bild der Zerſtörung — ſind ſeit dem 2. Sept. 1806 die Häuſer von Goldau

Digitized by Google

begraben; unmittelbar neben dieſem Todtenfelde der liebliche Spiegel des Lowerzer Sees mit ſeinen Inſelchen, Lowerz und Seewen im Thale, über dem See Steinen, Biberegg, das Stammhaus der Redinge, tiefer rückwärts das anſehnliche Schwyz, im Schatten des Felſenkoloſſes der Mythen. Erſchöpft ſchließen wir das Auge; nach einer Pauſe ergeht es ſich auf den vielfachen Geſtaltungen des da und dort auftauchenden Vierwaldſtädter Sees, ſchweift nach dem offenen Unterwalden hinüber und haftet bewundernd, ſtaunend, unwiderſtehlich gefeſſelt an der Kette der Hochgebirge, die vom Säntis bis an den wilden Strubel neben, hinter und über einander in nackten Felſenzacken und ewig beſchneiten Eismaſſen, in unzähligen Formen und unabſehbarem Gewimmel ſich aufthürmen. Wunderſchön ſteht im Vordergrund von Nidwalden das Stanzer Horn, an ſeinem Fuße der liebliche Flecken Stans, neben ihm das Buochſer Horn; auf der Ebene von Obwalden breitet ſich Kerns und Sarnen neben dem gleichnamigen See aus; von Uri und Engelberg tritt aus der Reihe der mannigfaltig unter einander geworfenen Firſten die Stirne des Titlis hervor, die grauſen Zinken der Spannörter, das ungeheure Schneefeld des Roth- und Blakenſtocks, der minder hohe aber ſtolze Briſtenſtock, die Windgelle und das ſich kreuzende Schneehorn. Aus Vorarlberg kündigt ſich in düſterer Ferne die Felſenreihe des Hochgerrach an, auf der Gränze Graubündens ein Abſchnitt des Rhätikons, im nähern Gebirge von Glarus macht ſich vor allen der prächtige Glärniſch bemerkbar, und ſüdweſtlich von ihm der weit höhere Tödi. Die klaſſiſche Reihe der Schneeberge des Berner Oberlandes eröffnet hinter dem Buochſer Horn und dem Gaisberg hervor die Pic-Geſtalt des Rizlihorns. Das Finſteraarhorn, Schreckhorn, Wetterhorn, der Mönch, Eiger, die Jungfrau und der wilde Strubel ſind eben ſo viele Punkte, an welche ſich die köſtlichſten Erinnerungen jedes Schweizer Touriſten knüpfen.

Wir ſchweigen von den mannigfachen Formen, unter welchen ſich dieſe herrliche Naturanſicht darſtellt, z. B. bei den Gewölken des Weſtwindes, wenn wechſelnd nur einzelne Theile der Ebene und der Alpenhöhen hinter dem Vorhang erſcheinen; oder bei den Nebeln des Herbſtes, wenn aus dem tiefen Dunſtmeere nur der Pilatus und die Spitzen des Jura hervorragen, — um noch des ſogenannten Nebelbildes zu gedenken, das manche Reiſende hier beobachtet haben. Wenn nämlich an den Abhängen des Rigi die Dünſte aufſteigen und der Beobachter, außerhalb derſelben befindlich, mit ihnen und der unverhüllten Sonne in dieſelbe Linie zu ſtehen kommt, erblickt er in dem beleuchteten Nebel wirklich den Schatten des Kulms und ſeine eigene Geſtalt, mit allen Bewegungen, die er vornimmt. Ein regenbogenfarbiger Halbkreis, wenn der Nebel ſehr dicht iſt doppelt ſichtbar, umſchließt gleich einem Rahmen das ganze abenteuerliche Schauſpiel.

Die Fremden, welche den Rigi beſuchen, theilen ſich in zwei Klaſſen. Die eine und bei weitem die größere beſteht aus ſolchen, welche die Ausſicht auf dem Berge anlockt, die andere aus Kurgäſten, welche die Molkenkur gebrauchen, aber meiſt im Klöſterle oder kalten Bad wohnen, da auf dem Staffel und Kulm das Geräuſch der ab- und zuſtrömenden Fremden der Geneſung des Kranken wenig förderlich wäre. Vorausgeſetzt, daß die Bruſt den plötzlichen Wechſel der Temperatur ertragen kann, gibt es für den Patienten kaum einen köſtlicheren Aufenthalt. Was ſind alle Schönheiten von Weißenſtein, von Gais und ähnlichen Kurorten gegen die Reize des Rigi, gegen dieſe Verſchmelzung der lieblichen Anmuth mit der furchtbarſten Größe der Natur, dieſe ſchauervolle Nacht dunkler Haine, dieſen lachenden Schmelz grüner Matten, dieſen tauſendfachen Wechſel mächtiger Felſenwände, rauſchender Kaskaden und einſamer Thälchen, gegen die waldumkränzten Flächen mit ihren Alphütten und ſtattlichen Heerden, gegen dieſe grauſigen Abgründe und ſteilen Mauern, mit dunkelgrünen Streifen durchzogen, auf denen Guirlanden von Alpenroſen glühen, gegen die unausſprechlich ſchönen Ausſichten von dieſen Höhen, die kein anderer Punkt in der Welt gewährt, gegen die ganze, ſüße Poeſie, welche dieſen wunderſchönen und fabelreichen Berg magiſch umſpielt!

Einige ſtatiſtiſche Bemerkungen über den Rigi mögen hier noch ihre Stelle finden. Der größte Theil deſſelben gehört zur Gemeinde Arth, Kanton Schwyz, die ſüdweſtliche Abdachung des Rothſtocks mit dem kalten Bad zur Gemeinde Wäggis, Kanton Luzern. Auf dem ganzen Gebirge ſtehen 114 Sennhütten. Das Leben der Hirten iſt äußerſt einfach, eine Art von behaglicher Unthätigkeit; aber in beſtändiger Berührung mit den gewaltigen Naturkräften wachſen ſie ſtark an Körper und kühn an Geiſt auf. Am Tage der Kirchmeſſe (22. Juli) verſammelt ſich die kleine Gemeinde am Klöſterle unter freiem Himmel; dann wählen ſie ihre Vorſteher und Obrigkeiten und machen ihr Budget für das Jahr. Zum Kirchweihfeſt ſtrömt Jung und Alt aus den benachbarten Dörfern hinauf, Buden mit Zuckerwerk, unbedeutenden Galanteriewaaren und Heiligenbildern ſind vor den Wirthshäuſern aufgeſchlagen, ein fröhliches Leben bewegt ſich auf dem ganzen Berge. Am intereſſanteſten ſind die Wettkampfe, das Laufen, Springen, Steinwerfen, Ringen, die nach Schweizer Art bei dieſem Feſte ſtattfinden und ſich noch zweimal des Jahrs, am St. Laurenztage beim kalten Bad und etwas ſpäter auf dem Seeboden, wiederholen.

Büchele.

Die Flamings, Phoenicopterus Linn.

(Taf. 18.)

Die Flamings bilden eine ganz iſolirt ſtehende, mit keiner andern näher verwandte Gattung höchſt ſonderbar und abenteuerlich ausſehender Vögel, welche auch in ihren Sitten auffallend von allen übrigen

Digitized by Google

Digitized by Google

Vögeln abweichen. Es ſind Stelzenvögel mit Schwimmhäuten und entenartigen Schnäbeln, oder Schwimmvögel mit den Extremitäten der Stelzenvögel, und ſie ſind unter den Sumpf- und Waſſervögeln ungefähr daſſelbe, was der Stelzen-Adler (Falco secretarius) unter den Raubvögeln iſt.

Schnabel: Länger als der ziemlich kleine Kopf, dick, höher als breit, in der Mitte knieförmig abwärts gebogen, nach der Spitze verſchmälert; der Oberkiefer im Ganzen ſchmäler als der untere, an der Wurzel am breiteſten und höchſten, über den Naſenlöchern gewölbt, von der Biegung an platt, im Unterſchnabel liegend; die Spitze endigt in einen länglichen, inwendig ausgehöhlten Haken; an beiden Rändern je eine Reihe ſcharfer, horniger Sägenzähne; die innere Seite des Oberkiefers iſt dreiſeitig mit vielen haarartigen Lamellen beſetzt; der Unterſchnabel iſt beinahe doppelt ſo hoch, dicker und breiter als der Oberkiefer, die Ränder ſtark aufwärts gebogen, daß innen ein Kanal entſteht, welcher die Zunge aufnimmt. Die inneren Seiten des Unterkiefers ſind mit ähnlichen Lamellen verſehen, wie der Oberkiefer, es mangelt ihnen aber die Zahnreihe; äußerlich ſieht der Unterkiefer einem halben, abwärts gebogenen Schiffskiel ähnlich, deſſen Spitze ſich am Ende aufwärts biegt; dieſe iſt mit vielen tiefen Längsfurchen verſehen und legt ſich in den hohlen Haken des Oberkiefers. Wird der Schnabel geſchloſſen, ſo paßt der Oberkiefer in den untern, wie der Deckel in eine Doſe, nur mit dem Unterſchied, daß alsdann der Schnabel keinen hohlen Raum mehr enthält, ſondern ganz ausgefüllt iſt. Die Zunge iſt dick und fleiſchig, und füllt die Rinne im Unterſchnabel vollkommen aus. Die Naſenlöcher ſind halb ſo lang, als der Oberkiefer von der Stirn bis zur Biegung, keulförmig, gegen die Stirn am weiteſten, am Schnabelbug ſpitzig aufhörend, durchſichtig, mit einer weiten Haut bedeckt. Der Schnabelwinkel erreicht die Schnabelwurzel nicht ganz; das Auge klein in einer nackten Haut liegend. Zügel und Halfter nackt. Füße: ungewöhnlich lang und dünn, ſeitlich zuſammengedrückt; das Schienbein ſehr hoch und auf ungefähr zwei Drittheile nackt; die drei Vorderzehen ziemlich kurz, und bis an die Nägel mit halbmondförmig ausgeſchnittenen Schwimmhäuten verbunden; die höher eingelenkte Hinterzehe verkümmert, ſehr kurz; die nackte Haut der Füße ſehr weich, in eine doppelte Reihe von großen Schildern eingetheilt, wovon die vordern zwei Drittheile einnehmen; die Schwimmhäute netzartig; die Nägel kurz und flach gewölbt. Flügel: mittellang, nicht groß; die erſte und zweite Schwinge am längſten, die vordern Schwingen erſter Ordnung an den Spitzen ausgeſchnitten oder verſchmälert; am Buge mit hervortretenden Knochenknoten. Schwanz: zwölffederig, kurz und abgerundet.

Das Gefieder iſt dem der Schwimmvögel ähnlich, dicht und derb, am Kopf und Halſe beſonders kurz, faſt wie bei den Gänſen; die Spitze der Flügel iſt bei allen Arten ſchwarz, der Oberflügel aber mit einem nach den Arten verſchiedenen intenſiven Roth bedeckt; das übrige Gefieder mit demſelben Roth leicht überflogen, oder ganz weiß.

Die Flamings ſind zwar einfach, aber prächtig gefärbte, und wie ſchon bemerkt, höchſt ſonderbare Geſchöpfe. Ihre langen Beine und der eben ſo lange Hals mit dem kleinen Kopf und großen Schnabel ſcheinen für den zwar auch nicht großen Leib zu ſchwach und unverhältnißmäßig zu ſein, und es findet ſich in der Vögelwelt auch nur noch eine Gattnng, die Hypſibatesarten, welche gleich unverhältnißmäßig lange Füße beſitzen.

Eine auffallende, in der ganzen Gattung vorkommende und bei Beſtimmung der Art wohl zu berückſichtigende Eigenthümlichkeit iſt das ſo ſehr wechſelnde individuelle Größenverhältniß, indem gleich alte Vögel in der Länge des Halſes und der Beine höchſt verſchieden ſein können, während aber auch das Alter großen Einfluß auf dieſe Verhältniſſe ausübt; denn der Vogel wächst bis zum dritten Jahre und iſt vielleicht in dieſem Alter noch nicht vollkommen ausgebildet. Gleich alte Männchen ſind gewöhnlich größer, als die Weibchen, und die Alten größer, als die Jungen.

Das Jugendkleid iſt ſchmutzigweiß, dunkel gefleckt; im zweiten Jahre reinweiß, mit rothem Oberflügel; im dritten Jahre das ganze Gefieder roth, die Oberflügel noch röther; im vierten und den folgenden Jahren wird dieſes Roth nur intenſiver. Das Männchen iſt etwas ſchöner, als das Weibchen, ſonſt dieſem gleich gefärbt.

Die Flamings haben den Syſtematikern ſchon viele Arbeit gemacht und dieſelben in Verlegenheit gebracht, indem dieſe eigenthümliche Gattung ſich nirgends anſchließen will. Nitzſch bildete aus ihnen die Familie Odontoglossae und brachte ſie zwiſchen die Störche nnd Schnepfenvögel; während R. Wagner, welcher den Flaming genau zergliederte, geneigt iſt, denſelben als Uebergangsform von den Stelzen- zu den Schwimmvögeln zu betrachten. Es frägt ſich daher nur, was der typiſche und was der repräſentative Charakter dieſes Vogels iſt. Als Schwimmvogel charakteriſiren ihn viele anatomiſche Merkmale, ſo wie auch ſein Schnabel, ſeine Schwimmhäute und ſeine Befiederung auf eine innige Verwandtſchaft mit dieſer Abtheilung der Vögel hindeuten: ſo daß man ihn als einen Schwimmvogel betrachten könnte, deſſen Füße lang genug ſind, um da noch lange gehen zu können, wo ſeine Verwandten ſchwimmen müſſen. Dagegen entfernt ihn die Art, ſeine Nahrung zu ſuchen, ſein Neſtbau, ſeine geringe Eierzahl und faſt ſein ganzes Benehmen, von den Schwimmvögeln und nähert ihn den ſtorchartigen Vögeln, zumal den Löfflern, deren Schnabel nnd etwas große Spannhäute ſchon ſehr an den Flaming erinnern. Der Flaming wird daher erſt alsdann, wenn er in jeder Hinſicht genau beobachtet iſt, (wie die Sandhühner), ſeine wahre Stellung im Syſteme erhalten.

Digitized by Google

Die Flamings, deren es nur wenige (vier) Arten gibt, ſind ſämmtlich Bewohner der warmen und heißen Himmelsſtriche und leben in der gemäßigten Zone nur in der Nähe der Wendekreiſe; aber Verirrte überſchreiten dieſe Gränze nordwärts, ohne jedoch jemals in die kalte Zone zu gelangen. Sie ſind Zugvögel, welche regelmäßig in großen Schaaren wandern; bewohnen faſt ausſchließlich die Seeküſten oder große, nicht weit vom Meere entlegene Sümpfe, von wo aus ſie zuweilen ſich weiter in die Feſtländer hinein verfliegen. Ihr Gang iſt zierlich in großen Schritten mit faſt horizontal gehaltenem Leibe, Sförmig gebogenem, geſenktem Halſe und gleichfalls geſenktem Schnabel; ſelten, und nur wenn viele beiſammen ſind, ſtellen ſie ſich mit aufgerichtetem Rumpfe in Reihen; ihr Flug iſt leicht und ſchön und ſehr ſchnell, mit hinten ausgeſtreckten Beinen, auf größeren Reiſen in einer ſchiefen Linie, oder in Triangel, wie die Gänſe. Ihre Nahrung beſteht in meiſt ſehr kleinen Thierchen und Weichwürmern, Inſektenlarven, Konchylien, Laich und Fiſchbrut ꝛc., welche ſie in ſchlammigen, etwas ſeichten Waſſern, in welchen ſie wegen der Schwimmhäute leichter gehen, ohne einzuſinken, auf eine ſonderbare Weiſe aufſuchen, indem ſie nicht, wie andere Vögel, ihren Schnabel ſenkrecht in das Waſſer ſtecken, ſondern denſelben umgekehrt, mit dem Oberſchnabel nach unten den Schlamm durchſchnattern, das überflüſſige Waſſer ꝛc. durch ihre Lamellen und Zähne durchtreiben und das zurückbleibende Genießbare in dieſer Lage verſchlucken.

Während der Fortpflanzung leben ſie paarweiſe in großen unzugänglichen Sümpfen, wo ſie an ſeichten Stellen einen Haufen Schlamm und halbverfaulte Waſſerpflanzen mit den Füßen zuſammenſcharren, worauf ſie erſt das eigentliche Neſt aus trockenen Stoffen anbringen, ſo daß das ganze ein 18 — 20 Zoll hohes, pyramidenförmiges Gebäude bildet, welches zur Aufnahme ihrer 2 — 3 ganz weißen, mit einer ſtarken, kalkartigen Schale verſehenen Eier dient, die ſie auf dem Neſte reitend ausbrüten ſollen. Es muß jedoch vor der Hand noch bezweifelt werden, ob der Flaming in dieſer Stellung brütet, da dieſelbe faſt nicht möglich iſt, und jedenfalls für den Vogel äußerſt anſtrengend wäre. Die Naturgeſchichte des Flamings hat überhaupt noch große Lücken, welche dem Ornithologen noch ein großes Feld zu Beobachtungen bieten. Von den bekannten Arten beſitzt Europa und Deutſchland nur eine Art, den

1) Flaming der Alten (Phoenicopterus antiquorum auct.).

Artkennzeichen: Oberflügel auf beiden Seiten ſatt roſenroth; bei einjährigen Vögeln weiß, dunkel gefleckt, nur auf der untern Seite ſchwach roſenroth überlaufen.

Aeltere Ornithologen hielten alle Flamingarten für Eine, und glaubten, die in Amerika lebenden Arten ſeien durch Verfolgungen in Europa vertriebene Exemplare des Flamings der Alten; erſt neuere Ornithologen ſonderten die verſchiedenen Arten. Der Umſtand, daß der europäiſche Flaming ſowohl individuell als geſchlechtlich und nach dem Alter in der Größe ſo ſehr variirt, wodurch Individuen deſſelben mit den übrigen Arten nicht ſelten gleiche Größenverhältniſſe erlangen, ſo wie die bei allen Arten vorherrſchende rothe Färbung, beſonders der Flügel, mögen der Grund der frühern Identificirung geweſen ſein.

An Höhe faſt dem Marabut gleich, erreicht der Umfang des Flamingkörpers kaum den des grauen Reihers, während ſeine Flügel noch um ein bedeutendes kleiner ſind. Dagegen ſind die Füße und der Hals unverhältnißmäßig lang, wodurch der Flaming ſcheinbar eine bedentende Größe erlangt. Seine Maßverhältniſſe ergeben ſich aus Folgendem: Länge, von der Spitze des Schnabels bis zur Spitze des Schwanzes, $35\frac{7}{12}$ Zoll bis 48 Zoll; Höhe, von der Mittelzehe bis zur Schnabelſpitze, $41\frac{1}{2}$ — $62\frac{1}{2}$ Zoll; Länge des Halſes $16\frac{1}{2}$ — $23\frac{2}{3}$ Zoll; Breite, von einer Flügelſpitze zur andern, $47\frac{1}{2}$ — 56 Zoll; Flügellänge, vom Handwurzelgelenk bis zur Spitze der längſten Schwungfeder, $13\frac{1}{6}$ — $17\frac{1}{2}$ Zoll; Länge des Schwanzes 4 — $5\frac{1}{2}$ Zoll; die Spitze des Schwanzes überragt die Spitzen der Flügel von 0 — 1 Zoll 3 Linien; Länge des Schnabels über die Biegung gemeſſen $4\frac{3}{4}$ — $5\frac{1}{2}$ Zoll; Schnabelhöhe an der Wurzel $1\frac{1}{6}$ — $1\frac{3}{4}$ Zoll; an der Biegung $1\frac{1}{6}$ — $1\frac{1}{4}$ Zoll; von der Spitze $\frac{1}{2}$ Zoll; Breite des Oberſchnabels in der Mitte $\frac{7}{12}$ — $\frac{2}{3}$ Zoll; Breite der Unterkinnlade in der Mitte $\frac{5}{6}$ — $1\frac{1}{4}$ Zoll; Höhe des nackten Schienbeines $5\frac{2}{3}$ — $9\frac{2}{3}$ Zoll; Höhe der Ferſe $8\frac{1}{4}$ — $13\frac{1}{3}$ Zoll; Länge der äußern Zehe ſammt Nagel $2\frac{1}{2}$ — 3 Zoll; Länge der mittlern Zehe $2\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{6}$ Zoll; Länge der innern Zehe 2 — $2\frac{1}{6}$ Zoll; Länge der Hinterzehe $\frac{7}{12}$ Zoll.

Die Federn des Unterhalſes nnd der Bruſt ſind klein und abgerundet, und ſtehen ebenfalls ſehr dicht; die Schulterfedern ſind dagegen ſchmal und lanzettförmig zugeſpitzt. Die mittelgroßen Flügel haben lange Armknochen, daher viele Schwingfedern. Die erſten zwei Schwingen ſind faſt gleichlang und überragen die andern, die zweite bis vierte ſind an der Innenfahne gegen die Spitze ſtark ausgeſchnitten, was auf der Außenfahne kaum bemerklich iſt. Die Schwingen der zweiten Ordnung ſind ziemlich breit, an den Spitzen abgerundet. Das Schwanzende iſt abgerundet; die zwölf Schwanzfedern ſind ziemlich gleichlang, die mittlern, welche breiter als die übrigen und zugerundet ſind, kaum etwas länger, als die Seitenfedern.

Der (ſchon bei den Gattungsmerkmalen hinlänglich beſchriebene) Schnabel iſt mit einer weichen, leicht verletzbaren Haut überzogen, welche gegen die hornartige Spitze härter wird. Die Schnabelöffnung geht nur bis an den Kopf, und die Haut iſt hinter ihr noch

Digitized by Google

eine Strecke weit nackt; der etwas tiefe Rachen iſt ſchmal. Die Naſenöffnung, welche unter der großen, etwas aufgetriebenen, mit der Haut des Schnabels überzogenen Naſenhöhle durchläuft, iſt ein etwas geſchwungener, $^5/_6$ Zoll langer, gegen den Kopf zu 1 Linie weiter, von der Stirn $^1/_2$ Zoll entfernter Schlitz, der ſich in eine enge Spitze endigt. Die Farbe des Schnabels iſt bei alten und jungen Vögeln ſehr verſchieden, doch bei allen der Spitze zu und an dieſer ſelbſt, ſchwarz oder ſchwarzbraun, welche Farbe am Oberſchnabel weiter heraufgeht, als am untern. Bei einjährigen Vögeln iſt der Schnabel ſonſt blaß ockergelb, bei zwei- bis dreijährigen gelbröthlich, bei alten, ganz ausgefärbten Vögeln größtentheils roſenroth. Im Tode verſchwindet *) das ſchöne Kolorit des Schnabels und geht in ſchmutzigere Farben über. Die Schnabelwurzel iſt von einer nackten Haut umgeben, welche an der Stirn ſchmal, an den Seiten gegen einen halben Zoll breit iſt; ſie bildet die nackte Kinnhaut, die breiten Zügel, den kleinen Augenkreis mit den Auglidern. Sie ſind bei Jungen gelblich-, bei Alten röthlich- oder rein weiß. Das kleine Auge iſt zuerſt weißgrau, im mittlern Alter braungelb, im hohen Alter blutroth. Die ungemein langen Füße ſind ziemlich ſchwach, an der Ferſe bedeutend ſtark, am Schienbein weniger zuſammengedrückt, an den Gelenken dicker. Das Nackte des Schienbeins beträgt zwei Drittheile deſſelben; die kurzen Vorderzehen ſind durch eine beiderſeits ausgeſchnittene Schwimmhaut mit einander verbunden. Die Füße ſind mit einer dünnen, weichen Haut überzogen, welche am Balge hart wird. Sie werden durch dieſen in zwei Reihen von Schildern eingetheilten Ueberzug der Schienen und Ferſen, und durch die gegitterten Schwimmhäute, ſo wie durch ihre Geſtalt, den Füßen des Avoſett-Säblers ſehr ähnlich. Die Nägel gleichen denen des Storchs, ſie ſind klein, länglicht eirund, mit einer ſcharfſchneidigen Spitze, auf den Zehenſpitzen aufliegend, ſo daß kaum der ſcharfe Seitenrand etwas vorſteht. Das Wachsthum der Extremitäten geht langſam von Statten, ſo daß z. B. die Beine erſt im dritten oder vierten Jahre ihre ganze Länge erreichen, während ſie im erſten Jahre oft um ein Drittheil kürzer ſind, als die der alten Vögel. Bei jungen Vögeln iſt das Ferſengelenk verdickt, wie bei allen langbeinigen jungen Vögeln, was ſich im zweiten Jahre verliert. Die Farbe der Füße ſteht im Verhältniß zu denen des Schnabels; ſie iſt bei Jungen lichtgelblich fleiſchfarbig, an den Gelenken grünlich oder bleifarbig überlaufen, an zweijährigen gelbröthlich; an ausgefärbten trüb roſenroth bis licht karmoiſinroth. Die Nägel Anfangs braun, dann ſchwarz.

Dunenkleid: ein dichtſtehender hellgrauer Flaum.

Jugendkleid: Die Hauptfarbe iſt ein ſchmutziges Grauweiß, welches jedoch nur am Unterkörper ungefleckt erſcheint; Kopf und die obere Halshälfte bräunlich überlaufen, mit braunen Schaftſtrichen; Ober- und Unterrücken bis zum Schwanz trübweiß, mit dunkelbraunen Schäften; die Schulterfedern ſind ähnlich gefärbt, die braunen Schaftſtriche werden aber immer breiter, ſo daß gegen das Ende der langen Schulterfedern dieſe zur Hälfte braun ſind. Die kleinen Flügeldeckfedern weiß mit braunen Schäften; die größern eben ſo, nur mit größern braunen Schaftſtrichen, welche ſich endlich ſo weit ausbreiten, daß die übrigen größern Deckfedern mit Ausnahme der weißen Wurzeln ganz braun erſcheinen. Sämmtliche Schwingfedern braunſchwarz, die letzten licht gerändert. Unterflügeldeckfedern weiß, leicht roſenfarbig überlaufen, am ſchönſten unter der Achſel. Schwanz weiß, mit Ausnahme der Mittelfedern haben dieſelben aber auf der Außenfahne nahe an der Spitze einen bis 1 Zoll langen ſchwarzen Fleck. Unter dem Gefieder iſt die Haut mit kurzen, grauen Dunen beſetzt. Wenn der junge Flaming dieſes Kleid trägt, iſt er kaum halb ſo groß als der alte; das Männchen iſt aber auch ſchon ziemlich größer, als das Weibchen. Dieſes Kleid wird vom Flaming ein ganzes Jahr getragen; allein ſein Aeußeres verändert ſich, ohne Mauſer, ſehr auffallend. Seine Beine und der Hals werden länger, die Farben des Auges, der nackten Häute färben ſich anders; das Gefieder wird abgerieben und verbleicht, ſo daß das Braun des Halſes und einiger andern Theile verſchwindet, während anderes, welches durch weiße Federſpitzen verdeckt war, zum Vorſchein kommt; ſo daß der Vogel kurz vor der Mauſer faſt nicht mehr zu erkennen iſt. Die erſte Mauſer, welche im zweiten Sommer eintritt, gibt dem Flaming eine weit reinere, einfachere Färbung, denn ſein Gefieder erſcheint hiernach mit Ausnahme der Flügel ſchneeweiß, nur bei einigen Männchen am Unterhals, Schultern und Schwanz ſanft mit Roſenfarbe überflogen; die obern und untern Flügeldeckfedern und die drei oder vier letzten Schwingfedern ſchön roſenroth, an den Fittichdeckfedern bläſſer; alle übrigen Schwingfedern tief ſchwarz. Männchen und Weibchen ſind nur durch Größe verſchieden, und manchmal durch den vorhin bezeichneten roſtrothen Anflug, welcher den Weibchen ſtets mangelt. Die zweite Mauſer bringt dem Flaming im dritten Lebensjahre ſein ausgefärbtes Kleid, in welchem alles Weiße des vorigen Kleides ſchwach roſenroth überflogen iſt, dieſes jedoch an der Gurgel, hinten an den Schultern und am Schwanze weniger, an der Unterbruſt, den Schenkeln, dem Bauche und den Unterdeckfedern des Schwanzes faſt gar nicht; das Rothe der Flügel noch feuriger, als im vorigen Kleide. Durch die dritte Mauſer im vierten Lebensjahre erhält dieſes ſanfte Roſenroth eine höhere Intenſität und die noch weißen Theile des vorigen Kleides ſind von ſanftem Roſenroth gleichſam überhaucht, während die Flügel beinahe ein Karminroth erlangt haben. Dieſe, gleich nach der Mauſer ſo

*) Bei der kleinen afrikaniſchen Art ſcheint dieſes nicht der Fall zu ſein, denn ein Exemplar meiner Sammlung zeigt am Schnabel noch ein ſo lebhaftes Roth, daß es im Leben faſt nicht ſchöner ſein konnte.

herrlichen Farben unterliegen aber bald den Einflüſſen der Atmoſphäre und bleichen bedeutend aus; was auch bei den in Sammlungen aufgeſtellten Exemplaren der Fall iſt. Sie mauſern ſich langſam und nur einmal im Jahre, und zwar in den Sommermonaten.

Aufenthalt: Der Flaming der Alten bewohnt regelmäßig nur die tropiſche Zone der alten Welt und breitet ſich von dieſer, jedoch in geringerer Anzahl, noch über die Wendekreiſe in die gemäßigte Zone aus, ſo daß er als einzeln brütender und in Menge auf der Wanderung erſcheinender Vogel bis zum 48ſten Grad nördlicher Breite geht. Er bewohnt einen großen Theil von Afrika, wahrſcheinlich die ganze nördliche und weſtliche Küſte von Tunis bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Er iſt ungemein häufig in mehreren Gegenden der Barbarei, zumal bei Tunis, am See Fezzara, am großen Salzſee El-Sebgha bei Oran, bei den Weihern von La Calle; in Senegambien und am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo aber auch die kleine Art (Phoenicopt. minor) gefunden wird; ſodann in Madagascar. In Aſien lebt er hauptſächlich in den wärmern weſtlichen Gegenden, an der Oſtſeite des ſchwarzen und kaſpiſchen Meeres, ſo wie an den großen Seen der Kirgiſenſteppe, zumal am Aral- und Tſcholkanſee. Pallas beobachtete ihn bei Kulagina, um Gurjeff am Jaik, ſehr häufig aber am Jembafluß, welcher ſich auf der nordöſtlichen Seite in das kaſpiſche Meer ergießt. In Europa bewohnt er hauptſächlich die Küſten und Inſeln des Mittelmeeres, und iſt mehr oder weniger zahlreich in Portugal, Spanien, Südfrankreich, wo er in einzelnen Paaren an den Rhonemündungen lebt, von wo aus er Marſeille, Martigues, Arles und Cette beſucht, ſodann Sicilien, Calabrien, Sardinien und Corſika, ſeltener auf Elba und in Toskana, (1823 einer bei Livorno erlegt,) und ſehr ſelten bei Venedig. Höher im Norden zeigen ſich nur verirrte, jüngere, meiſt zweijährige Vögel, die wahrſcheinlich noch nicht brüten. So ſoll er zuweilen am Langen- und Luganer und ſelbſt — wahrſcheinlich das Rhonethal herauf ziehend — am Genferſee erſcheinen; aber auch nordwärts der Alpenkette wurden verirrte Flamings bemerkt und erlegt; wie im März 1793 einer am Neuenburger See bei Grandſon verwundet und gefangen wurde, und andere ſich bis in die Mitte von Deutſchland verflogen haben. Nach den älteſten Nachrichten wurde am 10. April 1728 am Altrhein bei Alzey, im Jahr 1746 an der Edder in Heſſen, und in neuerer Zeit bei Dünkirchen an der Nordſee je ein Exemplar erlegt. Am 24. Juni des heißen Sommers 1811 zeigte ſich eine Schaar von 27 Stück zuerſt bei Kehl, ſodann bei Gambsheim, wo ſechs Stück, fünf Weibchen und ein Männchen, geſchoſſen wurden; am 25. Juni wurde eine Schaar, wahrſcheinlich die nämliche, über Bamberg ziehend, bemerkt, und vom 14. bis 16. Juli hielten ſich zwei bei Rheinſtein an einer Rheinaue auf dem Sande auf, von wo aus ſie ſich einige Tage ſpäter bei Idſtein zeigten.

Es iſt noch nicht mit Beſtimmtheit ausgemittelt, ob der Flaming ein Zug- oder blos Strichvogel iſt, indem ſeine Wanderung, ſoweit man deren Richtung bis jetzt kennt, in entgegengeſetzter Richtung zu erfolgen ſcheint, als dieſes bei den übrigen Vögeln der Fall iſt. Er erſcheint nämlich ziemlich regelmäßig alljährlich im September auf der Inſel Sardinien, und iſt alsdann auf dem See bei Cagliari und Capoterra, und auf den Salzteichen bei Quanto ſo häufig, daß man Hunderte beiſammen ſieht. Die meiſten halten ſich in dem See weſtlich von Cagliari auf, wohin ſie früh Morgens aus dem Innern der Inſel ankommen und gegen Mittag wieder dahin zurückkehren. Nach Beſchaffenheit der Witterung zieht er im Februar oder März wieder in ſeine Heimath, nach Afrika, oder zerſtreut ſich in den Ländern des Mittelmeeres, um in einzelnen Paaren zu brüten. Dieſe Wanderung, welche ganz regelmäßig erfolgt, iſt ſehr ſonderbar, wenn der Flaming wirklich aus Afrika, alſo aus einem heißeren in ein kälteres Land zieht, um da zu überwintern, während alle übrigen Zugvögel in wärmeren Ländern, als ihre Heimath iſt, den Winter zuzubringen pflegen; ſie hätte aber nichts Auffallendes mehr, wenn nachgewieſen werden könnte, daß die in Sardinien erſcheinenden Schaaren vom kaſpiſchen und ſchwarzen Meere herkämen — wo der Flaming unzweifelhaft in Menge vorkommt, — indem alsdann der Zug ganz regelmäßig von Oſten nach Weſten und ſo zurück ginge. Es iſt ſogar ſehr wahrſcheinlich, daß die ſardiniſchen Wintergäſte keine Afrikaner ſind, indem ſonſt andere Vögel, als: Löffler, Ibiſſe, Säbler, Strandreiter ꝛc., welche die Seen der Barbarei mit den Flamings gemeinſchaftlich bewohnen und eine ganz ähnliche Nahrung genießen, ebenfalls dieſer verkehrten Richtung folgen dürften, was aber bis jetzt nicht bemerkt wurde; es dürfte vielmehr anzunehmen ſein, daß jene ſardiniſche Schaaren aus den öſtlichen Wanderern und aus den Brutvögeln der Länder des Mittelmeers, mit Ausnahme der afrikaniſchen, zuſammengeſetzt ſeien. Sollte übrigens dieſe Anſicht nicht gegründet ſein, und die Flamings dennoch aus Afrika herüber kommen, ſo könnten dieſelben nicht als Zug- ſondern als Strichvögel betrachtet werden, wofür dann allerdings auch der Umſtand ſpräche, daß ſie in ſehr wechſelnder Anzahl in Sardinien, und nur zufällig, oft nach größern Zwiſchenräumen, auf Sicilien erſcheinen. Der Flaming liebt vorzugsweiſe das Salzwaſſer. Er wird deßwegen in der Regel nur am Meere, oder an größern Salzſeen gefunden, wenn ſie vom Meere nicht zu weit entfernt ſind oder mit dieſem zuſammenhängen. Hier bewohnt er beſonders gern die Lagunen, die ſumpfigen Flußmündungen, die Moraſtbänke und niedrigen Inſeln, welche durch die Ebbe waſſerfrei werden. Dabei verabſcheut er, als ſcheuer Vogel, Bäume und Gebüſche, da er gewohnt iſt, ſich überall frei umzu-

Digitized by Google

ſehen und ſich nur in weiten offenen Gegenden aufzuhalten.

Eigenſchaften: Mit ſeinem höchſt ſonderbaren Aeußern harmoniren auch ſeine übrigen Eigenſchaften, denn er ſteht hierin eben ſo iſolirt unter den übrigen Vögeln, als in jenem. In der Stellung der Ruhe hat er gewöhnlich den langen Hals Sförmig eingezogen, wie die Kraniche, und den Körper wagrecht; im Affekte kann er ſich hoch aufrichten, daß Hals und Körper faſt ſenkrecht ſtehen, wodurch er die Höhe eines mittelgroßen Mannes erlangt, den Hals aber auch in allen möglichen Schlangenwindungen bewegen, da derſelbe ungemein geſchmeidig iſt; häufig ruht er auch auf einem Bein nnd ſteckt den Kopf unter die Flügel. Sein Gang iſt zierlich und dem des Kranichs ſehr ähnlich, mit kaum hörbaren Tritten; ſeine großen Schritte fördern ihn, ſo daß er zu Fuß ſchwer einzuholen iſt. Er trägt hiebei den Körper gewöhnlich wagrecht, und Hals und Kopf geſenkt, unterſtützt ſich auch nicht ſelten mit dem Halſe, indem er die Oberſeite des Schnabels auf die Erde ſtellt, und ſo gleichſam auf drei Beinen geht. Er hat die ſonderbare Gewohnheit, ſich wie die Reiher und Scharben zuweilen in langen Reihen aufzuſtellen, wobei dann alle die gleichen Bewegungen mit den Hälſen machen. Durch dieſe Aufſtellung ſind während der Kriegszeiten einige Male Mißverſtändniſſe und Schrecken entſtanden, indem di: rothen Flamings für engliſche Soldaten gehalten wurden. Eine ſolche Reihe mag übrigens einen hübſchen Anblick gewähren. Er watet ſo tief in das Waſſer, als ſeine Füße nackt ſind, ſchwimmt auch im Nothfall, beſonders wenn er flügellahm im Waſſer zu entkommen ſucht; gewöhnlich hält er ſich aber im ſeichtern Waſſer auf, welches ihm nicht bis zum Ferſengelenke reicht, doch ſoll er ſich bei großer Hitze des Abends zuweilen auf das Waſſer ſetzen, und ſchwimmend herumtreiben laſſen wie die Schwäne. Sein Flug iſt leicht, ſcheu und oft reißend ſchnell, mit gerade ausgeſtreckten Extremitäten, wodurch er ein Ausſehen erhalten muß, als ob er auf einem Stabe ritte. (Die Strandreiter (Hypsibates) ſehen aus, als ob ſie ſehr lange, ſchmale Schwänze hätten.) Von einem Teiche oder nahen Sumpfe zum andern ſchwebt er niedrig über der Erde hin; beabſichtigt er aber eine größere Strecke zurückzulegen, dann erhebt er ſich hoch in die Luft und ſtreicht gleich einem Löffler über die Gewäſſer hin. Größere Geſellſchaften erheben ſich ſchraubenförmig in großen Kreiſen hoch in die Luft, bilden hier eine ſchräge Linie oder, wenn die Anzahl ſehr groß iſt, einen rechten Winkel oder Triangel, und ziehen in dieſer Ordnung, wie Kraniche und Gänſe bis zum Ort ihrer Beſtimmung, wo ſie ſich wiederum trennen und in Kreiſen herablaſſen, wie ſie hier aufgeſtiegen ſind *). Gewöhnlich ſtellen ſie ſich alsdann in einer langen Reihe auf, ehe ſie an ihre Geſchäfte gehen. Der Flaming ſoll eine ſehr ſtark tönende kranichartige Stimme beſitzen, und als Warnungslaut ein trompetenartiges Gogo! hören laſſen. Er gehört zu den ſehr geſellſchaftlichen Vögeln; denn er lebt außer der Brutzeit, wo er ſich in einzelne Paare abſondert, ſtets in größern Vereinen mit ſeines Gleichen, von denen er ſich auch auf der Wanderung nicht trennt. Doch ziehen Alte und Junge gewöhnlich in abgeſonderten Schaaren. — Nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen der Beobachter, welche ihn im Leben geſehen und Jagden auf ihn angeſtellt haben, iſt der Flaming ein äußerſt kluger, ſcheuer und vorſichtiger Vogel, der äußerſt ſchwer zu berücken iſt. Schon die Wahl ſeiner Aufenthaltsörter, baum- und geſträuchloſe moraſtige Strecken, die keinen Hinterhalt erlauben, bezeichnet ſeine Klugheit; allein nicht damit beruhigt, ſtellt er, während der größere Theil einer Geſellſchaft die Köpfe unter dem Waſſer hat und Nahrung ſucht, Schildwachen aus, welche mit hoch emporgereckten Hälſen die Gegend nach allen Seiten zu rekognosziren haben, um eine auch noch in großer Ferne bemerkte Gefahr durch einen Warnungsruf anzeigen zu können, der die Kameraden zu rechter Zeit zur Flucht antreibt. Selbſt den Flügen ſoll ein alter Vogel voranziehen, welcher oor dem Niederlaſſen des ganzen Zuges die ganze Gegend genau zu durchſpähen hat. — So ſcheu der Flaming in der Freiheit iſt, ſo leicht iſt er zu zähmen, und benimmt ſich alsdann faſt wie ein gezähmter Kranich. M. Wagner ſah in Oran einen lebenden Flaming in der Gefangenſchaft, welchem auf der Jagd das rechte Bein weggeſchoſſen und ſpäter durch ein hölzernes erſetzt worden war. Dieſer drehte, ſo oft er ſeine Speiſe vom Boden holte, den Hals um und ergriff die Schnecke oder was man ihm ſonſt vorſetzte, mit dem Oberkiefer. Er war äußerſt zahm und zutraulich; ging etwas hinkend auf ſeinem Stelzfuße im Zimmer umher und beſchnufferte die Hand, Taſche und das Geſicht der Menſchen, die ſich ihm näherten. Wagner ſah ihn nie in aufrechter Stellung, ſondern immer mit geſenktem Hals nnd Kopf. Auch Küſter verſichert, daß er leicht zu zähmen ſeie und ſich in wenigen Tagen an die Geſellſchaft der Menſchen gewöhne; aber aus Mangel an paſſender Nahrung ſoll er nicht lange in der Gefangenſchaft ausdauern. Er wird öfters von Jomba nach Moskau gebracht und dort gezähmt.

Nahrung: Der ſonderbar gebaute Schnabel nöthigt den Flaming, ſich deſſelben umgekehrt zu bedienen, nämlich den Oberſchnabel ſtatt des Unterſchnabels auf die Erde oder den Schlamm aufzuſetzen, indem es ihm auf die bei andern Vögeln übliche Weiſe nicht möglich wäre, die winzigen Thierchen, die ihm zur Nahrung angewieſen ſind, zu erlangen. Zu dieſem Zwecke watet er in ziemlich tiefe Gewäſſer, beſonders aber folgt er gerne dem Rande des Waſſers bei der Ebbe, beſtändig mit geſenktem Hals und umgekehrtem Schnabel fiſchend, d. h. Schlamm aufnehmend und durch die Lamellen ſeines Schnabels wieder aus-

*) Merkwürdig iſt ihr Benehmen bel ihrer Ankunft in Cagliari. In der beſchriebenen Ordnung kommen ſie in der Luft; halten bei Erblickung der bekannten Teiche einige Zeit an, nnd laſſen ſich dann in einer nmgekehrten koniſchen Spirale nieder.

Digitized by Google

treibend, die zurückbleibenden Gewürme und kleinen, meiſtens zur Gattung der Cerithien gehörenden Seekonchylien verſchluckend, wobei er auch Fiſchlaich und Sandkörner verſchlingen mag, da letztere immer in den Mägen der getödteten gefunden worden. Er ſchnattert im Sumpfe mit ſeinem Schnabel, wie eine Ente, an welche der Bau ſeines Schnabels auch erinnert; frißt jedoch keine Fiſche, überhaupt kein größeres Thier, da dieſes ſeine Freßwerkzeuge unmöglich machen.

Fortpflanzung: Er brütet in den meiſten oben genannten Ländern des Mittelmeerbeckens, ſowohl in Afrika und Aſien, als in Europa, beſonders gern auf den Inſeln vor den Mündungen der Flüſſe, wie auf der Inſel Lamargue zwiſchen den Rhonemündungen bei Arles, wo alljährlich einige Paare brüten. Ueber die Art, wie er brüten ſoll, ſind wohl eine Menge Fabeln, aber ſehr wenig Poſitives bekannt. Zum Brütplatze wählt er ſich einen unzugänglichen tiefen Sumpf, worin er (die einzelnen Paare von einander abgeſondert,) auf ſeichtern Stellen mit ſeinen Füßen Schlamm und halbverfaulte Waſſerpflanzen zu einem Hügel anhäuft, auf deſſen Spitze ein ſchlechtes Neſt aus trockenen Halmen, Wurzeln ꝛc. angebracht wird, ſo daß das ganze Gebäude eine Höhe von beiläufig zwei Fuß erreicht. In dieſes Neſt werden nun 2—3 Eier gelegt, welche 3 Zoll 3 Linien lang und 2 Zoll 3 Linien dick, ziemlich rein eiförmig, etwas geſtreckt, wenig bauchig, ſanft zugeſpitzt, an der Baſis mehr abgerundet ſind, die größte Dicke näher an der Baſis, als an der Spitze, eine feſte, wie bei den Scharben und Kropfgänſen, mit einer ziemlich dicken, kreideartig abfärbenden Kalkſchichte bedeckte Schale haben, welche wegen dieſes Ueberzuges nicht ſichtbar, außen weiß, innen licht grasgrün iſt*). Auf dieſem Neſte ſollen nun beide Gatten abwechſelnd reiten, um die Eier auszubrüten, welche Situation aber ſo viele Bedenklichkeiten erregt, daß man ſie ohne Bedenken in das Reich der Fabeln wird verweiſen können. Die Jungen verlaſſen das Neſt bald, ſind gut zu Fuß, und drücken ſich vor ihrem Verfolger ebenfalls nicht ſelten, wie andere Sumpfvögel, auf die Erde nieder.

Feinde ſind bis jetzt außer einem Bandwurm keine bekannt.

Jagd. Er iſt ſcheu und äußerſt vorſichtig, wobei ihm ſeine hohe Geſtalt und die freie Lage ſeiner Aufenthaltsörter ſehr zu ſtatten kommen, ſo daß es äußerſt ſchwer hält, ihn zu hinterſchleichen. In Erdgruben verſteckt möchte er vielleicht eher zu erlegen ſein. Er wird übrigens öfter in Netzen gefangen, als geſchoſſen, und letztere Fangart muß namentlich von den Römern angewendet worden ſein, es ließe ſich ſonſt nicht begreifen, wie ſie ohne Feuergewehre ſich eine ſo große Menge von Flamings für ihre Küchen verſchaffen konnten. Ueberfällt ſie Kälte und Schnee während ihrer Ueberwinterung, dann legen ſie viel von ihrer Scheuheit ab, ſcheinen viel davon zu leiden und ſind dann leichter zu erlegen. Auch bei den Verirrten vermißt man meiſtens die kluge Vorſicht, wodurch ſie ſich in ihrer Heimath auszeichnen, und es ſcheint, daß ſie die ihnen fremden Verhältniſſe nicht ganz richtig zu beurtheilen wiſſen. Ueber die im Jahr 1811 am Rhein erlegten theile ich Folgendes mit: Es war an einem heitern Morgen des erwähnten Jahres, als ein badiſcher Förſter unweit des Dorfes Auenheim, unterhalb Kehl, auf einer dieſſeitigen Rheininſel eine Abtheilung dieſer ſtelzfüßigen Fremdlinge von eilf Stück erblickte, die ein ſtarkes Kranichgeſchrei hören ließen, und in kreisförmiger Richtung, wie die Störche ſich in die Höhe ſchwingend, ſeinem Auge entſchwanden. Noch am nämlichen Tage ließ ſich der ganze Flug von 27 Stück, die ſich früher getrennt hatten, auf einer Kiesbank bei dem badiſchen Dorfe Freiſtätt nieder, wo einem franzöſiſchen Förſter das Jagdglück lächelte, daß er ſich ganz nahe ſchleichen, zwei im Sitzen erlegen und drei im Fluge herunter ſchießen konnte.

Nutzen und Schaden ſind gleich unbedeutend, da ſein Fleiſch wie das aller Vögel, deren Hauptnahrung in Conchylien beſteht, thranig und ſchlämmernd ſchmeckt. Bei den Römern waren die Zungen und das Gehirn der Flamings eine ſehr beliebte Speiſe, welche Apicius zuerſt auf die Tafel gebracht haben ſoll. Die Federn wurden zuweilen zu Putz, die Röhrenknochen zu kleinen Flöten verwendet; der Flaum, welcher unter den Federn ſitzt, kann wie Schwanenflaum benützt werden.

2) Der kleine Flaming (Phoenicopterus minor Vieill.).

Artkennzeichen: Die große Unterkinnlade nimmt die obere gänzlich auf, ſo daß dieſe tiefer liegt, als die Ränder von jenen. Faſt der ganze Schnabel dunkelroth. Außer dem Zügel keine nackte Haut im Geſicht.

Dieſe hübſche Art hat, ausgewachſen, kaum die Größe des flüggen Neſtvogels der vorigen Art. Länge 33 Zoll, vom Schnabel bis zur Fußſohle 42 Zoll, Schnabel über die Biegung gemeſſen 4½ Zoll, in der Mitte 1⅓ Zoll hoch, 1⅟₁₂ Zoll breit, Hals 15 Zoll lang, Breite 46 Zoll, Flügel vom Bug bis zur Spitze 13 Zoll, Schienbein 9 Zoll, wovon 4⅔ Zoll nackt, Ferſe 8 Zoll, Mittelzehe 2¾ Zoll, beide Seitenzehen 2⅓ Zoll, Hinterzehe 4 Zoll, Schwanz 4½ Zoll. Der Schnabel iſt faſt ganz dunkelroth, nämlich zwei Drittel deſſelben von der Wurzel an ſind dunkel blutroth, das vordere Drittel hoch lackroth oder hell karminroth, die tief längsgefurchte untere Spitze ſchwarz, die obere hornſchwarz. Das Gefieder reicht bis an die Schnabelwurzel und läßt weder am Kinn, noch auf der Stirn nackte Haut zum Vorſchein kommen. Der Zügel iſt fleiſchfarbig, das Auge karminroth, die nackten Füße roſenroth, etwas in's fleiſchfarbige ziehend. Das ganze Gefieder iſt lebhaft roſenroth, nur die Schulterfedern

*) Das Ei des Flamings iſt hier zum erſten Male richtig und vollſtändig beſchrieben, was in den beſten ornithologiſchen Werken bisher nur mangelhaft der Fall war.

Digitized by Google

lichter endigend. Die ſämmtlichen kleinen Deckfedern der Flügel prächtig purpur- oder hoch karminroth mit ziemlich breiten weißen Rändern, die großen Flügeldeckfedern nur lebhaft roſenroth, welche Farbe auch die vier letzten Schwingen tragen. Von den langen Unterflügeldeck- oder Achſelfedern iſt die breite Fahne roſen- die ſchmale purpurroth. Die Schwungfedern ſchwarz, der Schwanz weiß, roſenroth überflogen, ſeine Deckfedern noch intenſiver roſenroth.

Beim jungen Vogel iſt der Schnabel großentheils ſchwarz und das Gefieder weiß und grau gemiſcht mit braunen Schmitzen, wie beim vorigen, mit dem er auch in ſeiner allmäligen Entwickelung ziemlich übereinkommt.

Er bewohnt das ſüdliche Afrika vom Senegal bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. In ſeiner Lebensart, Fortpflanzung ꝛc. ſoll er der europäiſchen Art ganz ähnlich ſein. Wahrſcheinlich war es dieſer Flaming, von welchem Lichtenſtein im October an der Saldanhabay, am Vorgebirge der guten Hoffnung, einen Trupp von etwa 200 Stück auf der von der Fluth friſch überſpülten Sandfläche Seegewürm ſuchen ſah, wo er ihnen auf 150 Schritt nahe kommen konnte. Dieſe Art ſcheint überhaupt weniger ſcheu zu ſein, indem man auf dem Kap leicht ein Dutzend mit einem Schuß erlegen könne. Er ſoll übrigens am Kap nicht brüten und die während der heißen Zeit an andern Orten ausgeheckten Jungen auch nicht mitbringen.

3) Der feuerrückige Flaming (Phoenicopterus ignipalliatus).

Artkennzeichen: Schnabel über die Hälfte ſchwarz; Flügel feurig zinnoberroth.

Eine erſt vor wenigen Jahren von der amerikaniſchen abgeſonderte Spezies, welche in der Größe mit der europäiſchen Art ſo ziemlich übereinkommt, aber verhältnißmäßig kürzere Beine hat. Ganze Länge 4 Fuß 1 Zoll, Schnabel 4 ¼ Zoll, das Nackte des Schienbeins 5 Zoll, der Tarſus 9 Zoll. Schnabel kürzer als beim gemeinen, aber gleich geformt; hintere Hälfte roth, vordere ſchwarz, wodurch er im ausgefärbten Zuſtande leicht von dieſem zu unterſcheiden iſt; die Füße ſind braunroth an den Gelenken und Zehen hochroth. Kopf, Hals, Schwanz, Rücken und unten blaß roſenroth, einige Rückenfedern dunkler. Flügel, außer den ſchwarzen Ruderfedern, zinnoberroth glänzend, wie eine glühende Kohle, woher ſein Name. Die Jungen weißlichgrau mit braunen Flammen und einigen roſenrothen Federn an den Flügeldecken.

Er iſt gemein in Buenos-Ayres bis Bahia Blanca, lebt in großen Truppen an den Lagunen; iſt ſehr ſcheu. Bei den Spaniern heißt er Flamingo, bei einigen Guaranis von Corrientes, wo er ſehr ſelten iſt, Nahana, und bei den Botocuden Ponchen.

4) Der rothe Flaming (Phoenicopterus ruber Linn.).

Artkennzeichen: Feuerroth; Schnabel gelb mit ſchwarzer Spitze.

Dieſe Art, welche auch erſt in neuerer Zeit von der europäiſchen getrennt wurde, iſt etwas kleiner als dieſe, und erreicht höchſtens eine Höhe von 5 Fuß. Der Schnabel iſt gelb mit ſchwarzer Spitze; das Auge roth, die Füße fleiſchroth. Das ganze Gefieder iſt beim ausgefärbten Vogel rein ſcharlach- oder zinnoberroth, mit hoch karminrothen Flügeln und ſchwarzen Schwingfedern. Der Junge hat ein ähnliches Gefieder wie der europäiſche, matt weißlichgrau. Das Roth des alten Vogels hat mehr Beſtändigkeit, als das Roſa der europäiſchen Art, und bleicht nicht aus; hat auch einigen Glanz, welchen man am Gefieder der letztern nicht bemerkt.

Da in Amerika zwei Flamingarten leben, ſo iſt die Verbreitung derſelben nicht mit Sicherheit zu beſtimmen. Außer Amerika und den dazu gehörigen Inſeln iſt jedoch der rothe Flaming noch nirgends gefunden worden. Er bewohnt hauptſächlich die Antillen, Curaſſao und Bahama; ſodann Cayenne, Peru und Chili, den Plata-Strom und die Sümpfe von Buenos-Ayres, wo aber auch die vorige Art gefunden wird. Vielleicht von den Antillen erſcheint er im Sommer in Florida.

Dieſer Flaming lebt in eben ſo großen Schaaren, wie der europäiſche, oft zu mehreren Hunderten beiſammen, benimmt ſich auf ähnliche Weiſe, iſt eben ſo ſcheu und vorſichtig, ſchreit eben ſo ſtark und weit hörbar, und iſt eigentlich derjenige Vogel, welcher auf St. Domingo für ein landendes engliſches Heer gehalten und gefürchtet wurde. Augenzeugen ſchildern ſeine Erſcheinung in größern Zügen als ein prächtiges Schauſpiel, und vergleichen dieſelben mit einem Feuermeteor; andere wollen ſie in Reihe und Glied aufgeſtellten Schaaren einer neuen Ziegelmauer ſehr ähnlich gefunden haben.

Nach Dampier ſoll dieſer Flaming bei Rio de la Hacha, einer Curaçao gegenüber liegenden Inſel, und an der Inſel Sal (Ileos Sal), nach Labat an den Küſten von Cuba und den Bahama-Inſeln in Moräſten und Teichen, wo ſie Schlamm genug finden, geſellſchaftlich in großer Anzahl brüten und wie der europäiſche, mit den Krallen einen Haufen Schlamm und Pflanzen zuſammenſcharren, ſo daß dieſelben als kleine Inſelchen anderthalb Fuß über das Waſſer emporragen. Die Baſis des Neſtes ſeie breit und laufe aber allmälig ſchmäler zu, auf der Spitze ſoll ſich aber eine kleine Höhlung zur Aufnahme der Eier befinden. Wenn der Flaming lege oder brüte, ſo ſtehe er aufrecht, nicht gerade über der Spitze, aber derſelben ſehr nahe, mit den Füßen auf dem Boden oder im Waſſer, dabei lehne er ſich gegen den Hügel und bedecke das Neſt mit ſeinem Schwanze. Die ſtehende Poſition ſoll für das Weibchen aber ſo ermü-

Digitized by Google

dend ſein, daß es heftig ſchreie, um das Männchen zu ſeiner Ablöſung zu bewegen.

Die Jagd auf den rothen Flaming iſt mit denſelben Schwierigkeiten verknüpft, wie die auf den europäiſchen, doch gelingt es dem ſchlauen Naturſohn, dem amerikaniſchen Wilden leichter, dieſen Vogel zu überliſten, als dem europäiſchen Jäger. Die Federn werden von den Wilden zur Verzierung verwendet, das Fleiſch gerne gegeſſen.

Die Abbildung a ſtellt das Männchen des Phoenicopterus antiquorum nach ſüdeuropäiſchen Exemplaren, Fig. b den Phoenicopterus minor nach einem Männchen meiner Sammlung vor.

Der dem Flaming vielleicht noch am nächſten verwandte Vogel, der Löffler, kommt wie jener, in vier verſchiedenen Arten vor, wovon die amerikaniſche (Platalea ajaja), welche mit dem rothen Flaming ſo ziemlich dieſelben Länder bewohnt, ebenfalls roth iſt, während die europäiſche nur zuweilen Spuren dieſer Farbe zeigt, ſo daß zwiſchen dieſen beiden abnormen Gattungen ſowohl in Vertheilung der Arten, als des Rothen ihrer Befiederung eine merkwürdige Analogie zu beſtehen ſcheint.

L. Landbeck.

Die Papiermühle.

Zu den großen Wohlthaten der Menſchheit, die aber ganz alltäglich, kaum beachtet werden, gehört auch das Papier. Wie vieles Edle und Schöne iſt uns zu Grunde gegangen, weil das Material, auf welchem es durch den *bleibenden Buchſtaben* zu befeſtigen war, zu ſelten, zu theuer war. Die ſo mühſame Bereitung eines Schreibbodens aus dem nur an wenigen Orten gedeihenden Papyrusſchilf, das aus Thierhäuten verfertigte Pergament, die Wachstafeln, dieſe Hilfsmittel des Alterthums, konnten dem Fortſchreiten der geiſtigen Ausbildung des Menſchen nicht genügen, und als nach langer Barbarei die Völker ſich aus dem Dunkel des eiſernen Mittelalters erhoben, ſo war das Papier *Bedürfniß*, das Papier, ohne welches keine Druckerei, kein geiſtiger Fortſchritt, kein Welthandel möglich wäre.

Zeit und Ort der Erfindung des Papiers ſind unbekannt; höchſt wahrſcheinlich aber verdanken wir es den Chineſen. Gewiß iſt, daß die Araber bei ihren Eroberungen in der Bucharei (704—9) es kennen lernten und die Kunſt ſeiner Bereitung mit nach Haus brachten. Sie hatten keine Mühlwerke, ſondern bearbeiteten die rohe Baumwolle durch Stampfen auf Handmühlen, wodurch die Maſſe nicht den nöthigen Grad von Feinheit erhalten konnte und ihr Produkt eher unſerm Pappendeckel, als Papier glich, und nur nach mühſeligem Glätten zu gebrauchen war. Als dieſer Keim unſerer Papiermühlen den Spaniern bekannt ward, gebrauchten ſie alte verbrauchte baumwollene Zeuge dazu, die ſie auf Waſſermühlen ſtampften und die zerkleinerte Maſſe auf viereckigen Drahtgittern ausſchöpften. Der Handel brachte dies Papier über Venedig nach Deutſchland, wo es „Tuchpergament" genannt wurde.

Unter Herzog Eberhard im Bart kam ein, wegen ſeines Glaubens in ſeinem Vaterlande verdächtigter Maure, Antonio da Silva, der Mohr genannt, nach Württemberg, und bauete auf des Fürſten Geheiß eine Papiermühle zu Urach; Nürnberg hatte jedoch ſchon einige Jahre früher eine.

Wir gehen zur Bereitung des Papiers über.

Nachdem die Lumpen nach der Feinheit ſortirt und von fremden Stoffen, wie Knoten ꝛc. ſorgfältig gereinigt ſind, werden ſie auf einer Maſchine, die ſich am beſten einer koloſſalen, ſehr ſchnell bewegten Scheere vergleicht, und der *Lumpenſchneider* heißt, in kleine Stücke zerſchnitten. Dieſe werden mit Waſſer befeuchtet in Haufen geſetzt, wo ſie ſich heftig erhitzen und alle färbenden Stoffe leichter zerſetzbar werden. Nun werden ſie in große, oval gewölbte Löcher gebracht, in denen vier etwa vier Fuß hohe Hämmer mit eiſernen Bahnen ſie auf eiſerner Platte durch eine Daumenwelle gehoben, ſchlagend zerkleinern. Die Wölbung der Löcher macht, daß die Maſſe ſich ſtets umwälzt und kein Hammerſchlag zweimal hinter einander denſelben Stoff trifft. Reines Waſſer wird ſtets zugeleitet, während das ſchmutzige in gleichem Maß durch ein Roßhaarſieb abfließt. Nach zwölf Stunden ſind die ſchmutzigen, ſtinkenden Lumpen durch „das Geſchirr," wie die Maſchine heißt, in eine reine, faſerige Maſſe verwandelt, die mittelſt hölzerner, großer Rahmen, in denen das Waſſer abläuft, in hohe viereckige Haufen aufgeſchichtet und *Halbzeug* genannt wird.

Der Halbzeug wird nun in „den Holländer" gebracht. Dies iſt ein 18 Fuß langer, 11 Fuß breiter, ovaler, maſſiv hölzerner oder ſteinerner Kaſten, in deſſen Mitte auf einer Seite eine mit ſtarken Meſſern beſetzte Walze über ihr im Grund entgegen liegenden, 15—20 in eine Maſſe zuſammen gekeilten ſcharfen Schneiden ſehr ſchnell ſich dreht. Da ſie etwa hundert Umgänge in der Minute macht, ſo zieht ſie den mit Waſſer verdünnten Halbzeug zwiſchen die entgegengeſetzten Schärfen, wo er halb zerſchnitten, halb zerquetſcht wird und in dem Oval des Kaſtens in eine kreiſende Bewegung geräth. Im Umſchwung ſchleudert die Walze den Zeug gegen ein Drahtſieb, durch welches das ſchmutzige Waſſer abfließt, welches durch zufließendes, reines ſich erſetzt. Nach 3—4ſtündigem Mahlen iſt der Halbzeug zu einem ſehr zartfaſerigen Brei von der höchſt möglichen Weiße geworden, wird in große Kaſten mit engen Drahtgittern zum Ablaufen des Waſſers abgelaſſen und wird jetzt *Ganzzeug* genannt.

In der *Bütte* wieder mit Waſſer verdünnt, wird er mit Drahtformen geſchöpft und durch eine zitterndſchwingende Bewegung, während das Waſſer abfließt, verfilzt. Der geſchöpfte Bogen wird auf der Form dem zweiten Arbeiter, dem *Gautſcher*, zugeſchoben,

Digitized by Google

1844

Digitized by Google

Digitized by Google

der ihn auf einen viereckigen Filz drückt, und die leere Form dem Büttgeſellen zurückgibt. Iſt auf dieſe Weiſe ein Stoß von 180 Bogen und Filzen (ein Poſt oder Puſt, wahrſcheinlich von positum) aufgeſchichtet, ſo wird es unter eine vom Waſſer getriebene Preſſe gebracht und ſcharf ausgepreßt. Nun tritt der Leger hinzu, nimmt die trocken gepreßten Bogen zwiſchen den Filzen, die er dem Gautſcher zurückwirft, heraus, und legt ſie regelmäßig auf einander. Drei Puſt geben incl. des Ausſchuſſes, ein Rieß. Die Arbeit des Büttgeſellen, Gautſchers und Legers greift ſo in einander, daß keiner ſich ſchneuzen darf, ohne daß ihm beide andere müſſig zuſähen. Sie arbeiten von Morgens zwei bis Abends ſechs nur durch das Morgen- und Mittageſſen unterbrochen, auf welches aber bei dem Papiermacher keine Viertelſtunde Erholung folgt, wie ſie ſonſt jedes Handwerk hat. In dieſen ſechszehn Arbeitsſtunden werden nach der Größe des Formats 12 — 15 Rieß, alſo gegen 8000 Bogen gemacht.

Die Rieße werden nun 4 — 6 Bogen zuſammen über Stricken von Haar oder den Faſern der Kokosnuß, auf dem Trockenboden aufgehängt, das getrocknete Waſſerpapier wieder abgezogen und in gerade Haufen aufgebreitet. Iſt es Druckpapier, ſo braucht es jetzt nur noch geſchält, d. h. die einzelnen Bogen von einander gelöſt, gezählt — 500 Bogen auf's Rieß — und wiederholt gepreßt zu werden, um eine glatte Oberfläche zu gewinnen. Schreibpapier dagegen wird in Leimlöſung getaucht, abermal getrocknet, meiſtens dann noch mit einer Alaunauflöſung zum dritten Mal genetzt, damit es halte und nicht durchſchlage. Das Leimen iſt auf den meiſten Papiermühlen eine ſchwierige Sache, die durch ein Gewitter, einen Nachtfroſt ꝛc. völlig mißräth, nur Zeit- und Koſtenverluſt verurſacht und oft eine Menge Ausſchuß zur Folge hat.

Das Papier kömmt nun in die Stube und wird ausgekratzt, d. h. von Knoten und Ausſchuß gereinigt, wiederholt äußerſt ſtark gepreßt, gezählt in 20 Buch, jedes zu 24 Bogen = ein Rieß, ausgebunden und in Ballen zu 10 Rieß geſchnürt. Jeder Bogen ging bis dahin 75 Mal durch die Hand!

Der Papiermachergeſell wird bei dieſer harten und höchſt ungeſunden Arbeit ſelten alt, und iſt im fünfzigſten Jahr kümmerlich und nicht mehr fähig, an der Bütte zu arbeiten.

Es iſt unmöglich, hier den ganzen Bau der ſeit mehreren Jahren eingeführten, ſehr zuſammengeſetzten Maſchine zu beſchreiben, welche das endloſe Papier fabrizirt. Es genüge, daß die Zeugbereitung dieſelbe iſt, von der Bütte bis zum Auskratzen aber Alles durch Eine ineinandergreifende bewundernswerthe Maſchine geſchieht.

In ihrem Gefolge iſt freilich das allgemeine Fabrikübel — die zunehmende Nahrungsloſigkeit der überflüſſig gewordenen Hände — Vertheuerung des rohen Stoffs und Verarmung der mittleren Fabrikanten, die nicht im Stande ſind, viele Tauſende für eine ſolche Maſchine anzulegen. Auch mag das Maſchinenpapier im Ganzen von geringerer Dauer ſein, wie das von freier Hand gemachte. Die Urſache liegt aber nicht in dem ſo oft geſcholtenen Chlor, mit dem der Zeug gebleicht wird, ſondern darin, daß der Zeug für die Maſchine viel kürzer gemahlen werden muß, und alſo weniger ſich zu verfilzen im Stande iſt.

Um Pappendeckel zu machen, werden ſo viel Bogen, wie nöthig, vom Gautſcher auf einander gedrückt, welche nachher auf einer Wieſe getrocknet werden müſſen.

Gefärbten Papieren werden die nöthigen Farbſtoffe meiſt erſt in der Bütte zugeſetzt.

Velinpapiere werden auf aus Meſſingdraht gewebten Formen geſchöpft. Die ſogenannten Waſſerzeichen ſind mit dickerem Draht auf die Formen gelegt.

Die Papiermacherei nimmt, wie die Natur, die völlig verbrauchten Stoffe wieder auf, um ſie uns in neuer, veredelter Form zurückzugeben, aber theils wird aus Nichtbeachtung des geringen Werthes manche ſchöne Handvoll feiner Linnenlumpen indolent verſchleudert oder zu Putzlappen verrieben, wozu gefärbte Baumwolle gut geweſen wäre, theils iſt auch die Anforderung unſeres papiernen Zeitalters zu groß, als daß man nicht emſig nach Surrogaten ſich umgeſehen haben ſollte. Man hat mit der Wieſenflocke, mit der Kätzchenwolle der Pappel, mit Birkenrinde, Stroh, ausgepreßtem Zuckerrohr u. ſ. w. Verſuche gemacht — fand dies Alles aber in der Gewinnung zu theuer, in der Maſſe zu winzig, oder das Reſultat war ein brüchiges Packpapier, zu dem uns der Stoff nicht mangelt. Feine Leinwandlumpen indeß vermag nur die emſige, nichts überſehende Hausfrau zuſammen zu ſparen, welches am Ende doch der geringen Mühe lohnen dürfte. Holland und England haben nur deßhalb feinere Papiere, weil dort der Luxus mit feiner, weißer Wäſche auf's Höchſte getrieben iſt.

Der Luchs.

(Taf. 19.)

Dieſes Raubthier gehört ebenſo, wie der Löwe, der Tiger, der Panther u. ſ. w. zum Katzengeſchlechte. Es gibt verſchiedene Arten derſelben, wovon jedoch nur eine, der Rothluchs, oder nach einigen Naturforſchern und Jagdkundigen zwei, nämlich der Rothluchs und der kleine Luchs in Europa einheimiſch ſind; nur mit letztern wollen wir uns jetzt beſchäftigen. Die wenigen Luchſe, welche jetzt in der Schweiz, im baieriſchen Hochgebirge, im Thüringer Walde, in Ungarn, in den Ardennen und in den Bergen der Auvergne nur noch äußerſt ſelten geſehen werden, gehören der

Digitized by Google

erſten Gattung an; in Schweden aber, wo der Luchs überhaupt noch häufiger vorkommt, findet man auch den kleinen Luchs, den man dort Katlo (Katzluchs) nennt, um ihn von dem Rothluchs, in Schweden Warglo genannt, zu unterſcheiden. Lange Zeit haben bei den meiſten Naturforſchern, ja ſogar bei alten geübten Jägern in Schweden verſchiedene Meinungen über den kleinen Luchs geherrſcht. Einige behaupteten, er bilde eine eigene Art, während andere glaubten, er ſei blos ein junger Rothluchs. Aus neueren Forſchungen und Beobachtungen geht jedoch hervor, daß der Rothluchs und der kleine Luchs zwei verſchiedene Arten ſind, und dieſe Meinung gründet ſich auf weſentliche Verſchiedenheiten, die man nicht nur in der Größe und Farbe, ſondern auch in dem Bau des Schädels und der Knochen, wie auch in den Gewohnheiten und in der Lebensweiſe dieſer beiden Thiere bemerkt hat.

. Der Rothluchs (Felis lynx) hat in ſeiner Geſtalt einige Aehnlichkeit mit der wilden Katze, mit dem Unterſchiede, daß er bedeutend größer und hochbeiniger iſt und einen verhältnißmäßig kurzen Schwanz hat. Seine Länge von der Naſenſpitze bis zur Schwanzwurzel beträgt zwiſchen vierthalb und vier Fuß, ſeine Höhe dritthalb bis drei Fuß. Die Augen ſind ſehr groß, der Augenring oder die Iris iſt röthlichgelb und glänzt bei der Nacht wie eine glühende Kohle; die Ohren ſind ſehr hoch, ſpitzig, oben ſchwarz und mit einem ziemlich langen, aufrechtſtehenden Haarpinſel verſehen; der Hals iſt kurz aber ſtark, die Beine ſind lang und ſtark, die Füße breit und die Zehen mit großen, weißen, ſpitzigen und etwas gekrümmten Klauen bewaffnet.

Der Rothluchs hat im Sommer ein ziemlich grobes, aber glattes, kurzes Haar, im Winter wird ſein Pelz dicht, zottig und fein. Die Grundfarbe iſt ein ſchmutzig bräunliches Gelb, welches am Bauche, an den innern Theilen der Schenkel und an den Beinen in ein gelbliches Grau übergeht. Kopf, Rücken und Bauch ſind mit kleinen, dunklen Flecken beſäet, und längs des Rückens läuft ein ſchwarzer Streifen bis an die Spitze des Schwanzes, der unten ganz weiß iſt. Die Oberlippe und die Backen ſind weiß, von der erſten ſtehen, wie bei allen Thieren, die zum Katzengeſchlechte gehören, lange, ſteife, weiße Schnurrhaare herum, und auf den Backen laufen von den Ohren herab bis an den Hals, zwei bis drei dunkelbraune, mit weißen oder grauen Haaren eingefaßte Wülſte. Dieß iſt die genaue Beſchreibung des ſchwediſchen Rothluchſes im erwachſenen Zuſtande. Der ſchwediſche Naturforſcher Nilſon ſpricht von einem jungen Rothluchſe, der ganz die Farbe und in ſofern auch theilweiſe die Geſtalt eines Fuchſes hatte, als er verhältnißmäßig viel länger und nicht ſo hochbeinig war, wie ſeine Mutter, und dieſe rothen ungefleckten Luchſe ſind es, die man in Schweden *Fuchsluchſe* nennt und lange Zeit für eine eigene Art gehalten hat, während ſie nichts anderes ſind, als junge Rothluchſe.

Den Rothluchs findet man in Schweden, hauptſächlich in den nördlichen Provinzen ſtets in bergigen, ſumpfigen und waldreichen Gegenden, wo er, im Sommer wenigſtens, Nahrung genug findet; dieſe beſteht nämlich aus größeren und kleineren Waldthieren, Hirſchen, Elenn- und Rennthieren, Haſen, auch Auer- und Birkhähnen, die er, wie die Katze, ſehr geſchickt zu beſchleichen und zu überfallen verſteht. Bei größeren Thieren, wie z. B. bei Rennthieren oder Hirſchen, legt er ſich, ebenfalls wie die Katze, mit geſchloſſenen Augen und unbeweglich, als ob er ſchliefe, unter einem Buſche oder im hohen Graſe verborgen, auf die Lauer; wenn das Thier, das er erſpäht hat, nahe genug iſt, ſpringt er in einigen großen Sätzen auf den Rücken deſſelben, ſchlägt ihm ſeine ſcharfen Krallen in den Hals und beißt es zu Tode. Iſt ihm jedoch der Sprung nicht gelungen, iſt das Thier entflohen, ſo läuft er demſelben nicht nach, ſondern ſchleicht ſich ganz ruhig wieder fort. Hat er das Thier erlegt, ſo ſaugt er das Blut deſſelben aus, verzehrt einen Theil des Fleiſches und vergräbt das, was er nicht freſſen kann, obgleich er ſehr oft am folgenden Tage die Stelle, wo er ſeinen Vorrath vergraben, nicht mehr findet. Uebrigens läßt er denſelben auch ſehr oft liegen, weil er das Fleiſch nicht mehr friſch genug findet; denn Fleiſch, das ſchon in Fäulniß überzugehen anfängt, rührt er niemals an. Auch Schafe, Kälber, Ziegen, ja ſogar Pferde fällt der Luchs an, und man behauptet, daß zwei Rothluchſe, Männchen und Weibchen, welche gewöhnlich zuſammen auf Raub ausgehen, im Stande ſeien, in einer einzigen Nacht eine Heerde von achtzig bis hundert Schafen zu erwürgen. Im Winter, wenn ſie vom Hunger getrieben ſind, nähern ſich dieſe Thiere auch bewohnten Gegenden und brechen in die Ställe ein, indem ſie ſich unter der Thürſchwelle durchgraben. Nilſon erzählt von einem Luchſe, der ſich auf dieſe Weiſe in den Stall eines Bauers in der Provinz Halland eingeſchlichen und dort ein Pferd angefallen hatte; letzteres riß ſich los, wehrte ſich aus allen Kräften und verſetzte dem Luchſe ſo derbe Hufſchläge, daß letzterer für gut fand, ſich zurückzuziehen. Indeſſen verblutete ſich das Pferd, ehe man ihm zu Hilfe kommen konnte; einige Zeit nachher fand man am Eingange einer Bergſchlucht, nicht weit vom Stalle, den Luchs todt liegen.

Vor einigen Jahren, bei großer Winterkälte, hörte die ſechzehnjährige Tochter eines wohlhabenden Bauers in Jemteland ein ſehr großes Geräuſch im Pferdeſtalle. Ueberzeugt, daß ſich ein junger Hengſt, den ihr Vater vor kurzer Zeit angekauft, los gemacht habe, wirft das unerſchrockene junge Mädchen ihre Kleider über und geht ohne Laterne in den Stall, um das Pferd wieder anzubinden; aber kaum hat ſie die Stallthüre geöffnet, als ſie von dem herauslaufenden Pferde zu Boden geworfen wird, zu gleicher Zeit ſpringt ein großes Thier auf ſie, ſchlägt ihr die ſcharfen Klauen in die Bruſt, und zerfetzt ihr mit ſeinen Zähnen den linken Arm. Obgleich von Schrecken beinahe gelähmt und aus vielen Wunden blutend, erholt ſich das ſtarke

Digitized by Google

Mädchen bald, ruft nach Hilfe und ſucht in ihrer Taſche ihr Meſſer, das ſie endlich findet, mit den Zähnen aufbeißt, und dem wüthenden Thiere mit großer Kraft nnd Beſonnenheit mehrere Male in den Leib ſtößt. Als Vater und Knechte auf den Hilferuf des Mädchens mit Licht herbei eilten, fanden ſie die Unglückliche, in Blnt gebadet, ohnmächtig vor der Stallthüre liegen; reichliche Blutſpuren, die ſie auf dem Schnee bemerkten, veranlaßten ein Paar Knechte, denſelben zu folgen, und kaum hundert Schritte vom Hauſe erreichten ſie das Thier, das ſich kaum weiter zu ſchleppen vermochte, jedoch ſein Leben noch verzweifelt vertheidigte und beiden Knechten mit Zähnen und Klauen bedeutende Wunden beibrachte, bis ſie es mit Knüppeln ganz todtſchlugen. Es war ein ungeheurer Rothluchs, einer der größten, die noch geſehen wurden. Das heldenmüthige Mädchen wurde gerettet und iſt jetzt die Frau eines Poſthalters und Gaſtgebers in Angermanland; ſie wurde vollkommen hergeſtellt, wird aber ihr ganzes Leben auf Bruſt und Arm die Merkmale ihres Kampfes mit der grimmigen Beſtie tragen. Das Thier iſt jetzt ausgeſtopft und ſchaut von einem Schranke in der Gaſtſtube aus ſeinen großen gläſernen Augen noch grimmig genug herab.

Der Schreiber dieſer Zeilen war ſelbſt Augenzeuge einer ähnlichen Begebenheit, wobei jedoch glücklicherweiſe Niemand gefährlich verwundet wurde. Auf dem Oekonomiehofe eines Schloſſes in Upland, wo im Januar 1828 eine große Geſellſchaft verſammelt war, entſtand plötzlich mitten in der Nacht ein entſetzlicher Lärm. Die Pferde ſtampften unruhig in ihren Ställen, das Rindvieh brüllte aus Leibeskräften, die Schweine ſchrieen, als ob ſie auf der Schlachtbank lägen, die eingeſperrten Jagdhunde erhoben ein wüthendes Gebell, durch welches man auch ein klägliches Geheul, wie von einem ſchwer verwundeten Hunde vernehmen konnte. Durch den wahrhaft hölliſchen Spektakel aus dem Schlafe geweckt, glaubten wir nicht anders, als daß entweder Feuer ausgebrochen, oder eine Schaar hungriger Wölfe in den Hof eingedrungen ſei, und alle, Herren und Knechte, eilten mit Gewehren, Hirſchfängern oder Knütteln bewaffnet hinunter. Auf dem Hofe fanden wir nichts, als einen ſehr übel zugerichteten, in ſeinem Blute liegenden, kleinen engliſchen Stallhund, den man aus Verſehen nicht herein gelaſſen und der deßwegen die Nacht draußen zugebracht hatte; das arme Thier war fürchterlich zerriſſen und zerfleiſcht, und wir zweifelten nicht mehr, daß ein Wolf im Hofe geweſen ſein müſſe, was um ſo leichter der Fall ſein konnte, als wir das Hofthor, wahrſcheinlich durch Nachläſſigkeit der Leute, offen fanden. Nach genauer Unterſuchung fanden wir, daß der Boden an der Schwelle des Schweinſtalles aufgekratzt war; aber, da die Erde ſteinhart gefroren und auf derſelben beinahe gar kein Schnee lag, ſo war es uns nicht möglich, Spuren irgend eines Thieres ausfindig zu machen. Es war zwei Uhr des Morgens, wir ſtellten zwei mit Doppelflinten bewaffnete Jägerburſche als Wachen auf den Hof und legten uns nieder. Am nächſten Morgen wurde Kriegsrath gehalten und wir kamen überein, auf dem Hofe ſelbſt ein ſtarkes Wolfseiſen aufzuſtellen, zugleich aber alles auf dem Hofe befindliche Vieh, wie auch die Hunde zu entfernen und auf eine ziemlich weit gelegene Meierei zu ſenden. Dies geſchah; Abends wurde das Eiſen gerichtet und ein armes Schaf als Köder und Opfer beſtimmt; ein Jägerburſche wurde beordert, von einer im Oekonomiegebäude befindlichen Stube aus durch das geſchloſſene Fenſter alles zu beobachten, was auf dem Hofe vorging, wozu die ſchöne mondhelle Nacht beſonders günſtig war. Wir blieben alle bis Mitternacht, der Dinge harrend, die da kommen ſollten, beim Glaſe Punſch ſitzen; kaum hatten wir uns aber gelegt, ſo wurden wir durch einen Flintenſchuß, das verabredete Zeichen, in Kenntniß geſetzt, daß der erwartete Gaſt eingetroffen ſei. Alles eilte hinunter und wir fanden, im Eiſen gefangen, nicht, wie wir erwartet hatten, einen Wolf, ſondern einen koloſſalen Luchs, der blos mit einer Vordertatze in dem Eiſen eingeklemmt, vor Wuth und Schmerz ein fürchterliches Geſchrei erhob und ſich wie raſeud geberdete. Aus ſeinen weit aufgeſperrten, runden, rothglühenden Augen ſchienen Funken zu ſprühen; unter den aufgezogenen, grinſenden, von Giſcht und Speichel triefenden Lippen, fletſchten uns die weißen, ſcharfen Zähne entgegen; bald ſchien die wüthende Beſtie ihren Zorn an dem Eiſen auszulaſſen, das ſie mit den Zähnen und Krallen packte und ſchüttelte, als wollte ſie es zerreißen, bald ſchien ſie ſich mit aller Gewalt auf uns werfen zu wollen nnd machte ſo große Anſtrengungen, daß wir beinahe befürchten mußten, das ganze Eiſen würde ſich losreißen. Im Anfange wünſchte der Beſitzer des Schloſſes, das Thier lebendig zu erhalten, und es wurden Verſuche gemacht, es mit Stricken zu binden; da dies jedoch nicht gleich gelingen wollte, und ein Jäger dabei ſehr übel zugerichtet wurde, ſo machten wir durch zwei Flintenſchüſſe den Leiden des Thieres ein Ende.

So gefährlich auch der Rothluchs, wenn er von ſtarkem Hunger getrieben iſt, für andere Thiere ſein mag, ſo kömmt es doch äußerſt ſelten vor, daß er, ohne vorher gereizt zu werden, den Menſchen anfällt. Er ergreift vielmehr vor demſelben die Flucht und ſetzt ſich ſogar gegen die Hunde nur dann zur Wehre, wenn ihm jede Möglichkeit zur Flucht genommen iſt. Wenn er gejagt wird, iſt er ſehr flüchtig, läuft, wie der Fuchs, gerade vor ſich hin, und nur dann, wenn die Hunde hart hinter ihm her ſind, flüchtet er ſich auf einen Banm, wo er, auf einem dicken Aſte lang hingeſtreckt, unbeweglich liegen bleibt, um ſich zu verbergen, was ihm jedoch nicht gelingt, da die Hunde, die ſeiner Spur folgen, ihn bald ausfindig machen. Da der Winterpelz des Rothluchſes ſehr geſucht iſt, und außerdem die Regierung, um die Vertilgung der ſchädlichen, wilden Thiere zu befördern, für jedes erlegte oder gefangene Raubthier eine ſchöne Prämie zahlt, ſo wird in Schweden auf den Luchs fleißig Jagd gemacht, und

Digitized by Google

er hat auch wirklich ſeit zwanzig Jahren bedeutend abgenommen; ſo lange jedoch das nördliche Schweden nicht ſtärker bevölkert iſt, ſo lange es dort noch unermeßliche Wälder gibt, in welche, theilweiſe wenigſtens, noch kein menſchlicher Fuß drang, und wohin ſich während des Sommers Bären, Wölfe und Luchſe zurückziehen, ſo lange wird man auf die Hoffnung verzichten müſſen, dieſe Raubthiere gänzlich zu vertilgen.

Der kleine oder Katzluchs (Felis borealis, auch Felis lyncula) iſt bedeutend kleiner, als der Rothluchs, und ſieht dem letzteren im übrigen ſehr ähnlich, weßwegen er auch lange Zeit für einen jungen Rothluchs gehalten wurde und von vielen Leuten jetzt noch dafür gehalten wird. Dies iſt jedoch ein Irrthum. Wir haben geſehen, daß die Jungen des Rothluchſes die Farbe des Fuchſes haben, während das Fell des kleinen Luchſes beinahe dieſelben Farben an ſich trägt, wie der Rothluchs; nur das Gelb der Grundfarbe iſt etwas dunkler und die Abzeichen und Flecken ſind viel ſchwärzer, deutlicher und regelmäßiger, die Haarpinſel an den Ohren ſchwärzer und länger; auch ſind die Schnurrhaare bei dem Katzluchſe ſchwarz, bei dem Rothluchſe aber immer weiß. Endlich ſind alle Zweifel in neueſter Zeit dadurch gehoben worden, daß junge Luchſe von beiden Arten gefangen und aufgezogen wurden; die einen wuchſen zu Rothluchſen, die andern zu Katzluchſen auf.

Letzteres Thier iſt in ſeinem zweiten Jahre, alſo in ganz ausgewachſenem Zuſtande, etwas über zwei Fuß lang und einen bis anderthalb Fuß hoch, verhältnißmäßig nicht ſo hochbeinig, als der Rothluchs, ſehr kräftig gebaut, noch behender, ſchneller und geſchmeidiger als jener, und hat in ſeinem Weſen eine große Aehnlichkeit mit der wilden Katze. Wie dieſe ernährt er ſich von Haſen, Ratten, Vögeln und Eichhörnchen, die er bis auf die höchſte Spitze der Bäume kletternd, oder auch von einem Baume auf den andern ſpringend, verfolgt und fängt. Der Katzluchs kommt ebenfalls in den bergigen und waldbewachſenen Gegenden Schwedens, jedoch viel ſeltener vor, als der Rothluchs, auch wagt er ſich nur ausnahmsweiſe und nur vom ärgſten Hunger getrieben, in die Nähe der Wohnungen der Menſchen. Sein Pelz iſt dichter und ſchöner, daher auch geſuchter und theurer, als der Pelz des Rothluchſes.

Der Schriftſteller Pontoppidan ſpricht von einer in Norwegen lebenden Luchsart, deren Fell im Sommer grau, im Winter aber weiß, mit einigen dunkeln Flecken, ſein ſoll. Wenn dieſer Luchs von den Hunden angegriffen wird, ſagt Pontoppidan, legt er ſich auf den Rücken und ſchlägt dergeſtalt mit den Klauen um ſich, daß er ſeine Feinde bald zur Flucht zwingt. Da die Beſchreibung eines ſolchen Luchſes ſonſt in keinem naturhiſtoriſchen Werke gefunden, auch in Norwegen und Schweden ein ſolches Thier ganz unbekannt iſt, ſo darf man annehmen, daß ſich entweder Pontoppidan geirrt hat, oder daß die von ihm beſchriebene Luchsart ſeit der Zeit, in der er ſchrieb, ausgerottet worden iſt.

v. H—r.

Eine Geſchichte vom Luchs.

Der Winter des Jahrs 1817—18 brachte eine ungewöhnliche Aufregung unter die rüſtigen Waidmänner des Harzes. Im Ilſethal, dort, wo die maleriſche Granitwand des Ilſenſteins in die Wolken ſich hebt, wollten mehrere glaubwürdige Perſonen einen Haſelwurm, eine ſchuppengepanzerte Drachengeſtalt von Mannsdicke, mit langem Ringelſchweif, geſehen haben. Die Hochaufgeklärten erklärten alles kurzweg für Täuſchung, Phantaſie oder gar Lüge, denn ſo kamen ſie am müheloſeſten davon. Ihre Antipoden, die Dämmerlinge, ſahen im Haſelwurm den Vorläufer und Verkünder des Weltuntergangs, von dem ſie ſchon lange gefaſelt hatten. Die muthigen Jäger aber meinten, eine gute Büchſenkugel thäte doch gewöhnlich das ihrige, und wollten das Ungethüm gar gern nach Braunſchweig zum Ausſtopfen liefern. Auch tröſteten ſie ſich einer Note in „Döbel's Forſt- und Jagdpractica," die lautet: „Weylen der ordinare Drach, auch Lind- „und Haſelwurm ſeltſamlich zu erlegen, ſo wirdt von „ſelbem Geſchmeyß kein Schußgeld annotiret; weylen „in alleweeg zu hoffen, der Jagdherr werd, ob ſolchem „Stuck, von ſelbſten tapfer in den Seckel greiffen!"

Alle dieſe Gedanken, und was man daraus folgern mag, beſchäftigten einen kräftigen jungen Waidmann, der mit Büchſe und Hund den ſteilen Honsberg, der hinter Appenrode ſich hebt, langſam hinanſtieg. Faſt hatte er den geſtreckten Grat erreicht, als die Fährte eines ſtarken Hirſches ſeine Richtung kreuzte. Das Thier war augenſcheinlich in gewaltiger Anſtrengung fortgeraſt; tief hatten die Schalen der Läufe den hart gefrornen Boden aufgeriſſen, und rechts und links färbte der dunkle Schweiß den Schnee. Da war das Thier geſtürzt, hatte ſich gewälzt, und noch reichlicher war ſeine Bahn geröthet. Noch hundert Gänge — da lag der Hirſch im Schnee verſcharrt, der von der Gluth des Körpers geſchmolzen, die feiſten Weichen blos zeigte! Der ſtolze Hals war vom Zahn eines Raubthiers zerriſſen, ſo daß die wichtigſten Lebensadern ſich ſtromweis ergoſſen; der breite Schweißkaſten lag weit offen, und Herz und Lunge waren herausgefreſſen. Mit ſtets ſteigendem Grimm hatte der junge Jäger dies nach und nach überſehen. Keine Fährte folgte der des getödteten Wildes; aber davon weg ging die des Mörders. Es war kein Wolf, der trabend ſchnürt, d. h. deſſen Spur in gerader Linie fortläuft; das Raubthier war in kurzem Galopp, den der Wolf nie geht, behaglich geſättigt, davon gezogen. Der Schnee rollte, wie Sand, deßhalb war das Eigenthümliche der Spur nicht erkennbar. War dies der Haſelwurm, der auf faltigen Fledermausflügeln dem Wild gefolgt, und erſt zum Erliegenden hinabgeſtürzt? Die breiten, runden Fährten widerſprachen dem nicht, aber den langen

Digitized by Google

Wickelſchweif mußte er hoch tragen, wie ein engliſcher Renner, denn nirgend hatte er den Schnee geſtreift. Den Hirſch kannte der Revierkundige wohl, es war ein ſchon mehrere Feiſtzeiten hindurch geſchonter Sechszehnender, dem er zugeſehen, wie er das verreckte ſchöne Geweih im Thal an weichen, jungen Aſpen vom Baſt gefegt. Da lag er jetzt, kläglich zu Holz geriſſen, von unbekanntem, unheimlichem Gethüm!

Er verbrach das Wild jagdgerecht, damit die abzuſendenden Fröhner, den geknickten Zweigen folgend, es leicht finden möchten, und vollendete verſtimmt ſeine Streife. Heimkehrend traf er auf einen alten Waidmann, der, von der Trunkſucht überall verjagt, beinah ganz Europa durchſtrichen. Unſer Bekannter wich ihm ſonſt aus, heute aber ſah er ſein krummes, finniges Kupferhorn nicht ungern durch die Scheiben des Wirthshauſes leuchten. Warum ſo finſter? rief er dem Eintretenden entgegen, komm und trink, daß dir der Aerger verraucht! Franz erzählte ſein Abenteuer und lächelnd ſtrich der Alte den graurothen Stutzbart. Glaub's gern, daß du das Raubthier nicht kennſt, lachte er, es iſt auch am ganzen Harz kein Schütz, der es kennen kann; ich aber will dir ſagen, daß es ein Luchs war!

Ein Luchs? rief Franz, wo käme der her!

Mußt ihn fragen, Söhnlein, höhnte der Alte. Sieh, ich mag die lateiniſchen Stubenjäger nicht, die hinter dem Ofen jedes Kräutlein nach Linné oder wie er heißt, klaſſifiziren und im Wald ein ſchwarz Eichhorn für den Teufel halten. Du aber würdeſt ein hirſchgerechter Waidmann, wenn du dir all' das Zeug aus dem Kopf räumteſt, und einen Rauſch nicht für ein Verbrechen hielteſt. Drum will ich dir ſagen, daß ich in Ungarn, Litthauen und Schweden mich über das Geſchmeiß ſchier ſchwarz geärgert, aber auch manchen erlegt habe.

Der Luchs iſt, glaub' ich, von allem Raubzeug bei uns das böſeſte und unbändigſte. Ich fand einmal in Weſterbotten in einer Felskluft ein Lager mit zwei weißen Jungen und trug ſie heim. Aber alle Mühe war an den ungeberdigen Rangen verloren; ſie verwundeten Alles, was ihnen nah kam, und waren nur auf warmes Blut verſeſſen, ſo daß ich, ſo ungern ich es that, ſie tödten mußte. Alte Jäger verſicherten mich auch, es ſei noch nie ein Lo, wie ſie genannt werden, gezähmt worden. Sie lagern in hohlen Bäumen, dickem Schilf oder unzugänglichen Felsſpalten, klettern auf Bäume und ſpringen von da auf das ruhig heran äſende Wild herab. Nun mag der Hirſch treiben, was er will, der arge Reiter hängt feſt, wie Sünd und Schande, zerbeißt ihm die Halsadern, das Genick, bis das edle Thier ſtürzt. Dann leckt er begierig den warmen Schweiß, frißt ein Paar Pfund Wildbret oder das Geräuſch heraus, und verſcharrt die Beute, kehrt aber nur im Nothfall zu ihr zurück, wenn es ihm nicht möglich ward, andere zu ertappen. So iſt ſeine Verheerung ungeheuer, denn er tödtet zehnmal mehr, als er frißt. Wie der Wolf ſtreift er in einer Nacht wohl ſechs, acht Stunden weit, mordet da und dort, ſo daß man glaubt, man habe mit mehreren zu thun, indeß nur Einer all' das Unheil ſtiftet. Zuweilen, wenn auch ſelten, wechſelt einer zu uns heraus, kömmt aber ſchwerlich wieder heim; denn er wirthſchaftet ſo, daß Alles wider ihn aufſteht. Der Balg gibt ein gutes Schußgeld und koſtet 15—20 Gulden. Er iſt aber auch lind und glänzend wie Seide, gelbbraun, zart ſchwarz punktirt, die ſteifen Ohrzieſel und die Spitze des kurzen Schwanzes ſchwarz. Sein Geſicht iſt zum Sprüchwort geworden, aber eben ſo fein wittert er, ſo, daß man ihm nur ſelten beizukommen vermag. Sonſt haben ſie die Manieren der andern Katzen, ſind behend, geſchmeidig, und äußerſt reinlich, putzen ſich nach dem Fraß auf's zierlichſte, rupfen erbeutetes Geflügel ſauber, ſind aber bei Tag wie bei Nacht ſtets zur Hand.

Der alte Jäger hatte Recht; vom ganzen Umfang des Gebirges erſchollen die Klagen des Forſtperſonals. In derſelben Nacht hatte der Luchs im Selke- und Oberthal gewürgt, am Morgen hatte man bei Wernigerode auf ihn geſchoſſen, Mittags fand man einen noch warmen Rehbock bei Ilefeld. Ueberall ward auf ihn gekreiſt und getrieben, oft wurde er geſehen, nie aber angeſchweißt.

Ermüdet von längerem Bergſteigen lehnte eines Morgens der junge Franz an einer mächtigen Tanne und ſah mit ſtiller Luſt, wie ein ſtarker Hirſch am zarten Grün ſchmälend harmlos daher zog. Wohl dachte er ſeines erwürgten Lieblings, des prächtigen Standhirſches, als ein leiſes Kratzen ſeinem Blick eine andere Richtung gab. Er erblickte — den Luchs, der am Stamm einer alten Eiche, die ſich an eine Granitwand lehnte, hinaufſprang, und einen dürren Aſt vorſchlich, augenſcheinlich den heranäſenden Hirſch zu belauern. Einen Augenblick drohete das pochende Herz ihm das Auge zu trüben, die feſte Hand leiſe zittern zu machen; doch ſchnell war die Wallung niedergekämpft. Der Stecher knackte leiſe, doch laut genug, um des Raubthiers Blick herüber zu ziehen. Da krachte der Schuß, mit zerſchelltem Schädel ſtürzte der Luchs und laut jubelte der Schütz: Revange für den Sechszehnender!

Schmidt.

Bilder aus Haity.

(Siehe Pag. 67.)

5. Port au Prince und ſeine Umgebung.

So angenehm und reizend der Aufenthalt in den Tropenländern iſt, ſo betrübt aber auch für Jeden, dem wie mir die nöthigſten Mittel fehlten, heiteren Muthes der Zukunft entgegen ſehen zu können, der ohne Empfehlungen und Bekannte, ja ohne nur das Nothwendigſte der Sprache zu kennen, gezwungen iſt, an einem Orte zu verweilen, in welchem ſich zu ſeinem Fortkommen nicht die geringſten Ausſichten bieten. Auch ich

Digitized by Google

war nahe daran, vom gräßlichſten Heimweh gefoltert zu werden, wenn ich das Traurige meiner Lage und mich ſelbſt betrachtete, der ich nichts beſaß, als was ich an mir hatte, denn auch mein Koffer war bei der Beſchlagnahme des Schiffes mit konfiszirt worden. Bange Sorgen folterten mich, ein Beſuch aber, den ich in den Gebirgen hinter Leogane, um Brod und Arbeit zu ſuchen, abſtattete, und auf welchem ich das Leben und Treiben der Bergneger kennen lernte, heilte mich gar bald von meinem Mißmuthe und ſtärkte meine Kraft. — Auf mich allein war ich nur angewieſen, — ohne mein Verſchulden in dieſe Lage gekommen — und, — da nun mehrere meiner Gefährten ihr Vertrauen nur auf mich und meinen Muth geſetzt, ſiehe, da ſteigerte ſich das Selbſtvertrauen und half mir und meinen Gefährten. — Geld, um ein Geſchäft anzufangen, beſaßen wir nicht; unſere Papiere auf Carthagena waren hier zu keinem Preiſe zu discontiren, das Zimmerhandwerk, hier eins der werthvollſten, verſtanden wir auch nicht, und ſo blieb uns nichts übrig, als der Landbau, und dieſen ergriffen wir, da ſich uns nach wenig Tagen eine vortheilhafte Gelegenheit bot, mit aller Luſt und Liebe. — Ein Plantagenbeſitzer in Port au Prince trug uns die Bewirthſchaftung einer ſeiner Pflanzungen, die er im Departement Cavallion beſaß, gegen die Hälfte des Ertrags an, und verſprach uns bis zur nächſten Kaffee-Ernte mit Lebensmitteln und allen andern Bedürfniſſen vorſchußweiſe zu unterſtützen. Mit der größten Freude nahmen wir ſein Anerbieten an, beredeten noch mehrere der Schiffsmannſchaft, ſich an uns anzuſchließen, und zogen nach ſieben Tagen, zehn an der Zahl, auf mit Körben voller Lebensmitteln beladenen Eſeln und Maulthieren aus Port au Prince über Leogane den Bergen von Cavallion zu, wo wir nach acht kleinen Tagereiſen wohlbehalten eintrafen, die Pflanzung aber nicht in dem Zuſtand fanden, den wir der Beſchreibung nach erwartet hatten; indeß was wir verlangten: Arbeit und Unterhalt mehr als im Ueberfluß!

Die ſchönſte oder wenigſtens die freundlichſte Stadt der Republik Haity iſt jetzt unſtreitig Port au Prince, auch Port Republicain genannt; ſie liegt auf einer ziemlich ebenen, an manchen Plätzen zu niedern Gegend, in der Mitte des Departements des Weſtens, in der Ebene von Cul de Sac, an der Mündung eines kleinen, von den ſchwarzen Bergen herabſtrömenden Fluſſes, im innerſten Winkel des Golfs von Gonave, der hier eine eigene, nach der Stadt benannte Bay bildet, die im Weſten von der Gonave-Inſel, im Süden von der Spitze von Leogane, im Norden aber von der Spitze von l'Arcahai, dem Abfalle der Morne Penſezy-bien, begränzt wird, und zu welcher zwei Einfahrten, der St. Marks-Kanal im Norden und der Kanal von Gonave im Süden führen. — In geringer Entfernung von der Stadt erhebt ſich ein angenehmes Hochland, deſſen Gipfel faſt immer von Wolken verſchleiert erſcheinen, und welches ſich nördlich in einen Bogen bis in die Nähe von l'Arcahai erſtreckt. Im Oſten der Stadt erheben ſich die Berge La Coupe, und ſüdlich öffnet ſich die Ebene und die Bay von Leogane. — Port au Prince hat zwei Thore, ein nördliches und ein ſüdliches, welche eine engliſche Meile von einander entfernt ſind, und wurde früher, vor dem Brande, von einem Walle umzogen, der jetzt zum größten Theile abgetragen iſt, und deſſen Verſchwinden die Stadt um vieles freier und geſunder gemacht hat. — Nach einem Herrn Franklin, einem Briten, der zu gleicher Zeit mit mir die Inſel bereiſte, und in einem eigenen Werke über Haity ſeiner Galle freien Lauf läßt, ſoll der Wall in Trümmern liegen, und die Forts theils geſchleift, theils ſo verfallen ſein, daß er ſich getraut, mit fünfzig britiſchen Seeleuten das vor dem Hafen liegende Fort Islet mit Sturm einzunehmen, ich wünſche aber, daß Herr Franklin nie in die Lage kommen möge, dieſen tollen Vorſatz ausführen zu müſſen, — John Bull würde ſich verwundern, wenn die Batterien noch anderer Forts, denen er ſogar die Schießſcharten abſpricht, auf ihn zu ſpielen begännen.

Die Forts Islet, Pethion, Bazilles, Lacroix, Hoſpital, Le Marre, Leogane, Govomment, und noch einige andere, ſchützen und decken die Stadt hinlänglich vor jedem feindlichen Angriff.

Port au Prince hat ſchöne breite Straßen, welche gerade gegen Nord und Süd, Oſt und Weſt laufen, und für deren Herſtellung immer ſehr geſorgt wird; daß einzelne davon nach heftigen Regengüſſen ſchwer zu paſſiren ſind, findet man in allen weſtindiſchen Städten, doch verläuft ſich hier das Waſſer ſchneller im Sand und Kies der Straßen, als in Kingston und der Havanna, wo man oft in den ſchönſten Straßen nach dem kleinſten Regen bis an die Knöchel im Kothe waten muß.

Die Häuſer, ſagt Herr Franklin, ſind nur noch Trümmer derjenigen, welche während der Revolution verſchont wurden, und die übrigen blos hölzerne Gebäude; dem widerſpreche ich aber, oder möchte behaupten, daß Hr. Fr. Port au Prince nach dem Brande von 1820 und 1822 nicht wieder geſehen hat. — Jetzt iſt Port au Prince eine der ſchönſten Städte Weſtindiens. Wenn man von dem Hafen aus die Stadt betritt, erblickt man zwar niedere, aber ſchön ausgeführte Häuſer, keinesweges elende verfallene Baracken, welche vermuthen ließen, die Stadt ſei kaum erſt durch ein Erdbeben verwüſtet worden.

Faſt durchgehends ſind die Häuſer, deren Port au Prince gegen 900 mit etwa 10,000 Einwohnern, ohne Militär, zählt, mit Varandas (überbauten Gängen) verſehen, und die öffentlichen Plätze mit Bäumen beſetzt; nur in einigen Straßen, wo Bäume ſtanden, ſind dieſelben niedergehauen worden, da ſie aus leicht einzuſehenden Gründen den Wohnungen mehr ſchaden als nützen.

Der Regierungspalaſt iſt ein ſchönes, zwar der Erdbeben wegen niedres, doch bequem und zweckmäßig eingerichtetes Gebäude, von welchem aus man eine herrliche Ausſicht nach dem nahen Meere, oder viel-

mehr der Bay und dem Golfe von Gonave hat; der daran befindliche große Garten iſt beſſer eingerichtet, als zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft, nichts weniger aber als eine Wüſte, wie Hr. Fr. ſich bildlich ausdrückt, und der vor demſelben befindliche Springbrunnen, welcher in der Revolution zerſtört worden war, iſt von Neuem wieder hergeſtellt und mit der großen Waſſerleitung verbunden worden, die ſich bis auf drei engliſche Meilen von Port au Prince zieht, und durch welche die Stadt mit gutem Waſſer verſehen wird.

Wenige Häuſer, und unter dieſen der Palaſt des Präſidenten, das Seminarium, die Zeichnen- und Militärſchule ſind höher als ein Stockwerk hoch erbaut; am Palaſte des Senats, einem alten Gebäude, ſind viele Verbeſſerungen angebracht worden; die Kathedrale iſt ein einfaches Gebäude, und nur der Hochaltar iſt prächtig und koſtbar verziert. Das Altargemälde, ein hiſtoriſches Blatt, wurde von einem Haityer gemalt, und die Orgel iſt der Kirche angemeſſen. — Das nahe an der Bay liegende Arſenal, ein weitläufiges Gebäude, wird durch mehrere Batterien geſchützt, und iſt, wie die Stadt, von den umliegenden Forts hinlänglich gedeckt, dürfte alſo nicht ſo leicht durch ein Kanonenboot zerſtört werden können.

Für die Belehrung der Jugend ſind hier mehrere Schulen nach Lancaſters Plan, und das oben genannte Seminar errichtet, und in der Zeichnen- und Militärſchule werden die angehenden Kadetten ſorgfältig in allen Zweigen der Taktik und Belagerungskunſt, und in fremden, vorzüglich in der engliſchen Sprache, unentgeldlich unterrichtet.

Die meiſten Einwohner der Stadt nähren ſich vom Handel, und ich glaube, daß in keinem Orte der Welt verhältnißmäßig ſo viel Kaufleute ſich befinden, als hier. — Die Detailgeſchäfte werden meiſtens von Frauen, der Seehandel aber einzig und allein von Männern, in deren Dienſten ſich häufig Europäer als Geſchäftsführer befinden, beſorgt.

Das Sehenswertheſte für einen Fremden ſind unſtreitig die wirklich gut disciplinirten ſchwarzen Soldaten, und unter dieſen vorzüglich des Präſidenten Ehrengarde, welche Napoleon's geweſener Garde gewiß den Vorzug ſtreitig machen könnte, ſowohl im gewandten Exercitium, als auch in der prachtvoll gewählten Uniform. Dabei kann ich aber nicht läugnen, daß ich Soldaten, ja ſelbſt Offiziere außer dem Dienſte geſehen habe, welche in ihrem abenteuerlichen Aufzuge jedem Europäer einen intereſſanten Anblick gewährt haben würden. Das erſte Mal, als ich einen ſolchen Offizier auf einem magern Eſel, barfuß, mit goldenen Epaulets auf den Schultern, einem großen Schwerte an der Seite, und den Kopf mit einem bunten baumwollenen Tuche verbunden, durch die Straßen traben ſah, hielt ich dieſes für eine eigene Volksbeluſtigung, wurde aber durch mehrere Beiſpiele bald eines Beſſern überzeugt.

Die Kleidung der ſchwarzen und farbigen Damen in der Stadt iſt ſehr prachtvoll, und viele übertreffen in Luxus und zierlichem Weſen gewiß manche deutſch-pariſer Modedame; ihre gewöhnliche Tracht beſteht in einem feinen, bunt geſtickten oſtindiſchen Oberkleide von verſchiedenen Farben, meiſtens weiß, mit handbreiten Blumenborden garnirt; ſonſt ſind auch alle großblumige, in die Augen fallende Kattune ſehr beliebt; um den Kopf tragen ſie ein gelbrothes, mit grün quarrirtes Madrastuch, theils thurm-, theils turbanförmig um denſelben geſchlagen. — Ein ſchwarzer Schleier, in welchen ſich die Damen ganz einhüllen können, und ein feiner breiträndiger, ſchwarzer oder grauer Kaſtorhut, bunte Zeugſchuhe, goldene Ketten, Ohr- und Fingerringe, ſeidene, mit bunten Franſen beſetzte Sonnenſchirme, und ſtark parfümirte Taſchentücher machen den unentbehrlichſten Theil des Putzes einer Haity'ſchen Dame aus. — Die Herren kleiden ſich ſämmtlich nach den neueſten franzöſiſchen Moden, gehen aber gewöhnlich, während der heißen Tageszeit, in leichten, den Matroſenanzügen ähnlichen Kleidern, in langen, weiten Pantalons, in bunt geſtreiften Jacken oder leichten Sommerröcken, Alle aber haben den Kopf mit einem Baumwollentuch umbunden und auf dieſem einen Sambrira oder Bananen-Palmenhut, oder einen leichten Filzhut.

Doch welcher Unterſchied zwiſchen Port au Prince und dem Innern des Landes ſowohl in Kleidungen als in der Wohnung! — Hier, im Innern, gehen beide Geſchlechter bis zum zwölften Jahre, manche ſogar noch darüber, im Hauſe oder auf dem Felde bei der Arbeit meiſtens nackend, und ſind nur bei Beſuchen, welche dieſelben in der Stadt oder Nachbarſchaft abſtatten, mit einem blau und weiß geſtreiften Hemde bekleidet. — Die erwachſenen Männer ſind öfters, während ſie in den Kaffeepflanzungen arbeiten, nur mit einem Schurze oder mit einem Paar baumwollener Unterhoſen, die bis an die Schenkel herauf geſtreift werden, ohne ſonſtige Kleidungsſtücke, bedeckt, und die Frauen tragen ein blau geſtreiftes oder weißes Baumwollenkleid ohne Aermel, das am Halſe und um die Hüfte mit einem Zuge verſehen iſt. Nur Sonnabends und Sonntags, wo die Landleute mit ihren Produkten zur Stadt zum Markte ziehen, wirft ſich Alles in den größten Putz. Die Männer bekleiden ſich mit engen blautuchenen Hoſen und einer langen, hinten mit zwei kleinen Schneppen verſehenen, und zuweilen mit fünf Dutzend kleinen ſilbernen Knöpfen beſetzten Huſarenjacke, mit eng anliegenden Aermeln von derſelben Farbe, der Haityer Nationaltracht. — Ein Jeder, auch der Aermſte, ſucht ſich ſo viel zu erübrigen, dieſen Staat anſchaffen zu können, um mit demſelben öfters nur **einmal** im Jahre, am erſten Januar, dem Feſttage der Unabhängigkeit Haity's, groß zu thun. — Den Kopf ſchmückt auch hier das ewige Baumwollentuch, und auf dieſem ſchwankt ein Stroh- oder Palmenhut mit den haityſchen Farben, blau und roth, öfterer aber nur mit ſchwarzem Bande eingefaßt. — Die Frauen ſind bei dieſen Gelegenheiten in ein mouſſelinenes Oberkleid, welches ſie gewöhnlich, um bequemer gehen zu

Digitized by Google

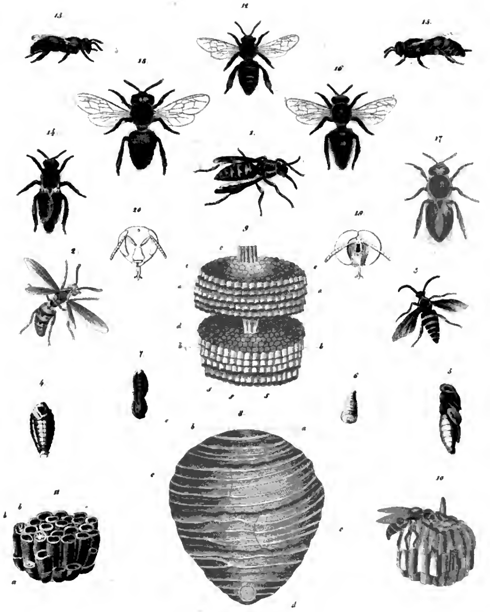
können, bis über die Knie aufſchürzen, bekleidet, und mit einem breitrandigen Strohhute bedeckt, gehen barfuß wie die Männer, haben aber ſtets bunte Seiden- oder Zeugſchuhe bei ſich, um vor den Thoren ihres Beſtimmungsortes noch ihre letzte Toilette machen zu können.

Die Frauen ſtehen in Haity, im Ganzen genommen, in höherem Anſehen, als die Männer, in den Städten ſowohl als auf dem Lande; deſto ſonderbarer iſt es, daß die Frauen der Landleute, einem afrikaniſchen Herkommen zufolge, bei ihren wöchentlichen Ausflügen nach der Stadt zu Fuß gehend die Eſel leiten müſſen, während die Männer, gemächlich ihr Pfeifchen rauchend, in gemüthlicher Ruhe langſam auf Pferden oder Eſeln hinter dem Zuge her reiten; zur Entſchädigung hat die Frau dafür das Recht, frei mit dem aus dem Verkauf der Produkte gelöſten Gelde ſchalten und walten zu können, ein Gebrauch, welcher für die ganze Familie vortheilhafter iſt, als wenn das Geld in den Händen des Mannes bliebe, und durch dieſen in kurzer Zeit in Weißbrod, Rum oder Spielereien verwandelt würde. Gewöhnlich vertheilen die Frauen, namentlich die, welche kleine Familien haben, die Einnahmen gleich nachdem ſie dieſelbe ausgezahlt erhalten, nach dem Ueberſchlag, den ſie ſchon vorher davon gemacht; der Mann, jedes der Kinder, und wenn ſie Dienſtleute haben, ſelbſt dieſe erhalten jeder ſeinen Theil, ein Theil wird, wenn der Verkauf gut geweſen, für Mehl und Salzfiſch verwandt, ein bedeutender Theil aber zum künftigen Leichenmale zurückgelegt.

Die Umgebung von Port au Prince, ſo wie die ganze Ebene des Cul de Sac enthält einen reichen fruchtbaren Boden und bringt die mannigfaltigſten Naturprodukte, als: Bananen, Yams, Maniok, Bataten, Zucker, Kaffee und Indigo, ohne ſonderliche Pflege hervor. Die Ebene iſt noch ſo fruchtbar und eben noch ſo angebaut, als zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft, und wenn man ſich auch vergebens nach jenen ausgedehnten Pflanzungen umſieht, die im Jahre „Neunundachtzig“ die Ebene bedeckten, ſo findet man doch noch dieſelbe Induſtrie, und es iſt kein Beweis der Trägheit oder Nachläſſigkeit des Volks, daß man hier noch überall Trümmer zerſtörter Häuſer, daß man Pflanzungen und Zuckerwerke in Buſch verwachſen antrifft, während die Bewohner dieſer Fläche in kleinen, von Holz geflochtenen und mit Rohr und Blättern gedeckten Häuſern ruhig und zufrieden wohnen, und ſtatt Zucker und Indigo ihren Kaffee und Feldfrüchte bauen. Es liegt in der Natur der Sache, daß große Pflanzungen jetzt hier nur ausnahmsweiſe und doch nie ſo als in früherer Zeit unter franzöſiſcher Herrſchaft gedeihen können, da nur wenige Bewohner der Republik exiſtiren mögen, die hinlängliches Kapital haben, um Hunderte von Arbeitern im Landbau beſchäftigen zu können. Haity liefert jetzt nicht mehr, was die frühere Kolonie St. Domingo zur Ausfuhr erzeugte, die Exporten erreichen im Werthe kaum den vierten Theil der frühern, und doch leben die Haityer jetzt glücklicher; denn ein Mittelſtand hat ſich gebildet, der gleich entfernt vom üppigen Wohlleben, nicht mehr die frühere Noth und die Schmach eines Sclavenlebens kennt, und dafür opfert man gern palaſtähnliche Gebäude und Zucker- und Indigowerke, in denen Hunderte wie Laſtthiere arbeiten müſſen, um einem einzigen europäiſchen Abenteurer Genuß zu verſchaffen. — Und wo ſollten jene großen Werke jetzt herkommen? — Nehmen wir eine Pflanzung unter franzöſiſcher Herrſchaft an, auf welcher dreihundert Neger arbeiteten, welche von Freiheitseifer ergriffen, von der ſchmachvollen Behandlung ihrer Tyrannen in Wuth verſetzt, ihre Peiniger vertrieben oder tödteten, die Pflanzungen, Zucker- und Indigowerke zerſtörten und ſich ſpäterhin brüderlich in das früher von ihnen als Sclaven bearbeitete Land theilten. — Hundert von jenen Negern ſollen im Freiheitskriege gefallen ſein; zweihundert blieben am Leben, und aus der Pflanzung wurden zweihundert kleine Niederlaſſungen, jede von einigen Morgen. — Was konnte der arme Neger, der höchſtens eine Hacke hatte, mit dieſem Lande anfangen? Konnte er Zucker- und Indigowerke anlegen? Hatte er Häuſer, Geld und Arbeiter, hatte er große Maſchinen und Keſſel? — Nein, er war verlaſſen, und konnte blos auf die Kraft ſeiner Hände rechnen! — Mit Mühe bauete er eine nothdürftige Wohnung, pflanzte Bananen, Yams, Maniok, Bohnen und Mais um dieſelbe und legte, da es für ihn nicht vortheilhaft oder vielmehr zu beſchwerlich war, Zuckerrohr zu bauen, eine Kaffeepflanzung an, welche weniger Mühe verlangte, keine Auslagen koſtete, und bei einer ſo kleinen Beſitzung von etlichen Morgen eine wahre Vergnügungsarbeit genannt werden konnte. Daß die Ruinen der frühern Plantagengebäude dabei in Vergeſſenheit geriethen, und bald von Schlingpflanzen und Büſchen bedeckt waren, läßt ſich leicht erklären; wo hätte der arme Neger die Mittel hernehmen ſollen, ſolche Anlagen wieder herzuſtellen? Nur die Zeit konnte dies bewerkſtelligen, und — größtentheils hat ſie es bereits gethan, obgleich die alten Werke noch immer als ewiges Denkzeichen in Ruinen liegen, und umgeſtürzte eiſerne Zuckerkeſſel nutzlos an den Straßen verroſten.

Die Ebene von Cul de Sac iſt keine öde, von Menſchen verlaſſene Wüſte, noch weniger leben jetzt dort nur noch Raubthiere, wie Herr Franklin in ſeinem Werke behauptet, es müßte denn ein habſüchtiger Engländer ſein, welcher durch ſeine Plane die harmloſen Einwohner übervortheilen wollte; ſonſt iſt mir wenigſtens kein Einziges bekannt. — Nach und nach verbeſſerten die Bewohner ihre ärmlichen Wohnungen, und ſchufen ſich neue, größere, und obgleich dieſe weder von Ziegel-, Sand- noch Marmorſteinen erbaut ſind, ſo haben ſie doch ein freundlicheres Ausſehen nicht nur als die Wigwams der nordamerikaniſchen Wilden, ſondern ſind ſogar beſſer, als manche Häuſer der Europäer in Kingston und Havanna, obgleich ſie nur von Holz erbaut und mit Palmblättern gedeckt

Digitized by Google



Lith. Anst. v. C. [illegible]   1844

ſind. Mancher europäiſche Bauer würde gern mit den Bewohnern der Ebene von Cul de Sac tauſchen, um deren ruhiges, ſorgenfreies Leben genießen zu können. Die Ebene iſt herrlich bewäſſert, unzählige kleine Bäche durchſchneiden ſie nach allen Richtungen, das Klima iſt mild, die Witterung regelmäßig, und der Boden beſitzt eine außerordentliche Fruchtbarkeit; dieſelben Vortheile bietet die Ebene des Artibonite, die ſich im Norden der Cul de Sac befindet, und in welcher ſich kleine Zuckeranlagen, mit Bananen-, Baumwoll- und Guineagras-Pflanzungen wechſelnd, bis Gonaives ziehen.

Sehr wenig Mühe verwenden die Landleute auf Erbauung ihrer Häuſer, obgleich ſie zu Zeiten ſehr große errichten; öfters ſah ich welche, die bei einer Länge von 40 Schritt gegen 20 Schritt Tiefe hatten; die Wände derſelben ſind durchgehends von weichem geſplitterten Holz geflochten, die Eckbalken von Citronen- oder Orangenholz; Fenſter findet man nirgends, und ſelbſt mit Läden verſehene Fenſterluken findet man nicht in jedem Hauſe; das niedere Dach, welches man mit den Händen greifen kann, iſt mit den Blättern der Kokospalme gedeckt; die Thüren ſind gewöhnlich von Palmenholz und mit hölzernen Haſpen und einem künſtlichen hölzernen Schloß verſehen. Von außen und innen ſind die Wände mit weißem Muſchelkalk beworfen und berappt, und bei kleinen Häuſern, Hütten oder Cayes iſt der innere Raum durch eine halbe Brettwand in zwei Abtheilungen geſchieden, von denen die vordere Küche und Wohnzimmer, die hintere Vorrathskammer und Schlafgemach vorſtellt. Größere Häuſer ſind ſtets in drei Piecen geſchieden, von denen die mittlere durch die Thüren, die beiden Seitengemächer durch Fenſterluken ihr Licht empfangen, und viele gibt es auf dem Lande, deren Fußboden und Wände mit glaſirten Thonfließen belegt ſind.

Tr. Brommé.

Die gemeine Weſpe.

(Taf. 20.)

Unter den Inſekten verdienen diejenigen Geſchlechter unſere beſondere Aufmerkſamkeit, welche ſich durch ihre Lebensweiſe, ihre Gewohnheiten, ihre Kunſtfertigkeit, Arbeitſamkeit und die Sorgfalt bei Behandlung ihrer Jungen den Leiſtungen des Menſchen an die Seite ſtellen, ja dieſe nicht ſelten, wenn man das gegenſeitige Verhältniß berückſichtigt, übertreffen. Man denke nur an die Bienen, an die Ameiſen. Sie bilden geordnete Staaten mit Regenten und Unterthanen von verſchiedenen Ständen, welche in der größten Ordnung und Regelmäßigkeit ihre Arbeiten verrichten, Kriege führen, und auf's Sorgfältigſte für das Fortbeſtehen ihres Geſchlechtes ſorgen. Hieher ſind neben vielen andern auch die Weſpen zu zählen, von welchen wir jetzt die gemeine Weſpe (Vespa tectorum) betrachten wollen.

Vielen unſerer Leſer ſind gewiß die papierartigen Gehäuſe bekannt, welche man nicht ſelten unter den Fenſtergeſimſen, Wetterbrettern, an Bäumen, in leeren Bienenſtöcken oder auf Dachböden am Gebälke und an den Ziegeln ſelbſt angebracht findet, und welche nichts anderes ſind, als die Wohnungen der Weſpen. Dieſe ſogenannten Weſpenneſter findet man von der Größe einer Kinderfauſt bis zu einem Fuß in ihrem längſten Durchmeſſer. Sie haben eine grauweiße Farbe und ein papierartiges Anſehen, ſind aber keineswegs aus dieſem Stoffe bereitet, ſondern beſtehen aus den feinſten Theilen vermoderten Holzes, welches die Weſpen durch ihren Speichel mit einander verbinden, und mit Hilfe ihrer Füße und Freßwerkzeuge zuſammenſetzen. Der Form nach ſind dieſe Neſter birnförmig und im Innern in zwei durch Bänder mit einander vereinigte Stockwerke geſchieden, deren oberes wieder durch ein Band mit der äußern das Ganze umgebenden Wand verbunden iſt. Jedes Stockwerk wird durch eine Scheibe gebildet, an welcher lauter röhrenförmige, ſechseckige Zellen mit abwärtsgekehrter Oeffnung ſtehen; an der obern Scheibe 200—260, an der untern, kleineren 100—170. Die äußere Wand beſteht aus mehreren über einander gefilzten, papierdünnen Schichten.

Es gibt unter den Weſpen wie bei den Bienen Männchen, Weibchen und Arbeiter. Letztere ſind nichts anderes, als Weibchen, welche ſich nicht fortpflanzen. Es befindet ſich jedoch als Königin nicht nur *ein* Weibchen in jedem Neſte, ſondern es ſind deren mehrere. In jedem Sommer folgen drei Generationen auf einander; was von der letzten im November nicht zur Entwickelung gekommen iſt, wird von den alten Weſpen aus den Zellen geworfen; auch die alten ſterben vor dem Winter, nur einige Weibchen bleiben übrig, welche ſich im Frühjahr vertheilen und jedes eine eigene Wohnung gründet. Ein Weibchen alſo iſt es, welches den Bau unternimmt und ungefähr eine Woche lang allein ausführt; ſobald die erſten Zellen halb fertig ſind, werden Eier darein gelegt, aus welchen Arbeitsweſpen kommen, die den Bau vollenden.

Die Zellen ſind ganz allein zur Aufnahme der Eier und zum Aufenthalt des Thieres während der Verwandlung beſtimmt. Das Ei wird mit dem einen Ende und an einer Seite in der Zelle feſtgeklebt. Jede Zelle enthält nur ein einziges Ei; ſchon nach einigen Tagen entwickelt ſich daſſelbe und es erſcheint die junge Larve, welche ebenfalls mit dem Schwanzende in der Zelle befeſtigt iſt und mithin den Kopf nach unten gegen die Oeffnung kehrt. Eine ſolche Larve iſt erwachſen nicht über einen halben Zoll lang, von Farbe weißgelblich mit braunem dreieckigem Kopf und ſchwärzlichen Augen. Vorn iſt ſie etwas breiter, denn hinten. Sie hat nur zwei Kiefer, eine fleiſchige Oberlippe und unter dieſer die Spinnorgane. Am hintern Ende ſitzen zwei Wärzchen und der ganze Körper beſteht aus dreizehn Ringen. Den Kopf trägt die Larve zurück auf die Bruſt gebogen.

Dieſe Larven werden von den Weſpen ſehr ſorg-

fältig gefüttert, zuerſt mit Honig und dann auch mit abgenagten Fleiſchſtücken, Obſt und Inſekten. Dies thun die Weibchen und die Arbeiter. Letztere verrichten, obgleich die Weibchen und Männchen nicht ganz unthätig ſind, überhaupt die meiſte Arbeit; ſie ſchaffen nicht nur Futter für die Larven, ſondern auch für die andern Weſpen herbei, deren es aber in einem Bau viel weniger gibt. Unter allen ausgelegten Zellen befindet ſich oft nicht ein Dutzend Männchen.

Ehe ſich die Larve verwandelt, ſpinnt ſie über ihre Zelle einen Deckel aus grauweißer Seide. Die Puppe ſieht gelblich und man kann an ihr die auf der Seite liegenden Scheiden der Fühler, Füße und Flügel erkennen. Nach acht Tagen ſchlüpft aus ihr die Weſpe, welche anfänglich von den Arbeitern geätzt wird, dann aber ſich in das Leben der Uebrigen miſcht.

Die weibliche Weſpe iſt die größte. Kopf, Fühler und Bruſtſchild ſind ſchwarz, letzterer iſt mit gelben Zeichnungen verſehen. Der Hinterleib iſt lang und endet in eine Spitze, er beſteht aus neun Ringen, welche am Grunde ſchwarz, an der äußern Hälfte aber gelb ſind. Beide Farben berühren einander als ausgezackte Bänder. Außerdem ſind noch einzelne ſchwarze Fleckchen vorhanden. Die Beine ſind gelb bis auf die ſchwarzen Schenkel, an welchen nur das vordere Ende jene Farbe hat; die Flügel blaß röthlichbraun. Die Weibchen gehen nie aus dem Stocke, ſondern ſind ſtets mit dem Eierlegen beſchäftigt. Sobald nämlich eine Larve ausgeſchlüpft iſt, wird die Zelle ſogleich gereinigt und ein anderes Ei hinein gelegt.

Die Männchen ſehen etwas anders aus. Der Kopf iſt gelb und auch das Bruſtſtück hat mehr Gelb. Ebenſo ſind die gelben Bänder des Hinterleibs, welcher einen Ring mehr hat, breiter, der Leib ſelbſt aber ſchlanker und hinten ſtumpf.

Die Hauptbevölkerung machen die Arbeitsweſpen aus. Sie ſind kleiner als die Weibchen und die Männchen, gleichen in der Färbung aber ziemlich den erſteren, welches die größten ſind; ihre gelben Bänder ſind wenig oder nicht ausgezackt, und die Fühler ſtärker.

Die Weſpen ſind ſehr räuberiſch, fallen heftig andere kleinere Inſekten an und ſtehlen den Bienen ihren Honig; auch gehen ſie häufig an das Obſt und in die Fleiſcherläden, wo ſie aber nicht blos ſtehlen, ſondern auch die läſtigen Fleiſchfliegen vertilgen. Selbſt im Stocke entſteht oft Streit zwiſchen den Arbeitern und Männchen, der aber ſtets mit der Flucht der letztern endet.

Bekanntlich haben die Weſpen einen Stachel, womit ſie ſehr fühlbar ſtechen können, der aber dem Männchen fehlt. Er gleicht ſehr dem Bienenſtachel, hat nämlich wie dieſer eine ſcharfe pfeilförmige Spitze und Seitenzähne, welche in einer Scheide ruhen. Der Stich iſt ſo heftig, daß er oft höchſt ſchmerzhafte Entzündungen hervorbringt und unter Umſtänden, und beſonders in heißen Klimaten, ſelbſt den Tod zur Folge haben kann, indem ſich die Entzündung nicht gerade auf den verletzten Theil beſchränkt, ſondern auch andere Theile, oft den ganzen Körper ergreift. Pferde hat der Weſpenſtich ſchon ſo toll gemacht, daß ſie wie raſend davon liefen und den Wagen umwarfen.

Die Entzündung rührt von einer ätzenden Flüſſigkeit her, welche mit dem Stich in die Wunde gebracht wird. Es gibt verſchiedene Mittel, die Schmerzen zu ſtillen, z. B. Auflegen geſchabter Kartoffeln, zerdrückten Peterſilienkrautes, Zwiebeln, friſcher Mohnköpfe, Umſchläge von Oel, Salzwaſſer, Wegerichſaft und Salmiakſpiritus. Das einfachſte Mittel, den Schmerz zu ſtillen, iſt aber das Auflegen friſch aufgegrabener Erde und das Ausziehen des Stachels; läßt man die Weſpe oder Biene ruhig ſtechen, dann zieht ſie den Stachel von ſelbſt wieder heraus, ohne daß erhebliche Folgen nachkommen.

Erklärung der Figuren.

Fig. 1. Das Weſpenweibchen oder die Königin.
„ 2. Ein Männchen.
„ 3. Eine Arbeitsweſpe.
„ 4. Eine ausgewachſene Larve etwas vergrößert.
„ 5. Eine ebenfalls vergrößerte Puppe.
„ 8. Ein Weſpenneſt von außen geſehen;
 a b die obere Scheibe;
 c c ein Band, welches die obere Scheibe am oberen Theil der äußeren Schale befeſtigt;
 d das Eingangsloch.
„ 9. Ein von ſeinen äußeren Wänden befreites Neſt;
 a a die obere Scheibe;
 b b die untere;
 c das Band, welches die obere Scheibe an der äußeren Schale befeſtigt;
 d ein Band, welches beide Scheiben mit einander verbindet;
 e e die Grundfläche der nach unten geöffneten Zellen;
 f f verſchloſſene Oeffnungen, was jedoch in der Lithographie nicht gegeben iſt, welche Puppen enthalten.
„ 6. Die ausgewachſene Larve einer Wandweſpe (Vespa parietum).
„ 7. Die Puppe derſelben.
„ 10. Das hängende Neſt der Wandweſpe mit der Weſpe ſelbſt.
„ 11. Dieſes Neſt mit den Zellenöffnungen nach oben gekehrt;
 a eine Zelle, worin ſich eine Larve befindet;
 b Puppen enthaltende Zellen.

Die Wandweſpe gleicht in ihrer Lebensart und dem Baue ganz der Dachweſpe. Ihre Wohnungen ſind aber viel kleiner und enthalten höchſtens 40 — 50 Zellen. Die Form dieſer Neſter, ſo wie die Färbung des Thieres geht aus den Abbildungen hervor. Auch bei dieſer Gattung gibt es Weibchen, Männchen und Arbeiter in gleichem Verhältniſſe. Die Neſter findet man an Zäunen, Mauerwänden und Grashalmen befeſtigt, und man ſieht faſt ſtets eine oder zwei Weſpen

Digitized by Google

darauf herumgehen. Die Wandweſpen ſtechen eben ſo empfindlich, wie die andern.

Die übrigen auf der Tafel befindlichen Abbildungen gehören der Honigbiene an, welche im erſten Bande Seite 48 u. f. bereits ausführlich beſchrieben, dort aber nicht mit illuminirten Abbildungen der Thiere verſehen iſt.

Fig. 12 und 13 ſind Arbeitsbienen,
„ 14, 15 und 16 Weibchen,
„ 17 und 18 Männchen.
„ 19. Ein vergrößerter Kopf, um die Borſtenhaare der Zunge zu zeigen.
„ 20. Ein geſchloſſener Kopf.

Berge.

Holländiſche Marinebilder.

1. Der Seilerjunge.

(März 1607.)

Auf den Werften von Vliſſingen geſtaltete ſich ein reges Leben. Die hohen Fleutſchiffe erhielten einen neuen Farbenſchmuck, ihre Takelage wuchs zuſehends in die blaue Luft hinein, und von der Gaffel wehte die ſtolze Flagge der ſieben Vereinigten Provinzen. In den großen Magazinen ſcharwerkten die Matroſen, unter der Aufſicht ihrer Offiziere, und rollten die Proviantfäſſer nach den Böten, während an der andern Seite, die nach der Stadt zuführte, tauſend Hände beſchäftigt waren, die nöthigen Waſſervorräthe herbeizuſchaffen. Auf den großen Reepſchlägerbahnen der Gebrüder Lampſin's lagen Taue aufgeringelt, vom ſchwerſten Ankertau bis zum leichteſten Kabel, in ſolcher Menge, daß eine Flotte zehn Jahre daran genug gehabt hätte, und doch wurde überall ſo fleißig geſponnen und zuſammengeſchlagen, als könne keine Häringsbuiſe auslaufen, bevor ſie nicht hier neue Fangleinen und Angelſchnüre gemacht hätten.

Der Werkmeiſter, ein ſtämmiger, vierſchrötiger Kerl, hatte ſeine Augen überall; er ſtieß die Seilerknechte in die Rippen, wenn ſie den Faden nach ſeiner Meinung nicht glatt und fein genug ſpannen, und ließ ein kurzes Tauende unſanft auf den Rücken der kleinen Seilerjungen niederfallen, wenn ſie das Rad nicht ſtets im vollen Schwunge drehten.

Da kam ein kleines, zuſammengedrücktes Männchen mit breitkrämpigem Hut und weiten Schifferhoſen daher. Sein Oberkörper war in eine abgetragene Friesjacke geknöpft und in jeder Hand trug er einen Korb mit wohlgepropften Bierkrügen. Er nahte ſchüchtern dem polternden Werkmeiſter, und fragte leiſe, ob vielleicht neuer Vorrath nöthig ſei?

„Was da? Was gibt's?“ rief Dieſer, und rannte in ſeinem Eifer den kleinen Bierzapfer beinahe über den Haufen. „Aha, Ihr ſeid's, Adrian de Ruyter? Euer Bier wird alle Tage ſchlechter und die Stüber immer rarer. Wenn Ihr Euch nicht beſſert, und der Verdienſt bedeutender wird, habt Ihr meine Kundſchaft am längſten gehabt.“

„Ach, lieber Herr!“ entgegnete Adrian de Ruyter, und ſetzte die ſchweren Körbe auf die Erde, „das ſolltet Ihr nicht ſagen. Euer Verdienſt mag nicht ſo groß ſein, wie Ihr ihn wünſcht und verdient, aber mein Bier iſt gut, und es iſt nicht wohlgethan, ſo verächtlich davon zu reden, weil ich dadurch meine Kundſchaft verliere, denn was Ihr thut, machen die Andern nach. Iſt ein ſaures Brod, das Brod eines Bierzapfers, der ſich viel muß herumſtoßen laſſen, und oft das Seinige verliert durch die Bierprobe und ſchlechte Zahler.“

„Nun, flennt nur nicht, wie ein altes Weib!“ brummte der Werkmeiſter, „und ſetzt mir ein Dutzend von den Krügen in mein Schauer; meine Grietje wird Euch das Geld geben, und Euch nicht durch Borgen ruiniren! — friſch, fort, an die Arbeit!“

Er trieb damit einige Seilerknechte vor ſich her, die ebenfalls herbeigekommen waren, um einen Krug zur Erquickung zu erhaſchen. Der Bierzapfer bediente ſeine Kunden mit möglichſter Schnelle, und gut gelaunt über die vielen unerwarteten Baarzahlungen, griff er nach einem größern Kruge, reichte ihn dem Werkmeiſter und ſagte flüſternd: „Das iſt ein abſonderlicher Tropfen für Euch; habt die Güte und ſagt mir, was macht mein Sohn? Führt er ſich gut auf und profitirt er im Gewerke?“

„Hört, Adrian!“ ſagte der Werkmeiſter raſch. „Behaltet Euer Bier, ich kann Euch nichts dafür zu Liebe ſagen. Euer Michael iſt dumm und bleibt dumm, und wird bald aus der Bahn gejagt werden. Was Ihr ihm heute ſagt, hat er morgen vergeſſen; ſobald es zur Arbeit geht, iſt er ſchläfrig und träge; gilt es aber, einen dummen Streich zu machen, iſt er allemal der Anführer; er und der verdammte Negerjunge Jan Compannei! Dies ſchwarze Ungethüm hat Euern Jungen vollends verdorben! Wenn der Michael nächſten Sonnabend fortgejagt wird, könnt Ihr einen Bierzapfer aus ihm machen. Das iſt Alles, wozu der niederträchtige Junge taugt.“

„Herr Werkmeiſter!“ ſagte Adrian de Ruyter tief gekränkt. „Dergleichen Worte müßt Ihr nicht ſagen! Wir ſind arme Leute, wir de Ruyters, vom Großvater her, aber wir ſind ehrlich und brav und es iſt nichts Niederträchtiges in uns. Mein Michael iſt auch gut und brav, und niemals hat er etwas Unrechtes gethan.“

„Zum Teufel mit Eurem Michael!“ ſchrie der Werkmeiſter. „Ich dulde ihn nicht länger auf der Bahn! Er oder ich!“

Der Werkmeiſter hatte ſich in Zorn geſprochen, und ſtieß noch heftigere Drohworte aus, als von der äußerſten Rhede her ein Schuß fiel, und ein großer Dreimaſter mit breitem Bord unter vollen Marsſegeln langſam heranſegelte. Die Seilerknechte ſteckten die Köpfe zuſammen, den neuen Ankömmling beſchauend, und ſich ihre Bemerkungen zuflüſternd. Der Werk-

Digitized by Google

meiſter aber hatte bei dieſem Ereigniß all' ſeine Heftigkeit vergeſſen, und rief: „Hurrah! Das iſt Admiral Jacob Heemskerk! Nun gibt's neue Beſtellungen und Arbeit vollauf! Nicht zu gedenken der luſtigen Geſchichten von geſunkenen und geenterten Schiffen, von abgeſchoſſenen Beinen und geſpaltenen Köpfen, denn wo der Jacob Heemskerk kommandirt, daß ſie hinſchlagen ſollen, da wächst fürder kein Gras. Er iſt der beſte Offizier in der Flotte, und fürchtet ſelbſt den Teufel nicht, das habt Ihr 1607 an Gibraltar geſehen, oder hättet es doch ſehen können, wenn Ihr Courage genug gehabt hättet, dabei zu ſein! Friſch, Jungens! dem müſſen wir bei ſeiner Heimkehr ein lautes Hurrah bringen!"

Die Seilerknechte folgten ſeiner Anweiſung, und voll Begeiſterung für ſeinen Seehelden, unter deſſen Befehlen er einſt ſtand, bemerkte er nicht, daß alle Räder aufhörten ſich zu drehen, ſondern plauderte ruhig weiter von türkiſchen Schebecken, ſpaniſchen Galionen und dem Ruhm der niederländiſchen Flagge.

Unterdeſſen hatte der Bierzapfer ſeine Körbe aufgenommen und war unter ein Schauer getreten, wo er einen der Radjungen, ein leichtes, behendes Bürſchchen von kaum zehn Jahren, mit einem Negerknaben in Streit fand. Obgleich dieſer letztere von ſtarkem Wuchſe war, und zwei kräftige Fäuſte emporſtreckte, während ſeine Augen wie ein paar Kohlen glühten, zeigte der Junge doch nicht die geringſte Furcht, ſondern dem Gegner keck entgegen tretend, ſprach er laut: „Sage es noch einmal, verdammter Schwarzer! Sage es nur noch einmal! Was weißt Du davon und was haſt Du mit den Spaniern und Franzoſen zu ſchaffen, da Du doch hier biſt und holländiſch Brod frißt? Was? Uns ſollen die Spanier unterkriegen? Ich will's nicht! Ich leide es nicht! Sieh' die großen Fluiten, die draußen liegen, und den Dreimaſter, der dort einſetzt! Sieht mir recht darnach aus, als ob er einen Spanier an Bord kommen ließe!"

Der Neger grinzte: „Hollandaiſe nicks! Spaniol groß! Portugaiſe groß! Franzuß groß und ſtark! Hollandaiſe viel Prügel!"

„Da, Du Hund von einem Neger!" ſchrie der Radjunge. „Noch ein Mal! So! Und noch ein Mal! Friſch, Du ſchwarzer Satan! Ich ſchlage Dir Deine weißen Zähne ein, wenn Du noch einmal Dein verdammtes Portugaiſe ſagſt!"

Leicht und gewandt hatte er den Neger umfaßt. Dieſer, der ſich eines ſo raſchen Angriffs nicht verſah, fiel zu Boden, und ſchlug um ſich, umſonſt den Kleinen von ſich abwerfend, der ihn wie eine Katze umkrallte. In dieſem Augenblicke kam der Bierzapfer herbei und riß die Jungen aus einander. „Wollt Ihr Frieden halten, Ihr unnützen Buben?" rief Adrian erboſt. „Iſt's nicht genug, daß Ihr von Euern Vorgeſetzten braun und blau geſchlagen werdet; müßt Ihr Euch auch ſelbſt noch das Fell gerben? Schäme Dich, Michael, daß Du mir ſolche Schande machſt!"

„Vater!" antwortete Michael, ſich den Schweiß von der Stirn wiſchend, „Vater! der verdammte Schwarze hat ſchon wieder auf unſere Flagge geſchimpft und ſeine Spanier und Portugieſen in den Himmel erhoben . . ."

„Bleib' mir mit deinem Gewäſch vom Halſe!" entgegnete der Vater ärgerlich. „Was gehen Dich die Spanier und unſere Flagge an? Drehe Du Dein Rad, wie ich mein Bier verkaufe und damit hollah!"

„Oho! Noch lange nicht!" rief der kleine Uebermuth und nahm eine Stellung an, als ſei er jetzt ſchon Herzog und erſter Admiral der Staaten-General. „Ich habe es ihm gegeben, und will es ihm noch beſſer geben, wenn er wieder auf uns ſchimpft! Wir ſind Niederländer, Vater! Du und ich!"

Jan Compannei hatte ſich aufgerafft, ſchlich ſich heran und ſagte: „Hollandaiſe viel bange! Hollandaiſe viel laufen!"

„Da fängt er ſchon wieder an!" rief Michael und wollte ſich auf ſeinen Gegner ſtürzen, aber der Vater hielt ihn zurück, und ſagte: „Junge! bringe mich nicht auf! Ich habe vorhin mit Deinem Werkmeiſter geſprochen; er iſt ſehr unzufrieden mit Dir!"

„Das iſt er immer!" ſagte Michael leichthin.

„Er hat's aber ernſthaft geſagt! Hat meinen Krug Bier nicht angenommen und verſichert, er werde Dich eheſtens wegjagen!"

„Meinetwegen!"

„Was? Deinetwegen? Ja, nun ſehe ich es ein, daß Du wirklich ein Taugenichts biſt. Junge, Junge! Ich bin ein reputirlicher Mann, der keinen Burſchen in ſeiner Familie haben will, der von ſeinem Brodherrn weggejagt wird. Alle Deine eilf Brüder und Schweſtern ſind fleißig und wohlgerathen, ſie arbeiten tüchtig und führen ſich gut auf, ſo daß ich und Deine Mutter unſere Freude daran haben; aber Du biſt ein unnützer Bube, der nicht einmal dazu taugt, ein Rad zu drehen."

„Nein, Vater! Ich kann's auch nicht!" rief Michael. „Wenn ich erſt von dieſer Bahn weg bin, will ich Gott danken, und ſie ſollen lange warten, ehe ſie mich wieder hier zu ſehen kriegen. Vater! weißt Du was? Heute Nacht hat mir geträumt, ich wäre groß, hätte einen Degen an der Seite, einen Federhut auf dem Kopfe und ſtände auf dem Hinterdeck eines Dreimaſters! Vater! wenn das wahr würde!"

„Daß Gott erbarm!" ſprach der Alte betrübt vor ſich hin. „Warum muß denn gerade ich mit einem ſolchen Jungen geſtraft werden? Sein Geſchäft läßt er liegen, und träumt ungemeſſenes Zeug von großen Dingen, die uns noch in Ungelegenheiten bringen können, wenn die vornehmen Herren es erfahren, denn was man träumt, daran hat man wachend gedacht! Was würde wohl der Admiral denken . . ."

„Ich will's ihm ſelbſt ſagen, Vater!"

„Ach, Du ungerathener Junge! Wollteſt Dich unterſtehen, einen ſo vornehmen Herrn anzureden? Wollteſt nicht Dich tief bücken und ihm hundert Schritte aus dem Wege gehen? Gut! Mit uns iſt es aus!

Digitized by Google

Ich ziehe meine Hand von Dir ab, und wenn Du hier weggejagt wirſt, brauchſt Du auch nicht mehr zu mir in's Haus zu kommen!“

„Vater!“ rief Michael, „Vater! das mußt Du nicht ſagen! Ich bin Dir gut! Dir und der Mutter und den Brüdern und Schweſtern! Aber ich kann nicht ausdauern beim Raddrehen und will ein Seemann werden, muß ich auch mein Lebstage ein kleiner Tjalkmann bleiben. Laß mich hinaus, Vater, hörſt Du? Am Lande thue ich Dir nicht gut, aber am Bord will ich geduldig ſein, wie ein Lamm.“

„Wenn's Gottes Wille iſt, kann ich nichts dazu oder davon thun!“ antwortete der Vater. „Siehe Du ſelbſt zu, wie Du's treibſt! Ich habe außer Dir noch eilf Kinder zu verſorgen! Kannſt Du da nicht aushalten, wohin ich Dich geſtellt, ſo ſiehe zu, daß Du anderswo Dich unterbringſt; ich habe keine Bekanntſchaft mit Leuten, die für ſolche Burſche, wie Du biſt, einen Degen und einen Federhut in Bereitſchaft halten. Geh' mit Gott!“

Der Bierzapfer Adrian de Ruyter entfernte ſich, und Michael lehnte ſich gegen das Rad, mechaniſch nach dem Handgriff deſſelben faſſend. Da ſchlich ſich Jan Compannei heran, umfaßte ihn unverſehends und warf ihn zu Boden, indem er höhnend rief: „Todt Hollandaiſe! Hurrah vor Spaniol und Portugaiſe!“

Wie ein junger Tiger ſprang Michael de Ruyter vom Boden auf und warf ſich auf ſeinen Gegner. Ein erbitterter Kampf begann, der einen unglücklichen Ausgang genommen hätte, wenn nicht einige Seilerknechte herbei gekommen wären und ſie aus einander geriſſen hätten. Der Werkmeiſter aber ſchwang ſein flinkes Tauende und rief: „Nun ſeid Ihr reif! Du und der Schwarze! Ich will ein Exempel ſtatuiren, daß Euch für alle Zeit und Ewigkeit die Luſt vergehen ſoll, einen ſolchen Aufruhr auf der Bahn zu veranlaſſen! Erſt halb todtgeſchlagen, und dann mit Euch hinaus in's Elend, wie ſich's für ſolche Taugenichtſe gehört!“ Auf ſeinen Wink hatten ein Paar der Knechte ſich des Negers bemächtigt, und er ſelbſt ſtreckte ſeine gewichtige Hand aus, um Michael zu faſſen. Dieſer aber entſprang ihm, und lief einige Schritte weiter: „Ihr dürft mich nicht ſchlagen! Der Schwarze hat mich hinterrücks angegriffen und ich habe mich blos gerächt! Ihr dürft mich nicht ſchlagen! Dafür nicht!“

„Willſt Du mir vorſchreiben, was ich thun darf, und was nicht?“ ſchrie der Werkmeiſter. „Den Augenblick kommſt Du hierher und empfängſt geduldig Deine Hiebe, oder es ſetzt das Dreifache. Willſt Du nicht? Warte, Burſche, wenn ich Deiner habhaft werde!“

„Verſucht's, ob Ihr es könnt!“ lachte Michael und lief dem Ausgange der Bahn zu. Der zornige Werkmeiſter flog mit lauten Schimpfworten und geſchwungenem Tau hinter ihm her. Aber lange hielt er die Jagd nicht aus, der Schweiß perlte von ſeiner Stirn; ſich verſchnaufend blieb er ſtehen, und ſagte zu den umſtehenden Burſchen und Handpflegern: „Wer mir den Jungen bringt, ſo daß ich ihn tüchtig abſtrafen kann, ſoll morgen einen freien Tag haben.“

Ein lautes Hurrah ertönte und die wilde Meute ſtob aus einander. Eine grauſame Verfolgung begann, und weil ſie den raſchen Knaben nicht erreichen konnten, ſuchten ſie ihn durch Geſchrei und Steinwürfe einzuſchüchtern. Aber unermüdet ſtürmte er fort von der Bahn herab, in die engen Straßen der Stadt, ſprang über Goſſen und Beiſchläge und ſtand endlich athemlos ſtill am Eingang des Kirchhofes zu St. Marien.

Die Kirche zu St. Marien war ein altehrwürdiges Gebäude und eine Zierde der Stadt Vliſſingen. Ihr ſchlanker Thurm ragte hoch empor, und wies ſich ſchon in weiter Ferne den anſegelnden Schiffen als ein freundliches Wahrzeichen. Jetzt war der Thurm bis faſt zur Spitze mit einem Gerüſte umgeben, und viele Maurer und Zimmerer waren beſchäftigt, die ſchadhaften Stellen auszubeſſern. Die Mittagsglocke läutete; die Geſellen und Handlanger kletterten die Leitern herab, um ſich mit Speiſe und Trank zur zweiten Hälfte des Tagewerks zu ſtärken. Sie drängten dem Ausgange zu, wo Michael an einem Pfeiler lehnte, und hießen ihn mit barſchen Worten aus dem Wege gehen.

Verwirrt vom wilden Laufe trat er ſchweigend beiſeite und drängte ſich an den Mauervorſprung, um ihren forſchenden Blicken zu entgehen, da tobten ſeine Verfolger heran, lärmend und ſchreiend: „Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!“

„Oho!“ ſprach der Vorderſte der Geſellen. „Habt Ihr's gehört? Ein Dieb wird verfolgt! friſch, nehmt Euch zuſammen! Wohin iſt der Kerl, den Ihr ſucht, gelaufen?“

„Zu Euch! Zu Euch!“ rief der Erſte der Verfolgenden, ein ſchäbiger Burſche, der etwas von der Phyſiognomie eines entſprungenen Sträflings hatte. „Es iſt Einer von unſerem Werft. Ich bitte Euch, haltet ihn für mich! Es ſetzt einen freien Tag!“

„Dann iſt's dieſer Junge da!“ ſprach der Geſell ſich umwendend, und wies auf Michael de Ruyter. „Friſch, Pieter! Greif ihm an die Gurgel, und wirf ihn den Leuten über die Mauer zu. So jung und ſchon ein Dieb! Warte, Dein Galgen iſt auch bald gezimmert.“

„Ich bin kein Dieb und laſſe mich nicht greifen!“ ſagte Michael, noch athemlos der Kirche zueilend, während ſeine Verfolger ſich über die niedrige Kirchhofsmauer ſchwangen, und die Geſellen, beide Arme in die Seite geſtemmt, der Verfolgung wie einem Schauſpiele zuſahen.

„Seht nur, wie er ſich um die Gerüſtpfähle ſchlängelt!“ ſagte einer der Geſellen. „Gebt Acht! Er wird ſich gleich die Naſe an der Mauer zerquetſchen!“

„Scheint mir nicht!“ antwortete ein Anderer. „Er hat die Leiter erreicht, und ſteigt ſchnell empor. Donnerwetter, der Junge mag ein Dieb ſein oder nicht, aber das Klettern verſteht er!“

„Oho!“ rief ein Dritter. „Da ſind ſie ſchon am Fuße der Leiter, und er iſt noch nicht zur Hälfte

Digitized by Google

hinauf. Seht, wie ſie hinter ihm herfliegen! Der iſt geliefert! Viele Hunde ſind des Haſen Tod.“

„Nein! Nein! Er iſt doch oben! Er hat's gewonnen! Hurrah! Was bückt er ſich denn nun wieder? Warum macht er nicht, daß er weiter kommt? Junge! Sieh Dich vor! Was thut er da? Ja wahrhaftig! Er hat das Tau gelöst, womit wir das Ende der Leiter befeſtigt haben! Kopf weg! Es gibt ein Unglück!“

In der That hatte Michael die Leiter losgemacht, die unterwärts mit Menſchen bedeckt hin und her ſchwankte; er lief mit dem daran geknüpften Tau nach einer Seite und riß es ſo heftig an ſich, daß die Leiter ſich neigte, und mit ſämmtlichen darauf ſtehenden Leuten auf das Steinpflaſter niederſtürzte.

Ein Schrei des Staunens und Schreckens ward rings umher gehört. Die Gefallenen richteten ſich von ihrem Sturze auf und klagten über ſchwere Beulen, die ſie davongetragen, während Michael von ſeiner ſichern Höhe auf die Verwundeten herabſchaute und in ein lautes Gelächter ausbrach. Die Geſellen vergaßen ganz das Mittageſſen, welches ihrer harrte, und alle Vorübergehenden hemmten ihre Schritte, um den Vorgang mit anzuſehen.

Aber ganz ſicher war doch die Stellung des jungen Michael nicht. Er ſtand auf dem Gerüſte, welches die erſten Thurmlöcher umſchloß. Einige ſeiner Verfolger waren in die offene Kirche gedrungen und eilten die Thurmtreppen hinan, um ſich ſo ihres Gegners zu bemächtigen. Michael vernahm ſie früh genug, und begann höher zu ſteigen. Schon war er über die Gerüſte hinaus, ſeine Verfolger hatten längſt ihre Jagd eingeſtellt, als Michael an der glatten Thurmwand auf einem ſchmalen Vorſprung erſchien, und eine eiſerne Klammer ergreifend, ſich ſchwebend in der Luft hielt.

Mit ſträubendem Haar ſchauten die Untenſtehenden zu dem Thurme hinauf. Die Volksmaſſen hatten ſich verdichtet, und in dem wogenden Gedränge bildeten ſich Parteien. Die Einen jubelten laut, daß der Junge ſich ſelbſt gefangen und nun ſeinen Verfolgern in die Hände fallen, oder auf die Straße herabſtürzen und das Genick brechen müſſe. Andere hatten Mitleid mit dem Verfolgten, und bezeigten nicht übel Luſt, ſeine Gegner anzugreifen und aufzuhalten, um ihm Zeit zum Fliehen zu geben. Noch Andere, ehrſame Bürger der Nachbarſchaft, gingen begütigend von Einem zum Andern, und ſuchten Frieden zu ſtiften. Stampfen, Schreien, Toben, Singen erhob ſich an allen Ecken des ſonſt ſo ſtillen Kirchhofes, und hier und da wurden ſchon Rippenſtöße und Fauſtſchläge ausgetheilt.

Da erſchien ein ſtattlicher Mann auf dem Schauplatze, Mynheer Cornelius Lampſin am Arm eines Offiziers im Dienſt der Marine der Generalſtaaten. Er ſah die tobende Menge, ſah den Knaben auf dem Vorſprung des Thurmes ſtehen, und fuhr barſch auf einen der Seilerknechte los: „Was haſt Du hier zu gaffen, ſtatt bei Deiner Arbeit zu ſein, und was iſt's mit dem Jungen da auf dem Thurme?“

Der Knecht, der ſo unerwartet ſeinen ſtrengen Gebieter vor ſich ſah, wagte nicht zu lügen, ſondern bekannte, weßhalb ſie auf Geheiß des Werkmeiſters den Knaben bis hierher verfolgt hätten.

Dieſe Erklärung ward von den Umſtehenden vernommen und die Wage ſchwankte. „Was? So iſt der Junge kein Dieb? Er flüchtet nur, um ſich Eurer grauſamen Behandlung zu entziehen? Die Peſt an Euren Hals! Wir wollen Euch lehren, wie man Kinder quält!“

Ein Paar Bliſſinger Matroſen packten den Seilerknecht von hinten, hoben ihn hoch empor und warfen ihn unter rohem Beifallsruf über die Kirchhofsmauer; die übrigen Knechte ſchlichen ſich heimlich fort, während eine Abtheilung der Schaarwache erſchien, und den gaffenden, ſchreienden Pöbel nach allen Seiten trieb.

„Ach, daß Gott erbarm!“ ſprach ein Mann, die Hände zuſammenſchlagend, in der Nähe des ſtolzen Mynheer. „Muß ich ſo etwas von meinem Jungen ſehen!“

„Iſt das Euer Junge?“ fragte Mynheer raſch.

„Ach Gott, ja!“ entgegnete Jener. „Ich bin ein armer Bierzapfer, Adrian de Ruyter genannt, und mein Michael da oben verdient wöchentlich ſechs Stüber mit Raddrehen auf Euerem Werft. Aber der Junge thut es mit Unluſt, er hat keine Gaben dazu und will mit aller Gewalt Seefahrer werden.“

Der Offizier hatte mit Theilnahme den Jungen betrachtet, der ſo keck und ſorglos auf ſeiner gefährlichen Stelle ſtand, als beſände er ſich auf feſtem Boden. „Eine verdammte Bravour ſteckt in dem Burſchen!“ ſagte der Offizier zu Mynheer Lampſin. „Ich möchte wiſſen, was man, richtig geleitet, aus ihr ziehen könnte. So leicht, ſo ſchwindelfrei, ſo gelenkig! Ihr ſeht wenig Matroſen auf den Raaen unſerer Staatsſchiffe, die das können!“

„Wenn Ihr das meint, ſo trifft ſich's gut, daß der Junge Luſt zum Seemann hat. Ihr könnt's ja mit ihm verſuchen.“

„Das werde ich. Aber erſt gilt es, ihn von der Höhe herab auf die ebene Erde zu bringen.“

Einer der Gewerkomeiſter, der ſich eingefunden hatte, erbot ſich, mit einigen Geſellen hinaufzuſteigen und für das Herabkommen des Knaben zu ſorgen. Nach einer Viertelſtunde erſchienen ſie auf der Höhe des Gerüſtes und der Meiſter rief: „Hollah, mein Junge!“

„Zurück!“ rief Michael. „Ich habe Euch ſchon von weitem geſehen. Wenn Ihr hier herauf kommt, laſſe ich mich fallen.“

„Biſt Du des Teufels!“

„Bin des Teufels! Will mich nicht ſchuldlos ſchlagen laſſen! Ich habe nichts Böſes gethan.“

„Sei vernünftig, Kind! Deine Verfolger ſind ſchon weg. Wir meinen's gut mit Dir und wollen Dich in Sicherheit bringen! Du ſollſt nicht wieder auf

Digitized by Google

das Werk zurück; ich ſage Dir's, der Zimmermeiſter Kilian Weſſelt!"

„Iſt das wahrhaftig wahr?"

„Gewiß und wahrhaftig!"

„So will ich kommen!"

„Halt, Junge, halt! Laß uns erſt für eine Vorkehrung ſorgen, und halte Dich ſo lange feſt! Friſch, Leute, richtet dieſe Rüſtſtangen ... Junge! Willſt Du oben bleiben!... Da glitſcht er ſchon an der Mauer herab!... Um Gotteswillen!... Er bricht den Hals!... Still, Leute, ſtill!... Sprecht nicht! Winkt nicht! Er könnte ſich erſchrecken!"

Still und athemlos ſahen die Männer zu dem Michael auf, wie er ſeine Finger an dem Geſimſe feſtkrallte, den Fuß an die Mauer ſtemmte, und langſam, aber ſicher, den ſenkrechten Pfad herabklomm, indem er ſich an die Löcher klammerte, die das Unwetter ſeit Jahren in die Mauer geriſſen hatte. Als er ſo weit gekommen war, daß die Geſellen ihn faſſen konnten, ſank er erſchöpft in ihre Arme. Sorgſam trugen ſie ihn in den Thurm und die Treppe hinab.

Mynheer Lampſin und der Offizier hatten ein ernſtes Geſpräch, das kaum zu Ende war, als der Meiſter ihnen den Knaben zuführte. Der Vater ſtand dabei, hatte aber in Gegenwart ſo vornehmer Herren nicht den Muth, über die Rettung des Sohnes ſeine Freude laut an den Tag zu legen. Michael ſah keck zu dem Offizier auf, der ihn ſcharf fixirte und mit freundlichem Tone fragte: „Haſt Du Luſt zur See, und willſt Du auf einem Schiffe der Generalſtaaten Dienſte nehmen?"

„Ach gar zu gern, lieber Herr!" rief Michael de Ruyter mit leuchtenden Augen. „Wenn Ihr mich wollt, gar zu gern! Aber ich bin jetzt noch auf den Werften von Mynheer Lampſin."

„Ich entlaſſe Dich ſogleich!" entgegnete dieſer.

„Das iſt ſchön! Das iſt ſchön!" rief Michael in die Hände klatſchend. Vater, nun geht's an Bord, und Ihr braucht dem Werkmeiſter nicht mehr Euren Krug Bier zuzuſtecken, damit er mich nicht ſo unbarmherzig ſchlagen ſoll! Hurrah! Wenn geht es denn los, Herr Kapitän, und wann darf ich an Bord kommen?"

„Heute noch!" entgegnete der Offizier, „wenn Dein bisheriger Herr es erlaubt."

„Ach ja, er erlaubt es! Nicht wahr, Mynheer, Ihr habt nichts dagegen, daß ich heute Abends noch an Bord gehen kann?"

„Ich erlaube es Dir, und damit Du ſtattlich erſcheinen kannſt, will ich Dir zu Deiner Ausrüſtung zehn Gulden ſchenken! Komm nach einer Stunde in mein Haus, um ſie Dir zu holen!"

Mynheer Lampſin entfernte ſich mit dem Orlogs-Offizier, Michael aber ſprang ſeinem Vater um den Hals: „Habt Ihr's gehört? Zehn Gulden! Pah! Aus dem Gelde mache ich mir nichts! Ihr ſollt mit mir theilen, Vater, und die Geſchwiſter ſollen fünf Stüber Jeder haben! Nun geht's an Bord, an Bord!

„Wie es Gottes Wille iſt, Kind! Wer hätte das heute Morgen noch gedacht? Aber wenn Du da oben ſtehſt, denke nur, um Gott, nicht an Federhüte und goldene Degen! Sei demüthig und beſcheiden, Kind, ſonſt holt Dich der Böſe in Deinem Hochmuth!"

Der Knabe hatte unterdeſſen den Vater raſch mit ſich fortgezogen und ſie erreichten den Eingang des Werfts, wo die Böte der Orlogsſchiffe anlegten, und dem gegenüber ſich das ſtattliche Wohnhaus des Mynheer Lampſin befand. Hier kauerte der Neger Jan Compannei am Boden, und rief zu Michael herüber: „Tod Hollandaiſe! Hurrah voor Spaniol und Portugaiſe!"

Eine helle Gluth überflog das Antlitz Michael de Ruyters, ſeine Hände ballten ſich, aber eben ſo ſchnell verflog die Aufwallung und er ſagte lachend: „Schimpfe Du nur! Hätteſt Du es vorhin nicht gethan, ſäße ich noch an meinem Rade und könnte nicht an Bord gehen! Aergert's Dich, daß Du mir haſt zu meinem Glücke behilflich ſein müſſen? Vater, gib ihm, wenn ich an Bord bin, ein Fünfſtüberſtück und einen Krug Bier; ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben!"

Damit ging er in das Haus des Mynheer Lampſin und zwei Stunden ſpäter fuhr er mit hochklopfendem Herzen in einer Staatsſchaluppe auf die Rhede von Vliſſingen hinaus.

H. Smidt.

Die Münze.

Nicht Einer kann Alles! Durch dieſe Wahrheit knüpft ſich das Band der Geſellſchaft. — Der Naturmenſch tauſcht: bald aber ſtellt ſich das Bedürfniß eines Tauſchmittels, das für Jeden gleichen Werth hat, heraus, es ſoll dabei dauernd dieſen Werth behalten, und leicht fortſchaffbar ſein. Alle dieſe Anforderungen fand man in den ſeltenen, edeln Metallen vereint, deren blendender Glanz zugleich den Kindesſinn der unmündigen Menſchheit anlockte. Aber das Zerkleinern und Abwägen war umſtändlich; daher wurden von der Obrigkeit abgewogene Stücke mit dem Zeichen ihres Gewichts oder ihres Werthes — eines Viehſtückes, verſehen und pecunia, von pecus das Vieh, genannt. Die deutſchen Völkerſchaften nannten das allgemeine Tauſchmittel Geld, von Gelten oder Gold, welches alles wohl auf daſſelbe Wurzelwort zurückzuführen ſein möchte.

Schon ſehr früh war dieſe Weiſe, den Verkehr zu erweitern, bei allen Völkern nothwendig und eingeführt, und die Dauer des Materials hat uns Münzen der Phönikier, Egypter, Griechen, Römer und Kelten in allen Gattungen erhalten, die uns die rohen Anfänge der Prägekunſt bis zu hoher Kunſtvollendung in allen Abſtufungen zeigen. Die Wiſſenſchaft, die ſie erkennen und ordnen, lehrt, die Münzkunde, oder Numismatik, iſt keine leere Spielerei, ſondern hat Weſent-

Digitized by Google

liches zur Erhaltung und Berichtigung der Geſchichte beigetragen und das Bild manches berühmten Mannes uns vorgeführt.

Die Münzen ſelbſt ſind von Gold, Silber und Kupfer, mehr oder minder rein oder gemiſcht, geprägt. Zur Zeit großer Noth, z. B. im dreißigjährigen Kriege, wurde ſogar ledernes Geld geſchlagen. Papiergeld gehört nicht hieher und iſt eigentlich nur eine Art Schuldſchein.

Das Recht, Münzen zu prägen, ſteht mit allem Fug nur dem Landesherrn zu, der mit ſeinem Wort den Werth des Geldes garantirt; doch gibt es leider auch Münzen, die weit geringern Werth, als Geltung haben. Der türkiſche Piaſter z. B. gilt einen Thaler acht Groſchen Konventionsgeld, hat aber nur etwas zu acht Groſchen Werth.

Unſere heutigen Münzen ſind runde Metallplatten, die auf der Bild- oder Hauptſeite, dem Avers, das Bild des Regenten, auf der anderen, dem Revers, ſein Wappen, ein Sinnbild oder eine Schrift haben. Eine dem Rande parallellaufende Inſchrift wird *Legende* genannt. Der untere Theil der Münze, die durch einen Strich von dem übrigen Gepräge geſondert iſt, heißt die *Baſis*.

Die Münzen werden in *eigentliche* oder zur Zahlung dienende, und *uneigentliche*, oder Preis-, Denk-, Schaumünzen, Medaillen u. dgl., abgetheilt. Scheide- oder Landmünze wird zur Ausgleichung der Bruchtheile der größeren Münzen geſchlagen, und beſteht aus mit ſehr wenig Silber verſetztem Kupfer, oder *Billon*, weil Silbermünzen von ſo geringem Werth zu klein ausfallen würden.

Was das mechaniſche Verfahren des Münzprägens betrifft, ſo zerfällt es in das Schmelzen und Legiren, oder Verſetzen der Metalle, das Ausgießen zu Zainen, oder Stangen, das Ausſtrecken und Ausſtückeln derſelben zu Platten, das Juſtiren, Blankſieden, Rändern und endlich das Prägen.

Das zu Münzen beſtimmte Gold und Silber muß, ehe es mit einem andern Metall verſetzt werden kann, völlig rein ſein, um den richtigen und gleichmäßigen Grad der Legirung genau treffen zu können. Dieſes Geſchäft verſieht der der Chemie kundige Münzwardein, oder Metallprobierer. Die nöthige Quantität des Haupt- und des Legirmetalles werden nun in einem Graphittiegel unter einander geſchmolzen und, nachdem der Wardein die Tiegelprobe damit vorgenommen und die Richtigkeit des Kerns geprüft hat, mit eiſernen, mit Kreide beſtrichenen Löffeln zu Stangen oder Zainen, oder auch zu Blechen gegoſſen. Zu ganz dünnen Münzen werden die Bleche zwiſchen naſſen Zwilch gegoſſen. Die Zainen und Bleche werden auf einem Walzwerk zur beſtimmten Dünne geſtreckt, welches gewöhnlich durch Pferde, jetzt aber häufig durch Dampf getrieben wird. Nach jedem Durchgehen werden die Bleche wieder leicht geglüht, um nicht ſpröde zu werden. Iſt der Zain zur gehörigen Dicke gebracht, ſo wird er im *Adjuſtirwerk*, deſſen Haupttheile zwei ſehr gut befeſtigte, ſehr ebene und blanke ſtählerne Backen ſind, die durch genaue Schrauben einander genähert werden können, völlig geebnet und gerade gerichtet. Die Durchſchnittmaſchine, welche aus einem engern und weitern ſcharfen Ringe vom härteſten Stahl, die wie Scheerenblätter in einander paſſen und von einer Preßſpindel regiert werden, beſteht, ſchneidet nun Scheiben von der genauen Größe des Münzſtückes heraus, die ſogleich in einen feſten Behälter unter ihr herabfallen. Der Juſtirer wägt jedes einzelne Stück auf einer genauen und höchſt empfindlichen Wage, wirft die leichteren zum Einſchmelzen zurück und bringt die zu ſchweren durch Feilen zum pünktlichen Gewicht. Die juſtirten Platten werden, um ſie weicher zu machen, geglüht, und mit Kochſalz und Weinſtein, oder in ſehr verdünnter Schwefelſäure weiß geſotten. Sie werden nun in einer umdrehbaren Tonne mit Kohlenpulver blank geſcheuert und in weiten Kupferbecken getrocknet. Zwei ſtählerne Leiſten, von denen jede die Hälfte der Randverzierungen eingravirt enthält, bilden das Rändel- und Kräuſelwerk, welches jetzt die junge Münze paſſiren muß, um die Randverzierung zu erhalten. Und nun zuletzt erfolgt das eigentliche Prägen des Geldſtücks auf beiden Seiten zugleich, vermittelſt einer ſtarken Schraubenpreſſe, die auf die Stempel wirkt und das Balancier-, Anwurf-, Stoß- oder Prägewerk genannt wird.

Da es wohl nur Wenige gibt, die glauben, Geld genug zu haben, ſo ſind ſchon Manche auf die Idee gekommen, ſich das Geld für den Hausgebrauch ſelbſt zu machen. Dieß nennt aber das Geſetz: das Verbrechen des Falſchmünzens, und belegt es mit den härteſten, ja der Todesſtrafe. Denn unterfängt ſich ein Privatmann, Geld zu ſchlagen und dieß auszugeben, ſo begeht er eine Fälſchung, indem er den Namen des Landesherrn, der einzig im Stand ſein kann, für ſein Land zu unterzeichnen, mißbraucht und nachmacht. Verringert er dabei den Werth der Münze, wie es wohl nicht anders möglich iſt, da ihm ſchon die bequeme Einrichtung mangelt, ſo begeht er das Verbrechen des Fälſchens mit Betrug. Endlich untergräbt er hiedurch den Kredit ſeines eigenen Landes, der in dem reellen Werth des Zahlungsmittels deſſelben begründet iſt.

Münzfuß iſt die Uebereinkunft mehrerer Staaten, aus einer gewiſſen Quantität edlen Metalles eine beſtimmte Menge Geld, und nicht mehr zu prägen. Die Münzſtätte wird auf den Geldſtücken bezeichnet. A bedeutet z. B. auf baieriſchen Münzen Bamberg, auf öſterreichiſchen Wien, auf preußiſchen Berlin, auf franzöſiſchen Paris.

Schmidt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

China

(Taf. 21.)

oder, wie es von den Eingebornen genannt wird, das Reich der Mitte, im engeren Sinne genommen, liegt zwiſchen dem 20° bis 42° n. B. und dem 116° bis 139° ö. L., gränzt im Norden an die Mongolei, im Oſten an den Golf von Pe-tſche-li, das gelbe und das oſt-chineſiſche Meer, im Süden an das ſüd-chineſiſche Meer, den Meerbuſen von Tonkin und Hinterindien, im Weſten endlich an Oſt-Tübet. Begreift man aber die der Chineſenherrſchaft unterworfenen Ländergebiete, jedoch mit Ausnahme der blos tributpflichtigen Staaten, ſo bildet im Norden Sibirien, im Oſten das japaniſche und chineſiſche Meer, im Süden die hinter- und vorderindiſche Halbinſel, im Weſten aber das Hochland von Turan die Gränzen dieſes ungeheuren Reiches. Einen Ueberblick über ſeine einzelnen Theile und deren Bevölkerung gibt folgende kleine Tabelle:

Beſtandtheile.	Größe in QM.	Bevölkerung.	Auf einer QM. leben alſo.
1) Das eigentliche China	60,100	358,000,000	5960 Menſchen.
2) Die unterworfenen Länder, als:			
a) die Mandſchurei	34,300	4,500,000	130
b) die Mongolei	91,400	3,000,000	32
c) Tübet	30,200	4,500,000	150
d) Si-ſu oder das Weſtland	27,300	2,000,000	70
Zuſammen	243,300	372,000,000	—

Das eigentliche China, deſſen näherer Betrachtung dieſe kurze Abhandlung gewidmet iſt, zerfällt in 18 Provinzen, deren jede wieder in mehrere Bezirke (Fu) abgetheilt iſt; ſie ſind folgende:

I. Seeprovinzen: 1) Pe-tſche-li oder Tſchi-li, mit 11 Bezirken. — 2) Schan-tung, mit 10 Bezirken. — 3) Kiang-ſu, mit 8 Bezirken. — 4) Tſche-kiang, mit 11 Bezirken. — 5) Fu-ſian oder Fo-kien, mit 9 Bezirken und der Inſel Thai-wan (Formoſa). — 6) Kuang-tung, mit 10 Bezirken.

II. Binnenprovinzen: 7) Schan-ſi, mit 9 Bezirken. — 8) Ho-nan, mit 9 Bezirken. — 9) An-hoei oder Ngan-hoei, mit 8 Bezirken. — 10) Hu-pe, mit 9 Bezirken. — 11) Kiang-ſi, mit 13 Bezirken. — 12) Hu-nan, mit 9 Bezirken. — 13) Kuei-tſcheu, mit 13 Bezirken. — 14) Kuang-ſi, mit 11 Bezirken. — 15) Schen-ſi, mit 7 Bezirken.

III. Weſtliche Gränzprovinzen: 16) Yün-nan, mit 15 Bezirken. — 17) Sche-tſchuan, mit 11 Bezirken. — 18) Kan-ſu, mit 9 Bezirken.

China's Hauptflüſſe ſind: der Hoang-ho oder der gelbe Fluß, der bei einem direkten Abſtande von 280 Meilen zwiſchen ſeiner Quelle und ſeiner Mündung ein Stromgebiet von 34,000 Quadratmeilen entwickelt und an ſeiner Mündung eine Breite von 3—4000 Fuß hat; der Yan-tſe-Kiang oder der blaue Fluß, welcher bei einem direkten Abſtand von 390 Meilen zwiſchen Quelle und Mündung 35,000 Quadratmeilen zu ſeinem Stromgebiete zählt, und viele mächtige Zuflüſſe aufnimmt; endlich der Si-Kiang, welcher in einem vielarmigen Delta bei Canton mündet.

Außerdem durchſchneiden über 350 Kanäle das wohlbevölkerte Reich, und bilden belebte Handelsſtraßen. Der vorzüglichſte iſt der 250 Meilen lange, 200 bis 1000 Fuß breite Kaiſerkanal, welcher den blauen und gelben Fluß durchſchneidet, durch vier Provinzen hindurchgeht und eine Menge kleinere Kanäle aufnimmt.

Seinen Boden-Verhältniſſen wie ſeinem Klima und ſeinen Produkten nach läßt ſich China füglich in drei Theile abſondern: 1) Das nordchineſiſche Gebirgsland, von dem Hoang-ho nördlich bis an die Nordgränze des eigentlichen China's ſich erſtreckend, wo es mit dem beinahe in gerader Linie nach Norden hinlaufenden Khing-Khan-Oola-Gebirge in Verbindung tritt. Viele Gipfel reichen in die Region des ewigen Schnees; der Winter iſt oft ſehr ſtrenge, häufig von Nebeln und Nordlichtern, ſeltener von tiefem Schnee begleitet, und dauert meiſtens vom November bis März; nach einem kurzen Frühlinge folgt ein heißer Sommer, dem reichliche Regen keineswegs fremd ſind; der Herbſt iſt, wie der Frühling, nur von kurzer Dauer. Peking (unter 39° 54′ n. Br.) hat eine mittlere Jahrestemperatur von 12,7°, die alſo der Mailands ganz nahe kommt. Hier wechſeln mit üppigen Grasfluren Wälder von Tannen, Fichten und Birken ab; man findet europäiſche Getreidearten, Gemüſe und Obſtbäume; herrliche Weinberge verſchönern die Gegend.

2) Das chineſiſche Tiefland, in der Mitte des Reiches liegend, die fruchtbarſte und angebauteſte Gegend deſſelben und vielleicht der ganzen Erde, hat eigentlich zwei naſſe und zwei kalte Jahreszeiten und erſtreckt ſich von 35° bis 25° n. Br. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 18° bis 20°. Hier finden ſich bereits die immergrünen Bäume und Sträucher des Südens, als: Palmen, Cypreſſen, Cedern, mehrere Lorbeerarten, Seifenbäume, Oelbäume, Camelien u. a. Die höhern Gebirgsgegenden ſind mit europäiſchen Waldbäumen bewachſen; oberhalb derſelben, auf den höchſten Spitzen, tritt die alpiniſche Region mit aromatiſchen Kräutern und wunderſchönen Blumen hervor; namentlich verdient hier die ächte Rhabarber, die auf den kahlen Scheiteln des Tanguts vorkommt, und die Ginſeng-Kraftwurzel Erwähnung. Von den angebauten Pflanzen ſind anzuführen: Reis, Weizen, Gerſte, indiſches Korn, Buchweizen; die japaniſche Sagopalme, feine Arten von Kirſchen-, Aepfel-, Birn-, Pflaumen-, Quitten-, Pfirſich- und Aprikoſenbäumen, köſtliche Edelfrüchte, Maulbeerbäume; viele Kohlarten, Melonen, Gurken, Kürbiſſe; Taback; der Baumwollenſtrauch, der auch rothe Baumwolle liefert, aus welcher der bekannte Nanking verfertigt wird; Oelrettige, deren Samen

 21

Digitized by Google

Oel gibt, aus deſſen durch Verbrennung bereitetem Ruße Tuſch gewonnen wird; viele Farbekräuter, vornehmlich Indigo; beſonders aber der Theeſtrauch (Thea chinensis).

3) Das ſüdchineſiſche Gebirgsland, mit den Ketten des Sie-ling oder Yün-ling, des Nan-ling, des Ta-jü-ling, des Jü-ling, des Tapa-ling und des Pe-ling, von denen viele Rieſengipfel noch in die ewige Schneeregion, deren untere Gränze hier bei 12000 Fuß beginnt, hinausragen, ja manche ſich an Höhe vielleicht mit den ungeheuren Bergmaſſen des Himalaya meſſen können, von dem ſie eigentlich Ausläufer ſind. Auf den Gebirgshöhen trifft man alpiniſche Pflanzen, tiefer unten europäiſche Wald- und Fruchtbäume, ſo wie europäiſches Getreide; das Küſtenland gegen Süden und Südoſten hat tropiſches Klima und tropiſche Gewächſe. Die mittlere Jahres-Temperatur Cantons beträgt 22° bis 23°. Hier herrſchen zwei Jahreszeiten, eine naſſe und eine trockene; die erſtere tritt bei dem Südweſt-Mouſſon ein und dauert vom April bis October, die letztere kommt mit dem Nordoſt-Mouſſon und herrſcht vom October bis April. Innerhalb dieſes Bezirkes der Mouſſonwinde wüthen auf dem Meere jene ſchrecklichen Stürme, die unter dem Namen Teifun bekannt ſind; ſie erſtrecken ſich gegen Süden an der Küſte von Cochinchina abwärts bis zum 14°, im Norden hingegen bis zum 34° n. Br., ſind an den Küſten am heftigſten, und nehmen auch gegen Norden hin an Kraft zu, bis ſie ſich an den Geſtaden Japans brechen. Am fürchterlichſten ſind ſie im Juni und Juli, am ſeltenſten vom December bis zum Mai. — Das Pflanzenreich des Küſtenlandes bringt viele Bambusarten, Roſenholz, Ebenholz, die Kokospalme, Sandelholz-, Talg-, Drachen- und wilde Zimmtbäume, Bananen, u. ſ. w. hervor; von den angebauten Pflanzen ſind zu erwähnen: die Yamswurzel, das Zuckerrohr, der ſchwarze Pfeffer, die ſüße Batate, der gemeine Ingwer, der wahre Zimmtbaum u. ſ. w.

Wie das Pflanzenreich iſt auch die Thierwelt China's außerordentlich reich. Von Säugethieren finden ſich Hirſche, Eber, Gemſen, Antilopen, Luchſe, Füchſe, Wölfe, wilde Hunde, gewöhnliche und fliegende Eichhörnchen, Zobel, Wieſel, Marder, Dachſe, Zibethkatzen, Igel, Stachelſchweine, Murmelthiere, Ratten, (welche hier gemäſtet und als Leckerbiſſen auf den Tafeln der Vornehmen aufgetragen werden,) Haſen, Kaninchen u. ſ. w.; in den weſtlichen Provinzen lebt das Moſchusthier; im Südweſten beleben zahlreiche Affenarten die Wälder; die des Südens beherbergen Elephanten, Rhinoceroſſe, Büffel, Tapire, Tiger, Leoparden und Panther; an den Küſten kommen Delphine, Pottfiſche und der Manati vor. Als Hausthiere trifft man kleine Kameele, unanſehnliche Pferde, große Eſel, treffliche Maulthiere, Ochſen, Schafe mit Fettſchwänzen, eine eigenthümliche Art von Schweinen, Ziegen, Hunde und Katzen, von denen man eine ſchöne ſeidenhaarige Spielart findet.

Von Vögeln ſind anzuführen: Gold- und Silberfaſanen, Pfauen, deren urſprüngliche Heimath China und Indien iſt, Perl-, Auer-, Haſel-, Rep- und Haushühner, Schnepfen, Störche, Kraniche, Flamingo's, Löffelreiher, Strandreiter, Enten, chineſiſche Gänſe, Schwäne, Taucher, Pelikane, Sturmvögel, Albatroſſe, Möven, Meerſchwalben, Papageien, Tauben, Lerchen, Goldhähnchen, Meiſen, Finken, Spechte, Falken, Aasgeier, Adler, Eulen, Reisvögel, Droſſeln, Schwalben, Bachſtelzen, Kaſuare u. ſ. f.

Von Fiſchen trifft man Muränen, Thunfiſche, Makreelen, Schwertfiſche, Hornfiſche, Meerdrachen u. ſ. w. an den Küſten; Störe, Gelbfiſche, ja ſelbſt Haifiſche gehen oft eine bedeutende Strecke weit den Yan-the-kiang aufwärts; in den Flüſſen und Seen finden ſich Braſſen, Hechte, Lachſe, Karpfen, die ſeit 1728 in Europa bekannten Goldkarpfen u. ſ. w. in ungeheurer Menge.

Von den Inſekten ſind die Gallweſpen, die prachtvollen Tag- und Abendfalter, die Wanderheuſchrecken, vorzüglich aber die Seidenraupe (Bombyx mori), deren Vaterland hier iſt, anzuführen. An Krabben findet man viele Hummern, Beutelkrebſe und Scorpione. Von den Würmern verdienen der Blutegel, der Regenwurm, der eßbare Spritzwurm und die Perlenmuſchel, von den Kracken der Tintenfiſch, von den Muſcheln die Auſter Erwähnung.

Das Mineralreich liefert an Metallen: Gold und Silber, deren Gewinnung ſtrengen Vorſchriften unterliegt; ferner Eiſen, Kupfer, Blei, Zinn, Queckſilber, Kobalt, Wismuth, Spießglanz; an brennbaren Foſſilien: Erdöl, Schwefel und eine ungeheure Menge von Steinkohlen; an Edelſteinen: Diamante, Saphire, Topaſe; an weitern erdigen Foſſilien: herrliche Porzellanerde, Bergſeife, Töpferthon, Walkerde, Meerſchaum, Asbeſt, Bergkryſtalle, Achate, Carneole, Opale, Amianthe, Amethyſte, Feuerſteine u. ſ. w.; an ſalzigen Foſſilien: Vitriol, Alaun, Salmiak, Salpeter, Bitter-, Glauber- und Steinſalz.

Bemerkenswerth ſind die vulkaniſchen Erſcheinungen dieſes Landes; eigentlich thätige Vulkane ſollen keine vorhanden ſein, dagegen trifft man ſogenannte Feuerbronnen (Ho-thing) und leuchtende Berge (Ho-ſchan). Erdbeben ſind beſonders in den Gebirgsgegenden nicht ſelten. Warme Quellen findet man ebenfalls häufig.

Die vielen ſchiffbaren Flüſſe und die Menge von Kanälen erleichtern den Binnenhandel China's außerordentlich, und kaum haben wir einen Begriff von der umfaſſenden Größe deſſelben. Nie wird er unterbrochen, als an den zwei erſten Tagen des Jahres, die mit Neujahrbeſuchen und Ergötzlichkeiten ausgefüllt werden; zu allen andern Zeiten iſt Alles voll der thätigſten, betriebſamſten Bewegung, ſo daß unſere beſuchteſten Jahrmärkte und Meſſen noch keinen Vergleich mit dem unglaublichen Gedränge von Käufern und Verkäufern in den meiſten Städten China's aushalten können. Eine eigene Klaſſe der Bevölkerung, die Schif-

Digitized by Google

fer, leben ſammt ihren Familien beſtändig auf dem Waſſer; ihr Fahrzeug iſt ihe Haus, auf ihm iſt ihr ganzes Beſitzthum befindlich. Die zahlreichen Waſſerſtraßen ſtehen in geregeltee Verbindung mit wohlerhaltenen Landſtraßen, auf denen die Handelsgüter meiſt durch Menſchenkraft herbeigeſchafft werden. Eigene Geſellſchaften oon Laſtträgern untee einem beſondern Vorſteher beſorgen dies Geſchäft.

Der Handel mit dem Auslande wae bis zu dem im Herbſte 1842 geſchloſſenen Frieden mit England ſehr beſchränkt. Hauptausfuhrartikel bildeten Thee und Seide. Der erſtere zerfällt in zwei Hauptſorten, ſchwarzen und grünen Thee, wurde um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts den Europäern zuerſt bekannt, kam im achtzehnten Jahrhundert in Gebrauch, und bildet jetzt einen der ausgedehnteſten Handelsartikel. Von der Größe dieſes Handels kann man ſich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1669 nur 143 Pfund, im Jahre 1700 bereits 91,083 Pfund, 1799 aber 24,077,422 Pfund nach England ausgeführt wurden, welche 1836 auf 50,477,466 Pfund ſtiegen, und daß Berghaus die Theeproduktion China's auf nahe 500 Millionen Pfund anſchlägt, die ein Kapital oon mehr als 350 Millionen Gulden oorſtellen. — Die Seide, deren Kultur in Nordchina bis 2600 v. Chr. hinaufgeht, verbreitete ſich von hier aus ſeit dem fünften Jahrhundert n. Chr. auch in andere Gegenden Aſiens und Europa's; doch iſt dee Handel mit derſelben noch immer ſehr bedeutend.

Die erſten Stammoäter der heutigen Chineſen kamen von Nordweſten her und ließen ſich an den Ufern des Hoang-ho nieder. Hier ladet die üppigſte Natur, die reichſte Vegetation, das mildeſte Klima ein; der fruchtbare Boden lohnt die wenige Mühe des Landmanns mit hundertfältiger Frucht; die nahen Gebirge geben eine ergiebige Jagd und in ihrem Schooße bergen ſie die nützlichſten wie die edelſten Metalle. Deßhalb findet ſich in dieſen Gegenden und den angränzenden nördlicheren Gebirgsgebieten der Schauplatz dee älteſten Geſchichte dieſes Volkes, deßhalb liegen hiee die älteſten hochberühmten Städte: Thaiyuan, Phingyang, Singanfu, Kaiſungſu, Honau ꝛc.; hier winden ſich durch blumige Geſtade die Flüſſe, welche in den alten oon dem Religionsſtifter Konfuzius geſammelten Gedichten geprieſen werden; hier herrſchten und kämpften die Fürſten der Tſin, der Tſchao, dee Han, dee Tſi u. ſ. w.; hier erhob ſich in ſpätern Zeiten die ungeheure Kaiſerſtadt Peking, deren Einwohnerzahl auf 2 Millionen angegeben wird.

Die ganze Bevölkerung China's zerfällt in drei Abtheilungen: in Liang oder die ehrenwerthe Bevölkerung, welche die eigentliche chineſiſche Nation bildet und ſich wieder in vier Stände ſpaltet, nämlich: Zu (Adel), Nung (Landwirthe), Zang (Kaufleute) und Kung (Handwerker); in Zin oder den Pöbel, der die Dienſtboten, Sclaven u. ſ. w. in ſich faßt, und in Man oder Heimathloſe, worunter alle diejenigen Leute begriffen ſind, die keinen feſten Wohnſitz haben, ſondern als Abenteurer und Landſteeichee von Ort zu Ort ziehen. Durch Geburt beoorzugt ſind nue die Prinzen des herrſchenden Kaiſerhauſes und die Nachkommen des Konfuzins; Rang und Adel werden ſonſt blos als Auszeichnung perſönlicher Vorzüge oerliehen und können nur durch gelehrte Bildung erworben werden.

Die Chineſen bekennen ſich zu drei verſchiedenen Religionsſyſtemen; der Lehre des Konfuzius, welche den Kaiſer und die höchſten Beamten zu ihren Anhängern zählt, dem Cultus der Taoſſe, odee der Vernunftreligion, geſtiftet oon Laotſe, einem Zeitgenoſſen des Konfuzius, welcher die wenigſten Bekenner hat, und dem Buddhaismus, dem die große Maſſe des gemeinen Volkes anhängt. Außerdem trifft man noch hier und da wenige Juden, Muhamedaner, Parſen und Chriſten.

Die Wohnungen der Chineſen ſind eeinlich, hell, ſelten über ein Stockwerk hoch; ſie lieben es, auf allen Seiten derſelben Oeffnungen zum freien Durchgange der Luft anzubringen. Die Reichen haben herrliche Gartenanlagen, die, wenn auch in anderem Geſchmacke angelegt, mit den eeizendſten Parks in England wetteifern können. Hier ſitzt der wohlbegüterte Kaufmann, der gelehrte Mandarine, der hohe Staatsbeamte während der heißen Stunden des Tages unter dem ſchattigen Dache künſtlich oerzierter Pavillons, in deren Nähe ein plätſchernder Springbrunnen oder ein ruhig dahinfließender Fluß das Romantiſche dee Lage erhöht, und trinkt ſeine Taſſe Thee, oder eaucht auch wohl Opium, dieſes ſchleichende, Körper und Geiſt gleich tödtende Gift, das die ſchnöde Habſucht engliſcher Kaufleute zu Millionen Pfunden einſchmuggelt. Bei den höheren Ständen kommt es auch wohl voe, daß ihm ſeine Gattin Geſellſchaft leiſtet, beſonders wenn ſie ihm ſchon einen Sohn geboren hat. Denn tief erniedrigt iſt ſonſt das Weib bei dieſem in ſo manchen Stücken hochgebildeten Volke. Gleich einer Waare wird ſie an ihren Gatten verkauft und kann nach dem Tode deſſelben oon ſeiner Familie unter gewiſſen Umſtänden wieder oerkauft werden; nie hat ſie ihren Bräutigam noch geſehen, wenn ſie am Hochzeitstage in einer verſchloſſenen Sänfte zu ſeiner Wohnung getragen wird, um fortan ſein Loos zu theilen; ſchweigend muß ſie es dulden, wenn er neben ihr noch mehrere Frauen hält. Nur geringer Urſachen bedarf es, und der Mann kann ſie verſtoßen, und dann hat ſie keinen Anſpruch mehr auf ihre Kinder, ja dieſe dürfen nicht einmal um die Verſtoßene traueen, wenn ſie ſtirbt, denn „nur ſo lange ſie Gattin iſt, iſt ſie auch Mutter.“

Der Kinder erſte, höchſte und unerläßlichſte Pflicht iſt der Gehorſam gegen die Eltern und Ehrerbietung voe denſelben; ein wohlerzogener Sohn oerläßt nicht einmal das Haus, ohne ſeine Eltern zuoor zu benachrichtigen. Wenn der Sohn eines gewöhnlichen Landmannes ſelbſt die Würde eines Gouverneurs erlangt hat, ſo ändert dieß nicht das Geringſte in ſeinem Verhältniſſe zum Vater; ſo wie ee ihm begegnet, ſteigt er augenblicklich aus ſeiner Sänfte und grüßt ihn vor ſei-

Digitized by Google

nem ganzen Gefolge demüthig. Ebenſo ſoll jedes Kind Morgens und Abends, wenn es anders möglich iſt, ſeine Mutter beſuchen, denn „die wechſelſeitige Zärtlichkeit zwiſchen Kind und Mutter,“ ſagt der Kaiſer Kang-hi in einem deßhalb erlaſſenen Geſetze, „iſt ein Geſchenk des Himmels und die größte Verſchiedenheit des Ranges entbindet nicht von der Verpflichtung, welche die Natur aufgelegt hat.“

Groß ſind aber die Uebelſtände, welche durch den Mißbrauch der ausgedehnten väterlichen Gewalt in dieſem Lande herrſchen, begünſtigt durch altherkömmliche Geſetze, die nicht nur erlauben, daß Eltern ihre jüngeren, ja ſelbſt erwachſene Kinder andern Perſonen abtreten oder ſie zum Verkaufe ausbieten, ſondern ſelbſt das herzloſeſte Ausſetzen der Säuglinge geſtatten, zu welchem barbariſchen Mittel namentlich arme Eltern ſchreiten, denen die Ernährung einer weiteren Nachkommenſchaft zu ſchwer fallen würde. Glaubwürdige Reiſende verſichern, daß jährlich Tauſende dieſer hilfloſen Weſen von herumziehenden Hunden und Schweinen verzehrt würden.

Dagegen iſt die Thätigkeit des Chineſen zu rühmen; namentlich iſt der Bauernſtand ſehr geſchätzt, ja einmal im Jahre ſoll ſich der Kaiſer ſelbſt heute noch in der Tracht eines Ackermanns zeigen, um mit ſeiner Familie Feſte zu Ehren der Erfindung des Landbaues und der Seide zu feiern. In der Art der Feldbebauung ſtehen die Chineſen, wie in allen übrigen Künſten und Handwerken, noch auf derſelben Stufe, auf welcher ſie vor dreitauſend Jahren ſtanden; ihr höchſtes Streben iſt, auf dem kleinſten Raume ſo viel als möglich Frucht durch die einfachſten Mittel zu erzielen. Das Land iſt in ungemein kleine Stücke vertheilt, und der Bebauer genöthigt, ſeinen kleinen Beſitz, wenn er nicht hungern will, mit raſtloſem Fleiße zu bebauen. Kein Fleckchen urbarer Boden liegt unbenützt; ſelbſt auf dem Rücken kahler Felſen ſtehen Wohnungen inmitten kleiner Anpflanzungen, die Zeugniß geben von der unermüdlichen Beharrlichkeit ihrer Eigenthümer. So zeigt unſere Abbildung den Foochne-Berg, welcher zur Gruppe des Ta-jü-ling gehört, zu deſſen abgeplattetem Plateau mühſam in den nackten Felſen gehauene Stufen führen; mehr als 1200 Fuß hoch über dem vorüberfließenden Fluſſe entſpann ſich reges Treiben, rief der Fleiß der Bewohner eine reiche Vegetation in's Leben, und zu dieſer Höhe ſchleppen ſie alltäglich das erforderliche Waſſer zur Begießung ihrer Kulturgewächſe und zu ihrem häuslichen Bedarfe. Wie viel ließe ſich von einer ſolchen Nation erwarten, wenn eine weiſe Regierung die ſchlummernden Keime zu wecken verſtünde!

Der Kaiſer, welcher von Alters her den Namen „Himmelsſohn“ führt, ſteht als der Stellvertreter der Gottheit, als der Höchſterhabene, der Heilige vor ſeinem Volke und genießt einer göttlichen Verehrung. Vor ſeinem, mit dem Bilde des kaiſerlichen Drachen gezierten Throne wird in großen ehernen Gefäßen Weihrauch als Opfer dargebracht. Selbſt der Palaſt in Peking, eine Stadt von 1½ Stunden Umfang bildend, umgeben von hohen maſſiven Mauern, durch welche großartige Thore in die verſchiedenen inneren Räume führen, iſt geeignet, den Chineſen eine heilige Scheue vor ſeinem Oberhaupte einzuflößen. Noch vermehrt wird dieſe durch das umſtändliche, bis in die unbedeutendſten Kleinigkeiten ſtrenge vorgeſchriebene Ceremoniel, welches hier beobachtet werden muß.

Wenn auch die neuere Verfahrungsweiſe Englands vor dem Tribunal des Menſchen- und Völkerrechtes nicht entſchuldigt werden kann, ſo kann doch der China abgezwungene Frieden nur nützlich für dieſes ungeheure Reich werden; denn dadurch, daß dieſes Volk, dem eine ſchnelle Auffaſſungsgabe, eine muſterhafte Beharrlichkeit und eine talentvolle Kunſtfertigkeit keineswegs abgeſprochen werden kann, aus dem Syſtem einer ſtrengen Abgeſchloſſenheit und eines Jahrtauſende langen Stillſtandes geriſſen wurde, öffnen ſich ihm tauſend bisher ungekannte Quellen des Wohlſtandes und der Induſtrie, und nicht ferne wird die Zeit ſein, in der es wieder als eine der mächtigſten Nationen daſtehen und den ihm gebührenden Rang im großen Völkerverbande der Welt einnehmen wird.

Paul Theuerle.

Holländiſche Marinebilder.

2. Der Seemann.

(Juni 1640.)

Vor den Reepſchlägereien der Gebrüder Lampſin zu Vliſſingen lag ein Gaſthaus, zum goldenen Anker genannt, wo die Matroſen der Flotte, die Arbeiter der Bahnen und der Arſenale verkehrten, und woſelbſt zu jeder Zeit eine bunte, luſtige Geſellſchaft anzutreffen war.

An einem Nachmittage, als eben die Veſperzeit eingeläutet war, ſtand ein Haufen Seevolk vor der Thür der Schenke und ſchaute nach einem Staatsſchiff, das auf die hohe See hinauskreuzte. Am Bord desſelben befand ſich ein Halbmatroſe, der vordem auf den Bahnen gearbeitet und zum Seemann übergetreten war. Die Seilerknechte hielten ſich über ihn auf und ſpotteten über den untreuen Kameraden, da ſie ſich nicht mehr in dem Bereiche ſeiner ſtarken Fäuſte wußten.

„Nur gemach, nur gemach!“ rief eine muntere Theerjacke. „Es iſt ſchon früher Einer vom Spinnrade weggelaufen, und hat's zu großen Dingen gebracht, heißt, wie ich ſage, zum Steuermann und Führer eines Kapers gegen die Parlez vous!“

„Pah!“ brummte ein Bahnmeiſter. „Ihr meint den Bierzapfersjungen, den Michael! Iſt auch nichts rechts! Bald zu Orlog, bald zur Kauffahrtei, dann als Grönlandsfahrer und als Kaper. Alles bunt durch einander, wie die Hanswurſtjacke auf der Kirchmeß.

Digitized by Google

Wenn's was Rechtes wäre, hätte er wohl bei einem Dinge ausgehalten. Zur Kauffahrtei mag noch ſein, aber nach Grönland, wo ſie Wallfiſchthran trinken und Robbenſpeck freſſen. Pfui Teufel!“

„Meinſt Du, Burſche!“ ſagte eine tiefe Baßſtimme und eine gewichtige Fauſt fiel auf die Schulter des Bahnmeiſters. Dieſer fuhr in die Höhe und erblickte einen Kerl von ſechs Fuß vor ſich, der mehrere Jahre Harpunirer an Bord eines Grönlandsfahrers geweſen war. „Ich ſchneide Dir die Ohren ab, wenn Du deſpectirlich von Grönland ſprichſt. Ich war in jenem geſegneten Jahre Speckkönig und Flenſer am Bord des „Ormus,“ da der Michael als Schaluppenmeiſter mitfuhr. Es war ein guter Kamerad, und was die Bravour anlangt, ſo muß ich ſagen, daß er es mit Jedem aufnahm, der nur irgend an Bord war, und wenn er nicht geweſen wäre, ſtände ich jetzt nicht hier, und rauchte meine Pfeife.“

„Wie das? Wie das?“ fragten mehrere Neugierige, und Jener ſagte: „Ich will's Euch erzählen!“

Der Seemann hört gern einen luſtigen Schwank, noch lieber aber ein Heldenſtückchen zur See, darum drängten ſich jetzt Alle um den Harpunirer.

„Seht, Jungens!“ ſagte dieſer, „die Sache iſt die: Wir lagen in der Straat David mehr als zwanzig Tage lang von Eisblöcken umgeben. Das Schiff konnte keinen Schuh breit von der Stelle, und den ganzen Tag mußten wir mit Aexten und Kuhfüßen zur Hand ſein, daß die Schollen uns nicht den Bug durchſägten. Wolltet Ihr nicht zu Tode frieren, durftet Ihr nicht einen Augenblick ſtill ſitzen, und wenn Ihr durſtig wurdet, bekamt Ihr ein Stück Süßwaſſereis in den Mund. Es hat's Mancher hineingeſteckt, der es nicht wieder herauskriegen konnte, und iſt zur Eispuppe gefroren. Nun, da war der Michael immer oben auf, und es war doch keine Zeit zum Luſtigſein, denn es ging mit allem Vorrath auf die Neige. So weit man ſehen konnte, war eine dichte Eisdecke und nur von der Bramſahling aus konnte man in weiter Ferne einen Streiſen freies Waſſer erblicken. Da kam eines Tages — ach was, Tag! Es wird in dem Grönland niemals Tag, und ich möchte wiſſen, warum ſie's Grünes Land nennen, da es nur Eis und Schnee und weiße Bären hat. Genug, der Commandeur kommt um die erſte Nachmittagswache auf's Deck und kollert mit den Füßen einen rothen Stein vor ſich her. Wir ſind neugierig und recken die Halſe aus. Der Commandeur aber ruft lachend: das iſt unſer Reſt Rothwein, und Die ſollen ihn haben, die freiwillig auf Kundſchaft ausgehen.“

Da rief Michael, der Schaluppenmeiſter: „Auf Kundſchaft gehe ich aus, und den rothen Eisklumpen da mögt Ihr meinen Kameraden geben. Ich komme nicht eher wieder, bis ich etwas Rechts erfahren habe.“ Dieß geſagt, ſprang er in das Want des großen Maſtes und erreichte den Maſtkorb; von dieſem ſchwang er ſich auf deu höchſten Eisberg, der uns eng einklammerte, und ließ ſich daran hinabgleiten. Donner, Ihr Lente! Es blieb Keiner gleichgültig dabei, und ob uns gleich die Kälte baß zuſetzte, überlief uns doch eine fliegende Hitze. Längere Zeit hörten wir nichts als das Zerbröckeln der Eiszacken, worauf er beim Herabſteigen trat, aber endlich erſcholl von unten herauf ein lautes „Hallai!“ und gleich darauf ſahen wir ihn in größter Eile nach der Gegend hinlaufen, wo der blaue Waſſerſtreifen belegen war. Er hatte nichts mit als eine Flinte und ein langes Meſſer, wie es der Grönlandsfahrer immer bei ſich führt, und viele Faden leichtes Leinenwerk, wie es der Schaluppenmeiſter für den Nothfall um den Leib zu tragen pflegt. Der Michael war weg, und der rothe Eisklumpen, der den Wein vorſtellte, war unſer, aber es hatte Keiner die Courage, ſich ein Stück davon abzuſchlagen, denn daß ich es nur ſage, wir ſchämten uns, daß wir den Michael hatten allein gehen laſſen. Nun, die Jungens ſteckten hier und da die Köpſe zuſammen, und das Ende vom Liede war, daß ſich noch ihrer zehn oder zwölf aufmachten, wobei ich auch war. Als wir das Schiff im Rücken hatten, liefen wir Alle eine Strecke gerade aus und wollten dann, wie der Commandeur es uns geheißen hatte, je drei und drei nach verſchiedenen Kompaßſtrichen aus einander kreuzen. Von dem Michael ſahen wir nichts; der war entweder weit voraus, oder in eine Waake gefallen, oder ſonſt verunglückt. Da begibt's ſich, als wir über den Weg berathen, den Jeder von uns einſchlagen ſoll, daß der Wind ſich erhebt; der Himmel verfinſtert ſich, es entſteht ein Schneetreiben ſo dicht, daß wir nicht drei Schritte vor uns hin ſehen können, und zur gleichen Zeit vernehmen wir das Brüllen eines weißen Bären. In demſelben Augenblicke hielten wir Alle unſere Meſſer parat, denn Ihr müßt wiſſen, ein ſolcher Bär iſt ein raſendes Ungethüm, und würgt mit jeder Tatze zwei Chriſtenmenſchen in derſelben Minute. Während wir nun daſtanden, und durch lautes Schreien den Bären zurückzuſchrecken ſuchten, vernahmen wir vom Bord her einen Kanonenſchuß, welches ein Signal war, daß wir zurückkommen ſollten. Weil nun in dem Schneetreiben doch nichts zu unterſuchen war, traten wir, um des Bären willen, auf's Gerathewohl den Rückzug an. Wir gingen Mann vor Mann vorwärts; aber wir hätten das Schiff doch nicht wieder gefunden, wenn ſie nicht von Zeit zu Zeit am Bord einen Schuß abgefeuert hätten, worauf wir dem Schalle nachgingen. Als wir endlich mit genauer Noth am Vorderſteven anlangten, hörte der Schneefall auf und der Mond ſchien klar und hell, ſo daß man weit und breit umherſehen konnte, aber von dem Michael war nicht die geringſte Spur zu entdecken, worauf der Steuermann mit einem Fluche betheuerte, daß ihn der Teufel geholt haben müßte.

Wir gingen allmälig unter Deck und während wir uns in unſere Pelze und Decken hüllten, dachten wir immer an den armen Burſchen, der auf dem Eiſe zurückgeblieben war, und konnten nicht einſchlafen. Da vernahmen wir plötzlich um Mitternacht vom Verdeck

Digitized by Google

her ein lautes Angstgeschrei, die Klappe, welche in das Zwischendeck führt, ward plötzlich aufgerissen, und die beiden Wachtmänner sprangen mit einem Satz zu uns herunter. „Was gibt's, Leute?“ schrieen wir, zu gleicher Zeit uns Alle aufrichtend.

Die beiden Männer standen im Schein der Laterne, bleich wie der Tod und klapperten mit den Zähnen. Endlich faßte sich Einer von ihnen ein Herz und sagte: „Erbarmt Euch! Es ist ein Bär auf dem Verdeck!“ — „Ihr seid nicht klug!“ sagten wir Andern. — „Es ist ein Bär da!“ schrie die Wache gottsjämmerlich. — „Es ist nicht wahr!“ sagten wir. — „Es ist aber doch wahr!“ sagten die Andern. Da war nun nichts weiter zu thun, als nachzusehen, ob die Kerle geträumt hatten, oder nicht, und als wir uns anschickten, hinaufzusteigen, fiel es uns schwer auf's Herz, daß wir selbst einen Bären in unserer Nähe hatten brüllen hören, und daß er leise unserer Spur gefolgt sein könne. Das war ein zweiter Schreck, denn Keiner hatte nun den Muth, zuerst hinaufzusteigen, und sich von dem Bären bei dem Kopfe nehmen zu lassen. Die Wachtleute sagten aus, sie seien, nach Vorschrift, Einer am Backbord, der Andere am Steuerbord auf und ab gegangen, und hätten nichts Arges gedacht, da sei plötzlich etwas Weißes am Bugspriet erschienen und habe über den Reiling weggekuckt, und deutlich hätten sie erkannt, daß es ein Bär sei. Worauf sie dann zu uns gekommen. Nun loosten wir unten, wer der Erste sein sollte, der Zweite, der Dritte und so ferner. Da traf sich's, daß ich der Erste sein mußte, und setzte den Fuß mit schwerem Herzen auf die Leiter, denn es konnte ja sein, daß ich nur der Erste wäre, der die Tatze des Bären an seiner Kehle fühlte. Das blanke Messer in der Hand kroch ich durch die Luke mit zitternden Knieen, aber ich kam glücklich oben, und die Andern alle. Der Bär saß aufrecht auf der Ankerspille und rührte kein Glied. Wir steckten die Köpfe zusammen und flüsterten, ob es nicht besser sei, dem Ungethüm einige Kugeln auf den Pelz zu brennen, da hob der Bär die Tatzen in die Höhe und schlug ein lautes Gelächter auf. Wir wußten nicht, was wir dazu sagen sollten; der Bär aber sprang von der Ankerspille, kam auf uns zu und schlug das Fell aus einander; da sahen wir wohl, daß es unser Schaluppenmeister war.

Unterdessen war auch der Commandeur auf das Verdeck gekommen und mit ihm die Steuerleute. Michael ging zu dem Commandeur und sagte: „Hier bin ich!“ — Der Commandeur fragte: „Was für einen Pelz hast du da?“ Und Michael antwortete: „Meinen, Herr! War nach dem Schneegestöber, und der Mond schien klar und hell gegen die Eisberge, daß ich weit umherschauen konnte. Da kam ein stattlicher Bär mit glühendrothen Augen auf mich los; er ging aufrecht und breitete die Tatzen aus, als wollte er mich erdrücken. Oho, dachte ich, heute noch nicht. Wer soll denn die Nachricht an Bord bringen, daß der Wind sich hier umgesetzt hat, und daß, wenn er durchsteht, binnen vierundzwanzig Stunden das Eis seitwärts treiben und uns freie Bahn machen muß? Also legte ich meine Flinte an, und zielte so gut, daß die Kugel seinen Kopf traf und er augenblicklich purzelte. Aber er raffte sich wieder auf, und kam mit einem Wuthgeheul auf mich los. Mein Messer war indeß zur Hand und flugs saß es ihm zwischen die Rippen. Wir katzbalgten uns noch ein wenig auf dem Eise, denn er riß mich im Fallen mit sich, aber bald hatte er's überstanden, und ließ es geduldig geschehen, daß ich ihm das Fell über die Ohren zog und mir umhing. Darauf schlang ich meine Schaluppenleine um das Thier und zog es hinter mir her. Wenn Ihr über den Bug klettern wollt, könnt Ihr einen stattlichen Braten sehen.“ Das erzählte der Schaluppenmeister Michael, der Commandeur schüttelte ihm herzlich die Hand, und wir gingen, um den Braten in Sicherheit zu bringen. — Was nun aber die eingezogene Kundschaft betrifft, so ward sie genau wahr, denn der Wind stand durch, binnen zwei Tagen hatten wir freies Wasser und steuerten frisch und wohlgemuth durch Straat-David. Aber als wir zu Hause kamen, war's mit dem Frieden aus, die Franzosen regten sich und die edelmögenden Herren theilten Kaperbriefe aus. Unser Schaluppenmeister aber, der auch bereits ein paar Jahre zu Orlog gefahren hatte, kriegte den „Zobel“ und zog damit auf gut Glück hinaus.“

Die Erzählung des Grönlandsfahrers ward mit großem Beifall aufgenommen und mehrere andere Schwänke erzählt, die der Michael hier und da, bald in Brasilien und in der Ostsee, bald in Westindien und in Holland selbst verübt haben sollte. Da trat ein alter Orlogsmann herzu, der seinen Gnadengulden am Strande zu Vlissingen verzehrte; er hatte einen Stelzfuß, einen Lederarm und eine tüchtige Schmarre im Gesicht; seine Pfeife hatte er durch die Hutschnur gesteckt und den Bierkrug in der Hand: „Sage Euch, es ist eine Sünde und Schande, daß der Kerl bei all' seinen Tollheiten mit gesunden Gliedmaßen davon gekommen ist, denn wer ihn so ansieht, glaubt's ihm gar nicht, daß er Dieß oder Jenes gethan. Wär's nicht besser, man könnte es gleich mit den Augen sehen und sagen: da schaut her! den Arm verlor er vor Ostende, das Bein da auf Godwin-Banks, das Auge da vor Cadix und das Ohr im Gefecht bei Malta? Und zuletzt, als ihm die Brust gespalten wurde . . .“

„Kerl! Halte ein!“ rief komisch zürnend ein lustiger Londonfahrer. „Du machst dem Michael den Garaus, ehe wir es uns versehen, und daran ist uns gar nichts gelegen. Da bittet lieber den Ankerwirth, daß er Euch noch einmal den Spaß von den Lorrendrayern erzählt, den er gestern Abend zum Besten gab.“

„Ja, Ankerwirth, erzähle, erzähle!“ riefen die Uebrigen.

„Gut, Jungens, ich will's!“ sagte der Ankerwirth. „Ich geb's Euch in zwei Worten. Liefen einige wohl ausgerüstete Kaper aus, die sollten auf die Dünkerkner Kaufschiffe kreuzen. Zwei derselben segelten mitsam-

Digitized by Google

men; das waren Michael de Ruyter und Jooſt van Sluys. Kamen aber nicht aus ihren Löchern heraus, als ſie unſere Schiffe mit der Flagge der Vereinigten Provinzen ſahen, und die Kreuzer hatten gute Tage. Daran war ihnen aber nichts gelegen, und Michael rief zu dem Jooſt van Sluys hinüber: „Es ſind ihrer genug da, um aufzupaſſen, daß die Mäuſe in ihrem Loche bleiben, wie wäre es denn, wenn wir auf einen Kreuzzug gingen, und einige Lorrendrayer wegzufangen ſuchten?“ — „Das wollen wir!“ antwortete Jooſt und Beide ſegelten ſtraff neben einander hin, um die Lorrendrayer zu ſuchen. Ein ſolcher Kerl, wißt Ihr, hat ſeinen Namen daher, weil er dem Feinde verbotene Waaren, Waffen und Munition zuführt und unſere edelmögenden Herren zahlen fortwährend ein gutes Priſengeld, wenn unſere Kaper ſolche Jungens aufbringen. Dauerte auch nicht lange, da zeigte ſich ihnen ein Schiff, das hielt geruhig nach Dünkerken ſeinen Cours und Jooſt van Sluys, der vorausſegelte, ging bei ihm an Bord. Zeigte ſich's, daß es ein hamburger Schiff war, das mit einer Ladung Salzfiſche nach Liſſabon ging. Mit den Fiſchen war es richtig und mit den Papieren auch; der Jooſt hatte Alles mit angeſehen. Darum ließ er den Hamburger ungehudelt Cours ſteuern, wohin er wollte und kam zu uns zurück, um es anzuſagen. Aber dem Michael wollte es nicht in den Kopf; der Hamburger hielt viel zu ſehr nordwärts, um nicht auf die flandriſche Küſte Abſicht zu haben, das ſagte er ſeinem Maat gerade zu. Der wollte das aber nicht Wort haben und nahm es gewaltig übel, daß der Michael es ihm nicht zutraue, er könne einen ordentlichen Kauffahrer von einem Lorrendrayer unterſcheiden. Darüber geriethen ſie mit einander in Hitze, und der Streit endigte damit, daß Jooſt Segel machte, und ſich um den Michael nicht weiter kümmerte. Gut, dachte der, biſt du nicht mit mir, bin ich's allein, und gedachte, den Hamburger einzuholen, weßhalb er ſeine Befehle ertheilte. Aber die Leute, die unter ihm dienten, waren von der Behauptung des Jooſt van Sluys ſo feſt überzeugt, daß ſie es nicht der Mühe werth hielten, unnütze Anſtrengungen zu machen, und weigerten den Dienſt. Erſt brauſete Michael auf, als er aber ſah, daß es zu nichts fruchtete, ließ er ab von ihnen und ging in ſeine Kajüte. Die Kühlte war aber ſo flau, daß der Hamburger nicht weit kommen konnte. Nun waren alle Leute auf dem Mitteldeck und der Back verſammelt und beriethen mit einander, was ſie ferner thun wollten, wenn der Kapitän etwas befühle, was ihnen nicht genehm ſei. Da rief Michael ſeinen Steuermann, auf den er ſich wohl verlaſſen konnte, und ſagte ihm, daß er an's Steuer gehen möge. So kam der letzte verdächtige Mann vom Hinterdeck. Nun trat er bis an den großen Maſt und fragte die Leute, ob ſie ſich noch nicht eines Beſſern beſonnen hätten? Sie ſchwiegen ſtill, aber der Segelmeiſter trat vor und ſagte: „Sie wollen nicht, und er weigere ſich für Alle!“ — „Thuſt Du's für Alle, mein Junge!“ antwortete Michael, „ſo mußt Du auch für Alle daran glauben!“ Damit zog er unter ſeiner Jacke ein Piſtol hervor, und ſchoß den Rebellen durch's Herz. Dann ging er ruhig nach der Kajütstreppe und ſagte: „Hört! Ihr Alle! Wollt Ihr Alles thun, was ich Euch befehle, oder ſollen wir mitſammen in die Luft fliegen? Die Pulverkammer iſt nicht weit!“ — Da krochen ſie Alle zu Kreuz, und es währte nicht lange, ſo waren ſie dem Hamburger zur Seite. Michael ging in die Kajüte und wie ſchon Jooſt van Sluys es geſagt hatte, die Papiere waren in beſter Ordnung. Der hamburger Kapitän war über dieſe neue Störung ſehr ungehalten, und ſagte, er werde gehörigen Orts Beſchwerde führen. „Das mögt Ihr thun!“ ſprach Michael. „Aber ſagt mir doch, wenn Ihr nach Liſſabon wollt, was Ihr dann ſo dicht unter der flandriſchen Küſte zu ſchaffen habt? Vielleicht finde ich die Urſache in Euren Karten verzeichnet.“ Damit ging er an den Tiſch, ſuchte anſcheinend emſig auf der Karte und fand bald ein geheimes Fach, von welchem der Schieber ſprang. Als das der hamburger Kapitän ſah, fiel er in die Knie und ſchrie um Erbarmen. Michael aber ging auf das Verdeck und befahl ſeinen Leuten, einige Fiſche bei ſich an Bord zu nehmen. Als aber ein Paar Lagen weggeräumt waren, kamen Kiſten mit Waffen und Kugeln und Fäſſer mit Pulver und ſonſtiger Kriegsbedarf an das Tageslicht. „Nun, Jungens,“ ſagte Michael, „wie ſchmeckt der Fang? Sollt' es den Segelmeiſter nicht verdrießen, daß er ſich vorher todtſchießen ließ und den Antheil am Priſengelde verluſtig geht? Kommt, wir wollen ſuchen, den Jooſt van Sluys einzuholen, und ihn auf ein Gericht der Fiſche einladen, die er ſich hat aus dem Netze gehen laſſen!“

Die Leute lachten über die Erzählung des Ankerwirths, der ſie mit den Worten unterbrach: „Ich bin noch nicht zu Ende!“ Aber in dem Augenblick läuteten die Glocken auf den Werften zum Zeichen, daß die Veſperzeit abgelaufen war, und die verſammelte Menge ſtob nach allen Seiten aus einander.

Während dieß am Eingange des Werftes der Gebrüder Lampſin ſich ereignete, fanden in dem Wohnhauſe deſſelben Scenen anderer Art ſtatt. Cornelius Lampſin ſaß in einem hohen Armſtuhl, das Auge ernſt auf einen Haufen Papiere gerichtet, der vor ihm lag. Er war noch im kräftigen Mannesalter, aber die Sorge um Stadt und Land, ſo wie für das eigene Haus, hatte ſein Haar bereits gebleicht. Er war Bürgermeiſter ſeiner Vaterſtadt Bliſſingen geworden, und ſeit einem Jahre zum Mitgliede der Generalſtaaten erwählt. Die wenige Zeit, welche ihm die Führung dieſer zwiefachen Aemter übrig ließ, war ſeinen eigenen Geſchäften gewidmet, und er ſaß mit ſeinem Bruder Adrian oft bis tief in die Nacht hinein, denn ihre Handelsgeſchäfte waren weit verzweigt und reichten bis Braſilien und Batavia. Eben war eine ſchwere Zeit eingetreten. Einige Verluſte, die das Haus erlitten, hatten andere

Digitized by Google

Operationen nöthig gemacht, welche große Summen koſteten, und die Kaſſen waren faſt erſchöpft. Freilich hatten ſie zwanzig Mal mehr auswärts, als der augenblickliche Bedarf betrug, aber es war nicht zur Hand, und konnte es noch einige Zeit dauern, bevor neuer Vorrath einlief. Auch der Kredit des Hauſes war nicht erſchöpft, doch wollten die Brüder ihn nicht zu ſehr anſtrengen, denn einmal verſagt, iſt er für immer verloren. Noch hatte, Cornelius Meinung nach, Niemand eine Ahnung von der mißlichen Lage, worin ſich ſein Haus befand, und ſein einziges Dichten und Trachten ging dahin, dieſe Täuſchung zu erhalten.

Da trat ſein Bruder Adrian herein, eine Wolke des Unmuths auf der Stirn: „Cornelius! Es iſt, wie ich fürchtete. Der Schreiber hat nicht reinen Mund gehalten. Es iſt unter die Leute gekommen, wie es mit uns ſteht. Wir müſſen jetzt vor allen Dingen darnach trachten, nicht irgendwo Kredit zu fordern, er würde uns vielleicht verweigert werden.“

„Alſo doch!“ antwortete Cornelius, und ſein weißes Haupt ſenkte ſich auf die Bruſt. „So ſind wir hin!“

„Verzweifle noch nicht, mein Bruder!“ fiel der entſchloſſene Adrian raſch ein. „In Brüſſel und Antwerpen, in Amſterdam und an andern Orten haben wir Hilfsquellen, und ich habe Sorge getragen, daß ſie eheſtens flüſſig werden. Aber der morgende Tag ängſtigt mich; es ſind 20,000 Gulden zu bezahlen, und ſo viel ich, ohne das Aufſehen der Schreiber zu erregen, habe erforſchen können, ſind kaum 12,000 Gulden in Kaſſe. Zahlen wir aber nicht, ſo wird der Verdacht zur Gewißheit, und wir ſind der Spott der Börſe. Um eines augenblicklichen Manquo von 8000 Gulden ſoll ein Haus wie das unſrige wanken.“

Beide Brüder geriethen in ein angelegentliches Geſpräch und bemerkten nicht, daß eine hübſche Niederländerin in wollener Schaube und blendend weißer Mütze auf der Schwelle des Kabinettes erſchienen war, und durch Räuſpern und Huſten das Geſpräch der Männer zu unterbrechen ſuchte. Endlich ſah Cornelius zufällig auf und ſagte zu ſeinem Bruder: „Wir ſind nicht allein!“

Die Frau trat näher, und bat um Verzeihung, daß ſie ein ernſtes Geſpräch ſtöre, aber ſie habe ein dringendes Anliegen, das ſie keinen Augenblick verſchieben könne.

Beide Männer fühlten ſich nicht behaglich, denn ſie wußten nicht, wie viel die Frau von ihrem Geſpräche gehört hatte. Adrian deutete ſchweigend auf einen Stuhl und ſein Bruder ſagte nach einer Pauſe: „Frau Cornelia de Ruyter, was wünſcht Ihr? Faßt Euch kurz, unſere Zeit iſt ſehr gemeſſen.“

„Habt Geduld, werthe Herren,“ ſprach die Ehefrau des Seemanns, „habt Geduld mit einer Frau, die ihren Eheherrn nun ſchon ſeit Jahr und Tag in böſen Klimaten und auf ſtürmiſcher See weiß. Nun habe ich ſtündlich Sorge, wie es ihm gehe, und wie ich unterdeß alles redlich zuſammenhalte, was er ſauer erworben und geſpart hat. Es iſt ſchon ein feines Sümmchen, werthe Herren, nahe an 18,000 Gulden, und ich habe wohl Acht. Aber nun denkt, in welche Angſt ich verſetzt worden bin. Ihr wißt's, wie man kürzlich viele ausländiſche Gefangene entlaſſen hat, und in ihre Heimath zu ſchicken gedenkt. Dieſe Kerle ſtehlen, wo ſie etwas finden, und machen die Straßen, wie die Häuſer unſicher, ſo daß die Schaarwache immer auf den Beinen ſein muß. Geſtern haben ſie bei meinem Nachbar geſtohlen, und geſagt, jetzt käme die Reihe an mich. Da bin ich in Angſt um das Vermögen meines Michael, und komme daher, Euch um Gottes willen zu bitten, Ihr möchtet's in Euren Gewölben aufbewahren, wo es ſorglich bewacht wird, damit ich die Diebe nicht zu fürchten brauche, und ſie auslachen kann, wenn ſie unverrichteter Sache abziehen müſſen. Bitte Euch, liebe Herren, erfüllt meine Bitte um meines lieben Mannes willen, der Euch ſtets redlich gedient hat. Ich habe auch das Geld gleich mitgebracht!“

Sie holte mit dieſen Worten einen mit Gold gefüllten Beutel unter ihrer wollenen Schaube hervor und ſetzte ihn auf den Tiſch. Bei dem Anblick des Geldes flog ein Strahl der Freude über Adrians Geſicht. Cornelius, der die Frau während ihrer Erzählung feſt angeſehen hatte, ſtand auf, faßte ihre Hand und ſagte: „Cornelia de Ruyter! Ihr lügt!“

„Was ſagt Ihr, lieber Herr!“

„Ihr lügt! ſage ich. Bei Eurem Nachbar iſt nicht eingebrochen, die Diebe haben Euch auch nicht bedroht, und nicht die Angſt treibt Euch mit Eurem Gelde aus dem Hauſe.“

„Aber was denn, meint Ihr? Ich verſtehe Euch nicht, beſter Herr!“

„Ihr erbleicht und werdet roth,“ fuhr der Kaufmann fort. „Die Unwahrheit iſt Euch nicht geläufig. Ich will nicht fragen, wie ein böſes Gerücht zu Euern Ohren gekommen iſt, als ſtehe es ſchlecht mit unſerm Hauſe und wir könnten unſere Zahlungen nicht leiſten. Ich will's nicht wiſſen, wer es Euch ſagte, aber geſteht es nur. Ihr habt es gehört, und kommt nun daher…“

Cornelius hielt inne, Frau de Ruyter aber ſagte: „Ihr ſprecht die Wahrheit, Mynheer,“ und ſchlug die Augen nieder.

„Und weil Ihr das gehört habt, kommt Ihr nun zu uns und bringt Eures Mannes Gold, woran ſein ſaurer Schweiß klebt. Sagt mir nun, wenn wir ſo rückſichtslos wären, es zu nehmen, wie Ihr es vertreten wolltet vor ihm?“

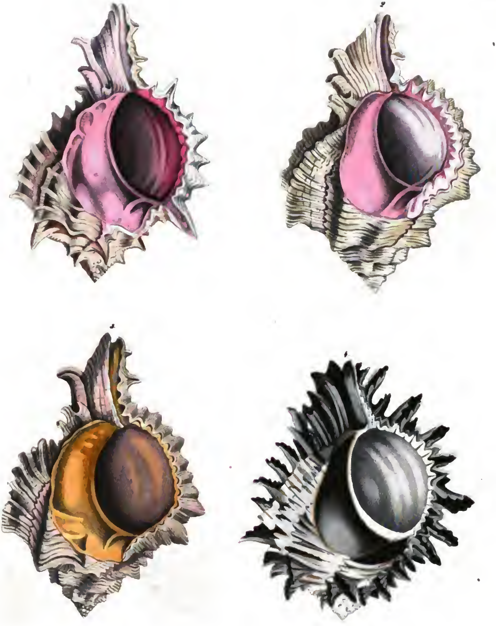
Da erhob Cornelia Engels ihr ſprechendes blaues Auge zu dem Kaufherrn und ſagte mit tönender Stimme: „Seit drei Jahren bin ich meines Michael Weib; ich habe ihm zwei Söhne geboren und trage ihn im Herzen, wie meinen Herrn und Gebieter. Aus ſeinen Stübern wollte ich Gulden machen, wenn ich es vermögte, und ſollte ich ſchaffen Tag und Nacht. Hier aber opfere ich Alles, und ich müßte ihn ſchlecht kennen, wenn ich nicht ganz ſo handelte, als er handeln würde, wäre er hier. Denkt daran, Herr, als er oben

Digitized by Google

22.

1

2



3

4

Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart

1844.

Digitized by Google

Digitized by Google

an dem Rand des Thurmes hing, und er herunter kam auf die Straße; damals reichtet Ihr ihm zehn Gulden und legtet den Grund zu ſeinem Glück. Die Saat, die Ihr damals ausgeſtreut habt, iſt aufgegangen und bringt eine geſegnete Ernte. Ihr werdet mein dankbares Herz nicht zurückſtoßen. Habt Mitleid, lieber Herr, und bringt meines Michael Hab und Gut in Euern ſichern Gewahrſam. Ihr ſeid ein gütiger, treuer Herr Eurer Diener im Großen und Ganzen, ſo erlaubt denn, daß ſich die Treue der Diener Euch im Geringen offenbaren möge.“

Alle Drei waren tief bewegt und ſtanden ſtumm einander gegenüber. Sie hatten, zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, nicht den ſchallenden Männertritt auf der Treppe vernommen, und erſchraken faſt, als die Thür aufgeriſſen ward und der Schiffer Michael de Ruyter eintrat. Cornelia warf ſich, laut aufſchreiend, in ſeine Arme, und Michael rief wohlgelaunt aus: „Ei, werthe Herren! Wie iſt man doch gewohnt, bei Euch ſtets tauſendmal mehr zu finden, als man gehofft!“ Er herzte ſein Weib und ſagte dann, ſie ſanft von ſich drängend: „Geh', Cornelia, geh' in dein Haus! Hier haben wir von Geſchäften zu reden, bald folge ich dir nach! — Vergebt, werthe Herren, daß ich erſt mit meinem Weibe rede, ſtatt mich zum Rapport bei Euch zu ſtellen. Ich bin da, wie Ihr ſeht, geſund und friſch mit allen meinen Leuten. Die Ladung iſt wohl geborgen, und fällt ſo reich aus, daß Euer Wohlſtand dadurch um ein Anſehnliches wachſen wird. Mag es der Herr Euch geſegnen.“

Die Brüder reichten ſich ſtumm die Hand und Michael fuhr fröhlich fort: „Aber, werthe Herren! Ihr müßt es mir nicht verübeln, daß ich auch noch einmal auf meine eigene Weiſe mich erluſtigt habe. Wie ich ſo den engliſchen Kanal einſegle, und an der Inſel Wight vorüber ſteuere, des Segens gedenkend, den ich Euch zuführe, erblicke ich ein Paar Segel, die gerade auf mich abhalten, und als ich ſie genauer betrachte, erkenne ich deutlich, daß es ein Paar Dunkerkner Eulen ſind. Nun, denke ich, die fette Ladung käme ihnen gerade gelegen, und da ich weiß, daß dieſe Raubvögel in dem Kanal viele gute und treue Freunde, offene und geheime, haben, ſo dachte ich, es ſei beſſer, ſie erſt in der Nordſee an mich kommen zu laſſen, und ich wich ihnen daher aus. Die Kerle nahmen dieß auch für baare Münze, ſie glaubten, der Michael fürchte ſich wirklich vor ihnen, und ſetzten alle Leinwand auf, um mich nicht aus den Augen zu verlieren. So kamen wir über die engliſche Küſte hinaus, da wandte ſich das Blatt und aus dem Verfolgten ward ein Verfolger, in drei Stunden hatten wir ſie genommen und ſie liegen nun bei Eurem Schiffe in aller Ruhe vor Anker, wie Ihr deutlich ſehen könnt, wenn Ihr einen Blick aus dem Fenſter werft. Außer dem Spaß, den ich dabei hatte, wurde die Mühe auch gut bezahlt, denn es fanden ſich am Bord dieſer Eulen nicht weniger als 150,000 Livres in gutem Golde vor, die ich ſogleich zu Eurer Verfügung ſtelle.“

Adrian rief laut: „Gerettet!“ Cornelius aber faßte die Hand des Seemanns und ſagte mit Rührung: „Wohl habe ich einſt meine Saat in einen guten Boden geſäet, die nun tauſendfältige Früchte trägt. Michael, Ihr macht mich heute reich, nicht durch Euer Gold, ſondern durch Euere Geſinnung. Wo ſich ſolche Treue offenbart, wäre Schweigen ein engherziges Thun. Wißt denn, das Haus der Gebrüder Lampſin wäre morgen gefallen, hätte es nicht den Michael und ſein Weib gehabt!“ Und damit erzählte der Kaufmann, was ſich kurz vor dem Eintreten des Seemanns begeben.

„Hat ſie das gethan?“ rief Michael in freudiger Aufwallung. „Nun, dafür ſegne ſie Gott! Weiß der Himmel, ich liebe mein Weib, und habe ſie in meinem Herzen getragen allezeit! Aber nun habe ich Reſpekt vor ihr, und will's ihr zu erkennen geben, wie ich immer kann. Mit Gott, edle Herren! Morgen zur guten Stunde ſpreche ich wieder vor, dann bringe ich Alles in Ordnung, und kein Menſch ſoll's ahnen, was hier hätte vorgehen können. Jetzt aber drängt's mich zu meinem Weibe!“

„Geht mit Gott, Michael!“ ſagte der ältere der Brüder. „Aber von dieſer Stunde an hört das Verhältniß von Herr und Diener unter uns auf und treue Freundſchaft tritt an deſſen Stelle!“

„In Noth und Tod!“ rief Michael und die Freunde trennten ſich nach inniger Umarmung.

H. Smidt.

Conchylien.

(Taf. 22.)

Eines der ſchönſten Schneckengeſchlechter ſind die Stachel-, Felſen- oder Leiſtenſchnecken, wovon auf der vorliegenden Tafel vier verſchiedene Gattungen abgebildet ſind. Ihre Schalen ſind kurz, dick, bauchig und meiſt von anſehnlicher Größe. Der Wirbel iſt kurz, die Oeffnung weit mit langem Schnabel; ſie iſt zurückgeſchlagen und lauft faſt immer in Zacken oder Zapfen aus, welche ausſehen, als wären Lappen der Schale in weichem Zuſtande zuſammengeſchlagen worden. Auch die Windungen ſind mit Höckern oder Zapfen beſetzt. Ihre Farben ſind einfach, aber die Mündung häufig ſehr lebhaft gefärbt, was ihnen ein ſehr gutes Anſehen verleiht.

Dieſe Schalen ſind von Thieren mit einem Rüſſel bewohnt; ſie haben lange Fühlfäden mit verwachſenen Augenſtielen und können ihr Gehäus durch einen hornigen Deckel verſchließen. Es ſind ſämmtlich Bewohner tropiſcher Meere.

Figur 1 iſt die rothmundige Stachelſchnecke — **Murex erythrostomus.** Natürliche Größe.

Figur 2. Die blätterige Stachelſchnecke — **Murex phyllonotus.** Zu zwei Drittheilen der natürlichen Größe.

Figur 3. Die königliche Stachelſchnecke — Murex imperialis. Natürliche Größe.

Figur 4. Die wurzelförmige Stachelſchnecke — Murex radix. Zur Hälfte verkleinert.

Berge.

Ueber die Bewegungen der Blätter an den Pflanzen.

Wohl die meiſten unſerer Leſer haben ſchon reden hören von ſolchen Pflanzen, welche eine außerordentliche Reizbarkeit zeigen und namentlich eigenthümlicher Bewegungen der Blätter u. ſ. w. fähig ſind, und Viele wiſſen die „Sinnpflanze,“ die „Fliegenfalle“ u. dgl. m. als große Merkwürdigkeiten des Pflanzenreiches zu nennen. Es ſind aber auch ſolche, und es lohnt ſich gewiß der Mühe, dergleichen Erſcheinungen etwas näher zu betrachten. Sie ſind keineswegs beſonders ſelten, und der aufmerkſame Beobachter wird bald an gar mancherlei Pflanzenarten Bewegungen entdecken, welche nicht mit ihrem Wachsthum, d. h. nicht mit ihrer Ausdehnung in die Länge und Dicke zuſammenfallen, ſondern Bewegungen, welche nur zu gewiſſen Zeiten oder unter beſonderen Umſtänden, auf äußere Reize u. ſ. f. ſich einſtellen, und ſchon mehr als einen tieferen Denker zu der Annahme veranlaßt haben, daß den Pflanzen die Empfindung nicht abgehe, welcher Mangel doch bis daher immer von den ausgezeichnetſten Naturforſchern als der weſentlichſte Unterſchied der Pflanze gegenuber vom Thiere angegeben wird. Schon der berühmte Linné, welcher mit Recht der Vater der Pflanzenkunde genannt wird, ſtellt dieſen Unterſchied als durchgreifend auf, indem er ſagt: „Die Steine werden größer (d. h. wachſen durch Anlagerung gleichartiger Stoffe von außen her); die Pflanzen wachſen und leben (wachſen mit Aufnahme verſchiedenartiger Nahrungsſtoffe von außen her in ihre innerlichen Gefäße, woſelbſt ſolche erſt aſſimilirt, d. h. in Bildungsſaft verwandelt werden und alsdann in dieſem Zuſtande zu neuen Gebilden dienen, worunter das Leben der Pflanze zu begreifen iſt); die Thiere endlich wachſen und leben und haben überdies noch Empfindung. Und Linné hat damit ganz recht. Empfindung gleich jener Empfindung, wie ſie dem Thiere und zwar allen Thieren ohne Unterſchied zukommt, hat keine einzige Pflanze, aus dem einfachen Grunde, weil der Pflanze diejenigen inneren Theile fehlen, vermittelſt welcher beim Thier äußere Einwirkungen zur Vorſtellung werden.

Zwar laſſen ſich bei den minder organiſirten Thieren, z. B. den Strahlenthieren, ebenfalls keine Nerven unterſcheiden, und man hat ſich, weil es unmöglich geweſen, in dieſen Thieren Empfindungsorgane zu entdecken, zu der Vorausſetzung verleiten laſſen, daß es ebenſo in den Pflanzen ohne Nervenſyſtem eine Empfindung geben könne. Bonnet namentlich, ein franzöſiſcher Naturphiloſoph, hat dieß geglaubt, und auch in neuerer Zeit hat der berühmte Oken, und vor ihm ſchon, wiewohl ohne Grund, der Engländer Gronov die Spiralfaſern für die Nerven der Pflanzen erklärt, da es erwieſen iſt, daß ſie die Organe ſind, mittelſt welcher der rohe Nahrungsſaft in den Pflanzen in Bildungsſaft verwandelt wird; und dann, wie ſchon bemerkt, iſt es, um Empfindungsvermögen bei den Pflanzen annehmen zu dürfen, durchaus nicht nöthig, das Daſein von Pflanzennerven nachzuweiſen; denn in vielen der niederen Thiere, welche doch auch empfinden, laſſen ſich ebenfalls keine Nerven nachweiſen. Es fragt ſich nur, ob die als Beweis für das Gefühl der Pflanzen angegebenen Erſcheinungen des Pflanzenlebens, z. B. das Suchen des Lichtes, die Neigung der Staubgefäße und Staubwege gegen einander, die Bewegungen in Folge angebrachter äußerer Reize u. ſ. w. wirklich eine Empfindung der Außenwelt und ihrer ſelbſt bei den Pflanzen vorausſetzen, oder ob dieſe Erſcheinungen auf eine andere Weiſe erklärt werden können.

Die Kriſtalle ſchießen ebenfalls nach dem Lichte an, ohne daß man ihnen Empfindung zuſchreiben könnte.

Die Bewegungen der Staubgefäße und Staubwege in den Blumen gegen einander gehorchen ferner einer periodiſchen Geſetzmäßigkeit, und unterſcheiden ſich von allen übrigen periodiſchen Bewegungen der Pflanzen ganz und gar nicht. Bewegungen aber, welche durch Empfindungen erregt werden, ſetzen ganz nothwendig Vorſtellungen von dem Gegenſtande voraus, nach welchem ſie gerichtet ſind. Damit iſt aber ebenſo innerlich eine freie Selbſtbeſtimmung zur Bewegung und Ruhe verbunden, welche der Pflanze gänzlich fehlt. Denn Niemand wird einem Staubfaden oder Staubbentel eine Vorſtellung von der Narbe anmuthen wollen. Die Bewegungen dieſer Blüthentheile haben in der inneren Geſetzmäßigkeit der Thätigkeiten im Pflanzenkörper überhaupt ihren Grund, und werden eben ſo wenig durch eine vorangegangene Empfindung erregt, als z. B. die Bewegungen des Herzens oder der ſogenannten unwillkührlichen Muskeln der Thiere.

Die Reizbarkeit endlich, d. h. die durch Bewegungen ſich äußernde Rückwirkung der organiſchen Körper auf äußerlich angebrachte Reize, iſt nichts weniger als unzertrennlich mit der Empfindung verbunden, wie gar Viele glauben mögen. Ein thieriſcher Theil kann reizbar ſein, ohne Empfindung zu haben. Denn die einzelnen Theile des Thieres können nur empfinden, in ſo fern ſie mit dem Ganzen zuſammenhängen. Aber bewegen können ſie ſich als Theile noch ſehr gut, wenn auch ihr Zuſammenhang mit der Totalität getrennt iſt. Der abgehauene Schwanz einer Eidechſe oder Schlange z. B. bewegt ſich noch ſtundenlang nach der Trennung vom Körper, ehe er abſtirbt; bereits abgezogene Froſchſchenkel, der ſchon geraume Zeit vom Rumpfe getrennte und vielleicht durch das Gehirn gebohrte Kopf eines Aals laſſen ſich durch Galvanismus oder mittelſt aufgeſtreuten Salzes noch

Digitized by Google

lange zu Bewegungen reizen, ohne daß es Jemand einfallen wird, behaupten zu wollen, dieſe Theile hätten Empfindung.

Alſo — kehren wir zu unſerm eigentlichen Gegenſtande zurück, zu den Bewegungen der Blätter an den Pflanzen. In den Pflanzen wie in den Thieren finden ſich Bewegungen der inneren und äußeren Theile. In den Thieren bewegt ſich das Blut, in den Pflanzen der Lebensſaft durch innere Beſtimmungen in allen Theilen. Wie bei den Thieren die Muskeln, ſo gibt es Pflanzen, welche ſich auf einen äußerlich angebrachten Reiz bewegen, ja ſogar ſolche, welche ſich aus innerem Antriebe beſtändig bewegen, ohne durch einen äußerlichen Reiz dazu veranlaßt zu ſein. Zwar kann ſich die Pflanze nicht vom Platze bewegen, denn ſelbſt die kriechenden und rankenden Pflanzen bleiben mit der Wurzel wo ſie ſind, und es iſt dieſe Seitenbewegung ihrer Theile nichts anderes, als das Wachſen der Pflanzen, nur in anderer Richtung als in die Höhe.

Gerade auch die Bewegungen bieten einen der durchgreifendſten Unterſchiede zwiſchen dem Thiere und der Pflanze dar. Denn ſo wenig, wie wir weiter oben ſchon geſehen haben, eine Pflanze wirkliche Empfindung haben kann, ſo wenig iſt ſie einer Bewegung fähig, welche aus inneren, freien Beſtimmungen hervorgegangen wäre, unabhängig von allen äußeren Einflüſſen und von jeder nothwendigen, im Organismus der Pflanze begründeten Periodizität. Allen Thieren aber iſt Bewegung aus inneren freien Beſtimmungen eigen, alle Thiere haben Gefühl für Schmerz und Luſt, das ſie zu Bewegungen treibt, den erſteren zu fliehen, der letzteren nachzugehen. Der empfindungsloſen Pflanze geht aber dieſes Gefühl ab und mit demſelben die Fähigkeit zu Bewegungen, welche durch das Gefühl in's Leben gerufen werden.

Nichtsdeſtoweniger aber ſind die eigenthümlichen Bewegungen der Blätter, welche wir an einer ziemlichen Anzahl von Pflanzen beobachten können, ganz wohl geeignet, unſer größtes Staunen zu erregen, und ich will hier als die erſte unter dieſen merkwürdigen Erſcheinungen den ſogenannten „Blätterſchlaf“ erwähnen. Man verſteht darunter ein verſchiedenartiges Zuſammenfalten der Blätter mit dem Eintritt der Dämmerung, welches bei einer nicht gerade geringen Anzahl von Pflanzen, namentlich aus der Familie der hülſenfrüchtigen Gewächſe, beobachtet werden kann, und welches erſt mit Sonnenaufgang aufhört, wo alsdann die Blätter ihre gewöhnliche offene Stellung nach und nach wieder annehmen. Valerius Cordus war der Erſte, welcher im Jahre 1531 den Schlaf der Blätter bei der Süßholzſtaude (Glycyrrhiza echinata) beobachtete, und ſeitdem hat man gefunden, daß eine ähnliche Eigenſchaft noch vielen anderen Pflanzen zukomme. Mit dem Ausdruck „Schlaf der Blätter“ iſt übrigens dieſer Zuſtand nicht ganz richtig bezeichnet; denn unter Schlaf verſteht man bei den Thieren ſtets etwas Schlaffes, einen geſchmeidigen Zuſtand der Gelenke, während die Stellung der Blätter während der Nacht bei dergleichen Pflanzen eine Starrheit und Beſtändigkeit zeigt, oft größer als bei der Blattſtellung bei Tage, ſo daß ein eingeſchlafenes Blatt eher brechen würde, als daß man vermögte, es in ſeine gewöhnliche Lage bei Tage zu zwingen und darin feſtzuhalten.

Welche Einflüſſe wohl dieſen Schlaf der Blätter veranlaſſen, iſt noch nicht mit Gewißheit ermittelt. Bonnet, welcher viele Beobachtungen darüber angeſtellt hat, dachte ſich, daß von den beiden Blattoberflächen die eine durch Trockenheit, die andere aber durch Feuchtigkeit verkürzt würde, und daß alſo der Blätterſchlaf eine Wirkung ſei von der Veränderung der Atmoſphäre in Hinſicht ihres Feuchtigkeitsgehaltes, welche jedesmal bei Sonnenuntergang oder bei Sonnenaufgang ſtatthabe. Daß dieſe Verhältniſſe dabei ebenfalls mitwirken, unterliegt gar keinem Zweifel; noch mehr aber wird wohl die Abweſenheit des Lichtes die Urſache ſein, wie aus vielen Verſuchen hervorgeht, welche namentlich der große Botaniker Decandolle angeſtellt hat, und ebenſo iſt erwieſen, daß die in den luftführenden Organen der Blätter enthaltene atmoſphäriſche Luft einen großen Einfluß auf dieſes Schlafen oder Wachen ausübt. Uebrigens würde es uns zu weit führen für unſeren gegenwärtigen Zweck, wollten wir tiefer in dergleichen Verſuche und die aus ihnen gewonnenen Reſultate eingehen. Verfolgen wir lieber einige merkwürdige Erſcheinungen bei dieſem Blätterſchlafe ſelbſt.

Die Blätter legen ſich bei den verſchiedenen Gattungen von Pflanzen, welche dem Schlafe unterworfen ſind, auf gar verſchiedene Weiſe zuſammen.

Die Meldenarten z. B., welche alle gegenüberſtehende Blätter haben, richten ſolche beim Schlafen in die Höhe, bis ſie ſich mit den oberen Flächen an einander legen können. Die Sidaarten richten ihre abwechſelnd ſtehenden Blätter ebenfalls in die Höhe, bis ſolche zuletzt den Stengel förmlich einhüllen. Die Blätter des Springkrautes (Impatiens noli me tangere, Kräutchen Rühre mich nicht an) ſchlagen ſich beim Schlafen niederwärts und ſcheinen auf dieſe Weiſe die Aufgabe zu erfüllen, die Blumen, welche ſich in den Blattachſeln befinden, gegen Feuchtigkeit ꝛc. zu beſchützen.

Noch intereſſanter zeigt ſich der Blätterſchlaf bei mehreren Pflanzenarten mit gedreiten Blättern, d. h. mit ſolchen, wo ähnlich wie beim bekannten dreiblättrigen Klee an der Spitze eines gemeinſchaftlichen Blattſtieles ſich drei kleinere Blätter beiſammen befinden. An ſolchen laſſen ſich beim Schlafen hauptſächlich dreierlei verſchiedene Stellungen der Blättchen unterſcheiden. Die Sauerkleearten z. B. und auch viele Bohnen ſchlagen ihre drei Blättchen dergeſtalt auf den gemeinſchaftlichen Blattſtiel herab, daß ſie ſich mit ihren unteren Flächen an einander legen und die oberen ganz

Digitized by Google

nach außen kehren, während beim Incarnat-Klee (Trifolium nicarnatum) gerade das Gegentheil ſtattfindet, und ſich die Blättchen in die Höhe richten, dabei aber ſich etwas einwärts krümmen, bis ſie ſich mit ihren Spitzen berühren und ſo eine Art von Wölbung oder Laube bilden. Bei den Steinkleearten endlich findet man eine Mittelſtellung zwiſchen den beiden vorhergehenden; die drei Blättchen richten ſich bei dieſen nur bis zur Hälfte in die Höhe und berühren ſich nicht mit ihren Spitzen.

Die ſogenannten zuſammengeſetzten Blätter endlich, d. h. ſolche, welche an einem gemeinſchaftlichen Blattſtiel zu beiden Seiten der Länge nach mehrere kleine Blättchen paarweiſe ſitzen haben, fallen in ihrem Schlafe noch mehr in die Augen. Hieher gehören die bekannten Akazien (Robinia Pseudo-Acacia), welche ihre Blättchen nach unten zurückſchlagen, ebenſo die Caſſia-Arten, während z. B. die Blaſenſträucher (Colutea-Arten) die ihrigen ſo in die Höhe richten, bis ſie ſenkrecht auf dem gemeinſchaftlichen Blattſtiele ſtehen und ihre obern Flächen an einander legen können. Bei der Galega caribaea L. legen ſich die Fiederblättchen rückwärts nach dem Urſprung des gemeinſchaftlichen Blattſtieles hin in der Art, daß immer das eine das andere zur Hälfte bedeckt, wie die Ziegel auf den Dächern liegen.

Die Mimoſenarten endlich ſind unſtreitig die merkwürdigſten Gewächſe, was die Beweglichkeit und Reizbarkeit ihrer Blätter anbelangt, und unter ihnen vornehmlich die Mimosa pudica unter dem Namen „Sinnpflanze“ wohl bekannt. Die Mimoſen haben doppelt zuſammengeſetzte Blätter, d. h. es befinden ſich an dem gemeinſchaftlichen Blattſtiele nicht einzelne kleine Fiederblättchen paarweiſe der Länge nach hinauf, ſondern ſtatt dieſer wiederum kleinere Blattſtiele, an welchen erſt die Paare der kleinen Fiederblättchen angereiht ſind. Bei der Mimosa pudica ſind es gewöhnlich vier ſolcher einfach zuſammengeſetzter Blätter, welche an der Spitze des gemeinſchaftlichen Blattſtieles beiſammen ſtehen und bei Tage, im geſunden Zuſtand und wenn es warm genug iſt, ihre zarten Fiederblättchenpaare flach ausgebreitet haben. Gegen Abend jedoch, wenn die Sonne zum Untergange ſich neigt, ſenken ſich auch die gemeinſchaftlichen Blattſtiele abwärts, und die Fiederblättchen legen ſich nach und nach paarweiſe dachziegelig an einander aufwärts und zugleich in der Richtung nach der Spitze ihres Blattſtieles. Bald ſind alle Blätter zuſammengeſchloſſen und hängen ſtraff herab, als wären ſie durch einen Zauber gebannt. Beſucht man aber die Pflanze gegen Mitternacht, ſo findet man die Blättchen zwar auch noch in ihrer vorigen Richtung dicht an einander geſchloſſen, aber die gemeinſchaftlichen Blattſtiele ſtraff in die Höhe gerichtet, einem kleinen Telegraphen nicht unähnlich. So verharrt die Sinnpflanze, bis ſie von den Strahlen der Morgenſonne geweckt wird, wo alsbald der Zauber ſich löſt, die Blattſtiele ſich bis zur wagrechten Lage herabſenken und die Fiederblättchen ſich wieder Paar um Paar flach ausbreiten, um uns Gelegenheit zu geben zu neuem Staunen. Denn — wunderbar! — bei der leiſeſten Berührung, und wenn auch nur an der äußerſten Spitze eines vorderſten Fiederblättchens, zeigt uns die Sinnpflanze ganz dieſelbe Erſcheinung, wie beim Schlafe; die Blättchen legen ſich paarweiſe nach und nach zuſammen, erſt an dem einen einfach zuſammengeſetzten Blatte, dann ſofort an dem zweiten, am dritten, am vierten, und endlich ſenkt ſich wohl auch der gemeinſchaftliche Blattſtiel herab, wenn die Berührung ſtärker und plötzlich war. Iſt ein Blatt ganz geſchloſſen, ſo kommt die Reihe an ein zweites, an ein drittes u. ſ. f., bis ſich alle geſchloſſen haben, und die ganze Pflanze wie in tiefſten Schlaf verſunken daſteht. Nach wenigen Minuten aber beginnt ſie wieder aus ihrem Traume zu erwachen; die Blattſtiele heben ſich langſam in ihre wagrechte Lage, und die Blättchenpaare öffnen ſich nach und nach, bis die ganze Pflanze wieder ausgebreitet daſteht, geſund und unverſehrt von dem ſcheinbar ſo ſtark angreifenden Verſuche, der auch in der That bei einem kräftig vegetirenden Exemplar zehn und zwölf Mal des Tags wiederholt werden kann, ohne ihm im geringſten zu ſchaden. Auf eine ſtoßweiſe Erſchütterung aber ſtürzt die ganze Pflanze gleichſam zuſammen; in weniger als einer Stunde hängen alle Blätter wie todt herab, und es währt alsdann auch einige Minuten länger, bis ſie ſich wieder erholt.

Uebrigens kommt lange nicht allen Mimoſenarten dieſe merkwürdige Beweglichkeit und Reizbarkeit der Blätter zu, obſchon dieſelben der ganzen Gattung ihren Namen verſchafft hat. Denn Mimosa iſt von dem griechiſchen Worte μιμος, der Spaßmacher oder Poſſenreißer, abzuleiten, als eine Andeutung auf das Spiel, welches die Blättchen durch ihr Zuſammenlegen und Niederſinken mit demjenigen zu treiben ſcheinen, welcher ſie berührt. Die Neger am Senegal nennen eine ſehr reizbare Mimoſenart (welche? iſt mir unbekannt) „Guerekias,“ d. h. „Guten Tag,“ weil, wenn man ſie berühre oder auch nur gegen ſie hinſpreche, dieſelbe ihre Blätter neige, gleich als wolle ſie ebenfalls grüßen.

Die bisher beſprochene Art, die Mimosa pudica, iſt die beweglichſte; die eigentlich ſogenannte Sinnpflanze, die M. sensitiva nämlich, beſitzt dieſe Eigenſchaft in einem bei weitem geringeren Grade, und noch langſamer und ſchwerer bemerklich ſind dieſe Bewegungen bei der M. acanthocarpa. Andere Arten zeigen nur den Pflanzenſchlaf. Dagegen ſind die Blätter der Smithia sensitiva, der Stoerrhoa Bilimbi und der Sauerklee- oder Oxalisarten mit gefiederten Blättern ebenfalls ſehr reizbar.

Eine andere Pflanzengattung, welche auf äußerliche Reize eine merkwürdige Bewegung der Blätter zeigt, iſt die ſchon im Eingange genannte „Venusfliegenfalle“ (Dionaea muscipula L.), welche in den ſchattigen Wäldern Carolina's einheimiſch iſt, und ihren Namen den ſehr reizbaren und beweglichen Blättern verdankt, welche ſich zuſammenſchließen, wenn ſich

Digitized by Google

ein Inſekt darauf ſetzt, oder wenn ſie ſonſt wie auf ihrer inneren Fläche berührt werden. Die Pflanze iſt dem in Deutſchland einheimiſchen Sonnenthau (Drosera rotundifolia L.) ziemlich ähnlich, auch gehört ſie in die natürliche Familie der Droſeraceen. Die Blätter ſind alle ſogenannte Wurzelblätter, welche eine kleine Roſette auf dem Boden bilden und auffallend breite, ſogenannte geflügelte Blattſtiele haben, welche der Nichtbotaniker leicht für das Blatt ſelbſt nehmen könnte. Es ſitzt aber das Blatt ſelbſt oben darauf, zwei ſtumpfovale Hälften bildend, welche am äußeren Rande mit ſtacheligen Wimpern ſo wie auf ihrer inneren Fläche mit einzelnen ſteifen Borſten beſetzt ſind, und an der Mittelnerve hinauf mehrere rothe Drüſen haben. Berührt man eine dieſer inneren Flächen oder ſetzt ſich ein Inſekt darauf, ſo ſchließen ſich die beiden Hälften dicht an einander, gleich als wären ſie in der Mittelnerve ſcharnierartig zuſammengefügt, und öffnen ſich nicht eher wieder, als bis der äußere Reiz aufgehört, bis alſo z. B. das Inſekt getödtet iſt, wozu der aus den rothen Drüſen ausſchwitzende Saft das Seinige beitragen ſoll.

Erregen nun ſchon dieſe und ähnliche außerordentliche Bewegungen auf angebrachte äußerliche Reize unſere große Verwunderung, ſo wird ſolche auf den höchſten Grad geſteigert durch eine Art aus der Gattung Hedysarum, wohin unſere bekannte „Esparſette“ gehört. Es iſt ſolche das Hedysarum gyrans, in Bengalen nahe am Ganges einheimiſch, und allerdings eine der größten Merkwürdigkeiten des Pflanzenreiches, nicht etwa der ſchönen Blumen wegen, ſondern weil ſich ſeine gedreiten Blätter ganz von ſelbſt bewegen, ohne irgend einen äußerlich angebrachten Reiz; es bedarf dazu nur einer gehörig hohen Temperatur (24° R.) und einer ſchwülen Atmoſphäre; auch ſind die Bewegungen raſcher und regelmäßiger in der Sonnenhitze, als im Schatten. Ein ganzes Blatt beſteht aus dreien, zwei ſeitlichen ſehr kleinen länglichen, und dem größern vorn an der Spitze von eiförmig länglicher Geſtalt. Alle drei haben beſondere kurze Theilchen, mittelſt welcher ſie ganz ſcharnierartig auf dem gemeinſchaftlichen Blattſtiele eingefügt ſind; das einzelne große Blatt iſt übrigens länger geſtielt, als die beiden ſeitlichen. Beobachtet man die Pflanze, wie ſchon geſagt, bei gehörig hoher Temperatur auch nur eine kurze Zeit lang, ſo ſieht man namentlich die zwei kleinen Seitenblättchen in einer beſtändigen ruckweiſen Bewegung, ähnlich dem Zeiger einer Sekundenuhr, ſo zwar, daß, während das eine derſelben ſich nach und nach bis auf etwa 50 Grade über die wagrechte Lage des gemeinſchaftlichen Blattſtieles erhebt, das andere ſich um eben ſo viel ſenkt, und ſo wieder umgekehrt. Auch das große Blatt bewegt ſich, aber weit unmerklicher, bald rechts, bald links, ebenfalls ungefähr auf die gleiche Entfernung von der geraden Linie, die man ſich als die Verlängerung des gemeinſchaftlichen Blattſtieles denken kann. Dieſe oscillirende Bewegung der Seitenblättchen wird auch des Nachts nicht unterbrochen, das große jedoch ſchläft, indem es ſich ſtraff gegen den Stengel herabſchlägt.

Beobachtet man recht genau, ſo kann man wohl ſehen, daß dieſe Bewegungen, ſowohl bei dieſer Pflanze als bei den Mimoſen und den anderen auf äußerliche Reize ſich bewegenden Arten, nicht im Blatte ſelbſt, ſondern in den gelenkartig eingefügten kleinen Blattſtielchen, welche ſich auf- oder abwärts beugen, ſtattfinden, und die Unterſuchungen, welche namentlich mit der Mimosa pudica angeſtellt worden ſind von den Pflanzenanatomen Treviranus, Hugo Mohl und insbeſondere Dutrochet, haben auch erwieſen, daß der Sitz dieſer Bewegungen in dieſen wulſtförmigen Blattſtielen iſt und daß die Reizbarkeit dieſer Theile auf der Dehnbarkeit des dieſelben bildenden Zellgewebes beruht. Dutrochet hat gefunden, daß in dieſem parenchymatöſen Zellgewebe ganz ähnliche Kügelchen vorhanden ſind, wie die, welche alle thieriſchen Organe bilden, und wovon diejenigen, aus welchen die Muskeln beſtehen, in gewiſſen Säuren, z. B. Salpeterſäure, löslich, diejenigen aber, welche das Nervengeflecht zuſammenſetze, in derſelben Säure unauflöslich und dagegen nur in Alkalien löslich ſind. Er fand die Kügelchen in dieſem Zellgewebe der Sinnpflanze unauflöslich in Salpeterſäure, und glaubt deßhalb annehmen zu dürfen, daß ſolche ebenfalls die zerſtreuten Elemente zu einem Nervenſyſtem in dieſen Theilen der Pflanze ſeien, eine Vermuthung, welche um ſo mehr Halt gewinnt, wenn man in Betracht zieht, welch' große Aehnlichkeit vorhanden iſt in der markähnlichen Subſtanz im Gehirn der Mollusca Gasteropoda mit dem Zellgewebe im Mark der Pflanzen. Er hat ferner beobachtet, daß, je ſaftreicher, d. h. je geſunder die Pflanze iſt, deſto raſcher und lebhafter die Bewegungen vor ſich geben, bis ſolche bei kränklichen Exemplaren am Ende ganz aufhören. Endlich hat er gefunden, daß die Bewegungsfähigkeit der Senſitive eine doppelte iſt; einmal die Beweglichkeit auf äußerlich angebrachte mechaniſche Reize, wie Berührungen, Stöße, Erſchütterungen u. ſ. w., welche oben in den Gelenkknoten der Blattſtiele und Stielchen ihren Sitz hat, und dann eine nervenreizähnliche Bewegungsfähigkeit, welche ſich äußert, wenn man auf die Blattflächen andere als mechaniſche Reize, namentlich z. B. die Sonnenſtrahlen mittelſt eines Brennglaſes einwirken läßt. Er beobachtete hier, daß gleichfalls wie auf eine Berührung hin die Blättchen ſich nach und nach zuſammenlegen, und daß letzteres in ganz gerader Richtung von dem Blättchen aus, auf welches der Reiz eingewirkt, nach der Baſis des gemeinſchaftlichen Blattſtieles zu und zwar in einer ununterbrochenen Reihenfolge ſtattfindet, und ſchloß hieraus, daß in ſolchem Falle im Innern der Pflanze eine länger andauernde unausgeſetzte Thätigkeit ſtattfinden müſſe, welche dieſe nervenreizähnliche Bewegung veranlaſſe. Er glaubt, den wirklichen Sitz dieſer nervenreizähnlichen Bewegung in dem Bündel von Saftgefäßen gefunden zu haben, welcher Blattſtiel und Blattnerven in der Mitte durchzieht und den er

Digitized by Google

ebenfalls mit denſelben kleinen Kügelchen angefüllt entdeckt hat. Für den letzten Grund dieſer Bewegung aber erklärt er die Thätigkeit des in dieſen Gefäßbündeln zirkulirenden Saftes, während er alſo annimmt, daß die Beweglichkeit in Folge von äußerlich angebrachten mechaniſchen Reizen im parenchymatöſen Zellgewebe allein ihren Sitz habe.

Ganz dieſelbe Bildung, wie Dutrochet in den Blattſtielen und Gelenkknoten der Mimosa pudica, fand Hugo Mohl in denſelben Theilen bei der gemeinen Akazie, und ſchließt daraus wohl mit Recht, daß vermuthlich das parenchymatöſe Zellgewebe im Allgemeinen bei allen Pflanzen mit Reizbarkeit begabt, dieſelbe aber in Folge übernächtiger Entwicklung und Starrheit oder ungünſtiger Anlagerung der Holzbündel in ihrer Aeußerung gehemmt und unterdrückt, alſo mit großer Wahrſcheinlichkeit anzunehmen ſei, daß der Mangel an Reizbarkeit, den man bei den meiſten Gewächſen beobachte, nur ſcheinbar iſt. Seine Verſuche mit der Akazie beſtätigen dieſes. Die Fiederblättchen derſelben biegen ſich auf einige raſche ſtoßweiſe Erſchütterungen, z. B. durch Schütteln, in die Stellung rückwärts, welche ſie beim Schlafen annehmen, und richten ſich nach 1 — 1½ Viertelſtunde wieder auf. Aber freilich ſind dieſe Bewegungen ſehr langſam und können nicht mit dem Auge verfolgt werden, ſind aber doch wohl bemerkbar, weil nach Verfluß einiger Zeit die Blätter ihre Stellung wirklich auffallend verändert haben. Weniger ſtarke Reize, z. B. Galvanismus, Brennen und ſonſtige Verwundungen der Blätter zeigen übrigens keine Wirkung bei der Akazie, ſo daß es augenſcheinlich iſt, daß derſelben ein weit niederer Grad von Erregbarkeit innewohnt. Aber es iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß eine weitere genaue Beobachtung eine Menge von Beiſpielen auffinden wird, wo ſich die Reizbarkeit bald mehr bald weniger deutlich nachweiſen läßt. Immer jedoch wird die Senſitive (Mimosa pudica) als das merkwürdigſte Beiſpiel von Reizbarkeit und Bewegungsfähigkeit der Blätter daſtehen, bei welchem die Bewegungen auf äußerlich angebrachte Reize am deutlichſten hervortreten und diejenigen, welche Folge des Wachens und Schlafens ſind, bei weitem überwiegen, was bei der gemeinen Akazie im umgekehrten Verhältniſſe ſtattfindet.

Man wird es wohl natürlich finden, daß dieſe Mimoſenart durch ihre höchſt auffallende Beweglichkeit der Gegenſtand der verſchiedenartigſten Beobachtungen und Verſuche geworden iſt, welche alle hier aufzuzählen uns viel zu weit führen würde. Doch will ich noch erwähnen, daß Dutrochet äußerſt intereſſante Reſultate erhalten hat, als er eine Mimosa pudica unter die Luftpumpe nahm. Kaum war der Recipient luftleer geworden, ſo ſchloſſen ſich die Blättchen halb, die Blattſtiele richteten ſich himmelwärts und die Pflanze blieb in dieſem Zuſtande, ohne ihre Blätter dem Licht zuzukehren. Nach zwei Stunden nahm er ſie heraus, und als er ſie lebhaft mit dem Finger berührte, legten ſich die halbgeſchloſſenen Blättchen vollends zuſammen, die Blattſtiele aber blieben unbeweglich in ihrer aufrechten Stellung. In die freie Luft gebracht entfalteten ſich die Blättchen bald vollkommen, und in weniger als einer Stunde hatte die Pflanze ihre ganze Bewegungsfähigkeit wieder erlangt. Des anderen Tages brachte Dutrochet dieſelbe Pflanze wieder unter die Luftpumpe, und ließ ſie 18 Stunden lang in dem luftleeren Raum. Sie mußte die Nacht darin zubringen, und zeigte aber durch keine einzige Bewegung an, daß ſie Abends durch die Lichtabweſenheit oder am folgenden Morgen durch die Wiederkehr des Lichtes afficirt worden wäre. Immer blieben die Blattſtiele unbeweglich in die Höhe gerichtet und die Blättchen ſtets halb geſchloſſen. Als er ſie aber nach den 18 Stunden wieder aus dem Recipienten herausnahm, fand er, daß die Pflanze ihr Bewegungsvermögen gänzlich verloren hatte. Die lebhafteſten Stöße verurſachen weder ein Sinken der Blattſtiele, noch ein Zuſammenlegen der Blättchen. Uebrigens erlangte die Pflanze, an die freie Luft gebracht, auch diesmal ihre Erregbarkeit allmälig wieder.

Liedſay und Burnett und Mayo, engliſche Pflanzenanatomen, beobachteten, daß in dem Augenblick der Niederſenkung des Blattſtieles der untere Theil der Verdickung an ſeinem Urſprunge eine dunklere Farbe annehme. Ferdinand Runge ließ Kali und Schwefelſäure auf die Blätter der Sinnpflanze einwirken und fand, daß der Blattſtiel, mit Kali betupft, in die Höhe ging, mit Schwefelſäure betupft aber ſich ſenkte. Decandolle machte einen ähnlichen Verſuch, indem er einen Tropfen Salpeterſäure und ſpäter Schwefelſäure auf ein Blättchen der Mimoſe brachte. Die Blättchen legten ſich ſogleich zuſammen, die Blattſtiele ſenkten ſich, und ſo nach und nach bei allen über dem berührten Blättchen befindlichen Blätter; auch ſtarb in Folge dieſes Verſuches der über dem berührten Blatt befindliche Stengeltheil ab. Er beobachtete ferner, daß, wenn man die Mimoſe mit ihren Wurzeln Opium einſaugen laſſe, die Bewegungen langſamer werden; das Gleiche geſchehe auf die Einſaugung erregender Gifte. Desfontaines fand, daß die Sinnpflanze ſich an Erſchütterungen u. dgl. bis zu einem gewiſſen Grade gewöhnen könne, wenn man ſie z. B. in einen Wagen bringe und auf dem Steinpflaſter fortführe. Anfänglich ſtürze ſie ganz zuſammen, richte aber ihre Blätter allmälig wieder in die Höhe und breite ſie aus, wenn gleich die Bewegung des Wagens fortdauere. Läßt man halten und dann wieder weiterfahren, ſo ſinkt die Pflanze wieder zuſammen. Decandolle endlich ſtellte auch Verſuche an mit künſtlichem Lichte, und brachte damit Sinnpflanzen ſo weit, daß ſie ihre Blätter des Abends, wo das künſtliche Licht ſeinen Anfang nahm, öffneten und des Morgens ſchloſſen, wenn künſtliche Dämmerung für ſie eintrat. Setzte er Senſitiven einem ununterbrochenen Lichte aus, ſo hatten ſie zwar auch abwechſelnde Perioden von Schlaf und Wachen; dieſelben waren aber kürzer als gewöhnlich. In ununterbrochener Dunkel-

Digitized by Google

heit endlich waren dieſe abwechſelnden Perioden höchſt unregelmäßig.

So viel von den Bewegungen der Pflanzenblätter. Uebrigens ſind es nicht dieſe allein, welche Bewegungen zeigen, ſondern namentlich auch einzelne Theile der Blumen verſchiedener Pflanzenarten, ſo wie auch den Blumen häufig der Schlaf zukommt. Hierüber, ſo wie über den Einfluß der atmoſphäriſchen Feuchtigkeit auf die Blumen, die Hygroscopicität und über die ſogenannte Blumen-Uhr in einem ſpäteren Artikel ein Mehreres.

Ed. Schmidlin.

Luftſpiegelungen.

Die Fregatte, der Pfeil, lag, die Raaen in's Kreuz gebraßt, in der Meerenge von Sizilien. Der Tag begann eben zu grauen, die Lichter des Pharo di Meſſina glüheten matter, aber raſtlos, in kurzen Pauſen trieb der Stromboli ſeine Feuerſäule gen Himmel. Die Umriſſe des peloriſchen Vorgebirges traten immer beſtimmter aus dem Morgennebel, und einige Trabakolen, wohl die gefälligſte Schiffsform, wenn auch nicht ganz die zweckmäßigſte, ſtachen mit ihren blähenden lateiniſchen Segeln und hellem melodiſchen Sang in See.

Wie munter die Seekälber in ihren Schachteldeckeln hinrutſchen, rief der Midſhipman der Vorderwache; ſie kommen doch vom Fleck, indeß wir daliegen, wie die Quarantaineſchiffe mit ihren rhabarbergelben Doktoren vor la Valette.

Maſter Duncan kränkt nur die verlorne Zeit, glaub' ich, meinte ein Anderer, er weiß jetzt kaum, wie die berühmten malteſer Orangen ſchmecken.

Zum Kukuk die Orangen, rief Duncan, wenn nur der Commodore mit ſeinem Geſchwader käme, den wir da ſchon eine Woche lang erwarten! Gott ſei's geklagt, jetzt hat ſogar England keinen Krieg mehr, als mit den Sclavenhändlern. O heiliger Andreas, ich muß noch Admiral werden, ohne zu wiſſen wie eine Karonadenkugel ſummet!

's iſt wahr, klagte Richard, die Priſengelder des ganzen Jahrs haben mir nicht zu Cigarren langen wollen! Tom, alte Theerjacke, erzähl' uns wenigſtens, wie es vor Zeiten herging.

Die jungen Gentlemen wünſchen Krieg, weil ſie jung ſind, und noch keinen geſehen haben. Ich kam Anno 97 zur See und habe ſeit der Zeit, Gottlob! nicht mehr Land gebraucht, als zwiſchen Hafendamm und Wirthshaus liegt; und das nicht ſehr oft. Die Zeit her iſt auch nicht viel Frieden geweſen, und es hat wohl ſelten einer es lieber gehört, wie ich, wenn „Alle Hand, fertig zum Gefecht!“ kommandirt wurde. Doch iſt der Krieg ein böſes Mittel, und nur recht, wenn er geführt wird, um Frieden zu gewinnen. Ich weiß zwar recht gut, daß die Königin — Gott ſegne ſie — nur darum ſich mit der Regierung von all' den Ländern und Inſeln abgibt, daß ſie die Flotte und ihre Maatſchaft ordentlich in Stand halten kann, doch kann ich Euch verſichern, Gentlemen, daß ich mehrere Landratten kennen gelernt, die Ehre und Treue im Raum hatten, ſchier, wie ein Seemann. Dieſe dauern mich nun, weil ſie den Krieg hart büßen müſſen; und dieſen zu lieb, die Weiber, und manchmal herzige Kinder haben, ſeh' ich den Frieden gern, und ſollte ich drüber in einem Bett ſterben müſſen, und in trockner Jacke langſam zu Würmern verfaulen, was gewiß für einen Seemann ein hart Schickſal wäre!

Schon 97 kamſt du zur See? frug Duncan lebhaft, da haſt du ja Englands ſchönſten Ruhm erkämpfen helfen.

Ich bin in Burnham-Thorpe in Norfolk geboren, wie Nelſon, entgegnete der Graukopf, ſein Vater war der alte Pfarrer, und meine Mutter, eine Seemannswittwe, kriegte vom Parlament eine kleine Penſion, daß ſie mich für den Maſt aufziehen ſollte. Wie ich ſechszehn Jahre alt war, ging ich nach Plymouth mit einem Brief des Herrn Pfarrers an Sir Horatio, der dort kalfatern ließ, was gar oft bei ihm nöthig ward, weil er immer da war, wo die Maikäfer am dickſten flogen. Er hatte ſeine Flagge auf dem „Captain“ von 74 Kanonen aufgepflanzt. Er nahm mich freundlich auf und frug nach der alten Beß, meiner Mutter, und meinte, ich ſollte zu ſeiner Bedienung bei ihm bleiben, er hätte ein Auge zu wenig: da könne ich ihm aushelfen.

Fünf Wochen nachher ſchlugen wir bei St. Vinzent. Der „Captain“ konnte in der Eile nichts anderes erwiſchen, als ein Schiff von 64 Kanonen, was bald unſer war. Nun aber lag da ein Unthier von 112 Kanonen, das wollte ſchier Alles freſſen, bis Nelſon Appetit darzu bekam und darauf los ging. Sir John Jarvis hielt das Ding für riskirt, und gab Signal, wir ſollten ablaſſen, was auch der Signaloffizier meldete. Nelſon hielt das Rohr vor das ausgeſchoſſene Auge und verſicherte: er ſähe nichts. Gleich darauf war's aber auch nicht mehr möglich; wir lagen mit der „Sta Virgen“ Raae an Raae, und die gute Miß that ihr Beſtes, aber doch nicht ganz genug, denn nach drei Viertelſtunden mußte ihr Führer, ein Don mit armslangem Namen und ſpannenlangem Schnauzbart ſeinen Degen an unſern Commodore abgeben. Er that's ſehr ungern, aber, was war zu machen — er hatte keinen Lappen Segelwerk mehr und auch nicht Maſt und Stengen, woran er es hätte hiſſen können. — Bei der Gelegenheit ward Nelſon Contreadmiral, auch ſchickten ſie ihm von London den Bathorden, der an ſeinem Tod Schuld ward.

Im Juli, in der ärgſten Hitze mußten wir nach Sta Cruz ſegeln, wo Sir Horatio den rechten Arm laſſen mußte, aber nicht den Degen, den er mit der Linken auffing. Er ließ ſich auch nicht eher amputiren, bis das Geſchwader klar gemacht und Anker geworfen hatte.

Ende des Jahrs war er geheilt und ging auf den

Digitized by Google

Vanguard, weil der Captain ſo arg zerſchoſſen war, daß er nicht mehr See halten konnte; mich nahm er mit. Wir gingen wieder in's Mittelmeer und trafen mit Lord St. Vinzent — ſo hießen ſie jetzt den alten Sir John — vor Cadix zuſammen, wo alles abgeredet wurde. Wir ſollten die Franzoſen nicht vor Toulon herauslaſſen, aber während eines Sturms, der uns zwang, die hohe See zu ſuchen, waren die Herren, mit einer soupe maigre im Magen, hinaus und davon.

Verdrießlicher habe ich Nelſon nie geſehen! Jedes Stück Segeltuch mußte dran, und unſer Geſchwader fuhr im mittelländiſchen Meer herum, wie der Teufel im Sack. Endlich, am 1. Auguſt Abends fanden wir die Froſchfreſſer vor Abukir. Sie hatten 1190 Kanonen und 10,800 Mann am Bord, wogegen wir freilich ſchwach waren, doch das genirte grade nicht viel. Nelſon gab unter vollen Royalſegeln ſeine Ordre; dann mußte ich ihm eine Cigarre bringen. Tom, ſagte er, morgen früh bin ich ein Engel oder ein Lord — mir beides recht! — Admiral Brueys hatte, wie wir heran kamen, ſeine Capitaine berufen, und noch waren mehrere der Herren nicht an ihrem Bord, als wir ſchon das Feuer begannen. Capitain Trowbridge legte ſich mit acht Schiffen quer vor den franzöſiſchen Halbmond, indeß Nelſon mit eben ſo vielen zwiſchen dem Feinde und einer kleinen Inſel durchbrach, an die er ſeine Schlachtordnung lehnte, und die nicht übel mit einer Mörſer- und zwei Kanonenbatterien geſpickt war. Die Verwegenheit hatten die Republikaner nicht erwartet. Die Nacht kam, aber es ſchlieſen nur die Todten. Die Franzoſen, von beiden Borden und dem Spiegel zugleich angegriffen, wehrten ſich brav, aber nach einer guten Stunde waren ſchon fünf feindliche Schiffe maſt- und rheedelos genommen. Admiral Brueys ward von einer Kugel vor ſeinem Maſt zerſchmettert, aber ſein Schiff, l'Orient hieß es, und führte 120 Kanonen, ſchlug ſich köſtlich fort, bis es plötzlich in Brand gerieth und mit loher Flamme die ganze Schlacht hell beleuchtete, die ob dem ſchaurigſchönen Anblick einen Augenblick ſchwieg. Ein Krach, von dem das Meer ſich bis zum Grund aufthat, eine Feuergarbe bis zu den Wolken — und tauſend Menſchenleben waren zerſchmettert! — — Nur vier Schiffe entgingen der Vernichtung. Nelſon ward Lord, Baronet of Nil, der Großſultan ſandte ihm eine Diamantaigrette, der Kaiſer von Rußland, der König von Neapel ſchickten reiche Geſchenke, doch für Nelſon hatte nur der Dank ſeines Vaterlandes Werth. Aus der Beute doch nahm er ſich ein Privatſtück, welches ihm auch gut anſtand: den Hauptmaſtſtamm des Orient, den wir auffiſchten. Der Schiffszimmermann mußte ihm einen Sarg daraus hauen, in dem er auch ruht in Weſtminſterabtey. Einſtweilen durfte ich die Cigarren drin aufheben. Mich wundert nur, daß er ihn nicht bälder brauchte, als bei Trafalgar! — —

In lautloſer Stille hatten die Jünglinge dem alten Tom zugehört, der jetzt eine Thräne aus den Wimpern wiſchte, friſchen Kautaback nahm, und in trübes Sinnen verſank. Die Midſhipmen plauderten leiſe von der Heimath, vom ſchönen, ernſten Lord B., der auf dem Pfeil von den Joniſchen Inſeln nach England überfuhr, als des alten Matroſen lauter Zuruf ſie aufſchreckte. Meiſter Richard, rief er, melden Sie, wenn's beliebt, ſogleich in des Capitains Kajüte: das Seebild tauche auf. Der Genannte ſprang den Gangweg entlang und bei ſeiner Meldung beeilte ſich der Capitain und Lord B., die am Thee ſaßen, auf Deck zu erſcheinen, wo ſich die ganze Equipage, verwundert dem ſeltſamen Anblick zuſehend, gruppirt hatte. Der aufſteigenden Morgenſonne gegenüber erhoben ſich wunderſame Gebilde aus dem blauen Spiegel der See. Die Trümmer heiterer griechiſcher Tempel reihten ſich ernſten, ſchwerfälligen Normannenbauen, durcheinanderwogend, ſich verzerrend und wieder ſymmetriſch ſich fügend. Graue Olivenbäume miſchten ſich mit ſchlanken Cypreſſen, dunkeln Myrthen und weitaſtigen Kaſtanien zu ſchattigen Hainen, die von dem Zuge der Grundwelle gehoben und hinter ihr ſinkend ſchier verwirrend auf die lautloſen Zuſchauer wirkten. Plötzlich ſtieg aus einem grauen Kaſtell die engliſche Flagge auf, bald ſah man die geſchwellten Topſegel, da blies ein ſcharfer Landwind von der Schneekulme des Aetna herüber, und alles ballte ſich zu wüſtem chaotiſchen Gewirr und flog als weiße Nebelmaſſe die Küſte von Reggio entlang.

Tom, alter Seebär, was iſt das für Schattenſpiel? frug Duncan.

Was es iſt, mag der bocksbartige Neptun wiſſen, antwortete der Graukopf, die Welſchen heißen es: Fata Morgana, wir haben es ſtets nur das Seebild genannt und es oft an den Küſten von dem Dreiſpitz geſehen.

Aber wie kömmt unſer blauer Peter mit den Topſegeln da hinein?

Ich bin kein ſchwäbiſcher Magiſter, die wiſſen, warum die Stockfiſche nach Newfoundland ziehen, aber das kann ich behaupten: ehe zum Abendgrog gepfiffen wird, iſt der Commodore bei uns.

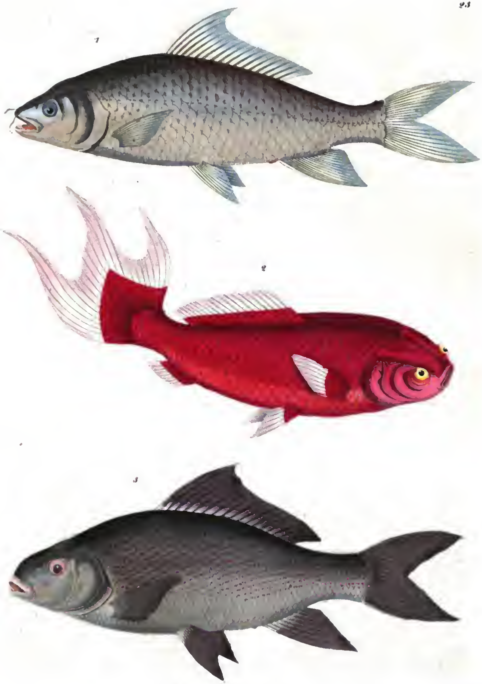
Tom mag nicht Unrecht haben, ſprach hinzutretend der zweite Lieutenant, es ſind dies Luftſpiegelungen, die uns weit entfernte Gegenſtände zeigen können.

Die Midſhipmen baten artig um etwas nähere Erklärung.

Sie wiſſen, Gentlemen, entgegnete der Offizier gefällig, daß das Bild jedes Gegenſtandes von einer ſpiegelnden Oberfläche in demſelben Winkel zurückgeworfen wird, in welchem es auf ſie fiel. Trifft nun der Reflex auf eine Nebelbank, die von der am Abend oder Morgen noch tief ſtehenden Sonne ſchräge Lichtſtrahlen empfängt, ſo wird das, vom erſten Spiegel für uns verkehrt aufgefangene Bild uns wieder in natürlicher Stellung ſichtbar. Es können uns alſo die Maſtſpitzen des Commodoreſchiffs in ziemlich weiter Ferne gezeigt worden ſein.

Auch der Capitain war mit dem Lord herangekommen und lehnten, den Rauch der Cigarren in der

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Morgenfriſche doppelt genießend, an der Gallerie. Der Gegenſtand ihres Geſpräches war ebenfalls die Fata Morgana.

An der deutſchen Küſte des baltiſchen Meeres, ſprach der Capitain, iſt das Erblicken des einfach zurückgeſtrahlten Bildes am ſcheinbar reinen Himmel nicht ſo ſelten. Die Wenden auf Rügen ſchreiben es dem böſen Prinzip der alten Heiden, dem Czernebog, der immer noch ſpuke, zu. Es erſcheint, begreiflich, ſtets verkehrt. Ich ſelbſt habe ſo auf der Stubbenkammer, einem ragenden Vorgebirge, Schiffe geſehen, von denen es ſich ergab, daß ſie zu der Stunde die ſchwediſche Küſte klärten.

Auch im Innern des Landes, erzählte der Lord, gibt es dergleichen Rückſtrahlungen. Auf dem Brocken, dem Centrum des Harzes, ging ich mit einem Begleiter nach einem majeſtätiſchen Gewitter ſpazieren. Der langgedehnte Bergrücken mit den ſonderbaren Geſtalten der zerſtreuten Granitblöcke lockte uns weiter, bis zu den Honeklippen, einer überaus wilden Felſenparthie, wo wir den, in der goldenen Aue ſich entladenden ſchwarzen Wolkenzügen zuſahen. Plötzlich erſchienen auf ihnen die Geſtalten zweier ungeheurer Rieſen — im Modefrack. Hinter uns war die Abendſonne durchgebrochen und warf unſre Schatten auf die Wolkenwand gegenüber. Sie nennen dieſes einfache Phänomen dort das Brockengeſpenſt. Auf dem Rigi in der Schweiz hörte ich vom Nebelbilde, was wahrſcheinlich daſſelbe iſt.

Alle die berührten Erſcheinungen, entgegnete der Capitain, ſind ergötzend, aber entſetzlich iſt die grauſame Spiegelung, die dem durſtſchmachtenden Pilger in der Sandwüſte, Seen im Abendſtrahl blinkend, palmenumkränzt, wirthlich kühle Oaſen mit weidenden Heerden vorzaubert, die plötzlich höhnend verſchwinden, um das Gefühl der Hilfloſigkeit deſto ſchärfer glühen zu laſſen. Selbſt Bonaparte's geprüfte und exaltirte Grenadiere erlagen ſchier nach ſolcher Täuſchung, die die Araber Bacher-el Eblis, „die Waſſer des Teufels,“ nennen, und deren genügende Erklärung noch nicht gegeben iſt.

Doch auch wohlthätig wirkt der Luftrefler, nahm der Lieutenant das Wort, wie oft zeigte uns der Eisblick im hohen Norden in der Nebelluft ſich abſchattend, die einzige offene Furth, durch die das von Eisfeldern eingeengte Schiff wieder freies Fahrwaſſer gewann. Die Matroſen ſehen in jenen Breiten mehr in die Wolken, als vor ſich.

Süd-Südoſt ein Segel! meldete die Wache im Mars.

Schon war der flinke Duncan in den Wanten, nach einer Minute wieder unten und rapportirte: er erkenne die Commodoreflagge.

Signal gehißt, ſcholl es vom Maſt. Nach kurzer Pauſe meldete der Signaloffizier: Anker auf, Hand an's Gangſpill! hallte das Sprachrohr. Nach einer Viertelſtunde ſchäumten die grünen Wogen vor dem Bug des Pfeils.

Dr. Schmidt.

Karpfenartige Fiſche.

(Taf. 23.)

Die zum Karpfengeſchlechte gehörenden Fiſche haben eine elliptiſche Geſtalt und große, leicht abgehende Schuppen. Nur auf dem Schlundknochen ſtehen zahnartige Erhabenheiten, ſonſt iſt das kleine Maul zahnlos. Sie haben Bruſt-, Bauch-, After-, Rücken- und Schwanzfloſſen. Die Kiemenhaut iſt dreiſtrahlig; die Floſſenſtrahlen weich; die Schwimmblaſe groß mit einer Einſchnürung.

Das Geſchlecht der Karpfen zählt wohl die meiſten Gattungen unter allen Fiſchgeſchlechtern, und es iſt auch dasjenige, welches am meiſten europäiſche Gattungen geliefert hat.

Bei weitem der größte Theil dieſer Fiſche lebt im ſüßen Waſſer, die andern, welche am Strande des Meeres leben, kommen von da ebenfalls in die in's Meer mündenden Flüſſe.

Ihre Nahrung beſteht hauptſächlich in Inſekten, beſonders den im Schlamm ſteckenden Larven derſelben; jedoch freſſen ſie auch thieriſche Excremente, Brod und mehlige Kerne, wie z. B. die mancher Hülſenfrüchte, der Erbſen und Bohnen.

Ihre Größe ſteigt von einigen Zollen bis zu wenigen Fußen, hält alſo die Mitte. Sie ſind, ſo weit es bekannt, alle eßbar und haben ein gutes Fleiſch, welches aber von Gräten nicht frei iſt und auch nur den letzten und theilweiſe zweiten Rang einnimmt.

Der gemeinſte, deſſen Abbildung als überflüſſig ſcheint, iſt der ſogenannte gemeine Karpfen, Cyprinus carpio, deſſen Naturgeſchichte wir geben wollen, um im Allgemeinen ein Bild von der Lebens- und Fortpflanzungsweiſe der Karpfen zu erhalten.

Der gemeine Karpfen, Cyprinus carpio, iſt unter dieſem Namen überall bekannt, an etlichen Orten in Deutſchland heißt er jung Setzling und im andern Jahre Sproll, ſo z. B. am Bodenſee. Franzöſiſch heißt er la Carpe, italieniſch Carpa und Carpano, engliſch common carp.

Der gemeine Karpfen zeigt durch fünf breite Zähne jederſeits im Schlunde, welche in der Mitte einen ſtumpfen Winkel bilden, einige Abweichung von den übrigen ſeines Geſchlechts. Im obern Theil des Rachens befindet ſich eine knorpelige Erhöhung, welche Karpfenzunge heißt und für einen Leckerbiſſen gilt.

Der Magen iſt ein kurzer Sack und der Darm hat fünf Beugungen. Die lange Leber iſt dunkelroth und die große Galle dunkelgrün. Rückenwirbel 37; Rippenpaare 17.

Aeußerlich iſt er beſonders an den vier Bartfäden zu erkennen, ſo wie an dem nach hinten geſägten dritten Strahl der Rücken- und Afterfloſſe. Die Rückenfloſſe hat 11, die Bruſtfloſſen 16, die Bauchfloſſen 9 und die Afterfloſſe 10 Strahlen. Nur die Rückenfloſſe iſt grau, alle übrigen Floſſen haben eine rothbraune, in's Violete ziehende Farbe. Unten iſt dieſe weiß, oben aber ſchwarzgrün, welches an den Seiten in Gelb-

Digitized by Google

lich verlauft. Der ſtark gewölbte Rücken iſt hinter dem Kopfe breit und wird nach hinten immer ſchmäler; die ſchwarzpunktirte Seitenlinie ſenkt ſich etwas nach dem Bauch. Von den vier Bärten ſitzen zwei an der Oberkinnlade, die beiden andern an den Mundwinkeln. Der Kopf iſt groß mit dicken Lippen und gleich langen Kinnladen. Das Auge gelblich und kupferglänzend, die Pupille ſchwarz mit goldener Einfaſſung.

Das urſprüngliche Vaterland des Karpfen ſcheint das ſüdliche Europa geweſen zu ſein, wo er noch jetzt am zahlreichſten und ſchönſten vorkommt; im Norden bleibt er kleiner. Durch die Leichtigkeit jedoch, womit er ſich von einem Gewäſſer in das andere verſetzen läßt, iſt er über den größten Theil von Europa verbreitet; doch findet er ſich in einigen Seen nicht.

Der Karpfen wächſt ſehr ſchnell und erreicht eine Schwere von 5 — 10 Pfund, 15pfündige ſind ſeltener. Beiſpiele von noch viel ſchwereren hat man ebenfalls. Er erreicht ein ſehr hohes Alter und man hat Karpfen gekannt, welche über hundert Jahre alt geweſen ſein müſſen.

Schon im dritten Jahre iſt dieſer Fiſch fähig, ſich fortzupflanzen. Seine Vermehrung iſt ſehr bedeutend, indem man bei einem einzigen Weibchen, welches vier Pfund wog, 237,000, und bei einem andern von neun Pfunden 621,600 Eier gezählt hat. Ein Weibchen wird zur Laichzeit, welche im Juni ſtattfindet, von mehreren Männchen begleitet, durch welche die abgeſetzten Eier befruchtet werden. Der Laich wird nur an ſolchen Stellen abgeſetzt, wo ſich viele Waſſerpflanzen befinden, an welche derſelbe angeklebt wird. Sie ſuchen ſich dazu die ruhigſten Stellen aus und verlaſſen meiſt die Flüſſe, um dieſes Geſchäft in den Seen zu verrichten. Bei ausnehmend warmem Wetter geſchieht dieſes auch ſchon im Mai.

Der Karpfen erzeugt nicht nur mit etlichen Geſchlechtsverwandten Baſtarde, ſo daß man nicht mit Beſtimmtheit weiß, ob dieſelben urſprünglich eigene Gattungen waren, oder blos durch Vermiſchung des gemeinen mit andern Karpfen entſtanden ſind, ſondern es gibt auch unter den ächten Karpfen zahlreiche Monſtroſitäten. Eine ſehr ſchöne Abweichung iſt der Spiegel- oder Königskarpfen, welcher an manchen Orten häufig angetroffen wird. Viele haben ihn unter dem Namen Karpfenkönig — Rex cyprinorum oder Cyprinus macrolepidatus als eine eigene Gattung betrachtet, er iſt aber nichts als eine bloße Varietät, dadurch ausgezeichnet, daß der größere Theil des Körpers von Schuppen entblößt iſt, welche nur entlang der Seitenlinie und dem Rücken ſtehen geblieben ſind und in der Regel viel größer und härter als gewöhnlich werden.

Ob man gleich den Karpfen oft an der Oberfläche des Waſſers nach Inſekten ſchnappen ſieht und er manchmal Fiſchlaich angeht, ſo nimmt er doch ſeine Nahrung größtentheils aus dem Pflanzenreiche, indem er vorzüglich fette Erde, Miſt und Waſſerpflanzen verſchluckt. Vorzüglich liebt er den Schafmiſt, Brod und Abfälle von Salat, Obſt, Rüben und Kartoffeln. In Teichen, wo die Karpfen Futter in Menge haben, freſſen ſie zu viel, ſo daß ſie oft daran ſterben.

Im Winter freſſen ſie nicht, ſondern wälzen ſich, dicht neben einander gedrängt, in den Schlamm.

Die Karpfen, ſagt Hartmann, übertreffen an Liſt viele andere Fiſche. Wenn man ſie fangen will, ſtecken ſie den Kopf in den Schlamm, damit das Netz über ihnen weggehe; oder wo ſie dieß nicht mehr können, ſpringen ſie öfter über die Wände des Netzes hinaus.

Sie haben ein ſehr feines Gehör, und bei dem geringſten Geräuſche fliehen ſie in ihre Schlupfwinkel zurück; man heißt dieß in der Fiſcherſprache wittern. Dem ungeachtet werden ſie in den Teichen ſo kirre, daß man ſie mit einem Glöckchen, einer Pfeife, oder durch Rufen wie die Hühner, zum Futter verſammeln kann. Beim Freſſen geben ſie einen ſchmatzenden Laut von ſich.

Die Karpfen haben ein ſehr zähes Leben und laſſen ſich nicht nur des Winters in Fiſchbehältern und in Ziſternen im Keller leicht aufbewahren, ſondern man kann ſogar einen Karpfen in feuchtes Moos geſchlagen im Keller aufhängen und ihn mit Semmelkrumen in Milch geweicht, die man ihm in's Maul ſtopft, mäſten. Mit einem durch Wein oder Branntwein angefeuchteten Stückchen Brod im Maule kann er, ohne Waſſer, mehrere Stunden weit verſandt werden. Des Winters verſchickt man ihn in Schnee locker eingepackt; bei der Ankunft an dem Orte ſeiner Beſtimmung wird er in kaltes Waſſer geworfen und alsbald erholt er ſich von ſeiner Erſtarrung wieder.

Das Fleiſch dieſes Karpfen iſt als das ſchmackhafteſte unter allen ſeinen Geſchlechtsverwandten allgemein bekannt. Die Teichmeiſter theilen dieſe Fiſche in zahme und wilde Karpfen. Jene werden unmittelbar in die Teiche verſetzt und da gewartet; dieſe hingegen leben in Seen und Flüſſen frei. Die letzteren ſind im Geſchmacke viel vorzüglicher, da die Teichkarpfen mehr oder minder moderig ſchmecken, was ſich jedoch verliert, wenn man ſie ein Paar Wochen, ehe ſie verſpeiſt werden, in einen Brunnen mit reinem Quellwaſſer ſetzt, oder ſie in einem Fiſchkaſten gegen den Strom ziehen läßt.

Die Fiſcherei der wilden Karpfen iſt weniger erheblich als die einer guten Teichwirthſchaft. Die Haupteigenſchaft eines guten Karpfenteiches iſt, daß er einen fetten lehmigen Grund und weiches Waſſer habe, und ganz der Sonne ausgeſetzt ſei; in der Nähe der Wälder aber, oder wo viele Bäume am Ufer ſtehen, deren Laub im Herbſte in das Waſſer fällt und durch ſeine Fäulniß daſſelbe verdirbt, gedeiht der Karpfen nicht gut.

Am beſten zum Verſpeiſen iſt der Karpfen vom Herbſte bis zum Frühjahr; während der Laichzeit iſt das Fleiſch ſchlecht. Es iſt allen Perſonen zuträglich, nur ſoll es die Zufälle der Gichtkranken vermehren und Kranke können es nicht ſo leicht verdauen.

Ein Schaden iſt vom Karpfen nicht bekannt; zwar gibt man ihm Schuld, daß durch ſein Wühlen im

Digitized by Google

Schlamm und daraus folgende Unterhöhlung der Ufer einzelne Häuſer ſowohl als ganze Reihen derſelben eingeſtürzt ſeien, es iſt aber nicht erwieſen, ob dieſen Einſtürzen nicht andere Urſachen zu Grunde lagen, beſonders da ſolche in der Schweiz ſtattfanden.

Der Fang geſchieht mit Watten in den größeren Seen, mit Hamen, Reuſen und Angeln in den Flüſſen und Teichen. Große Karpſen werden auch geſchoſſen.

Der gemeine Karpfen iſt gewiſſen Krankheiten unterworfen, was beſonders die Teichkarpfen trifft. Dieſe bekommen fleiſchige und moosähnliche Auswüchſe an Kopf und Rücken, beſonders die älteren Fiſche. Dieſe Krankheit heißt das Moos und die Fiſche ſterben gewöhnlich daran. Sie entſteht, wenn der Teich viel verdorbenes Waſſer erhält, läßt ſich aber durch deſſen Abfluß und Erſatz durch friſches Waſſer beſeitigen. Auch wenn Teiche lange gefroren ſind, ſo daß die Ausdünſtungen des Schlammes durch die Eisdecke gehindert werden, oder wenn ſie durch plötzliches Schmelzen des Schnees einen großen Zuwachs an Schneewaſſer erhalten, ſterben die Fiſche leicht. Bei großer Hitze bekommen die Karpfen die ſogenannten Pocken, Blaſen zwiſchen Haut und Schuppen, welche aber ſelten tödtlich ſind.

In den Eingeweiden der Karpfen findet man Würmer, einen Kratzer — Echinorhynchus carpionis; einen Nelkenwurm — Caryophyllaeus piscium, und einen Plattwurm — Fasciola longicollis.

Schon der Karpfenrogen iſt verſchiedenen Nachſtellungen von Fröſchen und Waſſervögeln ausgeſetzt; den Fiſchen ſelbſt ſtellen nicht nur die Taucher, Enten und Reiher, ja ſelbſt Fiſchottern und Katzen, ſondern beſonders die Raubfiſche, und unter dieſen vor allen der Hecht, nach.

Wie bereits geſagt, ſind die Karpfen nicht nur überhaupt, ſondern auch in Europa beſonders in zahlreichen Gattungen vorhanden. Letztere hat man in verſchiedene Gruppen nach der Uebereinſtimmung ihrer äußern Merkmale getheilt, es ſind folgende:

Eigentliche Karpfen.

a) Mit Bartfäden.

Der gemeine Karpfen — Cyprinus carpio.
Der Königskarpfen — Cyprinus regina. In Flüſſen von Unteritalien.
Der hochrückige Karpfen — Cyprinus elatus. In Seen daſelbſt.
Der ungariſche Karpfen — Cyprinus hungaricus. Im Neuſiedlerſee in Ungarn.
Der Kollars-Karpfen — Cyprinus kollari. Ebendaſelbſt.

b) Ohne Bartfäden.

Die Karauſche — Cyprinus carassius. In Teichen, Flüſſen und Seen des nördlichen Europa's, auch in Ungarn.
Der Giebel — Cyprinus gibelio. Ebendaſelbſt, jedoch nicht in Flüſſen.
Der niedrige Karpfen — Cyprinus humilis. In einem kleinen See bei Palermo.
Der Großkopf — Cyprinus bucephalus. In den warmen Quellwaſſern bei Salonich.
Der Bitterling — Cyprinus amarus.

Barben.

Die Flußbarbe — Cyprinus barbus. In Menge in den europäiſchen Flüſſen.
Die ſüdliche Barbe — Cyprinus meridionalis. In Flüſſen des ſüdlichen Frankreich.
Die Hundsbarbe — Cyprinus caninus. Im Po.
Die Ritterbarbe — Cyprinus eques. In Italien in Flüſſen.
Die gemeine Barbe — Cyprinus plebejus. Im Comerſee.

Gründlinge.

Der gemeine Gründling — Cyprinus gobio. Faſt in allen europäiſchen Flüſſen.
Der Sternſeher — Cyprinus uranoscopus. In der Iſar.
Der Vana-Gründling — Cyprinus vanatus. Im Vana.

Schleihen.

Die gemeine Schleihe — Cyprinus linca. In ganz Europa in ſtehendem Waſſer.
Die italiſche Schleihe — Cyprinus italicus. In den Seen Italiens.
Die Goldſchleihe — Cyprinus auratus. In ſtehendem Waſſer in Böhmen und Schleſien.

Brachſen.

Der gemeine Brachſen — Cyprinus brama. Faſt in allen Seen und langſam fließenden Flüſſen Europa's.
Der Güſter — Cyprinus latus. In denſelben Waſſern von Deutſchland, England, Nordfrankreich, Preußen, Holland, Schleſien und Ungarn.
Die Zope — Cyprinus ballerus. In Pommern, überhaupt in ſalzigen Oſtſeewaſſern.
Die Zärthe — Cyprinus vimba. In der Oſtſee, von wo ſie in die dahin mündenden Flüſſe geht.
Die Leiter — Cyprinus buggenhagii. In Seen Pommerns und in der Peene.
Der ſchreiber'ſche Brachſen — Cyprinus schreibersii. In der Donau bei Wien.
Der leuckart'ſche Brachſen — Cyprinus leukartii. Ebendaſelbſt.
Das alte Weib — Cyprinus vetula. Im Neuſiedlerſee.
Das Schwarzauge — Cyprinus melanops. Im Marizzefluß in Rumelien.
Der Farren — Cyprinus farenus. In Gräben bei Danzig und im Mälasſee in Schweden.

Weißfiſche.

Der Häsling — Cyprinus rodens. In Schweizerſeen.
Der Maifiſch — Cyprinus majalis. Ebendaſelbſt.
Der Schwall — Cyprinus squalus. In der Tiber.
Der Grünling — Cyprinus prasinus. In Seen der Schweiz.
Der Rubilio — Cyprinus rubilio. In Seen bei Rom.
Der Skardafa — Cyprinus scardafa. In Seen von Italien.
Der roſenrothe Weißfiſch — Cyprinus roseus. In Seen von Piemont.

Digitized by Google

Der gener'ſche Weißfiſch — Cyprinus genei. In Seen von Piemont.

Der heeger'ſche Weißfiſch — Cyprinus heegeri. In Flüſſen von Iſtrien.

Der Röthling — Cyprinus rubella. In Seen um Rom.

Der Spierling — Cyprinus aphya. In Seen und Flüſſen von Schweden und Italien.

Der Fuziner-Weißfiſch — Cyprinus fucini. Im Fuzinerſee.

Der traſimeniſche Weißfiſch — Cyprinus trasimenicus. Im traſimeniſchen See und deſſen Nachbarſchaft.

Der Weißling — Cyprinus albus. Ebendaſelbſt.

Der Cavedono — Cyprinus cavedonus. In Flüſſen Italiens.

Der Perlfiſch — Cyprinus grislagine. In Seen von Frankreich.

Die Orfe — Cyprinus orfus. In den Seen und Flüſſen Deutſchlands, Englands, Rußlands und Oeſterreichs.

Der Köhling — Cyprinus idus. In Seen Norddeutſchlands, Schwedens und Ungarns; hier auch in der Donau.

Die Göſe — Cyprinus jeses. Deutſchland, Frankreich, Rußland, Ungarn. In reißenden Flüſſen.

Der Döbel — Cyprinus dobula. In Flüſſen und Seen von England und Deutſchland.

Der Alet — Cyprinus cephalus. Gemein im größten Theile von Europa in Seen, Flüſſen und Bächen.

Die Plötze — Cyprinus erythrophthalmus. Im ſtehenden und ſanftfließenden Waſſer von faſt ganz Europa.

Der Rothfloſſer — Cyprinus rutilus. In Flüſſen und Seen von Deutſchland und Schweden.

Der Suſſia-Weißfiſch — Cyprinus souffia. Im Aar.

Der Cabeda — Cyprinus cabeda. In Flüſſen um Nizza.

Die Kleinſchuppe — Cyprinus microlepidotus. An der Küſte und in Flüſſen von Schweden.

Der eigentliche Weißfiſch — Cyprinus argentus. In Flüſſen Ungarns.

Der Galian — Cyprinus galian. In der Waag und Revukza.

Der kitaibel'ſche Weißfiſch — Cyprinus kitaibellii. Im Balatenſee in Ungarn.

Der riſſo'ſche Weißfiſch — Cyprinus bulatmai. In Bächen um Nizza.

Naſen.

Die gemeine Naſe — Cyprinus nasus. In den meiſten europäiſchen Flüſſen.

Der Rißling — Cyprinus risslingus. In Waldſtrömen der Schweiz.

Raapfen.

Der gemeine Raapfen — Cyprinus aspius. In Flüſſen von Deutſchland, Schleſien, Ungarn, Schweden.

Der Lauben — Cyprinus alburnus. Faſt in ganz Europa in Seen und ſanften Flüſſen.

Die Alandbleke — Cyprinus bipunctatus. In deutſchen Flüſſen mit Kiesgrund.

Die Mento — Cyprinus mento. Donau, Traun und Iſar.

Ellritzen.

Die marſiliſche Ellritze — Cyprinus marsilii. In Bächen bei Wien.

Die gemeine Ellritze — Cyprinus phoxinus. In Bächen und Flüſſen von Europa.

Der Lumaireul — Cyprinus lumaireul. Im Po.

Sichlinge.

Der gemeine Sichling — Cyprinus cultratus. In Preußen, in der Donau und im Balatenſee in Ungarn.

Agaſſiz zählt noch folgende unbeſchriebene neue Gattungen auf:

Zu den Brachſen: Cyprinus balleropsis,
argyreus,
micropterix,
melaenus,
erythropterus,
elongatus und
microlepidatus.

Zu den Weißfiſchen: Cyprinus rostratus,
decipiens u. noch einen
hegeri.

Dieß wären ſomit 81 europäiſche Karpfengattungen.

Die auf unſerer Tafel abgebildeten Gattungen ſind ſämmtlich außereuropäiſche Fiſche.

Figur 1 iſt der Wönkönden — Cyprinus cirrhosus, ausgezeichnet durch zwei von der Mitte der Oberlippe herabhängende Bartfaſern. Er wird 1½ Fuß lang; der Körper iſt zuſammengedrückt. Der Kopf iſt glatt, ebenſo Gaumen und Zunge; die Naslöcher ſtehen nahe vor den Augen und ſind einfach. Die Seitenlinie nimmt die Mitte des Körpers ein. Die Farbe oben graubraun, unten gelblich mit Silberglanz. Die Floſſen zur Hälfte gelblich, zur Hälfte bläulich. In der Bruſtfloſſe zählt man 17, in der Bauchfloſſe 9, in der Aſterfloſſe 13, in der Rückenfloſſe 18 und in der Schwanzfloſſe 28 Strahlen.

Dieſer Fiſch lebt in Flüſſen und Teichen an der Küſte von Malabar. Sein Fleiſch iſt nicht ſonderlich beliebt.

Figur 2. Das Glotzauge — Cyprinus macrophthalmus.

Dieſer ſchöne Fiſch lebt in ſüßen Gewäſſern von China. Er hat einen kurzen dicken Kopf mit kleinem Maul und gelben, auf kegelförmigen Höckern ſtehende Augen. Der ganze Körper, ſo wie alle Floſſen an der Grundhälfte ſind von einem prächtigen Roth, welches nur nach unten etwas heller iſt. Die äußere Hälfte der Floſſen iſt farblos. Bruſtfloſſe 19, Rückenfloſſe 18, Bauchfloſſe 6, Aſterfloſſe 9, Schwanzfloſſe 22 Strahlen. Er kommt an Größe dem Vorigen gleich.

Figur 3. Der Franzenmund — Cyprinus simbriatus. Größe der beiden vorhergehenden Gattungen. Färbung oben ſchwarz, Seiten und Unterkörper ſilbergrau, am Kopfe mit etwas Gelb gemiſcht. Das Auge röthlich, die Floſſen ſchwarz violet, am Grunde etwas

Digitized by Google

heller. Der Fiſch iſt glatt, zuſammengedrückt. Kopf und Mund klein, die Oberlippe franſenartig geſtaltet, wird beim Athmen von dem Fiſche vorgeſchlagen und wieder eingezogen. Die Unterlippe iſt lappiger und warzig. Der Gaumen iſt glatt. Bruſtfloſſe 17, Rückenfloſſe 18, Bauchfloſſe 9, Afterfloſſe 9, Schwanzfloſſe 25 Strahlen.

Lebt in ſüßem Waſſer an der malabariſchen Küſte, wird auch in Teichen gehegt und ſoll daſelbſt eine Schwere von 3 — 6 Pfund erlangen.

Der ſogenannte Goldkarpfen — Cyprinus auratus, welcher bei uns ſo häufig in Teichen und ſelbſt in Gefäſſen im Zimmer gehalten wird, wo er ſich fortpflanzt, ſtammt aus China und Japan.

Nach dem Syſtem von Cuvier ſtehen die Karpfen in der Abtheilung der Bauchfloſſer und in der zweiten Ordnuug, welche die Weichfloſſer begreift. Bei Oken in der vierten Orduung: Bauchfloſſer, wo ſie mit den Grundeln die vierte Sippe, nämlich die der ächten Karpfen ausmachen.

Berge.

Die Stiergefechte.

Schon ſeit zwei Monaten war ich in Madrid; die Zeit, die ich in dieſer Hauptſtadt zu verweilen hatte, war abgelaufen, und dieſe Zeit hatte ich wahrlich nicht verloren, ich hatte alle bemerkenswerthen Gebäude und Anſtalten beſucht, die Sitten und Gebräuche der würdigen Madrilenen kennen gelerut, kurz, Alles geſehen, was dieſe kaſtilianiſche Stadt Merkwürdiges darbietet; Alles — nur Eines nicht; ich hatte keinem Stiergefechte beigewohnt. Schon als Kind hatte ich von dieſer in ganz Spanien ſo beliebten Volksbeluſtigung ſo viel erzählen gehört, ſpäter hatte ich darüber ſo vieles geleſen, ſo viele Abbildungen davon geſehen und jetzt während meines Aufenthaltes in der ſpaniſchen Hauptſtadt mit ſolchem Enthuſiasmus von dieſen Gefechten, von der Gewandtheit und Grazie des Picadoren Sevilla, von der Kühnheit und Geſchicklichkeit des berühmten Matadoren Montes ſprechen gehört, daß mir der Gedanke, Madrid zu verlaſſen, ohne einem dieſer Schauſpiele, für welche das ſpaniſche Volk ſo eingenommen, ja ſo begeiſtert iſt, beigewohnt zu haben, unerträglich war. Doch dieſes Herzeleid ſollte mir erſpart werden; ich erfuhr, daß gerade an dem Tage, an dem ich mir vorgenommen hatte, von der ſpaniſchen Hauptſtadt Abſchied zu nehmen, ein großes Stiergefecht ſtattfinden ſollte; ich verſchob nun natürlich meine Abreiſe, und als der beſtimmte Tag erſchienen war, begab ich mich ſtatt nach dem Poſthofe, von welchem die Eilwägen abfahren, nach dem nicht weit von dem Thore von Alkala, außer der Stadt gelegenen plaza dos toros, wo das angekündigte Schauſpiel vor ſich gehen ſollte.

Am Thore des Circus war ein großer, rother, gedruckter Zettel angeſchlagen, auf welchem, außer der in der gewöhnlichen Form, „Im Namen der Königin Iſabella II. u. ſ. w.“ verfaßten Ankündigung des Schauſpieles, das Verzeichniß der Stiere, die erſcheinen ſollten, der Geburtsort derſelben, die Namen ihrer Eigenthümer und endlich die Namen der Picadoren und Matadoren, die heute kämpfen ſollten, angegeben waren. Ich trat ein. Um einen großen, runden, von amphitheatraliſch ſich erhebenden Bänken und Logen umgebenen Circus ſaßen fünfzehn- bis ſechszehntauſend Menſchen, unter denen ich zu meinem Erſtannen unverhältnißmäßig viele Frauen, freilich größtentheils aus den niederen Volksklaſſen bemerkte, obgleich in den Logen auch mehrere Damen aus den höheren Ständen ſich ſehen ließen. Die unterſten Bänke des Amphitheaters ſind von dem Kampfplatze nicht nur durch eine ſtarke, ſehr feſte, aber niedrige hölzerne Wand, ſondern auch noch durch einen acht bis zehn Fuß breiten leeren Raum getrennt, wohin ſich die Kämpfer, wenn ſie von den wüthenden Stieren verfolgt werden, durch einen geſchickten Sprung über die Wand flüchten. Ich warf einen Blick auf die gedrängte Menſchenmaſſe; auf allen Geſichtern war der Ausdruck der geſpannteſten Erwartung, der Freude, der leidenſchaftlichſten Genußſucht zu leſen; ein geſchäftiges Summen, durch welches man den lauten Ausruf der Ungeduld und von allen Seiten ſchallendes Gelächter hörte, wurde nur zuweilen durch das ängſtliche Geſchrei einer vielleicht im Gedränge halb erſtickten Manola, oder durch den derben Fluch eines ſich mit Fäuſten und Ellenbogen durch die wogende Menſchenmeuge arbeitenden Majo *), unterbrochen. Nicht weit von dem Thore, durch welches der Stier eintreten ſollte, in einer Art von Verſchlag, ſtanden zwei Männer, ein Arzt und ein Prieſter mit dem Viaticnm, damit dem Kämpfer, der vielleicht heute für das Vergnügen ſeiner Mitbürger bluten ſollte, die ärztliche Hilfe und der geiſtliche Troſt nicht fehle.

Nun ritten die Picadores in den Circus, vier ſchöne kräftige Männergeſtalten, mit dem breit gekrämpten, mit Bändern gezierten grauen Hute, der tuchenen oder ſammtnen, reich geſtickten und mit einer Menge kleiner Knöpfe beſetzten runden Jacke, der ledernen Hoſe uud den hohen, ebenfalls ledernen, ganz mit ſtarkem Eiſenbleche gefütterten Kamaſchen. Sie ritten ſehr mittelmäßige Pferde, denen man die Augen verbunden hatte, und führten in der Hand eine mit ſehr kurzer Eiſenſpitze verſehene Lanze, denn der Picador ſoll mit derſelben den Stier nicht ſtark verwunden, ſondern ihn blos reizen. Die vier Reiter grüßten langſam das Publikum und ſtellten ſich links am Eingange in den Circus ruhig und ſchweigſam neben einander auf.

Nach einer kleinen Weile ſtand der Corregidor von Madrid in ſeiner Loge auf und ſogleich trat eine ungewöhnliche Stille ein; aller Augen waren auf ihn

*) Manola, ein Madrider Mädchen aus der Klaſſe der Nähterinnen, Putzmacherinnen u. ſ. w.; Majo, eine Art von Stutzer aus den unteren Volksklaſſen.

Digitized by Google

gerichtet und folgten ſeinen Bewegungen; endlich gab er ein Zeichen, die Trompeten ſchmetterten und alle Blicke wandten ſich erwartungsvoll nach dem geöffneten Eingange. Plötzlich ſprang in wildem, ungeregeltem Laufe ein kleiner, ganz ſchwarzer Stier in den Circus. In einem Nu, bevor wir nur Zeit hatten, den Stier recht zu ſehen, hatte dieſer die beiden ihm zunächſtſtehenden Picadores, Mann und Pferd, zu Boden geworfen und rannte gegen den dritten an, der das gleiche Schickſal hatte. Den vierten Picador, der ſich dem wüthenden Stiere entgegenſtellte und ihm ſeine Lanze in den Hals bohrte, würdigte er keines Blickes; er lief ein Paar Mal in großen Sprüngen im Circus auf und ab, ſtand plötzlich ſtille, ließ ein kurzes, durchdringendes Gebrüll hören und ſtürzte dann abermals auf den erſten Picador zu, der indeſſen aufgeſtanden war und ſein Pferd wieder beſtiegen hatte; zum zweiten Male rollten Mann und Pferd in den Staub und ein donnerndes Beifallsrufen, ein tauſendſtimmiges bravo toro, bravo, bravo! begrüßte den ſiegreichen Stier, der, ohne ſich dadurch im Geringſten ſtören zu laſſen, das gefallene Pferd mit den Hörnern bearbeitete und ſehr wahrſcheinlich den unter demſelben liegenden, von ſeinem doppelten Sturze ſehr übel zugerichteten Picador getödtet hätte, wären nicht die Chulos erſchienen und hätten ihn daran gehindert. Die Chulos ſind keine Kämpfer und lediglich dazu da, um entweder, wie in dieſem Falle, die Aufmerkſamkeit des Stieres abzuwenden, oder, wenn er feig iſt, ihn zum Kampfe zu reizen. Beides geſchieht vermöge kleiner, rother Fahnen, welche die Chulos dem Stiere vorhalten, worauf er bald den einen, bald den andern verfolgt; ſo geſchah es auch jetzt, der Stier wurde von den Chulos geneckt und geplagt, die rothen Fähnchen flatterten vor ſeiner Naſe, und jedesmal, wenn er einen ſeiner Plagegeiſter ſicher mit den Hörnern ſpießen zu können glaubte, bog dieſer mit einer geſchickten Wendung auf die Seite und ſetzte mit einem Sprunge über die Barriere. Während dieſer Zeit waren die beſiegten Picadoren hinausgeführt worden; war einer todt, oder ſchwer verwundet? darum kümmerte ſich kein Menſch; warum waren ſie ungeſchickt geweſen; und dann waren ſie ja dafür bezahlt, was lag an ſolch' plumpen dummen Leuten, die Picadores ſein wollten und nicht einmal den Stier ordentlich treffen konnten; ſie ſollten ſich ſchämen! Solche Redensarten mußte ich, zwar nicht im Augenblicke, aber nach dem Schauſpiele aus dem Munde eines jungen ſchönen Mädchens aus Madrid hören, der ich meine Verwunderung über die Gleichgültigkeit des Publikums in dieſer Hinſicht, ſo wie darüber zu erkennen gab, daß Damen an einem ſo grauſamen Schauſpiele Geſchmack finden können. Eben ſo wenig Mitleid erregten die armen Pferde, wovon eines todt liegen blieb, während zwei andere ſchwer verwundet, mit zwiſchen den Beinen herabhängenden Eingeweiden zum Circus hinausgeſchleppt wurden.

Die Leiden des Stieres ſollten jedoch mit den Neckereien der Chulos nicht abgethan ſein. Kaum waren dieſe verſchwunden, als ein halbes Dutzend, in reich geſtickte Jacken und kurze Beinkleider, ſeidene Strümpfe und Schuhe, leicht und elegant gekleidete Männer in den Circus eintraten. In jeder Hand hielten ſie einen mit ſpitzigen Widerhaken verſehenen und mit Bändern, Flitter und farbigen Papierſchnitzeln gezierten Pfeil. Dieſe Männer nennt man Banderilleros; der erſte ſprang gerade auf den Stier zu, und im Augenblicke, als dieſer mit geſenktem Haupte auf ihn zuſtürzen wollte, machte er eine ſchnelle Seitenbewegung, wich dem Stoße aus, ſteckte zu gleicher Zeit ſeine beiden Pfeile dem Thiere in den Hals und machte Platz für den zweiten Banderillo, der mit gleicher Geſchicklichkeit und Leichtigkeit ſeine beiden Pfeile dem Thiere in die Seiten ſtieß, ohne von ihm berührt zu werden. Ebenſo der dritte und vierte; nun brannten die an den Pfeilen befeſtigten Schwärmer und Feuerwerkſtücke knallend und ziſchend los; der von allen Seiten verwundete, zerſtochene, verbrannte, durch den Schmerz, den Lärm, den Rauch und das Geſchrei der Menge ganz wüthend gewordene Stier rannte wie raſend im Circus umher, ſuchte einen Gegenſtand auf, an dem er ſeine Wuth auslaſſen konnte, und fand keinen, denn die Banderilleros, die ſich, zur größten Freude der Zuſchauer, von ihm jagen und verfolgen ließen, wußten ſtets in dem Augenblicke, da er ſie zu erreichen glaubte, ſeinen Stößen geſchickt auszuweichen, ſo daß die Raſerei des Thieres durch ſeine ſtets wiederholten und ſtets getäuſchten Racheverſuche auf das Höchſte geſteigert wurde. Nichts kann graziöſer ſein, als dieſes Spiel, das die Banderilleros mit dem getäuſchten Stiere treiben, und, wenn man vergeſſen könnte, was das gemarterte Thier dabei leiden muß, würde man ſich über die Kraft, Geſchicklichkeit, Behendigkeit und Grazie dieſer gewandten Burſche freuen, die mit unglaublicher Kühnheit und Leichtigkeit den raſenden Stier ſtets umſchwärmen, necken, und in dem Augenblicke, wo er ſie ſchon auf ſeinen Hörnern glaubt, ihm entſchlüpfen und ſeiner zu ſpotten ſcheinen.

Endlich gab die Trompete das Zeichen zum Tode des Stieres; die Banderilleros verſchwanden, indem einer nach dem andern über die Barriere ſprang und herein trat ein ſchöner, ſchlanker, kräftig und doch zierlich gebauter, ſehr elegant gekleideter Mann; in der einen Hand hielt er eine rothe Fahne, in der andern ein Schwert, mit dem er beim Eintritte mit vielem Anſtande zuerſt den Corregidor, dann das Publikum grüßte, das ſeinen Gruß mit ſtürmiſchen Bravos, mit Beifallrufen und Händeklatſchen beantwortete. Dieſer Mann war der in den Annalen der Stiergefechte berühmte, vom Madrider Publikum allgemein gefeierte, beliebte Montes, der erſte Matador in Spanien. Ruhig, langſam, aber feſten Schrittes ging er dem Stiere entgegen, der ermattet und erſchöpft, vielleicht auch über die Ruhe und Kühnheit ſeines neuen Feindes erſtaunt, plötzlich ſtehen blieb und ihn anblickte. Dieß war ein feierlicher, ernſter Moment; unbeweglich und lautlos ſtanden die beiden Kämpfer einander gegenüber, beide

Digitized by Google

in dem Bewußtſein ihrer Kraft; das Thier ſchien ſein Schickſal zu ahnen, und trotz ſeiner Wuth, doch ſchon etwas von jenem magnetiſchen Einfluſſe zu fühlen, den der ruhige, beſonnene Menſch unwillkürlich auf das Thier übt; der Matador dagegen wußte, daß die geringſte falſche Bewegung ihn einem ſichern Tode preisgeben würde; auch das Publikum ſchien dieſe Gedanken zu theilen, das heftige Bravorufen war durch eine ſchauerliche Stille erſetzt worden, und mit ängſtlicher Spannung ſchien Jeder den Augenblick zu erwarten, der entſcheiden ſollte, ob heute zum Vergnügen des Madrider Publikums der Menſch oder das Thier ſein Leben zum Opfer bringen würde.

Das Warten dauerte jedoch nicht lange; der Matador entfaltete ſeine rothe Fahne und hielt ſie dem Stiere entgegen, der ſogleich mit blinder Wuth auf dieſelbe losſtürzte; zu gleicher Zeit machte Montes einen Schritt ſeitwärts und ſtieß dem Thiere ſein Schwert bis an das Heft in das Genick. Der tödtlich getroffene Stier brüllte laut, fiel auf die Kniee, dann auf die Seite und war todt; der Matador, der ſein blutiges Schwert aus der Wunde gezogen hatte, grüßte abermals feierlich das Publikum und zog ſich unter wiederholtem Bravorufe zurück. Gleich darauf erſchien im Circus ein Zug von reich angeſchirrten, mit Federbüſchen ausgeputzten und mit Glocken und Rollen behangenen Mauleſeln, welche die Leichname des getödteten Stieres und des Pferdes hinauszogen; die blutigen Stellen auf dem Circus wurden mit friſchem Sande beſtreut, die Trompeten gaben wieder das Zeichen und ein zweiter Stier betrat den Kampfplatz.

Es iſt nicht meine Abſicht, jedes einzelne Gefecht, deren an dieſem Tage acht verſchiedene ſtattfanden, zu beſchreiben; ſie waren ſich alle, mit einigen Verſchiedenheiten, ziemlich gleich; ich beſchränke mich daher auf einige Bemerkungen, die ich damals, wie auch ſpäter, bei andern Gelegenheiten, zu machen Gelegenheit hatte.

Nicht immer iſt der Stier zum Kampfe aufgelegt; zuweilen tritt er ganz ruhig in den Circus, ſchaut ſich verwundert um, geht langſam auf und ab; oder er wühlt mit den Füßen den Sand auf, erhebt ein fürchterliches Gebrüll, ſieht zwar ſehr kampfluſtig aus, greift aber die ihn erwartenden Picadores doch nicht an. In dieſem Falle wird er von den Chulos, die ihm ihre bunten Fähnchen vor der Naſe herumflattern laſſen, ſo lange geneckt und gereizt, bis er ſich endlich zum Angriffe entſchließt; es geſchieht jedoch auch, daß der Stier gar keinen Muth beſitzt, und ſtatt durch dieſe Neckereien gereizt zu werden, ſich vor den Chulos fürchtet und die Flucht ergreift. Geſchieht dieß, ſo bemächtigt ſich der Zuſchauer eine wahre Entrüſtung; man überſchüttet ihn mit den heftigſten Verwünſchungen, mit den bitterſten, gröbſten Schimpfnamen, und von allen Seiten erſchallt der Ruf perros, perros! (die Hunde), der größte Schimpf, der dem Stier, aber auch dem Eigenthümer deſſelben angethan werden kann, weßwegen auch die Hunde erſt dann losgelaſſen werden, wenn der Stier ſeine Feigheit auf unzweifelhafte Art an den Tag gelegt hat. Gewöhnlich werden ſechs bis acht ſtarke Doggen auf ihn gehetzt, die ſo lange an ihm zerren und beißen, bis er ſich endlich ernſthaft zur Wehre ſetzt. Im Nu packt er zwei oder drei ſeiner Angreifer nach einander mit den Hörnern, wirft ſie hoch in die Luft, von wo ſie, zuweilen jämmerlich zerriſſen, zuweilen blos leicht verwundet, wieder herunter fallen; aber während er ſich gegen die einen vertheidigt, wird er von den andern angegriffen, und dieß dauert ſo lange, bis es den Hunden gelingt, den Stier bei den Ohren zu packen und ſich da feſtzubeißen. Umſonſt ſucht das gequälte Thier, ſeine Peiniger abzuſchütteln; nach mehreren fruchtloſen Verſuchen ergibt er ſich in ſein Schickſal, legt ſich ſtöhnend nieder und wird von einem Bahnwärter, der gewöhnlich ein Fleiſcherknecht iſt, todtgeſtochen.

Es iſt auch ſchon geſchehen, daß der Stier durch die Angriffe der Banderilleros, durch den Schmerz der ihm eingeſteckten und in ziſchendem Feuerwerke auflodernden Pfeile, raſend geworden, einen dieſer leichtfüßigen Kämpfer im Auge behielt und mit Beharrlichkeit verfolgte, ohne ſich durch die Angriffe der andern irre oder abwendig machen zu laſſen, und wenn dieſer auf oben beſchriebene Weiſe über die Barriere ſetzte, ihm entweder auf gleichem Wege folgte, oder mit Gewalt die ganze Wand durchbrach und zum größten Schrecken der Zuſchauer an die unterſten Bänke des Amphitheaters gelangte, von wo er jedoch ſogleich durch eine Menge herbeieilender Chulos und Banderilleros weggetrieben und durch eine zu dieſem Zwecke angebrachte Thüre wieder in den Circus gelockt wurde. Dieſe Fälle ſind jedoch in neuerer Zeit ſehr ſelten vorgekommen, weil die Wand oder Barriere jetzt ſo hoch und feſt gebaut wird, daß der Stier ſie kaum zu überſpringen, in keinem Falle aber niederzuſtoßen vermag. An der Seite gegen den Circus zu iſt an dieſer Wand eine kleine Stufe angebracht, um den von dem Stiere zu hart bedrängten Kämpfern das Erklimmen und Ueberſpringen derſelben zu erleichtern.

Ueberhaupt iſt die Gefahr, welche dieſe Kämpfer laufen, bei weitem nicht ſo groß, als es auf den erſten Blick erſcheint. Beinahe alle Bewegungen des Stieres ſind bekannt, und die der Kämpfer nach denſelben berechnet; letztere wiſſen z. B. daß das Thier ſich immer nach der Stelle zu wendet, auf welche es zuletzt geſtochen wird, und dieſe Kenntniß benutzen ſie, um die Wuth des Thieres von dem einen auf den andern zu lenken; die Chulos und der Matador, welche Fahnen in der Hand halten, gebrauchen dieſe, um die Bewegungen des Stieres zu beſtimmen, denn dieſer ſtürzt in ſeiner blinden Wuth eher auf die ihm verhaßte rothe Farbe der Fahne, als auf den Menſchen, der ſie trägt, zu. Der Matador muß ſich ganz und gar auf dieſen im Voraus berechneten Umſtand verlaſſen; ruhig läßt er den Stier auf ſich zukommen, hält ihm, wenn er ganz nahe iſt, mit der linken Hand die Fahne entgegen, und ſtößt, indem er zu gleicher Zeit einen Sei-

Digitized by Google

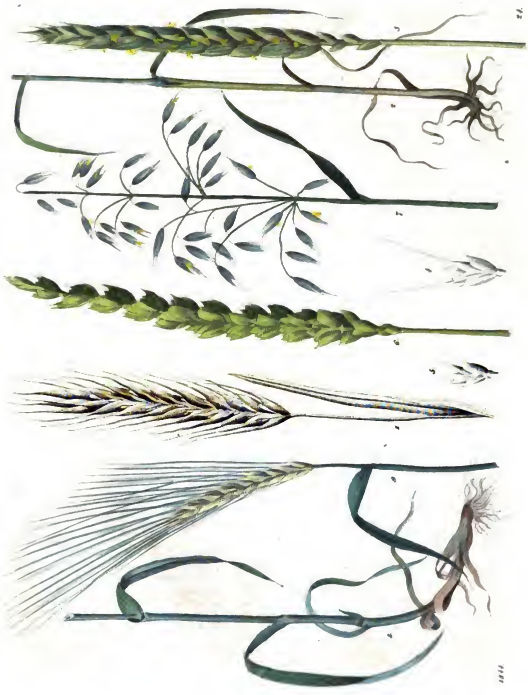
tenſchritt macht, mit der rechten ſein Schwert in den Nacken des Thieres; trifft er ſogleich die rechte Stelle, ſo iſt das Thier auf der Stelle todt; dieß geſchieht jedoch ſehr ſelten, gewöhnlich iſt der Stier auf den erſten Stich nur ſchwer verwundet, ſinkt dann auf die Kniee, ſucht ſich wieder aufzuraffen, brüllt fürchterlich vor Wuth, Angſt und Schmerz, und der Matador muß oft zwei- bis dreimal den Stoß wiederholen, bis endlich das Thier verſcheidet; oder es wird den Leiden deſſelben durch einen Dolchſtoß, den ein untergeordneter Bahnwärter, der Cachetero, ihm von hinten in's Genick ſtößt, ein Ende gemacht. Das höchſte der Kunſt des Matadors beſteht darin, den Stier auf den erſten Streich zu tödten, wie ich es nur von Montes und ſelbſt von ihm nur ein einziges Mal geſehen habe. Das Amt des Matadors iſt unſtreitig das ſchwierigſte und gefährlichſte von allen. Die Picadoren werden, wenn auch ihr Pferd von dem Stiere zu Boden geworfen iſt, doch ſelten von demſelben angegriffen; er läßt ſeine Wuth an dem gefallenen Pferde, nicht an dem Menſchen aus, und überdies wird er durch die ihn umſchwärmenden Chulos und Banderilleros ſogleich von dem geſtürzten Reiter weggelockt. Der Matador hingegen ſteht allein da, er erwartet den Stier in dem Augenblicke, wo die Wuth deſſelben am größten iſt; Geſchicklichkeit und kaltes Blut allein können ihn retten, und zuweilen ſind auch dieſe nicht hinreichend. Eine unvorhergeſehene, nicht geahnte, außergewöhnliche Bewegung des Stieres genügt zuweilen, um die ganze Kunſt der geübteſten Matadoren zu nichte zu machen, wie es z. B. Romeiro, dem gefeiertesten Matador ſeiner Zeit, begegnete. Dieſer berühmte Stierfechter hatte ſich ſchon von der Bühne zurückgezogen, als die Königin Maria Louiſa, die Großmutter der jetzigen Königin, ihn erſuchen ließ, noch einmal aufzutreten. Lange weigerte er ſich, ſchützte ſein höheres Alter, ſeine abnehmenden Kräfte vor und ließ unter andern der Königin ſagen, es heiße Gott verſuchen, wenn er es, nach ſo vielen glücklich überſtandenen Kämpfen, jetzt, wo er noch dazu aus der Uebung gekommen ſei, wagen wollte, den Circus wieder zu betreten. Seine Einwendungen halfen nichts, die Königin wiederholte ihre Bitten, Romeiro mußte ſich, wider ſeinen Willen, zum Kampfe entſchließen, erklärte jedoch mehreren Perſonen, daß er die Ueberzeugung habe, er werde den Circus nicht lebendig verlaſſen. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht; im entſcheidenden Augenblicke machte er einen Fehltritt, der Stier durchbohrte ihn mit ſeinen Hörnern, warf ihn hoch in die Luft, und als verſtümmelter Leichnam fiel Romeiro zu den Füßen der Königin nieder, deren Eigenſinn ſeinen Tod verurſacht hatte.

Für ſeine jedesmaligen Leiſtungen erhält ein Matador tauſend Realen, ungefähr zwölf Karolin, ein Picador drei, ein Banderillero zwei Karolin; die, auch nach Abzug der großen Koſten gewöhnlich doch noch ſehr bedeutende Einnahme des Stiergefechtes gehört dem Spital. Ein Paar Stunden nach dem Schauſpiele iſt das Fleiſch aller erlegten Stiere ſchon ganz zerlegt, zum Verkaufe ausgeboten und hat gewöhnlich einen reißenden Abgang.

Unbegreiflich iſt es, wie jetzt noch, in unſerer civiliſirten Zeit, die Stiergefechte, dieſes unwürdige Schauſpiel, bei welchem das ſittliche Gefühl, der Anſtand und die Menſchlichkeit in ſo hohem Grade verletzt werden, das Lieblingsvergnügen eines ſonſt edlen, obgleich allerdings noch etwas rohen Volkes bilden kann; noch unbegreiflicher, wie Männer aus den höhern Ständen, ja ſogar zarte, vornehme Damen, an dieſen wahrhaft unmenſchlichen, grauſamen, zum Theil auch ekelerregenden Aufführungen Freude finden. Wie können jene blutigen Scenen, wie kann der Anblick ſchwer verwundeter, oft ſterbender Menſchen, gequälter, zerriſſener, in Todesangſt laut aufſchreiender, in ihrem Blute ſich wälzender Thiere einem fühlenden, edlen Herzen Vergnügen gewähren? Es iſt zwar eine anerkannte Thatſache, daß viele Menſchen gerade ſolche Auftritte aufſuchen und lieben, bei welchen die Gefühle ſtark aufgeregt werden, aber ich habe noch niemals gehört, daß Menſchen von höherer Bildung, lediglich zu ihrem Vergnügen, z. B. in den Spitälern den Operationen beiwohnen, um ihre Mitmenſchen leiden zu ſehen, oder ſich in die Schlachthäuſer und auf die Schindanger begeben, um ſich an dem Todeskampfe gefällter Thiere zu ergötzen. Schon mehrere Male haben die ſpaniſchen Regenten den Verſuch gemacht, die Stiergefechte abzuſchaffen, ſind aber jedesmal gezwungen worden, ſie wieder zu erlauben, weil das Volk ſie ſtürmiſch verlangte und ſogar die höhern Stände ſich für die Erhaltung dieſer alten, ächt ſpaniſchen Volksvergnügungen ſehr kräftig ausſprachen. Zum Beweiſe, wie ſehr ſich bis auf den heutigen Tag noch die Behörden ſcheuen, dieſem Nationalſpiele irgend eines ſeiner Privilegien zu nehmen, diene der Umſtand, daß jetzt noch der Unternehmer der Stiergefechte das Recht hat, wenn alle Pferde der Picadoren getödtet oder dienſtunfähig ſind, die erſten beſten tauglichen Pferde, und wenn ſie auch einem ſpaniſchen Granden oder einem Miniſter gehörten, auf der Straße anzuhalten und zu requiriren, damit ja das Volk nicht in ſeinem Vergnügen geſtört werde und zu lange warten müſſe. Wirklich iſt auch jetzt noch in Madrid der Enthuſiasmus für die Stiergefechte ſehr groß, und ein geſchickter Stierfechter, wie Montes, iſt bei den untern Volksklaſſen der Gegenſtand einer größeren Verehrung und Popularität, als vielleicht mancher politiſche Held des Tages.

Auch in Portugal gibt es Stiergefechte, welche jedoch weder für die Menſchen, noch für den Stier gefährlich ſind, und wobei dem armen Thiere ſogar die Mittel benommen ſind, ſich mit Nachdruck zu vertheidigen. Es werden nämlich ſeine Hörner mit Werg gepolſtert und die Spitzen derſelben mit großen, ebenfalls gepolſterten Knöpfen verſehen. Der Picador, den man in Portugal Caballeiro nennt, hat keine Lanze, und ſeine Geſchicklichkeit beſtehet darin, dem Stier auszuweichen, wobei er Gelegenheit hat, ſeine Reitkunſt zu zeigen; die Banderilleros, in Portugal Capinhas ge-

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

nannt, verrichten dieſelben Dienſte, wie in Spanien; ſie verfolgen den Stier, den ſie von allen Seiten mit ihren Wurfſpießen beſpicken und auf dieſe Weiſe reizen. Der Matador fehlt bei den portugieſiſchen Stiergefechten, wo der Stier nicht getödtet wird. Wenn er von den Capinhas lange genug geneckt worden iſt, ſo wird er von einer Menge Galegos (Galizier, die in Liſſabon und in Portugal überhaupt als Waſſerträger, Laſtträger u. ſ. w. dienen,) angefallen; der geſchickteſte und muthigſte unter ihnen ſucht den Stier bei den Hörnern zu packen und ihm auf den Hals zu ſpringen, wo er ſich feſt anklammert. Die andern hängen ſich an die Beine, an den Schweif, an die Hörner des Thieres, und laſſen ſich durch den Circus von ihm fortſchleifen, bis es endlich ganz ermattet niederſtürzt, oder doch ſtillſteht. Es werden alsdann ein Paar mit Glocken behangene und mit Bändern geſchmückte Kühe hineingelaſſen, und mit dieſen verläßt der durch Müdigkeit und durch den Anblick ſeiner Gefährtinnen ganz friedfertig gewordene Stier den Circus. — Iſt der Stier feig und zeigt zum Kampfe keine Luſt, ſo werden nicht, wie in Spanien, Hunde, ſondern — Neger auf ihn gehetzt. Dieſe armen Menſchen, welche zu dieſer unwürdigen Leiſtung um ein geringes Geld gemiethet werden, müſſen ohne irgend eine Waffe, auf einem pappendeckelnen Steckenpferde reitend, zur unendlichen Freude des Pöbels, dem Stiere entgegen gehen und ihn ſo lange ſchreiend und heulend umſchwärmen, bis er endlich, aus ſeiner Apathie erweckt, den einen oder den andern derſelben anfällt, zu Boden wirft und mit ſeinen zwar gepolſterten, aber immer noch kräftigen Hörnern bearbeitet und oft ſehr übel zurichtet, wozu das entzückte Publikum ein donnerndes Bravo erſchallen läßt.

In Spanien hat das Stiergefecht doch noch etwas Ritterliches, in Portugal iſt es zu einer gemeinen Thierquälerei herabgeſunken.

v. H—r.

Die nutzbarſten Getreidearten.

(Taf. 24.)

Dieſe nothwendigen und überaus wichtigen Gewächſe gehören unter die Klaſſe der Gräſer. Ohne die Kultur derſelben kann ein geſitteter Staat nicht beſtehen, wohingegen Ordnung, Wohlſtand und Zufriedenheit da herrſchen, wo dem Anbau dieſer äußerlich unſcheinbaren Gewächſe die größtmöglichſte Sorgfalt gewidmet wird.

Ehe wir an die Beſchreibung der einzelnen Getreidearten gehen, wird es zweckmäßig ſein, einige Worte über den Ackerbau zu ſagen, welche vielleicht unſern jungen Leſern nicht unwillkommen ſind.

Der Landmann hat bei der Kultur ſeiner Felder beſonders zwei Hauptarbeiten in's Auge zu faſſen und mit Sorgfalt zu verrichten, nämlich: die zweckmäßige Behandlung des Bodens und die richtige Behandlung der Ausſaat.

Das Erſtere erfordert Kenntniß des Erdreichs und wird ſodann durch Düngen und Auflockern bewerkſtelligt. Je ſorgfältiger das Erdreich bearbeitet wird, deſto größer iſt der Ertrag deſſelben, und eine alte Bauernregel fordert daher nicht mit Unrecht, daß man oft und zu rechter Zeit pflügen ſoll. Dreimal vor der Ausſaat zu pflügen, iſt noch nicht hinreichend; ein guter Wirth verrichtet dieſe Arbeit vier- bis fünfmal, und düngt ſein Land reichlich mit altem verrottetem Miſte, der da ſehr viel zur Fruchtbarkeit und zur Verminderung des ſchädlichen Unkrauts beiträgt. Je ſchmäler die Furchen mit dem Pfluge gezogen werden, deſto beſſer iſt es. Auch behaupten erfahrene Landwirthe, daß es am vortheilhafteſten ſei, die Furchen in der Richtung von Mittag nach Mitternacht, nicht von Morgen nach Abend zu ziehen. Im letzteren Falle nämlich kann der Oſtwind den ganzen Acker beſtreichen und die zarten Stengel des Getreides niederwerfen, was natürlich von großem Nachtheil iſt, indem es ein freies und ungehemmtes Wachsthum verhindert.

Bei der Behandlung der Saat iſt vor allen Dingen die Auswahl des Samens in Betracht zu ziehen. Guter Samen muß trocken, völlig reif und von fremden Körnern gereinigt ſein. Die Zeit des Säens hängt ab von der Beſchaffenheit und Lage des Feldes und von der mehr oder minder günſtigen Witterung. Bei dem Säen ſelbſt aber iſt wichtig, daß man das Mittel zwiſchen zu dünn und zu dicht zu treffen wiſſe. Bei zu dichter Saat können ſich die Halme nicht gehörig entwickeln und geben daher nur unvollkommene und kleine Körner; bei zu dünner verliert man am Ertrage und gibt dem Unkraute Raum und Gelegenheit, überhand zu nehmen. Jedes Korn muß anderthalb bis zwei Zoll aus einander liegen, und darf weder zu tief noch zu flach unter die Erde gebracht werden. In einem leichten und warmen Boden kann es tiefer liegen, als in einem feſten, und man pflegt die Saat daher in jenem unterzupflügen, in dieſem nur unterzueggen.

Die Fruchtbarkeit des Getreides, wenn die Körner einzeln geſteckt werden, iſt unglaublich groß. Anſtatt daß bei der gewöhnlichen Saat aus einer Wurzel drei, höchſtens ſechs Halme hervorkommen, treibt ein einzelnes, nach Art der Gartengewächſe gelegtes Korn oft zwanzig, dreißig und mehr Halme. Verſetzt man ſie in gutes Land, ſo bekommt man nicht ſelten von Einem Korn über zweitauſend wieder. Ja, es ſollen zu rechter Zeit ausgeſäete und in gehöriger Weite aus einander geſetzte Roggenpflanzen ſchon einen ſiebentauſendfältigen Ertrag gegeben haben.

Liegt der Samen in der Erde, ſo kann der Landmann nur noch wenig zur Beförderung einer guten Ernte thun, ſondern muß faſt Alles der gütigen Vorſehung überlaſſen. Hauptſächlich muß er für Vertilgung des Unkrautes ſorgen, welches ein hartnäckiger und oft ſchwer auszurottender Feind des Getreides iſt.

Digitized by Google

Andere Feinde deſſelben beſtehen in Krankheiten der Körner, und hierher gehört der Roſt, der Brand und das Mutterkorn.

Der Roſt zeigt ſich als ein gelbrother, klebriger Staub am Halme und der Aehre, welcher das Wachsthum und die gehörige Ausbildung der Körner hindert, die mager bleiben und nur ſehr wenig Mehl enthalten. Die Krankheit entſteht, wenn die noch grünen Saftröhrchen bei plötzlich mit einander abwechſelndem ſtarkem Regen und Sonnenſchein aufplatzen und der hervorquellende Saft verdickt wird. Im gemeinen Leben ſagt man alsdann, Honigthau ſei gefallen. Der ausgetretene gelbliche Saft wird durch die Sonne nach und nach in ein klebriges Pulver verwandelt, und dieß bleibt an den Halmen und Aehren eine Zeitlang hängen, bis es endlich vom Winde verweht wird, oder beim Dreſchen abfällt.

Der Brand findet ſich am häufigſten im Weizen, zuweilen auch in der Gerſte und dem Hafer, ſelten in den übrigen Getreidearten. Die Krankheit beſteht darin, daß die Samenkörner in den Aehren ſchwarz und nach und nach immer weicher werden, bis ſie endlich in Staub zerfallen, als ob ſie verbrannt wären. Vermuthlich rührt das Uebel von unreifem und nicht ganz trocken gewordenem Samen her.

Das Mutterkorn endlich wird einzig und allein im Roggen angetroffen. Man ſieht, beſonders in feuchten Jahren, oder wenn auf einen naſſen Frühling ein ſehr heißer Sommer folgt, in den Aehren widernatürlich ausgewachſene, große und dicke Körner, von Farbe auswendig ſchwarz oder dunkelblau, inwendig bläulichweiß und von einem ſüßlichen, etwas ſcharfen Geſchmack. Dieſe Körner ſind, wenn ſie trocken, weit härter, als die natürlichen Samenkörner. Die Krankheit entſteht durch eine widernatürliche Gährung und Entwickelung der ſcharfen Zuckerſäure, welche durch den Ueberfluß an Feuchtigkeit herbeigeführt wird. Das aus ſolchen kranken Körnern gemahlene Mehl ſieht faſt wie Aſche aus; das davon gebackene Brod iſt ſchwarz oder ſchwarzbraun und von widerlichem Geruch und Geſchmack. Der Genuß deſſelben zieht ſehr ſchädliche Folgen nach ſich; gewöhnlich erfolgen Konvulſionen, epileptiſche Zufälle und der Tod. Der gedroſchene Roggen muß daher ſtets ſorgfältig vom Mutterkorne gereinigt werden.

Wenn das Korn reif iſt, ſo beginnt die Ernte, ein ſehr wichtiges und mühevolles Geſchäft des Landmanns, welcher beſonders darauf achten muß, daß bei dem Mähen nicht zu viele Körner aus den Aehren fallen und verloren gehen. Er vermeidet dieſen Uebelſtand, wenn er ſeine Saaten nicht überreif werden läßt.

Indem wir nun zu den einzelnen Getreidearten übergehen, faſſen wir zunächſt:

den Roggen, Korn, (Secale cereale) in's Auge, als das unentbehrlichſte aller menſchlichen Bedürfniſſe. Nach ihm richten ſich, in unſerm Deutſchland wenigſtens, die Preiſe aller übrigen Lebensmittel, und er hat daher vor allen übrigen Getreidearten den entſchiedenſten Vorzug. Er iſt leichter und wohlfeiler zu bauen, als der Weizen, und gibt der zahlreichen arbeitenden Klaſſe der Menſchen ein kräftiges Brod.

Die allgemeinen Kennzeichen der Gattung ſind nach Linné: der Kelch beſteht aus zwei gegenüberſtehenden, linienlanzettförmigen Blättchen und ſchließt zwei Blüthen ein. Die Krone iſt zweiblätterig, das äußere Blättchen an der Spitze begrannt. Der Samen iſt länglich. Der Halm des gemeinen Roggens iſt aufrecht und lang, die Aehre dicht, die Kelchblättchen am Rande gefranst.

Man unterſcheidet von dieſer in Deutſchland allgemein bekannten Getreideart, deren Heimath, wie Linné behauptet, in Candien zu ſuchen iſt, nach dem Wuchſe und der Saatzeit den Winterroggen, der im Herbſte ausgeſäet wird, und den Sommerroggen, welchen man im Frühlinge der Erde übergibt. Der Winterroggen unterſcheidet ſich vom Sommerroggen durch größere Halme und Körner.

Außer dieſen beiden Sorten des Roggens kennt man noch einige Spielarten, welche durch die Verſchiedenheit des Bodens, des Klima's und der Behandlung entſtanden ſind. Hierher gehört der archangel'ſche Roggen. Er treibt ſechs bis acht Fuß hohe ſtarke Halme, ſetzt lange Aehren an, und gewährt auf dem Felde einen prachtvollen Anblick. Anfangs wächst er nicht ſo ſchnell, wie unſer gewöhnlicher Roggen, und bekommt erſt Aehren, wenn dieſer bereits in der Blüthe ſteht. Später holt er jedoch denſelben wieder ein und wird mit ihm zugleich reif. Er wird bei uns nur wenig angebauet, da er kleine Körner gibt, die ſchlechtes Mehl und in geringerer Menge liefern, als unſer gemeines Korn.

Der Staudenroggen, eine andere Spielart, ſoll aus Norwegen zu uns gekommen ſein. Er beſtaudet ſich nicht nur ſehr ſtark, ſondern bringt auch in jedem Halme mehrere Aehren. Von Farbe ſieht er etwas grauer aus, als unſer Roggen, widerſteht übrigens beſſer, wie er, der Kälte und Näſſe, und kommt in jedem Boden fort. An Körnern iſt er reich und ergiebig, aber das Stroh, als zu hart, iſt zu gewöhnlichem Gebrauche nicht zu benutzen.

Der wallachiſche Roggen. Er wird höher, als der gemeine, und gibt einen reichlicheren Ertrag. Sein Stroh iſt weich, und eignet ſich beſonders zu Häckſel.

Der cretiſche Roggen hat eine knollige Wurzel und dichte Aehre, deren Kelchblätter außerhalb gefranst ſind. Wächst in Creta.

Der orientaliſche Roggen. Mit behaarter Blüthendecke und pfriemenförmigen Kelchblättchen. Wächst im Oriente. Die Pflanze, welche ſich auf dem Archipelagus findet, hat längere Blätter und Aehren; die Blätter der Blüthendecke ſind fünfrippig und die Kronblätter wenig behaart. Eine Abart wächst auf den ſibiriſchen Alpen.

Der haarige Roggen, Secale villosum, mit gefranster, behaarter Blüthendecke und keilförmigen Kronblättern, wächst in Südeuropa.

Digitized by Google

Dieſe drei letzten Arten findet man bei uns blos in botaniſchen Gärten.

Der Weizen, Triticum,

iſt in ſofern die edelſte unter den Getreidearten, als ſeine Körner das weißeſte, feinſte und köſtlichſte Mehl liefern. Wie vom Roggen, ſo gibt es auch vom Weizen aus denſelben Urſachen verſchiedene Spielarten. Ein ſehr in die Augen fallender Unterſchied findet ſich an den Blüthenſpitzen, welche entweder Grannen haben oder nicht; allein auch dieß iſt nur zufällig, denn in ebenen Gegenden ſoll der Weizen die Grannen verlieren, in waldigen und bergigen aber ſie wieder bekommen. Die nützlichſten Spielarten dieſer Frucht ſind:

Der polniſche Weizen, tr. polonicum, mit bauchigen, etwas ſcharfen, dachziegelförmigen, gegrannten, vierblümigen Aehren, deſſen zwei obere Blümchen oft unfruchtbar ſind, und ungleichen, außerhalb gefransten Kronenblättern. Die Halme werden fünf bis ſechs Fuß hoch, und die Aehren einen halben Fuß lang. Er beſtaubet ſich ungemein ſtark, und beugt ſich, trotz der dicken Halme, zur Erntezeit unter der Laſt der Aehren. Die Körner ſind größer, als von den übrigen Arten, klar, beinahe durchſichtig, ſchwer und mehlreich. Sie geben ein Drittheil weniger und dabei feinere Kleie, als der gewöhnliche Weizen. Man baut ihn vorzüglich in Frankreich und Lothringen, weniger in Deutſchland.

Man behandelt den polniſchen Weizen als Winter- und Sommerfrucht. Im erſtern Falle wird er im September ausgeſäet und reift alsdann im Juli des folgenden Jahres; als Sommerfrucht ſäet man den Samen im März. Da er aber in dieſem Falle nicht immer den gehörigen Grad von Reife erlangt, beſonders in rauhen Klimaten und bei ungünſtigen Witterungsverhältniſſen, ſo geben die meiſten Landwirthe mit Recht der Herbſtausſaat den Vorzug.

Das Vaterland dieſes Weizens iſt nicht genau bekannt, doch iſt gewiß, daß er zuerſt in den ſüdlichen Provinzen Polens gebauet wurde, und daher ſeinen Namen erhalten hat. Vermuthlich iſt er im Morgenlande zu Hauſe.

Der Wunderweizen, auch vielkörniger Weizen, Wechſelweizen, Joſephsweizen, t. compositum, ſtammt urſprünglich aus Egypten und wird beſonders in Sicilien und Smyrna, auch in Ungarn und an einigen Orten im ſüdlichen Deutſchland gebaut.

In gutem Boden und an günſtigen Standörtern werden die Halme vier bis ſechs Fuß hoch. Die Hauptähre iſt drei bis vier Zoll lang und von der Baſis an bis gegen die Mitte ſtehen noch vier, ſechs bis acht, auch mehr oder weniger kleinere Aehren, deren obere Blümchen unfruchtbar ſind. Sie ſtellt alſo eine zuſammengeſetzte gegrannte Aehre dar, und liefert unter günſtigen Umſtänden einen reichlicheren Ertrag, als unſer gemeiner Weizen. Bei uns in Deutſchland artet er jedoch aus und verliert ſeine Seitenähren, wenn er nicht in ſehr fruchtbares und gut bearbeitetes Land kommt.

Andere Spielarten ſind: der große engliſche Weizen, trit. turgidum, der bei Nymwegen wild wachſen ſoll. In England wird er gebauet, und variirt mit gegrannten und unbewehrten Aehren, die zuweilen größer werden und zur Zeit der Reife eine aſchgraue Farbe bekommen. Er verlangt einen guten Boden und wird gewöhnlich im Frühlinge ausgeſäet.

T. densiflorum, dichtblüthiger Weizen, wächst in Sibirien.

Fächerförmiger Weizen, t. distichum, wächst auf dem Kap.

Spaniſcher Weizen, t. hispanicum, wächst nur eine Spanne hoch, und wird in Spanien gebaut.

Meerweizen, uferliebender Weizen, t. maritimum, kommt an den Meerbuſen von England und Frankreich vor.

Einkörniger Weizen, egyptiſcher Reis, Emmerkorn, t. monococcum. Der Halm wird zwei bis drei Fuß hoch, und trägt an ſeiner Spitze eine zweireihige Aehre. Die Kelche ſind dreiblüthig; die obere und untere Blüthe iſt aber oft unfruchtbar. Dieſer Weizen wächst urſprünglich auf Feldern und auf ſonnigen Hügeln in Aſien, ſeitwärts am Caucaſus, und blüht im Sommer. Im ſüdlichen und mittleren Deutſchland wird er kultivirt, und theils im Herbſte, theils im Frühjahre geſäet.

Schwärzlicher Weizen, t. nigricans, wächst am Meerufer Frankreichs, beſonders der Normandie.

Kammförmiger Weizen, t. pectinatum, wird am Caucaſus an Felſen gefunden, und dauert auch bei uns im Freien aus.

Der Spelz, Dinkel, triticum spelta.

Auch eine Art Weizen, und zwar eine vortreffliche, doch nicht blos Spielart, denn er behält ſeinen unterſcheidenden Charakter beſtändig bei. Dem Anſehen nach ähnelt er dem gewöhnlichen Weizen, die Halmen werden aber nicht ſo hoch und ſo ſtark, und die etwas kleineren Körner ſitzen ſo feſt in ihren Hülſen, daß ſie nicht anders, als auf einer Schälmühle davon befreit werden können. Dieß iſt ein weſentliches Kennzeichen dieſer Getreideart. Es gibt auch verſchiedene Abänderungen derſelben, mit und ohne Grannen, mit röthlichen und weißen Aehren u. ſ. w. Eine Spielart deſſelben ähnelt mehr der Gerſte, die Körner halten das Mittel zwiſchen dem Weizen und Roggen, und wachſen zwei und zwei neben einander in ſtarken Hülſen. Dieſe nennt man insbeſondere Speltgerſte, und bauet ſie als Sommerfrucht; der Winterſpelz iſt aber vorzüglicher. Er verlangt einen fetten, ſchweren und gut bearbeiteten Boden, und mehr Sonne, als der gemeine Weizen; denn obgleich er im Winter viel Kälte ertragen kann, ohne zu erfrieren, ſo muß er doch immer viel Wärme haben, wenn er gerathen ſoll. In kälteren Gegenden iſt überhaupt der Halm magerer und das Korn weicher, wohingegen es in einem wärmern Klima faſt ſo hart, wie Stein wird. Frankreich und das ſüdliche Deutſchland, Schwaben, die Pfalz ꝛc., treibt den Spelzbau ſtark und mit großem Vortheil, denn die Körner geben ein Mehl, welches dem gewöhn-

24 *

Digitized by Google

lichen Weizenmehl bei weitem vorzuziehen iſt. Ehe ſie gemahlen werden können, muß man ſie, wie erwähnt, auf einer beſondern Mühle von den Hülſen befreien. Die feinſte Sorte, welche unter der Bezeichnung Frankfurter oder Nürnberger Mehl bekannt iſt, wird durch ganz Europa verſendet. In der Küche zu Mehlſpeiſen, zu Kuchen und anderm feinem Backwerk hält man es für ganz vorzüglich brauchbar, wohingegen das Brod daraus keinen ſonderlichen Geſchmack hat. Man vermiſcht jedoch das Spelzmehl häufig mit Roggen- oder Weizenmehl, in welcher Verbindung es ein beſſeres Brod liefert. Uebrigens macht man von den Körnern ſehr ſchöne Graupen, Grütze und Gries, und bereitet daraus auch Stärke. Die unenthülſeten Körner geben ein beſſeres Pferdefutter, als ſelbſt der Hafer.

Die Gerſte, Hordeum.

Man nennt dieſelbe nach der Zahl der Reihen, in welchen die Körner an den Aehren ſitzen, zwei-, vier- und ſechszeilig.

Am gewöhnlichſten wird bei uns die zweizeilige Sommergerſte, hordeum distichon, mit platten Aehren und großen Körnern gebaut. Sie hat zwar ſechs Reihen Blüthen, aber vier davon ſind unfruchtbar, und nur zwei bringen Samen. Zum Malz wird dieſe Gerſte für die beſte gehalten.

Die gemeine vierzeilige Gerſte, h. vulgare, hat lange, etwas ſchmale Aehren und kleinere Körner. Einige ziehen ſie in Anſehung des Ertrags der Erſtern vor, beſonders da ſie auch im Mittelacker recht gut wächſt, die zweizeilige Sommergerſte hingegen ſchon Weizenacker verlangt. Sie wird daher in vielen Gegenden als Sommer- und Winterfrucht ſehr häufig gebauet.

Die ſechszeilige Wintergerſte, h. hexastichon, mit einer ſechsfachen Reihe von Körnern, welche aber in manchen Jahren nicht alle zur Reife kommen, empfiehlt ſich durch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit. Sie ſoll ein Drittheil Ertrag mehr geben, als andere Gerſte, taugt aber weniger zu Malz, als zu Mehl und Graupen, und erfordert ganz vortrefflichen Boden. In England und der Schweiz iſt ſie ſehr gebräuchlich; in Deutſchland ſieht man ſie ſelten. Sie kann im Herbſte und im Frühjahre geſäet werden.

Die Reißgerſte, Bartgerſte, h. zeocriton, trägt ebenfalls ſehr reichlich, und hat den Vorzug, daß ſie ſich ſelbſt bei großer Näſſe und Regen nicht legt oder die Aehren ſenkt. Sie iſt zweizeilig und enthält in jeder Reihe zwölf bis fünfzehn, jedoch kleine Körner, welche vortreffliches weißes Mehl und ſchöne Graupen liefern. Auch brauet man in England ein ſtarkes Bier davon.

Die Himmelsgerſte, h. coeleste, unterſcheidet ſich beſonders dadurch, daß ihre Körner von ſelbſt ausfallen, weßhalb ſie auch nackte Gerſte genannt wird. Sie hat ſechszeilige Aehren, und übertrifft im Ertrage alle übrigen Sorten. Selbſt auf einem magern und ſandigen Boden brachte nach einem Verſuch ein einziges Korn an zwanzig Halme und auf denſelben über achthundert Körner, welche ein ausgezeichnetes ſchönes Mehl geben. Zu Graupen und Gries eignet ſie ſich ſehr gut, weniger gut zum Brauen. Man ſäet ſie im April in fetten Boden.

Die Staudengerſte, Blattgerſte, iſt nur eine Abart der zweizeiligen Sommergerſte. Sie wird ſpät, oft noch nach Johannis geſäet, geht mit breiteren und dunkler gefärbten Blättern auf, beſtaudet ſich ſtärker, und reift eher, als die gewöhnliche Gerſte, welche ſie auch im Ertrage faſt um ein Drittheil übertrifft; doch ſind die Körner etwas kleiner. In feuchtem ſchwerem Boden geräth ſie am beſten. In Sachſen wird ſie hin und wieder gebaut, artet aber leicht aus.

Unter den gewöhnlichen Getreidearten iſt die Gerſte in Anſehung des Bodens am ſchwerſten zu befriedigen. Ein leichter, dünner und hitziger Boden iſt ihr durchaus zuwider. Sie liebt Näſſe, aber doch auch nicht zu viel; ein ſchweres und fettes, aber mürbes und nicht friſch gedüngtes Erdreich ſagt ihr am meiſten zu. Schafmiſt darf gar nicht zum Dünger genommen werden. Der Samen muß auserleſen, und auch das Land möglichſt von Unkraut rein ſein. Wegen des ungeheuren Verbrauchs der Gerſte zum Bierbrauen wird damit ein bedeutender Handel getrieben.

Der Hafer, avena.

Man hat drei Hauptarten deſſelben: den gemeinen, avena sativa, den ungariſchen, avena orientalis, und den nackten Hafer, avena nuda.

Der gemeine Hafer wird wiederum in weißen und ſchwarzen eingetheilt, welcher letztere jedoch nur eine Abart des erſten iſt. Zu dem weißen gehört, außer der allgemein bekannten, in ganz Deutſchland gebrauchten Sommerfrucht auch der ſchwere engliſche Hafer, welcher in Anſehung der Größe und Schwere alle andern Sorten bei weitem übertrifft. Vor der Ausſaat weicht man ihn einen Tag über in Miſtwaſſer und ſäet ihn dann ganz dünn in gut gedüngtes Land. Sein Wuchs iſt ſtark, ſein Halm dick und rohrartig, die Blätter groß und breit. Man erntet von dieſem Hafer fünfzehn- bis zwanzigfältig, und ein Scheffel davon wiegt in der Regel acht Pfund mehr, als vom gewöhnlichen Hafer. Die Körner ſind ſo groß und mehlreich, daß die Pferde nicht viel über die Hälfte des gewöhnlichen Maßes bedürfen. Auch iſt dieſer Hafer zur Grütze und zum Bierbrauen ganz vorzüglich.

Der ſchwarze Hafer, von der Farbe der Samenhülſe ſo genannt, iſt nicht beſſer, als der gemeine weiße. In bergigen und waldreichen Gegenden bauet man eine Sorte davon, den Auguſthafer, mit Vortheil, weil er ſchon Mitte Auguſt reif wird. Da die Körner deſſelben leicht ausfallen, ſo geht bei ſtarkem Winde oft der größte Theil der Ernte verloren. Wenig beliebt iſt eine andere Sorte des ſchwarzen Hafers, der wegen ſeiner harten Schale Eichelhafer genannt wird.

Der ungariſche Hafer unterſcheidet ſich hauptſächlich dadurch, daß er alle Körner auf einer Seite des Halmes dicht über einander trägt, und alſo keine

Digitized by Google

ausgebreitete Riſpe hat. Uebrigens iſt er ſehr fruchtbar und ſein Korn von vorzüglicher Güte. Eine einzige Wurzel treibt gewöhnlich zehn bis ſechszehn Halme. Das gelbe Stroh desſelben wird von dem Vieh gern gefreſſen und iſt beſſer, als das gemeine Haferſtroh.

Der nackte Hafer wird beſonders in England und Schottland viel gebauet. Er beſtaudet ſich ſo ſtark, wie der ungariſche, und treibt drei Fuß hohe Halme, welche zwar kleine aber reichliche Körner tragen. Er hat das Eigenthümliche, daß ſeine Körner in der harten Hülſe nicht feſtſitzen, ſondern bei völliger Reife entweder von ſelbſt ausfallen, oder beim Dreſchen, wie der Roggen und Weizen, nackt heraus kommen. Man braucht alſo dieſen Hafer nicht erſt, wie die übrigen Sorten, auf der Mühle zu enthülſen, um Grütze davon zu machen, denn er liefert eine natürliche Grütze, wozu er in England auch hauptſächlich verwendet wird.

Andere Sorten ſind: der ſibiriſche Hafer, a. sibirica; der hohe Hafer, a. elatior; der pfriemengrasartige Hafer, a. stipiformis; der dreiborſtige Hafer, a. triseta; der bleiche Hafer, a. pallida; der penſilvaniſche Hafer, a. pensilvanica; der kurze Hafer, a. brevis, und andere. Doch werden dieſe Sorten nur als Futtergräſer hie und da gebauet und benutzt.

Erklärung der Tafel.

Fig. 1. Eine Roggenähre.
„ 2. Der Halm vom gemeinen Weizen.
„ 3. Die blühende Aehre desſelben.
„ 4. Ein Aehrchen mit Grannen (Sommerweizen).
„ 5. Ein ſolches ohne Grannen (Winterweizen).
„ 6. Der Spelz. (Unreife Aehre.)
„ 7. Die blühende Aehre vom Hafer.
„ 8. Der Halm der Gerſte.
„ 9. Die Aehre derſelben.

Sämmtliche Figuren etwas unter Naturgröße, die Halme ſtark verkürzt.

F. Hoffmann.

Leben des Malers Sir David Wilkie.

Wilkie war Schotte. Sein Beruf für die Genre-Malerei, welche ihm ihren neuen Aufſchwung in England verdankt, entfaltete ſich früh. Sohn eines frommen Pfarrers und einer gottesfürchtigen, devoten Frau, hörte er von allen Seiten nur ernſthafte Geſpräche, glänzende Ermahnungen, Aneiferungen zum Studium; aber, ungeachtet einer großen Weichheit des Charakters, überließ er ſich doch niemals mit Luſt den Arbeiten in der Schule des Kirchſpiels. Kaum konnte er ein Stück Kreide oder Kohle halten, ſo malte er ſchon allerlei grobe Bilder auf die Wände der Schulſtube. Später, während ſeine Kameraden ſtudirten, zeichnete er auf ſeinen Schiefer ihre Geſichter mit mehr oder weniger Grimaſſen. Die väterliche Wohnung war bald mit kleinen Skizzen angefüllt, und man meinte endlich, es ſei Zeit, dem Talente die geeignete Richtung zu geben. Durch Protektion des Lord Leven kam Wilkie in eine Edinburger Zeichnenſchule, welche den Zweck hatte, den Manufakturen des Landes geſchickte Zeichner zu bilden zur Verzierung ihrer Mouſſelins und Baumwollenwaaren. Das war freilich nur ein erſter, ſehr ungenügender Schritt; aber ſobald Wilkie ſich auf dem richtigen Wege fühlte, änderte er ſeine Aufführung und legte ſchon jetzt denſelben Arbeitseifer an den Tag, der ſein Leben lang eine ſeiner hervorragendſten Eigenſchaften war. Nichts konnte ihn zerſtreuen. Lang, mager, ernſt und ſcheu, faſt niemals ſprechend, lebte er nur für das Studium, und ſeine reißenden Fortſchritte ſchützten ihn vor dem Spott, mit dem ſeine Kameraden gern einen ſo arbeitſamen und ernſthaften Gefährten verfolgt hätten.

Ein einziger ſchottiſcher Maler, David Allan, hatte vor Wilkie die Genre-Malerei betrieben, und den einen muß man eigentlich auch den Caricaturiſten zuzählen; doch iſt es erlaubt, zu glauben, daß eine Erinnerung an ihn eine Zeichnung Wilkie's hervorrief, welche dieſer im ſiebzehnten Jahre ausführte. Die Zeichnung ſtellte Landleute dar, welche dem Vorleſen einer demagogiſchen Zeitung horchten. Dieß war der erſte Urſprung, der noch dunkle Keim zweier ſpäteren ſchönen Kompoſitionen: „Die Dorfpolitiker“ und: „Die Penſionäre von Chelſea, die Zeitung von Waterloo leſend.“ Fremde Genremaler kannte Wilkie gar nicht, als das Talent in ihm erwachte.

Im Jahre 1804 kehrte Wilkie, überzeugt, daß er in der Edinburger Schule alle Quellen zur Belehrung erſchöpft, zu ſeinem Vater nach Cults zurück. Dort, von dem geheimen Wunſch, nach London zu gehen, getrieben, gab er ſich dazu her, Jedweden, der ſich ihm anvertrauen wollte, in jeder Art und zu jedem Preiſe zu portraitiren. In den Zwiſchenräumen dieſer trockenen Beſchäftigung arbeitete er eifrig an eigenen Kompoſitionen, von denen eine, ſpäter verbeſſert und bereichert, ehrenvoll unter ſeinen Werken daſteht. Dieß iſt „die Meſſe von Pittleſie.“ Hundert und vierzig Perſonen, durchgehends Portraits, belebten dieſe Leinewand von vierundvierzig Zoll Länge und fünfundzwanzig Zoll Höhe, welche alle bisherigen Erfahrungen des jungen Malers in ſich ſchloß. Das Kolorit war arm und unvollkommen, aber die bewundernswerthe Wahrheit der Köpfe, Stellungen und Koſtüme ließ jenen Fehler vergeſſen. Die „Meſſe von Pittleſie“ machte Aufſehen in der Umgegend von Cults. Ein benachbarter Edelmann bezahlte ſie mit fünfundzwanzig Pfund Sterling, was als königliche Freigebigkeit erſchien.

Dieſe Summe im Verein mit den andern Erſparniſſen Wilkie's gab ein Vermögen von 60 Pfund, welches er genügend glaubte, um ſich damit nach London zu begeben. Er kam daſelbſt an im Laufe des Jahres 1805, miethete eine Bodenkammer, regelte ſeine Ausgabe für den Tiſch zu einem Schilling, und brachte,

Digitized by Google

als er in Sommerſet-Honſe aufgenommen war, es bald durch ſeinen eiſernen Fleiß dahin, daß die Vorurtheile, die ſein ungraziöſes Aeußere erregten, niedergeſchlagen wurden. Trotz ſeiner rothen und nachläſſig geglätteten Haare, trotz ſeiner platten Naſe, ſeiner krankhaften Geſichtsfarbe, ſeiner gedehnten und unangenehmen Sprache, ſeines bäuriſchen Weſens konnten ihm ſeine Kameraden ihre Achtung nicht verſagen, da ſie ihn viel eifriger, aber auch des Fortſchritts viel ſicherer ſahen, als ſie Alle.

Einige Empfehlungsbriefe, welche er aus Schottland mitgebracht, waren ſehr kalt aufgenommen worden, wir brauchen nicht zu ſagen weßhalb; und Wilkie, den kein Menſch beſchützte, der allein daſtand, ſah ſeine Börſe ſchneller leer werden, als er gefürchtet hatte. Ohne ſeinem Vater von der Muthloſigkeit zu ſchreiben, die ſeiner ſich bemächtigte, war er doch nach acht bis zehn Monaten genöthigt, ihn um eine kleine Summe anzuſprechen. Aber außerdem noch wurde er zwanzig Pfund ſchuldig, und wußte kaum noch, wo er eine Wohnung in London finden ſollte, als ein glücklicher Zufall ihn aus der Verlegenheit zog.

Ein Pianofortemacher, mit einer Schottin verheirathet, den Wilkie zufällig kennen gelernt, erkannte ihn an ſeinem Accent als einen Landsmann ſeiner Frau. Dieſe trug ſonderbarer Weiſe ebenfalls den Namen Wilkie, und obgleich Beide nicht verwandt waren, ſelbſt nicht, nach ſchottiſchem Brauch, Vettern im fünfundvierzigſten Grade, ſo ließ doch Miſtriß Stodart dem gleichnamigen Landsmann ihren Schutz angedeihen. Sie und ihr Mann verſtanden ſich auf Empfehlungen. Sie zwangen Wilkie, ſich einigen ariſtokratiſchen Dilettanten vorſtellen zu laſſen, und machten ihre Sache ſo gut, daß Lord Mansfield dem jungen Schotten auftrug, für ihn die Skizze, von der wir geſprochen, zu vollenden. So entſtanden die „Dorfpolitiker.“ Während er daran arbeitete, kamen andere Kenner zu Wilkie, ſich über ihn zu unterrichten, und boten ihm höhere Preiſe für das Werk. Wilkie ſchlug dieſe Anerbietungen aus, verſchwieg ſie jedoch dem Lord Mansfield nicht, der den feſtgeſetzten Preis von fünfzehn Pfund verdoppelte und immer noch einen zu guten Kauf machte. Denn die „Dorfpolitiker,“ im Jahre 1806 öffentlich ausgeſtellt, wurden von den Kennern ſehr hoch geſchätzt. Hr. Angerſtein, der als Kunſtrichter eines großen Vertrauens genoß, erklärte es allen andern Gemäldern der Ausſtellung überlegen. Sein Zeugniß, verſtärkt durch die Aufträge des Sir Georges Beaumont, des Grafen Mulgrave und des Marquis von Lansdowne, genügte, um dem ſchottiſchen Maler in kurzer Zeit einen ausgebreiteten Ruf zu verſchaffen. So ſah ſich Wilkie mit einnndzwanzig Jahren den Meiſtern der engliſchen Malerſchule beigezählt.

In der That aber kam ihm dieſer Triumph theuer zu ſtehen. Sorge und Mangel, denen er ausgeſetzt geweſen, hatten ſeine Geſundheit in ſolchem Grade zerrüttet, daß faſt alle ſeine neuen Protektoren ihre Aufträge mit der Einladung auf ihre Landhäuſer verbanden. Ein lebhaftes Intereſſe für die Perſon einte ſich daher bei ihnen mit der Bewunderung des Talents, und dieß beweiſt, daß unſer Schotte durch Geiſt und Klugheit die ihm fehlende Eleganz der Manieren erſetzte.

Unter den Beſchützern, welche Wilkie's glänzender Erfolg ihm verſchafft, nannten wir Sir Georges Beaumont. Niemand zeigte ihm eine aufrichtigere Theilnahme, Niemand gab ihm beſſere Rathſchläge, als dieſer. Er ermahnte ihn, ſo viel als möglich die Lücken ſeiner früheren Erziehung auszufüllen. „Je mehr Sie Ihre Gedanken erheben, um ſo mehr werden Sie Ihres Erfolges gewiß ſein,“ wiederholte er ihm ſtets. Er rieth ihm zu heilſamer Lektüre, zeigte ihm, wie man Nutzen daraus ziehen könne, und brachte Wilkie wirklich einen korrekten Styl, die Elemente einer klaren Kritik bei und machte ihn der Geſellſchaft würdig, in der er fortan leben ſollte. Wie viele große Künſtler haben eines klugen, umſichtigen Freundes, wie der von uns geſchilderte war, entbehrt, und ſind, in Ermangelung deſſelben, wahrhafte Wilde geblieben, fern von der Welt, welche ſie in Erſtaunen ſetzten durch den Contraſt ihres Genius mit ihrer Armuth an Wiſſen!

Im Jahre 1807 ſtellte Wilkie den „blinden Violiniſten“ aus und erregte Enthuſiasmus. Als bei dieſer Gelegenheit einige um den Präſidenten der Akademie verſammelte Kunſtliebhaber vor dem Bilde ſtanden, halb in Zweifel, ob ſie dem jungen Maler dieſe oder jene Aufträge geben ſollten, rief Weſt in liebenswürdiger Freimüthigkeit: „Gebt ihm zu arbeiten, ermuthigt ihn, ſo viel ihr könnt; er iſt allen Aufgaben gewachſen! Niemals während meiner langen Laufbahn iſt mir ſo viel Erfahrung und Gewandtheit in ſo jungen Jahren vorgekommen. Wilkie iſt ſchon ein großer Maler.“

Derjenige, der ſo glücklich war, ein ſolches Zeugniß des ausgezeichnetſten Kenners für ſich zu gewinnen, beſaß die ſeltene Beſcheidenheit, ſich dennoch nicht als emancipirt zu betrachten. Er folgte noch eben ſo eifrig dem Curſus der Akademie, zeichnete noch immer fleißig nach guten Originalen und wohnte unausgeſetzt den Vorleſungen über Anatomie bei, welche der berühmte Charles Bell damals hielt. — Er arbeitete täglich von zehn Uhr Morgens bis ſechs des Abends in ſeinem Atelier, dem Lärm von Außen kaum einmal Aufmerkſamkeit ſchenkend und die Geſellſchaft nur dann beſuchend, wenn die Nothwendigkeit es forderte. Eine kurze Liſte ſeiner in unermüdlicher Thätigkeit geſchaffenen Werke möge hier folgen.

Ohne die Portraits zu erwähnen, vollendete Wilkie im Laufe des Jahres 1807 und der darauf folgenden bis zu ſeiner Ernennung als Mitglied der Akademie (November 1809): „Die Clubbiſten,“ „Der neue Frack,“ „Alfred bei dem Paſtor“ und „Der Tag der Miethe.“ Mit ſechsundzwanzig Jahren, fünf Jahre

Google

nach ſeinem erſten Debüt, wurde er Mitglied der Akademie.

Den genannten Arbeiten ſchloſſen ſich an: das Portrait der Marquiſe von Lansdowne, „Die kranke Dame,“ „Die einzige Tochter,“ ausgeführte Malerei von melancholiſchem Ausdruck, „Die Harfe des Juden“ und „Der abgeſchnittene Finger.“ In demſelben Jahre (1810) malte er für Sir Georges Beaumont den „Hegereiter,“ im Jahre 1811 die „Rattenjäger“ und das „Dorffeſt.“ Im Jahre 1813 ſtellte er den „Dudelſackſpieler“ aus und das „Blindekuh,“ eines ſeiner vorzüglichſten Werke. Dies letzte Bild kaufte der Prinz Regent für fünfhundert Guineen. Im Jahre 1814 entſtanden: „Dunkan Gray,“ „Der Colporteur,“ „Der Empfehlungsbrief;“ 1815: „Der Arreſt der Miether;“ 1816: „Das Kaninchen auf der Mauer;“ 1817: „Der zerbrochene Krug,“ „Die gewaſchenen Hammel,“ „Das Frühſtück;“ 1818: „Der kleine Kommiſſionär“ und „Die Familie des Walter Scott;“ 1819: „Der Tod des Sir Philipp Sidney,“ „Die Wiederherſteller des Porzellans,“ „Die Branntweinfabrik“ und ein neues Meiſterwerk: „Die Hochzeit des Bettlers;“ 1820: „Der Veteran der Highlands,“ „Die Bacchanale“ und „Die Vorleſung des Teſtaments,“ wozu der Schauſpieler Banniſter ihm den Stoff geboten, vorzüglich ausgeführt; 1821: „Der Hochländer von Athol,“ „Die Zeitungshändler“ und das berühmte „Rathet;“ 1822: „Die Penſionäre von Chelſea,“ wofür Wellington dem Maler 1200 Guineen zuſtellte; 1823, außer zwei oder drei unbedeutenden Produktionen: „Der Dorfküſter,“ ein Werk vom erſten Range; 1824: „Der Sportsman,“ „Die Toilette in der Strohhütte“ und für Sir Robert Peel „Die Contrebandiers;“ 1825: „Die Familie Highlands.“ Alle dieſe Werke wurden mit drei-, vier- und fünfhundert Guineen bezahlt.

Im Jahre 1813 hatte Wilkie ſchon ein kleines Vermögen geſammelt, und ließ ſeine Mutter nach London kommen; 1814 während des kurzen Friedens machte er einen kleinen Ausflug nach Paris. — Im Jahre 1821 verliebte ſich Wilkie in eine engliſche Dame, welche jedoch keineswegs geneigt ſchien, dieſe Liebe zu erwiedern. Wenigſtens muß man dieß annehmen, da der Maler niemals eine Erklärung wagte. — Nach dem Tode des Sir Henry Ranburn wurde er an deſſen Stelle zum Maler des königlichen Hauſes von Schottland ernannt. Dieß war eine Ehrenſtelle, die nur 150 Pfund trug, mit der ihn aber Georg IV. aus Achtung und Werthſchätzung für ſein Talent bedachte.

Im Jahre 1824 beſtürmten Unglücksfälle aller Art den Künſtler. Seine Mutter ſtarb. Einer ſeiner Brüder, für den er Kaution geſtellt, machte ihn für ein ſehr beträchtliches Defizit verantwortlich, und die Herausgeber der Kupferſtiche, von denen er ſeine größte Einnahme zu beziehen hatte, machten, Opfer der damaligen kommerziellen Kriſis, einer nach dem andern bankerott und ſetzten ihn in noch größere Geldverlegenheit. Kurz, in geringem Zeitraum war das kleine Vermögen, das der haushälteriſche Schotte ſich erworben, faſt ganz dahingeſchwunden. Zugleich litt unter dieſen Streichen des Schickſals ſeine Geſundheit. — Nun zeigte ſich Georg IV. als wahrer Beſchützer der Künſte. Sein Privatſekretär, Sir W. Knighton, ging, von ihm beauftragt, zu Wilkie, ihm anzuzeigen, er möge die vom Könige beſtellten und vorausbezahlten Arbeiten liegen laſſen, Reiſen zu ſeiner Wiederherſtellung unternehmen und die Koſten derſelben aus der königlichen Schatulle decken. Wiederbezahlen könne er in Gemälden.

Der Maler, obgleich mit Dank die Freundlichkeit dieſer Anerbietungen erkennend, benutzte ſie nicht. Sein kleiner Gehalt und die Intereſſen einer nicht ſehr bedeutenden Geldſumme, die er in öffentlichen Fonds angelegt hatte, genügten zu ſeinem Lebensunterhalt auf dem Kontinent. Er reiſte dahin im April des Jahres 1825 und blieb bis in den Herbſt 1828. In der erſten Zeit, als ihm alle Arbeit unterſagt war, beſchränkte er ſich auf die Betrachtung von Muſeen und Privatſammlungen, die er auf ſeiner Reiſe antraf. Aber bald, als ſeine wiederkehrende Geſundheit ihm das Arbeiten wieder geſtattete, machte er, von einem neuen Lichte, wie er meinte, erleuchtet, unglaubliche Anſtrengungen, die natürlichen Schranken ſeines Talentes zu durchbrechen. Plötzlich für die venetianiſche Schule, für Rembrandt, für die ſpaniſchen Meiſter ſchwärmend, ſuchte er wiederzugeben durch eigene Werke, was ihn in ihrem kräftigen Styl anzog, und ſtrebte die Wirkung durch ſchöne Färbung an, wollte den Ruhm des Koloriſten zu dem des geiſtvollen Zeichners fügen. Das war ein ſchwerer Irrthum. Er ahmte Correggio, Rembrandt, Velasquez nach, malte in Rom den „Beichtſtuhl,“ die „Pifferari vor der Madonna,“ die „Römiſche Fürſtin, einem Pilger die Füße waſchend,“ in Madrid die „Spaniſche Mutter,“ mehrere Scenen aus dem Freiheitskriege, die „Rückkehr des Guerillero,“ die „Heldin von Saragoſſa“ u. a. Obgleich ſeinen Genrebildern nachſtehend, wurden alle dieſe Werke theuer bezahlt, nachdem der König von England auch für die neue Richtung Wilkie's eine lebhafte Theilnahme kund gegeben.

Der Tod des Sir Thomas Lawrence (1830) eröffnete zwei Stellen, die des Präſidenten der Akademie und die eines königlichen Portraitmalers. Wilkie hoffte auf beide, aber die Akademie zog ihm Sir Martin Shee vor. Zum Erſatz gab ihm der König Wilhelm, der bald darauf nach Georgs IV. Tode den Thron einnahm, alle Portraits zu malen, deren Ausführung die Thronbeſteigung eines neuen Herrſchers mit ſich bringt, und die Ariſtokratie, dem königlichen Beiſpiel folgend, nahm Wilkie zu ihrem privilegirten Maler an. Doch leiſtete derſelbe nur wenig Ausgezeichnetes in der Portraitmalerei.

Von 1828 bis 1840, in welchem Jahre Wilkie nach dem Orient reiſte, würde die Aufzählung ſeiner Werke zu lang werden. Kaum die vorzüglichſten können wir nennen: „Die Predigt von Kner,“ „Napo-

Digitized by Google

leon und Pius VII. zu Fontainebleau," „Chriſtoph Columbus." Man darf nicht darüber erſtaunen, daß **Wilkie**, welcher eingezogen und ſparſam lebte, bald die pekuniären Verluſte früherer Zeit wieder ausgeglichen hatte. Im Jahre 1840 ſah er ſich im Beſitz eines Vermögens von etwa 30,000 Pfund Sterling. — Ein mitunter zu kleinliches Oekonomiſiren und eine zu große Ehrfurcht gegen den Adel, der ihn bereicherte, waren Mängel an ihm, die ſich mit einer ſchwärmeriſchen Religioſität in ſeinem Charakter verbanden. Er wollte einen Kreis von Stoffen aus der heiligen Schrift malen und eine genaue Treue in Darſtellung der Gegenden und Phyſiognomien dabei beobachten. Deßhalb reiſte er nach dem Orient und kam im Auguſt 1840 in Konſtantinopel an, wo er ſich etwa drei Monate aufhielt, um im Auftrage der Königin Victoria den jungen Sultan zu malen. Am 12. Januar 1841 ſchiffte er ſich nach Syrien ein. Er beſuchte den Libanon, Jaffa, Ramla, Jeruſalem, von wo aus er an Sir **Robert Peel** einen Brief richtete voll intereſſanter Bemerkungen über die wahrſcheinlichen Beziehungen der italieniſchen Maler zum Orient und die Quellen, aus denen ſie geſchöpft, um die heiligen Bücher zu interpretiren.

Kein größeres Werk ſchuf **Wilkie** im Orient, nur eine Reihe anmuthiger Skizzen, welche vor Kurzem in London lithographirt erſchienen ſind. An einer bedeutenderen Arbeit hinderte ihn der Tod, der ihn, nachdem er in Egypten Mehemed Ali portraitirt, auf der Rückreiſe, die er ſchon krank angetreten, in der Bai von Gibraltar abrief. Ein Schlagfluß machte ſeinem Leben ein Ende im ſechsundfünfzigſten Jahre deſſelben. Der Kapitän des Schiffes, auf dem **Wilkie** ſich befand, wollte ſeine Leiche in Gibraltar an's Land ſetzen. Der Gouverneur des Platzes verweigerte die Aufnahme, und ſo wurden die ſterblichen Reſte des berühmten Malers dem Meere übergeben. **Wilkie** war unverheirathet. Sein Vermögen ging ungetheilt auf ſeine Schweſter über, welche ſchon lange bei ihm wohnte und dem Hausweſen vorſtand.

Seit **Hogarth** hat England nur einen wahrhaft nationalen Maler hervorgebracht: dieß war **Wilkie**. So groß aber iſt das unwiderſtehliche Geſetz des Fortſchritts, den die ſtets weitergreifende Mittheilung unter den Völkern und Schulen herbeiführt, daß dieß leuchtende Genie, gekrönt durch die öffentliche Gunſt und durch ſie reich geworden, durch eine Umwandlung keinen Gewinn erzielend, dennoch gegen das Ende ſeiner Laufbahn das Bedürfniß empfand, ſich an reinere Vorbilder zu ſchließen, in höhere Kunſtſphären ſich zu erheben. Was **Wilkie** that, wird die engliſche Schule, welche einem Reflex der flamändiſchen gleicht, einſt zu verſuchen unvermeidlich ſich bewogen fühlen. Wird ſie in dieſem Verſuch eben ſo wenig glücklich ſein, als **Wilkie**?

A. d. Geſellſchafter 1844.

Räthſel.

Erſte Abtheilung: Sinnbilder.

Die gefeſſelte Königin.

Nach dem Franz.

Gefeſſelt zwar, doch bin ich Königin
Und meine Wohnung iſt in einem dunkeln Hauſe,
Und trät' ich je hervor aus dieſer finſtern Klauſe,
So litte ſehr dabei mein königlicher Sinn.

Ich ſchaffe Luſt und Liebe, Schmerz und Wuth,
Bin nöthig überall, hauptſächlich doch bei Hofe;
Dort furchtbar iſt mein Haß, durch mich hat Frau und Zofe
Des Herzens Galle dort befriedigt, ſelbſt mit Blut.

Wenn meiner Kinder unbeſiegte Pracht
In goldne Ketten eine Welt geſchlagen,
So wird mein eigen Lob durch alle Welt getragen,
Mein **Wächter** allermeiſt durch mich berühmt gemacht.

Doch, hat mit zwei hellſtrahlender Augen Licht
Die mir vererbte Macht zum Kampfe ſich verbunden,
So tret' ich ſiegreich auf, und ſchlage tiefe Wunden,
Und wag' es, Könige zu lehren ihre Pflicht.

J. G. Moſer.

Auflöſung: 4. 9. 5. 25. 20. 13. 7. 5.

Die zähmbare Beſtie.

Vivit ut in vasto bestia saeva specu.
Lorichius.

Ein wildes, doch oft gezähmtes Thier
In dunkeler Höhle lauernd,
Bei Tag und bei Nacht auch einſam hier
Oft müſſig und einſam kauernd.

Und um die dunkele Höhle her
Ein Wall von weißem Geſteine,
Den überſchreitet das Thier nicht ſehr,
Gefeſſelt mit kräftiger Leine;

Muß ſterben, wenn es dem dunkeln Haus
Mit Gewalt entriſſen worden,
Doch weiß es von ſeinem Verſtecke aus
Mit Gift und Waffe zu morden.

Statt führet es Gift, und mit Haaren Dolch,
Doch Beides unſichtbare Waffen;
Der Dolch doch weniger als der Lolch
Macht ſeinen Freunden zu ſchaffen.

Allein auch Honig und Nektar fließt
Von dem wohlgezähmten entbunden,
Und manchmal heilenden Balſam gießt
Es in faſt unheilbare Wunden.

Drum lehrt das gelehrige wilde Thier
Zu gehorchen vernünftigem Willen,
Dann wird es den Freunden die edle Begier
Mit Nektar und Balſam ſtillen.

J. G. Moſer.

Auflöſung: 4. 9. 5. 25. 20. 13. 7. 5.

Das Schwert.

Ein Schwert, es ſchlägt unblut'ge Wunden;
Oel träuft von ihm, wovon ſie ſchnell geſunden.

J. G. Moſer.

Auflöſung: 4. 9. 5. 25. 20. 13. 7. 5.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Leben Göthe's.

(Mit Portrait, Taf. 25.)

Sieh' hier Göthe's geweihetes Haupt: gleich mächtig umfaßt es
Neben Geſchäften des Staats, Kunſt, Poeſie und Natur.
A. W. v. Schlegel.

Zum Verſtändniß der Werke eines Dichters iſt die Betrachtung ſeines Lebensganges ſehr weſentlich; denn kein Menſch iſt ganz unabhängig von äußeren Einflüſſen, und von ſeinem äußeren Leben iſt, zum Theil wenigſtens, ſein inneres, das ſich in ſeinen Werken abſpiegelt, bedingt; auch Göthe ſelbſt bemerkt im Vorwort zu den intereſſanten Erinnerungen „aus meinem Leben“: „Es ſcheint die Hauptaufgabe der Biographie zu ſein, den Menſchen in ſeinen Zeitverhältniſſen darzuſtellen und zu zeigen, in wie fern ihm das Ganze widerſtrebt, in wie fern es ihn begünſtigt, wie er ſich eine Welt- und Menſchenanſicht daraus gebildet und wie er ſie, wenn er Künſtler, Dichter, Schriftſteller iſt, wieder nach außen abgeſpiegelt.“ Das Leben eines Künſtlers und Dichters will eben deßhalb auch ganz anders betrachtet und beſchrieben werden, als das eines Helden und Staatsmannes. Denn, während hier die äußeren Thaten und Ereigniſſe das Weſentlichſte ſind, ſo iſt dort die Geſchichte des Seelenlebens die Hauptſache, und aus dieſem Grunde muß die Jugend eines Dichters, in der er die erſten bedeutenden Eindrücke in ſich aufnahm, wo ſein inneres Leben eine beſtimmte Richtung bekam, in Verbindung mit ſeiner urſprünglichen Eigenthümlichkeit, beſonders berückſichtigt werden. Denn nicht auf alle Naturen haben dieſelben Verhältniſſe die gleiche Ein- und Nachwirkung.

Was die erſten Lebensverhältniſſe betrifft, in denen Göthe geboren und erzogen wurde, ſo gehörte er zu denen, die er ſelbſt irgendwo glücklich preiſt, weil ſie ihre Geburt ſchon über die untern Stufen der Menſchheit hinaushebe, und über jene Verhältniſſe, in welchen ſich manche Andere die ganze oder doch eine lange Zeit ihres Lebens abängſtigen müſſen. Johann Wolfgang von Göthe ward geboren am 28. Auguſt 1749 zu Frankfurt a. M., wo ſein Vater, Doktor der Rechte und kaiſerlicher Titular-Rath, in günſtigen Glücksumſtänden, jedoch ohne öffentliches Amt, lebte. Der Vater war ein vielſeitig gebildeter und ſtrebender Mann, etwas ſchwer und langſam faſſend, aber mit größter Ausdauer und Beharrlichkeit ein einmal Unternommenes verfolgend, — die Mutter, Tochter des regierenden Schultheißen, eine lebhafte und geniale Frau. Wenn der Vater zu ſtarr und ſtreng war, ſo wußte die Mutter, ſtets heiter und froh, immer zu mitteln und einen Ausweg zu finden.

Der poetiſche Sinn des Kindes zeigte ſich ſchon frühe. Die alte, winkelhafte und düſtere Bauart des Hauſes erweckte Schauer und Furcht in dem kindlichen Gemüthe; am liebſten befand ſich der junge Wolfgang in demjenigen Zimmer des elterlichen Hauſes, das man das Gartenzimmer nannte, und die dort verlebten Stunden nennt er noch als Greis für ſeine damalige innere Entwicklung bedeutend. Von da aus war die Ausſicht über Gärten, Wälle und Mauern hinweg in eine ſchöne, fruchtbare Ebene. Hier lernte der Knabe im Sommer ſeine Lektionen, wartete die Gewitter ab, und konnte ſich an der untergehenden Sonne nicht ſatt ſehen. Da er aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen beſorgen, die Kinder ſpielen, die Geſellſchaften ſich ergötzen ſah und hörte, ſo erregte dieß frühzeitig in ihm ein Gefühl der Einſamkeit und einer daraus entſpringenden Sehnſucht, das, dem von der Natur in ihn gelegten Ernſten und Ahnungsvollen entſprechend, ſeinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.

Innerhalb des Hauſes zog das Kind am meiſten eine Reihe römiſcher Proſpekte an, mit denen der Vater einen Vorſaal ausgeſchmückt hatte. Hier ſah er das Coliſeo, die Peterskirche von außen und innen, die Engelsburg u. ſ. w., und die Bilder prägten ſich tief der kindlichen Seele ein, um ſo mehr, da der ſonſt ſehr laconiſche Vater bei ſeiner großen Vorliebe für Sprache und Land Italiens gerne von dem ſchönen Lande, das er ſelbſt beſucht hatte, erzählte, auch eine kleine Marmor- und Naturalienſammlung von dorther mitgebracht hatte. — Gelegenheit zu ſinniger Unterhaltung gab ein Puppenſpiel, das die Großmutter an einem Weihnachtsabende den Kindern vorſtellen ließ, welches beſonders auf den Knaben eine große, lang dauernde Wirkung äußerte, indem ſich der junge Dichter an dieſer kleinen Bühne mit ihrem ſtummen Perſonal dramatiſch übte und belebte.

Der Eindruck, den ſpäter die alte Reichs- und Handelsſtadt machte, war gleichfalls nicht unbedeutend für Geſtaltung ſeines inneren Lebens. Den ſchönen Mainfluß, die Ankunft der Marktſchiffe, die vielen alterthümlichen Gebäude und burgartigen Räume in der Stadt ward der Knabe nicht müde, zu betrachten. Noch bedeutender aber war ihm das Rathhaus, der Römer genannt, beſonders alles dasjenige, was ſich auf die Wahl und Krönung der Kaiſer bezog, die Kaiſertreppe und der mit den Bildern der ſämmtlichen Kaiſer verzierte Kaiſerſaal, wobei der wißbegierige Knabe am lebendigſten in die frühere deutſche Geſchichte eingeführt wurde.

In anderer Richtung führten dann wieder die halbjährlich wiederkehrenden Meſſen mit ihrem lebhaften Wogen und Treiben auf die Vorſtellung von dem, was die Welt Alles hervorbringt, was ſie bedarf und was die Bewohner ihrer verſchiedenen Theile gegen einander auswechſeln, und andererſeits brachten ſie manche ſymboliſche, aus dem Alterthum ſtammende und an daſſelbe erinnernde Ceremonien und Feierlichkeiten mit, die man ſich nicht konnte erklären laſſen, ohne wiederum in die vergangenen Jahrhunderte zurückverſetzt zu werden, — und ſo gewann der Knabe frühe ſchon eine weitere Weltanſchauung und eine Ahnung des Weltverkehrs ſowohl, als der mannigfachen menſchlichen Zuſtände, und daneben ſetzte ſich bei ihm eine gewiſſe Neigung zum Alter-

Digitized by Google

thümlichen feſt, welche auch noch durch alte Chroniken, Holzſchnitte u. ſ. w. begünſtigt und genährt wurde.

Der Vater, der durch unſäglichen Fleiß ſich mannigfache Kenntniſſe erworben hatte, unterrichtete die Kinder ſelbſt und ließ nur einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeiſter erſetzen; durch ſchnelles Ergreifen, Verarbeiten und Feſthalten aber entwuchs der begabtere Sohn ſehr bald dem Unterrichte, den ihm der Vater und die übrigen Lehrmeiſter geben konnten; das Italieniſche faßte er nur gelegentlich nebenbei, überhaupt zeigte er ſich in Allem als höchſt talentvoll, namentlich trat ſehr frühe ſein außerordentliches poetiſches Talent hervor, wie er denn ſchon als junger Knabe ſeinen Kameraden ſinnvolle Mährchen erzählte. Die Ovidiſchen Verwandlungen füllten das junge Gehirn mit einer Maſſe von Bildern und Begebenheiten, von bedeutenden und wunderbaren Geſtalten und Ereigniſſen; eine ſittlichere Einwirkung übten Fenelons Telemach, Robinſon Cruſoe und die Inſel Felſenburg. Lord Anſons Reiſe um die Welt verband das Würdige der Wahrheit mit dem Phantaſiereichen des Mährchens, und indem die Kinder dieſen würdigen Seemann in Gedanken begleiteten, wurden ſie weit in alle Welt hinausgeführt. Die bekannten Volksſchriften, die vier Haimonskinder, die ſchöne Meluſine, der Kaiſer Octavian, Fortunatus u. ſ. w. waren ihre täglichen Gefährten. Das Heer der Kinderkrankheiten, von denen Göthe nicht verſchont blieb, diente nicht wenig dazu, ihm dieſe Maſſe verarbeiten zu helfen, indem ſie den Hang des Knaben zum Nachdenken vermehrten; durch die Pocken wurde übrigens die Geſichtsbildung des früher bildſchönen Kindes ſehr merklich entſtellt, ohne daß es ihn eben ſehr bekümmert hätte. — Auch die religiöſe Seite entwickelte ſich in eigenthümlicher Weiſe. Da der überlieferte kirchliche Proteſtantismus nur eine Art von trockener Moral war, die weder der Seele, noch dem Herzen zuſagen konnte, ſo ergaben ſich mancherlei Abſonderungen von der geſetzlichen Kirche (Separatiſten, Pietiſten, Herrnhuter u. ſ. w.), die alle blos die Abſicht hatten, ſich der Gottheit, beſonders durch Chriſtum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu ſein ſchien. Und da nun der junge, auf Alles aufmerkſame Göthe unaufhörlich für und wider dieſe Meinungen ſprechen hörte, und die Sinnesweiſe der Minderzahl durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbſtſtändigkeit anzog, ſo machte dieß nun Eindruck auf den Knaben und forderte ihn zu ähnlichen Geſinnungen auf. Er kam auf den Gedanken, ſich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erde auf eine eigene Weiſe unmittelbar zu nähern, die zwar ſonderbar genug, aber poetiſch und ſinnvoll war, indem er einen Altar errichtete und — förmlich opferte, wobei ihm die Flamme das zu ſeinem Schöpfer ſich aufſehnende Gemüth des Menſchen bedeutete. —

So hatte er 1756 das achte Jahr angetreten, als der ſiebenjährige Krieg ausbrach, der wieder mannigfaltig auf die Entwicklungsgeſchichte des Knaben einwirkte. Die Welt ſpaltete ſich in zwei Parteien, und die Göthe'ſche Familie war ein Bild des großen Ganzen. Wolfgang mit ſeinem Vater war ein begeiſterter Verehrer des großen Friedrich von Preußen, und verfolgte mit Jubel ſeinen Siegeslauf, während der Großvater mit dem größern Theil der Familie ſich auf die öſterreichiſche Seite neigte, wodurch dem Knaben der früher ſo angenehme Aufenthalt in dem ſonſt ſo hoch verehrten großelterlichen Hauſe verleidet wurde, und er ſchon frühe das befangene Urtheil des Publikums geringſchätzen lernte. Frankfurt brachte das Jahr 1757 zwar in großer Aufregung, aber noch in völlig bürgerlicher Ruhe zu, und Wolfgang machte inzwiſchen in ſeines Vaters auserleſener Bibliothek die Bekanntſchaft mit den damals geſchätzten Dichtern Canitz, Hagedorn, Gellert, Haller u. ſ. w.; vor Allen aber wurde Klopſtock gefeiert und von den bewundernden Geſchwiſtern, Wolfgang und einer nur ein Jahr jüngern, gleichfalls ſehr begabten Schweſter, immer und immer wieder recitirt. Am Neujahrstag 1759 aber wurde die Stadt von durchmarſchirenden Franzoſen überrumpelt, und in das Göthe'ſche Haus ward der Königslieutenant einquartiert, was für die weitere Entwicklung und Geiſtesrichtung des jungen Sohns des Hauſes von Wichtigkeit wurde. Denn der Graf als großer Kunſtfreund beſchäftigte während der einigen Jahre ſeines Dortſeins die ſämmtlichen Frankfurter Maler, und vor Allen den rühmlichſt bekannten Seekaz in Darmſtadt, wobei des jungen Göthe helles Giebelzimmer eingeräumt und in ein Kabinet und Atelier umgewandelt wurde; und da der Knabe alle dieſe Männer kannte und ſie oft in ihren Werkſtätten beſucht hatte, auch der Graf ihn gern um ſich leiden mochte, ſo war er bei den Aufgaben, Berathſchlagungen, Beſtellungen und Ablieferungen zugegen, und hatte ſo die ſchönſte Gelegenheit, auch in dieſer Richtung ſeinen Kunſtſinn zu üben und auszubilden. — Durch die Einquartierung, beſonders durch fleißigen Beſuch des franzöſiſchen Theaters, das in Frankfurt errichtet worden war, lernte er auch dieſe fremde Sprache und die franzöſiſchen Dramatiker, namentlich Racine, kennen; dabei hatte er als Sohn und Enkel angeſehener Häuſer den Vortheil, viele bedeutende und berühmte Männer zu ſehen, was nicht ohne Nachwirkung blieb, und damit die Eindrücke auf das kindliche Gemüth ja recht mannigfaltig ſeien, vernahm er am Charfreitag 1759 ſelbſt die Donner einer Schlacht, die vor den Thoren der Stadt wüthete, und folgte ihrem Verlaufe mit ſeiner lebhaften Phantaſie. Nach dem Wegzug der franzöſiſchen Einquartierung aus dem Hauſe, als der junge Göthe wieder ſein Manſard-Zimmer bewohnte, ſchwebten ihm noch lange die Geſpenſter der vielen Gemälde, die darin waren, vor, welche er denn durch Arbeiten und Studien zu verſcheuchen ſuchte. Er lernte nun auch Zeichnen und Muſik, ſowie ſchon ſein Unterſuchungstrieb gegenüber den Kräften und Erſcheinungen der Natur entſchieden hervortrat. Und damit es dem glücklichen

Digitized by Google

Kinde ja nicht an dem Allerlei des Lebens und Lernens fehlen möchte, ſo ward es auch noch einem engliſchen Sprachmeiſter übergeben, der ſich anheiſchig machte, innerhalb vier Wochen einen Jeden, der nicht ganz roh in Sprachen ſei, ſo weit zu bringen, daß er ſich mit einigem Fleiße weiter helfen könne. Da nun die Sprachenbeſchäftigung ſchon ſo ausgedehnt war, ſo erfand der junge Poet einen Roman von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die von einander entfernt und in der Welt zerſtreut ſich in eben ſo vielen Sprachen wechſelſeitig Nachricht von ihrem Thun und Treiben, von ihren Zuſtänden und Empfindungen mittheilen. Um Gehalt für dieſe Form zu bekommen, mußte Göthe hinwiederum die *Geographie* jener Gegenden, wo ſeine Helden ſich aufhielten, näher ſtudiren, und das Judendeutſch, das er dem Jüngſten, einem naſeweiſen Neſtquackelchen in den Mund legte, führte ihn ſelbſt zur Erlernung des Hebräiſchen, wobei ihm namentlich auch beſſeres Verſtändniß des alten Teſtaments vorſchwebte, das ihm wegen ſeiner Eigenthümlichkeit von jeher ganz beſonders zugeſagt hatte. Brachte er es auch nicht ſehr weit in dieſer morgenländiſchen Sprache, ſo hatte er doch den Gewinn, daß von jenem ſchönen und vielgeprieſenen Lande, ſeiner Umgebung und Nachbarſchaft, ſowie von den Völkern und Ereigniſſen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahrtauſende hindurch verherrlichten, eine lebhaftere Vorſtellung in ſeiner Einbildungskraft hervorging. Gleichwie Schiller's erſtes, nicht mehr vorhandenes größeres Gedicht ein Epos war, deſſen Gegenſtand der alte Seher und theokratiſche Geſetzgeber *Moſes* war, ſo war Göthe's erſtes größeres poetiſches, jedoch in Proſa geſchriebenes, Werk die Geſchichte *Joſephs*. Er ſuchte die Charaktere auszumalen, und durch Einſchaltung von Zwiſchenvorfällen und Epiſoden die alte, einfache Geſchichte zu einem neuen, ſelbſtſtändigen Werke zu machen. Da er dabei Gelegenheit hatte, dieſe und andere Werke zu dictiren, ſo wuchs ſeine Erfindungs- und Nachahmungsgabe mit der Leichtigkeit des Auffaſſens und Aufbewahrens. Neben dieſen vielſeitigen, geiſtigen Richtungen und Anregungen wurde bei unſers Dichters liberaler Erziehung denn endlich auch körperliche Gymnaſtik nicht verſäumt und Fechten und Reiten erlernt.

Gewiß iſt eine ſolche Jugend eine reiche und glückliche zu nennen, und ſchon in ſeinem ſechszehnten Jahre konnte der früh entwickelte Jüngling die Univerſität beziehen. Er wählte Leipzig, wo Gottſched noch lebte, Erneſti aber nebſt Morus, ſo wie Gellert vor Allen ihm als helle Lichter entgegenſtrahlten. Doch der Beſuch und das Nachſchreiben der Vorleſungen, die ihn nicht befriedigten, ward bald ſehr lückenhaft. Für die Rechtsgelehrſamkeit hatte er keine Neigung, aber auch an der Poeſie überhaupt, ſo wie an ſeinen poetiſchen Leiſtungen ward er durch die damals herrſchende Verſchiedenheit und Ungewißheit in Geſchmacksurtheilen und Kunſtanſichten ſo irre, daß er nach langem Kampfe eines Tags Poeſie und Proſa, Plane, Skizzen und Entwürfe ſämmtlich zugleich auf einem Küchenherde verbrannte.

In der deutſchen Literatur war damals eine große Gährung, und die neue Epoche entwickelte ſich aus der vorhergehenden durch Widerſpruch. Der deutſche Frei- und Frohſinn hatte zwar bereits genialiſche Werke hervorgebracht; Leſſing, Wieland und Klopſtock waren ſehr beachtenswerthe Vorgänger, die Muſter Englands traten mehr und mehr an die Stelle der franzöſiſchen, zudem war durch Friedrich den Großen und die Thaten des ſiebenjährigen Krieges ein höherer Lebensgehalt in die deutſche Poeſie gekommen, — in der Theorie aber hatte Niemand eine Ahnung von einem höchſten Princip der Kunſt. Göthe wurde durch Umgangsgeſpräche, durch Beiſpiele und durch eigenes Nachdenken gewahr, daß der erſte Schritt, um aus der wäſſerigen, weitſchweifigen Epoche ſich herauszuretten, nur durch Beſtimmtheit, Präciſion und Kürze gethan werden könne. Er fragte ſich nun aber: woher iſt das Bedeutende des Stoffs zu ſuchen? wie das Conciſe der Behandlung zu erreichen? Da die Art und Weiſe, wie der Dichter ſich dieſe Frage beantwortete, *weſentlich charakteriſtiſch* für ſeine ganze Poeſie wurde, ſo mögen ſeine eigenen Worte hier ſtehen. Er ſagt nämlich: „Bei der großen Beſchränktheit meines Zuſtandes, bei der Gleichgültigkeit der Geſellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgeſondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenſtänden war ich genöthigt, Alles in mir ſelbſt zu ſuchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, ſo mußte ich in meinen Buſen greifen; forderte ich zu poetiſcher Darſtellung eine unmittelbare Anſchauung des Gegenſtandes, der Begebenheit, ſo durfte ich nicht aus dem Kreiſe heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Intereſſe einzuflößen geeignet war ꝛc." *Und ſo begann diejenige Richtung, von der er ſein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was ihn erfreute oder quälte, oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit ſich ſelbſt abzuſchließen, um ſowohl ſeine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als ſich im Innern deßhalb zu beruhigen.* — Die Gabe hiezu war wohl Niemanden nöthiger, als ihm, den, wie er ſelbſt ſagt, ſeine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles was daher von ihm bekannt geworden, ſind nur Bruchſtücke einer großen Confeſſion, welche ſeine Selbſtbiographie vollſtändiger macht. — Dieſes Selbſtgeſtändniß iſt bei allen Werken Göthe's nicht zu vergeſſen; ja es iſt ſelbſt für ſeine ſittliche Schätzung höchſt wichtig.

So entſtand, in Folge einer ſelbſterlebten Situation und eines innern leidenſchaftlichen Zuſtandes, gleich die älteſte ſeiner übriggebliebenen dramatiſchen Arbeiten: *Die Laune des Verliebten*. Ebenſo iſt ferner aus der Wahrnehmung der ſeltſamen Irrgänge, von welchen die bürgerliche Geſellſchaft unterminirt iſt, und wie Religion, Sitte, Geſetz, Stand u. ſ. w. nur die Oberfläche des bürgerlichen Lebens beherrſchen, während

Digitized by Google

es im Innern oft deſto wüſter ausſieht, — das Drama: Die Mitſchuldigen hervorgegangen, welches Stück, wie das vorhergenannte, der Dichter aus dem höhern Geſichtspunkte betrachtet wiſſen möchte, von wo aus ſie jenes chriſtliche Wort ausſprechen: „Wer ſich ohne Sünde fühlt, der hebe den erſten Stein auf!“ — Unter ſolchen erſten, für einen jungen Menſchen ſchmerzlichen, Beobachtungen und Lebens-Erfahrungen entwickelte ſich bei dem Jünglinge „ein verwegener Humor, der ſich dem Augenblicke überlegen fühlt,“ nicht allein keine Gefahr ſcheut, ſondern ſie vielmehr muthwillig herbeilockt. Um „die unendliche Langeweile des täglichen Lebens“ zu erheitern, übte er unzählige muthwillige Streiche, die ihn bei Manchen in üblen Ruf brachten, und welche in Verbindung mit geiſtvollen, aber etwas frivolen Geſellſchaftern die ſich bei ihm feſtſetzende Geringſchätzung der Menſchen immer mehr nährten. Aus ſolchem verwegenen Humor ging auch die ſatyriſche Poſſe: Götter, Helden und Wieland hervor.

Verſäumte Göthe die eigentlichen Zwecke ſeines Univerſitätsbeſuchs, ſo erhielt er dagegen vielfache künſtleriſche Anregungen, und wurde in demjenigen begründet, worin er die größte Zufriedenheit ſeines Lebens finden ſollte. Durch Oeſer ward er in die Geſchichte der Kunſt eingeführt, und die mancherlei Gegenſtände, die er von den Künſtlern behandelt ſah, erweckten hinwiederum das poetiſche Talent in ihm; er machte Gedichte zu den Kupfern und Zeichnungen, indem er ſich die darauf vorgeſtellten Perſonen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zuſtande zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen wohl geziemt hätte, zu dichten wußte, und ſo ſich gewöhnte, die Künſte in Verbindung mit einander zu betrachten. Zurechtweiſung und Erleuchtung ward ihm dabei von Leſſings Laokoon, indem dieſes Werk ihn aus der Region eines kümmerlichen Anſchauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß und ihm nun der Unterſchied der bildenden und redenden Künſte klar wurde. Er ſehnte ſich nun, einmal bedeutende Kunſtwerke in größerer Maſſe zu erblicken und beſuchte deßhalb Dresden, wo er über die reichen Kunſtſchätze in Entzücken gerieth. Nach Leipzig zurückgekehrt, ſtudirte er eifrig Winkelmanns Schriften, verſuchte ſich ſelbſt im Kupferſtechen und radirte unter Anleitung eines Meiſters verſchiedene Landſchaften; ebenſo ward, damit Alles verſucht würde, dazwiſchen hinein auch manchmal in Holz geſchnitten. Da er aber beim Aetzen nicht Vorſicht genug beobachtete, ſich gegen die ſchädlichen Dünſte zu verwahren, die ſich bei ſolchen Gelegenheiten zu entwickeln pflegen, ſo trugen ſie, neben andern Diätfehlern, viel zu den Uebeln bei, die nachher ihn eine Zeitlang quälten.

Längere Zeit fühlte er die Vorboten einer Krankheit, und ſchwankte oft zwiſchen ausgelaſſener Luſtigkeit und melancholiſchem Unbehagen. Eines Nachts nun wachte er mit einem heftigen Blutſturz auf und ſchwankte mehrere Tage zwiſchen Leben und Tod. Er kehrte 1768 nach Hauſe zurück, wo aber ſeine Lage ziemlich peinlich wurde. Der Vater war verdrießlich, anſtatt eines rüſtigen, thätigen Sohnes, der nun promoviren und die vorgeſchriebene Lebensbahn durchlaufen ſollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden ſchien; die Mutter hatte eine religiöſe Richtung gewonnen, und unter ihren Freundinnen ſtand Fräulein von Klettenberg obenan, dieſelbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen „die Bekenntniſſe der ſchönen Seele“ entſtanden ſind, die man im Wilhelm Meiſter eingeſchaltet findet. Durch ſie ward er in die Myſtik und Alchymie hineingeführt, und er laborirte ſelbſt; und da einmal ſein Intereſſe an den überſinnlichen Dingen lebhaft erregt war, ſo ſtimmte ihn Arnolds Kirchen- und Ketzergeſchichte neuplatoniſch; das Myſtiſche und Kabbaliſtiſche gab auch ſeinen Beitrag her, und ſo ſchuf er ſich, wie einſt als Kind, ſo nun als Jüngling, abermals ſeine eigene Religion, und erbaute ſich eine Welt, die ſeltſam genug ausſah. Da aber mit dem gereizten, etwas griesgramig gewordenen Vater ſich kein angenehmes Verhältniß wieder herſtellen wollte, ſo ward die Reiſe des Sohnes nach Straßburg beſchleunigt, wo dieſer ſeine Studien fortſetzen ſollte. — Da er in der Rechtsgelehrſamkeit während ſeines Aufenthalts in Leipzig mehr einen allgemeinen encyklopädiſchen Ueberblick, als eigentliche beſtimmte Kenntniſſe gewonnen hatte, ſo ward er hier auf's Solide und Praktiſche, das beim Examen aushalte, geſtellt, und qualificirte ſich mit Hilfe eines Repetenten auf die leichteſte Art zum Candidaten; dann aber ſtudirte er Chemie, Anatomie und andere naturwiſſenſchaftliche Fächer und ſetzte bei jeder Gelegenheit ſeine künſtleriſche Ausbildung fort. Aus Anlaß der Feierlichkeiten, da die ſpäter ſo unglücklich gewordene Marie Antoinette, Erzherzogin von Oeſterreich, Königin von Frankreich auf ihrem Wege nach Paris über Straßburg ging, ſah er zum erſtenmal ein Exemplar jener nach Raphaels Cartonen gewirkten Tapeten, und dieſer Anblick war für den kunſtſinnigen Jüngling von ganz entſchiedener Wirkung, indem er das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Maſſe kennen lernte. Der Münſter machte einen ſtets erneuten, gewaltigen Eindruck auf ihn, und er dachte viel und genial über dieſe Architektur nach, deren urſprüngliche Conception er ganz richtig ahnte. Unter den Bekanntſchaften, die in Straßburg gemacht wurden, iſt zu nennen der gemüthlich-fromme Jung-Stilling, und beſonders der um fünf Jahre ältere, ihm geiſtig imponirende Herder, durch den er die Poeſie in einem höheren Sinne als Welt- und Völkergabe (nicht blos als Privaterbtheil einiger feinen und gebildeten Männer) auffaſſen lernte.

Ein neuer, ſchöner Stern ging dem vom Himmel Begünſtigten auf in der Liebe zu Friederike, des Pfarrers Tochter von Seſenheim, unweit Straßburg. Manchen wonnigen Tag genoß er in dem herrlichen Elſaß, „grenzenlos glücklich“ an der Seite dieſes unſchuldigen, reizenden und liebenswürdigen Geſchöpfes, und die

Digitized by Google

Liebe trieb in manchen Gedichten neue poetiſche Blüthen. Da er nun aber im Auguſt 1771 promovirt hatte, und ſeine Abreiſe nahe bevorſtand, ſo fing dieſes ſein leidenſchaftliches Verhältniß zu Friederiken an, ihn zu ängſtigen. Er betrachtete dieſe „jugendliche, auf's Gerathewohl gehegte Neigung," wie es ſcheint, nun mit den Augen des Verſtandes, und er ſcheint den Gedanken an eine Verbindung für's Leben geſcheut zu haben. Hier nennt Göthe ſich ſelbſt ſchuldig, denn er hatte „das ſchönſte Herz in ſeinem Tiefſten verwundet." Es konnte deßhalb nicht anders ſein, als daß ihn Reue folterte, und daß nach vollendeter Heimreiſe, auf der er in Mannheim den Antikenſaal bewunderte und überdachte, wo er gleichfalls Eindrücke erhielt, die ſpäter ſehr wirkſam wurden, „ſich in ſeinem ganzen Weſen etwas Ueberſpanntes zeigte, welches nicht völlig auf geiſtige Geſundheit deutete." Er ſuchte nach ſeiner Art abermals Hilfe bei der Dichtkunſt, er ſetzte die hergebrachte poetiſche Beichte fort, „um durch dieſe ſelbſtquäleriſche Büßung einer innern Abſolution würdig zu werden." „Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo, und die beiden ſchlechten Figuren, die ihre Liebhaber ſpielen, möchten wohl Reſultate ſolcher reuigen Betrachtungen geweſen ſein."

Doch noch ein wichtiger Einfluß, den Straßburg auf den Dichter äußerte, darf nicht übergangen werden. Hier an der Grenze von Frankreich gerade ward er und ſeine gleichgeſtimmten Genoſſen alles franzöſiſchen Weſens auf einmal bar und ledig. Die Lebensweiſe der Franzoſen fanden ſie zu beſtimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philoſophie abſtrus und doch unzulänglich, ſo daß ſie auf dem Punkte ſtanden, ſich der rohen Natur wenigſtens verſuchsweiſe hinzugeben, wenn ſie nicht ein anderer Einfluß ſchon ſeit langer Zeit zu höheren, freieren und ebenſo wahren, als dichteriſchen Weltanſichten und Geiſtesgenüſſen vorbereitet und ſie erſt heimlich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrſcht hätte. Dieſer Einfluß ging, wiewohl kaum zu erwähnen nöthig ſein wird, von Shakſpeare aus.

Auch in Frankfurt verſammelte ſich bald ein Freundeskreis verwandter und ſtrebender Geiſter um ihn, nnter denen der Kriegszahlmeiſter Merk in dem benachbarten Darmſtadt, ein literariſch-gebildeter, geiſtvoller nnd origineller, aber derber, mit Swiftiſcher Galle verſehener Mann, der vorſätzlich den Schalk, ja den Schelmen ſpielte, am meiſten auf ihn eingewirkt hat, und der ihm bei Zeichnung des Mephiſtopheles im Fauſt vorgeſchwebt zu haben ſcheint. Dabei fuhr Göthe fort, die Dichtkunſt zum Ausdrucke ſeiner Gefühle und Anſichten zu benützen. Er dichtete Lieder nnd den *Götz von Berlichingen* (1773), dieſes kräftige, altdeutſche Ritterſchauſpiel, in dem er ſchilderte, wie in wüſten Zeiten der wohldenkende, brave Mann allenfalls an die Stelle des Geſetzes und der ausübenden Gewalt zu treten ſich entſchließt, aber in Verzweiflung iſt, wenn er dem anerkannten, verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erſcheint. — In Wetzlar, wohin Göthe ſofort auf einige Zeit ging, fand er die Urbilder zu den Perſonen im *Werther* und den Plan der Dichtung in ſeinen eigenen, innern Erfahrungen und in dem Selbſtmord des jungen Jeruſalem, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Frenndes veranlaßt wurde. Werther, wie Götz von Berlichingen, von denen das Drama die auf das altdeutſche Ritterthum gewendete, — die erſtere Dichtung, die auf das Allgemein-Menſchliche gerichtete, düſter-ſentimentale Richtung Göthe's, *wie ſeiner Zeit*, ausdrückt und ausſpricht, wurden mit allgemeinem Jubel empfangen. War im Götz unverdorbene Natur, alter, deutſcher Sinn und einfache Sitte, volltönende, rauhe Mannesſprache, markiger Dialog und kräftige Charakteriſtik, ſo im Werther Fülle des Gefühls, ſchauervolle Kataſtrophen, Geiſt, Leben, Wärme. Die reizbare Empfindſamkeit Werthers, ſein warmes, liebekrankes Herz, ſein natürlicher Trübſinn, der zuletzt in Schwermuth übergeht, — Alles macht ſeinen Charakter und ſeine Schickſale für uns anziehend, — wenn man gleich geſtehen muß, daß dieſe Natur unheilbar vom tödtlichen Wurme angefreſſen ſei, weßhalb kein Verſtändiger eine Apologie des Selbſtmords darin erblicken wird. — Ein weiteres Stück, *Clavigo*, ein bürgerliches Trauerſpiel, das in acht Tagen ausgearbeitet wurde, folgte 1774.

Inzwiſchen kam Göthe mit dem frommen Gottesgelehrten und Phyſiognomiker Lavater, wie mit dem Erziehungskünſtler Baſedow in nähere Berührung, ſowie mit dem Philoſophen Friedrich Jacobi, und fand durch Spinoza's Ethik Beruhigung ſeiner Leidenſchaften und eine große und freie Ausſicht über die ſinnliche und ſittliche Welt. Dabei eröffneten Reiſen an den Rhein hinab und in die Schweiz immer weitern und mannigfaltigern Blick in die Welt und boten Nahrung für künſtleriſchen und allgemein menſchlichen Sinn, ſo wie Anlaß zu allerhand ernſten, ja religiöſen Betrachtungen. Er neigte ſich ſelbſt eine Zeitlang bedeutend zur Brüdergemeinde hin.

War Göthe ſeither ohne eigentliche Berufsthätigkeit geweſen, ſo ſah er ſich nun unverſehens auf einen neuen, glücklichen Lebensweg gedrängt. Durch von Knebel, der, ſelbſt als Schriftſteller geſchätzt, damals Inſtruktor des Prinzen Conſtantin von Weimar war, ward er dem Erbprinzen von Weimar, der durch Frankfurt reiſte, im December 1774 „als Dr. Göthe" vorgeſtellt. Der Erbprinz erkannte Göthe's Genius und knüpfte ſogleich freundſchaftliche Verbindung mit ihm an. — Dieſe Bekanntſchaft war entſcheidend für Göthe's ganzes übriges Leben. So ſpielt oft das Verhängniß mit den Schickſalen der Sterblichen, oder ſagen wir lieber chriſtlicher: ſo durchkreuzt oft die Vorſehung die Plane der Menſchen und führt durch unbedeutend ſcheinende Anfänge auf nene, ungeahnte bedeutungsvolle Lebensbahnen. Einen ganz andern Lebensplan hatte der immer ſorgliche Vater, der kein Vertrauen auf Fürſtengunſt und Fürſtendienſt hatte, für den Sohn ausgedacht. Zwar durch den Großvater und dann durch den Oheim war unſer Göthe vom Rathe ausgeſchloſſen,

Digitized by Google

da nicht Mehrere derſelben Familie in demſelben ſitzen durften, aber es gab noch manche bürgerliche Stellen, auf die man Anſpruch machen und in denen man behaglich die Zukunft erwarten konnte, und zu derlei Vorſchlägen und Ausſichten geſellte ſich noch eine zarte, zwar ruhige, aber herzliche Neigung, die zu beſtimmter Häuslichkeit und baldiger Gründung einer feſten Exiſtenz aufzufordern ſchien; ſchon bereitete die Mutter das für Gründung eines eigenen Herdes Erforderliche mit mütterlicher Sorglichkeit und Behaglichkeit zu; um aber den Sohn, „deſſen leichtſinnige Freigebigkeit und Verbürgungsluſt ſie kannte,“ vorher aus manchen Verbindungen zu reißen, die ihr mißfielen, ſollte dieſer die ſchon längſt bezweckte italieniſche Reiſe, die der gute Vater wieder in Anregung brachte, antreten; doch dachte ſie die ſchon eingeleitete Verbindung mit jenem liebenswürdigen Mädchen vorher zu befeſtigen, damit eine Rückkehr in's Vaterland wünſchenswerther und eine endliche Beſtimmung entſchieden werde. Es waren ſchöne, freundliche Pläne der Eltern und auch der Sohn hatte Nichts dagegen einzuwenden; aber im Rathe des Himmels war es anders beſchloſſen. Durch jenen Beſuch des Erbprinzen von Weimar ſollte ſeine Zukunft eine ganz andere Wendung nehmen. Denn dieſer blieb nicht nur fortan in dem angeknüpften freundſchaftlichen Verhältniß mit Göthe, ſondern als er 1776 zur Regierung gelangte, ſo lud er ſeinen genialen Freund an den Hof zu Weimar ein. Die Verhältniſſe waren allerdings dort erwünſcht; die Herzogin Amalia hatte zur Erziehung ihrer Prinzen die vorzüglichſten Männer berufen; die Fürſtin, wie auch die Prinzen ſchützten und ehrten die Künſte, Wieland ſtand in großer Gunſt und eines der berühmteſten Theater war allda; die benachbarte Univerſität Jena vertrat die Wiſſenſchaft durch bedeutende Lehrer; der neue Herzog hatte viel Geiſt, den beſten Willen und den feſten Vorſatz, in ſeiner hohen Stellung möglichſt viel Gutes zu wirken. — Göthe ward ſogleich Weimariſcher Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimerathskollegium und 1779 wirklicher geheimer Rath. Ein Beweis der fortdauernden innigen Freundſchaft des Herzogs war, daß Göthe in Geſellſchaft ſeines Fürſten und Freundes noch in demſelben Jahre eine zweite Reiſe in die Schweiz machte. Im Jahr 1782 ward er zum Kammerpräſidenten und in den Reichsadelſtand erhoben.

Doch wichtiger als dieſe Aeußerlichkeiten iſt für ſein inneres Leben ſeine Reiſe nach Italien, wo er zwei Jahre, von 1786—1788 verblieb, alle Gegenden, auch Sicilien, beſuchte, am längſten aber in Rom verweilte. Göthe hatte ſchon früher, wo er nur konnte, an den Meiſterwerken älterer und neuerer Kunſt Geſchmack und Einſicht herangebildet, und ſchon als Jüngling fand er in ihnen für ſeine Beſtrebungen ein leitendes Vorbild und abſtrahirte von den Schöpfungen dieſer Schweſterkunſt geeignete Regeln für jene. Man kann daher denken, welch' großen Einfluß der Aufenthalt in dem claſſiſchen Lande der Kunſt auf ihn haben mußte. Ueber die dort erfahrene innerliche Umwandlung ſchreibt er ſelbſt von Rom aus am 20. December 1786: „Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was rechts zu lernen; daß ich aber ſo weit in die Schule zurückgehen, daß ich ſo viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich ſelbſt verläugnen muß, deſto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeiſter, der einen Thurm aufführen wollte und ein ſchlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er ſchon aus der Erde gebracht hat, ſeinen Grundriß ſucht er zu erweitern, zu veredeln, ſich ſeines Grundes mehr zu verſichern, und freut ſich ſchon im Voraus der gewiſſern Feſtigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die *moraliſchen Folgen* an mir zu fühlen ſein möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja es iſt zugleich mit dem Kunſtſinn der ſittliche, welcher große Erneuerung leidet.“

Auch in Italien war der Dichter mitten in künſtleriſchen Genüſſen nicht läſſig im poetiſchen Schaffen. *Iphigenie* ward 1787 und *Egmont* 1788 in Rom gedichtet. In die eigentliche italieniſche Opernform und ihre Vortheile hatte er ſich bei ſeinem Aufenthalt in dem muſikaliſchen Lande recht eingedacht und einſtudirt; deßhalb unternahm er mit Vergnügen, *Claudine von Villa bella* metriſch zu bearbeiten, ingleichen *Erwin und Elmire*. Nach der Rückkehr von Italien ward auch *Taſſo* abgeſchloſſen, aber erſt 1790 dem Publikum überliefert; ebenſo beſchrieb er den heitern *Römiſchen Carneval*, und 1790 folgte auch der lang im Geiſte herumgetragene *Fauſt*, ſeine tiefſinnigſte und großartigſte Dichtung.

Von Italien war Göthe weicher, ernſter und ſehnſüchtiger zurückgekommen. — Kaum war er in das Weimariſche Leben und die dortigen Verhältniſſe und Beſchäftigungen wieder eingerichtet, als ſich die franzöſiſche Revolution entwickelte und die Aufmerkſamkeit aller Welt auf ſich zog. Schon mehrere Jahre vorher hatte die berüchtigte Halsbandgeſchichte, jene elende Intrigue, die eins der Mittel zweiten Ranges ward, um die franzöſiſche Revolution zu beſchleunigen und eine der Quellen jener Vorurtheile des Volks gegen die Königin, einen unausſprechlichen Eindruck auf ihn gemacht. Ihm erſchienen die gräulichſten Folgen geſpenſterhaft, deren Erſcheinung er geraume Zeit nicht los werden konnte, ſo daß er ſeinen Freunden damals wie wahnſinnig vorkam, was ſie ihm erſt, als die Revolution ausgebrochen war und ſie ſeine poetiſche Divinationsgabe erkannten, eröffneten. —

Da er auch ſeine früheren Verhältniſſe zur Univerſität Jena wieder anknüpfte, ſo wurden wiſſenſchaftliche Bemühungen angeregt und begünſtigt. Eine angenehme Beſchäftigung war ihm, unter Mitwirkung vorzüglicher ſachkundiger Männer, die dortigen Muſeen vermehrt aufzuſtellen und zu ordnen, und er fühlte ſich bei Betrachtung der Natur für den Mangel an Kunſtleben

Digitized by Google

einigermaßen entſchädigt. Im Jahre 1790 ſchrieb er die Metamorphoſe der Pflanzen. Wie er nämlich bei jeder Einzelheit nach einem Urgeſetz ſuchte, ſo ſtrebte er auch die Urpflanze zu entdecken. Er ſchrieb darüber an Herder ſchon von Neapel aus, daß er dem Geheimniß der Pflanzenerzeugung und Organiſation ganz nahe, und daß es das Einfachſte ſei, was nur gedacht werden könne. Den Hauptpunkt, wo der Keim ſtecke, habe er ganz klar und zweifellos, und alles Uebrige ſehe er auch ſchon im Ganzen. Die Urpflanze werde das wunderlichſte Geſchöpf von der Welt, um welches ihn die Natur ſelbſt beneiden ſolle. Mit dieſem Modell und dem Schlüſſel dazu könne man alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden, die conſequent ſein müſſen, das heißt: die, wenn ſie auch nicht exiſtiren, doch exiſtiren könnten und nicht etwa maleriſche oder dichteriſche Schatten ſeien, ſondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben; dasſelbe Geſetz werde ſich auf alles übrige Lebendige anwenden laſſen. — Zu gleicher Zeit war maleriſche Farbengebung ſein Augenmerk, und zu ſeinem Erſtaunen fand er, die Newton'ſche Theorie ſei falſch und nicht zu halten. Durch fortgeſetztes Beobachten und Nachdenken bildete er ſo allmälig die berühmte Göthe'ſche Farbenlehre (die er aber vollſtändig erſt 1810 veröffentlichte), und die immer mehr zur Anerkenntniß kommt. Göthe faßte nämlich die Farbenerſcheinungen allſeitig auf, und entdeckte die Farben, die ſich gegenſeitig im Auge bedingen und hervorrufen, als Gelb und Violet, Orange und Blau, Grün und Purpur. — Auch die Anfänge der 1817 vollſtändig veröffentlichten Morphologie treten um dieſe Zeit (1790 ff.) ſchon deutlich hervor. Göthe war nämlich völlig überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphoſe ſich erhebender Typus gehe durch die ſämmtlichen organiſchen Geſchöpfe durch, offenbare ſich in unendlichen Individualitäten, indem er ſich in aufſteigender Linie verwandle und veredle, laſſe ſich auf gewiſſen mittlern Stufen gar wohl beobachten und müſſe auch da noch anerkannt werden, wenn er ſich auf der höchſten Stufe der Menſchheit in's Verborgene beſcheiden zurückziehe. Dieſe Lehre iſt ſo bedeutend, daß man von ihr eine neue Epoche in der Wiſſenſchaft datirt, und daß namhafte Gelehrte von ihr ſagen, ehe dieſe Idee von der Metamorphoſe ausgeſprochen worden, habe es keine Naturwiſſenſchaft im höheren Sinne gegeben. Das Studium der Natur hatte zu der Zeit den ſinnigen Dichter und Denker ſo eingenommen, daß, als er nach Schleſien gefordert wurde, wo eine bewaffnete Stellung zweier großer Mächte den Congreß von Reichenbach begünſtigte, er mitten in der bewegten und glänzenden Welt unausgeſetzt ſich mit — vergleichender Anatomie beſchäftigte.

Von eigentlich Poetiſchem, das in dieſen Jahren entſtand oder doch vorrückte, iſt außer Reineke Fuchs, der zwiſchen Ueberſetzung und Umarbeitung mitten inne ſchwebt, nur Wilhelm Meiſter zu nennen, der ſchon lange vorbereitet und concipirt war. — Damit er übrigens doch von dichteriſcher und äſthetiſcher Seite nicht zu kurz käme, übernahm er die Leitung des Hof-Theaters, die er mit Liebe beſorgte, während die ungeheuren Bewegungen innerhalb Frankreichs jeden Tag beängſtigten und die Beſorglichkeiten immer näher rückten.

Nun aber wurde poetiſche Thätigkeit wieder mächtig erweckt durch das ſich ſchnell entwickelnde Verhältniß zu Schiller. Göthe ſelbſt äußert ſich hierüber irgendwo, es habe bei ſeiner Freundſchaft mit Schiller etwas Dämoniſches obgewaltet, ſie hätten früher, ſie hätten ſpäter zuſammengeführt werden können, aber daß es gerade in der Epoche geſchehen ſei, wo er die italieniſche Reiſe hinter ſich gehabt und Schiller angefangen habe, der philoſophiſchen Speculation müde zu werden, ſei von Bedeutung und für Beide von größtem Erfolge geweſen; und an Schiller ſelbſt ſchreibt er: „Sie haben mich von der allzuſtrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältniſſe auf mich ſelbſt zurückgeführt. Sie haben mich die Vielſeitigkeit des innern Menſchen mit mehr Billigkeit anzuſchauen gelehrt; Sie haben mir eine zweite Jugend verſchafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu ſein ich ſo gut als aufgehört hatte.“ Was Göthe im Stillen gearbeitet, angefangen, unternommen, ward nun zur Reife und an's Tageslicht gefördert, und er ſagt ſelbſt in den Tages- und Jahresheften: „Für mich war es ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeſchloſſenen Samen und Zweigen hervorging.“ Wilhelm Meiſter wurde nun vollendet, die Xenien mitgedichtet, die herrlichen Balladen und Romanzen, im Wetteifer mit Schiller, geſungen, ſo wie die Elegieen. Ferner erſchien Hermann und Dorothea 1798, die natürliche Tochter 1804, und eigentlich gehören auch „die Wahlverwandtſchaften“ in dieſe Zeit des Freundſchaftbundes mit Schiller, obgleich ſie erſt ſpäter veröffentlicht wurden, und noch vieles Andere.

Fünf und vierzig Jahre alt war Göthe, als er 1794 den Bund mit Schiller ſchloß und hier mag denn auch der Ort ſein, uns ſeine äußere Geſtalt zu vergegenwärtigen, wie ſie um eben dieſe Zeit einem unbefangenen Beurtheiler ſich darſtellte. D. Veit ſagt in einem Briefe: „Er iſt von weit mehr als gewöhnlicher Größe und dieſer Größe proportionirt, ſtark, breitſchulterig. Die Stirn iſt außerordentlich ſchön, ſchöner als ich ſie je geſehen; in ſeinen Augen iſt viel Geiſt, unter den Augen hat er ſchon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt ſieht man ihm das Alter von 44 bis 45 Jahren recht eigentlich an; man behauptet hier, daß er während ſeines Aufenthalts in Italien etwas gealtert habe. Die Naſe iſt eine Habichtsnaſe, nur daß die Krümmung in der Mitte ſich ſanft verliert. Der Mund iſt ſehr ſchön, klein und außerordentlicher Biegungen fähig. Wenn er ſchweigt, ſieht er recht ernſthaft aus, aber nicht mürriſch und kein Gedanke, keine Spur von Aufgeblaſenheit. Das

Digitized by Google

Geſicht iſt voll, mit ziemlich herabhängenden Backen. Er hat eine männliche, ſehr braune Geſichtsfarbe, die Farbe der Haare iſt etwas heller.“

Das Verhältniß zu Schiller ward immer inniger, namentlich als Schiller durch Göthe's Vermittlung von Jena nach Weimar herüberzog, und dieſer Geiſterbund iſt ein ſchönes Denkmal in der Geſchichte der deutſchen Literatur. Wie ſie ſelbſt ohne Eiferſucht ihre verſchiedene Eigenthümlichkeit und die daraus hervorgehenden Produkte anerkannten und ſchätzten, ſo ſollten auch wir ſie Beide in ihrem hohen Werthe auf ihrer Höhe liebe- und dankvoll neben einander ſtehen laſſen. Ueber ihre verſchiedene Eigenthümlichkeit ſei hier nur kurz ſo viel bemerkt. Man ſagt häufig: Schiller ſei der Dichter des *Ideals*, Göthe der der *Wirklichkeit*. Aber in der Kunſt darf das Ideal und die Wirklichkeit einander nicht alſo entgegengeſetzt werden, das Ideal darf kein abſtraktes, leeres, noch die Wirklichkeit die gemeine ſein, ſondern Poeſie ſtellt die innerſte Wahrheit alles Seins dar. Schiller allerdings kam durch ſeine Individualität und wohl auch durch ſeine philoſophiſchen Studien dahin, daß er die Idee für höher hielt, als die Natur, ja daß er die Natur manchmal vernichtete, während Göthe in ſich ſelbſt entäußernder Hingabe an die äußerliche Geſtalt des gegenwärtigen Lebens das Allgemeine, das Ideal für ſich betrachtet, für etwas Leeres hielt und ſich mehr der Wirklichkeit zuneigte, die er poetiſch zu erfaſſen ſuchte. Doch verwirft er das wahre Ideale nicht, ſondern er fragt ſelbſt: „Was ſoll das Reale an ſich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargeſtellt wird; aber der eigentliche Gewinn für unſere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging.“ Er bemerkt deßhalb auch: „Schillers ideelle Tendenz konnte ſich meiner reellen gar wohl nähern, und weil beide vereinzelt doch nicht zu ihrem Ziele gelangen, ſo trafen zuletzt beide in lebendigem Sinne zuſammen.“

Schiller und Göthe ſind das Zwillingsgeſtirn, das auf Deutſchland herniederſchimmert; beide ſind ein gleich ächter Abdruck deutſcher Nationalität, nur in jedem eine verſchiedene Seite hervorgetreten. Aehnlich ſingt auch Jens Baggeſen:

Wer iſt erhab'ner? Im ewigen Flug lichtvoller Gedanken
Schwebet der Schiller'ſche Geiſt, gleich der unendlichen Zeit;
Und in unendlicher Ruh', ausſtrömend die Gluth der Empfindung,
Dehnt ſich das Göthe'ſche *Herz*, gleichend dem ewigen Raum.

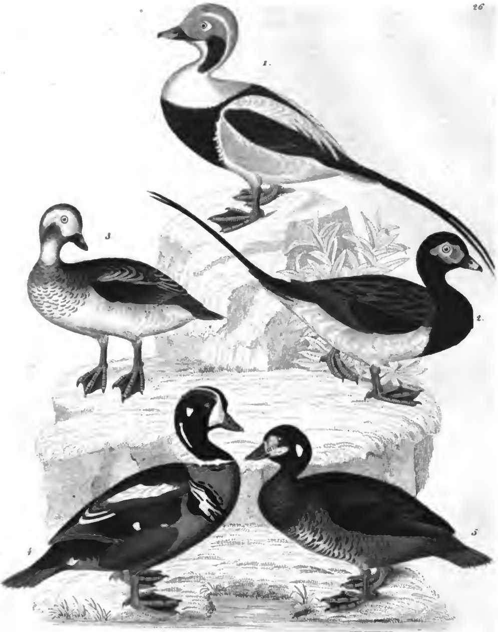
Als Schiller ſtarb, wagte man nicht, dieß Göthe, der ſelbſt leidend war, anzuzeigen; er weinte heftig über Schillers Tod und trauerte tief und lange. Schon dieß ſollte ein Beweis ſein, daß er nicht der Egoiſt war, für den ihn Manche ausgeben möchten, wenn wir auch einzelne Schwächen — ein Tribut, den auch der Beſte der menſchlichen Gebrechlichkeit geben muß — nicht abläugnen wollen. Namentlich iſt es nicht zur Nachahmung zu empfehlen, daß er den Ernſt des Lebens allzu behaglich von ſich ſchüttelte, indem er ihn ſtets, ſei es zur Buße oder zum Troſt, zum Gegenſtande dichteriſchen Spiels machte und in das Reich der Einbildungskraft zog. Aber perſönliche Tüchtigkeit, wohlwollende, gerechte Geſinnung, Begeiſterung für das entſchieden Treffliche kann man ihm nicht abſprechen. Ueberhaupt wer ſo vortreffliche Werke hervorbringt, muß auch als Menſch ſeinen hohen Werth haben; denn das Talent, das nicht verbunden iſt mit innerer Sittlichkeit, widerſpricht ſich und tritt als ſich verzehrende Lüge hervor.

Lange nach Schillers Tod ſchrieb Göthe an Zelter: mit Schiller ſei ſeine beſſere Hälfte geſtorben. Wirklich war auch ſeine poetiſche Blüthe vorbei. Er dichtete nur noch den *weſtöſtlichen Divan*, *Meiſters Wanderjahre* und den vom erſten Theil ſehr abſtechenden zweiten Theil von *Fauſt*. Außerdem ſammelte und ergänzte er ſchon Vorhandenes und gab es heraus, und ſchrieb unter Anderem die höchſt ſchätzenswerthen Erinnerungen: „*Aus meinem Leben*“ mit großväterlicher Redſeligkeit, die in Erfahrungen Weisheit predigt. Dieſe mit ſorgfältiger Treue behandelte Selbſtbiographie nannte er nur deßhalb „*Dichtung und Wahrheit*,“ weil er damit beſcheiden zugeſtehen will, daß der Menſch unwillkürlich in der Gegenwart, ja vielmehr noch in der Erinnerung die Außenwelt nach ſeinen Eigenheiten bildend modle.

Göthe lebte ein ſchönes, von trautem Freundeskreis umgebenes, geehrtes Alter, ward 1807 vom Kaiſer Alexander mit dem Alexander-Newsky-Orden, von Napoleon mit dem Großkreuz der Ehrenlegion geſchmückt, bekleidete bis in's hohe Alter das Amt eines erſten Miniſters und blieb der vertraute Freund ſeines Fürſten bis an deſſen Tod. Seine naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen ſetzte er fort, — denn er ſah Gott in der Natur und die Natur in Gott, — bis der Tod den 83jährigen Greis zu höheren Anſchauungen abberief, den 22. März 1832.

Göthe wird ſtets für einen der größten Dichter aller Zeiten gelten, und wird neben Schiller mit Recht der größte Deutſchlands genannt. Er hat in allen Gattungen der Poeſie, vom einfachen Liede an bis zum Epos und Roman, in der Komödie wie in der Tragödie, in der Satyre wie in der Elegie u. ſ. w. Herrliches hervorgebracht. Stets war er ganz ſeinem Gegenſtande angemeſſen und dabei war er immer ein Anderer, ein wechſelnder Proteus. Hatte er z. B. im Werther die Rechte des Gefühls gegen den Zwang geſellſchaftlicher Verhältniſſe geltend gemacht und dadurch wider Willen eine krankhafte Sentimentalität nicht ſowohl herbeigeführt, als ihr blos Stimme verliehen, wodurch jene ſich nun für berechtigt hielt, ſo hat er dagegen im *Triumph der Empfindſamkeit* mit der Kraft der Ironie gleichſam das Heilmittel gegen daſſelbe Fieber gegeben, und hat gezeigt, daß er das ſchöne Gefühl der Empfindſamkeit in ſeinen Uebertreibungen, Ausartungen und Verwöhnungen mit Freiheit und hellem Blicke erkannte und zu verſpotten wußte. Im Götz von Berlichingen hat er uns in die Ritterzeit Deutſchlands verſetzt, in der künſtleriſch vollendeten

Digitized by Google



Lith. Anst. v. C. Hoch in Stuttgart 1844

Digitized by Google

Iphigenia, dieſem Nachgeſang der Griechen, in's alte Griechenland, und im Egmont in die politiſch und religiös bewegten Niederlande gezaubert. In den Römiſchen Elegieen hat ſich der Dichter mit ebenſoviel Geiſtesgewandtheit als Geſchmack zum deutſchen Properz umgeſtaltet, und im weſtöſtlichen Divan empfand er den Orient heiter nach. Hat er im Taſſo den Gegenſatz zwiſchen Hof- und Dichterleben trefflich dargeſtellt, ſo ſind ſeine Idyllen voll einfacher Anmuth und Innigkeit des Gefühls, — ſo gab er in dem Epos: Hermann und Dorothea ein homeriſches Gemälde des häuslichen Lebens der Deutſchen aus dem Mittelſtande, und im Wilhelm Meiſter eine Entwicklungs- und Bildungsgeſchichte, reich an mannigfachen Geſtaltungen und an äſthetiſchen und pſychologiſchen Lehren. Und ſein Fauſt? Wer kennt nicht mehr oder minder jene Kämpfe, jenes Ringen mit den uralten Räthſeln und mit dem eigenen Innern? Endlich der reiche, volle Kranz ſeiner herrlichen lyriſchen Blüthen! Er ward deßhalb als Dichter auch ſogleich mit begeiſtertem Zurufe empfangen und hat nachhaltig gewirkt. Byron geſteht, daß Göthe auf ihn fruchtbaren Einfluß gehabt; Walter Scott erklärt, daß der Hinblick auf ihn ſeine erſten literariſchen Schritte geleitet; Schiller empfing von ihm, wie er ihn anregte; Tieck, Uhland, Platen, Chamiſſo, Schwab u. A. haben ihm nachgeſtrebt, und ſich, wie Rückert ſagt, in ſeiner Verehrung herangebildet. Viele ſeiner Schriften ſind faſt in alle europäiſche Sprachen überſetzt, ſelbſt in's Böhmiſche, Lateiniſche, Neu- und Altgriechiſche.

Doch nicht nur der innerliche Menſch, ſondern auch der äußerliche in ſeiner organiſchen Bildung, ſo wie alle Geſchlechter der Thiere, der Pflanzen Schaar, das Innere der Erde und das Felsgeſtein der Gebirge, die Meteore des Himmels, die Wolke in ihrer Bildung und Umbildung, das Licht und die Farbe waren nicht minder Gegenſtand ſeines Beobachtens und Forſchens, als es Literatur, Malerei, Sculptur und Architectur waren. Hier aber hatte er Anfangs — als Naturforſcher — mit völliger Mißachtung zu kämpfen, und ſeine erſten veröffentlichten Forſchungen wurden mit ſchlechtem Danke und hohlen Redensarten der Schule zurückgewieſen. Doch die Zeit hat bereits gerichtet und ihm den Kranz der Unſterblichkeit auch als Naturforſcher gereicht. Selbſt ein Alexander von Humboldt hat erklärt, Göthe habe bewieſen, daß „es der Poeſie wohl gelingen könne, den Schleier der Natur aufzuheben.“

Auch in dieſer Beziehung bewährt ſich an ihm ſelbſt, was Göthe ſingt:

„Es wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf ſeines Gleichen;
Denn was ein guter Menſch erreichen kann,
Iſt nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen;
Drum lebt er auch nach ſeinem Tode fort,
Und iſt ſo wirkſam, als er lebte;
Die gute That, das ſchöne Wort,
Es ſtrebt unſterblich, wie er ſterblich ſtrebte.“

Rudolf Binder.

Enten.

(Taf. 26.)

Die Enten haben einen breiten, flach gewölbten Schnabel, welcher vorn breiter als hinten, an ſeinem Grunde breiter als hoch und an ſeiner Spitze mit einem breiten Nagel verſehen iſt. Beide Kinnladen haben häutige Lamellen. Die dicke, fleiſchige Zunge füllt den Schnabel aus. Naſenlöcher eirund, durchſichtig, am Grunde des Schnabels ſtehend. Bei ihren Füßen ſtehen 3 Zehen nach vorn und eine nach hinten, jene ſind mit einander durch Schwimmhäute verbunden, dieſe aber frei, belappt oder unbelappt. Nach der Hinterzehe laſſen ſich die Enten in zwei große Abtheilungen bringen, worauf wir weiter unten verweiſen. Ihre Flügel ſind kurz, tragen auf ihrer Mitte den ſogenannten Spiegel, welcher eine ganz andere und lebhaftere Farbe beſitzt, als die angränzenden Federn, und beim Männchen feuriger als beim Weibchen iſt. Der kurze Schwanz beſteht aus 14 bis 20 Federn, welche ſehr zugeſpitzt ſind.

Sie ſind über die ganze Erde verbreitet, doch lieben ſie mehr die gemäßigte Zone; man trifft ſie ſowohl auf dem Meere, als auch auf ſüßen Waſſern an. Diejenigen Enten, welche auf dem Meere leben, verlaſſen daſſelbe in der Regel blos zur Brütezeit, wo ſie den Landſeen, Sümpfen, Flüſſen u. ſ. w. nachziehen, oder ſuchen die nahe gelegenen Küſten und Klippen auf, oder wenn der Winter eintritt, wo ſie bei vielem Schnee und Eis ſich nicht mehr halten können, ziehen ſie nach ſüdlicheren Gegenden. Ihr kunſtloſes Neſt wird an den verſchiedenartigſten Stellen angebracht, bald iſt es auf einem Binſenhaufen, bald unter einem Buſche, bald gebrauchen ſie einen Weidenkopf oder ein verlaſſenes Krähenneſt, bald im Getreide, bald auf Wieſen, einige brüten ſogar in Erd- und Felſenlöchern, wie die Roth- und Brandente (Anas rutila und tadorna). Die Eier, 6 bis 16 an der Zahl, von einfacher, entweder weißer, oder gelblicher, oder olivengrüner Farbe, werden mit einem Kranz von Federn, ſogenannten Dunen, umgeben, welche das Weibchen ſich aus der Bruſt herausrupft und beim Wegfliegen die Eier damit bedeckt. Die Brütezeit dauert 3 Wochen. Wird das Weibchen ſchnell auf dem Neſte überraſcht, ſo läßt es oft beim Wegfliegen Koth fallen und beſudelt damit die Eier. Die Jungen werden, ſobald ſie auskriechen, auf das Waſſer gebracht, und daſelbſt von der Mutter mit der größten Sorgfalt bewacht, während ſich das Männchen gar nichts um ſie bekümmert, überhaupt Letzteres vom ganzen Brütgeſchäft gar nichts wiſſen will, daher man Männchen oft an ganz entlegenen Stellen, wo ſich in der Regel keine Enten aufhalten, antrifft. Sind die Jungen in einem alten Krähenneſte ausgeſchlüpft, ſo werden ſie von der Mutter im Schnabel auf das Waſſer getragen. Ihre Nahrung nehmen ſie nicht allein aus dem Pflanzenreich, ſondern auch aus dem Thierreich; vom erſteren lieben ſie die Wurzeln, Blätter und Samen der Waſſer- und Sumpf-Pflanzen,

Digitized by Google

einige ſogar reiſes Getreide; vom letzteren verzehren ſie Würmer, Muſcheln, Schnecken, Inſekten, junge Fröſche und Fiſche, Froſch- und Fiſchlaich, ſogar auch Aas und Excremente. Sie ſuchen ihre Nahrung gewöhnlich im Schlamm und an Waſſerpflanzen, andere müſſen, wie die Tauchenten, ſolche auf dem Grunde des Meeres holen.

Sie ſind ſehr gute Schwimmer, können aber auf dem Lande wegen ihren weit nach hinten gerichteten Füßen ſchlecht gehen, daher ihr Gang ein ſogenanntes Watſcheln iſt. Ihr Geſicht und Gehör iſt ſehr ſcharf, am ausgebildetſten iſt ihr Geruch, daher ſie ſich ſchon aus dem Waſſer erheben, ehe ſie ein Raubthier oder einen Jäger erblicken oder hören. Die Stimme iſt ein Quacken, ſelten ein Pfeifen.

In großen Geſellſchaften beiſammen, ſind ſie ſehr ſcheu, beſonders in ſolchen Gegenden, wo ſie öfters verſcheucht werden, in öden Gegenden aber, und Paarweiſe beiſammen, ſind ſie weniger ſcheu, und laſſen ſich daher beſſer beſchleichen. Gewöhnlich werden oft mehrere Gattungen beiſammen angetroffen, ſtreichen ſie aber auf, ſo ſind ſie gewöhnlich noch eine kleine Weile beiſammen, trennen ſich aber ſpäter nach Gattungen von einander ab. Sie haben einen leichten und ſchnellen Flug, und laſſen in der Luft durch die ſich ſchnell wiederholenden Flügelſchläge ein Pfeifen hören.

Die Enten mauſern ſich, mit Ausnahme der Männchen, nur einmal des Jahres. Die Jungen werfen ihr grünlichgelbes Dunenkleid erſt zu Ende des Herbſtes ab, und gleichen dann ihrer Mutter, welch' Letztere ſich erſt abmauſert, wenn ihre Jungen ſchon fliegen können. Während das Weibchen noch brütet, wechſelt das Männchen ſchon ſeine Federn und bekommt ein demſelben ſehr ähnliches Gefieder, welches es aber nicht lange trägt, ſondern nach ſehr kurzer Zeit ſein Winterkleid, auch Pracht- und Hochzeitkleid genannt, anlegt, welches ſehr lebhaft gefärbt iſt und in der Regel ganz andere Farben hat, als das des Weibchens. Sonderbar bei ihrer Mauſer iſt ſowohl beim Männchen als Weibchen, daß die Schwingfedern zuletzt ausfallen, daher ſie zu dieſer Zeit nicht fliegen können und deßhalb leicht zu erlegen ſind; ſie halten ſich daher in dieſer Periode immer verſteckt im hohen Schilfe und Rohr auf.

Sie ſind bei mondheller Nacht ſehr munter und ſchlafen nur bei ſtockfinſterer Nacht oder am Tage, entweder auf dem Waſſer, oder auf feſten Plätzen an demſelben, in der Regel ſtecken ſie dabei ihren Kopf unter den Flügel.

Die Männchen haben einen complicirten Luftröhrenapparat, welcher ſich in zwei Aeſte theilt, und unten mit einer Luftkapſel verſehen iſt; wegen dieſes Apparates haben die Männchen eine ganz andere Stimme als die Weibchen, welch' Letzteren ſolcher fehlt. Durch das eben Angeführte laſſen ſich die Enten leicht von den Gänſen unterſcheiden.

Feinde haben ſie an allen großen Raubthieren und Raubvögeln, beſonders werden die Eier durch Füchſe, Iltiſſe, Wieſel, Ratten, Elſtern und Weihen öfters zerſtört, ebenſo wird den Jungen durch die angeführte Raubvogelart und durch Möven ſehr nachgeſetzt.

Die Enten ſind ſehr nützliche Vögel, ſie liefern uns ſehr ſchmackhafte Eier und ein gutes Fleiſch, wie die Süßwaſſerenten, doch gibt es mehrere Arten, von denen man die Eier und das Fleiſch wegen ihres thranigten Geſchmackes nicht gebrauchen kann. Ihr Hauptnutzen, den ſie uns leiſten, ſind ihre Federn; hauptſächlich geſchätzt ſind die Dunen, welche von der Eiderente (Anas mollissima) gewonnen werden; es ſind dieß die Federn, welche das Weibchen zur Brütezeit ſich aus der Bruſt herausrupft und ſo leicht eingeſammelt werden können, was aber oft an den Meeresküſten mit Lebensgefahr verknüpft iſt. Gewöhnlich nimmt man ſie ihnen nur einmal, beſonders da, wo das Geſchäft unter Aufſicht der Regierung ſteht; in anderen Gegenden werden ſie ihnen auch öfters genommen, ſo daß die Weibchen auf der Bruſt oft ganz kahl ſind. Die Dunen müſſen, ehe ſie in den Handel kommen, geputzt und von Unrath gereinigt werden.

Die Enten haben, wie alle größere Geſchlechter, ſchon ſehr viele Eintheilungen erlitten. Bei Oken ſtehen ſie in der vierten Sippe und bilden daſelbſt das dreizehnte Geſchlecht. Wir bringen ſie hier nur in zwei große Abtheilungen: in tauchende und in nicht tauchende.

I. Tauchenten.

Sie haben eine belappte Hinterzehe, tauchen nach ihrer Nahrung, welche aus Muſcheln, Schnecken, Würmern, Inſekten, kleinen Fiſchen und Waſſerpflanzen beſteht, oft bis auf den Grund des Waſſers unter.

1) Die Eisente (Anas glacialis).

Figur 1 iſt ein Männchen im Prachtkleide. Die hintern Kopffedern ſind verlängert und bilden eine Art Holle. Vom Schnabel läuft gegen die Ohrengegend ein großer, röthlichgrauer Fleck, in welchem die gelbrothen Augen liegen, welche aber mit weißen Federn umgeben ſind. Von dieſem Fleck geht ein anderer, der Länge des Halſes folgend, gegen den Kropf, hat aber eine ganz andere Färbung, denn er iſt dunkelbraun. Der übrige Kopf, der Hals, Kropf und Nacken ſind weiß, mehr aſchgrauer ſind die Schulter- und Tragfedern, der Bauch und die kleinern Schwanzfedern. Die Bruſt und der Rücken ſind dunkelbraun, und durch eine Binde von eben ſolcher Farbe mit einander verbunden. Der obere Theil des Flügels, die Schwingen, der Bürzel und die zwei langen Schwanzfedern ſind ſchwarz. Der Spiegel hat eine gelbröthlichbraune Farbe. Ueber den ſchwarzen Schnabel läuft eine ſchön orangegelbe Binde. Das Männchen im Sommerkleide iſt bei weitem dunkler gefärbt, und hat viel weniger weiß, ſiehe Fig. 2. Der ganze Kopf, Hals und Bruſt, mit Ausnahme des hellſchwärzlichen Fleckes, vom Schnabel bis weit über die Augen, ſind tief ſchwarzbraun, die Schulterfedern ſchwarz, roſtbraun geſäumt, die Ober-

Digitized by Google

flügel, Schwingen, Bürzel und die zwei langen Schwanzfedern dunkelbraun. Der Spiegel hat eine viel lichtere (hellbraune) Farbe. Der Bauch und die untere Seite des Schwanzes, nebſt einigen Schwanzfedern, ſind weiß. Der ſchwarze Schnabel mit fleiſchrother Binde. Das Weibchen (Fig. 3) iſt ſehr verſchieden. Vom Schnabel läuft ein hellſchwarzer Streifen über den Scheitel und Hals gegen den Rucken, von gleicher Farbe iſt die Kehle, der große Fleck unter dem Auge und die Bruſt, welch' letztere aber gegen den Bauch hin mit röthlichbraunen Flecken beſtreut iſt; das Uebrige am Kopfe iſt weiß. Die Schulterfedern ſchwärzlich, die oberen mit grauer, die unteren mit hellbrauner Einfaſſung. Flügel und Schwanz ſchwarz. Den Weibchen fehlen die zwei verlängerten Schwanzfedern, welche überhaupt nur den älteren Männchen eigen ſind. Die Iris iſt gelbbraun. Auf dem ſchwarzen Schnabel iſt ein gelber Fleck, welcher aber keine Binde, wie beim Männchen, darſtellt. Die jungen Vögel gleichen ſehr dem Weibchen, nur ſind ſie dunkler gefärbt, haben eine dunkelbraune Iris und keinen Fleck auf dem Schnabel. Die Füße ſind bei allen Geſchlechtern bleifarben, mit ſchwarzen Schwimmhäuten und braunſchwarzen Krallen.

Dieſe Ente bewohnt den hohen Norden von Europa, Aſien und Amerika, und kommt im Winter in zahlreichen Schaaren an die Nord- und Oſtſeeküſten, wo man ſie in den Buchten in ungeheurer Menge antrifft. Da ſie eigentliche Meeresbewohner ſind, ſo verirren ſie ſich ſelten in das Innere der Länder (Deutſchland, Frankreich ꝛc.); dieß ſcheinen überhaupt nur Junge zu thun.

Sie hat eine Art von Geſang, ähnlich dem des Singſchwan, welchen ſie in der Dämmerung bei ruhigem und ſchönem Wetter hören läßt. Es nimmt ſich recht poſſirlich aus, wenn man dieſe Ente, welche gar nicht ſcheu iſt und ſich leicht auf Kähnen ankommen läßt, auf dem Waſſer betrachtet, weil ſie ihren langen Schwanz beinahe ſenkrecht in die Höhe ſtellt. Im Tauchen und Schwimmen beſitzt ſie eine Gewandtheit, gleich den Steißfüßen und Tauchern, und es iſt ihr daher ein Leichtes auf dem Grunde des Meeres ihrer Nahrung nachgehen zu können, welche aus Muſcheln, Schnecken, kleinen Krebſen und Fiſchen, Würmern, Inſekten und aus Waſſerpflanzen beſteht. In ſtrengen Wintern, wenn die Küſten mit vielem Eis bedeckt ſind, ſind dieſe Enten gezwungen weiter auf das Meer zu gehen, wo ſie in der Regel ſehr abmagern, da ſie wegen der Tiefe nicht mehr auf den Grund des Meeres kommen können.

Im Frühjahre verlaſſen ſie ihren Winteraufenthalt und ziehen wieder nach Norden, um daſelbſt zu brüten, welch' letzteres Geſchäft ſie in zahlreichen Schaaren beiſammen verrichten. Ihr kunſtloſes Neſt, das in der Regel an Süßwaſſern, unter Weidenbüſchen oder an den Ufern angelegt wird, enthält 5 bis 8 grünweißliche Eier, welche mit Dunen umgeben werden. Verläßt das Weibchen das Neſt, ſo werden die Eier mit demſelben bedeckt. Gleich nach dem Auskriechen werden die Jungen von der Mutter auf das Waſſer gebracht, wo ſie daſſelbe dann nicht mehr verlaſſen. Wegen ihres thranigen Fleiſches werden ſie ſelten gefangen und gegeſſen.

2) Die Kragenente (*Anas histrionica*).

Dieſe kleine Ente iſt in Figur 4 und 5 abgebildet, die erſtere ſtellt ein Männchen im Prachtkleide dar, welches ſich durch ſein prachtvoll gefärbtes Gefieder leicht von jeder anderen Ente unterſcheiden läßt. Der ſchwarze, in's Violette ſchimmernde Kopf und Hals iſt über dem Kropfe durch eine weiße Binde begrenzt, welche nach unten mit ſchwarzen Federn eingefaßt iſt. Ueber die Stirne läuft ein ſchwarzer Strich, welcher in der Mitte des Hinterkopfes aufhört, an dieſen legt ſich ein weißer an, der aber nach hinten zu roſtroth wird. An der Schnabelwurzel gegen das Auge hin iſt ein weißer, dreieckiger Fleck, deßgleichen ein runder an dem Ohre und ein länglicher dem Halſe folgend iſt von eben derſelben Farbe. Auf der blaugrauen Bruſt ſteht ein großer, halbmondförmiger, weißer, ſchwarz eingefaßter Fleck. Der Bauch iſt dunkelbraun, die Seiten roſtroth. Der ſchieferfarbige Oberrücken enthält einen weißen, länglichen und breiten Streifen, der nach unten mit ſchwarzen Federn begrenzt iſt. Der Oberflügel ſchwarz, mit zwei weißen Punkten, über dem violeten Spiegel liegen drei weiße, ſchwarz eingefaßte Federn. Die Unterſeite des Rückens und der Bürzel ſind ſchwarz, letzterer hat an ſeiner Seite einen kleinen, viereckigen, weißen Flecken. Die Schwingen und die 14 ſtark zugeſpitzten Schwanzfedern haben eine dunkelbraune Farbe.

Das Sommerkleid von dieſer ſchönen Ente iſt noch nicht bekannt, doch ſoll es dem des Weibchens gleichen.

Das Weibchen (Fig. 5) iſt bei weitem düſterer gefärbt als das Männchen, es fehlen demſelben die ſchönen Federn. Beinahe das ganze Gefieder iſt von dunkel ſchwarzbrauner Färbung. An den Seiten der Bruſt, am Bauche und der Aftergegend geht dieſe dunkle Farbe in ein helleres Braun über. Ueber und unter dem dunkelbraunen Zügel, der vom Schnabel gegen das Auge hin läuft, liegen zwei weiße Flecken, ein ebenſolcher liegt an der Ohrengegend. Die Bruſt iſt mit weißen und braunen Federn gewellt. Ein Spiegel iſt nicht vorhanden, da er die gleichen dunkeln Federn des Flügels zeigt.

Die jungen Vögel gleichen in ihrem Gefieder den Weibchen.

Der Schnabel iſt bei beiden Geſchlechtern ſchwarzgrünlich, die Iris dunkelbraun und die Füße bläulichgrün, mit ſchwarzen Schwimmhäuten.

Sie iſt eine Bewohnerin des hohen Norden von Europa, Aſien und Amerika, und geht höchſt ſelten weiter nach Süden, denn ſie iſt auf der Nordſee ſchon eine Seltenheit. Auf Island, wo ſie ein Standvogel iſt, lebt ſie ſchaarenweiſe beiſammen und brütet auch daſelbſt. Ihre Neſter findet man immer in der Nähe

Digitized by Google

des Meeres, — da ſie eigentliche Seevögel ſind, — ſie ſtehen in der Regel am Ufer unter Weiden, Birken und anderen Gebüſchen, enthalten 5 bis 7 gelbbräunliche Eier, welche von einem Kranz aus Dunen umgeben ſind.

Sie taucht vortrefflich und holt wie die Eisente ihre Nahrung auf dem Grunde des Meeres, welche in allerlei Schnecken, Muſcheln, kleinen Krebſen, kleinen Fiſchen und deren Laich und aus Waſſerpflanzen beſteht.

Um unſere Eintheilung vollends auszuführen, wird es nicht unintereſſant ſein, die übrigen europäiſchen Entenarten hier in Kürze mit Angabe ihrer Vorkommniſſe anzuführen.

3) Die Eiderente (Anas mollissima).

Bewohnt den hohen Norden, häufig an Norwegens und Islands Küſten. Von dieſen kommen die ſogenannten Eiderdunen, welche einen ſehr bedeutenden Handelsartikel der Völker des Nordens ausmachen.

4) Die Prachtente (Anas spectabilis).

Ebenfalls im hohen Norden, findet ſich auch an den Küſten von Norwegen und auf der Oſtſee.

5) Die Scheckente (Anas stelleri).

Im Norden von Aſien und Amerika, doch wurde ſie ſchon in Europa erlegt, wiewohl ſelten.

6) Die Trauerente (Anas nigra).

Im Norden, zur Zugzeit häufig an den Küſten der Nordſee.

7) Die Sammetente (Anas fusca).

Eine Bewohnerin des hohen Nordens, kommt auf dem Zuge an die Küſten der Nordſee und verirrt ſich zuweilen auf den Bodenſee und auf die Seen der Schweiz.

8) Die Brillenente (Anas perspicillata).

In Nordamerika, verirrt ſich von da höchſt ſelten in den Norden von Europa.

9) Die Ruderente (Anas mersa).

Häufig am kaspiſchen Meere und auf den ſalzigen Seen von Rußland, von wo aus ſie nach Ungarn und Oeſterreich auf ihrem Zuge öfters kommt.

10) Die Kolbenente (Anas rufina).

In Sibirien und auf dem kaspiſchen Meere zu Hauſe. Kommt auf ihrem Zuge häufig nach Deutſchland, und wird daher auch öfters auf den Schweizerſeen angetroffen.

11) Die Marmorente (Anas marmorata).

Im mittelländiſchen Meere, an den Küſten Sardiniens.

12) Die Tafelente (Anas ferina).

Im Norden zu Hauſe, kommt häufig in das Innere von Deutſchland, ſo auf den Bodenſee und die Schweizerſeen.

13) Die Reiherente (Anas fuligula).

In den arktiſchen Gegenden von Europa, Aſien und Amerika, beſucht auf ihrem Zuge häufig die Nordſeeküſten.

14) Die Moorente (Anas nyroca).

Im ſüdlichen Rußland, Ungarn, Italien und an der Nordküſte Afrika's.

15) Die Halsbandente (Anas torquata).

In Sibirien zu Hauſe, wurde aber ſchon in England erlegt.

16) Die Bergente (Anas marila).

Im Norden beider Welttheile, häufig zur Zugzeit an den Küſten und Inſeln der Nord- und Oſtſee, auch kommt ſie auf die Seen von Deutſchland und der Schweiz.

17) Die Spatelente (Anas islandica).

Im hohen Norden, kommt daher höchſt ſelten nach Deutſchland.

18) Die Schellente (Anas clangula).

Im Norden, beſucht von da aus die nördlichen Meeresküſten von Europa und die Seen der Schweiz und Deutſchlands.

II. Schwimmenten.

Ihre Hinterzehe iſt frei, d. h. unbelappt. Sie tauchen nie nach ihrer Nahrung unter, freſſen vorzüglich Waſſerpflanzen und gern Körner, verſchmähen aber auch nicht Fiſchlaich, Schnecken, Waſſerinſekten und Würmer.

19) Die Märzente (Anas boschas).

Die Stammeltern unſerer Hausente; findet ſich beinahe auf allen größeren Sümpfen, Teichen, Seen und Flüſſen von Europa, kommt aber auch in Aſien, Nordafrika und ſelbſt in Amerika vor.

20) Die Schnatterente (Anas strepera).

In ganz Europa, Aſien, Nordamerika und Nord-Afrika.

21) Die Spießente (Anas acuta).

Im Norden, auf ihrem Zuge beinahe in ganz Europa.

22) Die Pfeifente (Anas penelope).

Im Norden, zur Zugzeit in ganz Europa, brütet ſchon in Norddeutſchland.

23) Die Löffelente (Anas clypeata).

In Europa, Aſien und Nordamerika, niſtet in Deutſchland häufig.

24) Die Brautente (Anas sponsa).

Ihr Vaterland iſt Nordamerika, ſie wurde aber ſchon in England geſchoſſen.

25) Die Knäckente (Anas querquedula).

Beinahe in ganz Europa, auch in Aſien.

26) Die Krückente (Anas crecca).

In Nordeuropa und Nordaſien, zur Zugzeit beinahe überall auf den kleinſten Teichen anzutreffen.

27) Die Rothente (Anas rutila).

Bewohnt Mittelaſien und kommt von da nach Ungarn, Oeſterreich, ſelten nach Deutſchland.

28) Die Brandente (Anas tadorna).

An den Meeresküſten des nördlichen Europa's, häufig an den engliſchen, franzöſiſchen, holländiſchen, däniſchen und norwegiſchen Küſten, beſucht aber auch zur Zeit des Zuges das Innere der Länder.

Berge.

Digitized by Google

Bilder aus Haity.

6. Reiſe nach Petit Goave.

(Siehe Pag. 149.)

Von Port au Prince führt eine ziemlich gute, öfters von Flüſſen durchſchnittene Straße über Trou Bordet und Fort de la Pointe, längs der Bay, nach Léogane, einer freundlichen, in einer reichen, fruchtbaren Ebene liegenden Stadt, die nicht unbedeutenden Handel treibt, und durch ein gutes Fort gedeckt wird. — Es war ein herrlicher, aber heißer Tag, als wir Port an Prince verließen, und der Seewind, der auf freien Plätzen uns Kühlung zuwehte, konnte das Dickicht von Kampecheholz, welches auf beiden Seiten die Straße begrenzte, und uns zwar Schatten, aber keine Erfriſchung gewährte, nicht durchdringen. Bis Trou Bordet, einem kleinen Flecken von wenigen Fiſcherhütten, übrigens aber mit einem guten Ankerplatze, begegneten wir keiner menſchlichen Seele, doch von rechts und links tönte uns aus den, die kleinen Pflanzungen abſeiten des Weges umziehenden Limonengebüſchen, der fröhliche Geſang arbeitender Neger. Bei Trou Bordet ſchienen in früherer Zeit anſehnliche Pflanzungen geweſen zu ſein, wenigſtens entdeckten wir noch manche verfallene, und mit Lianen überwachſene Ruinen, ſchwerlich können ſie aber beſſer bebaut geweſen ſein, als die kleinen jetzt den Ort bildenden Niederlaſſungen. Der Hütten oder Cayes ſind zwar nur wenige, alle aber ſind von kleinen Gärten begrenzt und mit Bananen-Bäumen (Musa) verſchiedener Art umgeben; — es iſt erſtaunlich, welch' eine Menge der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe auf einem an ſich kleinen Strich Erde wachſen. Der vierte Theil oder die Hälfte eines Morgen Landes, wenn er wohl beſorgt wird, reicht hin, eine mäßige Familie zu unterhalten, und der Eigenthümer kann doch noch etwas auf dem Markt verkaufen; nur muß ein ſolcher Strich Acker, wie hier, von einem fruchtbaren Boden und dieſer vor dem Winde und dem Vieh geſichert ſein, zu welchem Zwecke auch alle Gärten durch Limonengehäge geſchützt werden. —

Gegen Mittag erreichten wir die Point von Léogane, nachdem wir den Rivier de la petite Plaine und den Grand Riviere paſſirt hatten, raſteten hier im Schatten hoher Baumwollbäume, und röſteten uns einige Bananen, dieſe wahre Brodfrucht Weſtindiens, in der Aſche, zu denen uns die, abſeiten der Straße in Menge wachſenden ſüßen und ſauren Orangen, herrliche Erfriſchung gewährten. — Ein aufſteigendes Gewitter, welches im Süden den ganzen Horizont verfinſterte, nöthigte uns indeſſen unſere Reiſe fortzuſetzen, um ſo bald als möglich ein ſchützendes Obdach zu erreichen; doch kaum hatten wir die Höhe des letzten Bergrückens erreicht, der uns von der fruchtbaren Ebene von Léogane trennte, als auch das Gewitter ſich mit der furchtbarſten Macht entladete, und eine Waſſermaſſe auf uns herabgoß, von der ich mir in den Vereinigten Staaten, wo wir doch auch im Sommer von heftigen Gewitterregen heimgeſucht wurden, nicht die geringſte Idee machen konnte. Der Donner ertönte furchtbar in den ſchwarzen Gebirgen, und die hohe Morne a Piton, im Süden von uns, ſchien ganz im Feuer zu ſtehen. Zugleich hatte ſich ein heftiger Sturm erhoben, und die zu unſern Füßen ſich öffnende Bay von Léogane glich einem ſchäumenden Meere. Mehrere Schiffe kämpften gegen die Wuth des Sturmes, und ſchienen öfters Minuten lang von den Wogen verſchlungen, während zwei andere, in einer kleinen Bucht unterhalb der Point, vom Lande geſchützt, kaum vom leiſeſten Lüftchen berührt wurden. Mit Mühe nur brachten wir unſere Maulthiere und Eſel zum Vorwärtsſchreiten, denn kaum fühlten dieſe die erſten Regentropfen, und ſpürten das Herannahen des Sturmes, als ſie ſich aufbliesen und die Beine ſpreizten, um dem Andrang des Sturmes beſſer widerſtehen zu können; nur dadurch, daß wir abſtiegen und die Grauen den Berg hinableiteten, konnten wir ſie vorwärtsbringen, wahrhaft keine leichte Arbeit, da der Kalkſteinfelſen, über welchen die Straße führte, durch den Regen ganz ſeifig und glatt geworden war. Der kleine Fluß (petite Riviere) am Fuße des Berges glich einem reißenden Strom, und nur mit Lebensgefahr war derſelbe zu paſſiren. Einige farbige Soldaten, die ſich in der Gegend der Point zu uns geſellt hatten, und nach dem Fort wollten, halfen uns die widerſpenſtigen Eſel in die Fluth treiben; wir faßten Halt an den Schwänzen und wurden ſo glücklich über den Fluß bugſirt, obgleich die Strömung manchen von uns ziemlich weit mit hinabriß. In vollem Regen ſteuerten wir nun dem Fort zu, und fanden dort in einer der unweit derſelben ſtehenden Hütte nothdürftigen Schutz vor den herabſtrömenden Waſſermaſſen, die aus der Ebene gar nicht abzufließen ſchienen. — Der Beſitzer der Hütte, ein mürriſcher Neger, verkroch ſich bei unſerer Ankunft hinter der Scheidewand ſeiner Wohnung, und befeſtigte vor dem Eingang des Heiligthums eine Rohrmatte, um von uns nicht geſehen zu werden, und nur manchmal hörten wir ihn brummen, und uns mit „weißen Hunden" bekomplimentiren; die Frau hingegen, eine wohlbeleibte, phlegmatiſche Negerin, empfing uns zwar ſchüchtern, aber freundlich, zündete in der Mitte der Hütte ein helles Feuer an, damit wir unſere Kleider trocknen konnten, und wurde ganz zutraulich, als wir ſie mit Cigarren beſchenkten und ihr eine Priſe Schnupftaback gaben, um die Zähne zu reinigen; — ſelbſt der Herr Gemahl, in deſſen Verſteck unſere Rauchwolken dringen mochten, ſteckte einigemale den Kopf hinter der Matte hervor, um die Götterdünſte in ſeine Nüſtern aufzuſchnaufen, und grinſete immer freundlicher, bald durch den Vorhang, bald über die Scheidewand, wir aber nahmen keine Notiz von ihm, ſondern ſchwatzten, lachten und unterhielten uns mit der Frau in allen Sprachen, nur nicht in der, die ſie einzig und allein verſtand, und die wir nur nothdürftig radebrechen konnten; endlich verließ der Herr Gemahl ſeinen Schlupfwinkel, und ſchlich ſich, ungeſehen von uns, wie er meinte, zur Thüre hinaus, kehrte aber gar bald, ganz

Digitized by Google

vom Regen durchnäßt, mit einer Regime Bananen zurück, grüßte ganz unbefangen ſein: Comment-voyez-la, Mouchela-yos! als wenn er erſt ankäme und uns noch gar nicht geſehen hätte, und ſchüttelte Jedem herzlich die Hand, ſtörte dann das Feuer auf, ſetzte einen eiſernen Topf mit Waſſer an, und kochte für uns mit der größten Bereitwilligkeit Bananen, zu deren Genuß er uns wiederholt einlud; gar leicht erkannten wir ſeine Abſicht, ließen ihn aber lange zappeln, ehe wir ihm eine Cigarre offerirten, ſobald er dieſe aber zwiſchen den Lippen hatte, war er für uns nicht mehr zu Hauſe, ſtreckte ſich auf ſeine Matte, ſchloß die Augen, und qualmte, indem er den Rauch einſchluckte, und den Dampf durch ſeine Nüſtern wieder von ſich blies, mit einer Behaglichkeit, die ihn Alles um ſich herum vergeſſen machte. —

Wir mochten über eine Stunde hier geraſtet haben, während der Gewitterſturm mit gleicher Heftigkeit forttobte, als uns drei Signalſchüſſe vom Fort in's Freie lockten. — Zwiſchen dem Fort und der Point, von welcher aus der Weg von Léogane nach Grand Goave führt, kämpfte ein Schiff mit den Wellen, und trieb, der Wind hatte ſich nach Weſten umgeſetzt, mit ſolcher Vehemenz dem Lande zu, daß wir jeden Augenblick fürchteten, es ſcheitern zu ſehen. — Der Schooner, denn als ſolchen bewies ſich das Fahrzeug, trug Haityiſche Farben, hatte theils alle Segel feſtgeſchlagen, theils durch den Sturm verloren, und hielt nur noch, durch das kurzgereeſte Vorſegel, mittelſt Laviren von der Küſte ab. — Von Zeit zu Zeit wurde auch am Bord des Schooners ein Pöller gelöst, zum Zeichen, daß das Schiff einen Lootſen verlange; die Brandung aber war ſo heftig, daß das Lootſenboot, welches unterhalb des Forts am Lande lag, ſich nicht hinauswagte, da es bei einigen Verſuchen, dieß zu bewerkſtelligen, mehrere Male unſanft wieder auf den Strand zurückgeſchleudert wurde; wir Alle eilten zum Strande herab, halfen das Boot flott machen, und warteten des günſtigen Zeitpunktes, die Schlagwelle vorüberzulaſſen, und das Fahrzeug, in welchem bereits die Lootſen ſaßen, in's Waſſer zu ſchieben. Die Gähnung der Wellen riß es mit Schnelligkeit dahin, und durch angeſtrengtes Rudern waren die Lootſen bald außerhalb dem Bereich der Brandung; wie eine Nußſchaale tanzte es auf den Wellen dahin, ſchon iſt es dem Schooner nahe, als ein Blitzſtrahl, dem ein furchtbarer Krach folgte, den Hauptmaſt über Bord ſtürzte und das Vorſegel zerfetzte, zugleich ſtürzte eine Waſſermaſſe über das Deck des Fahrzeugs, und ſchien Alles zu verſchlingen; — die Mannſchaft war herabgeſpült worden, und trieb mit Raaen, Stengen und Fäſſern auf den Wellen herum. — Keine fünf Minuten, und das Schiff ſaß mit gewaltigem Ruck auf einer kleinen Bank dicht oberhalb der Stadt Léogane, wo kleine Lagunen die ganze Küſte begrenzen, ein halb zerſchlagenes Wrack. — Alles eilte dem Ufer entlang, dem Schreckensplatze näher zu kommen, um Menſchenleben und Waaren retten zu helfen, und auch aus der Stadt kamen viele Leute heraus. — Es war ein herzzerreißender Anblick! — Einige Leichname hatten die Wellen ſchon an's Waſſer geſpült, vier Menſchen wurden noch aus den Fluthen gefiſcht, und dem Lootſenboote glückte es, dreie zu retten, doch ging das Boot verloren, da die Brandung daſſelbe ſo furchtbar an den Strand warf, daß es zerſchellte, und wir nur zu thun hatten, die Menſchen den zurückgähnenden Wellen zu entreißen. Von der Ladung wurde nichts gerettet, da die Schlagwellen die Boote hinderten, den Bord zu erreichen. Acht Menſchenleben waren verloren, und am andern Morgen ſah man vom Schooner Henriquille nichts als Trümmer auf der nunmehr wieder ſpiegelglatten Bay von Léogane treiben. —

Léogane liegt gegen eine halbe Stunde von der Bay entfernt, doch ziehen ſich zu beiden Seiten der vom Fort aus dorthin führenden Straße, Häuſer und kleine Zuckerpflanzungen. Die Stadt iſt regelmäßig angelegt, zählt gegen 350 Häuſer, eine Kirche und zwei Schulen, trotz ihrer herrlichen Bay aber, nur einen ſchlechten Landungsplatz für Boote, und alle hier löſchende oder Ladung einnehmende Schiffe müſſen auf der Rhede vor Anker gehen, die, da hier alle Stürme im Süden beginnen, und nach Weſten umſetzen, trotz ihres herrlichen Ankergrundes, den gefährlichſten Winden offen liegt. — Die Nachbarſchaft der Stadt iſt beſſer angebaut und dichter bevölkert, als man vermuthen ſollte, da die Umgebung ſehr niedrig und ſumpfig iſt, und außer der Rouillone, einem trägen Flüßchen, welches die Ebene durch ſeine Arme in mehrere Werder theilt, eine Unzahl fauler Bäche und kleiner Teiche die Niederung noch ungeſunder macht. Zucker wird hier herum in Menge gebaut, und bildet den Hauptſtapelartikel der Umgegend, und herrliche ausgedehnte Zuckerfelder und blühende Indigowerke erblickt man im Süden und Südoſten der Stadt, ſo weit das Auge reicht. Guineagraspflanzungen und Savannen des herrlichſten Blaugraſes verſehen die, bedeutende Maulthierzucht treibenden, Bewohner der Umgegend mit reichlichem Futter, und dem Auge lieblich wechſeln dieſe grünen Flächen mit hohen, wogenden Bambusbrüchen, welche die Ufer der kleinen Bäche, und die Menge kleiner Teiche längs dem Ufer umziehen. Nach der Morne a Piton zu hat in den letzten zwanzig Jahren der Kaffeebau überhand genommen, und die Ebene von Léogane producirt jetzt mehr von Letzterm, als zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft. — Alle Lebensbedürfniſſe ſind hier wohlfeiler, als in Port au Prince, wo man bei mäßigem Leben kaum mit einem ſpaniſchen Thaler den Tag, und das noch in einer Familie, wo man doch unſtreitig am wohlfeilſten lebt, auskommen kann.

Die Einwohner von Léogane treiben nur wenig Handel mit dem Auslande, deſto anſehnlichern mit Port au Prince, Petit Goave, Jaquemel und dem Innern des Landes. — Die im Diſtrikt lebenden Bauern ſind ein heiteres, zufriedenes, bei alledem aber, einige Wenige in der Nähe der Stadt ausgenommen, die

Digitized by Google

anſehnliche, guterhaltene Zuckerpflanzungen und Taffia-Brennereien haben, ein ſehr armes Volk, welches den Reichthum ſeines Landes noch nicht hinlänglich zu nützen weiß, zwar nichts von Nahrungsſorgen kennt, aber ebenſowenig vorwärts kommt, und nur in ſeinen Vergnügungen glücklich iſt.

Da wir nur kurze Tagereiſen machten, der Unterhaltung wegen aber faſt auf allen Pflanzungen einſprachen, um entweder nach dem Weg zu forſchen, Erfriſchungen zn erlangen, oder eine Cigarre anzuzünden, hatten wir bei der Fortſetzung unſerer Reiſe die herrlichſte Gelegenheit das Leben und Treiben der Farbigen hinlänglich kennen zu lernen, und obgleich bei unſerer Annäherung faſt Alles vor uns floh, namentlich aber die Männer uns ſtets ſo weit als möglich aus dem Wege gingen, oder wenn ſie ſich zuvor durch Schimpfen Luft gemacht, in den Häuſern verkrochen, machten wir uns dieſelben durch eine Pfeife Taback oder eine Cigarre, die wir den Frauen boten, ſtets zu Freunden, und dadurch, daß wir den guten Ton von Port au Prince nachzuahmen ſuchten, jedes barfüßige, halbnackende Mädchen Mademoiſelle, oder Haityiſch: „Mamſellayo,“ jedes über zwölf Jahr alte aber „Madame,“ und alle wollköpfigen Jungens „Muchelah“ nannten, alle Verheirathete aber mit „Gevatter und Gevatterin (Haityiſch: Compéo und Coméo, Compère und Commère) anredeten, mit jedem Handſchüttelten, als wollten wir einander gegenſeitig die Arme ausreißen, und den ſchwarzen Damen die Hand küßten, und uns nach dem Beſinden der „petit mounlayos“ erkundigten, obgleich wir nicht wußten, ob ſie Kinder hatten, gewannen wir uns, je weiter wir kamen, immer eine freundliche Aufnahme; überzeugten ſie ſich aber im Laufe der Unterhaltung, daß wir Amerikaner und keine Franzoſen waren, ſo war bald die Freundſchaft gegenſeitig hergeſtellt, denn die Amerikaner hatten ſie im Freiheitskriege mit Waffen und Munition verſehen, ihnen alſo indirekt zur Erlangung ihrer Unabhängigkeit beigeſtanden.

Langſam ſetzten wir unſere Reiſe von Léogane fort, und brachten, obgleich wie beritten waren, bis zum Tron de Jean Roger, einem Fiſcherdorfe von wenigen Hänſern, an einer kleinen Bucht, welches nur zwei Stunden von Léogane entfernt liegt, vier ganzer Stunden zu, da wir armen Seeleute uns nicht auf das Steuern eines Eſels oder Maulthiers verſtanden, und unſere Thiere meiſtens führen mußten, und hatten den ganzen Tag über ſehr von Muſquiten nnd der Hitze zu leiden. — Die Gegend um Jean Roger iſt bergig, aber bei weitem nicht ſo fruchtbar als die Höhen unterhalb Léogane, und wurde, je mehr wir uns dem Kirchſpiel Grand Goave naheten, immer ſtrenger und unfruchtbarer. Die Straße führte durch niederes, ungeſundes, größtentheils mit Laterniers, Schilfrohr und Manglebäumen bedecktes Land, und nur anf einzelnen Pnnkten fruchtbaren Erdreichs erhoben ſich einzelne Bambusgruppen. — In Grand Goave, einem Dorfe von etwa hundert Häuſern, einer Kirche und einem kleinen, unbedeutenden Forte, das den Hafen ſchützt, hielten wir uns nicht auf, ſondern eilten, die hohe Morne zu überſteigen, die uns von Petit Goave, dem heutigen Endpunkt unſerer Reiſe, trennte. Auch heute überraſchte uns ein Gewitter, doch erreichten wir noch Zeit genug ein ſchützendes Obdach, und zu unſerer Freude einen Wirth, der der engliſchen Sprache völlig mächtig war. Kaum hatten wir ſein Haus betreten, und unſere Thiere unter der Viranda feſtgebunden, als unſer Wirth uns Strohmatten zum Niederſitzen anbot, und uns nöthigte, einige Erfriſchungen zu uns zu nehmen, welche die Frau, eine lebhafte Mulattin, in der Schnelligkeit aus Früchten, Waſſer und Syrup bereitete. Der Mann ſchien arm zu ſein, ein unbedeutender Kaffeegarten umzog die Rückſeite des Hauſes, eine Bananenanlage aber, das Werthvollſte ſeines Eigenthums, zog ſich faſt eine halbe engliſche Meile weit längs dem nach der Bay zu ſteilen Abhange des Tapiv du Goave; eine Kuh, ein Eſel und zwei Hunde waren ſein ganzer Viehſtand, und der Schmuck ſeines Hauſes ein eleganter Neu-Yorker Sattel mit blautuchener und mit goldener Treſſe eingefaßter Schabracke, um deſſen Beſitz er Jahre langr Entbehrungen getragen hatte. — Nach Meubeln ſah man ſich vergebens in ſeinem Hauſe um; einige halbzerbrochene Rohrſtühle, ein großer, hölzerner Mörſer zum Maisſtoßen und Reinigen des Kaffee's, eine Kaffeeſchwinge, eine große, auf einer Seite überzogene Trommel und einige eiſerne Töpfe zum Kochen bildeten den ganzen Hausrath, vier flache Steine in der Mitte des Hauſes den Herd, ein Paar Bambusröhren den Waſſerbehälter, und etliche halb durchgeſchnittene Calebaſſen, Schüſſeln und Teller. Eine Hängematte von Segeltuch ſchien mehr zur Beluſtigung der ganzen Familie, als zur Schlafſtelle eines Einzelnen zu dienen, obgleich ſonſt die Männer am häufigſten Gebrauch von dieſer Bequemlichkeit machen. — Wohlhabende Neger ſind oft im Beſitz koſtbarer Hängematten, die von der ſpaniſchen Maine (der Nordküſte von Süd-Amerika) herübergebracht und mit 40 und 50 Dollars bezahlt werden, in welchen ſie zuweilen den größten Theil des Tages, im kühlen Schatten, durch Schaukeln und Rauchen ſich nach ihrer Art die Zeit recht angenehm vertreiben, bis am Abend das Tombtom der Guinea-Männer und das gellende Geſchrei der Klappermädchen die Ruhe unterbricht, und den phlegmatiſchen Träumer in den geübteſten Tänzer umwandelt. —

7. Anſiedelung in Cavallion.

In Petit Goave, einer lebhaften Stadt unter dem 18° 31′ 33″ nördl. Breite und 54° 27′ weſtl. Länge von Ferro, an der Oſtſeite einer ſichern, dnrch ein Kaſtell und mehrere Batterien geſchützten Bay, hatten wir übernachtet, und brachen mit dem erſten Grauen des jungen Morgens auf, um unſern Weg nach Mieagoane fortzuſetzen. —

Petit Goave hat für den Handel eine günſtige, für ſeine Bewohuer aber ſehr ungeſunde, niedere Lage.

Digitized by Google

Das Thal, in welchem die Stadt liegt, wird im Süden, kaum 400 Toiſen von der Stadt entfernt, von einer hohen Morne begrenzt, und iſt von einer Unzahl kleiner Bäche und ſtehender Wäſſer durchſchnitten. Die Oſtſeite der Stadt durchſtrömt ein Kanal, die Weſtſeite beſpült der Ravine du Cayman. — Am Fort befindet ſich ein einziger, nicht eben vorzüglicher Quai, an welchem die Ausladeboote landen, da alle hierher beſtimmten Schiffe entweder auf der Rhede, oder, um vor Stürmen geſichert zu ſein, auf der andern Seite der Bay, unter dem Fort Republicain, in der ſogenannten Bay von l'Acul ankern müſſen. — Petit Goave zählt gegen 200, l'Acul kaum einige 30 Häuſer, und beide Orte zuſammen gegen 1400 Einwohner, die anſehnlichen Handel mit Port au Prince und über Land mit dem Süden treiben. — Kaffee und Baumwolle werden in der Niederung in ziemlicher Menge gebaut, Zucker hingegen jetzt nur wenig, und die alten Pflanzungen eines Grafen de Chabannes, unter franzöſiſcher Herrſchaft die bedeutendſten der ganzen Inſel, ſind in Verfall gekommen und faſt verwildert. Die Gegend iſt ſo feucht und ungeſund, und wimmelt ſo von Musquitos, daß nur wenige der früher auf dieſen Pflanzungen lebenden Sclaven ſich hier anſiedeln wollten. —

Ein dicker, feuchter Dampf hatte die hinter der Morne befindliche Thalebene überzogen und uns den Weg verfehlen laſſen; über eine Stunde zogen wir in der Irre herum und verfolgten endlich eine Campeche-Allee, die nach einigen, in einem Bambusbruche zerſtreutliegenden Hütten führte, vor deren erſten ein ziemlich rüſtiger Neger bei unſerem Anblick zurückfuhr, uns mit „weißen Hunden“ bekomplimentirte und in die Hütte kroch, die er hinter ſich verriegelte. Unſer Pochen war fruchtlos, Antwort erfolgte auf keine unſerer Fragen, und wir waren genöthigt, weiter zu gehen, um an einer der andern Hütten Auskunft über die Richtung unſeres Weges zu erlangen. — Auch an den zwei nächſten Häuſern war der Erfolg nicht beſſer, obgleich wir innerhalb derſelben Stimmen hörten, und, als wir uns mit Gewalt Einlaß erzwingen wollten, mit Flüchen und Schimpfworten zurückgewieſen wurden. Unentſchieden, was wir thun ſollten, beſchloſſen wir endlich ſo lange hier zu raſten, bis wir die Bewohner zum freiwilligen Oeffnen ihrer Thüren bewegen könnten, feſſelten unſere Thiere und zündeten ein Feuer an, den dampfenden, ſtinkenden Nebel in Etwas erträglicher zu machen. — Erſt nach zweiſtündigem Aufenthalt und wiederholten Verſuchen und Bitten gelang es uns, den zuerſtgeſehenen Neger zum Herauskommen zu bewegen, und ihn durch etwas Taback, ſeine ihm ängſtlich folgende Frau aber durch Schnupf-Taback und Höflichkeiten zutraulich zu machen. Auf ſein Geheiß öffneten nun auch ſeine Kinder, welche die andern Hütten bewohnten, ihre Thüren, und als ſie hörten, daß wir Amerikaner ſeien, und als „Indigenes“ und „Compéos“ in Cavallion leben wollten, gewannen ſie bald Vertrauen. — Der Alte hatte uns in ſeinem Haß gegen die Weißen für einen Preßgang gehalten, der ſeine Kinder rauben wollte, und ſetzte uns dieſes in gebrochenem Engliſch auseinander, wobei noch manches Schimpfwort für uns mit abfiel. Sein Zorn gegen die Weißen war übrigens nicht ungerecht, da auch ihm in der Negerrevolution, trotz ſeiner Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, die ſchmachvollſte Behandlung zu Theil geworden, und er mit allen andern Sclaven der früheren Pflanzung, um unvermögend zu ſein, am Aufſtand Theil nehmen zu können, verſtümmelt worden war. — Als ein großer Theil der Sclaven des Nordens die Pflanzungen niedergebrannt und ihre Peiniger ermordet hatte, und Rache brütend den Siegesſchaaren Breda's zuſtrömte, war die Kunde des Aufſtandes kaum zu den Sclaven des Südweſtens gedrungen; ſtatt aber den Pflanzern ein Fingerzeig zu ſein, gelindere Maßregeln einzuführen, die Ihrigen menſchlicher zu behandeln, und ſo ſich deren Liebe und Anhänglichkeit zu erwerben, um an ihnen eine Schutzmauer zu haben, an welcher alle Pfeile der Aufwieglung abprallen konnten, vermehrten die verblendeten Pflanzer die Laſten und Leiden ihrer nicht höher als Laſtthiere geachteten Sclaven, ſuchten die Treugebliebenen durch noch größere Strenge einzuſchüchtern, und verſtümmelten gar die Waffenfähigen, wie auf vielen Pflanzungen um Petit Goave geſchehen war, um ſie, wie ſie meinten, zur Revolution unfähig zu machen. — Auch unſer unfreundlicher Alter gehörte zur Zahl derjenigen, deren Treue durch Abkneipen der Zehen geſichert worden war, — leider begriff weder er noch ſeine Commilitonen die Philoſophie noch die Rechte der weißen, bevorzugten Raſſe, und die ſchaudervollſten Mordthaten eröffneten auch hier das allgemeine Blutbad und den Vernichtungskrieg gegen die weißen Peiniger. — — Von ganzem Herzen bedauerten wir ihn, und entſchuldigten gern ſeine Unfreundlichkeit, als er uns, nach einer mehrſtündigen Begleitung durch das Bambus-Labyrinth, verließ und doch mit herzlichem Händedruck von uns ſchied. — — Einen beſchwerlichen Weg über ſteile Gebirge und hohe Mornen hatten wir endlich, nachdem wir die Bambusbrüche verlaſſen, zurückgelegt, — nur eine Höhe trennte uns noch von einer ausgedehnten Ebene, auf deren anderer Seite die Gebirge von la Hotte begannen. Die Sonne ſtieg höher, und drückender wirkte die Hitze auf unſere ermatteten Körper als früher, da wir, an Bergreiſen noch nicht gewöhnt, nicht immer wagten, beim Herabſteigen ſteiler Höhen, uns unſern langgeöhrten Roſſen anzuvertrauen, ſondern es vorzogen, langſam herabzuklettern und die Thiere ihren eigenen Weg verfolgen zu laſſen. — Im angenehmen Thal von Miragoane beſchloſſen wir zu raſten, und lagerten uns in der Nähe einer Hütte, im Schatten einiger hochſtämmigen Tamarindenbäume, an deren kühlenden Früchten wir uns labten. — Die paradieſiſche Gegend, in welcher wir uns befanden, ließ uns den überſtandenen beſchwerlichen Marſch bald vergeſſen, und erweckte uns zur höchſten Munterkeit, ſo daß die ſchwarzen Bewohner

Digitized by Google

1844

Digitized by Google

Digitized by Google

der nahen Hütte, dadurch aufmerkſam gemacht, ſich gar bald an uns anſchloſſen und fröhlich mit uns ſchäkerten. — Ein Geräuſch in den Zweigen einer Tamarinde erregte unſere Aufmerkſamkeit und bewog uns, die Urſache deſſelben näher zu unterſuchen; — ein pfeifender Ton, und ein Paar feurige, ſchwarze Augen, aus dem dickſten Grün der gefiederten Blätter, ließ uns die Nachbarſchaft eines ziemlich großen Leguans mit Gewißheit vermuthen, und unſer aller Wunſch war, denſelben womöglich lebendig zu fangen. Einer der Neger löſte eilends eine der Stangen, welche wir, um das Durchgehen der Maulthiere zu verhindern, an dieſelben befeſtigt hatten, knüpfte an das obere ſpitze Ende eine Schlinge von getheertem Segelgarn, und nahte ſich ſo, leiſe pfeifend, dem Leguan, um deſſen Neugierde zu erregen, und lockte denſelben auf dieſe Weiſe ſehr ſchnell an einen blätterloſen Theil des Baumes, berührte ihn hier mehrere Male mit der Stange, und ſtrich und kitzelte ihn an Bruſt und Bauch. Der Kitzel behagte dem Leguan ſo, daß er ſich von einer Seite zur andern wand, mit den Augen blinzelte, öfters gähnte, wollüſtig den Hals aufblies, und zuletzt, den Aſt umklammernd, in einen feſten Schlummer fiel. — Jetzt warf ihm der Neger eilends die Schlinge um den Hals, und einer meiner Begleiter verſetzte ihm auf deſſen Geheiß mit einem Affencocos (Cocomacaques) einen ſo nachdrücklichen Schlag auf den Kopf, daß der arme Leguan betäubt vom Baum purzelte; — ſchnell banden wir ihm, ehe er ſich erholen konnte, die mit ſcharfen Krallen bewaffneten Beine zuſammen, und legten ihm, das Beißen zu verhindern, einen Maulkorb von Bananenbaſt um ſeine Schnauze. — Froh waren wir über unſere Beute, denn ſelbſt in Port au Prince hatten wir keinen Leguan von ſolcher Größe, er maß gegen fünf Fuß, auf dem Markte geſehen; — er hatte eine ſchöne, blauſchillernde Haut, einen großen Kropf, der bis zur Bruſt ſich ausdehnte, einen gezähnten, grünen Kamm über den ganzen Rücken, einen langen, braun geringelten Schwanz, welchen er munter hin- und herſchwenkte, und ſehr lebhafte Augen. — Wir befeſtigten ihn, nachdem wir den hilfreichen Neger mit einer Hand voll Taback entſchädigt, auf einem der Maulthiere, und brachten ihn lebend nach Miragoane, wo wir uns noch denſelben Tag vom Wohlgeſchmack ſeines zarten, weißen Fleiſches, welches dem Kalbfleiſch ähnelt, durch die That überzeugten. Wir raſteten die Nacht in der kleinen, freundlichen Stadt, wo uns am Ende einer ausgedehnten Guineagrasſavanne vom Kommandanten der Stadt eine leerſtehende Hütte zum Aufenthalte angewieſen, zugleich aber auch eine Wache angeſtellt wurde, die uns verhindern ſollte, während des Nachts mit der Stadt zu kommuniziren. — Auch den nächſten Tag, dem vierten unſerer Reiſe, mußten wir auf Befehl des Kommandanten hier verweilen, da dieſer erſt nach Durchſicht unſerer Papiere uns die Weiterreiſe geſtatten wollte, wir keine aufzuweiſen hatten, und er erſt Verhaltungsbefehle vom General in Léogane einholen müſſe. — Am Abend kam die Erlaubniß zu unſerer Weiterreiſe, nebſt Erwähnung der Beihilfe, die wir dem geſtrandeten Schiffe gewährt hatten; — ungehindert konnten wir nun mit den Einwohnern verkehren, die uns von jetzt an mit Zuvorkommenheit überſchütteten, und die Kanaſter unſerer Laſtthiere mit Lebensmitteln füllten, damit wir im Gebirge keine Noth zu leiden hätten. Der Kommandant gab uns eine Schutzwache mit, um unterwegs nicht nochmals angehalten zu werden, und nach vier mühſeligen Tagen gelangten wir in das Thal von Cavallion, wo eine, in der Gabel des gleichnamigen Fluſſes liegende, ſeit der Revolution in Verfall gerathene, wild verwachſene Kaffeepflanzung, die einem undurchdringlichen Dickicht glich und erſt ausgehauen werden mußte, als unſer künftiger Wirkungskreis ſich auswieß. — Früher Menſchenalter hindurch vom Schweiße armer Negerſklaven gedüngt, die unter der Peitſche hartherziger Treiber ſeufzten, mühete ſich nun eine kleine Geſellſchaft der ſonſt bevorzugten Raſſe unter Negeraufſicht um's tägliche Brod, und mußte es täglich ſchmerzlich empfinden, wie Gottes Gerechtigkeit im Wechſel waltet, und die Sünden der Väter an den Kindern heimgeſucht werden. — Vier halb verfallene Wände einer früheren Indigoterie, zwiſchen welchen ſich eine üppige Vegetation entwickelt hatte, die erſt ausgehauen und ausgebrannt werden mußte, und die wir mit einem abſchüſſigen Palmendache verſahen, um Schutz vor dem Regen und den Nachtthauen zu haben, und deren Eingang mit einer Rohrmatte als Thüre verhangen wurde, diente vorläufig als Wohnung, und mancher Seufzer drang aus unſerer Bruſt, mancher Schweißtropfen rann von unſerer Stirne, ehe wir uns nur ſo weit eingerichtet hatten, unſern Lebensunterhalt geſichert zu ſehen.

Tr. Brommé.

Ausländiſche Rüſſelkäfer.

(Taf. 27.)

Die Rüſſelkäfer, welche ſo zahlreiche Repräſentanten in Europa haben, ſind nicht weniger häufig in den tropiſchen Ländern, wo es auch viel größere und ſchön gezeichnete Gattungen gibt, welche ſich oft noch durch beſondere Formen auszeichnen. Wie die Käfer unter den niederen Thieren offenbar der Klaſſe der Säugethiere entſprechen, ſo entſprechen die Rüſſelkäfer ſehr beſtimmt den Spitzmäuſen, ſowohl nach Form und Größe, als nach Zahl und Lebensweiſe; nur in der Nahrung weichen ſie von einander ab, indem die Spitzmäuſe thieriſche Nahrung zu ſich nehmen, die Rüſſelkäfer aber Pflanzenfreſſer ſind.

Die auf der beigegebenen Tafel abgebildeten Gattungen ſind folgende:

Figur 1. Der Palmenbohrer (Calandro palmarum), vielleicht der größte aller Rüſſelkäfer, 1½ Zoll lang, ganz ſchwarz, mit gefurchten Flügeldecken. Seine Larve iſt gegen 3 Zoll lang und beinahe 1 Zoll dick,

Digitized by Google

wulſtig, gelblichweiß, mit braunem Kopf und Schwanzende. Dieſe Larven, in Indien Kabiswürmer genannt, wohnen in Menge im Marke der Arekaſtämme, welche ſie ganz durchwühlen. Sie gelten daſelbſt für einen Leckerbiſſen und werden geröſtet, mit Salz und Pfeffer, nicht nur von den Indianern gegeſſen, ſondern auch von den Europäern ſehr ſchmackhaft gefunden. Die Eingebornen ſorgen daher noch für ihre Vermehrung, indem ſie die nicht zu anderem Gebrauche beſtimmten Stämme mit dem Meſſer auftrennen, um den Käfern den Eingang in's Innere zu verſchaffen, welche dann ihre Eier hineinlegen, aus welchen ſich dieſe Larven entwickeln.

Mancher Leſer wird vielleicht ſeinen Abſcheu gegen dieſe ſeltſame Delikateſſe einer Käferlarve nicht zu unterdrücken vermögen; übrigens wird verſichert, daß die in Indien wohnenden Europäer denſelben bald überwinden, und dieſe Larve dann eben ſo ſchmackhaft finden, wie unſere Feinſchmecker Schnecken, Auſtern, Froſch- und Krötenſchenkel. Ueberhaupt iſt es merkwürdig, wie ſehr die meiſten Menſchen von der Macht der Gewohnheit abhängen. Wie ſehr würden wir uns ſträuben, wenn man uns zumuthete, das überaus zarte Fleiſch einer Maus zu genießen, eines Thierchens, welches überaus reinlich und in Beziehung auf ſeine Nahrungsmittel gar nichts Abſchreckendes hat, während doch z. B. die Ente und das Schwein mit Luſt verzehrt werden, zwei Thiere, deren Element der Koth iſt und deren Nahrungsmittel ſogar an und für ſich unſern Ekel erregen.

Figur 2. Der königliche Rüſſelkäfer (Prepodes regalis), welcher im ſüdlichen Amerika, beſonders in Peru und auf St. Domingo zu Hauſe iſt. Die Figur iſt bedeutend vergrößert, die untere kleinere Figur zeigt die natürliche Größe. Er iſt unten und an den Extremitäten ſchwarz, oben ſchön glänzendblau mit orangegelben, goldſchimmernden und ſchwarzeingefaßten Binden.

Figur. 3. Der Juwelenkäfer (Entimus imperialis). Er iſt gegen 1 Zoll lang, prächtig goldgrün und ſchwarz, an den Füßen behaart, auf den Flügeldecken mit Längsreihen kreisrunder Grübchen. Die Farben der Käfer haben, wie bei den Schmetterlingen, ihren Sitz in Schuppen, womit der Körper bedeckt iſt; nimmt man einen Juwelenkäfer unter's Mikroſkop, ſo ſieht es aus, als wäre er mit einem Panzer von Brillanten umgeben, welche in den herrlichſten Farben ſchillern; ſelbſt die Haare an den Füßen gleichen Goldfranzen. In Braſilien, wo dieſer ſchöne Käfer zu Hauſe iſt, wird er deßhalb am Halſe und in den Ohren getragen; es gibt ſehr künſtlich zuſammengeſetzte Halsketten, welche allein aus ſeinen Bruſtſtücken und Leibern verfertigt ſind.

Man kennt jetzt im Ganzen 3700 Gattungen von Rüſſelkäfern, von welchen bei weitem der größte Theil außer Europa lebt, und viele dürfen noch als unbekannt angenommen werden, ſo daß ihre Zahl ſicher auf 4000 ſteigt. Berge.

Holländiſche Marinebilder.

3. Das Patent.

(Juni 1641.)

Die Zelte im Lager von Oſſeln erglänzten im hellen Sonnenſchein. Auf und vor denſelben wehten bunte Fähnlein, und weithin ſtrahlten die Banner der Führer. Die Soldaten prangten im Feſtesſchmuck und faſt ununterbrochen ertönte luſtige Feldmuſik, oder rauſchende Fanfaren; unter großen Keſſeln loderte das Feuer, und der Weinſchank in den Marketenderbuden wollte kein Ende nehmen. Neue Gäſte ſtrömten jeden Augenblick herbei, bald auf ſtattlichen Roſſen, bald im buntverzierten Wagen, und Alle eilten dem Mittelpunkte des Lagers zu, wo das Zelt des Feldherrn, des Prinzen Friedrich Heinrich von Naſſau und Oranien ſtand. Der ritterliche, mannhafte Prinz hatte die edelmögenden Herren Staaten-General zu ſich entbieten laſſen, um mit ihnen gemeinſam die portugieſiſche Angelegenheit zu Ende zu bringen, und den Botſchafter Seiner katholiſchen Majeſtät, wo möglich, mit einem günſtigen Beſcheide zu entlaſſen.

Cornelius Lampſin, Abgeordneter für Vliſſingen, ſchritt zwiſchen den Zeltenreihen auf und ab; an ſeiner Seite ging Admiral Arnold Gyſels, der vom Prinzen-Statthalter bereits unter der Hand zum Admiral der vereinigten portugieſiſch-holländiſchen Flotte beſtimmt war.

„Dank Euch, mein werther Herr," ſagte der Kaufmann, „daß Ihr mein Geſuch ſtattfinden ließet."

„Mir gebührt Euer Dank um ſo weniger," entgegnete der Admiral, „als ich im Begriff war, daſſelbe Geſuch an Euch zu ſtellen. Ihr habt recht, Cornelius, daß Ihr den Michael von Euern Kauffahrern entfernt; der iſt zu etwas Beſſern beſtimmt. Und wenn es Seine Hoheit gefällt, meine Dienſte anzunehmen, ſo ſeid verſichert, daß ich mir alsbald den Michael für den Staatsdienſt von Euch erbitten werde. Was ich dann mit ihm anfange, iſt meine Sorge, ſeid aber gewiß, dieſes wird nicht geringer ſein, als die Verbindlichkeiten, die Ihr mir ſchon ſeit ſo langer Zeit auferlegt habt."

Mit dieſen Worten waren ſie vor dem großen Zelte des Prinzen von Oranien angekommen, und verloren ſich in dem Gewühl, das vor demſelben ſtattfand.

Hier und in dem Zelte ſelbſt bildeten ſich die merkwürdigſten Gruppen, beſtehend aus den Edelſten des Landes, die hier zuſammengeſtrömt waren, um für das Wohl des Landes einen entſcheidenden Schritt zu thun, der von den glorreichſten Folgen ſein, der aber auch endloſe Verwicklungen und lange, blutige Kriege für die Provinzen herausführen konnte. Die gewiegteſten Redner und parlamentariſchen Notabilitäten ihrer Zeit ſammelten ihre Anhänger um ſich, und ſuchten in den letzten Augenblicken noch die Gemüther für ihre Ideen empfänglich zu machen. Da erſchienen zuletzt

Digitized by Google

der ehrwürdige Mindert de Vrjis, der vertraute Rathgeber des Statthalters und der junge ritterliche Egmont van dem Boſche; ſie betrachteten einen Augenblick lang die verſchiedenen Gruppen, und Mindert de Vrjis ſagte zu ſeinem jungen Gefährten: „Wir haben das Uebergewicht, Ihr werdet's ſehen! Euer Schwert braucht nicht in der Scheide zu roſten.“

Eine Stunde ſpäter war die Berathung im vollen Gange. Es war ein glänzender Kampf der Meinungen und der verſchiedenſten Intereſſen. Die Schaale ſchwankte bald nach der einen, bald nach der andern Seite; der Redner, der ſeine Anſicht mit Kraft und Energie zu vertheidigen wußte, gewann die Stimmen für ſich, bis ſein Gegner ihm dieſelben wieder entriß. Da erhob ſich zuletzt der ehrwürdige de Vrjis und ſetzte die Vortheile eines Bündniſſes mit Portugal auseinander. Er pries den Ruhm, der bei einem ſolchen Bündniſſe zu erlangen ſei, und als er die Jüngeren ſeiner Hörer in Begeiſterung verſetzt hatte, ſchilderte er die Handelsvortheile, welche nothwendig aus dieſem Bündniſſe mit Holland entſpringen müßten, um ſo auch die Beſonnenen für ſich zu gewinnen.

Der Würfel war gefallen; das Bündniß beſchloſſen, und unter dem Schmettern der Trompeten trat der Prinz von Naſſau und Oranien in die Verſammlung. Er nahm ſeinen Sitz und ſagte mit lauter Stimme: „Ich habe den Beſchluß der hohen Generalſtaaten vernommen und ertheile demſelben meine fürſtliche Sanction. Der Vertrag ſoll entworfen und beſiegelt werden. Doch geziemt es ſich, daß der Botſchafter des Königs von Portugal vor Euer Edelmögenden ſelbſt erſcheine, und Euch den Auftrag ſeines Herrn verkünde. Man führe ihn ein.“

Des Prinzen Kämmerling entfernte ſich und meldete einen Augenblick ſpäter Dom Triſtan de Mendoza-Furtado, Botſchafter Seiner portugieſiſchen Majeſtät. Der Eintretende wurde feierlich begrüßt, und nahm dann in dem ihm bereitgeſtellten Staatsſeſſel Platz.

„Dom Triſtan de Mendoza!“ ſagte der Prinz. „Gefalle es Euch, vor dieſer erlauchten Verſammlung den Zweck Eurer Sendung mitzutheilen.“

Der Botſchafter erhob ſich: „Mich ſendet der hochherzige König einer edlen Nation zu den Repräſentanten eines ruhmwürdigen, unerſchrockenen Volkes, damit ſie mit ihm wider Ungerechtigkeit und Uebermuth ein Bündniß ſchließen und ſo vereinigt ſtark und unüberwindlich werden. Portugal iſt dem glänzenden Beiſpiel, das ihm die Niederlande gaben, gefolgt! Es hat das unwürdige Joch, das Spanien ihm aufgezwungen hatte, von ſich geworfen, und ſich die Freiheit mit ſeinem Blute erkämpft. Der Feind iſt über die Gränzen des Landes geflüchtet, der tapfere und heldenmüthige Herzog von Braganza hat den Thron Portugals beſtiegen und nennt ſich fortan König Johann IV. Ein Volk, das aus langer Knechtſchaft zur Freiheit erſteht, ſucht nach würdigen Bundesgenoſſen. Ein ſolcher ſind die freien Niederlande, und ich erſcheine hier, ausgerüſtet mit hinlänglicher Vollmacht, jeden Vertrag abzuſchließen, der mit der Würde meines Königs und meines Landes im Einklange ſteht.“

„Die Generalſtaaten treten dieſen Geſinnungen bei!“ entgegnete der Prinz. „Frei und offen bieten ſie Ihre Hand. Die Bedingungen, welche Ihr ſtellt, ſind uns genehm, und unſere Forderungen werden der Billigkeit gemäß ſein. Wo es ſich um große und erhabene Zwecke handelt, tritt der kleinliche Eigennutz in den Hintergrund. Eure Schiffe ſind zum Auslaufen fertig, meldet Ihr uns?“

„Sie ſind es, königliche Hoheit! Fünf Fregatten und fünfzehn kleinere Schiffe, theils Briggs, theils Lugger ſind vollkommen ausgerüſtet; eine gleiche Anzahl von Fahrzeugen ſtellt Ihr. Da es Portugal zur Zeit an zuverläſſigen, kenntnißreichen Seeleuten mangelt, ſo werdet Ihr für die Offiziere ſorgen, welche das Kommando auf unſern bedeutendern Schiffen übernehmen; ſchließlich aber bietet Portugal den Niederlanden den ausſchließlichen Oberbefehl über die vereinigte Flotte an.“

„Wir nehmen dieß Erbieten an,“ ſagte der Prinz, „und wir haben zu dieſem wichtigen Poſten einen unſerer würdigſten Seehelden erkieſet. Arnold Gyſels! Wir ernennen Euch zum Oberbefehlshaber der vereinigten portugieſiſch-niederländiſchen Flotte, wir ertheilen Euch jede Vollmacht, und belaſten Euch mit jeder Verantwortlichkeit, die dieſes hohe Amt mit ſich bringt. Ihr werdet Eure Führer ſelbſt wählen, und in deren, ſowie in Eure Hand legen die niederländiſchen Provinzen getroſt den Ruhm und die Ehre ihrer Flagge! Laßt ſie nicht zu Schanden werden.“

Arnold Gyſels ſtreckte die Hand empor und ſagte: „Ich gelobe und ſchwöre! *Mit der Flagge oder unter ihr!*“

Der Prinz fuhr fort: „Herr Geſandter! Edelmögende Herren! Der Bund iſt geſchloſſen! Die Saat iſt geſäet und kann tauſendfältige Frucht tragen. Vertrauen, unbedingtes, feſtes Vertrauen macht ſtark und unüberwindlich. So laßt uns denn ſtets ein ernſtes Vertrauen zu einander faſſen. Denkt nur daran, wie wir uns kräftigen wollen; verbannt den Neid und die Mißgunſt, zertretet den Verläumder und achtet das freie Wort! Mit Gott, Ihr Herren!“

In großer Aufregung trennte ſich die Verſammlung.

Acht Tage ſpäter war in dem Hauſe der Gebrüder Lampſin zu Vliſſingen eine große Gaſterei. Es galt dem ehemaligen Seilerjungen, Michael de Ruyter, der aus den Händen des Cornelius Lampſin, Namens der hohen Generalſtaaten, das Patent empfing, welches ihn zum Flaggenkapitän und Befehlshaber des Dreimaſters, „der Haſe,“ ernannte, eines von den Schiffen, welche nächſtens nach Liſſabon abzuſegeln beſtimmt waren.

Mit freudiger Aufwallung hatte der Seemann das Dokument empfangen. Die Verſammlung hatte ihm den Glückwunſch zugetrunken und ſetzte jetzt in erhöhter

Digitized by Google

Stimmung die Gaſterei fort. Aber Michael konnte nicht ausdauern unter den Fröhlichen; er entfernte ſich ſtill und ging hinab zum Strand, wo ein lebendiges Seemannsleben ſich regte. Schon war die Erhebung des Kauffahrers Michael zum Flottenkapitän bekannt geworden, und als die Matroſen ihn erblickten, riefen ſie ein lautes Hurrah und umringten ihn mit dem Geſuche, er möge ſie an Bord nehmen und unter ſeiner geſegneten Flagge fahren laſſen.

„Mit Gunſt, Herr!“ rief Einer aus der Menge. „Es iſt ein gut Ding um eine handliche Eisſcholle in Grönland, abſonderlich wenn Ihr dem Bären ſein Fell nehmt und es als Pelz braucht; aber ſoll mich der Teufel holen, ob ich je den Fuß wieder auf einen Grönlandsfahrer ſetze, wenn Ihr mich zum Toppgaſten machen wollt.“

„Gut, Meiſter Harpunierer!“ ſagte Michael, „kommt nur an's Bord.“

„Behaltene Reiſe, Kapitän!“ ſprach ein Anderer, ſich eifrig vordrängend. „Dieſe Schramme im Geſicht erhielt ich, als ich den Dünkerkner Lugger entern wollte, und der Erſte im feindlichen Want war. Damals fingt Ihr mich auf, ſonſt wäre ich in die See geſtürzt. Herr, laßt mich bei Euch ſein, damit ich Euch ſtets ſehen und danken kann. Laßt mich an Bord, und ich verſpreche Euch, beim nächſten Entern geſcheider zu ſein.“

„Gut, Geert Borchers, du kannſt kommen.“

„Er weiß meinen Namen noch!“ rief der Matroſe. „Laßt mir nun die Donnerwetters Spanier anlaufen!“

„Kapitän de Ruyter!“ rief ein kleiner Burſche mit lichten Augen, aber in dürftiger Tracht, ähnlich den kleinen Seilerjungen, die auf den Werften haufenweiſe zu finden ſind. „Kapitän de Ruyter, nehmt mich mit!“

„Wer biſt du, Junge?“

„Valentin Heintz heiße ich, und bin ein armer Waiſenjunge, der hier das Rad dreht. Ich möchte aber lieber ein Seefahrer werden, und den Dienſt bei Euch lernen. Die Leute ſagen, Ihr ſeid geweſen wie unſer eins, und da wißt Ihr am beſten, wie es uns geringen Leuten geht, die gern wollen und nicht können.“

Die umſtehenden Matroſen ſtaunten über die Keckheit, womit der Junge einen Flottenoffizier anzureden wagte, und wollten ihn wegdrängen, de Ruyter aber winkte ihnen, zurückzubleiben und ſah dem Knaben feſt in's Auge. Eine leiſe Ahnung durchzuckte ihn, ſeine eigene Vergangenheit ſtieg leuchtend vor ihm auf, und mit feſter Stimme ſprach er: „Iſt's gewiß und wahrhaſtig, daß Du eine ſo große Luſt haſt, Matroſe zu werden?“

„Ja, gewiß und wahrhaftig!“ betheu erte der nabe.

„Gut denn, Valentin Heintz, ſo gehſt Du morgen früh mit jenen beiden Männern an Bord!“ ſagte de Ruyter, und warb mit dieſen Worten einen Knaben zum Dienſt der Flagge, der ihr dreißig Jahre ſpäter einen glänzenden Sieg erkämpfen und einen Heldentod ſterben ſollte.

Freundlich grüßend ſchritt der Kapitän durch die Menge fort, die ſich allmälig zerſtreute, und ſchaute mit übereinandergeſchlagenen Armen auf die Rhede hinaus, wo ein reges Leben am Bord der Schiffe herrſchte. Seine ganze Vergangenheit zog in dieſen Minuten an ihm vorüber, und beſchäftigte ſeine Seele ſo ſehr, daß er nicht merkte, wie der Admiral Arnold Gyſels, gefolgt von den Offzieren ſeiner Schiffe, den Werft betrat, und von den Gebrüdern Lampſin geführt, der Stelle zuſchritt, wo Michael de Ruyter ſtand.

„Ergebt Euch, Kapitän!“ rief der Admiral, indem er ſeine Hand auf Michaels Schultern legte, und dann lachend fortfuhr: „Das iſt das erſte Mal, de Ruyter, daß Ihr Euch von dem Feinde überrumpeln laßt! Ich ſchätze mich glücklich, daß gerade ich es geweſen bin, der ſich dieſes Sieges erfreuen mag.“

„Verzeiht, Herr Admiral, daß ich Eurer ſo ſchlecht gewärtig geweſen bin. Ich hatte mich vom Mahle entfernt, um einſam meinen Gedanken nachzuhängen, und dieſe haben mich entführt, weit von hier, über See und Land! Gott zum Gruß, wackere Herren und Schiffsgenoſſen; ich bin der Jüngſte in Eurer Reihe und bedarf vielfach Eurer Nachſicht; wollt mir dieſe gewähren und meiner dankbaren Ergebenheit verſichert ſein.“

Die Offiziere, welche dazu beſtimmt waren, den neuen Feldzug mit einander zu beginnen, ſchüttelten ſich die Hände und gelobten ſich gegenſeitig treue Kameradſchaft.

„So ſei es!“ ſagte Arnold Gyſels. „Wo die Offiziere gegenſeitig treu geſinnt und herzeinig ſind, iſt auf ein feſtes, gleichmäßiges Zuſammenwirken zu zählen. Möge dieß bei unſerer Flotte herrſchen, jetzt und immerdar. Der Dienſt erfordert indeſſen die Ernennung eines Schout bj Nacht, und ich hoffe, meine braven Kapitäne werden eine Ehre, die ihnen Allen zukommt, Dem nicht beneiden, Dem ſie gerade zugedacht iſt.“

Die Offiziere verneinten und verſicherten einſtimmig, ſie würden freudig Demjenigen gehorchen, den man aus ihrer Mitte zum Nächſtkommandirenden wählen möchte.

„Das freut mich ausnehmend, werthe Herren, und ſeid verſichert, die Wahl fiel auf keinen Unwürdigen. Herr Cornelius Lampſin, gefalle es Euer Edelmögenden, die von Sr. königlichen Hoheit deßfalls ausgeſtellte Urkunde zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Ich weiß, es geſchieht Euch ein Dienſt damit.“

Cornelius Lampſin trat einen Schritt vor, entfaltete das Pergament und las:

Wir Friedrich Heinrich, von Gottes Gnaden, Prinz von Oranien und Graf von Naſſau u. ſ. w. Als die Hochmögenden Staaten-General der vereinigten Niederlande für gut befunden haben, eine Flotte von zwanzig Schiffen zu ſenden zum Secours des Königs von Portugal unter dem Kommando Arnold Gyſels

Digitized by Google

als Admiral über dieſe Flotte, und derohalben nöthig iſt, daß eine qualificirte Perſon darüber als Schout bj Nacht geſtellt werde, ſo iſt, als Se. Hoheit wohl informiret ſeien, wegen der Bequemheit und Erfahrenheit des Michael de Ruyter, in Anſehnung der Ordre und Kriege zu Waſſer, ihn hat geſtellet und comittiret, wie Sie ihn dann hiermitteſt ſtellen und comittiren zum Schout bj Nacht über die gemeldete Flotte, Ihn autoriſirend, ſelbiges Amt nach Gebühr zu bedienen, den vorgemeldeten Admiral in allen Sachen geziemend zu reſpectiren und alle gute Correſpondenz mit Ihme zu halten; weiter Alles zu thun, was ein getreuer Schout bj Nacht ſchuldig iſt zu thun. Ordinirend allen Kapitänen, Offizieren, auch Briegs- und Bootsleuten, und allen Andern, die es angehen möge, den vorgrmeldeten Michael de Ruyter als Ihren Schout bj Nacht zu erkennen, und Ihme zu gehorſamen und zu folgen.

Actum im Lager zu Offel drn 20. Juni 1641.

F. H. de Naſſau.

(L. S.)

Auf Ordre Seiner Hoheit
J. Junius.

„O, mein Gott!“ rief de Ruyter, „ich verdiene das nicht!“ und die Rührung übermannte ihn ſo ſehr, daß ihm die hellen Thränen über die gebräunten Backen liefen. „Herr, ſchickt mich, wohin Ihr wollt, zur Ehre Gottes und unſerer Flagge, und ich will gehen, wäre es auch zum neunten Ring der Hölle. Ich ſtehe tief beſchämt vor Euch Allen!“

„Friſch, Ihr Herren!“ rief einer der Offiziere ſeinen Kameraden zu, „ein lautes Hurrah unſerem würdigen Admiral und ſeinem tapfern Schout bj Nacht! Hurrah!“

„Hurrah! Hurrah! Hurrah!“ riefen Alle, und ihr Ruf hallte an den äußerſten Enden der Werfte wieder.

Da trat de Ruyter an eines der großen Schwungräder, woran ſo manche jugendliche Hand erlahmte, und rief: „Von dieſem Platze ging ich vor dreiundzwanzig Jahren in die Welt hinaus, und glaubte mich am Ziele aller meiner Wünſche, als ich Hochbootsmannsjunge am Mittelmaſt wurde. Jetzt kehre ich hierher zurück, kaum aus dem Jünglingsalter geſchieden, mit Ehren und Würden überhäuft, umgeben von edlen Männern, die mich hochachten und wohlgeſinnt mir ihre Freundſchaft ſchenken. Wir gehen in den Krieg! In allen Geſtalten wird uns der Kampf entgegentreten! Kameraden! Euer würdig will ich ſein, oder ſchimpflich fallen, von keiner Flagge verhüllt! So wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde!“

Mit ſtummem Händedruck gingen die Leute auseinander, im tiefſten Herzen bewahrend das Wort, das Michael de Ruyter zu ihnen geſprochen und ſo ſchön erfüllte.

Heinrich Smidt.

Ein Drama am Ganges.

Ich erzähle von einem jener ſchrecklichen Kämpfe, die man in hundert Jahren kaum einmal ſieht, von einer Scene von Blut und Tod, die ſich für immer in dem Gedächtniſſe eindrückt.

Es ſage Niemand, er habe ſchon Tiger und Löwen geſehen, er habe dieſe fürchterlichen Thiere in Menagerien und feſt verſchloſſenen Käfigen ſtudirt. Der Löwe und ſein Nebenbuhler, der Tiger, braucht vor allen Dingen Luft und Raum. Hier, nur hier gehen, laufen, ſpringen, leben und herrſchen ſie. Der Stab des Wärters beherrſcht ſie in ihrem Gefängniſſe; in der Wildniß fürchten ſie ſich vor einem Heere nicht. Sieht man dieſe beiden Thierfürſten gravitätiſch in ihrem Gebiete umhergehen, ſo erräth man auf den erſtrn Blick ihre Kraft, ihre Gewalt und faſt ihren Charakter.

Um den Löwen und den Königstiger her gibt es immer einen Blutgeruch, der weit in die Ferne dringt und die Menſchen erſchreckt; hinter ihnen iſt Blut und vor ihnen befinden ſich noch Opfer, Stücke von Fleiſch und zerdrückte Knochen. Der Löwe mordet und läßt ſeine Beute liegen, wenn er nicht vom Hunger getrieben wird. Der Tiger aber mordet, wenn er auch ganz geſättigt iſt, kaut an dem Opfer, wälzt ſich in dem Blute und entfernt ſich erſt, wenn er gänzlich ermüdet iſt, oder wenn ihn ein neuer Reiz zu einem neuen Siege ruft. Der Tiger iſt nicht einmal gegen den todten Feind edelſinnig. —

Wir ſchwammen mit der Flut hinab, ohne uns weit von der lachenden, friſchen Vegetation an den Ganges-Ufern zu entfernen, aus welcher wie durch Zauberei ſpitze Thürme oder Kuppeln in der glühenden Sonne hervorragten. Alles war ſtill und ruhig in dem Boote, nur die Ruder plätſcherten in gleichmäßigem Takte. Die grüne Wolke, wie die Seapoys die fürchterliche Cholera nennen, war ſeit einiger Zeit über die trauernde Stadt hingezogen und unter der Erde ſchlummerten viele Todte; jetzt bedrohete die Krankheit die thätige Bevölkerung nicht mehr, und das unverhoffte Glück, von der vernichtenden Seuche nicht berührt worden zu ſein, tröſtete Diejenigen, welche einen Freund oder Bruder verloren hatten, wenigſtens einigermaßen. Leider liegt in jeder Liebe auch ein großer Theil Selbſtſucht.

Wir wußten, daß wir von dem Oberſten Ling, einem der reichſten Pflanzer in der Stadt der Paläſte, mit ächt engliſcher Herzlichkeit aufgenommen werden würden. Wir wußten, daß wir bald bei Tiſche ſitzen würden neben einigen der liebenswürdigſten Damen von Calcutta, und wie mannigfaltig auch die Landſchaften waren, welche ſchnell an uns vorüberzogen, wir klagten doch über die Schwäche der Arme, die das Boot nicht ſchnell genug für unſere Ungeduld dahintrieben.

Fern am linken Ufer, halb verſteckt hinter herrlichen Palmen, ragte bald der zierliche Kiosk empor, wo uns angenehme Abende erwarteten. Augenblicklich

Digitized by Google

ſtanden wir auf, um früher bemerkt zu werden und weiter ſehen zu können. Eine Stunde ſpäter begrüßten wir mit Hand und Mund eine Gruppe von Perſonen, welche uns an dem Ausſteigeplatze erwarteten und uns ſchon in ihren freudeſtrahlenden Mienen das Vergnügen verriethen, mit dem ſie uns ankommen ſahen. Es war Europa in Indien, aber das Europa der eleganten Salons, das künſtleriſche Europa, das wohlerzogene, glückliche, reiche, duftende Europa, das Europa, wie man es träumt, wenn man viele tauſend Meilen von ihm entfernt iſt. —

Das Abendeſſen war vortrefflich, geſchmackvoll angeordnet und gewürzt durch eine herzliche und geiſtreiche Unterhaltung. Nach dem Eſſen folgten Spiele und Concert, und ſpät zog man ſich in elegante Zimmer zurück, die unter geräumigen Galerien dem friſchen Nordwinde ausgeſetzt waren.

Am andern Tage war Jedermann bei guter Zeit auf und die Sonne hatte ihre glänzende Scheibe kaum gezeigt, als in den Gängen des Gartens um die ſchöne Wohnung des Oberſten her die meiſten der Gäſte umherwanderten. Der Tag ſchien heiß werden zu wollen, kein Lüftchen bewegte ſich, kein Blatt regte ſich. Es lag in der Atmoſphäre eine gewiſſe Erſtarrung, die endlich allmälig auch auf uns überging, und wir fühlten uns ermattet, als hätten wir bereits eine lange Wanderung gemacht. Mit einemmale blieben zwei prächtige Hunde, die uns begleiteten, ſtehen und fingen an ängſtlich zu bellen. Man verſuchte ihnen Ruhe zu gebieten, man drohete ihnen, man ſchlug ſie; aber ſie wichen nicht von der Stelle und ihr Bellen wurde immer ängſtlicher.

„Das ſind traurige Anzeigen eines Orkans,“ ſagte der Oberſt; „wir wollen uns in dem Hauſe feſt einſchließen.“

„Nein,“ entgegnete die Gattin des Oberſten, „ſo heulen die Hunde nicht, wenn ein Sturm drohet; gleichwohl wird mir auch bange.“

Ein malaiiſcher Sclave kam in dieſem Augenblicke herbei und rief ſchon von weitem: „Löwe! Löwe! Da unten! Am Fluſſe! Großer, ſchrecklicher Löwe!“

„Ein Grund mehr, uns in dem Hauſe einzuſchließen,“ fuhr der Oberſt fort; „kommt, Freunde, wir wollen zu den Waffen greifen; der Löwe iſt ein läſtiger Gaſt.“

Die feſten Thüren des Hauſes wurden wirklich geſchloſſen; die Sclaven erhielten Waffen und wachten im Erdgeſchoſſe, und wir ſtiegen, um einen ſolchen Gaſt würdig zu empfangen, auf die Galerie hinauf, von der aus wir den Ganges überſehen konnten. Ein ungewöhnlich großer Löwe wanderte da gravitätiſch einher, ohne um ſich zu ſehen, ob er wohl einen Gegner zu bekämpfen habe; er ging langſam und bedächtig wie ein Philoſoph, und machte nur von Zeit zu Zeit etwa eine Minute lang Halt, worauf er majeſtätiſch ſeinen Weg fortſetzte. Am Fuße einer herrlichen Palme blieb er ſtehen, drehete ſich zweimal um ſich ſelbſt herum, wählte ſich ſeinen Platz im Schatten und legte ſich da nieder. Es war die Ruhe eines edeln Monarchen, der nicht zu fürchten braucht, daß man ſeinen Schlummer ſtöre; es war die Ruhe des Gerechten.

Der Löwe hatte kaum zehn Minuten da gelegen, als er emporſprang, wie vom Blitze getroffen, einen dumpfen, heulenden Ton ausſtieß, mit den beiden Hinterbeinen die Erde aufſcharrte, den Kopf ſenkte und mit einem Satze hoch auf den Stamm der Palme ſprang. Von hier aus ſah er ſich nach rechts und links um, ſprang wieder auf den Boden herunter und kauerte ſich von neuem nieder, wendete aber die Augen unverwandt auf eine und dieſelbe Stelle des Horizontes.

„Es erſcheint ein Feind,“ ſagte der Oberſt Ling zu uns, „ein fürchterlicher Feind, wenn man nach der Haltung des Löwen urtheilt. Der Kampf wird heiß werden und manche Reiche gäben gewiß gern große Summen darum, wenn ſie in dieſem Augenblicke bei uns wären.“

„Und warum,“ entgegnete ich, „erkaufen ſich die Reichen in Calcutta nicht bisweilen das Vergnügen, das ſie, wie Sie meinen, ſo theuer bezahlen würden?“

„Weil das, welches wir haben werden, ſehr ſelten iſt. Der Löwe wird nicht gegen Menſchen kämpfen, ſondern gegen ein ſo reißendes Thier, das ſo kräftig iſt, wie er ſelbſt, gegen ein Rhinozeros, einen Elephanten, einen Tiger.“

„Ein Tiger! Wahrhaftig!“ rief Einer von uns aus, indem er mit dem Finger nach einem dieſer gefährlichen Wüſtenwanderer zeigte, der in gewaltigen Sätzen von unſerer Seite herkam. Wir ſtreckten die Hälſe aus, wir athmeten kaum, unſere Blicke wanderten unabläſſig von dem Löwen zu dem Tiger und vom Tiger zu dem Löwen, der noch immer auf der Lauer lag. Es war ein ſchreckliches Schauſpiel, und wir erriethen, welchen Ausgang es nehmen würde. Jetzt ſtanden die beiden Gegner einander gegenüber. Sie haben einander geſehen und werden einander nicht eher verlaſſen bis Einer todt da liegt. Der Tiger war ungeheuer groß und ſchön mit den langen ſchwarzen regelmäßigen Streifen, die über ſeinen gelben Rücken liefen; den Rachen hatte er aufgeſperrt, den Schwanz eingezogen und den Kopf, aus deſſen rothen Augen Blitze flammten, hielt er geſenkt. Wir waren von den beiden Gegnern höchſtens zweihundert Schritte entfernt; die glühendſte Sonne traf ſie mit ſenkrechten Strahlen und es entging uns keine ihrer Bewegungen. Ich brauche kaum zu verſichern, daß uns das Herz ſtark und ſchnell ſchlug.

Der Tiger kam näher und näher und der Löwe ließ ihn ruhig herankommen. In dem letztern erkannte man die Ruhe der Kraft, die Haltung der Stärke; in dem erſtern glaubte man die gewaltſame Anſtrengung Desjenigen zu errathen, der wohl Muth genug beſitzt, um einer nahen Gefahr die Stirn zu bieten, der ſich aber doch nicht ſchmeichelt, ſie zu überwinden. In ſeinen nervigen Beinen gab ſich ein gewiſſes Zittern oder Zucken zu erkennen, aber er floh nicht. Hätte es der Tiger, der heranſchlich, gern geſehen, wenn ihm

Digitized by Google

der Löwe aus dem Wege gegangen wäre? Ich glaube es, und deßhalb bewunderte ich den Königstiger, der bereit war, lieber in einen glühenden Ofen zu ſtürzen, als ſich der Feigheit beſchuldigen zu laſſen.

Der Löwe hatte ſich nicht von der Stelle gerührt, aber ſeine aufgeſträubte Mähne verrieth deutlich genug, was in ihm vorging; von Zeit zu Zeit deutete ein Hüpfen ſeiner hagern Seiten ein unterdrücktes Brüllen an; er, der König der Thiere, wollte nicht, daß eine vorzeitige Angſt der Kühnheit deſſen, der ſich ihm näherte, etwas entziehe. Seine Klauen und Zähne genügten ihm; ein Zweikampf war nicht zu vermeiden. Für den Tiger war es vielleicht ein Tag des Ruhmes, für den Löwen war es ſicherlich ein Feſttag.

Mit einem Sprunge können ſie einander packen, beißen, zerreißen; mit einem Sprunge werden ſie den Raum von zwanzig Schritten zurückgelegt haben, der ſie trennt. Sie haben dieſen Sprung gethan und dieſer ſchreckliche Zuſammenſtoß gleicht dem zweier Schiffe, die in einem Sturme gegen einander gerathen. Man hört die Knochen knacken unter den gewaltigen Tatzen; man ſieht Fleiſchſtücke auf den Boden fallen. Kein Geräuſch, aber rauhes Stöhnen zeugt von der Wuth und dem Schmerze. Sie kleben an einander und die Unbeweglichkeit der beiden gewaltigen Thiere verräth die unglaublichſte Wuth. Keines zeigt eine Ueberlegenheit, aber keines hat ſich auch gebeugt; man ahnt wohl, welchem der Sieg bleiben wird, aber wenn man den Tiger für überwunden hält, erlangt er den verlorenen Platz wieder durch eine Bewegung, welche den erſtaunten Löwen erſchüttert.

Seit zehn Minuten dauert der Kampf, ohne von ſeinem Ungeſtüme etwas zu verlieren, als endlich Löwe und Tiger, wie nach einem Uebereinkommen, ſich gleichzeitig loslaſſen, um Athem zu ſchöpfen. Es war die Unbeweglichkeit der Wuth, es war die Ruhe des Vulkans. Einige Augenblicke nachher gab ein neuer unerwarteter Vorfall dieſem ſchrecklichen Drama, das ſich der Entwickelung nahete, neues Leben. Der Tiger, der nicht blos ſeine Niederlage, ſondern auch ſeinen Tod vorausſah, benutzte den Augenblick, als ſein Gegner mit der rauhen Zunge eine große Wunde am Schenkel leckte, ſprang auf den über zehn Fuß hohen Stumpf einer Palme und hielt ſich da mit den Klauen feſtgeklammert. Der Löwe blickte vor ſich hin und bemerkte ſeinen Feind nicht mehr; er brüllte, richtete den Kopf in die Höhe und ſprang bis zu dem Tiger empor. Aber in dieſer Stellung war kein Kampf möglich und es war nun bald entſchieden, daß von den beiden reißenden Thieren nur eins am Leben bleiben würde. Der Tiger ſank zuerſt herab, der Löwe folgte ihm und er zitterte. Ein langer Kampf war nicht mehr möglich, es bedeckte den Boden bereits zu viel Blut, die Klauen waren abgeſtumpft, die Rachen ermüdet.

Die beiden Kämpfer ſtanden gerade und hatten einander an ſich gepreßt, die beiden Kinnladen in einander verbiſſen; man fühlt, daß die Knochen knacken. Da ſinkt der Tiger zurück, wankt und fällt; der Löwe packt ihn mit einem ſchrecklichen Brüllen an der Kehle und ſcheint den Beſiegten für den langen Widerſtand züchtigen zu wollen.

Er ließ ſeine Beute nicht los, der unbarmherzige König der Wälder, der gefürchtete Fürſt der Wildniß; er hielt ſie noch immer feſt unter ſeinen gewaltigen Tatzen; er zerriß ſie in Stücke, zermalmte den knochigen Schädel und wollte ihm den letzten Biß verſetzen, als ein ungeheures Krokodil raſch aus dem Waſſer auf den ſiegenden Löwen zuſchoß, ihn an den blutigen Beinen packte und in die Fluth hineinzog. Nur der todte Tiger blieb unter der Palme liegen und einige Augenblicke darauf zeugte ein großer Blutſtreifen auf dem Ganges von dem Mahle des gefräßigen Krokodils.

Blätter der Gegenwart.

Naturgeſchichte der Weſpen.

(Siehe Pag. 153.)

Die Weſpen bilden, wie die Bienen, ebenfalls Schwärme, und theilen ſich auch wie dieſe in Männchen, Weibchen und Sterile. Sie ſind Raubthiere, und füttern ihre Larven in ſelbſtgebauten Neſtern, die aus einer löſchpapierartig ausſehenden Maſſe gebildet werden. Das äußerſt zudringliche Benehmen der Weſpen, vermöge deſſen ſie ſich nicht den mindeſten Zwang anthun, ſondern mit großer Gefräßigkeit über alles herfallen, was verzehrbar iſt, ihr nicht mit Unrecht gefürchteter Stachel, von dem ſie bei der ihnen eigenthümlichen Zornmüthigkeit gar ſo leicht Gebrauch machen, iſt wohl Schuld, daß man ſie nicht gern ſieht, obwohl ſie näher betrachtet, wegen ihres großen Fleißes, ihres Muthes, ihres Kunſttriebes und vor allem wegen ihrer unermüdlichen Sorgfalt, mit der ſie für die Erhaltung der jungen Brut bedacht ſind, alle unſere Aufmerkſamkeit verdienen. Die Weibchen und die Sterilen haben zur Aufgabe, das ſehr kunſtreiche Neſt zu bauen. Das Baumaterial ſelbſt beſteht aus abgenagter Baumrinde, zarten Holzfaſern und Blättern, welche ſie mittelſt ihren ſchiefabgeſtutzten Kinnbacken ſich aneignen, einen Teig daraus bilden, der Löſchpapier gleicht, aus dem ſie eine in der Mitte geſtielte Scheibe fertigen, die auf der Unterſeite mit Zellen beſetzt iſt. Solcher geſtielter Scheiben ſtehen immer mehrere über einander, und ſind dann mit einer allgemeinen kugeligen Form umgeben, welche entweder an der Rückſeite oder oben, bald in der Erde, oder in hohlen Bäumen, doch auch in Gebäuden unter Dächern befeſtiget iſt. Die Zahl der weiblichen Weſpen wird in einem Neſte zu einigen Hundert angenommen, von denen nur wenige den Winter überleben, die während deſſelben in in einem Zuſtande der Erſtarrung ſich befinden, bis die Wärme des Frühlings ſie zu neuer Thätigkeit belebt. In dieſer Zeit fliegen ſie aus, ſammeln das zur Erhaltung der jungen Brut Nöthige, beſorgen die übrigen Bauangelegenheiten, und halten ſich aber den übrigen Sommer hindurch ſtets im Neſte auf. Aus den in den Zellen befindlichen Eiern gehen die Sterilen

Digitized by Google

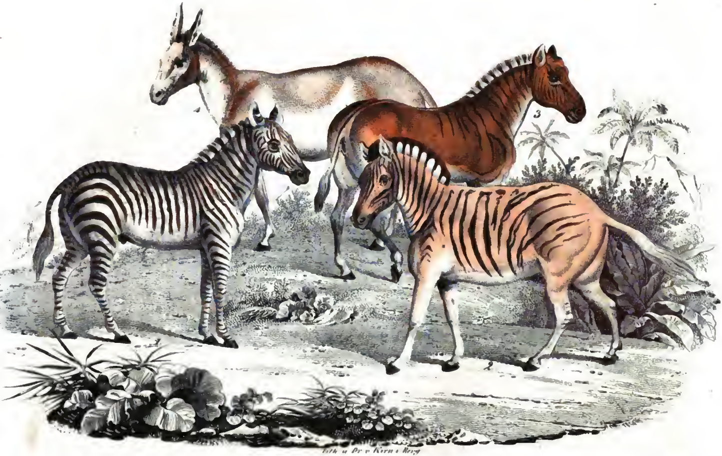
hervor, welche dann gemeinſchaftlich mit den weiblichen die Erweiterung des Neſtes und die Pflege der nachfolgenden Jungen beſorgen. Die Bruten des Spätſommers liefern erſt die jungen Männchen und Weibchen, und was etwa von Larven im November noch vorhanden iſt, das reißen die Arbeiter heraus, bis endlich auch dieſe mit den Männchen eingehen, und, wie ſchon bemerkt, nur einige Weibchen übrig bleiben. Kleiner als die weiblichen Weſpen ſind die männlichen, doch übertrifft jede an Körpergewicht wohl zweimal eine Arbeitsweſpe oder Sterile. Auch ihr äußerer Bau differirt in einigem, denn ihre Fühlhörner ſind größer als bei beiden andern, am Ende vollkommen fadenförmig, und der Hinterleib hat eine Gliederung oder einen Einſchnitt mehr. Sie ſind gewiſſermaßen das Sanitätsperſonal der Kolonie, da ſie ſämmtliche Gänge und Straßen derſelben rein halten, die eingegangenen Weſpen fortſchaffen, wobei bemerkt wurde, daß, wenn die Laſt zu groß iſt, ſich immer zwei in dieſem Geſchäfte unterſtützen, und nicht ſelten, der Erleichterung halber, den Körper der todten Weſpe in Stücke reißen. Die Winterkälte macht ihrem und der Sterilen Leben ein Ende.

Man hat bis jetzt vollkommen genau nur das Leben und Treiben einiger wenigen Weſpenarten beobachtet, ſo das der gemeinen Weſpe, der Horniſſe, der Pappweſpe und der Mauerweſpe, von denen kurz das Intereſſanteſte hier erwähnt werden ſoll. Die gemeine Weſpe, leicht erkenntlich an ihrem hauptſächlich ſchwarzen Colorit, gelbem Vorderkopf, der einen ſchwarzen Punkt in der Mitte hat, an ihren gelben Flecken auf dem Rücken, an der gelben Binde und den drei ſchwarzen Punkten am hintern Saum der Ringe, erreicht die Größe von acht Linien und baut gewöhnlich in die Erde, zu welchem Behufe ſie meiſtens Orte auswählt, welche von Hamſtern oder Maulwürfen ſchon zuvor bearbeitet wurden. Dieſer Bau nun hat zwei Thüren, der einen bedienen ſich jene Weſpen, welche eintragen, durch die andere aber fliegen ſie aus, um ſich gegenſeitig nicht zu hindern. Dieſer Weſpenbau iſt aus eilf Stockwerken gebildet, ſo daß die Weſpen aus dem einen in das andere, ſo wie in alle Zellen kommen können. Einige dieſer Zellen ſind groß, ſie dienen zur Aufnahme der Eier, aus welchen die Männchen und Weibchen kommen, die andern kleinern dienen für die Brut der Sterilen oder eigentlichen Arbeitsweſpen. Die Zellen enthalten eine angemeſſene Tiefe und Breite, und jedes der eilf Stockwerke wird von einer Anzahl Pfeiler (oft an 40) getragen, die ſechseckig und einander vollkommen gleich ſind. Dieſer ganze Bau iſt mit einer gemeinſamen kugeligen Hülle umgeben, deren Beſchaffenheit ſchon oben erwähnt wurde. Eine Abart der gemeinen Weſpe baut ihr Neſt meiſtens unter Dächer an die Sparren, es iſt dieß gemeiniglich gelb von Farbe. —

Die Horniſſe, braungelb mit gelber Stirne, ſchwarzem Rücken, braungelb gefleckt, mit gelben Bauchringen und ſchwarz und braun geſcheckt, erreicht die Größe eines Zölls, iſt friedfertig, ſchnurrt aber ſehr ſtark. Von ihr ſagt man, daß vier den Tod eines Pferdes verurſachen können. Sie baut ihr Neſt größtentheils in hohle Bäume, doch auch in alte Gebäude. Daſſelbe beſteht aus einer braungelben, erdartigen, brüchigen Maſſe. Die Horniſſe bildet gewiſſermaßen den Uebergang der Weſpe zur Honigbiene, denn ſie bereitet Honig und Wachs. Indeß unterſcheidet ſie ſich dennoch bedeutend von letzterer, indem ſie einmal ihr Neſt ganz ohne die der Biene ſo eigenthümliche Regelmäßigkeit konſtruirt, ſodann aber, indem ſie einen ſehr behaarten und viel größern Körper hat. Höchſt intereſſante Reſultate über das Leben und Treiben dieſer Weſpenart verdankt man den Beobachtungen des Pfarrer Müller, welche man deßhalb hier folgen läßt. Er bemerkte zu Anfang Mai eine große Horniſſe, welche beabſichtigte, ihr Neſt in einem leeren Bienenkorb zu erbauen. Der Anfang des Baues begann mit einer dünnen Schale, kronenthalergroß, in deren Mitte, an einem Stielchen hängend, ſich ſchon das erſte Buttäfelchen befand. Dieſes war oben an der Decke eines umgekehrtſtehenden Bienenkorbes angebracht. Alle 6 bis 10 Minuten flog die Horniſſe aus, und kehrte, einen Ballen abgebiſſenen faulen Holzes von der Größe einer Wicke, zwiſchen Kopf und Bruſt eingeklemmt tragend, wieder zurück. Hiermit lief die Horniſſe zum Neſt, dort nahm ſie den mitgebrachten Ballen zwiſchen die Knie der Vorderſchenkel, und ließ davon, unter gleichzeitigem Umdrehen deſſelben, kleine Stücke los, die ſie im Munde knetete, und mit zäher Flüſſigkeit vermiſcht, den Zellen oder der äußern Schale anſetzte, und mit den Kinnbacken von beiden Seiten andrückte und ebnete. Dieſe Arbeit wurde von der Horniſſe ausnehmend ſchnell vollzogen, und zwar in der Art, daß ſie die abgebiſſenen Stückchen nicht ganz lostrennte, ſondern mehr wie Faden von einem Knäuel abwand, wodurch erſtere zuſammenhängend blieben. So vergrößerte ſich die äußere Hülle des Neſtes täglich, die Horniſſe baute dabei gegen ſich, fing an dem Rande, wo ſie aufgehört, immer wieder an, wich unter der Arbeit zurück, und führte den in einer Schneckenlinie angeſetzten, eine Linie breiten neuen Streif nach und nach in die Runde herum.

Das emſig herbeigeſchaffte Baumaterial war von der Horniſſe jedesmal in der Zeit von 1 bis 2 Minuten verarbeitet. Dieſe Horniſſe gewöhnte Pfarrer Müller nach und nach ſo an ſich, daß ſie es litt, wenn er ſie anfaßte und ſtreichelte. Er beobachtete ſie auch während des Eierlegens, und nahm wahr, daß ſie es gerade ſo wie die Bienenkönigin machte. Sie unterſuchte nämlich zuerſt mit Kopf und Fühlhörnern die Zellen, wandte ſich ſodann um, und ſetzte, indem ſie die Spitze des Unterleibes tief in dieſelben einſenkte, das Ei ab. Zu dieſer Verrichtung waren 8 bis 10 Sekunden erforderlich. Später, nachdem die Würmchen ausgekrochen waren, brachte die Horniſſe nebſt dem Baumaterial auch Nahrung mit: dabei ſetzte ſich die Horniſſe jedesmal vor der Fütterung auf die Bruttafel,

Digitized by Google



Lith. u. Dr. v. Kirn i. Berg

1844

Digitized by Google

arbeitete durch Kneten zwiſchen den Knieen der Vorderbeine das Aliment nochmals durch, biß Stückchen davon ab, legte der Reihe nach davon den aufgerichteten Würmern auf den Mund, bis das Ganze ausgetheilt war. Die Würmer ſelbſt verzehrten das ihnen Dargebotene mit der größten Begierde und in kurzer Zeit. Das Nahrungsmittel ſelbſt beſtand aus verſchiedenen Theilen weichflügeliger Inſekten, manchmal aus Bienen, die zerbiſſen waren, oder aus deren Drohnen, oder aber auch aus der Brut der Arbeitsbienen. Müller reichte der Horniſſe auch Honig oder Bienenbrut, was dieſelbe ſogleich annahm und damit die Würmer fütterte. Dieſe Behandlung hatte zur Folge, daß die Horniſſe ſich ſchon von ferne aufrichtete, und auf die Hinterbeine ſetzte, wenn ihr dieſe Nahrung gereicht wurde, was gewiß einen hohen Grad von Zutraulichkeit beweist. Am 15. Juni waren die erſten jungen Horniſſen ausgeſchlüpft, welche ſofort die Alte in gleicher Weiſe unterſtützten. Nach dem Ausſchlüpfen war das erſte Geſchäft jedweder jungen Horniſſe, ſich zu putzen, dann aber in die kaum verlaſſene Zelle zu ſchlüpfen, und den darin enthaltenen Unrath herauszuſchaffen. In die leeren Zellen aber kamen nach einigen Tagen wieder Eier.

Eine andere höchſt intereſſante Beobachtung machte der Naturforſcher Huber um die Zeit der Mitternacht an einem Horniſſenneſt, welches er unter einer Glasglocke hielt. Er gewahrte, daß ſämmtliche Bewohner des Neſtes höchſt geſchäftig waren. Eine große Zahl derſelben beſchäftigte ſich mit dem Baue einer Zelle, während die Königin ſich emſig bemühte ſie aus der Zelle hinwegzutreiben. Allein dieß fand auch wieder von Seite der andern ſtatt, und ſie wurde von den arbeitenden mit den Flügeln heftig geſchlagen und bis auf den Boden des Neſtes hinunter verfolgt. Endlich kam die Zelle doch zu Stande, und zwei legten gleichzeitig Eier hinein. Die Königin, wie früher, voll Entrüſtung, kehrte wieder zurück, jagte die eierlegenden Horniſſen zurück, erfaßte die Eier und verzehrte dieſelben höchſt gierig. Dieſer Vorgang wiederholte ſich immer mit dem gleichen Erfolg. Endlich kehrte ein kleines Weibchen zurück, und verklebte die Zelle mit Wachs. Nach Entfernung der Königin entſpann ſich ein heftiger Kampf unter den kleinen Weibchen um die Zelle, indem ſie alle ihre Eier in dieſelbe zu legen ſich bemühten.

Eine andere Art der Weſpen, die Pappweſpe, zeichnet ſich beſonders durch den Bau ihres Neſtes aus, der vielleicht einer der wunderbarſten in der ganzen Inſektenwelt iſt. Es iſt gebildet aus einer pappartigen, grauen, dicken und derben, äußerlich ganz glatten Maſſe, erreicht oft die Größe von einem Fuß, und hat eine unvollkommen cylindriſche, krugartige, oben kegelförmige, mit einem Deckel verſehene Geſtalt, mit einer Eingangsöffnung an der Spitze. In ſeinem Innern liegen die Zellenſcheiben, welche alle geſtielt ſind, übereinander, und ſind rundum an den Neſtwandungen befeſtigt. Das Neſt ſelbſt ſchließt ſich unten ſo feſt an einen Baumaſt an, als wäre es zu einem Ueberzuge deſſelben beſtimmt. Dieſe Weſpenart iſt ihrer äußern Geſtalt nach klein, ſchwarz, ſeidenglänzend, die Bauchringe und der Hinterrand des Körpers iſt gelb gefleckt. Sie findet ſich hauptſächlich in Braſilien, wo ihr Neſt frei an den Bäumen hängt.

Die Mauerweſpe baut ihr Neſt entweder in Sand oder an Mauern, indem ſie ein mehrere Zoll tiefes Loch macht, und außerhalb an daſſelbe ein anfänglich gerades, nachher wurſtförmig gekrümmtes Rohr anſetzt, welches aus feſt zuſammengekitteter Erde beſteht und bisweilen auch Längsſpalten enthält. In's Innere des Loches legt ſie kreisförmig übereinander 8 bis 12 grüngefärbte Larven, fügt ihr Ei bei, verſchließt das Loch und zerſtört das äußere Rohr. Dieſe Weſpe iſt ſchwarz, ihr Bruſtſtück hat zwei gelbrothe Flecken und der Bauch vier gelbe Streifen.

J. D. Walchner.

Wilde Pferde.

(Taf. 28.)

Eine der edelſten und anſprechendſten Geſtaltungen des Thierreichs iſt die des Pferdes. Schon das alte Teſtament erwähnt mit hohem dichteriſchen Schwunge ſeines unerſchrockenen Muthes; ſeine Treue und Anhänglichkeit, bei einigermaßen guter Behandlung, kennt jeder Reiter, und wahrhaft idylliſch wird uns von Reiſenden das Leben und Verhältniß des Beduinen, des Arabers der Wüſte, zu und mit ſeinem Pferde geſchildert. Jener hochgeſtellte engliſche Pferdliebhaber entgegnete, bei einer zwiſchen beiden Geſtalten angeſtellten Vergleichung: „Den Menſchen muß ich höher „achten: aber das Pferd ſchätze ich mehr!“

Es iſt ſehr zweifelhaft, wo das Vaterland des Urpferdes zu ſuchen iſt, da die mächtigen Heerden der Llanos und Pampas des amerikaniſchen Continents nur verwildert genannt werden können: denn bei der ſpaniſchen Invaſion war das Pferd keineswegs dort heimiſch, und Cortez und Pizarro's Reiter wurden für vierfüßige Ungeheuer angeſehen. Erſt ſpäter kamen die, keineswegs rohen Einwohner Tenochtitlans, und die klugen, geordneten Unterthanen der heiligen Inka's, zu der Ueberzeugung, die Pferde ſeien eine eigene Art ungehörnter Hirſche, welches durchaus nicht der Fall geweſen wäre, wenn dies Thier zu Tauſenden, wie jetzt, die Steppen durchſchwärmt hätte. In Aſien, wohin unſere Vermuthungen es gern ſetzen würden, lebt kein wildes Pferd mehr, und ob die Exiſtenz des fabelhaften Einhorns, eines Pferdes mit geradem Horn auf der Mitte der Stirn, ſich beſtätigt, müſſen wir noch erwarten, da die Zeugniſſe einiger Miſſionare, die es im Himalaya lebend angeben, noch keineswegs genügen können.

In dem Innern von Afrika, woher die Römer ſchon ſtets etwas Neues erwarteten, leben drei der zierlichen Pferdegeſtalten, die unſere Tafel verſinnlicht.

Figur 1. Das **Zebra**. Es lebt vom Cap der guten Hoffnung an, bis in die unbekannte Mitte Afrika's, jedoch nur in Ebenen; Gebirge ſind ihm zuwider. In Heerden von dreißig, vierzig Stücken ſchwärmen ſie mit zierlicher Schnelle umher, einen ſtarken Hengſt an der Spitze, der vorſichtig dem verdächtigen Gegenſtande näher trabt, bald aber ſammt dem ganzen Rudel windſchnell davoneilt. Le Vaillant erhielt eines, welches ſeine Namaquas in einer Schlinge gefangen hatten; es war unzähmbar, und als er es beſteigen wollte, legte es ſich, nach wüthendem Ausſchlagen, nieder. Ein nach Paris gebrachtes war milder, und ließ ſeinen Wärter aufſitzen. Ein Capkoloniſt hatte viere gezähmt, und verſuchte mit ihnen zu fahren. Das ſchöngebänderte Geſpann ging aber durch, und zerſchmetterte Herrn und Wagen an der Stallthür. Da man in jenen Anſiedelungen an Ochſen keinen Mangel hat: ſo ſind ernſte Verſuche, das Zebra zum Hausthier zu machen, auch bis jetzt unterblieben.

Vermuthlich war der **Hippotiger**, den Caracalla im Jahr 211 im Circus ſelbſt erlegte, ein Zebra; weitere Nachrichten, die man darauf deuten könnte, finden wir erſt im fünften Jahrhundert dunkel und zweifelhaft. Die Römer drangen ſchwerlich vom Norden her, bis zu ſeiner Heimath vor.

Das unter Figur 2 abgebildete **Quagga** iſt nur wenig kleiner wie das Zebra, und hat, auf lichtbraunem Grund, nur an Kopf und Hals dunkle Streifen. Seine Heimath iſt gleichfalls das ſüdliche Afrika, wo es die Hottentotten und gleichgültigen holländiſchen Pflanzer für das Weibchen des Zebra hielten, obwohl ſie von beiden Thieren beide Geſchlechter oft erlegten und gern aßen.

Das Quagga iſt nach ſeinem Geſchrei, welches wie ein oft wiederholtes „Quah" lautet, benannt; durchſchwärmt, wie das Zebra, die weite Carroowüſte, in eigenen, die Zebra's vermeidenden Rudeln, die ſich gern zu den Straußen jener Gegenden halten; wie die Buſchmänner glauben, um durch das ſcharfe Geſicht dieſer Vogelrieſen zeitiger gewarnt zu werden. Auch mit den Antilopenheerden ſind ſie wohl vertraut.

In ſeinem Vaterland gilt das Quagga für ſanfter, wie das Zebra, und ſoll zuweilen, nach Sparrmanns Bericht, an Karren geſpannt werden. Ein jung aufgezogener Hengſt lief vertraulich den Menſchen nach, ging mit den Pferden des Gehöfts auf die Weide, und wußte ſie ſogar gegen die Anfälle der Hyänen zu vertheidigen. — Ganz anders dagegen betrug ſich das gleichfalls jung aufgezogene Quagga des jardin du Roi in Paris. Es war tückiſch, und ſchlug und biß ohne Urſache plötzlich, während man es ſtreichelte, welches es ſonſt nicht ungern litt. Es koſtete gewaltige Mühe, es von einer Umzäunung in die andere zu bringen. Es zerriß Alles, was es mit den Zähnen erreichen konnte, ſchlug wüthend aus, fiel auf die Knie u. ſ. w. Pferde und Eſel waren ihm verhaßt; ſah es eines dieſer Thiere, ſo ſchrie es ſcharf und gellend ſein Uah wohl zwanzigmal hintereinander. Es fraß auffallend wenig. Andere Reiſende beſtätigen ſeine, auch in ſeinem Vaterlande wohlbekannte Tücke, und verſichern, daß die Gefahr ſeiner Wartung den zu hoffenden Nutzen weit überwiege.

Einer der genaueſten und zuverläſſigſten neueren Reiſenden, der die ritterliche Jagdluſt le Vaillants mit Lichtenbergs ſcharfem Forſchblick vereint, der Engländer **Burchell**, lehrt uns ein ſchön geſtreiftes Bergpferd Afrika's kennen, welches uns Figur 3 der Tafel vorführt. Vom Zebra unterſcheidet es der dunklere Grund und die ſparſameren nicht ſich theilenden Streifen, vom Quagga die weißen Füße und Schwanz. Die Eingeborenen nennen es **Dauw**, die Naturgeſchichte: das **Burchell'ſche Pferd**.

Im Gegenſatz zu beiden Vorigen bewohnt es die Gebirge Südafrika's, wo es in kleinen Rudeln umherſtreift. Die Kaffern und Buſchmänner eſſen ſein Fleiſch gern und ſchießen es mit vergifteten Pfeilen.

Le Vaillant ſpricht noch von einem weiteren afrikaniſchen Pferde aus dem Lande der Namaquas, welche es „weißes Zebra" nennen. Es iſt ſchlicht iſabellfarbig, ſoll gleichfalls heerdenweis ſich zuſammenhalten, aber weit ſcheuer und flüchtiger, wie die vorigen Arten ſein. Er konnte nur eine Haut von ihm erhalten.

Die vierte Figur des Bildes iſt das **Dſchiggetëi** (Langohr) der Mongolei. Der erſte Blick beurkundet, daß dies aſiatiſche Pferd dem Eſel weit näher ſteht, wie die vorigen, afrikaniſchen. Sie leben an den Gränzen der Tartarei und Mongolei, um die Quellen des Argun, werden aber immer ſeltener, und ſtatt der Truppe, die Pallas noch ſah, reden die neueſten Berichte nur von einzeln und paarweis lebenden. Das Fleiſch wird geſchätzt, aber die wilden Nomaden jener Gegenden vermogten, ſelbſt jung Gefangene, nicht zu zähmen und zum Reiten abzurichten. Sie ſind äußerſt ſcheu und vorſichtig, und entfliehen beim geringſten Verdacht mit ungeheurer Schnelle durch die Wüſte. Trockene, hohe Weiden lieben ſie vorzüglich und ſcheinen ſehr wenig Waſſer zu bedürfen.

Das Winterkleid iſt blaſſer und wolligt, während das Sommerhaar glatt anliegt. Es iſt höchſt wahrſcheinlich Equus hemionus des Ariſtoteles, Plinius und Aelian; iſt aber noch niemals nach Europa gebracht worden.

Daß aber auch der Dſchiggetëi nicht das Urpferd ſei, beweiſt ſchon der, nur an der Spitze behaarte Schwanz, und die kaum einige Zoll hohe Mähne. Ob es übrigens nöthig ſei, ein weiteres Thiergeſchlecht dieſer Klaſſe den Hausthieren zuzufügen, mögte die Nationalökonomie verneinen und die Klugheit kaum rathen. Prachtluſt wird nicht mehr Befriedigung an einem Zug Zebra's, als an einer von Hirſchen gezogenen Equipage finden, die, trotz gelungener Verſuche, ſelbſt ächten Sportingmen doch etwas riskirt erſcheint.

Schmidt.

Digitized by Google

Induſtrie, Handel und Finanzen der ſpaniſchen Kolonieen.

Drei Jahrhunderte lang iſt der Krone Spanien das Glück zu Theil geworden, daß ſie reiche Kolonieen beſaß, welche nicht allein auf indirekte Weiſe, durch den Handel und die Induſtrie ihrer Unterthanen, das Mutterland zu bereichern vermochten, ſondern die auch regelmäßig der Finanzverwaltung des Staates einen beſtimmten Ueberſchuß abwarfen, ein Fall, welcher ſich nur bei Kolonieen mit ausgedehntem Bergbau als regelmäßig eintreffend ereignen kann, und wenigſtens bei überſeeiſchen Beſitzungen, deren Reichthum auf Kultur des Bodens und Induſtrie beruht, für die Dauer niemals in der Art ſtattgefunden hat, daß die Regierungskoſten des Mutterlandes beſtimmt auf bleibende Einnahmen von jenen Ueberſchüſſen rechnen durften. Ungeheuer ſind die Schätze, welche der Krone aus Amerika während jener Zeit zufloſſen; Spanien hat dadurch bis zum Beginn des 17ten Jahrhunderts Einfluß auf ganz Europa zu üben vermocht, und konnte bis auf unſere Tage den Verfall des Innern damit theilweiſe verdecken. Falſch aber iſt die Angabe, letzterer habe eben in dem übermäßigen Reichthum an Metallen ſeinen Grund gehabt; er entſtand aus andern Urſachen, und kaum vermag man jetzt die Stellung Spaniens zu ahnen, welche dies Land in dem Fall einnehmen würde, wenn die Thätigkeit und der Reichthum der Nation von Philipp II. an nicht untergraben wäre.

Die Natur der Dinge brachte es mit ſich, daß die Hauptinduſtrie ſowohl Mejico's wie Peru's im Bergbau beſtand. Länder, welche im Stande ſind, unter allen Verhältniſſen und Regierungsformen beinahe für alle Völker die koſtbarſte Waare, edle Metalle aus Erzen zu produciren, werden nach der Natur der Dinge auf dieſen Erwerbs-Zweig ſtets ihre bedeutendſten Kräfte verwenden. Bekanntlich iſt ja auch der Bergbau und die damit zuſammenhängende Metallbearbeitung eine ſehr zuſammenhängende Induſtrie, welche eine Menge von Beſchäftigungen anderer Art in Bewegung ſetzt, und ſchon deßhalb, ſobald ſie im Großen getrieben wird, eine Menge Menſchen in Anſpruch nimmt. In dem Falle iſt es natürlich, daß Ackerbau und Gewerbe anderer Art nur in ſoweit betrieben werden, wie es das Bedürfniß der in den Minen beſchäftigten Bevölkerung erheiſcht, und daß jene auch nur in der Nähe bedeutender Bergwerke zu größerer Blüthe gelangen. In Mejico war letzteres beſonders auffallend. Das Thal, worin die Hauptſtadt lag, hat an der Bodenkultur, die es vor der Eroberung beſaß, verloren, weil es keine Bergwerke hatte, obgleich dort immer der Mittelpunkt der Regierung, des Handels u. ſ. w., und ſomit eine verhältnißmäßig ſehr bedeutende Bevölkerung geblieben iſt. Andere Gegenden, wo bei der Eroberung noch keine zuſammengedrängte Menſchenmaſſe eine höhere Stufe der Bodenkultur bewirkt hatte, erlangten durch reiche Minen einen ſolchen Anbau, wie ihn die am beſten kultivirten Gegenden Europa's aufweiſen (z. B. Guanajuato). In Gegenden, die reich an Bergen, aber unfruchtbar ſind (Zacatecas), wurde jeder benutzbare Strich Landes ſo ſorgfältig aufgeſucht und bebaut, wie in bevölkerten aber armen Ländern Europa's. Hätten die Spanier nicht bereits die Hauptſtadt vorgefunden, und ſich ſomit gewiſſermaßen gezwungen geſehen, den Mittelpunkt ihres Reiches dort zu bilden, ſo wäre dieſelbe vielleicht in einem anderen Theile entſtanden, denn viele der metallreichſten Gegenden Neu-Spaniens ſind eben ſo fruchtbar wie jenes Thal der Hauptſtadt. — Auch hierin war Mejico im Allgemeinen glücklicher als Peru. Peru, obgleich an Metallen verhältnißmäßig reicher, beſitzt die ergiebigſten Minen auf dem höchſten Rücken der Anden, wo die Kultur des Bodens ſpärlich und beinahe unmöglich iſt. Potoſi, Pasco und Chota liegen in öder Gegend, weit über den Wolkenſchichten, nahe an der Grenze des ewigen Schnee's. Um ſie zu bearbeiten, mußten Vieh und Lebensmittel aus weiter Ferne hergebracht werden. Zwar entſtanden dort zum Theil volkreiche Städte, allein deren Entſtehen konnte wegen der Lage keine günſtige Rückwirkung auf Ackerbau und Induſtrie der Gewerbe äußern, und jene Städte wurden wieder verödet, ſobald die Minen erſchöpft waren. Aehnliches galt von Neu-Grenada; die goldreichſten Diſtrikte waren und ſind häufig die unfruchtbarſten, wo nur ein ſpärlicher Ertrag von Roggen und Gerſte gewonnen wurde, wo kein Fruchtbaum gedieh u. ſ. w. In jenen Gegenden hat die Ausdauer der Spanier, bis zur neueſten Zeit, wenigſtens das Möglichſte geleiſtet; wie ſehr man von dem Phlegma und der Trägheit der Nation zu ſprechen pflegt, erweiſen dergleichen Thatſachen wenigſtens eine nicht unbedeutende Beharrlichkeit.

Wenn auch das ganze ſpaniſche Verwaltungsweſen die Induſtrie und den Handel hemmen mochte, ſo iſt dieß vom Bergbau nicht zu behaupten, welcher freilich die Hauptquelle des Reichthums und der Einkünfte bildete, die das Mutterland bezog. Hätte das römiſche, im übrigen Europa größerentheils vorherrſchende Geſetz gegolten, nach welchem alle unterirdiſchen Schätze dem Landesherrn oder dem Staate gehören, ſo wäre der Bergbau in die Hände der Beamten gerathen, in mannigfacher Hinſicht gelähmt worden, und hätte ſomit nie einen bedeutenden Ertrag liefern können. In der Induſtrie des Bergbau's herrſchte ſowohl Freiheit wie Sicherheit des Eigenthums nach dem alt-ſpaniſchen Geſetz, woran auch die Regierung nie geändert hat. Jeder Entdecker einer Mine konnte dieſelbe in Anſpruch nehmen und bebauen laſſen; er mußte allein einige ſpaniſche Thaler (Peſo's) der Regierung für den Erlaubnißſchein bezahlen, und ſie wenigſtens durch zwei Indier mit Tagelohn bebauen laſſen. Fand ſich die Mine auf herrenloſem Boden, ſo waren keine weiteren Auslagen nothwendig; im entgegengeſetzten Fall mußte der Entdecker der Mine dem Eigenthümer einen verhältnißmäßigen Werth zahlen, der jedoch die Summe von einem Peſo für den Qua-

Digitized by Google

dratfuß nicht überſteigen durfte. Ward die Mine nach der Eröffnung aufgegeben, ſo fiel ſie der Krone anheim, welche alsdann ſie für einige Thaler dem nächſten Unternehmer wieder überließ, welcher Luſt zum Verſuche hatte. Dieſes billige Geſetz hat nicht wenig auf die Ausdehnung des Bergbau's eingewirkt, und ſomit auch auf alle für den Handel wohlthätigen Folgen, welche ſich ans der Vermehrung der metalliſchen Tauſchmittel bei allen Völkern ergeben haben. — Die Regierung zog keine direkten Abgaben von den Bergwerken, und hinderte auch dadurch nicht ihre Ausbeutung. Sie begnügte ſich entweder mit einem Fünftheil für's Silber und einem Zehntheil für's Gold bei der Ausfuhr in Barren, oder mit den Prägkoſten, welche die Münzen in den Hauptſtädten gewonnen; ferner mit dem Monopol des zur Scheidung der Erze nothwendigen Queckſilbers, welches ſie den Minenbeſitzern verkaufte.

Außerdem war noch in anderer Weiſe die Blüthe des Bergbau's befördert. In der Hauptſtadt Mejico befand ſich eine berühmte und treffliche Schule. Die Regierung ging ſogar von ihrem Syſtem in ſoweit ab, daß ſie in einer Behörde, welche den Bergbau beaufſichtige, eine Repräſentation der Minen-Beſitzer geſtattete, und ſich ſomit der ausſchließlichen Anordnung begab, welche ſie in jedem Zweige des geſellſchaftlichen Lebens in Anſpruch nahm.

Der Ertrag der Bergwerke war anfangs in Peru bei weitem beträchtlicher als in Mejico, indem dort bald nach der Entdeckung die Minen von Potoſi gefunden wurden, die in den erſten Jahrhunderten ihrer Ausbeutung, ſeit 1545, eine ſo große Maſſe Silber lieferten, wie kein anderes Bergwerk der Erde (nach Humboldt 5750 Millionen Livres), allein ſich allmällg erſchöpften, je tiefer man die Schachte grub. Ferner fällt die Auffindung des zweiten reichen Bergwerks von Peru, der Minen von Pasco, in eine frühere Zeit (1630). In Mejico dagegen wurde die Hauptgrube Guanajuato zwar auch ſchon im 16ten Jahrhundert entdeckt, gab aber erſt im 18ten einen Ertrag, der mit den Peruaniſchen Minen in Verhältniß ſtand, als dort die berühmte Mine Valenciana 1760 entdeckt wurde. Seitdem aber ſtieg der Ertrag immer mehr, wie es ſcheint durch beſſere Behandlung der Erze, durch größere Geſchicklichkeit der Indier u. ſ. w. In Peru und Mejico herrſchte die Gewinnung des Silbers bei weitem vor; das dort gewonnene Gold ſtand mit dem Werth der Silber-Maſſe nicht im Verhältniß. Gold wurde dagegen vorzugsweiſe von Neu-Grenada aus Minen und Wäſchereien geliefert; dortige Silberbergwerke wurden wegen des geringeren Ertrages aufgegeben. Ebenfalls fanden ſich in Chili mehr Gold- als Silberbergwerke.

Bei jenem Metallreichthum war es natürlich, daß der Bergbau die hauptſächlichſte oder vielmehr ausſchließliche Indnſtrie bildete, welche alle andere Gewerbe ſich dienſtbar machte, oder vielmehr die Betreibung der Gewerbinduſtrie nur in ſofern geſtattete, wie es das Bedürfniß der inneren Conſumtion erheiſchte. Für die Induſtrie im Großen iſt die dortige Bevölkerung nie zu gewinnen geweſen und wird es wahrſcheinlich niemals werden, da ſie bei ihrer Vermehrung ſicherlich immer den Bergbau ſteigern, fremde Völker deſto mehr mit Metallen verſehen und zum Austauſch die Fabrikate derſelben empfangen wird. In dieſem Umſtand iſt ſicherlich ein hauptſächlicher Grund zu ſuchen, weßhalb die Fabrikinduſtrie bei aller Anlage der Indier zu mechaniſchen Arbeiten nie eine größere Ausdehnung erlangte. Andere Geſchäfte konnten nur für den inneren Verbrauch getrieben werden, oder nur in Gegenden, wo keine Bergwerke ſich vorfanden, einige Ausdehnung erlangen (Quito). Sogar der Ackerbau litt durch die Ausdehnung der Minen-Arbeit. Der in Mejico producirte Cacao, bekanntlich dort einheimiſch und erſt von da wahrſcheinlich nach Venezuela und Guayaquil verpflanzt, genügte ſeit dem vergangenen Jahrhundert nicht mehr zum Verbrauch und mußte von jenen beiden Kolonieen eingeführt werden. Die Indier verwandten ihre Mühe nur dann auf einheimiſche Produkte, zum Behuf der Ausfuhr in ausgedehnter Weiſe, wenn deren Ertrag mit dem Gewinn der Minen in Verhältniß ſtand (Cochenille und Vanille). Andererſeits hat aber auch die Regierung der Induſtrie und dem Ackerbau abſichtlich Hemmniſſe angelegt, ſo daß beide nicht die Stufe erreichen konnten, die der innere Verbrauch erforderte. Sie hemmte den Anbau von Wein und Oel in Mejico, und wollte dort ſogar kurz vor der Revolution die Fabrizirung des einheimiſchen Pulque-Branntweins verbieten, weil die Kaufleute in Cadiz ſich über die zu geringe Abnahme des europäiſchen beklagten. — Das eigentliche Peru hatte außer den Produkten der Bergwerke keine Ausfuhr, brachte jedoch zum innern Gebrauche Gewürz, Getreide, Wein und Oel hervor; außer den europäiſchen Fabrikaten wurde es ohnedem von Quito mit Tüchern und andern Manufaktur-Produkten verſehen, einem Lande, welches ziemlich unfruchtbar, auch an Erzen keinen beſonderen Reichthum beſaß.

Der Bergbau hatte übrigens eine eigenthümliche Folge auf die Vermögensverhältniſſe. Er beſitzt allen Reiz des Spiels bis zu dem Grade, daß Jemand, der ſich unter den oben erwähnten, die Ausbeutung erleichternden Umſtänden, darauf einließ, eine Art Glücksjagd nach neuen Schätzen niemals wieder aufgab. Der Bergbau war in den ſpaniſchen Kolonieen eine Art Lotterie; Leute in den elendeſten Umſtänden gelangten oft plötzlich zum Reichthum; Reiche erſchöpften ihr Vermögen in der Bearbeitung nicht einträglicher Minen, und in der ſteten Hoffnung, reiche Gänge zu finden; Andere, die bereits durch ſolches Suchen verarmt waren, gelangten plötzlich wieder zu ungewöhnlichem Reichthum. Häufig fand ſich ein plötzlicher Glückswechſel. Humboldt erzählt z. B. von Einem Laborde, der arm nach Mejico kam, und ſich ein ſolches Vermögen erwarb, daß er eine Kirche zu 400,000 Peſo's baute, dann aber durch den Verfall ſeiner Bergwerke in das

Digitized by Google

äußerſte Elend gerieth. Der Erzbiſchof erlaubte ihm eine goldene, mit Diamanten beſetzte Sonne, die er einer Kirche zum Geſchenk gemacht hatte, zu verkaufen; mit dem Erlös (100,000 Peſo's) begann er eine neue Mine und verlor wieder beinahe die ganze Summe; endlich fand er eine neue Ader, gelangte zu ungeheurem Reichthum, verlor wieder, hinterließ aber doch 3 Millionen Livres. — Dies ewige Schwanken bewirkte, daß die Reichthümer ſelten längere Zeit in den Familien der Bergleute und der Minen-Spekulanten blieben; man betrachtete Letztere mit einem gewiſſen Vorurtheil als Projektmacher (Sucher, Buscadores), und die güterbeſitzenden Creolen ließen ſich nur voll Argwohn mit ihnen ein.

Wie erwähnt, hat die Maſſe der aus dem ſpaniſchen Amerika verbreiteten Metalle in ſoweit auf das Steigen des Handels und der Gewerbſamkeit eingewirkt, daß ſie den Verkehr überall durch die Menge des bequemſten, theilbarſten und überall gültigſten Tauſchmittels erleichterte. Der ſpaniſchen Regierung gehört hiebei wenigſtens das Verdienſt, daß ſie durch Münzverfälſchung, durch bedeutende Legirung den Werth niemals herunterſetzte, vielleicht nur mit Ausnahme einer kurzen Zeit unter Philipp III. Spaniſche Thaler und Goldmünzen galten ſomit auch überall als das werthvollſte Geld, welches vorzugsweiſe auf allen Seehandelsplätzen und beſonders in außereuropäiſchen Häfen genommen wurde. Spaniſches Geld iſt in Maſſe durch Länder Afrika's und Aſiens verbreitet worden, wohin nie ein Europäer den Fuß ſetzte. In Europa ſelbſt kann man die größere Leichtigkeit des Handels ſeit der Eroberung und noch mehr ſeit dem regelmäßigen Zufluß edler Metalle aus Amerika ſchon aus dem Umſtande erkennen, daß der Verkehr im Verhältniß zum früheren Zuſtande, allgemein genommen, ſich während der Zeit von 50 Jahren ungefähr verdreifachte, mochten auch Völker, bis dahin im hauptſächlichſten Beſitz des Handels, durch den Wechſel der Verhältniſſe verlieren. — Jene Vermehrung der edlen Metalle war übrigens bald in Europa fühlbar. Vom Jahre 1570 bis 95 ſtiegen plötzlich überall die Preiſe der Lebensmittel, als die Schätze Peru's und Mejico's unter Philipps II. weitläufigen und mannigfachen Unternehmungen ſich über Europa verbreiteten; bis 1636 war ein immerwährendes Steigen der Preiſe an Lebensmitteln bemerkbar, welches aber ſeitdem nur allmälig ſtattfand und nicht mehr gefühlt wurde. — Die Maſſe des Goldes und Silbers, welches von den ſüdamerikaniſchen Kolonieen ausgeführt wurde, läßt ſich natürlich nicht genau beſtimmen; es ward freilich in den Zoll- und Münz-Regiſtern eine genaue Rechnung von Anfang an gehalten, allein ſehr viel edle Metalle wurden durch Schleichhandel ausgeführt, um das königliche Zehntel und Fünftel oder die Prägkoſten der Münze zu umgehen. Das einregiſtrirte Gold und Silber betrug von 1492 bis 1803, nach Humboldt, 4,035,156,000 Peſo's, das im Schleichhandel ausgeführte ungefähr 981,000,000. Davon nahm das Meiſte den Weg nach Europa, oder nur über Europa nach Oſten, obgleich von Mejico eine bleibende Verbindung mit Oſtindien über die Philippinen ſtattfand.

Außer jenen Metallſchätzen waren die Kolonieen, wo Bergwerke ſich nicht vorfanden, mit Produkten anderer Art verſehen, welche ſowohl Koloniſten durch Handel bereicherten, wie der Regierung bedeutende Einkünfte im Ausfuhrzoll verſchafften. Panama trieb bedeutende Perlfiſcherei, noch ehe dieſe Stadt durch den Handel von Europa mit Peru nach deſſen Eroberung ſich bereicherte; Californien (zum Vice-Königreich Mejico gehörig), obgleich felſig, unfruchtbar und für Koloniſten nicht einladend, zog eine Menge Unternehmer wegen deſſelben Gewerbszweiges an ſeine Küſten; Guatimala producirte Indigo, Yucatan Campeſche-Holz, Quito die ſeit der Mitte des 17ten Jahrhunderts in Europa ziemlich allgemein gebrauchte China-Rinde. Seit der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts erlangten auch Venezuela und Buenos-Ayres Bedeutung, erſteres durch Kolonial-Waaren, letzteres durch Handel mit Rinder-Häuten, durch ſeine zum Schmuggel günſtige Lage und endlich als Sitz der Regierung eines neuen Vice-Königthums, als **Karl III.** verſtändig genug war, den ungeheueren Bereich des Vice-Königs von Peru zu beſchränken. Venezuela gelangte in der Zeit von ungefähr 50 Jahren durch Zucker-, Kaffee- und Cacao-Bau zu ſolcher Blüthe, daß ein für Ackerbau treibende Kolonieen nicht häufiger Fall eintrat: die Regierung erhielt auch von dieſer Kolonie einen Ueberſchuß in den Einnahmen, nach Abzug der Verwaltungs-Koſten, ebenſo wie von ihren an Bergwerken reichen Beſitzungen. Bekanntlich geſchieht dieß nur ſelten, und iſt ſogar in den engliſchen Kolonieen Weſtindiens ſchon lange nicht mehr der Fall.

Der Handel nahm einen Gang, wie er den zur Zeit der Eroberung herrſchenden Begriffen angemeſſen war, worin man keine Erfahrungen über eine Koloniſation wie die Amerika's beſitzen konnte. Es iſt kein Zweifel vorhanden, daß die damalige Nation eben ſo ein Abſchließungsſyſtem, wie die Regierung wollte; das Monopol-Weſen war ferner nicht allein auf Spanien beſchränkt, ſondern galt ziemlich allgemein. Beides ſollte durch die ſtrengſten Geſetze erzwungen werden. Creolen, die mit Fremden Handel trieben, hatten Leben und Vermögen verwirkt; Ausländer wurden nur ſelten als Beamte der Regierung oder als Schiffbrüchige eingelaſſen, und mußten in letzterem Falle das Land ſo ſchnell wie möglich wieder räumen. Die ſpaniſche Regierung wachte bis zur Revolution mit größtem Argwohn auf dieſen Beſtimmungen; ſie erlaubte nicht einmal ihren niederländiſchen Unterthanen (Belgiern) in größerer Maſſe einzelne Gegenden zu koloniſiren, was jene fortwährend ſupplicirten, und geſtattete während der franzöſiſchen Revolution, ungeachtet ihrer nahen Verbindung mit den Bourbons, nur wenigen Emigranten nach Amerika zu kommen, höchſtens Flüchtlingen aus St. Domingo. Die Kompagnie der Augsburger Welſer in Venezuela

Digitized by Google

unter Karl V. iſt das einzige Beiſpiel, wo Fremde in größerer Zahl ſich anſiedeln durften; der Kaiſer nahm ihnen aber nach ungefähr einigen zwanzig Jahren einer ſchlechten Verwaltung dieſes Recht wieder ab. — So lange Spaniens Induſtrie blühete (bis zum Schluß der Regierung Philipps II.), ſcheint auch in den Kolonieen kein Bedürfniß nach fremden Verbindungen vorgeherrſcht zu haben, ſo daß die regelmäßige, obgleich nicht häufige Kommunikation mit dem Mutterlande genügte. Dieſe Kommunikation geſchah nach einem Geſetze des Rathes von Indien ſeit 1595 jährlich einmal, oder wenigſtens immer nach 18 Monaten, und wurde von zwei Geſchwadern unterhalten, die zuſammen von Sevilla und ſpäter von Cadiz aus nach der Havaña ſegelten, von wo die eine, mit dem Namen Flotte (flota) bezeichnet, für das Vice-Königreich Mejico, die andere, Galeonen benannt, für Peru beſtimmt war. Die Regierung behielt ſich ihrem Syſteme und dem Monopolweſen gemäß die Leitung vor. In Sevilla beſtand eine beſondere Behörde, welche die Einſchiffung der Waaren beaufſichtigte. Die Flota fuhr nach Vera-Cruz, und wartete dort bis die ſchon vorher in Los Angeles aufgeſtapelten Metallſchätze und Waaren Mejico's in jenem Hafen anlangten. Alsdann wurde der Preis von den Großhändlern unter Aufſicht der Regierung feſtgeſetzt, die Waaren ausgeſchifft, und der eigentliche Handel mit den Creolen begann. Die Galeonen fuhren zuerſt direkt nach Puerto belo, dem ungeſundeſten Ort in ganz Amerika, der ſonſt kaum von einigen Mulatten und Negern und einer ſchwachen Garniſon bewohnt war. Sobald aber die Galeonen anlangten, ſtrömten dort Creolen aus allen Gegenden der ſüdlichen Hälfte zuſammen; der Ort war mit Menſchen angefüllt, und es ergab ſich ein ſo reicher Handel, wie er niemals auf einem Punkte in ſo kurzer Zeit betrieben wurde. Die Reichthümer Süd-Amerika's, in Panama aufgeſtapelt, wurden über die Landenge transportirt und es begann, nachdem zuvor die Großhändler unter Aufſicht der Behörden, eben ſo wie in Vera-Cruz auf Bord des Admiral-Schiffes übereingekommen waren, eine 40tägige Meſſe für den Austauſch europäiſcher Produkte. Ungeheuer war der Gewinn, den die ſpaniſchen Monopoliſten dort regelmäßig erhielten. Hundert Procent galt als die geringſte Einnahme, und die Meſſe für ſchlecht, wenn nicht alle mitgebrachten Waaren abgeſetzt wurden. Oft ereignete es ſich, daß die in Panama aufgehäuften edlen Metalle aus Mangel an Waaren nicht günſtig vertauſcht wurden. In dem Falle allein durften die Kaufleute Panama's mit dem Ueberſchuß direkten Handel nach Spanien treiben. — Als Neu-Grenada ſich bevölkerte, ward auch in Carthagena eine Meſſe eröffnet, indem die Galeonen dort zuerſt landeten, und in der angegebenen Weiſe den Handel begannen. — Nach dem Schluß der Meſſen vereinigten ſich die Flota und die Galeonen in der Havaña, und beide fuhren dann mit der Rückfracht amerikaniſcher Produkte, beſonders edler Metalle, nach Spanien zurück. Dieß war die ſogenannte Silberflotte, um die alle Nationen im 17ten und 18ten Jahrhundert Spanien beneideten, und worauf im Seekriege beſonders Jagd gemacht wurde.

Schon von Anfang an beſtand ein bedeutender Schmuggel neben dieſem regelmäßigen Handel, ſowohl wegen der Höhe des Gewinnſtes und der Zölle, wie wegen der Unmöglichkeit, worin ſich Spanien befand, die Kolonieen mit Manufaktur-Waaren zu verſehen. Dieß erhellt aus den Klagen der Spanier gegen Ende des 16ten Jahrhunderts und aus vielen Geſetzen des Rathes von Indien um dieſe Zeit gegen den Verkehr mit Ketzern (Holländern und Engländern), „welchen Religion und Politik auf gleiche Weiſe verböten.“ Ein Hauptſtapelplatz für den Schmuggel ſcheint damals an der Mündung des Orinoco geweſen zu ſein; die Engländer hatten wenigſtens die genaueſte Kunde von der Beſchaffenheit der dortigen Küſten, der Einfahrt u. ſ. w. Hundert Jahr ſpäter war der Schleichhandel an der Mündung des La Plata-Stroms ſo bedeutend, daß die Regierung zur Unterhaltung zahlreicher Truppen in Buenos-Ayres ſich genöthigt ſah. Er ward um ſo regelmäßiger, da andere Nationen in der Nähe des Feſtlandes weſtindiſche Inſeln beſaßen, und erlangte eine ſolche Ausdehnung, daß die Galeonen, wenn ſie anlangten, den Markt bereits mit europäiſchen Gütern gewöhnlich verſehen fanden. Die ſpaniſche Regierung ſah endlich, als die Bourbons den Thron beſtiegen hatten, die Unmöglichkeit ein, ihr früheres Syſtem in aller Strenge aufrecht zu erhalten. Sie duldete während des ſpaniſchen Erbfolge-Krieges den Verkehr der Franzoſen (aus S. Malo) mit Peru über das Cap Horn bis zum Jahre 1718, und geſtattete ſogar im Frieden von Utrecht den Engländern, außer einer beſtimmten Sclaveneinfuhr, die Abſendung eines Schiffes mit Waaren auf die Meſſe von Panama. Dieſer Umſtand gab dem Syſteme den letzten Stoß. Die Concurrenz der engliſchen Waaren drückte nicht allein den Handel Spaniens herunter, ſondern die dadurch geſchloſſenen Verbindungen eröffneten dem Schmuggel ſo viele Kanäle, daß der Galeonen-Handel ſo gut wie bankerot wurde. Spanien griff zur Gewalt; ein Krieg mit England entfernte zwar den läſtigen, regelmäßigen Verkehr, allein der Schmuggel blieb oder wurde durch die Ueberlegenheit der engliſchen Marine noch erhöht. Die Regierung verſuchte ein Palliativ-Mittel; die Galeonen und die Flota wurden abgeſchafft, und die Beſtimmung erlaſſen, daß die Schiffe (ſogenannte Regiſterſchiffe) zu jeder Zeit je nach dem Bedürfniſſe des Handels abfuhren; da jedoch das Monopolſyſtem in aller Strenge blieb, ſo half dieß wenig oder gar Nichts gegen den Schmuggel, der einmal in aller Ausdehnung beſtand, und bei den weit ausgedehnten, mit vielen Landungs-Punkten verſehenen Küſten durch Bewachung nicht gehindert werden konnte. Endlich verminderte Karl III. 1765 das Monopolweſen, ob er gleich noch lange nicht den Muth hatte, daſſelbe gänzlich abzuſchaffen; er gab den Handel nach den weſtindiſchen Inſeln Spaniens (Cuba, Trinidad u. ſ. w.)

Digitized by Google

durchaus frei, ſetzte die Zölle um drei Viertel herunter, und gab wenigſtens, wenn er auch die Monopole der Regiſterſchiffe nicht ſogleich aufhob, ſeinen Unterthanen Gelegenheit, von dorthin ſelbſt nach dem Feſtlande zu ſchmuggeln, und im Schleichhandel mit dem Auslande zu konkuriren. Seitdem ſtiegen jene Inſeln, beſonders Cuba, ſchnell im Wohlſtande; die Gewerbſamkeit und der Wohlſtand mehrte ſich im Mutterlande; das Monopolweſen wurde jedes Jahr mehr in Frage geſtellt und vermindert, bis endlich die Cortes in Cadiz während des Unabhängigkeitskrieges die noch übrigen Beſtimmungen in dieſer Hinſicht gänzlich abſchafften. Allein damals war es ſchon zu ſpät; Revolutionen waren ſchon überall ausgebrochen.

In Mejico war der Schleichhandel wegen der Beſchaffenheit der Küſten ſchwieriger wie in den ſüdlicheren Kolonieen. Dafür aber beſaß dies Vice-Königreich einen anderen erlaubten Handel, welcher unabhängig von den ſpaniſchen Monopoliſten, weniger beſchränkt wie der europäiſche und wie es ſcheint auch gewinnreicher war. Es war der Handel mit den Philippinen, von wo jährlich eine Galeone mit oſtindiſchen Gewürzen und Geweben, chineſiſcher Seide u. ſ. w. nach Acapulco fuhr, und als Rückfracht edle Metalle einnahm. Dieſer Handel ſtammte aus der Zeit Philipps II., welcher die Philippinen koloniſiren wollte, und ſehr wohl einſah, daß dieß nur bei der damaligen Herrſchaft der Portugieſen im übrigen Oſtindien allein von Neu-Spanien aus geſchehen konnte. Somit war die Verbindung eher eine Bedingung, wodurch die Philippinen als eine ſpaniſche Kolonie beſtehen konnten; die ſpaniſchen Monopoliſten drangen häufig auf die Abſchaffung des Handels, welcher dem übrigen natürlich hinderlich war, allein die Krone gab hierin, um eine oſtindiſche Kolonie behaupten zu können, niemals nach. — Uebrigens herrſchte im Handelsverkehr jeder Art die vollkommenſte Rechtlichkeit und das größte gegenſeitige Vertrauen unter den beiden Parteien. Betrügereien von Creolen oder Spaniern waren unerhört, obgleich beide die Regierung fortwährend hintergingen. Alle Beamten, die mit dem Handel zu thun hatten, galten übrigens für beſtechlich, und weder die ſtrengſten Beſtrafungen, noch die verwickeltſte Controlle konnte der Regierung die geringſte Sicherheit gewähren.

So wie das Monopolweſen von Anfang an aufrecht erhalten wurde, geſchah daſſelbe auch in Hinſicht der Beſteuerung. Man kann nicht behaupten, die ſpaniſchen Kolonieen ſeien planmäßig ausgeſogen worden, allein im 16ten und 17ten Jahrhundert beſaß man noch nicht die Begriffe über die am wenigſten drückende Weiſe der Steuererhebung, welche in freien und Handel treibenden Staaten erſt im 18ten Jahrhundert aufgeſtellt und dort noch erſt in unſeren Tagen theilweiſe zur Ausführung gebracht ſind. Im Mutterlande erhob man zur Zeit der Eroberung Amerika's die meiſten Einkünfte aus indirekten Abgaben, aus Ein- und Ausfuhr-Zöllen u. ſ. w.; man hegte damals noch nirgends den Gedanken, daß die erſteren, um ein deſto größeres Einkommen abzuwerfen, ſo viel wie möglich heruntergeſetzt werden müßten, und daß die letzteren eben ſo verderblich für die Staatskaſſe, wie für die Producenten ſeien. Man glaubte damals in Betreff beider durch möglichſt hohe Zölle den Vortheil der Staatskaſſe zu ſichern, und ſomit fanden ſich im ſpaniſchen Tarife die höchſten Anſätze, keiner unter 20 bis 33 Procent; erſt Karl III. befolgte ein verſtändigeres Syſtem, indem er die Zölle auf 9½ bis 12½ Procent herabſetzte, und nur auf fremde Waaren den höheren Zoll ließ. Eben ſo unpaſſend, oder vielmehr ein noch größeres Hemmniß für den Verkehr, beſtand in der ſogenannten Alcavala, einer Abgabe, die bei jedem Verkauf erhoben wurde. Sie ſtammte von den Arabern, war von den alten Ständen Caſtiliens nur in Zeiten der höchſten Noth geſtattet, aber endlich bleibend geworden, und erhob ſich oft zu 10 Procent. Dieſe Abgabe führte aber erſt Philipp II. auf einmal in alle Kolonieen ein, als ſeine Kaſſen durch den Krieg gegen die Holländer und durch den Verluſt der ſogenannten unüberwindlichen Flotte gänzlich erſchöpft waren. Er muß einen Aufſtand befürchtet haben, denn er verſprach, daß die Abgabe nicht länger wie die augenblickliche Noth dauern ſollte; ſie wurde aber nicht wieder abgeſchafft. — Im 17ten Jahrhundert kamen gezwungene Anlehen hinzu, welche die Reichſten unter den Creolen trafen, im 18ten das Tabacksmonopol der Regierung. —

Am einträglichſten waren die Zölle von den ausgeführten oder gemünzten Metallen, die allerdings nicht unbillig ſcheinen, ein Fünftel vom Silber und ein Zehntel vom Gold; für letzteres war auch im Anfange daſſelbe wie für das Silber feſtgeſetzt, allein als ſich das Mißverhältniß in der Produktion beider ergab, war die Regierung vernünftig genug, den Zoll auf Gold um die Hälfte zu vermindern. — Eine andere Abgabe, die nicht hohe Kopfſteuer der Indier, brachte der Regierung gar Nichts oder nur wenig ein. Der Ertrag wurde auf Beſoldung der Kaziken, der Geiſtlichen, zur Erbauung von Hoſpitälern für Indier u. ſ. w. verwandt. Die Kirche erhielt den Zehnten aller Ackerbau-Produkte, wie dieß im Beginn der neueren Zeit in ganz Europa allgemein war.

Nach Abzug der Verwaltungskoſten blieb der Regierung jedesmal ein Ueberſchuß. Wie hoch dieſer geweſen iſt, kann man jetzt nicht mehr genau angeben, oder es iſt bisher von Spanien noch nicht genau berechnet worden. Humboldt ſagt: Neu-Spanien (Mejico) habe jährlich wenigſtens 9 Millionen ſpaniſche Thaler an die königlichen Kaſſen des Mutterlandes, der Havaña und der Philippinen, abgegeben, und der Ueberſchuß aus Peru ſei ſchwerlich geringer geweſen. Neu-Grenada war nicht damit einbegriffen. Somit wäre der Anſatz von 22 Millionen jährlich für alle Kolonieen im Durchſchnitt nicht zu gering. Die Verwirrung der ſpaniſchen Finanzen nach 1809 erklärt ſich ſomit leicht aus dem Wegfallen dieſer Zuſchüſſe,

Digitized by Google

wenigſtens ſo lange die Regierung fortdauerte, deren geordnete Verwaltung nach dieſen Einkünften berechnet war.

Kottenkamp.

Gasbeleuchtung und Benutzung.

Es gibt Leute, die nur das Neue gutheißen und für alles Alte kaum mehr als ein halbmitleidiges Achſelzucken haben, welches in ſofern bequem iſt, als es jedes Nachdenkens, jeder Unterſuchung kurzweg überhebt, die, bei oft ſehr oberflächlichem Wiſſen, zuweilen mißlich ſein mögte. Andere dagegen wollen nur Altes, und Alles, was nicht mit edlem Roſt überzogen iſt, deucht ihnen windige Neuerung. Die Mitte mögte, wie ſo oft, auch hier das Rechte ſein; um aber die Fortſchritte des Neuen in unſerem ſo oft beſprochenen Gegenſtand gehörig zu würdigen, ſei es erlaubt, den Blick einen Augenblick auf die Vergangenheit zu richten! —

Im 14ten Jahrhundert ward nach dem Abendläuten in Paris keine Thür mehr geöffnet, und ſpäter ankommende Reiſende hatten große Mühe, ein Unterkommen zu finden. Mordthaten und Raub waren in den Straßen gewöhnliche Erſcheinungen, die die Garde prévostale ſchon deßhalb ſelten verhindern konnte, weil der unergründliche Gaſſenkoth nur ein ſehr langſames Fortkommen geſtattete, auch die in den Gaſſen rudelweis herumſtreifenden Wölfe die Pferde oft ſcheu machten. Eine Wohnung ward jährlich mit 12 Livres bezahlt.

Heinrich IV. befahl den Schauſpielern, ihre Vorſtellungen Winters vor vier Uhr zu ſchließen, daß Jedermann noch in der Dämmerung ungefährdet ſeine Wohnung erreichen möge, ohne den „larrons und coupegorges“ in die Hände zu fallen.

1667, unter der Regierung Ludwigs XIV. gab der neuerrichtete Polizeilieutenant de la Regnie den Straßen eine eigene Erleuchtung. An jedem Ende, und wenn ſie über 600 Schritt lang war, auch in der Mitte der Straße, ward eine Laterne angebracht, und Lichter, 10 Stück auf das Pfund, darin gebrannt.

1745 wurden die von Bourgeois de Chateaublanc erfundenen Reflectoren angewandt und eine „Wehklage der Spitzbuben und Beutelſchneider über unſerer Reverbèren“ gedruckt.

Jetzt wird Paris auf den Gaſſen und im Innern der Gebäude durch unzählige Gasflammen erleuchtet! —

Der Chemiker Murdok war es, der nach Vorgang des Biſchofs von Llandaff zuerſt 1802 das Kohlenwaſſerſtoffgas zur Erleuchtung anwandte. Man bereitet es durch trockene Deſtillation der Steinkohle, man kann es indeß auch aus Harz, Fett und Oelen gewinnen, weßhalb oft Oelkuchen u. dgl. m. angewandt werden.

Die Deſtillirgefäße haben Backofenform, aus der im höchſten Punkt eine Röhre aufſteigt, um in einen großen Kanal zu münden, aus welchem das geſammte Gas durch mehrmaliges Durchleiten durch Kalkwaſſer gereinigt wird. Hier läßt es den Steinkohlentheer, der auch in Dampfform mit entwichen iſt, zurück, und brennt nun mit völlig geruchloſer Flamme.

Das vorräthige Gas wird jetzt in das Baſſin geleitet. Dieß iſt eine gewöhnlich runde Grube, mit Quadern ausgemauert und zur Hälfte mit Waſſer gefüllt. Wie über die Schachtel der Deckel herpaßt, ſo iſt hier ein 6 bis 8 Fuß hoher Rand von getheertem Eiſenblech an luftdichtem Deckel nach innen eingelaſſen. Durch innen geöffneten Hahn ſtrömt die Luft aus und der Deckel ſenkt ſich auf die Waſſerfläche. Entleert jetzt der Apparat ſein Gas unter ihn, ſo wird er durch dieſes gehoben, und aus allen geöffneten Röhren ſtrömt ſtets gleichmäßig das brennbare Gas.

Es haben ſich faſt in allen größeren Städten Geſellſchaften gebildet, die die Straßen, öffentliche und Privatgebäude mit Gas erleuchten, und dafür einen feſten Preis, der ſich nach der Conſumtion richtet, beziehen.

Das Licht iſt ſehr hell, leicht bläulich, völlig geruchlos, nicht flackernd, und brennt ſtets mit gleicher, dem Auge nicht gerade wohlthuender Flamme. Da das Gas ſich auf kleinen Raum zuſammenpreſſen läßt, und ſo überall hingetragen werden kann, ſo iſt es wohl denkbar, daß es einſt alle unſere jetzigen, weit koſtſpieligern und unvollkommneren, noch dazu meiſt ſchmutzigen Erleuchtungsmittel verdrängen wird.

Schmidt.

Räthſel.

Erſte Abtheilung: Sinnbilder.

Die Tänzerin im Wickelkleide.

Ein Mädchen oder ein Weibchen
Und eine Tänzerin,
Die kann nur Solo tanzen;
Wie tanzt ſie ſo luſtig dahin!

Das Mädchen oder das Weibchen
Sie ſitzen im plaudernden Kranz,
Und ſetzen auf ihren Schooß ſie,
Die Müde vom ſchwindligen Tanz.

Sie ſpielen mit ihr auf dem Schooße,
Sie wickeln das Püppchen ein.
Das arme gewickelte Weſen
Es rühret nicht Arm noch Bein.

Doch muß es zu Boden wieder,
Muß wie ein Derwiſch ſich dreh'n
Und tanzen im Wickelkleide,
Tanzt's nicht, ſo kann es nicht geh'n.

Dann wird es von Neuem gewickelt
Und wie ein Fäßchen ſo dick;
Nun legt man es wohl zur Ruhe,
Zum Tanzen verging das Geſchick.

J. G. Moſer.

Auflöſung: 4. 9. 5. 18. 15. 9. 13. 4. 5. 11.

Schieferbruch bei Goslar.

Digitized by Google

Steinbrüche.

(Taf. 29 a.)

Das Geripp des Erdkörpers, die Steine, hat das Bedürfniß zu tauſend Zwecken verwenden gelehrt, ſo daß Gegenden, denen Steine verſagt ſind, ſie mit beträchtlichen Koſten ſich verſchaffen müſſen, oder theure, nie ganz erſetzende Surrogate, wie Ziegel, verwenden. Schon in der Kindheit des Menſchengeſchlechts wurden Steinbrüche betrieben, wie Egyptens uralte Baudenkmale zeigen, und der einfache Werkzeug dazu ſcheint derſelbe geblieben zu ſein und auch wenig Veränderung zuzulaſſen. Durch eiſerne Keile, die zwiſchen hölzerne Futter in vorgemeißelte Löcher getrieben werden, ſpaltet man größere Blöcke ab, die dem Zweck entſprechend, weiter zugehauen, oder in kleinere Quadern zerſchlagen werden. Dieß geſchieht durch Schlägel und Eiſen, eiſerne und hölzerne Keile ſammt Brechſtangen; ſo fand man den Apparat in den Brüchen von Syene und Aſſouan am Nil, aus denen die Obelisken gebrochen wurden; ſo finden wir ihn am Montmartre, der Paris ſein Baumaterial liefert, noch heute thätig.

Es möchte nicht unintereſſant ſein, einige Steinbrüche, ſo einfach ſie erſcheinen, näher zu betrachten. Wir beginnen mit den älteſten, den vorhin ſchon berührten Steinbrüchen von Syene in Oberegypten, die Champollion in einem Zuſtand auffand, als wären ſie geſtern von den Arbeitern verlaſſen. Sie ſind in eine Art Granit getrieben, den Jahrtauſende keine Linie tief zu verwittern vermogten. Deutlich erkennt man noch die Weiſe, auf welche dieſe ungeheuren Spitzſäulen in einem Stück aus der Felswand gelöst wurden. Man hieb eine tiefe Rinne aus, in welche Keile von trockenem Holz getrieben wurden, welche man nun mit Waſſer begoß. Das Auſchwellen des Holzes war im Stande, den Fels bis hinab zu ſpalten.

Weitere antike Steinbrüche finden wir auf der Inſel Paros und auf dem Berge Penthelikon. Beide liefern noch heute ſehr geſchätzten Marmor, erſterer weiß, letzterer von leichtem, angenehmen Gelb, welches an den aufgefundenen Statuen den ſüdlichen Teint gut nachahmt.

Die älteſten Brüche liegen auf Paros in der Gegend des Kloſters Perakia, heute Peroiky genannt. Zum Größeſten führt eine Höhle, die noch tief in's Innere des Berges zu dringen ſcheint, und zuweilen ſo eng iſt, daß man nicht begreift, wie ordentliche Blöcke hindurch zu bringen waren. Im Höhlenthale, einer andern Bruchſtelle, ward der Marmor in terraſſenweiſem Tagbau gewonnen. Bis zur Reiſe des Engländers Dodwell 1838 lagen die herrlichen Brüche unbenutzt, und in den unterirdiſchen Weitungen lagerten Schafheerden. Jetzt werden dieſe, ſo wie die des Berges Penthelikon von der griechiſchen Regierung auf's Neue betrieben, und König Otto's neue Reſidenz iſt daraus hervorgegangen.

Herrlichen weißen, wie feiner Zucker kryſtalliſirten Marmor geben die Brüche in der Nähe von Carara. Große Blöcke ohne Riſſe und kleine Höhlungen ſind indeß ſelten und alſo theuer. Italien iſt aber auch ſonſt reich an Brüchen, die ſchönen Marmor geben, wie die Namen der berühmteſten derſelben beweiſen, z. B. Diaspro di Sicilia, roth, weiß und grün — Giallo di Siena, gelb — Giallo und Rosso anticho, iſabellgelb und roth — Rosso corallino, roth mit Corallenverſteinerungen — Porto venere, ſchwarz, mit gelben Adern — Lumachellino, mit Muſchelverſteinerungen, die wie Perlmutter opaliſiren — Cypelino, mit eingewachſenem Glimmer — Bresciato oder Trümmermarmor — florentiner Ruinenmarmor u. a. m.

In Deutſchland zeichnet ſich der Marmor der zu Rübeland am Harz bricht, der ſächſiſche von Schwarzenberg und Leugefeld, der bunte von Maxen bei Dresden, der graue von Döſchnitz bei Schwarzburg und noch manche andere aus.

Einer der intereſſanteſten, und jedenfalls der größte Steinbruch der Welt iſt der des Petersberges bei Maſtricht in Belgien, denn er hat gegen 12 Stunden Umfang und zwanzigtauſend Wege ſollen ſich in ihm kreuzen. Er ward ſchon zur Zeit Karl Martells betrieben und ſendet noch heute dem größten Theile der ganzen Niederlande die dort mangelnden Bauſteine. Zur Zeit der Feldarbeit ſtehen ſeine ungeheuren Gallerien ziemlich leer, aber im Winter ſind ſie deſto lebendiger, weil dann Jeder zu der trockenen Arbeit in den angenehm warmen Räumen ſich drängt, die noch dazu mit gutem Verdienſt lohnt. So oft die Feſtung Maſtricht belagert war, boten die Hallen des Steinbruchs dem Landvolk mit lebendiger und irgend beweglicher Habe einen ſichern, nie erforſchten Zufluchtsort, den ſelbſt Iſolanis Kroaten und Napoleons begehrliche Horden für unantaſtbar erklärten.

Wir folgen Herrn Faujas de St. Fonds guter Beſchreibung, der dies Labyrinth vor Kurzem beſuchte.

Wir wanderten, ſagt er, ebenen Fußes zwiſchen glatten Wänden, an deren gleichförmig grauer Decke das Licht unſerer Fackeln zu erſterben ſchien. Die Geleiſe der Fuhrwerke waren friſch und die unendliche Menge der in einer halben Stunde rechts und links abgehenden, völlig gleichen Querſtraßen verwirrte mich jetzt ſchon völlig. Endlich ſahen wir die Lichter der Arbeiter in weiter Ferne; auch ſie bemerkten uns und kamen, ziemlich barſch ein Trinkgeld zu fordern.

Die Steine ſind im Bruch ziemlich weich und laſſen ſich zu Quadern ſägen, erhärten aber in der Luft und haben ewige Dauer, wenn ſie im Gebäude wieder in ihre natürliche Lage kommen, weßhalb ſie mit gewiſſen Zeichen verſehen werden; im Gegenfall verwittern ſie bald. Die Arbeiter haben Merkmale an den Wänden, nach welchen ſie ſich in ihrem Revier zurecht finden; weiter hinaus wagen ſie ſich nicht, denn erſt vor kurzer Zeit fand man nach langem Suchen die Leiche eines verirrten Familienvaters, der, wie der Stumpf ſeiner Fackel zu erlöſchen drohte, noch bei dem Schein der letzten Funken, deren Kohlen er in der halb

Digitized by Google

verbrannten Fauſt hielt, den Rückweg umſonſt zu finden ſtrebte.

Vier Franziskaner aus dem nahen Kloſter Selavande wurden vom Konvent abgeſandt, in dieſer weiten Höhle, in der der größte Theil der Umwohner den ganzen Winter zubringt, eine paſſende Stelle zu einer Kapelle zu ſuchen. Oft kamen ſie in dieſer frommen Abſicht hieher, konnten aber in der Wahl der Stelle, die die Mitte zwiſchen den verſchiedenen Benchſtellen halten ſollte, nicht raſch ſich einen. Die Arbeiter ſelbſt ſchienen an der Anſiedlung, die ihre ungebundene Freiheit wie ihre Einnahme zu ſchmälern drohete, nicht viel Behagen zu finden; ſo kam es, daß die Väter eines Tages ohne Führer, nur mit einem Knäuel Zwirn, den ſie abrollten, ſich in's Innere wagten, wo ſie zweckmäßigere Stellen, als die ihnen bisher gezeigten, vermutheten. Bei der Rückkehr, den Faden aufwickelnd, kam ihnen plötzlich deſſen abgeriſſenes Ende zu, und die Bahn war verloren!

Als der Superior die Brüder nicht zurückkehren ſah, ordnete er ſogleich Alles an, um die Verirrten zu retten. Ganze Dorfſchaften wurden aufgeboten, aber erſt am ſiebenten Tage fand man die Leichen der Unglücklichen, noch die Roſenkränze in den Händen.

In der Zeit, wo die Conſcription Napoleons auch dieſe Gegend drückte, zogen ſich fünfzehn Bauernburſche, um ihr zu entgehen, in die Brüche. Vier kamen wieder heraus, von dreien fand man die Leichen; den Müttern der übrigen acht ward nicht der Troſt, ihre Kinder zu beſtatten — ſie ſtarben verzweifelnd in Nacht und Grauen, bedauernswerther, als wären ſie in der Feldſchlacht gefallen.

Ueber alle Beſchreibung entſetzlich iſt das lautloſe Schweigen dieſer gleichförmigen, unendlichen Kreuz- und Quergänge. Um es zu erproben, muß man die leuchtende Fackel löſchen laſſen. Alsbald durchrieſeln Schauer das Mark des Kühnſten, und unwillkürlich ſucht die taſtende Hand die Wandungen, gleichſam als ſtrebte der nun einzige Sinn, ſich der Exiſtenz einer Außenwelt zu verſichern, als wollte der Verlaſſene ſich dieſes Einzigen vergewiſſern, welcher im Stand iſt, ihm Rettung zu gewähren, denn Auge und Ohr empfangen bei aller Anſtrengung auch nicht den mindeſten Eindruck — lautlos, lichtlos dringt Entſetzen, Verzweiflung, dumpfer Tod auf den Verlaſſenen ein! — Nicht lange wird der Muthigſte dieß ertragen, ohne dem Führer den Befehl, Licht zu machen, zuzurufen, und der ſprühende Funken des Stahls wird mit eigener, inniger Freude begrüßt.

Reiſenden wird, im Fall des Verirrens, empfohlen, ruhig auf dem Fleck zu verharren und nicht durch Forttappen das Aufſuchen zu erſchweren. Der ganze Raum beſteht aus mächtigen viereckigen Stützpfeilern und dazwiſchen regellos ausgebrochenen Weitungen, die jedes Orientiren ſchier unmöglich machen, da die Dimenſionen der Pfeiler überall gleich ſind.

Das Geſtein ſelbſt gehört der Kreideformation an, und hat manche Verſteinerungen, unter denen wir nur den Moſaſaurus, eine Eidechſe von 24 Fuß Länge anführen, deren verſteinerter Kopf allein beinahe vier Fuß mißt.

Nur an einer Stelle tröpfelt Waſſer von der Decke in eine Vertiefung von zwei Fuß Durchmeſſer und der halben Tiefe; ſonſt iſt die ganze Weitung ſtaubtrocken.

Zu den beachtenswerthen Steinbrüchen gehören ferner die Schieferbrüche, in welchen die Schiefertafeln und ihre Griffel gewonnen werden. Man wählt hierzu einen dunkeln Thonſchiefer, der leicht ſpaltet und mit dem Griffel einen hellen Strich gibt, während lichter gefärbte Arten auch zum Dachdecken dienen. Berühmt ſind zu dieſem Zweck die Brüche, die in einer wildromantiſchen Gegend des Harzes, bei Goslar, wohl die meiſten Schiefertafeln in die Schulen von ganz Europa und Amerika ſenden. (Siehe das Bild.)

Der Schiefer liegt in 10—14 Fuß hohen Bänken, deren Schiefergefüge beinahe ſenkrecht ſteht, übereinander und iſt von einzelnen weißen Quarzadern durchzogen, die oft Spuren von Metall — Kupfer, Blei, Eiſen — zeigen. Seine Farbe iſt ein ſattes Schwarzgrau, mit etwas Blau gemiſcht.

Die Arbeiter erſteigen die Bänke, die ſie terraſſenförmig abbauen, auf Leitern, und brechen mit Haue, Schlegel und Keil die Blöcke vom Fels ab, welche ſie Anderen hinunterwerfen, die ſie mit kleinen ſchlanken Keilen und dünnen beilartigen Werkzeugen in möglichſt leichte Tafeln ſpalten. Die reineren, größeren werden auf feinkörnigen Schleifſteinen geebnet und als Schreibtafeln in Holz gefaßt, während kleinere Stücke in ſchräge Vierecke gehauen zum Dachdecken beſtimmt werden.

Die dunkeln Schieferdächer machen in Maſſen keinen ſo freundlichen Eindruck, wie das Roth der Ziegel, vorzüglich mit dem Grün der Obſtbäume umkränzt, ſind auch wohl theurer, wie dieſe, gewähren aber dagegen eine weit längere Dauer. Bei Feuersnoth iſt das Springen des Schiefers, wobei die Splitter verwundend umherfliegen, ein fernerer Nachtheil.

Die Griffel werden in einem andern Bruch, wo das Geſtein ſtenglich kryſtalliſirt iſt, gewonnen, und von Kindern noch dünner geſchabt.

Den feingemahlenen Abgang des Schiefers hat man mit Leim, in gehöriger Konſiſtenz, auf dickes Papier, wie eine Art Pergament, aufgetragen, und ſo Schiefertafeln von minderer Schwere für die Kinder erzielt; doch hat ihre Koſtſpieligkeit und geringe Haltbarkeit ihnen keinen großen Eingang zu finden erlaubt.

Der Geyſer.

(Taf. 29 b.)

Wohl dankten wir Gott, als nach neuntägigem Sturm wir bei Beſſaſteder den Anker fallen laſſen konnten; wohl betrat ich Island mit den reichſten Er-

Digitized by Google

1844.

Geyser!

Digitized by Google

wartungen, mit der regſten Neugier, die die Proben ſeiner Poeſieen je erregten. Und, gewiß, hatte aus dem Maſchinengeklapper Europa's flüchtend, ſich ſchaurige Romantik einen ſtillen, wilden Zufluchtsort geſucht, ſo mußte ſie ihn hier gefunden haben, hier, wo zwiſchen der Gluth des aus ſiebenundzwanzig Vulkanen ſprühenden Centralfeuers, und der Eisdecke des Pols ein ſinniges, tiefernſtes Volk dem brandenden Nordmeer das Leben abringt! Hier, in der bergenden Bucht des Faxaſiords war es, wo Nadd-Odde, der norwegiſche Seekönig, flüchtend vor Gewalt und Unrecht, ſein leckes Schiff ankerte; hieher ſteuerte Gardae Sudſarſon, und von hier aus bevölkerte ſich die ſtarre, gepanzerte Küſte mit ſtolzen, kühnen Herzen, die Harald-Harfagars blutigen Druck nicht eetragen mogten; die, gern im fremden Lande ſterbend, den Kindeen den heiligen Befehl hinterließen, einem gerechteeen Herrſcher Nordlands das neue England zu unterwerfen. Sie thaten es, treu dem Wort, welches ſie den Ahnen in dem ragenden Grabhügel gegeben, und huldigten dem goldlockigen Hakon 1261. —

Ein Boot mit blaſſen, bärtigen Männern legte an, und ein Greis, der einem Paulus Reimbrandts glich, ſtieg mit rüſtiger Kraft an Bord. Es war dee Syſſelman, ee bot dem ſichtlich bedrängten Schiffe alle mögliche Unterſtützung in ernſten, aber den beſten Willen bezeugenden Worten, die der Kapitän freundlich erwiederte. Ee ſchloß, indem er mich ihm empfahl. „Der Doetor, meinte er, würde uns hier vor Sehnſucht nach Euren Saga's krank, und ſtände ſichee immer da, wo er am meiſten hinderte; drum, Sture Sturleſon, thut Ihr ihm und uns wohl den Gefallen, und nehmt ihn ein vierzehn Tage mit an's Land.“

„Ihr ſeid willkommen, Herr! antwortete der Alte, wenn Ihr mit dem zufrieden ſeid, was mein Haus bietet!“ Feierlich bot er mir die Hand, zum Pfande nordiſcher Gaſtfrenndſchaft, und eine Stunde daeauf wae ich am Lande.

Beſſaſtadt, oder Beſſaſteder iſt die hohe Schule Irlands, wo Realien, niedere Theologie und heimiſche Geſetzkunde, der noch heute das im Jahr 1280 eingeführte Jonsbook zu Grunde liegt, gelehrt werden. Die mediziniſche Fakultät ward nur durch ein Paar Chieurgen vertreten, denen ein alter Granbart Knochenbrüche ſchienen, Aderlaſſen und Schröpfen lehrt, welche letztere Operation hiee mittelſt eines Kühhorns, an dem durch die abgeſägte Spitze die Luft ausgeſogen und das Loch durch ein Stückchen Wachs verklebt wird, geſchieht. Das Heer der ausleerenden Mittel vereinigt das Trinken von Seewaſſer, heiße Schwefel- und Schweißbäder hat die ſonſt ſo karge Natur hier im Ueberfluß eingerichtet — alle übrigen Mittel unſerer Apotheke findet dee Kranke im Islandmoos konzentrirt, mit dem jedes Uebel bekämpft wird.

Die Stadt ſelbſt iſt ein ziemlich regelloſer Haufen niederer Hütten, aus Treibholz errichtet, weil die Inſel keinen Baum mehr erzeugt. In eine derſelben führte mich mein Wirth, deſſen Frau, ein reinliches herzliches Mütteechen, mit zwei ernſten, bleichen Söhnen, denen der volle lockige Bart ſehr gut ſtand, mich mit traulichem Handſchlag begeüßten. Mutter Dina brachte den Luxusartikel eines Schiffszwiebacks mit würzigem ſtarken Heidelbeergeiſt und verhieß bald das Abendbrod, zu einer Zeit, wo man in London etwa Mittag macht. In Gefäßen von einem ſchwarzen, verkohlten und mit Erdpech durchdrungenen foſſilen Holze, Surtuebrand genannt, ward ein grünlich-trübes Getränk voegeſetzt, welches mir nicht ſehr behagen wollte. Es war Blanda, die durch Gähren eines Abſudes von Affenbeeren mit Dorſchgräten gewonnen wird. Nach einem herzhaften Zuge mußte ich wieder zum Heidelbeergeiſt greifen, da es mir etwas weh um Heez oder Magen werden wollte.

Mit dem Hunger des Seemannes ſetzte ich mich zum Abendeſſen, welches mit einer gallertdicken Fiſchſuppe begann. Dann kam Haſkal, Haifiſchfloſſen in Blanda geſotten, und in einem Grad von Gährung, der mehe wie haut gout wae. Unmöglich war es, mein Entſetzen zu verbergen, welches meine Wirthe gutmüthig belächelten, mich auf das nun demnächſt erſcheinende Suurt Smöhr tröſteten und tüchtig einhieben. Nun kam die ſchwarze Surturbrandſchüſſel mit dem Angekündigten, wozu geräucherter Dorſch ſervirt wurde. Hilf Apizius und Baron Rumohr! wie roch die Delikateſſe! Ein Gemiſch von Butter und Knollenkäſe, welches ein volles Jahr in Gährung erhalten und fleißig gerührt worden, vor dem Auftragen aber mit zerſchnittenem Knoblauch gewürzt war! — Voß's Hexenmahl aus Ottern mit Schierlingbrühe, Krötenlaich mit Queckſilberſalbe und jungen fetten Buſchſpinnen fiel mir ein, indeß die jüngern Tafelgenoſſen mit kaum verhaltenem Lachen die blonden Bärte ſalbten.

Unwillig wies ſie der alte Sture zu Recht, wiewohl ee mir nicht bergen mogte: es könne auch Doctoren geben, die nicht wiſſen, was gut ſei. Hunger ſollt Ihr indeß unter meinem Dach nicht leiden, ſchloß er, nur müßt Ihr vorlieb nehmen. Nun ward friſch gefangener Dorſch in Seewaſſer geſotten, mit zerlaßner friſcher Butter und zerſtoßenem Kümmel mir gebracht und mein Preiſen des herrlichen Geeichts wiederum belächelt. Um dem Ideengang eine andere Richtung zu geben, frug ich nach den uralten Sagen, der Edda, der Niflungaſaga, aus welcher wahrſcheinlich unſere Nibelungen entſprangen. Mit deutlichem Wohlwollen ward meine Begeiſterung hiefür bemerkt und nur bedauert, daß ich den Genuß des Vortrages nicht mit Blanda würzen möge. Mit der Würde eines Homeriden trug der alte Sture mir mehrere Geſänge vor. Der wallende weiße Bart, die blitzenden Augen des Greiſes, die kühne, trotzige Stellung des älteren Sohnes Sweno, das lautloſe Horchen des Jüngeren, das unſtäte Flackern des Lampenlichts mit ſeinen tiefen Schatten, gab ein mir unvergeßliches Bild, in welches die Sage vom alten Seekönig, der gejagt, verfolgt, zuletzt den heimiſchen Strand gewinnt, um auf ſeiner Väter Grabhügel an brandendem Uſee zu ſterben, da

Digitized by Google

er Alles verlor, außer dem Heldenſchwert Ringga — mit tiefem rythmiſchen Klange tönte! —

Der Vortrag ſelbſt entſprach ſchier einem monotonen, aber dennoch tief ergreifenden Sange, das Versmaß war oft wechſelnd, und meiſt eigenthümlich, die Bilder zuweilen unendlich erhaben, wie die wilden, nur dies Eiland ſo umkämpfenden Urkräfte ſie unwillkürlich geben mußten. Die Sprache, das alte Isländiſch, weicht nur wenig vom jetzigen ab und klingt weich, wie Plattdeutſch, deſſen Verwandtſchaft unabweisbar iſt.

Herrlich ſchlief ich in den Dunen des Eydervogels, in reinlichem Dachſtübchen; aber mit ängſtlicher Sorge dachte ich des Frühſtücks. Von einem geſottenen Seehundskopfe, der dich mit bekannten Zügen anſieht, wird's eine Kraftbrühe geben, fürchtete ich, oder einen Hyſanthee mit Blanda! — Angenehm ward ich getäuſcht, als Mutter Dina eine mächtige Schüſſel eines wohlſchmeckenden Milchbreis brachte, der aus Malur, den Körnern des Sandhaargraſes gekocht war.

Wie iſt's, gelehrter Herr, begann Sture Sturleſon, habt Ihr Euch erholt? — dann mögte ich Euch fragen, ob Ihr nicht geneigt wäret, mit uns ein Paar Tage in's Innere meines ſchönen Vaterlandes zu reiſen, wo Ihr Manches ſehen könnt, um das Ihr ſonſt vergebens die Welt umſegeln mögtet. Große Bequemlichkeiten kann ich zwar nicht verſprechen, da wir keine Wirthshäuſer antreffen und nur Jagdbeute unſere Speiſe ſein wird. Schon dieſe letzte Angabe hätte mich zur beſtimmten Zuſage vermogt, wenn ich nicht auf Islands Naturwunder lange ſchon mich gefreut hätte. Ich hatte hier plötzlich durch das ſelten betretene und beinahe noch unbekannte Innere der Inſel einen ſicheren Führer und rüſtige Gefährten gewonnen, während ich der Blanda, dem Haſkal, dem Suurt Smöhr, und wer weiß, was noch für Delikateſſen entging. Gern ſandte mir der Kapitän Bouillontafeln, Thee und Arack, Sweno hatte für einen der kleinen aber muthigen und ausdauernden Klepper der Inſel geſorgt, und mit dem frühen Grauen des nordiſchen Sommertages ſaßen wir auf und zogen gen Nordoſt. Ueber einen ſchwarzen Lavaſtrom oder Hraun gelangten wir nach Thingwalla, dem altehrwürdigen Richterſtuhl Islands, wo jede Volksverſammlung, oder Allthing, gehalten, jeder öffentliche Beſchluß gefaßt ward, wie der Name (Thing-Gericht) andeutet.

Nun betraten wir das über alle Beſchreibung wilde Innere der Inſel, das grauſe Kampffeld der Titanen, der erſtgeborenen Kräfte des ſich feſtigenden Erdballs. Ueber ſtundenbreite Lavaſtröme, an Schwefelſeen oder Vatn, an heißen Quellen, die meine Führer Laugar nannten, vorüber führte der bahnloſe Pfad, der zu einzelnen Gehöften leitete. So war am dritten Tag das Bette des wilden Huitaa erreicht, der dem Huitavatn, einem See, den der majeſtätiſche Gletſcher des Baldsjökul ſpeiſt, entbrauſt. Bald hatte Sweno eine mächtige Lachsforelle zu unſerm Mahl gefangen, während ich die gewaltigen Bergformen mit ſchauderndem Entzücken betrachtete. Zur Rechten mir ſtreckte der eiſige Heklufiall ſeine zwei blendenden Hörner in's Blau des Himmels. Stoßweis entrollte dicker Dampf dem Krater zwiſchen ihnen, den noch kein neugieriges Menſchenauge ſah, und ballte ſich zu grotesken Bildern, die der Wind wie Fetzen eines zerriſſenen Gewandes fortriß. Noch näher, links, kräuſelte nur leichter Rauch aus dem Kegel des Blagfiallsjökuls.

Sture trat zu mir; mein Entzücken über das Land ſeiner Väter übergoß ſeine Patriarchenſtirn mit milder Freundlichkeit. Meine Reiſe iſt vollbracht, redete er mich an, doch glaube ich Euch gefällig zu ſein, wenn wir noch eine Tagreiſe weiter gehen, damit ihr den Geyſer ſeht!

Den Geyſer! ſind wir ihm ſo nahe? frug ich freudig überraſcht.

Hätten wir den Wind danach, Ihr hörtet ihn ſchon donnern, war die Antwort. Doch, damit Ihr einen Vorſchmack bekommt, ſo folgt mir.

Er ſchritt eine Viertelſtunde am Ufer abwärts, woher ich bald ein eigenes Sauſen hörte. Plötzlich, um eine Felsecke biegend, hatte ich ein Schauſpiel vor mir, wie ſie nur Island bietet. Mitten im tobenden Bergſtrom lag ein Fels, den er nur fußtief überſpülte. Aus ihm ziſchte ein Strahl ſiedenden, milchweißen Waſſers mannshoch mit eigenem blaſenden Geräuſch hervor, welches mir bewies, daß mit dem Waſſer zugleich eine Menge vulkaniſcher Gaſe hier einen Abzug fänden.

Ein Schuß aus Sweno's Büchſe rief zur Tafel, nach welcher mein freundlicher Führer mich einlud, ein Bad zu nehmen, welches ich in einer Felsſpalte, die ganz mit gelbem und orangerothem Schwefel überzogen war, dadurch bereitet fand, daß eine lauwarm herabrieſende Quelle aufgedämmt war. Das Waſſer ſchien ſtark ſchwefelhaltig, war aber klar wie Kryſtall.

Weiter ging's auf den kleinen, nicht zu ermüdenden Ponys, auf Wegen, die ein Geißbock rauh gefunden haben würde. Hemmte oft eine gefährliche Stelle mir den Athem, ſo drückte die Schaam vor dem voranſtürmenden Sweno mir die Augen zu, und indem ich dem Pferde die Zügel ließ, ging's auch immer gut. Ward die Bahn breiter, ſo war der Vater an meiner Seite und kürzte die Stunden durch Saga's und Bemerkungen zu den anziehenderen Punkten. Die Vulkane waren es vorzüglich, die meine Fragen betrafen.

Wir haben zwar hier im Süden auch mehrere Feuerberge, belehrte mich Sture, wie Ihr da den Heklufiall, den Eure Bücher Hekla nennen, den Eyafiall, den Oräfo, den Kattlagiajökul, den Skaptar im Oſten, und den Skioldbreid, den Baula, den Snowfioldsjökul im Weſten erkennen könnt; aber im Norden liegt der Krabla, der beinahe ſtets brennt, der böſe Leirnjukr, der Gaitlandsjökul, der Trölladinga, Herdubreid Horvedal und noch andere, die ſchlimmere Nachbarn ſind. Dort iſt auch der unergründliche, ſtets brauſende Schwefelſee Myvatn, in welchem die böſen Geiſter hauſen. Wir wiſſen ſchon von Alters her, wohin ihre feurigen Arme reichen, und hüten uns, ihnen nahe zu kommen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MOZART.

Digitized by Google

Digitized by Google

Doch verzehrte in meiner Jugend des Hrauns Gluthſtrom, der aus dem Leirnjukr brach, an einem Tage achtundzwanzig Gehöfte, während Ströme ſiedenden Waſſers die Heerden, des Isländers einzigen Reichthum, tödteten.

Ein donnerndes Krachen unterbrach die Erzählung, und hinter einer kahlen Hügelreihe vor uns wallte ein ungeheurer Dampf auf. Geyſer bläst! entgegnete der Alte meinem erſchrocken fragenden Blick. Raſcher trieb die Ungeduld mein Rößlein, doch die Freunde hielten mich zurück. Meiſt nur alle ſechs Stunden bläst Geyſer, hieß es; dieſen Ausbruch ereilen wir nicht mehr, da er ſelten über eine Viertelſtunde dauert; in einer halben aber ſind wir da, können das Becken ſehen, und dem Teufel in's Maul ſpucken. Ich erſchrak über dieſe Verwegenheit, erfuhr aber ſtaunend, daß es auf der ganzen Inſel für ausgemacht gelte, beſagter Herr nehme, was man der Mündung des Geyſers thue, als ihm geſchehen auf, und tobe deßhalb jedesmal in grauſem, wenn auch unſchädlichem Zorn.

Vor uns lag ein muldenförmiges, etwa ſtundenbreites und etwas längeres Thal, welches im Hintergrund kühn geformte Schneeberge ſchloſſen. An vielen Stellen ſtieg heißer Waſſerdampf auf, den ein friſcher Wind vor ſich her trieb. Etwa dreihundert Schritt vom Hügelrand erhob ſich wohl fünfzig Fuß ein Haufwerk krauſen Tuffſteins — Geyſers Becken. Dorthin zu gelangen war nicht ganz leicht, denn rings brodelten ſiedende Quellen, und nur durch manchen gewagten Sprung von einem Felsſtück zum andern kamen wir an ſeine Seite, die wir trotz dem, daß ſie ziemlich warm war, raſch erklimmten. Oben ſahen wir in eine glatte, kreisrunde Oeffnung von zehn Fuß Weite, etwa 40 Fuß tief hinab, wo es, wie ein heftig ſiedender Keſſel, wallte und ziſchte. Gern hätte ich alles genau gemeſſen, aber der Alte drängte, und ein Paar Detonationen, wie die eines 48-Pfünders, denen die ganze Thalebene dumpf grollend zu antworten ſchien, unterſtützten ſeine Warnung zu laut, um nicht Folge zu finden. Kaum waren wir auf ſicherm Grund, als raſch und raſcher die Schläge folgten, und mit Donnergebrüll die ſiedende Fluth ſich erhob. Eine raſende Kraft, vor der jedes Menſchengefühl vernichtet zuſammenſank, ſchleuderte die mächtige Waſſergarbe wohl hundert Fuß gen Himmel. Felsſtücke von Centnerſchwere, die wir in den Krater gewälzt, ſchmetterte der ergrimmte Erdgeiſt wie Federbälle hinaus, während der ganze Thalgrund Springquellen von milchweißem, gelben, rothen Waſſer dutzendweis aufſprühete. Nach etwa zwanzig Minuten hatte die unterirdiſche Spannung ſich entladen, die Rieſenfoutaine ſank in's Becken zurück, und hohl gurgelnd murrte nur noch der krachende Donner.

Tief aufathmend ſahen wir uns an, aber keiner hatte ein leeres, entweihendes Wort nach ſolcher Seene! — Nach und nach nur gewann der Geiſt, durch das Anſtaunen übermenſchlicher Naturkraft erſchöpft, ſeine Spannung wieder.

Während Sweno ein Schneehuhn in heißer Quelle brühete und bereitete, erzählte mir der Vater vom Strock oder neuen Geyſer, der noch eine derbe Tagreiſe weiter im Innern der Inſel, und durch breite Sümpfe ſiedenden Waſſers unzugänglich iſt. Sein Strahl iſt kaum mehr wie mannsdick, berichtete er, aber dagegen über 150 Fuß hoch; auch bläst er oft ſtundenlang, unter ſonſt ganz gleichen Erſcheinungen, wie der große Geyſer. Ihr werdet ihn drum nicht zu ſehen erlangen; doch nehmen wir den Rückweg über Reikumsgeyſer oder Badſtofa, die noch weniger bekannt ſind.

Nach einem kräftigen Mahl verließen wir das Wunderthal, und Geyſer ſandte, ehe wir den Hügelrücken erreichten, noch rufende Donner uns nach. Als wir uns wandten, ſtand die koloſſale Garbe, von der eine friſche Briſe den Dampf zurückwehete, glühend, ſprühend im Gold der Abendſonne da! — Ein Anblick, den kein Wort beſchreibt!

Am andern Mittag erreichten wir Reikum, eine Gruppe von etwa fünfzig Häuſern in tiefem ſchaurigen Thalkeſſel, der aber, von unterirdiſcher Gluth gewärmt, den üppigſten Wieſengrund, auf dem die Heerden idylliſch-ſchweizeriſch weiden, zur Sohle hat. Etwa eine halbe Stunde entfernt liegen die heißen Quellen, wohl hundert an der Zahl. Unter ragender Felswand von grauem Trachyt wogte ein ſilberklarer heißer kleiner See, von ſaftigem Grün umkränzt, wohl 20 Schritt breit. Kein Donner, aber ein ſchaurig am Felſen hallendes tiefes Stöhnen verkündete hier den Ausbruch, und zugleich von beiden Seiten des Seebeckens erhoben ſich, ſchräg gegen einander geneigt, 30—40 Fuß hoch die armsdicken Kryſtallſtrahlen, als ſtrebten zwei getrennte Waſſergeiſter einander grüßend zu umfangen. Nur kurze Zeit, etwa fünf Minuten, dauert dies wunderſchöne Schauſpiel, kehrt aber alle Dreiviertelſtunden wieder. Erſt ſpät, im Mondlicht, wodurch es noch an Zauber gewann, konnte ich mich von dieſem einzig herrlichen Bilde trennen, welches dem innern Auge nie, nie verſchwimmen wird.

Am andern Abend waren wir in Beſſaſteder, wo ich Ordre fand, ſogleich wieder an Bord zu kommen.

Dr. Schmidt.

Mozart.

(Mit Bildniß.)

(Geboren zu Salzburg den 27. Januar 1756, geſtorben den 5. December 1791 zu Wien.)

Kein Komponiſt in der Welt, unter den alten, wie unter den neuen, hat ſich eines allgemeinern und dauerndern Beifalls zu erfreuen gehabt, als der Stolz unſerer Nation, der unſterbliche Mozart. Wer kennt nicht Mozarts Zaubermelodien, wer fühlte ſich durch ſie nicht entzückt und in eine ſchönere Welt verſetzt? Mozart iſt der Göthe und Sophokles unſerer Muſik; Alles an ihm iſt Wahrheit und Natur, Eben-

Digitized by Google

maß und Vollendung, Reiz, Wohllaut und unwiderſtehlicher Zauber.

Mozart war kaum drei Jahre alt, als er ſchon ſeine erſtaunlichen Anlagen zur Muſik an den Tag legte. Ungeheißen eilte er zum Klavier, und beſchäftigte ſich mit Zuſammenſuchung von Terzen, die er dann, wenn er ſie gefunden, wiederholt anſchlug. Schon im ſechsten Lebensjahre komponirte er, und ſo waren ſeine Fortſchritte nicht die Fortſchritte eines gewöhnlichen Schülers; es waren die Rieſenſchritte eines Genies, die unbegreiflich ſchienen.

Bei dem erſten Konzert in Wien nannte der Kaiſer Franz unſern Wolfgang nur den kleinen Hexenmeiſter. Unter Anderm hatte der Kaiſer zu ihm geſagt, es ſei keine außerordentliche Kunſt, zu ſpielen, wenn man die Taſten ſähe, aber mit verdeckter Klaviatur — das wäre etwas! — Mozart, darüber keinen Augenblick verlegen, ließ die Taſten bedecken, und ſpielte ſo meiſterhaft, wie vorher. Als ihm darauf der Kaiſer, damit noch nicht zufrieden, die Aufgabe ſtellte, nur mit einem einzigen Finger zu ſpielen, ſo that er auch dieß, zu größter Verwunderung des Kaiſers und aller Zuhörer.

Bis jetzt hatte Mozart nur Klavier geſpielt, aber bald konnte er ohne alle vorausgegangene Anweiſung auch geigen. Sein Fleiß kannte keine Grenzen. Oft ſpielte er bis in die tiefe Nacht hinein, und man mußte ihn mit Gewalt vom Klavier wegjagen, ſollte ihn nicht bei ſeinen Uebungen die Morgenſonne überraſchen. Dabei zeigte er eben ſo große Anlage zu andern Wiſſenſchaften, und beſonders zur Arithmetik. Tiſche und Fußboden bemalte er mit Ziffern, und der mit dem Ton- und Farbenſinn ſo nah verwandte Zahlenſinn machte ihn in der Folge zu einem der geübteſten Rechenmeiſter. Gleich groß war ſein Talent zu Sprachen. Mit leichter Mühe lernte er franzöſiſch, engliſch, italieniſch, und in ſpätern Jahren auch lateiniſch. Eben ſo gewandt war er im Reimen, und hätte er die Poeſie zu ſeinem Fache gewählt, ſo wäre er jedenfalls ein großer Dichter geworden.

Im Jahre 1763 machte Mozarts Vater mit dem kleinen Wolfgang und deſſen um vier Jahre älteren Schweſter, einer gleich fertigen Virtuoſin, die erſte bedeutende Reiſe durch Deutſchland. Von hier gingen ſie nach Frankreich und England, nach Flandern, Brabant und Holland, darauf nochmals nach Paris, worauf ſie nach dreijähriger Abweſenheit wieder in Salzburg, dem Geburtsort Mozarts, eintrafen.

Während einer Ruhe von beinahe einem Jahre ſtudirte Mozart unter Anleitung ſeines Vaters die höhere Kompoſition. Emanuel Bach, Haſſe und Händel, ſo wie auch ältere italieniſche Meiſter erwählte er ſich zu ſeinen Vorbildern. Schon im zwölften Jahre komponirte er auf den Wunſch des Kaiſers eine komiſche Oper: La finta semplice, die den Beifall des Kapellmeiſters Haſſe und des Dichters Metaſtaſio erhielt, jedoch nicht auf's Theater kam. Zur Einweihung der Waiſenhauskirche ſetzte der zwölfjährige Wolfgang ferner eine Meſſe, und dirigirte ihre Aufführung in Gegenwart des ganzen kaiſerlichen Hofes.

Von den Ufern der Donau bis zur Themſe und Seine hatte ſich ſein Ruhm verbreitet. Nun ſollte auch die Tiber ſein Lob verkündigen. 1796 im December verließ er Salzburg abermals. Verehrte und bewunderte Frankreich und England ſein großes Genie, ſo nahm ihn Italien mit feurigem Enthuſiasmus auf. Das Mutterland der Muſik drückte ſeinen Sohn an's warme Herz. In Mailand wurde ihm die Kompoſition der opera seria für den Karneval 1771 — opera Mithridate — übertragen. In Bologna fand Mozart einen leidenſchaftlichen Bewunderer an dem berühmten Abbate Martini, und ſo übertraf er auch in Florenz alle ihm vorausgegangene Erwartungen.

In der Charwoche kam der junge Mozart mit ſeinem Vater nach Rom. Dort fand er Gelegenheit, die vielen Meiſterwerke, die daſelbſt um dieſe Zeit aufgeführt werden, zu hören. Den erſten Rang darunter verdiente unſtreitig das berühmte Miſerere von Allegri, von dem Kopien zu machen den päbſtlichen Muſikern bei Strafe der Exkommunikation verboten war. Dieß brachte unſern Mozart auf den Gedanken, bei Anhörung deſſelben recht aufmerkſam zu ſein, und es dann zu Hauſe aus dem Gedächtniſſe aufzuſchreiben. Es gelang ihm über alle Erwartung. — Der Ruf davon verbreitete ſich in Rom, und ſetzte Alles in Erſtaunen.

Auch in Neapel fand Mozart großen Beifall. Man hielt ihn für einen Zauberer, und behauptete, ſeine Macht beſtehe in einem magiſchen Ringe, den er am Finger trug. Doch widerlegte er dieſe Meinung dadurch, daß er den vermeintlichen Talisman ablegte und dennoch mit gleicher Meiſterſchaft ſpielte. In Bologna ward er auf ſeiner Rückkehr einſtimmig als Mitglied und Maeſtro der philharmoniſchen Geſellſchaft aufgenommen.

Wieder in Wien angelangt, pflog er häufigen Umgang mit dem berühmten Tonkünſtler Gluck, deſſen Werke er zu ſeinem eifrigſten Studium machte. Auch wurde er bald der innigſte Verehrer Haydns. Oft nannte er ihn ſeinen Lehrer, und legte ihm gewöhnlich vor der öffentlichen Bekanntmachung ſeine Werke zur Durchſicht vor. Bald trug ihm der Kaiſer die Kompoſition einer neuen Oper auf. Da ſchuf Mozart die liebliche Muſik zu Bretzners „Entführung aus dem Serail.“ Er war damals (1782) Bräutigam mit Conſtanze Weber, einer Sängerin. Dieſe Oper erregte allgemeines Aufſehen und den giftigen Neid der Italiener, die wohl einſahen, daß ein ſolcher Kopf für ihr welſches Geklingel bald gefährlich werden dürfte. In dieſer Zeit ſchrieb er auch eine Menge Stücke für das Klavier, Quartette und andere Kompoſitionen. In dieſelbe Periode fällt die Kompoſition ſeiner Oper: „Figaro's Hochzeit,“ ein Werk, das mit unglaublichem Enthuſiasmus aufgenom-

Digitized by Google

men wurde. Mozart feierte bei Aufführung des Figaro in Prag einen wahren Triumph. 1787 bereiſte er Prag abermals, und trat dort mit ſeinem „Don Juan" hervor. 1789 komponirte er das komiſche Singſpiel: „Cosi fan tutte."

Im Frühling deſſelben Jahres machte er eine Reiſe über Leipzig und Dresden nach Berlin. Ein großer Name ging ihm voraus, und nirgends fand man ſich in der Erwartung von ihm getäuſcht. Im Jahre 1790 ſetzte ihm der Kaiſer einen Jahrgehalt von 800 Gulden aus. Er erhielt dabei die Zuſicherung, daß man in Zukunft auf ihn Bedacht nehmen werde.

Als Mozart in Leipzig einmal Nachmittags in der Thomaskirche ganz unbemerkt Orgel ſpielte, machte ſein Meiſterſpiel auf den lauſchenden Doles, einen Schüler Sebaſtian Bachs, einen ſolchen Eindruck, daß er mit Rührung äußerte, er habe geglaubt, der alte Bach ſei wieder aufgeſtanden.

In Berlin fand Mozart überall, beſonders auch bei dem König Friedrich Wilhelm II. die günſtigſte Aufnahme. Mozart mußte ihm, ſo lange er ſich in Berlin aufhielt, faſt täglich vorphantaſiren. Als er einmal mit dem König allein war, fragte ihn dieſer, was er von der Berliner Kapelle halte. Mozart, der nie ſchmeicheln konnte, antwortete: „Sie hat die größte Anzahl von Virtuoſen in der Welt; auch Quartett habe ich nirgends ſo gehört, wie hier; aber wenn die Herren alle bei einander ſind, könnten ſie es doch noch beſſer machen." Der König freute ſich über ſeine Aufrichtigkeit, und ſagte ihm lächelnd: „Bleiben Sie bei mir; Sie können es dahin bringen, daß ſie es noch beſſer machen. Ich biete Ihnen jährlich dreitauſend Thaler Gehalt an." — „Soll ich meinen guten Kaiſer ganz verlaſſen?" ſagte der brave Mozart, und ſchwieg gerührt und nachdenkend. — Auch der König theilte ſeine Bewegung, und ſetzte nach einer Weile hinzu: „Ueberlegen Sie ſich's — ich halte mein Wort, auch wenn Sie nach Jahr und Tag erſt kommen ſollten."

Als Mozart nach Wien zurückkam, redeten ihm ſeine dortigen Freunde zu, das Anerbieten des Königs von Preußen anzunehmen. Bei einem Zuſammentreffen mit dem Kaiſer fragte ihn dieſer: „ob er ihn denn verlaſſen wolle?" — Mozart ſah ihm in das ausdrucksvolle Geſicht, und ſagte gerührt: „Ew. Majeſtät — ich — empfehle mich zu Gnaden — ich bleibe!" Und damit ging er nach Hauſe. — „Aber, Mozart," ſagte ihm ein Freund, dem er darauf begegnete, „warum benützteſt du denn nicht den günſtigen Augenblick, und verlangteſt wenigſtens einen feſten Gehalt?"

„Der Teufel denke in ſolcher Stunde daran!" verſetzte Mozart unwillig.

Doch gab eben dieſer Vorfall dem Kaiſer Veranlaſſung, unſerm Mozart nun einen feſten Gehalt auszuſetzen.

Um dem herabgekommenen Theaterdirektor Schikaneder wieder aufzuhelfen, komponirte jetzt Mozart für ihn die „Zauberflöte," erntete aber von ihm den größten Undank. Darauf ſchrieb er neben vielem Anderen die Oper: „Titus," und ſeinen Schwanengeſang, das furchtbar erhabene „Requiem." An dieſes Requiem knüpft ſich eine eigene Sage. Nämlich kurz vor der Krönung des Kaiſers Leopold, und ehe Mozart den Auftrag erhielt, nach Prag zu reiſen, brachte ihm ein unbekannter Bote einen Brief ohne Unterſchrift, der nebſt mehreren ſchmeichelhaften Aeußerungen die Anfrage enthielt: „ob er wohl die Kompoſition eines Requiem übernehmen wolle? und um welchen Preis und binnen welcher Zeit er ſie liefern könne?"

Mozart, der in dergleichen Fällen immer mit ſeiner Frau zu berathen pflegte, erzählte ihr von dem ſonderbaren Auftrag, und äußerte dabei die Luſt, ſich auch einmal in dem höheren Kirchenſtyl zu verſuchen. Auf ihr Anrathen nahm er den Auftrag an, und ſchrieb dem unbekannten Briefſteller zurück, daß er das Requiem für ein gewiſſes Honorar liefern werde. Nach einiger Zeit erſchien der unbekannte Bote wieder, und brachte nicht nur die bedungene Belohnung mit, ſondern auch das Verſprechen einer beträchtlichen Zulage bei Uebergabe der Partitur, da er ſeine Forderung zu billig geſtellt habe.

Während dem erhielt Mozart den ehrenvollen und vortheilhaften Auftrag, für Prag bei der Krönung des Kaiſers Leopold die opera seria zu komponiren. Gerade, als er mit ſeiner Frau in den Reiſewagen ſtieg, ſtand der Bote, gleich einem Geiſte, wieder da, zupfte die Frau am Rocke, und fragte: „Wie wird es nun mit dem Requiem ausſehen?" — Mozart entſchuldigte ſich mit der Nothwendigkeit der Reiſe und der Unmöglichkeit, ſeinem unbekannten Herrn Nachricht davon geben zu können; übrigens werde es bei ſeiner Zurückkunft ſeine erſte Arbeit ſein. Der Unbekannte ließ ſich mit dieſem Beſcheid zufrieden ſtellen.

Schon in Prag fing Mozart an zu kränkeln. Seine Farbe war blaß, ſein Blick matt und traurig, obſchon ſich ſeine frohe Laune im Kreis vertrauter Freunde nicht verläugnete. Nach ſeiner Zurückkunft in Wien nahm er ſogleich ſeine Seelenmeſſe vor und arbeitete an ihr mit außerordentlicher Anſtrengung. Als er eines Tages mit ſeiner Gattin durch den Prater fuhr, fing er an, gegen ſie vom Tode zu ſprechen, und ſagte, daß er das Requiem für ſich ſelbſt ſetze. Seiner Frau fiel dieſe Aeußerung mit vernichtender Gewalt auf die Seele. In der Meinung, daß vielleicht die Arbeit an dem Requiem ſeine Nerven zu ſehr angreife, berief ſie den Arzt, und nahm ihrem Gatten die Arbeit weg. Sein Zuſtand beſſerte ſich darauf wieder, und er war fähig, eine kleine Kantate für ein geſellſchaftliches Feſt zu liefern. Bald drang er in ſeine Frau, ſie möchte ihm die Noten zurückgeben, was ſie auch jetzt unbedenklich thun zu können glaubte. Mit höchſter Begeiſterung ging er jetzt wieder an die Vollendung des Requiems. Doch dieſes Wiederaufleben war die letzte Kraft eines verlöſchenden Lichtes. In

Digitized by Google

wenigen Tagen verfiel er in ſeine vorige Schwermuth, ward immer matter und ſchwächer, bis er endlich ganz auf's Krankenlager ſank, von dem er nicht wieder aufſtand.

Am 5. Dezember, Nachts, 1791, ging der unſterbliche Tonkünſtler in eine beſſere Welt hinüber. Noch den Tag vorher ließ er ſich die Partitur ſeines Requiems an das Bett bringen. „Hab' ich's nicht geſagt, daß ich dies Requiem für mich ſelbſt ſchreibe?“ rief er aus, als er dem Werke ſeinen letzten Abſchiedsblick widmete.

Gleich nach ſeinem Tode erſchien der geheimnißvolle Bote mit einem Briefe, in welchem Mozart erſucht wurde, das Requiem zu ſchicken. Die Wittwe lieferte es ab, und ſah ſeit dieſer Zeit den Boten nie wieder.

Durch vielfache Nachforſchungen iſt allerdings das geheimnißvolle Dunkel, welches über dem Requiem ſchwebte, jetzt ziemlich aufgehellt worden; doch es würde uns zu weit führen, ausführlicher davon zu ſprechen. Wir begnügen uns daher mit der Andeutung, daß das Requiem Mozarts von einem hochgeſtellten Muſikfreunde gewünſcht wurde, der die Sache ſo geheim betrieb, weil er vielleicht ſelbſt für den Komponiſten des Werkes gelten wollte. Und auch unſerm Mozart ſelbſt lag an Verſchwiegenheit, weil er ſeinen Namen nicht zu dem Werke gab, es damit alſo doch nicht ſo genau nahm, wie mit andern Kompoſitionen.

Auf ſeinem Sterbebette ſoll Mozart geäußert haben, daß er Gift bekommen haben müſſe. Auch fiel auf Jemand Verdacht. Doch erwies ſich dieſer bald als grundlos. Sein frühes Ende wurde jedenfalls lediglich durch ſein ungeregeltes Leben und übermäßige geiſtige Anſtrengung herbeigeführt. Denn Mozart wußte faſt keinen Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht. Da er den Werth des Geldes gar nicht kannte, ſo mußte er oft bei anhaltender Arbeit mit Frau und Kindern darben, und war dabei den Grobheiten mahnender Gläubiger ausgeſetzt. Wenn dann plötzlich eine Rolle mit Gold kam, ſo änderte ſich die Scene. Da ging es plötzlich herrlich und in Freuden. Da wurde Champagner und Tokayer getrunken, und ſchon nach wenigen Tagen ſtand es ſo ſchlecht, wie vorher. Es brauchte hier kein Gift, keinen geheimnißvollen Boten, kein Requiem — ſeine Kräfte waren ganz auf dem Wege der Natur aufgerieben, und die bevorſtehende Auflöſung war ſchon in ſeinem Körper vorbereitet — die Anſtrengung mit dem Requiem hat ſie nur befördert. Und ſo war der Gedanke an Vergiftung gewiß nur ein Spiel ſeiner Einbildung.

Sein Tod machte einen tiefen Eindruck. Unzählige Thränen floſſen dem Schöpfer himmliſcher Harmonien.

Mozart war von Körper klein; ſein Geſicht hatte nichts Auffallendes, und nur in ſeinem Auge kündigte ſich die Größe ſeines Geiſtes an. — Sein Blick ſchien unſtät und zerſtreut, außer wenn er am Klaviere ſaß. Dann veränderte ſich ſein ganzes Antlitz. Ernſt ruhte ſein Auge; auf jeder Muskelbewegung drückte ſich di Empfindung aus, welche er in ſeinem Spiele male wollte. Er hatte kleine ſchöne Hände. Zu bewunder war es, wie er damit ſo Vieles, beſonders im Baſſe greifen konnte. Beſonders ſetzte die beiſpielloſe Fertigkeit ſeiner linken Hand in Erſtaunen.

Zu ſeinem unanſehnlichen Aeußern mochte die geiſtige Anſtrengung von Jugend an viel beigetragen ha ben. Denn ſchon als Kind war er an eine ſitzend Lebensart gebunden. Und wie viel hat er bis zu Ende ſeines Lebens geſchrieben! Da er bekanntlich i der Nacht am liebſten ſpielte und komponirte, und di Arbeit oft dringend war, ſo kann man ſich leicht vor ſtellen, wie ſehr ein ſo ſchwächlicher Körper darunte leiden mußte.

Nichts ärgerte ihn mehr, als Unruhe, Getös od Geſchwätz bei der Muſik. Es kam oft vor, daß e wenn es um ihn her unruhig war, mitten im Spiel aufſtand, und ſich von den unachtſamen Zuhörern en fernte. Man nahm ihm dieß übel; aber er hatte ga recht. — Wenig und ſelten ſprach er von ſeiner Kun und immer that er dieß mit einer liebenswürdigen B ſcheidenheit. Hochſchätzung des wahren Verdienſtes u Achtung für die Perſon leiteten ſeine Urtheile in Kun ſachen. Es war rührend, wenn er von Haydn od andern großen Meiſtern ſprach; man glaubte da nicht den allgewaltigen Mozart, ſondern einen ih begeiſterten Schüler zu hören.

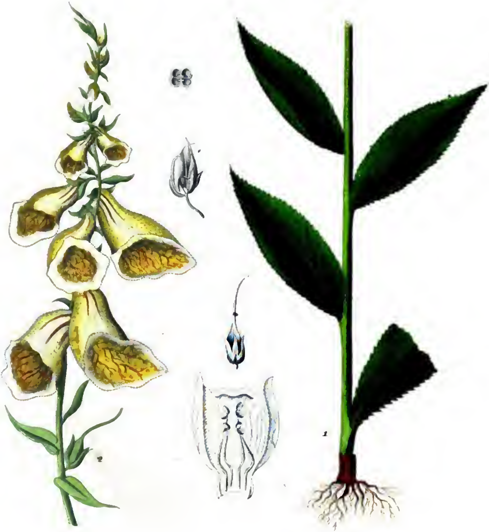
Mozart ſtarb ungern. „Eben jetzt,“ ſo klagte oft in ſeiner Krankheit, „ſoll ich fort, da ich ru leben würde! Jetzt ſoll ich meine Kunſt verlaſſen, ich nicht mehr als Sclave der Mode, nicht mehr v Spekulanten gefeſſelt, den Regungen meiner Empf dungen folgen, frei und unabhängig ſchreiben könn was mein Herz mir eingibt. Ich ſoll fort von mei Familie, von meinen armen Kindern, in dem Aug blicke, da ich im Stande geweſen wäre, für ihr W beſſer zu ſorgen.“

Mozart hatte die Gewohnheit, im Reiſewa faſt unausgeſetzt ſeinen Kompoſitionen nachzuhäng wobei er, ohne es zu wiſſen, oft vor ſich hin ſumn laut ſang, heiß und glühend wurde, und keine S rung duldete. So fertigte er ganze Muſikſtücke Kopfe und trug ſie mit ſich herum. Demnach kon freilich ſein Schreiben ſchnell von Statten gehen. Billardſpiel liebte er leidenſchaftlich, und hatte ſo ſein eigenes Billard zu Hauſe. Auch tanzte er gern, und verſäumte ſelten die öffentlichen Maskenb im Theater oder die Hausbälle bei Freunden. zeichnete er ſich in der Tanzkunſt ſehr aus, in wel der berühmte Veſtris ſein Lehrer geweſen war.

Da Mozart immer geiſtig beſchäftigt war, konnte er in ſeiner Art ſeinem Verleger Hofmeiſ der ihm ſagte: „Schreib' populärer, ſonſt kann nichts mehr von dir drucken und bezahlen,“ richtig trefflich antworten: „Nun, ſo verdien' ich nichts und hungere, und ſcher' mich den Teufel darum!“

Ein junger Künſtler, der ſich der Kompoſi

Digitized by Google



1844

Digitized by Google

Digitized by Google

widmete, erſuchte einſtens Mozart, ihm einige Regeln anzugeben, wie er gut und ihm ähnlich komponiren könnte. „Hier ſind weiter keine Regein nöthig,“ erwiederte Mozart; „wenn es da und da — er deutete auf Kopf und Herz — richtig mit Ihnen ausſieht, ſo komponiren Sie immer drauf los, es wird gewiß gut werden. Fehlt's aber da, ſo iſt alles Andere vergebens.“

Unter den älteren Komponiſten ſchätzte er ganz beſonders einige Italiener, am höchſten aber Händel. „Händel,“ ſagte er oft, „weiß am beſten unter uns Allen, was großen Effekt macht; wo er will, ſchlägt es ein, wie ein Donnerwetter.“ Von Haſſe und Grann ſchien er weniger zu halten, als ſie verdienen. Jonelli ſchätzte er hoch: „Der Mann,“ ſagte er, „hat ſein Fach, worin er glänzt, und ſo, daß wir's wohl werden bleiben laſſen müſſen, ihn bei dem, der es verſteht, daraus zu verdrängen.“ — Von Martini, der damals ſehr berühmt war, behauptete er: „Vieles in ſeinen Sachen iſt wirklich hübſch, aber in zehn Jahren nimmt kein Menſch mehr Notiz von ihm.“ — „Keiner,“ ſagte er ferner, „kann Alles — ſchäckern und erſchüttern, Lachen erregen und tiefe Rührung erregen — und Alles gleich gut wie Joſeph Haydn.“

In Knittelverſen zu ſprechen und zu ſchreiben, beſaß er eine merkwürdige Gabe. Seine Fertigkeit darin ging ſo weit, daß er oft ganze ſeitenlange gereimte Briefe in Zeit von einer halben Stunde hinwarf.

Wenn er ſich auch des Weines oft als Steigerungsmittel ſeiner geiſtigen Kräfte bediente, ſo liebte er doch niemals eigentliche Trinkgelage. Er trank wohl auch hier und da, um ſich aufzuheitern, aber nie, um ſich zu berauſchen.

Von Charakter war er höchſt gutmüthig, edel und liebenswürdig; mit den Fehlern Anderer hatte er die größte Nachſicht; jedes Verdienſt erkannte er im vollen Maße an, und keinem Feind oder Neider trug er etwas nach. Verſchieden von Beethoven, der einen Hang zur Schwermuth hatte, liebte Mozart die Heiterkeit und Fröhlichkeit, ob er ſchon auch in einſamen Stunden ſich gern ernſten Empfindungen überließ. Es lag in ihm eine friſche, gewaltige Lebenskraft, die ſich aber, je größer ſie war, nur deſto früher aufrieb. Denn alle großen Genies gehen gemeiniglich in dieſer Welt früher als andere Leute zu Grunde, und eilen ihrer höheren wahren Heimath zu. Ueber den Sternen ſind ſie zu Hauſe; Alles, was ſie denken, erſtreben und empfinden, gehört eigentlich dorthin, nnd nicht hierher. Unſern heutigen Komponiſten und Künſtlern überhaupt fehlt es häufig an der Hauptſache; dieſe iſt das Herz; was nicht zum Herzen ſpricht, das ſollte Alles lieber gar nicht exiſtiren. In unſern Tagen herrſcht der kalte Verſtand, und da wird es gute Zeit haben, ehe ein Mozart wiederkommt.

E. Ortlepp.

Der gelbe Fingerhut.

(Digitalis grandiflora Linn.; D. ambigua L.; D. ochroleuca Jacq.)

(Taf. 30.)

Wir haben im erſten Band des „Buches der Welt“ die Abbildnng und Beſchreibung des rothen Fingerhutes (D. purpurea) gegeben, und dabei das Nöthige über die Eigenſchaften bemerkt, welche demſelben als Gift- und Arzneipflanze inne wohnen. Hier laſſen wir eine Abbildung des gelben Fingerhutes (D. grandiflora Linn.) folgen, welcher, wenn auch weniger prachtvoll, als der rothe, doch gewiß auch einen der erſten Plätze als Zierpflanze in den Gärten aus der Menge der bei uns wildwachſenden Pflanzen verdient. Die in eine lockere Traube nach einer Seite hin geſtellten Blumen ſind ebenfalls von anſehnlicher Größe und haben eine blaßgelbe Farbe, mit bräunlich gelben Flecken inwendig in der Tiefe, und dichten Haaren am Schlunde. Die ganze Pflanze wächst 2—3 Fuß hoch und iſt nicht filzig behaart, wie der rothe Fingerhut, ſondern ſieht grün aus; nur am Stengel und auf der Rückſeite der langen ſpitzigen Blätter ſind kurze weiche Haare bemerklich. Man findet den gelben Fingerhut allerwärts in Deutſchland an felſigen nnd ſteinigen Abhängen der Vorberge und Alpen in den Wäldern vom Mai bis im Juli und Auguſt in der Blüthe. Nach derſelben kann er ausgegraben und in den Garten verſetzt werden, wo er als ausdauernde Rabattenpflanze trefflich gedeiht. Auch aus Samen kann er leicht erzogen werden; nur muß derſelbe an einem ziemlich ſchattigen Ort und in lockere ſandige Walderde geſäet und etwas feucht gehalten werden. Giftig iſt der gelbe Fingerhut nicht, auch wird in den Apotheken kein Gebrauch davon gemacht; übrigens gehört er zu der Familie der „Larvenblüthler“ (Personatae, Sect. Scrophularineae), welche alle mehr oder minder verdächtig ſind.

Eine andere, auch gelbblüthige Art, welche übrigens ſeltener in Deutſchlaud, ſondern mehr in der Schweiz, Oberitalien und Frankreich zwiſchen Gebüſchen in den Gebirgen gefunden wird, iſt Digitalis lutea L., eine längſt in nnſern Gärten eingeführte Zierpflanze mit kleineren, ſchwefelgelben, röhrigen, nicht fingerhutähnlichen Blumen, welche in einer einſeitigen Traube in großer Anzahl dicht beiſammen ſtehen. Die ganze Pflanze wächst ebenfalls 2—3 Fuß hoch, iſt auch nicht giftig, ganz glatt, und die Blätter ſind ziemlich dunkelgrün; auch dauert ſie gewöhnlich nicht mehrere, ſondern nur 2—3 Jahre. In den Gärten wird ſie meiſtens aus Samen gezogen.

Ed. Schmidlin.

Holländiſche Marinebilder.

4. Michael überall!

(1643 — 1650.)

Mit wehenden Flaggen und klingendem Spiele waren die holländiſchen Schiffe vom Texel abgeſegelt und mit wehenden Flaggen und klingendem Spiele kehrten ſie dahin zurück. Als ſie unter Segel gingen, feuerten ſie die glatte Lage ab, um über künftige Siege zu jubiliren, und als ſie heimkehrten, thaten ſie's, um den Staub aus der Mündung der Kanonen zu blaſen. Die Spanier und Portugieſen ſind Gevatter und Gevatters Kind; wenn ſie ſich einmal erzürnen, iſt's ihnen doch nie rechter Ernſt, und mengt ſich gar ein Dritter hinein, ſo muß er für Beide die Kaſtanien aus dem Feuer holen. Die Portugieſen bewirtheten die holländiſchen Matroſen mit einigen Pipen Wein und hingen ihren Offizieren güldne Ehrenketten um; aber ihre Schiffe hatten ſie nie beiſammen. Da gab's keinen Kampf, ſondern nur armſelige Plänkeleien. Die Ausſicht auf Ruhm und Beute ging verloren, und die Unzufriedenheit nahm zu, bis zuletzt alle Schiffe nach Holland zurückſegelten, ohne daß mehrere derſelben zum Schuß gekommen wären. Am meiſten ärgerte ſich Michael de Ruiter, der ſich auf eine tüchtige Seeſchlacht gefreut hatte, und unverrichteter Sache nach Hauſe fahren mußte. Traf ſich's, daß er auf dem Heimwege eine ſpaniſche Fregatte anlief, dreimal größer als ſein „Haſe," und ſchickte ihr ſogleich einen Schuß; als der Spanier den Holländer brummen hörte, holte er ſogleich den Steuerbaum auf und flog mit vollen Segeln davon. Aber Michael zeigte, daß ein „Haſe" gut laufen kann und war bald dem Vierzig-Kanonenſchiff, das den ſtolzen Namen „Siegesheld" an ſeinem Spiegel wies, zur Seite.

„Oho!" rief Michael mit dem Sprachrohr hinüber, „wollt Ihr mir nicht die Ehre erzeigen, ein Paar Schüſſe mit mir zu wechſeln? Möchte wohl wiſſen, ob Euer ſpaniſches Kernholz ſo feſt iſt, als unſer niederländiſches!" Und damit feuerte er ihm mit ſeinen Backbords-Kanonen auf den Pelz. Aber der Spanier hielt nicht Stand, ſondern ſuchte das Weite. Da ward es endlich Abend und zugleich erſchien ein großes ſpaniſches Geſchwader, das von dem Kanoniren herbeigelockt, unter Land ſichtbar wurde. Als der „Siegesheld" die zahlreiche Kameradſchaft gewahrte, bekam er mit einem Male gewaltige Courage, und braßte gegen den Holländer auf, aber Michael rief lachend: „daß ich ein Narr wäre! Ihr Spanier ſeid wie das Ungeziefer; hat man erſt eines auf dem Leibe, folgen ihrer gleich tauſend! Ein anderes Mal, mein tapferer Ritter, treffen wir uns wieder, dann wollen wir es mit einander wett machen!" Damit lufte der „Haſe" ſcharf an den Wind, und bei einbrechender Nacht war er den Spaniern aus den Augen.

Als nun die Schiffe wieder wohlbehalten im Hafen lagen, wurden die Offiziere entlaſſen und die meiſten legten ſich auf die Bärenhaut, um von ihren Strapatzen auszuruhen. Michael aber hatte keine Freude am Faullenzen, darum ging er zu ſeinen Freunden Lampſin und ſagte: „Gebt mir wieder eines von Euren Schiffen und ſchickt mich, wohin Ihr wollt; wir wollen's machen wie andere!" Das geſchah mit großem Jubel, und in vier Wochen war Michael ſchon wieder auf hoher See. Dazumal war es aber nicht ſo leicht, Kauffahrer ſein, als jetzt. Die Seekarten und übrigen Hilfsmittel waren unvollkommen und führten oft irre, ſtatt den rechten Weg; es gehörte ein tüchtiger Seemann dazu, die Fehler und Irrthümer zu berichtigen, und nach falſcher Anweiſung den wahren Kurs zu finden. Dann mußte der Kauffahrer auch Handelsmann ſein, denn er fand keine vorher beſtimmten Abnehmer, ſondern mußte mit dem größten Theil ſeiner Ladung hauſiren. Und endlich mußte er zu jeder Stunde wohl gerüſtet zum Kampfe ſein, denn die See wimmelte von Kapern und anderm Raubgeſindel, die ſtets ein offenes Auge verlangten, und ein guter Schiffsführer mußte nicht nur den Kompaß und die Elle, ſondern auch den Degen gebrauchen können. Da war Michael an ſeinem Platze, er ſteuerte und handelte und ſchlug, daß es eine Art hatte, und war bald in der Oſtſee, bald in Weſtindien und im mittelländiſchen Meer. Und überall hinterließ er ein Andenken ſeines Namens im Guten oder im Böſen, wie es ſich eben fügen wollte.

Einſtmals lag er mit ſeinem Schiffe in Tunis, und machte abſonderlich gute Geſchäfte mit feinem niederländiſchem Tuche. Da ließ ihn der Bey rufen, um ſelbſt mit ihm zu handeln, und Michael brachte ihm das Beſte, was in ſeinem Schiffsraum zu finden war. Der Bey hatte Luſt zu einem großen Stücke Tuch von brauner Farbe, und wünſchte es zu kaufen. Michael ſagte den Preis, der war aber dem Bey zu hoch und er begehrte es für die Hälfte. „Dafür iſt's nicht feil!" ſagte Michael. „Es muß dafür feil ſein!" ſagte der Bey. Und die Rede flog hin und her, aber es kam zu keinem Ziele, denn der Bey ſagte nur Ja! und Michael nur Nein! Da wurde der Bey zuletzt zornig und ſagte: „Ich will aber das Tuch, und zwar um den Preis, den ich geſagt habe, und wenn ich es nicht bekomme, wird es Dir ſchlimm gehen."

„Dein Drohen ſchreckt mich nicht ſonderlich," ſagte Michael. „Und das Tuch kann ich Dir nicht anders verkaufen, als mein Herr den Preis geſetzt hat. Aber um allem Lärmen und Streiten zu entgehen, will ich es Dir ſchenken."

„Ich will nichts geſchenkt! Ich will's für den gebotenen Preis. Und wie magſt Du etwas ganz und gar verſchenken, was Du nicht für eine geringere Summe verkaufen willſt?"

„Wenn ich's verſchenke, geht's aus meiner eigenen Taſche, wenn ich aber den Preis herunterſetze, ſchade ich dem Markt, und verderbe mir und Andern die Kundſchaft. Und nun Ende am Liede, Ihr zahlt den vollen Preis oder nehmt es geſchenkt, oder ich packe ein, und gehe meiner Wege."

Digitized by Google

Da würde der Bey zornig und ſchwur, er werde den unverſchämten Holländer züchtigen. Ein dicker Türke aber, der in dem Gefolge des Bey war, neigte ſich vor dieſem und ſagte: „Allah iſt groß! Ereifre Dich nicht, ſüße Hoheit, ſondern laſſe den Kerl hinausführen und nagle ihn mit den Ohren an das Thor des Palaſtes!“

Der Bey lachte, trotz ſeines Zornes, denn der Einfall gefiel ihm und der dicke Türke ſuchte in Gedanken ſchon nach Hammer und Nägel. Michael aber rief: „Ihr habt wohl überſehen, daß Einer da iſt, der jedes Haar auf meinem Haupte bewacht?“

Da ſtutzte der Bey und fragte: „Wer wäre denn das?“

„Das iſt das Völkerrecht! Verſuch's! Nimm mir meine Waare! Mißhandle oder tödte mich, und ſiehe dann zu, was folgt. Deine Märkte werden veröden, Dein Hafen wird verſanden. Bisher warſt Du ein Mann von Treu und Glauben, das wirſt Du dann nicht mehr ſein. Sie werden kommen, Dich mit Krieg zu überziehen, und Dich behandeln, wie Du einen Mann behandelteſt, der unſchuldig war, und für ſein gutes Recht ſtritt.“

Der Bey ſtand unbeweglich, wie eine Marmorſäule, der dicke Türke aber rief einmal über das andere: „Seine Ohren, Herr! Gedenke ſeiner Ohren!“

Plötzlich verließ der Bey das Gemach, und Michael blieb über eine Stunde allein mit den Türken, die ihn höhnten und neckten, abſonderlich der Dicke, der einen Hammer und Nägel hervorgeſucht hatte, womit er dem Michael drohte. Der aber kehrte ſich an nichts, und ließ ſie reden, bis der Bey zurückkam. Er hatte ſich Piſtolen in den Gürtel geſteckt, und einen Dolch daneben, auch trug er einen großen Säbel und ſah furchtbar aus. „Höre, Holländer!“ rief er mit lauter Stimme, „zum letzten Male frage ich dich, ob Du mir meinen Willen thun willſt, ſonſt...“ Er machte einen Griff nach dem Dolch, der dicke Türke aber rief: „die Ohren, Herr, die Ohren!“

„Nein!“ antwortete Michael feſt. „Meinſt Du, mich durch Drohen von meiner Pflicht abwendig zu machen? Ich habe meinem Herrn Treue gelobt, und die will ich ihm halten, im Kleinen wie im Großen, daran und daß ich ſie ihm halte, ſoll mich Niemand hindern, weder Du, noch ein Anderer.“

Da ward der Bey auf einmal ganz freundlich und ſagte zu Michael: „Du thuſt ganz recht!“ Und dann zu ſeinem Gefolge: „Da ſeht einen Mann, der viele hunderte von Meilen von ſeinem Herrn entfernt iſt, und ihm Treu und Glauben hält, wie er es ihm angelobt. Ihr aber, die Ihr hundert Eide geſchworen, und ſtets um mich ſeid, betrügt mich ohne Maß, und welchem von Euch ich auch den Kopf herunterſchlagen ließe, er wäre immer der Aergſte.“ Dann wandte er ſich wieder an Michael, ließ ihm die geforderte Summe auszahlen, ſicherte ihm ſeine fortdauernde Gnade zu, und fragte, ob er ihm ſonſt noch etwas Liebes erweiſen könne?

Da lachte Michael in ſich hinein und ſagte, indem er auf den dicken Türken zeigte: „Der Burſche da wollte meine Ohren an Deine Hausthür nageln, was ihm aber nicht gelungen iſt. Damit aber der Hammer nicht umſonſt geholt iſt, ſo gieb mir den Kerl mit an Bord; ich will ſehen, wie es ſich macht, wenn ſeine Ohren an meinem Fockmaſt kleben.“

Der dicke Türke fiel vor Angſt in die Kniee und winſelte: „Allah iſt groß! Gieb einen treuen Diener nicht in die Hand des Ungläubigen!“ Der Bey aber ſagte lachend: „Nimm ihn mit Dir und wenn Du zu Hauſe kommſt, grüße Deinen Herrn von mir.“

Nun mußte der Türke mit an Bord und Michael ſagte zu ſeinen Leuten: „Da habt Ihr einen Türken, der ſoll mit ſeinen Ohren an unſern Fockmaſt genagelt werden. Bindet ihn einſtweilen daran feſt!“ Dieß geſchah unter lautem Lachen, während Michael angelegentlich mit dem Segelmacher ſprach. Als nun der Türke eine Stunde lang in der Todesangſt ausgeharrt, trat Michael zu ihm und ſagte: „Nun Meiſter Ibrahim, oder Ali, oder wie Du ſonſt heißt, jetzt iſt der Augenblick gekommen!“

Der Türke winſelte, die Matroſen reckten ſich die Hälſe aus, um genau zu ſehen. Der Segelmacher aber ſtülpte dem Türken eine Kappe von Segeltuch auf, daran hingen ein Paar lange Eſelsohren, und Michael ſagte: „Ich habe mit Deinen Türkenohren nichts zu ſchaffen; du biſt ein Narr und haſt wie ein Eſel gehandelt, darum kriegſt Du eine Narrenkappe auf den Kopf und wirſt an den Eſelsohren feſtgenagelt!“ Dieß geſchah, und als der Türke in dieſer Stellung ein Paar Stunden lang in der Sonne gebraten hatte, machten ſie ihn los und ſchickten ihn mit einem Gruße an den Bey an's Land zurück.

Ein anderes Mal kreuzte er in den levantiſchen Gewäſſern. Er kam von Smyrna und wollte ſich der Wind nicht fügen. Da lief ein franzöſiſches Kriegsſchiff an ihn heran, und forderte, der Kauffahrer ſolle bei ihm an Bord kommen. Michael that es, und als er bei dem Franzoſen in der Kajüte war, ſagte dieſer: „Ihr ſeid mein Gefangener und Euer Schiff iſt gute Priſe!“

„Mit nichten, Herr!“ entgegnete Michael ernſt. „So viel mir bekannt, iſt zwiſchen den Generalſtaaten und Eurem Lande tiefer Frieden, und Ihr habt keinerlei Recht, meine Fahrt aufzuhalten, oder mich gar aufzubringen. Hier ſind meine Papiere, alle in der beſten Ordnung.“

Der Franzoſe hörte kaum darauf und behauptete fortwährend, Michael und ſein Schiff wären ſeine Beute.

„Wenn das iſt!“ ſagte Michael zornig, „ſo iſt's keine ehrliche Priſe, ſondern verwegener Seeraub, den Ihr begeht, von dem Ihr gebührende Rechenſchaft legen müßt. Bedenkt wohl, was Ihr thut, guter Herr, und laßt Euch nicht durch die Uebermacht zur Gewalt verführen! Wenn Ihr nur ein Haar auf meinem oder meiner Leute Haupt krümmt, ſo ſchwöre ich, daß dieß zehnfach geahnt werden ſoll.“

Digitized by Google

Michael war ſehr aufgeregt; das levantiſche Fieber hatte ihn leicht geſtreift und er mußte ſich an den Tiſch ſtützen. Der Franzoſe, der bereits nachdenklich geworden war, ſah den Zuſtand ſeines Gefangenen, und fragte, ob er etwas trinken wolle, Waſſer oder Wein?“

„Das hängt ganz von Euch ab,“ ſagte Michael, „und von dem, was Ihr mich gelten laſſet. Bin ich Euer Gefangener, ſo gebt mir Waſſer, denn das iſt der Trunk, der Gefangenen ziemt. Bin ich aber ein freier Mann, ſo trinken wir Wein zuſammen. Entſcheidet!“

„Es iſt entſchieden!“ rief der Franzoſe. „Wir trinken Wein! Ihr ſeid ein ganzer Kerl. Wie heißt Ihr?“

„Michael Adrianſon de Ruiter! Und Ihr?“

„François d'Argens, Herr de Ruiter! Ich zolle Euch meine Achtung und trinke dies Glas in der Hoffnung, daß wir uns einmal wieder begegnen.“

„Das thue ich auch! Und ſei es hinter der Flaſche oder hinter der Kanone, ich werde einen braven Kerl ſehen! Gott befohlen und behaltene Reiſe!“

Damit kehrte Michael auf ſein Schiff zurück, die Franzoſen gingen ihres Weges, und als die Holländer genau nachforſchten, hatte man ihnen nicht eines Stübers Werth genommen.

Und abermals eines geſegneten Tages befand ſich Michael mit ſeinem Schiffe in Archangel. Da war es grimmig kalt und das grönländiſche Bärenfell wohl zu gebrauchen. Das Verdeck lag mit einem Fuß Schnee bedeckt, und wollte man ein laufendes Tau durch einen Block ziehen, ſo mußte erſt das Eis abgeklopft werden. Die meiſten Schiffe, die hier überwintern mußten, hatten ihre Equipagen an's Land geſchickt, um in den Baracken am Strande zu wohnen, denn am Bord war es nicht auszuhalten. Das machten ſich nun die Ruſſen zu nutze, und kaum hatten die Matroſen beim Dunkelwerden ihre Schiffe verlaſſen, als die Ruſſen von allen Seiten herbeikamen, an die Schiffe hinaufkletterten und mit ſich fortnahmen, was ſie nur irgend faſſen konnten. Da gab's alle Tage ein Lamentiren, denn bald fehlte Dieß, bald Jenes, und es wurde ſeitens der Schiffer ſcharf ausgelugt, um die Diebe zu greifen. Aber das war nicht ſo leicht, denn die Ruſſen waren das Laufen auf dem Eiſe gewohnt, und ließen ſich nicht fangen. Da ſagte Michael, dem ſie ebenfalls einen Beſuch gemacht hatten: „Gebt Acht, ich fange ſie doch! Mir gebricht's blos am Speck, den ich den liſtigen Mäuſen in die Falle hänge, und dieſen gehe ich jetzt, zu kaufen.“ Nun war eine Zeitlang Alles thätig bei ihm am Bord, obgleich Niemand ſo recht wußte, was vorging. Als aber der Abend zu dämmern begann, gingen die holländiſchen Matroſen an's Land, die Taſchen voll Kopeken; ſie begannen in den Wirthshäuſern ein luſtiges Leben und erzählten Jedem, der es nur hören wollte, welche Schätze an Lebensmitteln, Branntwein und Schiffsgeräth ſie den Tag über empfangen, ſo daß nicht Alles hätte weggeſtaut werden können, ſondern auf dem Verdecke umherläge. Das hörten die Ruſſen, indem ſie die Ohren ſpitzten und mit den Augen zwickerten; die Holländer aber dachten: „Gebt Ihr nur!“ Darauf machten ſie ein großes Geſchrei, daß ſie jetzt in ihre Baracke müßten, in Wahrheit aber gingen ſie, um ſich in der Nähe ihres Schiffes zu verſtecken. Als es ſo ſpät war, daß alle Seeleute ſchliefen, kam ein Schwarm ruſſiſcher Pelze und lief nach dem Schiffe des Michael, weil hier ein guter Fang zu machen ſei. Die Holländer hatten im Laufe des Tages ihr Schiff ein Paar Fuß weit ausgeeiſet, alſo daß es im freien Waſſer ſchwamm, und die Ruſſen ſich etwas vorüberneigen mußten, um an Bord zu gelangen. Haſtig griffen ſie zu, aber ihre Hände glitten ab, ſie konnten nicht ein Rüſteiſen, oder ein Fallreepstau anfaſſen, ohne daß es ihnen wegglitſchte. Je mehr Hinderniß ſie fanden, je ärger wurde ihre Gier, denn ſie ſahen im hellen Mondlicht die Fäſſer und Kiſten deutlich auf dem Verdeck liegen, die ihnen zur Beute werden ſollten. Die Wahrheit zu ſagen, hatte Michael nicht nur das Eis aufhauen, ſondern auch die Seitenborde, die Rüſteiſen, ſammt allem über Bord hinausragenden Tauwerk mit alter Butter, ranzigem Oel und Seife beſchmieren laſſen, ſo daß ſie ſich an nichts halten konnten, und entweder auf das Eis oder gar in's Waſſer plumpten. Darüber vergaßen ſie das Fortlaufen, die Holländer konnten ſich ihrer bemächtigen und ſchickten ſie ohne Branntwein, aber mit einer tüchtigen Tracht Prügel heim.

Nach manchen andern Kreuz- und Querzügen lag Michael eines Tages im ſpaniſchen Weſtindien — ich glaube Cuba, — und war im Begriff, in See zu ſtechen, als eine ſtattliche Fregatte an ihm vorüber lief. „Wie iſt mir denn?“ ſagte Michael zu ſeinem Steuermann. „Iſt das nicht die Fregatte „Siegesheld,“ die mir Anno 42 nicht Rede ſtehen wollte, und mit vollen Segeln davon lief? Mit der möchte ich ein trauliches Wörtchen reden, wenn wir erſt draußen ſind.“

Schien ſich Alles nach Michaels Wünſchen zu fügen, denn als ſein Schiff in offener See war, erblickte er ſogleich die Fregatte, die auf ihn abhielt. Michael lugte ſcharf durch ſein Glas und rief: „Meiner höchſten Seele, Steuermann! das iſt nicht nur das Schiff von damals, es iſt auch noch derſelbe Kapitän! Ich habe mir deutlich ſein olivengrünes Geſicht gemerkt, und bin neugierig, was er uns zu ſagen hat. Seht aber auf alle Fälle nach den Kanonen und macht Alles klar!“

Da ſchüttelte der Steuermann mit dem Kopfe und ſagte: „Herr, Ihr bedenkt Eines nicht; wir ſind ein ſchlecht armirter Kauffahrer und das da iſt ein Vierzigkanonenſchiff.“

„Weiß wohl, mein guter Maat. Bedenke aber, hinter den vierzig Kanonen ſtehen dreihundert ſpaniſche Lumpen und wir ſind fünfzig brave Niederländer. Sei aber ſo höflich und zeige ihm unſere Flagge.“

Dauerte nicht lange, da lagen ſich beide Schiffe ſo nahe, daß ihre Führer mit einander ſprechen kon-

Digitized by Google

ten. Der Spanier hatte einen hochfahrenden Ton, und begann damit, zu erklären, daß das holländiſche Schiff gute Priſe ſei."

„Ich weiß nicht, aus welchem Grunde," ſprach Michael, „da doch Frieden iſt zwiſchen Holland und Spanien."

„Schiert mich nicht!" antwortete der Spanier. „Ich habe mein eigenes Recht, und wenn Du nicht im Guten gibſt, ſo ſchieße ich Dich in Grund."

„Davon nachher!" rief Michael. „Sagt mir doch erſt, ob Ihr mich nicht wieder kennt von der Cadixer Bucht? Damals hatte ich ein Zwölfkanonenſchiff, und Ihr hattet nicht ſonderlich Luſt, mir Rede zu ſtehen! — Ja, blinzt mich nur mit Euerm Glaſe an! Ich bin noch derſelbe, und meine Courage iſt's auch noch. Geht jetzt von meiner Seite, oder, ſo wahr Gott lebt, ich thue heute, was ich damals thun wollte." Da lachte der Spanier laut auf und ließ ſeine Kanonen abfeuern; die waren aber alle ſo hoch geſtellt, daß die Kugeln wirkungslos über das niedrige Deck des Kauffahrers hinflogen.

„Friſch, Jungens!" rief Michael. „Feuer! Und laßt es ihn ſpüren, in der Waſſerlinie!" Die Holländer ſchoſſen und ihre Kugeln bohrten ſich feſt in das ſpaniſche Plankenwerk. Da lachte Michael: „Noch einmal! Wenn er die Doſis ſechsmal nach einander empfangen hat, reicht es gerade aus."

Die Holländer ſchoſſen und trafen, die ſpaniſchen Kugeln flogen abermals durch die Luft. Nun begann eine kurzweilige Jagd. Ehe der ſchwerfällige Spanier ſich einmal durch den Wind legte, gehorchte der leichte Niederländer ſeinem Steuer dreimal; er wich dadurch ſtets den glatten Lagen des Spaniers aus, und hatte kaum einige leichte Streifſchüſſe davon getragen, als der Spanier ſchon ſchwer leck war, und ſeine halbe Mannſchaft an die Pumpen kommandiren mußte.

Nun aber wurde das Volk am Bord der Fregatte rebelliſch. Es war ein wahrhaftes Lumpenpack, von allen Inſeln und Küſten zuſammengelaufen, Neger und Rothhäute, Franzoſen, Portugieſen und Spanier durcheinander, die ſich den Teufel um den Ruhm der Flagge ſcherten und eben ſo feige als ſchlecht waren. Als das Waſſer im Schiffsraum immer wuchs, und die Geſchütze der Holländer immer mehr klar Deck machten, lieſen ſie von den Geſchützen und den Pumpen und rieſen ihren Offizieren zu, daß ſie ſich ergeben mögten, da ſie mit dem leibhaften Teufel zu thun hätten, gegen den man ſich doch nicht wehren könne. Der Kapitän jauchzte innerlich, denn er war haſenherzig und die Courage ſaß ihm in den Beinen; aber er glaubte ſich zu guter Letzt doch ein Anſehen geben zu müſſen, darum ſagte er zu ſeinen Lieutenants: „Ihr ſeht, wir ſind gezwungen worden von unſern eignen Leuten; wider die Gewalt vermag kein Menſch etwas!" Und damit vierte er ſelbſt Hals über Kopf die Flagge auf das Verdeck nieder. Michael ging an Bord, und holte die ſpaniſchen Herren, ſammt was ſich Gutes in ihren Kajüten und Zwiſchendecken vorfand, zu ſich hinüber. Und das war die höchſte Zeit, denn als das letzte Stückgut übergenommen war, ſank die Fregatte in den Grund. Faſt wäre Michael mit all' ſeinen ſpaniſchen Gäſten auf die Länge in Verlegenheit gerathen, aber ſein gutes Glück führte ihm ein Staatenſchiff entgegen, dem lieferte er alle gemachte Beute ab, und ſteuerte wohlgemuth ſeinen Kurs weiter.

Die Zeit war indeß hingegangen mit dem öftern Hin- und Herfahren von Norden nach Süden und von Oſten nach Weſten. Schiff und Mannſchaft hatte viel Strapazen ausgeſtanden und Beide ſehnten ſich nach einiger Ruhe.

„Nun, Jungens!" ſagte Michael, als ſie von einer Reiſe nach Braſilien heimkehrten und in der Biscaja ſegelnd, dem St. Georgs-Kanal zuſtrebten, „jetzt iſt Feierabend für längere Zeit, und wenn wir erſt wieder im Vliſſinger Hafen liegen, wird's eine Weile anſtehen, bevor wir einen neuen Kreuzzug unternehmen." Darüber waren Alle ſehr froh, und thaten genau ihre Schuldigkeit, ſo daß die Reiſe dadurch über die Maßen gefördert wurde.

Am dritten Tage darauf trat, um das erſte Glas der Morgenwache, alſo vier ein halb Uhr nach Giſſung, der Steuermann in die Kammer des Kapitäns und ſagte: „Mit Verlaub, Herr, ich ſtöre Euch. Da iſt ein verwunderliches Fahrzeug, das hat ein böſes Anſehen, und ich mögte meinen, es ſei eine von den Dünkircher Eulen. Wo aber eine iſt, da befinden ſich auch mehrere, denn das Geſindel hält immer dicht beiſammen. Da wäre es wohl gut, auf unſerer Hut zu ſein, denn mit unſerer Munition iſt es ſchlecht beſtellt, und wir haben eine geſegnete Ernte an Bord, die wir doch nicht in ihre Hände gerathen laſſen können."

Michael war mit einem Sprunge aus der Kammer und eilte auf das Verdeck: „Haſt wohlgethan, mein Junge, mich zu wecken. Das iſt Einer von der Eulenflucht. Wir können uns auf unſer Schiff verlaſſen, es iſt ſtark und läuft wie ein fliegender Fiſch, hinter dem der Delphin her iſt. Wollen uns nicht um ihn kümmern, und ihn ſachte an uns kommen laſſen. Die Andern werden ſich auch wohl einfinden."

Michael hatte ſich nicht geirrt. Sein Schiff ſegelte vor ſtraffer Briſe den gewöhnlichen Kurs, und der Kaper hinter ihm her, ohne ihn zu erreichen; gegen Abend hatten ſie ihn faſt aus den Augen verloren. Dafür aber hatten ſie die Andern aufgelaufen, und als die Sonne auf den Waſſerſpiegel ſank, hatten ſie zwölf ſolcher Kaper vor ſich, die ſich ſo legten, daß ſich der Holländer in ihrem Netze fangen mußte, er mogte es anſtellen, wie er wollte. Nun machte Michael kleinere Segel, ſo daß er weiter zurückſank, und als die Sonne vollends herunter war, befand er ſich eine Meile von den Kapern entfernt. Sie hatten ſich unterdeſſen nach allen Richtungen hin verbreitet, ſo daß er nicht unbemerkt zwiſchendurch ſchlüpfen konnte. Da faßte er einen kühnen Entſchluß und rief: „Jungens! pflanzt mir auf der Galerie die große Laterne auf, aber genau ſo, wie Ihr es auf unſern Staatsſchiffen ſeht;

Digitized by Google

ladet die Geſchütze und haltet die Lunten bereit. Die Nacht wird ſehr finſter werden, und ich hoffe, wir können ſie täuſchen.“

Zu gleicher Zeit friſchte die Briſe auf, und der Kauffahrer ſchoß durch das Waſſer. Aber anſtatt auszuweichen, hielt er nach der Richtung hin, wo vier der Kaper nahe beiſammen lagen, und ſeine Laterne leuchtete weit in die Finſterniß hinaus. Als er den erſten der Kaper erreicht hatte, rief er durch ſein langes Sprachrohr: „Was habt Ihr hier mitten im Fahrwaſſer zu liegen? Schert Euch aus dem Wege, wenn ein Orlogsmann daher geſteuert kommt!“ Und mit den Worten ſchickte er ihm eine Kugel über das Verdeck hin. Als dieſe der Kaper pfeifen hörte, zog er ſtill ſeine Stagfock auf, und holte das Steuer über, denn er glaubte nicht anders, als daß ihm ein Kriegsſchiff in die Quere komme. Mit dieſen hatten die Kaper aber nicht gerne etwas zu thun, denn im glücklichſten Falle wurden ſie tüchtig gebrandſchatzt und mußten es ſich noch für eine Ehre anrechnen, die Herren Flottenoffiziere bei ſolchen Gelegenheiten beſtens zu bewirthen. Der zweite Kaper bekam einen gleichen Gruß; eben ſo der dritte und der vierte, die ſich Alle einſchüchtern ließen, und damit war Michael über die gefährlichere Hälfte des Netzes hinaus. Nun aber kam ein fünftes Fahrzeug, ein ſchwerer, ungeſchlachter Burſche; als der den Schuß vom vermeinten Orlogsmann empfing, braßte er ſcharf gegen ihn auf, und wollte Revange nehmen, denn an Bord dieſes Kapers kommandirte ein teufelmäßig wilder Burſche, der Seewolf genannt. Er ſchnitt hart vor dem Bug des Kauffahrers über, und ſchickte ihm ein Paar wohlgezielte Schüſſe, die tief in das Plankenwerk eindrangen. Aber unglücklicher Weiſe hatte er alle ſeine Linnen auf, und ſchoß, da er tüchtig in der Fahrt war, ein großes Stück leewärts. Dadurch bekam Michael einen freien Luf und benutzte geſchickt den Fehler des Feindes, um auf die offene See hinauszuſteuern. Die Kaper, die nun wohl einſahen, daß ſie gefoppt worden waren, ſandten Schuß auf Schuß und machten Segel auf Segel, um die Beute, die ihnen zu entſchlüpfen drohte, wieder einzuholen. Am tollſten trieb es der Seewolf, und Michael hatte große Noth mit ihm, ehe er ihn aus ſeinem Kielwaſſer los wurde. Als aber um Mitternacht der Wind ſtark auffriſchte, und ſein Schiff bei ſolcher Kühlte mindeſtens acht Knoten Fahrt lief, kam er dem Seewolf weit voraus, und als die Sonne aufging, waren die Kaper nur noch in weiter Ferne zu ſehen.

Zwei Tage ſpäter war die Freude groß, als das Schiff die Rhede von Vliſſingen andiente, aber dem Michael fiel es ſchwer auf's Herz, als er den Kirchthurm ſeiner Vaterſtadt von weitem erblickte, und es ahnte ihm, daß ein großes Leid ſeiner harre.

Und als wollte die Stimmung des Seemanns ſich nach Außen hin offenbaren, zogen trübe Herbſtwolken herauf und hüllten Land und See in ein düſtres Grau. Michael brachte ſein Schiff zu Anker und winkte ein Boot herbei, das ihn unverzüglich zu Lande bringen ſollte.

Die Fenſter in dem Wohnhauſe Michael de Ruiters waren dicht verhangen. Seine Ehefrau, Cornelia Engels, lag auf dem Siechbette, und ſah ihrer nahen Auflöſung entgegen. Ein ſchleichendes Fieber hatte ſie bald nach der letzten Abreiſe ihres Mannes befallen, und allmälig ihre letzte Kraft verzehrt. Der Doktor hatte ſich bereits entfernt und der Geiſtliche ſeine Stelle eingenommen. Er war mit der Kranken allein, die ſtill und gottergeben vor ihm lag. Sie blieben länger als eine Stunde beiſammen. Was ſie geſprochen, hatte nur Gott zum Zeugen, aber als der Geiſtliche die Stube verließ, um die Hausgenoſſen herbeizurufen, leuchtete eine himmliſche Verklärung von ihrer Stirn. Als der Doktor eintrat, ſagte er: „Das iſt der Tod!“

Cornelia Engels hörte es und ſprach: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geiſt! — Laßt die Kinder zu mir kommen! Nahe, ganz nahe!“ — Sie legte ihre Hände auf das Haupt der Weinenden, und ſagte: „Bleibt fromm und tugendhaft. Wandelt vor Gott und haltet ſeine Gebote! Gedenkt der Mutter, die mit Segen auf den Lippen von Euch ſcheidet! — Ehret und liebet Euern Vater und bleibt ſeiner gewärtig immerdar. — Werdet gut und brav! Der Herr ſegne Euch!“

Sie hielt erſchöpft inne. Man hörte nur das leiſe Weinen der Kinder. Da gewahrte Cornelia ihre alte, treue Magd am Fuße des Bettes: „Trientje Dronk, ich danke Dir! Du warſt rechtſchaffen und treu, mein Mann wird Dich nicht verlaſſen, um meinetwillen. — Kommt noch einmal, Kinder! — Dieſer Kuß iſt für den Vater! — Grüßt ihn!“ Sie ſchloß das Auge.

Der Doktor entfernte die Kinder ſammt der Magd. Der Geiſtliche, der kurz zuvor wieder eingetreten war, legte die Hand auf ihr Haupt. „Ich danke Euch, ehrwürdiger Herr! Ihr habt mich getröſtet! Wie gern ſcheide ich, wenn ich nur meinen Mann — es ſoll nicht ſein.“

„Frau Cornelia!“ ſagte der Geiſtliche ſanft. „Vielleicht könnte es doch geſchehen! — Auf der Rhede ſind viele Schiffe im Anſegeln begriffen. Könnte nicht das Eures Mannes darunter ſein?“

Cornelia richtete ſich fragend auf.

„Ihr müßt ruhig ſein, ganz ruhig! Ich ſagte nur es könnte! Ich habe einen Boten abgeſendet, der uns Nachricht geben wird.“

„Ach, mein Gott! Noch dieſe Gnade!“

„Der Bote iſt zurück, Frau Cornelia! Es iſt, wie ich vermuthete. Das Schiff iſt da, Michael de Ruiter wird unverzüglich hierher kommen. Seid Ihr, mit Gott, bereit, ihn zu empfangen?“

„Ich bin's!“

„So blickt auf! Er iſt da!“

Michael trat ein, bleich, zitternd, Thränen auf den Wangen. Die Gatten blieben allein. Nach einer

Stunde verließ Michael die Stube. „Sie iſt todt!“ ſagte er zu dem Prediger, der ihm entgegen trat; er ging mechaniſch weiter, und ſah die Kinder nicht, die ihn umdrängten.

Vierzehn Tage nach dieſem harten Schlage ſchwamm Michael wieder auf hoher See. Mit ſeinem Weibe hatte er ſeine Jugend, ſeinen Frohſinn begraben; er war fortan ein ernſter, bedächtiger Mann, aber mit einem Herzen voll unendlicher Liebe. Mit Umſicht und Verſtand leitete er die Fahrt und die Geſchäfte, aber ſeine Seele war bei der Todten.

Smidt.

Die Wanderung der Pflanzen.

Die Wanderung der Pflanzen oder ihre Verbreitung von dem Orte ihres urſprünglichen Vorkommens nach andern Gegenden und Ländern durch Menſchenhände, hat kein geringes Intereſſe, und was man hier in Kürze über dieſen Gegenſtand mittheilt, konnte nur durch ſorgfältige Benützung und Vergleichung vieler, zum Theil ſehr alter, zum Theil ſeltener, dann aber auch neuerer Schriften, genommen werden. Nach dieſer Forſchung ergibt es ſich, daß alle unſere Feldfrüchte, ſo wie die meiſten Gartengewächſe, größtentheils fremden, wärmeren Erdſtrichen angehören. So wie aber unſere Vorfahren in Kultur und Geſittung voranſchritten, und ſo zu ſagen feiner wurden, ſo ſorgten ſie auch beſſer für ihren Geſchmack, und eigneten ſich das Beſſere, Schmackhaftere fremder Länder an, und verpflanzten es nach mancherlei Gelegenheit und Anlaß, in das eigene Vaterland.

Leicht iſt die Heimath unſerer ſchmackhafteſten Früchte, ſo wie unſerer ausgezeichnetſten Blumen zu ermitteln. Das Paradies der erſten Menſchen lag nach Moſe am Euphrat. Dieſelbe Gegend iſt noch auf die heutige Stunde ein wahrer Blumengarten, der alle jetzt erwähnten Gewächſe wild wachſend enthält. Wahrſcheinlich wurden letztere von hier aus in Paläſtina, Egypten, Syrien, Armenien und Kleinaſien bekannt, und von den Hellenen, dem erſten Volke Europa's, welches bald höhere Kultur annahm, angepflanzt. In dieſe Fußtapfen trat bald Italien, das in älteſten Zeiten eben ſo wild und arm geweſen ſein ſoll, als Deutſchland vor 1400 Jahren, und ſeine Bewohner bezogen, als Kultur und Geſittung auch bei ihnen einheimiſch wurden, ihre ſchönſten Gewächſe theils aus Griechenland, oder bald darauf unmittelbar aus Aſien. So erhielt Italien den Feigenbaum, den Weinſtock, die Kaſtanie, den Maulbeerbaum, den Oelbaum, die Zitrone mit all' ihren Arten und Abarten, und eine Maſſe anderer Gewächſe, theils Zier- theils Nutzpflanzen. Wärme und vortreffliches Erdreich begünſtigten das Fortkommen dieſer Neulinge in Italien, und ſie wurden endlich von hier nach Spanien, Frankreich, Deutſchland, und den nördlichern Erdſtrichen, verpflanzt.

Dieſer Weg kann als der urſprüngliche betrachtet werden, den die größte Zahl unſerer Gartenpflanzen nahm, ehe ſie bei uns einheimiſch geworden. Wir verdanken die meiſten Italien, Italien verdankt ſie den Griechen, und letztern lieferte ſie der Orient. Ein anderer Weg zur Verbreitung von Pflanzen waren die Kreuzzüge, welche der Menſchheit auch in ſofern Nutzen brachten, als die wenigen, von dem heiligen Lande Zurückkehrenden mit den Sitten und Gebräuchen des Morgenlandes auch deſſen Gewächſe mitbrachten, welche bei uns Aufnahme fanden und zum Theil noch vorhanden ſind. Eine ſehr bedeutende Anzahl von Pflanzen aber wurde Europa durch die Entdeckung Amerika's zu Theil, aus deſſen Süden und Norden gar viele unſere Treibhäuſer und Gärten bevölkern. Auſtralien, der fünfte Erdtheil, zuerſt durch Magelhaens entdeckt, lieferte endlich ebenfalls viele neue, zum Theil ſeltſam gebildete Gewächſe.

Nach dieſer kurzen Einleitung ſollen nun die hauptſächlichſten Gewächſe aufgeführt werden, welche auf die bereits angedeutete Weiſe zu uns gekommen und verbreitet worden ſind. Es gewährt gewiß Intereſſe, zu wiſſen: woher Pflanzen ſtammen, die theils einen großen Theil unſerer Nahrung ausmachen, oder ſonſt in andern Beziehungen uns unentbehrlich wurden. Faſt alles Getreide, für Menſchen und Thier das wichtigſte und beſte Nahrungsmittel, gehört der großen Familie der Gräſer an, und hat, obgleich jetzt überall bei uns angebaut, ein fremdes Mutterland. Die kleine Tatarei und Sibirien lieferten den *Roggen* und *Weizen*, die man jetzt noch immer in wildem Zuſtande dort trifft. Ohne Zweifel verdankt Europa dieſe Cerealien den Völkerſtämmen, die aus der kleinen Tatarei abſtammend, dieſe aus ihrem Vaterlande ausführten und anpflanzten. *Gerſte* und *Hafer* ſtammen ſehr wahrſcheinlich aus dem öſtlichen Mittelaſien, und wurden von da über den Orient bei uns eingeführt. Der *Reis*, in Oſtindien zu Hauſe, kam von da nach dem Orient, und wurde ſodann in Italien angebaut. Amerika kultivirt den Reis ſchon ſeit 1696, und führt davon ganze Schiffsladungen aus. Der *Buchweizen* oder das *Haidekorn*, welcher das mittlere Aſien zur Heimath hat und daſelbſt im Großen angebaut wird, wurde durch die Kreuzzüge in Italien bekannt, und kam von da nach Deutſchland. Er wird jetzt in Europa und in Nordamerika ebenfalls im Großen kultivirt. Eine Abart deſſelben, der *tatariſche Buchweizen*, der rauhe und naſſe Witterung erträgt, einen größern und ſicherern Ertrag abwirft, auch als Futterpflanze ſchätzbar iſt, und den namentlich die Bewohner des Odenwaldes im Großen anpflanzen, iſt in der Tatarei und in Sibirien einheimiſch. Die *Hirſe*, deren Samen weniger zu Brodmehl als zur Bereitung anderer nahrhafter wohlſchmeckender Speiſen Anwendung findet, iſt in Oſtindien zu Hauſe, und ihr Anbau iſt auch bei uns nicht unwichtig. Das *Welſchkorn* oder der *türkiſche Weizen* hat das wärmere Amerika zu ſeinem Vaterland, kam von hier aus nach den warmen

Digitized by Google

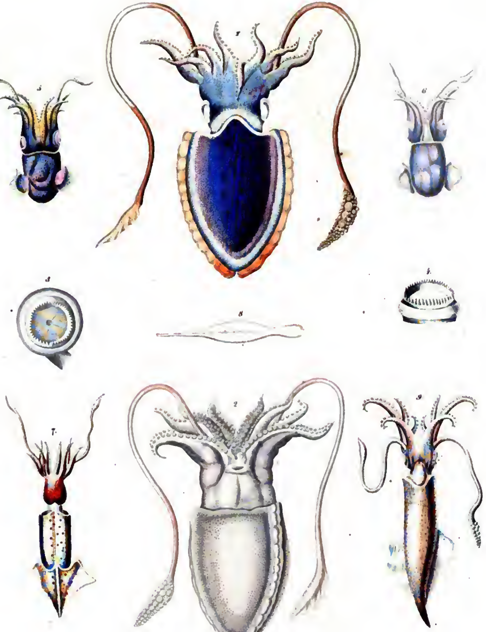
und milden Klimaten der übrigen Welttheile. Im tropiſchen Amerika, ſchon vor Ankunft der Europäer als die vorzüglichſte Getreideart angebaut, wird er noch jetzt alldort, ſo wie auch in den Tropenländern und wärmern Regionen der gemäßigten Zonen der übrigen Welttheile, bald mehr, bald weniger im Großen kultivirt. Aus Perſien kam zu uns der Spelz oder Dinkelweizen, daſelbſt ſoll er in einer gewiſſen Provinz wild wachſen. Unſere Garten- und Küchengewächſe ſind meiſtentheils ähnlichen Urſprungs. Aus Syrien bekamen wir den Borratſch oder Bvragen, als Zuthat zum Salat wohlbekannt. Derſelbe iſt nunmehr ſo gemein geworden, daß man ihn in allen Gärten und auf Schutthäuſen verwildert findet. Die Gartenkreſſe, ats Salat und Gewürzpflanze benützt, kam von Kreta. Jetzt iſt ſie im größten Theil von Europa kultivirt. Cypern lieferte den Blumenkohl, der namentlich auf Sicilien, ohne an Zartheit und Wohlgeſchmack zu verlieren, zu einer enormen Größe heranwächst. Aus Aſien kam der Spargelkohl oder Broccoli. Peru iſt das Vaterland der indianiſchen Kreſſe oder der ſogenannten Kapuzinerblume, die wir jetzt in mannigſaltigen Abarten zu unſerm Vergnügen als Topſgewächſe halten. Dodonäus ſoll ſie 1580 zuerſt aus Südamerika erhalten haben. Die Rapunzel-Sellerie oder der gelbe Weiderich kam, wie Linné berichtet, um's Jahr 1614 aus Nordamerika nach Europa, und wurde ſodann, ihrer eßbaren Wurzel wegen, in den Gärten anderer Länder angepflanzt. Jetzt wächst auch ſie häufig wild. Von Italiens Gebirgen kam zu uns der Liebſtökel, jetzt in Gärten bis weit in den Norden gezogen; der Kerbel gehört ebenfalls Italien an; aus Spanien und Portugal kam der Dill, und die kanariſchen Inſeln lieſerten uns den Fenchel, der wegen ſeiner Süße und zugleich würzigen Kühle in ganz Unteritalien bei keiner Taſel ſehlt. Anis und Peterſilie erhielten wir aus Egypten. Im Orient und in Südeuropa hat der Knoblauch ſeine Heimath, der bei uns jetzt ſo allgemein verbreitet iſt. Den levantiſchen Lauch oder die ächte Schalottenzwiebel brachten Kreuzfahrer, wie man ſagt, aus der Stadt Aſkalon im Morgenlande, zu uns, und ſie wird feither, ihres ſeineren Geſchmackes und minder großen Schärſe wegen, als eines der vorzüglichern Küchengewächſe kultivirt. Sibirien lieferte uns den Schnittlauch, Italien die ächte Sauerampfer. Aus Alexandrien erhielten wir die Raute, aus Italien den Lavendel, aus Sibirien die Krauſemünze, nnd Oſtindien und Perſien verdanken wir das als Küchengewürz ſo bekannte wohlriechende Baſilikum. China gab uns den Rettig, Oſtindien die Schminkbohnen, und die Gegend des ſchwarzen Meeres die Saubohnen. Aſtracan iſt die Heimath der jetzt bei uns ſo gemein gewordenen Kürbis, und die Melone gehört dem mittlern nnd ſüdlichen Aſien an. Die Artiſchoke kam aus Italien zu uns, ebendaher nnd ans Spanien der Rosmarin, aus Amerika der Stechapfel, die Linſen aus Frankreich, aus Syrien die Stabwurz; von der Inſel Chio ſtammen die Kardobenedicten, aus der Tartarei die Oſterluzei, von Kreta die Zypreſſe, die Melde gehört der Tatarei und der Sevi oder Sadebanm, eine Wachholderart, gehört Italien an. Der Hanſ, die Quelle der Wohlhabenheit vieler Gegenden bei uns, kam aus Oſtindien, und Braſilien verdanken wir die größte Wohlthat für das Menſchengeſchlecht — die Kartoſſel. Krokns brachte unter Eduard III. ein Pilgrim aus dem Morgenlande zu uns. Taback erhielten wir aus Amerika, der erſte Samen davon kam 1560 nach Spanien und Portugal, und jetzt bildet der Tabacksbau den Haupterwerb mancher Gegenden.

Was aber wären wohl unſere Gärten ohne dieſe Pflanzenwanderung?

Den duftenden Jasmin verdanken wir Oſtindien, den ſpaniſchen Flieder oder die blaue Syringe aber Perſien. Konſtantinopel lieferte nns die Pracht der Hyacinthen, Kaiſerkronen und Ranunkeln, welche unſer Auge durch die ſo große Mannigfaltigkeit der Farbe entzücken. Tulpen lieſerte uns noch 1559 Cappadocien, Tunis verdanken wir die Sammt- oder Winterroſe, Amerika die Paſſiflora und Amarillis, Mexiko die Wunderblume, Italien die Leokoje und Narziſſe. Syrien und Paläſtina gaben uns die Lilie, Java und Ceilon die Tuberoſe, Italien die Nelke in ihren mannigſaltigen Abarten, der Orient die Anemone, welche beſonders um Rom, dann auf den Gebirgen nächſt Palermo des Wanderers Auge entzückt. Das Geranium oder der Storchenſchnabel, ſo mannigſaltig in Farbe und Bildung ſeiner Blüthe, kam aus Aſrika; die mannigſaltige Aſter aus China und Amerika, die Flockenblume aus Perſien, die Kardinalsblume ans Virginien, und der Amaranthus, jetzt die Zierde unſerer Gärten, aus Oſtindien.

Dieß ſind nnr einige wenige Zierpflanzen, die aus fernen Ländern zu uns einwanderten, und wollte man alle übrigen, welche beſonders in neuerer Zeit zu uns gebracht wurden, anſühren, ſo würde der Raum dieſes Blattes nicht hinreichen; ich erinnere blos noch an die Maſſe der Cactus, der Camelien, der Georginen ꝛc.

Unſere meiſten Obſtbäume verdanken wir dieſer Pflanzenwanderung. Sie kamen zuerſt aus dem Orient nach Griechenland, von hier nach Italien, und wurden endlich von da in die übrigen Länder Europa's verbreitet. Die ausgezeichnetſten Aepſel- nnd Birnforten kamen aus Syrien, Numidien und Griechenland, Apriko lieferte die Inſel Epirus, Pflaumen ſtammen aus Syrien, von wo ſie dann erſt nach Italien und Deutſchland den Weg ſanden. Durch Kreuzſahrer erhielten wir die Damaszener-Pflanme; dem römiſchen Schwelger Lucullus verdankt man bekanntlich den Kirſchbaum, der ihn 73 v. Chr., nach einem über Mithridat erfochtenen Sieg, nach Rom brachte. Medien lieferte die Zitronenbäume. Nach den klaſſiſchen Schriften des Alterthums brachten Perſer



1844.

Digitized by Google

Digitized by Google

die erſten Zitronenbäume nach Athen, von wo aus ſie bald nach Italien gelangten. Aſien verdankt man den Oelbaum, von dort kam er nach der Inſel Cypern, und wurde dann bald in Griechenland allgemein, von hier wurde er nach Italien verbreitet, und gelangte endlich nach Spanien und Frankreich. Der Feigenbaum war urſprünglich in Hochaſien zu Hauſe, kam dann bald zu den Griechen und Römern, und erlangte ſeine größere Verbreitung in Frankreich erſt unter Kaiſer Julian. Aus Nordafrika und dem Orient erhielten wir den Mandelbaum, der in Spanien, Italien und Frankreich vorzüglich gedeiht, und ſelbſt nicht ohne Erfolg im wärmern Deutſchland kultivirt wird. Perſien iſt das Vaterland der Wallnuß oder des welſchen Nußbaumes, welcher ſchon ſehr früh unter den römiſchen Königen nach Italien gebracht und daſelbſt angepflanzt wurde. Eine der ausgezeichnetſten und ſchmackhafteſten Birnſorten, die Bergamotte, haben wir aus der Türkei, und aus der Tatarei ſtammt die Roßkaſtanie, welche von Cluſius zuerſt 1550 nach Europa gebracht worden ſein ſoll. Der Pfirſich, für deſſen Vaterland mit vieler Wahrſcheinlichkeit Perſien gehalten wird, kam aus Italien nach Deutſchland. Den Kirſchlorbeer erhielten wir 1567 aus Kleinaſien; Quitten, im Orient urſprünglich einheimiſch, kamen auch von den Ufern der Donau zu uns, und China lieferte den ſo höchſt nützlichen Maulbeerbaum, deſſen allgemeinere Anpflanzung im ſüdlichen Deutſchland nicht genug empfohlen werden kann. Der edle Weinſtock ſtammt aus den Gebirgen Aſſyriens. Von da wanderte er nach Paläſtina, Kleinaſien und Griechenland, und gelangte endlich nach Italien, wo er ſich erſt 600 Jahre nach Erbauung Roms, recht eigentlich ausbreitete. Von Italien ging der Weinſtock nach Frankreich über, ſpäter nach Ungarn und endlich auch nach Deutſchland, wo er, wie es heißt, zuerſt an der Moſel und dem Rhein zu Probus Zeit angepflanzt worden iſt.

Walchner.

Tintenfiſche.

(Taf. 31.)

Die Ungeſtalten der 31ſten Tafel ſind Tintenfiſche oder Sepien, welche Thiere zwiſchen den nackten Schnecken und denen mit Gehäuſe zu ſtehen ſcheinen. Die gewundene Schale iſt zu einem oben glatten Rückenſchild zuſammengeſchrumpft, welches mit lederzäher Haut überzogen in's Innere des Körpers verſetzt iſt.

Schon Ariſtoteles kannte und beſchrieb ſie, that aber gräuliche Fabeln hiezu, wie ſein Polypus oder Eledone mit hundert Armen aus der Tiefe heraus lange, die Maſten wie Rohr knicke und das umfaßte Schiff durch ſein Gewicht hinabziehe zum Grund. Bilder ſolcher Scenen, die einem am warmen Ofen kalten Schweiß auspreſſen, wenn man ſie anſieht, gab Denys Montford, und nach ihm the Naturalists Library vol. VIII. plate 30.

Die Tintenfiſche beſtehen aus dem Kopf und ſackartigem Hinterleib. Der Kopf iſt mit, meiſt acht, Armen bewaffnet, die auf der innern Seite mit Saugnäpfen beſetzt ſind, vermöge welcher ſie ſich an ihre Beute oder ſonſtige Gegenſtände feſt anhängen können. Sie ſind, vergrößert, unter Fig. 3 der längeren und 4, der kürzeren Arme abgebildet. Der Mund gleicht einem hornigen Papageiſchnabel, und zerquetſcht ergriffene Gegenſtände mit großer Kraft. — Der Hinterleib iſt zur Seite mit zwei verſchieden geſtalteten Schwimmfloſſen beſetzt. — Allen Tintenfiſchen iſt überdieß ein allgemeines Angriffs- und Wehrmittel zugetheilt: ein Beutel mit tief bräunlichſchwarzem Saft, den ſie ſchnell auszuſpritzen und dadurch das Waſſer weithin zu verdunkeln im Stande ſind. Hinter dieſem künſtlichen Nachtdunkel entgehen ſie ihren Feinden und in ihm umſchlingen ihre Arme die Beute, die ſich, einmal umklammert, nicht mehr loszuringen vermag.

Wir wenden uns zu den einzelnen Arten.

Die gemeine Tintenſchnecke, Tintenfiſch, Sepia officinalis, engliſch Cuttlefish, franzöſiſch Seiche commune oder Calmar (Tintenfaß), in Italien Seppa und Calamayo, von den Schiffern die Seekatze genannt. Fig. 1 und 2 unſerer Tafel von oben und unten geſehen, iſt in einem Drittel der natürlichen Größe abgebildet. Seine Farbe iſt ein lichtes Violett, welches, an den Armen und der den Hinterleib umgebenden Schwimmfloſſe in ein röthliches Gelb verläuft. Die Tinte wird unter dem Namen Sepie in der Malerei verwendet; der Rückenknochen findet ſich als ſäuretilgendes Mittel in dem Wuſt alter Apotheken, und wird jetzt nur noch zum Poliren von Meerſchaumköpfen ꝛc. benutzt, Os Sepiae, oder weißes Fiſchbein genannt. Es iſt eine weiße, blättrige Kalkſubſtanz, mit einer härteren, gekörnten Rinde bedeckt. — In Venedigs Lagunen wird er in Menge gefangen und von der ärmern Klaſſe, trotz des abſchreckenden Aeußern, gern gegeſſen, wie auch in Neapel. Das Mittelmeer iſt ſeine Heimath. Die Eier hängen traubenförmig an Steinen und Tangen und werden Uvae marinae — Meertrauben — genannt. Seine Nahrung ſind Schalthiere und Fiſche.

Die kleine Sepie, Sepia sepiola, kömmt ſelten im mittelländiſchen Meer vor, wo ſie eine Länge von 2—3 Zoll erreicht. Die rundlichen Floſſen heften ſich an einer Stelle an und umgeben nicht, wie bei der Vorigen, den ganzen Hinterleib. Der Rückenſchild iſt lang und ſchmal. Fig. 5 und 6 zeigt ſie von Rücken- und Bauchſeite.

Fig. 9, die rautenförmige Sepie, Sepia subulata, wird gewöhnlich einen Fuß lang gefunden, mit eben ſo langen Fangarmen, wird aber auch 3—4 Fuß lang geſehen. Ihr Rückenſchild iſt lang, ſpitzig-lanzettförmig, die Farbe gelblichbraun, am Kopf und Rücken violett gefleckt. Die abgerundete Schwimmfloſſe ſteht am Ende des zugeſpitzten Hinterleibes. Im Mittelmeer iſt ſie, wie im ganzen atlantiſchen Ozean zu Hauſe,

Digitized by Google

und im Auguſt, wo die Capeline das Meer um Labrador und Newfoundland verlaſſen, erſcheinen ſie dort in ungeheurer Menge, daß nach einem Sturm Millionen an der Küſte verweſen, und weit die Luft verpeſten. Die Stockfiſche werden ſehr ſchmackhaft von dieſem reichlichen Futter. Die Capeline fliehen ängſtlich vor dem Tintenfiſch, der ſie im verdunkelten Waſſer raſch umklammert.

In der heißen Zone finden ſich Sepien, die ſtatt der Saugnäpfe ſehr ſcharfe Häkchen an den Fangarmen haben, und Onychteuthis genannt wurden. Fig. 7 ſtellt eine ſolche Sepie in halber, und 8 ihren Rückenknochen in natürlicher Größe dar.

Die Biſamſepie hat an jedem Arm nur eine Reihe Saugnäpfe. Außer einem ſtarken Moſchusgeruch zeichnet ſie ſich durch ein ſchönes Farbenſpiel aus. Hängt ſie ruhig an einem Gegenſtand, ſo iſt ſie ſchmutzig blaßgelb, mit einigen gewölkten Flecken, zuckt aber die Beute, oder wird das Thier ſonſt gereizt, ſo übergießt plötzlich ein tiefes Roſa den ganzen Körper, wie wenn Schaamröthe ein Geſicht bedeckt, breite Bänder und Flecken wechſeln jeden Augenblick, bis das Thier wieder ruhig geworden iſt, und das ſchillernde Blau, Roth und Grün wieder zu Gelbgrau wird. Dies Farbenſpiel hat ſeinen Grund in dem Anſchwellen der Hautwärzchen, wie man durch die Lupe bemerkt.

Die große achtarmige Sepie, die vorzüglich um Griechenland zu Haus iſt, hat wahrſcheinlich zu den oben erwähnten Fabeln Veranlaſſung gegeben. Sie wird beinah mannsdick, und zieht Schwimmer oft umklammernd hinab; ihre Arme ſind zwölf Fuß lang. Der Rückenſchild iſt zu zwei hornigen Platten verkümmert, auch hat ſie keine Seitenfloſſen.

Schon in den Urmeeren der Erde lebten verſchiedene Sepienarten. Im Liasſchiefer Württembergs und Englands findet man ihre verſchieden geformten Rückenſchilder gar oft noch mit dem gefüllten Tintenbeutel, die, fein präparirt, ein engliſcher Gelehrter noch zu ſeinen Zeichnungen über dieſe Verſteinerungen benutzte. Sie werden von den deutſchen und engliſchen Naturforſchern Loligo genannt; die Franzoſen heißen ſie Belopeltes. Auch die Haken einer Onychteuthis fand Graf Münſter im Pappenheimer Schiefer. Im Muſchelkalk finden ſich mehrere hornige Schnäbel verſteinert, die man wohl nicht mit Unrecht ebenfalls Sepien zuſchreibt; ſie werden Rhyncholiten genannt.

Die Oſtiaken.

Dieſes Volk bewohnt einen Theil von Sibirien, und ſeine jetzige Benennung wurde ihm von den Tataren gegeben, die ihm, als ſie einen großen Theil des Landes, in welchem es ſchon damals anſäſſig war, erobert hatten, den Namen Uſchtiak, das heißt Wilde, beilegten, aus welchem nach und nach das Wort Oſtiak oder Otiak entſtanden iſt, mit welchem die Ruſſen irrigerweiſe nicht nur dieſe Völkerſchaft, ſondern auch noch zwei andere bezeichnen, deren Sprache und Urſprung ganz verſchieden ſind. Die Oſtiaken an den Ufern des Fluſſes Jeniſſei ſcheinen zu den kleinen Völkerſchaften der Arrinen, Cotſen u. ſ. w. zu gehören, und da dieſe einen Zweig des Stammes der Samojeden bilden, ſo ſollte man auch dieſe Oſtiaken zu den letzteren zählen. Unter den Oſtiaken an den Ufern des Ob iſt wieder ein kleiner Unterſchied zwiſchen denen, die den nördlichen Theil der durch dieſen Fluß beſpülten Gegend an der Mündung der Toma bewohnen, und denen, welche ſich mehr ſüdwärts, in dem Diſtrikte von Berezoff, angeſiedelt haben, bemerkbar, ein Unterſchied, der jedoch blos in der Sprache ſtattfindet, denn die Sitten und Gebräuche beider Nationen ſind dieſelben. Die dritte Völkerſchaft endlich, welcher die Ruſſen ebenfalls den Namen Oſtiaken geben, ſind die Bewohner der Umgegend von Surgut, die aber offenbar zu der Familie der Samojeden gehören. Da wir über die Oſtiaken des Jeniſſei keine hinlänglichen Notizen beſitzen, ſo werden wir uns in dieſem Artikel mit denjenigen des Ob beſchäftigen, deren Sitten, Gebräuche und Sprache mehr bekannt ſind.

Die Oſtiaken des Ob oder Obi ſind eine der erſten ſibiriſchen Völkerſchaften, die von den Ruſſen entdeckt und unterjocht worden ſind. Wie bei allen Völkern dieſes unermeßlichen Erdſtriches haben bei den Oſtiaken ſeit ihrer Unterjochung die natürlichen Blattern und andere von den Ruſſen ihnen mitgetheilte Krankheiten ſehr große Verheerungen angerichtet und ihre Anzahl bedeutend vermindert; aber ſie bilden dennoch ein ziemlich zahlreiches Volk, das zahlreichſte aller derjenigen, die den Diſtrikt von Berezoff bewohnen. Die meiſten Oſtiaken ſind mittlerer Statur, eher klein als groß und ſchwächlich gebaut; namentlich ſind ihre Beine dünn und ſpindlich. Sie haben beinahe alle eine unangenehme Geſichtsbildung und eine blaſſe, ungeſunde Farbe; ſonſt aber gar keinen charakteriſtiſchen Zug. Die Häßlichkeit ihrer faden, nichtsſagenden Phyſionomie wird noch durch ihr fahlgelbes oder röthliches Haar, welches beſonders die Männer unordentlich auf Stirne und Wangen herunter hängen laſſen, bedeutend erhöht. Auch unter dem weiblichen Geſchlechte ſieht man wenig angenehme Geſichter, auch altern die Frauen ſehr ſchnell und werden alsdann ausnehmend häßlich. Die Oſtiaken beſitzen wenig natürlichen Verſtand, ſie ſind furchtſam, leichtgläubig aber äußerſt gutmüthig; ihr Leben iſt ein hartes, mühevolles, aber, obgleich von Kindesbeinen an die Arbeit gewöhnt, ſind ſie doch, und beſonders die Männer, ſobald ſie nicht durch die Nothwendigkeit und durch ihre Bedürfniſſe zur Thätigkeit gezwungen werden, ſehr zur Trägheit geneigt. Ihre Unreinlichkeit überſteigt alle Begriffe, und man kann ſich nichts Ekelhafteres denken, als ihre ganze Lebensweiſe. Niemals waſchen ſie ſich, kaum wiſchen ſich die Frauen, welche Alles im Hauſe beſorgen müſſen, wenn ſie die Fiſche oder das Wildpret ausgenom-

Digitized by Google

men haben, die von Schmutz nnd Blut triefenden Hände an ihrem Kleide ab, das vor Fett und Unrath ordentlich ſtrotzt; niemals kämmen ſie ihr Haar, das von Ungeziefer aller Art angefüllt iſt und niemals werden die Kochgeräthſchaften und Eßnäpfe gewaſchen, obgleich letztere für Menſchen und Hunde dienen. In neuerer Zeit haben jedoch einige reiche Oſtiaken mehr Geſchmack an der Reinlichkeit gefunden, und ſich in dieſer Hinſicht ſo weit civiliſirt, daß ſie ſelbſt eine Art von ſcharfer ätzender Seife verfertigen, womit ſie doch wenigſtens den gröbſten Schmutz an ihren Händen wegwaſchen. Die Kleidung der Oſtiaken hat mit der anderer Nationen beinahe gar keine Aehnlichkeit und beſteht größtentheils in ſelbſt zubereiteten Thierfellen; die Reichen allein tragen eine Art von Hemd; die Andern tragen ihren Pelz auf der bloßen Haut. Der Anzug der Männer beſteht aus einem ledernen Wammſe, das kaum bis an den Bauch reicht, hinten und vorn zngenäht iſt und nur oben ein Loch hat, um den Kopf durchzuſtecken; dieſes Wamms iſt gewöhnlich aus dem Felle ganz junger Rennthiere gemacht, und die Seite, wo das Haar iſt, kommt auf die Haut. Das Oberkleid (Parga), welches ebenfalls aus Pelz verfertigt iſt, gleicht ganz und gar dem Wammſe, blos iſt es viel länger, mit Hundspelz verziert und an die obere Oeffnung iſt eine Kaputze angebracht, um bei ſchlechtem Wetter den Kopf bedecken zu können. Die Parga wird ſehr oft auch im Sommer bei der größten Hitze getragen, aber dann wird das Wamms abgelegt. Im Winter ziehen ſie über die Parga einen zweuen, ſehr weiten und langen Pelz an, an welchem ebenfalls eine Kaputze hängt, die über die erſte gezogen wird; dieſer Oberpelz heißt Gus und iſt vom dicken Rennthierfell. Einige elegante Oſtiaken tragen im Sommer ein aus kleinen zuſammengenähten Tuchſtückchen von verſchiedenen Farben verfertigtes, mit weißem Hundspelz oder mit Fuchsſchwänzen verbrämtes Wamms, und diejenigen, welche an den Ufern des Fluſſes wohneu, haben im Winter einen Ueberwurf oder Mantel von Otterhäuten, den ſie in den Zeiten der Hungersnoth, die bei ihnen nicht ſelten vorkommt, in einem Keſſel ſieden und eſſen. Die von Rennthierhaut gemachten, enganliegenden Beinkleider reichen oben bis beinahe unter die Arme, unten aber nicht viel weiter, als über die Mitte des Schenkels; über dieſelben werden die Stiefeln (Pimi) angezogen, die aus der Schenkelhaut des Rennthiers ohne Nath, zuweilen aber auch aus vielen zuſammengenähten Pelzſtreifen verfertigt ſind. Zu den Sohlen nehmen ſie die rauhhaarigen Theile der Haut, die ſich ganz unten an dem Feſſelgelenke des Thieres befindet, weil ſie mit ſolchen rauhen Sohlen auf dem Schnee weniger ausgleiten. Die Oſtiakenweiber tragen auf der bloßen Haut einen langen, ſchlafrockähnlichen Pelz, der vorn über einander geht und mit kleinen ledernen Riemen ſo feſt gebunden wird, daß der Leib ganz und gar verhüllt iſt, was auch ſehr nothwendig iſt, denn dieſer Pelz iſt das einzige Kleidungsſtück dieſer Weiber, welche nur im Winter, bei der größten Kälte hohe lederne Strümpfe, aber niemals weder Hemd noch Hoſen tragen. Ihr Haar fällt in zwei Flechten, welche wieder durch einen kurzen Riemen zuſammengebunden ſind, längs dem Rücken herunter, und die Reichen flechten zuweilen zwei Streifen von gelbem Tuche in daſſelbe, die hinten bis in die Kniekehle herunterhängen und mit kleinen Figuren von Zinn oder Meſſing verziert ſind; diejenigen aber, welche nicht viel Haare haben, winden einen langen Tuchſtreifen turbanartig um ihren Kopf und befeſtigen ihn oben auf demſelben mit zwei kreuzweis gelegten Riemen von demſelben Tuche. Die unverheiratheten Frauenzimmer tragen allgemein dieſen Kopfſchmuck, der bei ihnen aber noch mit einer Menge von zinnenen Spangen verziert iſt, an denen kleine bunte Tuchlappen hinten über den Rücken herunterhängen. Weiber und Mädchen tragen alle ſehr lange, aus kleinen, auf Meſſingdrahte aufgereihten Korallen gemachte Ohrengehänge, und Weiber und Mädchen ſind in Gegenwart von Fremden ſtets verſchleiert, ja letztere zeigen ſich nur vor ihren Eltern mit unverhülltem Geſichte. Ueberhaupt ſind die Oſtiakenweiber ſehr zurückhaltend und ſcheu; ſobald ein Mann, der nicht zu der Familie gehört, in die Hütte tritt, gehen ſie ſogleich hinaus oder verbergen ſich mit dicht verhülltem Geſichte in dem dunkelſten Winkel derſelben. Die größte Zierde der Frauen ſind die ſonderbaren Zeichen und Figuren, welche ſie ſich in die Haut auf Rücken, Armen und Beinen einritzen; auf dieſen Schmuck halten ſie ſehr viel, was um ſo merkwürdiger iſt, da er nicht, wie z. B. bei den tätowirten Bewohnern der Inſeln des ſtillen Oceans, geſehen und bewundert werden kann, ſondern ſtets verhüllt bleibt. Die Männer tätowiren ſich in der Regel nicht, ſie ritzen ſich blos auf dem Vorderarme das Zeichen ein, unter welchem ſie auch in den Büchern der Behörden als tributpflichtig eingetragen ſind, und daſſelbe Zeichen gebrauchen die meiſten ſibiriſchen Völkerſchaften, die nicht leſen können, auch als Unterſchrift. Wenn ſie krank werden, laſſen ſich die Männer eine Menge Zeichen und Figuren auf die Schultern und andere Theile des Körpers einritzen, und ſchreiben dieſem Mittel ungefähr dieſelben Heilkräfte zu, wie wir Europäer den Schröpfköpfen.

Die Oſtiaken können füglich für ein Fiſchervolk gelten, denn der Fiſchfang iſt ihre Hauptbeſchäftigung und ihre vorzüglichſte Nahrungsquelle während des ganzen Sommers und eines großen Theils des Winters; nur wenn die Jahreszeit den Fiſchfang unmöglich macht, gehen ſie auf die Jagd, odrr ſtellen den Vögeln nach. Die Fiſcherei zwingt ſie, ein etwas wanderndes, unſtetes Leben zu führen; den Sommer bringen ſie in fiſchreichen Gegenden zu und wohnen in leicht beweglichen Hütten oder Jurten, im Herbſte aber ziehen ſie wieder in ihre gewöhnlichen Wohnſtellen, wo ſie feſte Häuſer beſitzen und den ganzen Winter über bleiben. Ihre Sommerhütten ſind von einer ſehr leichten und einfachen Konſtruktion; ſie führen mehrere zuſammengenähte Stücke Birkenrinde mit ſich, mit de-

Digitized by Google

nen ſie die Hütte bedecken, und da es beinahe in der ganzen Gegend nicht an Wäldern fehlt, finden ſie überall Stangen und Latten, um das Gerippe der Wohnung aufzurichten, dem ſie gewöhnlich die Form eines ſpitzen Kegels geben; ziehen ſie aber in eine waldarme Gegend, ſo verſehen ſie ſich in ihren Böten mit den nothwendigen Stangen. Wenn ſie nun auf den Fiſchfang ausfahren, nehmen ſie ihre Frauen, ihre Kinder, ihre Hunde und alle ihre Habſeligkeiten mit. Die Oſtiaken, welche die Gegend oberhalb Berezoff bewohnen, haben jedoch dieſen Gebrauch nicht angenommen, ſondern ſie wohnen Sommer und Winter in feſtgezimmerten Hütten oder Jurten, wo ſie auf Bänken ſchlafen. Durch den Umgang mit den Ruſſen ſind ſie an eine mehr ſtete, mehr bequeme, wenn auch nicht mehr reinliche, ordentliche Lebensart gewöhnt worden. Dieſe Oſtiaken wählen trockene, hochgelegene Stellen in der Nachbarſchaft der Flüſſe, um ihre Wohnungen daſelbſt aufzuſchlagen; ihre viereckigen Hütten haben einige Aehnlichkeit mit den ruſſiſchen Bauernhäuſern, nur ſind ſie viel niedriger; zuweilen auch ſind ſie halb in der Erde eingegraben und ohne ein ordentliches Dach, ſondern blos mit Erde bedeckt, und haben nur eine einzige Oeffnung, welche als Thüre und Fenſter dient. Damit im Winter nicht zu viel Kälte durch dieſelbe eindringe, verſtopfen ſie ſie mit einer Eisplatte, die ſie feſt über dieſelbe zufrieren laſſen, und durch welche die Hütte einigen Lichtſchimmer erhält. In einer ſolchen Hütte leben oft mehrere Familien zuſammen, welche nur durch eine dünne Wand von einander getrennt ſind, und man ſieht leicht ein, daß bei einem ſolchen Zuſammenleben vieler Menſchen in einem engen Raume Ordnung und Reinlichkeit nicht leicht ſtattfinden können. Um Platz zu erſparen, werden die kleinen Kinder in einer Wiege von Birkenrinde an die Decke oder an die Wand gehängt, und wenn ſie etwas größer ſind, auf ein mit Rennthierhäuten bedecktes Heulager gelegt. Die Hunde von guter Raſſe, beſonders aber die Hündinnen, welche Junge haben, erhalten ebenfalls einen Platz in der Hütte, die gewöhnlichen gemeinen Hunde aber, das heißt die, welche, wie bei den Kamtſchadalen, vor den Schlitten geſpannt werden, finden draußen vor der Hütte ihr Lager und werden nur zur Futterzeit in dieſelbe eingelaſſen. Mitten in der Jurte wird ein großes gemeinſchaftliches Feuer unterhalten, an welchem jede Familie gleiches Recht hat und ihre Mahlzeit bereitet, wenn es ihr einfällt, denn die Oſtiaken nehmen ihre Mahlzeiten nicht zu regelmäßigen Stunden ein, jeder ißt, wenn er hungrig iſt und etwas zu eſſen hat. An dieſem gemeinſchaftlichen Feuer werden auch die Fiſche gedörrt, die als Vorrath für den Winter aufbewahrt werden, und die Fiſchüberreſte gebraten, welche für die Hunde beſtimmt ſind; und durch dieſes ewige Braten und Röſten wird die Hütte dergeſtalt mit fettem Ruße angefüllt, daß er in langen Zapfen an allen Wänden herunterhängt. Man kann ſich einen Begriff von dem Geſtanke, von den mephitiſchen Dünſten und der Feuchtigkeit machen, die in einer ſolchen Oſtiakenjurte herrſchen, wenn man weiß, daß Männer, Weiber, Kinder und Hunde ihre Nothdurft in derſelben verrichten und niemals daran denken, die Wohnung zu reinigen. Daß durch das Leben in einer ſo verpeſteten Luft viele Krankheiten erzeugt werden, verſteht ſich von ſelbſt.

Die Oſtiakenfrauen werden von ihren Männern beinahe wie Sclaven behandelt und mit Arbeiten überhäuft. Sie ſind es, die die Hütten aufbauen und wieder abnehmen, das Eſſen für Menſchen und Vieh zubereiten, die Kleider für die ganze Familie nähen, die Fiſche und das Wildpret aufbewahren und die Häute abſtreifen und bereiten, worin ſie eine große Geſchicklichkeit beſitzen, denn die durch ſie hergerichteten Felle werden von der Feuchtigkeit niemals verdorben, und verlieren auch ihr Haar nicht. Der Männer einzige Beſchäftigungen ſind die Jagd, die Fiſcherei und die Verfertigung der zu beiden nothwendigen Geräthſchaften. Nur die reichen Oſtiaken haben Rennthierheerden, und auch die, welche mehr ſüdlich, in der Gegend von Tobolsk leben, beſitzen blos Schafe und Rindvieh. Die ärmern Oſtiaken in dieſem Diſtrikte ernähren ſich lediglich von der Fiſcherei, mit welcher Kinder und Erwachſene den ganzen Sommer über beſchäftigt ſind. Im Sommer geben ſie ſich auch ſelten die Mühe, die Fiſche zu kochen, ſondern ſie verzehren ſie roh und beinahe noch lebendig, ſie zerſchneiden ſie in lange Riemen, die ſie mit dem reichlich herunterfließenden Blute des Thieres begießen, und halten dieſe Speiſe für einen ganz ausgezeichneten Leckerbiſſen. In Folge dieſes ekelhaften Gebrauches verbreiten die Oſtiaken im Sommer einen abſcheulichen Geſtank um ſich her; ihr Mund und ihre Kleider riechen tauſendmal ärger, als die ſchmutzigſte Fiſchbank. Auch im Winter ziehen ſie es vor, den Fiſch roh zu verzehren, wenn er gefroren iſt, und ſie behaupten, daß gefrorner Fiſch das beſte Präſervativ gegen den Scorbut ſei, was übrigens auch die Meinung mehrerer geſchickter ruſſiſcher Aerzte ſein ſoll. Auch die Fiſchgedärme wiſſen die Oſtiaken zu benützen, ſie ſieden ſie aus, um das in denſelben befindliche Fett zu gewinnen, wovon ſie einen Theil für ihre eigene Haushaltung behalten, den übrigen aber an die Ruſſen verkaufen, welche dieſes Fett oder dieſen Thran zu verſchiedenen Zwecken verwenden. Während des ganzen Winters beſchäftigen ſich die Männer mit der Jagd, und diejenigen, deren Söhne groß genug ſind, um auf den Fiſchfang auszugehen, jagen auch während eines großen Theiles des Sommers. Der Anfang des Winters, wenn der erſte Schnee fällt, iſt der günſtigſte Zeitpunkt zur Jagd der Elennthiere und der wilden Rennthiere, deren es in den von den Oſtiaken bewohnten Gegenden ſehr viele gibt. Wenn ein Oſtiake ein großes Stück Wild erlegt hat, ſo ladet er gewöhnlich alle ſeine Freunde zu einem großen Gaſtmahle ein, in welchem ein beträchtlicher Theil der Beute verzehrt wird, die übrig gebliebenen Stücke aber geräuchert und aufbewahrt, zuweilen aber auch an die nächſten Verwandten und Freunde verſchenkt werden; die Nieren, das

Digitized by Google

Gekröſe und das Mark eſſen ſie immer roh. Im Winter unternehmen die Oſtiaken zuweilen weite Jagdzüge, während denen ſie nicht ſelten auf mehrere Monate ihre Wohnungen verlaſſen und in unbewohnte, öde Gegenden eindringen. Auf ſolche Streifzüge nimmt jeder von ihnen einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln mit, die er auf einem kleinen Schlitten nach ſich ſchleppt, während er ſelbſt ſich, wie dieſes bei den meiſten Völkern des hohen Nordens der Fall iſt, der Schneeſchuhe, nämlich zweier langen, ſchmalen, dünnen Bretter bedient, die an die Füße geſchnallt werden und auf denen man mit großer Schnelligkeit über die weiche Schneefläche hingleiten kann, ohne einzuſinken; ein geübter Schneeſchuhläufer kann auf dieſe Weiſe ganz bequem zwei bis drei Stunden Weges in einer zurücklegen. Zur Jagd gebrauchen die Oſtiaken Bogen und Pfeile, von denen ſie verſchiedene Arten führen; bei der einen ſind die Spitzen gabelförmig, bei der andern mit Widerhaken verſehen, andere wieder ſind vorn ſtumpf, und dieſe werden hauptſächlich gebraucht, um kleines Wild, wie Zobel, Hermeline, Eichhörnchen u. ſ. w. zu erlegen, deren Pelz einen großen Werth hat und darum nicht durchlöchert werden darf. Auch Wölfe, Bären, rothe, ſchwarze und ſogenannte blaue Füchſe werden häufig von ihnen erlegt, und wenn ſie auf ihren Zügen viel Wild auf einmal erbeutet haben, pflegen ſie es in ein tief in die Erde gegrabenes Loch zu verſcharren, bedecken es mit Reiſig und Steinen und bezeichnen ſorgfältig die Stelle, damit ſie ſie ſpäter wieder finden und das Wild mit ihren von Hunden oder Rennthieren gezogenen Schlitten abholen können. Sie eſſen das Fleiſch aller erlegten Thiere, und wenn ſie gerade nichts anderes haben, kommt es ihnen auch nicht darauf an, halb verfaultes Aas zu verzehren. Während dieſer langen Streifzüge, wo ſie der heftigſten Kälte ausgeſetzt ſind und die größten Strapazen zu erdulden haben, iſt der Taback für ſie von unendlichem Nutzen. Sie rauchen ihn und kauen ihn wohl auch, hauptſächlich aber verbrauchen ſie ſehr viel Schnupftaback, den man ihnen nie ſcharf genug liefern kann, und den ſie gewöhnlich mit der Aſche getrockneter und verbrannter Schwämme, die auf den Stämmen der Birken oder Eſpen wachſen, vermiſchen. Mit dieſem ſehr laugenſalzhaltigen Pulver füllen ſie beide Naſenlöcher an und verſtopfen ſie dann mit einem kleinen Propfen von Rinde; auf dieſe Weiſe wird der in dem Tabacke enthaltene flüchtige Geiſt konzentrirt und verurſacht eine Art von Entzündung auf dem ganzen Geſichte, wodurch die Kälte abgehalten wird, ſo daß ſehr ſelten irgend ein Theil des Geſichtes erfriert.

Obgleich die Oſtiaken ein mühſeliges Leben führen, und ſich mit ſchlechten Lebensmitteln ernähren, auch, einigen wenigen Branntwein, den ſie ſich von den Ruſſen verſchaffen, ausgenommen, nichts als Waſſer trinken, und, wie ſchon geſagt, über alle Begriffe unreinlich ſind, erfreuen ſie ſich doch im Allgemeinen einer ziemlich guten Geſundheit. So lange ſie noch jung ſind, werden ſie ſelten krank, wenn aber das Alter heranrückt und ſie nicht mehr im Stande ſind, ein thätiges Leben zu führen, ſtellen ſich oft chroniſche Leiden ein, wovon der Scharbock oder Skorbut und nervöſe Krankheiten die gewöhnlichſten ſind, an welchen ſie auch meiſtentheils ſterben. Auch die Pocken richten zuweilen große Verheerungen unter ihnen an und können als Haupturſache der ſtarken Abnahme dieſes Volkes angeſehen werden. Sehr natürlich iſt es, daß dieſe Krankheit bei der Lebensweiſe, welche die Oſtiaken führen, immer ſehr bösartig wird, und wenn ſie in einer Jurte oder in einem Dorfe herrſcht, wird nicht ſelten die ganze Bevölkerung ein Opfer derſelben; doch trifft man einige Oſtiaken, die ſie niemals gehabt haben. Sie kennen ſehr wenige Mittel; gegen rheumatiſche Schmerzen, Geſchwulſte und Entzündungen, welche bei ihnen häufig vorkommen, wenden ſie die Scarifikationen oder die Tätowirung an, oder ſie brennen den leidenden Theil mit einem Stücke Baumſchwamm, in der gleichen Weiſe ungefähr, wie die Chineſen und die Japaner den Moxa anwenden. Sie behaupten, daß der Brand, um wohlthätig zu wirken, gerade auf der Stelle ſtattfinden müſſe, wo der Schmerz am ärgſten iſt; um dieſe richtig zu ermitteln, nehmen ſie eine glühende Kohle und wälzen dieſe auf der kranken Stelle hin und her, bis ſie den Punkt gefunden haben, wo der Patient die größten Schmerzen empfindet; dort wird dann der Schwamm hingelegt, angezündet und muß ſo lange liegen bleiben, bis die Haut durch und durch gebrannt iſt. Gegen Verſtopfungen gebrauchen ſie Fiſchthran, zuweilen auch Rennthiergalle, welche beide als Brech- und Abführungsmittel wirken. Auch ſchreiben ſie der Galle und dem Herzen der Bären, beſonders der weißen Bären, große Heilkräfte zu, und machen bei Kinderkrankheiten und Koliken ꝛc. häufigen Gebrauch davon.

Die Oſtiaken, beſonders die unterhalb Berezoff wohnenden, ſind Heiden. Die Vielweiberei iſt ihnen erlaubt, und ſie halten ſo viele Frauen, als ſie deren ernähren können. Sie heirathen, ohne Anſtand zu nehmen, die Wittwe ihres Bruders, ihre Schwiegermutter, ihre Schwiegertochter, oder jede andere Verwandte ihrer Frau, am liebſten verheirathen ſie ſich mit zwei Schweſtern, weil ſie den Glauben haben, daß eine ſolche Ehe glücklich ſein müſſe; dagegen halten ſie es für unrecht, ja ſogar für eine ſehr große Schande, eine Frau aus ihrer eigenen Familie zu heirathen. Die Familie der Frau halten ſie gar nicht für ihre Verwandten, und im Allgemeinen ſind daher bei ihnen alle Ehen erlaubt und gültig, wo die Väter der beiden Eheleute von verſchiedenem Blute ſind. Wenn ein Oſtiake heirathen will, ſo wählt er unter ſeinen nächſten Verwandten oder Freunden einige aus, und unter dieſen wieder einen Unterhändler, der die ganze Angelegenheit zu leiten und zu beſorgen hat. Mit dieſem Gefährten begibt er ſich alsdann in die Wohnung des Vaters des Mädchens, das er auserkoren, und dieſer, der, wenn er eine ſolche Geſellſchaft ankommen ſieht, den Zweck dieſes Beſuches ſogleich erräth, bewirthet ſie ſo gut er kann. Nach der

Digitized by Google

Mahlzeit gehen alle Gäſte in die Wohnung des jungen Heirathsluſtigen, und nur der Unterhändler bleibt bei dem Vater des Mädchens, um den Antrag zu ſtellen und zu erfahren, welchen Preis derſelbe verlangt; die Antwort bringt er nun ſeinem Freunde wieder und läuft von der einen Hütte zu der andern, bis beide Theile einig ſind. Iſt einmal der Handel im Reinen, ſo kehrt der Bräutigam bald wieder zurück und händigt ſeinem künftigen Schwiegervater die Hälfte des Kaufpreiſes (Calim) ein, der ſelten auf einmal bezahlt wird. Gewöhnlich beſteht der Calim oder Preis für ein reiches Mädchen aus hundert Rennthierhäuten und vielen andern Fellen jeder Art. Wenn nun die Hälfte des Calims bezahlt iſt und der Vater ſich damit zufrieden erklärt hat, iſt die Heirath geſchloſſen, und der junge Mann wird eingeladen, am nächſten Abend wieder zu kommen und ſeine Frau in Empfang zu nehmen. Dann ſteht er dieſelbe zum erſten Male, ſeine Schwiegermutter fragt ihn, ob ſie ihm gefalle und ob er zufrieden ſei; iſt dieſes der Fall, ſo beſchenkt er die Schwiegermutter mit einem Rennthierpelz, wo nicht, ſo muß dieſe im Gegentheil ihrem Schwiegerſohn ein Rennthier geben. Von dieſem Augenblick an leben die Eheleute zuſammen, aber der Mann darf ſeine Frau nicht heimführen, ſondern muß ſo lange bei den Eltern derſelben wohnen, bis er den ganzen Calim bezahlt hat; aber ſo lange die jungen Eheleute keine Kinder haben, darf die Frau mit ihrem Schwiegervater, der Mann mit ſeiner Schwiegermutter kein Wort reden. Die Oſtiaken haben keine Namen, ſondern es wird ihnen, wenn ſie verheirathet ſind, von ihren Männern die allgemeine Benennung Imi, Weib, gegeben, ſo wie auch die Frauen ihre Männer aus lauter Ehrfurcht niemals bei ihren Namen, ſondern blos Thai, Mann, nennen. Uebrigens betrachten die Oſtiaken ihre Weiber als eine Art nothwendiger Hausthiere, und behandeln ſie auch darnach. Niemals geben ſie ihnen ein gutes Wort, obgleich ſie allein alle harten Arbeiten zu verrichten haben, jedoch darf der Mann ſeine Frau, ohne Zuſtimmung ihres Vaters, niemals körperlich züchtigen, ſo ſchwer ſie ſich auch vergangen haben mag. Wird die Frau von ihrem Mann wirklich gemißhandelt, ſo verläßt ſie ihn und kehrt zu ihren Eltern zurück, ihr Vater muß alsdann den Calim wieder zurückbezahlen und die Tochter kann einen andern Mann heirathen.

Wenn ein Oſtiake ſtirbt, ſo wird er ſogleich, vielleicht ſchon nach einer Stunde, begraben. Man zieht ihm ſeine beſten Kleider an, legt ihn auf eine Rennthierhaut; ſein Beil, ſein Meſſer und ſeine Tabackdoſe neben ihn. Stahl und Feuerſtein wird ihm nicht gegeben, ſondern nur eine hölzerne Abbildung von beiden. So wird er auf kurze Zeit in ſeiner Hütte ausgeſtellt, ſeine Verwandten, Freunde und Nachbarn verſammeln ſich um ihn her und erheben ein entſetzliches Geheul. Die Weiber ſitzen mit dicht verſchleiertem Geſichte zu den Füßen des Todten, die Männer ſtehen bei dem Kopfe deſſelben. Nachdem der Leichnam ganz kurze Zeit ausgeſtellt geblieben, wird er ſammt den erwähnten Gegenſtänden ſtatt in einen Sarg, in ein kleines Boot, deſſen Spitzen abgeſägt werden, gelegt, nach der Begräbnißſtätte getragen, und in ſein Grab gebracht, wobei die Verwandten des Todten gegenwärtig ſind. Dem Leichenbegängniſſe eines Mannes folgen nur Männer, dem einer Frau nur Frauen, welche jedoch von einigen Männern begleitet werden, die das Grab graben müſſen. Die Oſtiaken beerdigen ihre Todten gewöhnlich auf Anhöhen und legen den Leichnam mit gegen Süden gewendetem Geſichte in die Grube. Iſt es ein Mann, ſo werden ſeine vier ſchönſten Rennthiere mit dem beſten Geſchirre angethan und an Schlitten geſpannt, der Leiche nachgeführt, und wenn dieſe in das Grab geſenkt iſt, auf demſelben geopfert, indem mehrere Männer ſie von allen Seiten mit ſpitzen Lanzen durchbohren. Wenn der Todte ſehr reich war, ſo werden wohl auch noch mehrere Thiere auf ſeinem Grabe getödtet und zwar auf ſehr grauſame Weiſe; nur die vier aufgeputzten Lieblingsthiere des Verſtorbenen werden erſtochen; die Andern bindet man am Halſe und an den Beinen feſt, und ſchlägt ſie mit Stangen und Prügeln ſo lange auf den Kopf und Rücken, bis ſie todt ſind. Die geopferten Thiere bleiben auf dem Grabe liegen, und die Geſchirre werden an ein kleines, auf demſelben aufgerichtetes Gerüſt aufgehängt, an welches auch die Schlitten angelehnt werden. Dann nehmen die Leichengäſte neben der Grabſtätte ein großes Gaſtmahl ein, deſſen Ueberbleibſel den Nachbarn und Freunden des Verſtorbenen zu gut kommen.

Bevor die Oſtiaken ruſſiſche Unterthanen waren, wurden ſie von erblichen Fürſten oder Oberhäuptern regiert. Die Nachkommen derſelben haben zwar dieſe Würde beibehalten, genießen jedoch wenig Anſehen mehr und leben, wie die andern Oſtiaken auch, von ihrer Arbeit, oder von ihrem Vermögen, das heißt von ihren Heerden. Wenn ein ſolcher Fürſt ohne männliche Nachkommenſchaft ſtirbt, ſo wird ſein Nachfolger unter den Mitgliedern der älteſten, angeſehenſten Familien gewählt. Dieſe Oberhäupter ſind es, welche in kleineren Angelegenheiten das Richteramt üben; iſt jedoch der Prozeß von Wichtigkeit, ſo kommt er vor die ruſſiſchen Gerichte. Wenn, wie meiſtens der Fall, die Sache ſehr verwickelt iſt, ſo wird ſie durch Eidleiſtung entſchieden; man bringt einen ihrer hölzernen Götzen herein und ſtellt dem Beklagten oder dem, den man für ſchuldig zu halten Urſache hat, alle Gefahren vor, denen ſich der Meineidige ausſetzt; dann muß er ein Meſſer oder ein Beil in die Hand nehmen und dem Götzen einen Theil der Naſe abſchneiden, wobei er folgende Worte ſpricht: „Möge meine eigene Naſe auf ähnliche Weiſe verſtümmelt werden; möge dieſes Beil oder dieſes Meſſer mich zerfleiſchen; möge ein Bär im Walde mich zerreißen; möge alles Unglück über mich einbrechen, wenn ich nicht die reine Wahrheit ſpreche!“ Gewöhnlich halten die Oſtiaken einen ſolchen Schwur, es kömmt äußerſt ſelten vor,

Digitized by Google

daß ſie ihn brechen, und wenn es ausnahmsweiſe geſchieht, ſo lebt der Meineidige in beſtändiger Angſt und Sorge; er ſchreibt alles Unglück, das ihm oder ſeiner Familie zuſtößt, ſeinem falſchen Eide zu, und nicht ſelten iſt ſeine Seelenangſt und ſeine Reue ſo groß, daß er ſich vor Gericht ſtellt und ſein Verbrechen angibt. Wenn die Oſtiaken bei einem Regierungswechſel dem neuen Herrſcher den Huldigungseid ſchwören müſſen, vereinigt man ſie zu je zwanzig oder dreißig in einen Kreis, in deſſen Mitte man ein Bärenfell und ein Beil, mit welchem ein Bär erlegt wurde, hinlegt; dann reicht man jedem Oſtiaken an der Spitze eines Meſſers ein Stück Brod und ſpricht ihm folgende Eidesformel vor, die er wörtlich wiederholen muß: „Wenn ich je in meinem Leben meinem Kaiſer ungetreu werde, wenn ich mich je von ihm losſage, wenn ich meinen Tribut nicht regelmäßig bezahle, wenn ich je mein Vaterland verrathe oder freiwillig verlaſſe, oder irgend eine andere Untreue begehe, ſo ſoll ein Bär mich zerreißen, dieſes Brod mich erſticken, dieſes Beil mir den Kopf abſchlagen und dieſes Meſſer mir das Herz durchbohren.“ Dann knieen ſie vor der Bärenhaut nieder, und jeder Oſtiake beißt in dieſelbe; diejenigen, welche ihren Ernſt und Eifer beweiſen wollen, reißen ſogar mit ihren Zähnen einige Haare aus. Uebrigens iſt die Eidleiſtung vor einer Bärenhaut nicht nur bei den Oſtiaken, ſondern bei den meiſten heidniſchen ſibiriſchen Völkern üblich.

Die Sprache der Oſtiaken am Obi hat einige Aehnlichkeit mit der der Finnländer, noch mehr mit der der Vogulen oder Vogulitſchen, diejenige aber, welche ſich von allen, mit dem finniſchen verwandten Dialekten der Oſtiakenſprache am meiſten nähert, iſt die der Morduanen. Die unter den Oſtiaken allgemein herrſchende Religion iſt das Heidenthum; die, welche getauft werden, ſind nur geheime Anhänger des Chriſtenthums. Unter den Heiden hat beinahe Jeder ſeine beſondern Götzenbilder, die er in ſeiner Wohnung aufbewahrt hat; auch die Weiber haben ihre Götzen; gewöhnlich ſind es aus Holz geſchnitzte Bilder mit menſchlicher Geſtalt, oder hölzerne Puppen, die mit allerlei Lumpen und Fetzen behangen und ausgeputzt werden. Man ſtellt ſie in dem reinlichſten Winkel der Jurte und vor dieſelben einen kleinen Behälter oder eine Truhe, in welche die dem Götzenbilde dargebrachten Opfer gelegt werden; neben dieſer Truhe befindet ſich ein mit Schnupftaback angefülltes Horn und kleine Späne von Birkenholz, damit der Götze nach Belieben, nach ächt oſtiakiſcher Sitte, ſeine Naſe voll Taback propfen und ſie dann zuſtopfen könne. Von Zeit zu Zeit beſchmieren ſie den Mund des Hausgötzen mit Fiſchthran und erweiſen demſelben allerlei Ehrenbezeigungen; aber trotz der Ehrfurcht, die ſie für ihn hegen, fährt der Götze doch ſehr ſchlecht, wenn dem Oſtiaken etwas Unangenehmes begegnet. Dann wird das arme Bild zu Boden geworfen, mit Füßen getreten, geſchlagen und auf jede Weiſe gemißhandelt, und dieß geſchieht, wie geſagt, bei jeder Gelegenheit, wo der Oſtiake mit ſeinem Hausgott unzufrieden iſt; ja es geſchieht nicht ſelten, daß der erboste Wirth ſeinen hölzernen Gaſt ganz in Stücken zerſchlägt, verbrennt, und ſtatt ſeiner einen andern Hausgötzen annimmt. Ein öffentlicher Dienſt wird blos den Götzen erſten Ranges, welche auch ihre Prieſter haben, geweiht. Ehemals gab es deren an vielen Stellen, jetzt haben ſie bedeutend abgenommen; die Oſtiaken wenden ſich an dieſelben, wenn die Macht der Hausgötzen nicht hinreicht, das zu bewirken, was ſie wünſchen, wenn ſie krank oder unglücklich ſind, hauptſächlich aber, wenn ſie irgend eine Gefahr befürchten. Bei dieſen Gelegenheiten ſpielt der Prieſter oder Wahrſager eine große Rolle; durch Liſt und Ueberredung verſteht er es, ſich ganz und gar des leichtgläubigen Oſtiaken zu bemächtigen, der ihm blinden Gehorſam zuſchwören muß und von welchem er bedeutende Geſchenke erpreßt. In der Gegend von Volſarskoi, ſiebenzig Werſte unterhalb Obdorsk, gibt es zwei Götzenbilder, welche von den Oſtiaken des Obi und auch von den benachbarten Samojeden ſehr heilig gehalten werden, und zu denen ſie in großer Menge wallfahrten, um ihnen beträchtliche Opfer darzubringen. Dieſe Bilder ſtehen in einem kleinen, mit Holz bewachſenen Thale, welches früher von den Oſtiaken ſorgfältig bewacht wurde, damit ja kein Ruſſe in daſſelbe bringen könne. Von dieſen Bildern iſt das eine als Mann, das andere als Frau, nach Art und Weiſe der Oſtiaken gekleidet, und letztere ſparen nichts, damit der Anzug derſelben recht ſchön und glänzend ſei; ſie verfertigen dieſe Kleider aus dem beſten Tuche und dem koſtbarſten Pelzwerk, und bedecken ſie mit einer Menge von Spangen und kleinen Bildern aus Meſſing und Zinn. Jedes dieſer Götzenbilder ſteht in einer beſondern Hütte, welche an einen Baum angebaut iſt; der Stamm des letzteren wird mit Pelzwerk, Baumwoll- und Wolltüchern bedeckt, der Gipfel und die Zweige aber mit Stückchen Blech und Meſſing geſchmückt, an welchen einige Glöckchen hängen, die der Wind hin und her bewegt. Die Oſtiaken haben gewiſſe Zeichen, um ſich auf der Jagd nicht in ſolche Gegenden zu verirren, die ihren Götzen geweiht ſind, denn ihre Ehrfurcht vor letzteren geht ſo weit, daß ſie ſich ſogar auf die durch dieſe bewohnten Gegenden erſtreckt; niemals mähen ſie in denſelben das Gras, oder fällen einen Baum, niemals jagen ſie in der Nähe derſelben; ſie erlauben ſich ſogar nicht, von dem Waſſer der durch dieſelben fließenden Bäche zu trinken, ſo groß iſt bei ihnen die Furcht, ihren Gottheiten zu mißfallen. Wenn ſie dieſe Gegenden zu Waſſer bereiſen, ſo hüten ſie ſich wohl, mit dem Kahne oder auch nur mit dem Ruder das heilige Ufer zu berühren, und wenn die Reiſe dahin eine weite iſt, ſo verſehen ſie ſich, ehe ſie das dem Götzen geweihte Land betreten, mit einem hinlänglichen Waſſervorrath, denn ſie würden tauſendmal lieber alle Qualen des ſchrecklichſten Durſtes erleiden, als in einem geheiligten Bache Waſſer ſchöpfen. In allen ihren religiöſen Angelegenheiten werden die Oſtiaken ganz und gar von

Digitized by Google

ihren Prieſtern oder Wahrſagern geleitet, und dieſe wiſſen mit Schlauheit jede Gelegenheit zu benützen, das Volk zu betrügen und ſich die den Götzen dargebrachten Opfer anzueignen. Dieſe Wahrſager ſind überhaupt große Betrüger und üben einen bedeutenden Einfluß auf die einfältigen, leichtgläubigen Oſtiaken, deren Einbildung ſehr reizbar und daher für den Aberglauben nur zu empfänglich iſt. Der geringſte Umſtand erfüllt ſie mit Schrecken; begegnet dem Oſtiaken etwas Unangenehmes, hat er einen böſen Traum, iſt er auf der Jagd oder auf dem Fiſchfang unglücklich, gleich fragt er die Wahrſager um Rath, welche ſich vorerſt tüchtig von ihm bezahlen laſſen. Die bei den meiſten ſibiriſchen Völkern, ja ſogar vor noch nicht ſehr langer Zeit bei den ſchwediſchen und ruſſiſchen Lappländern noch übliche Zaubertrommel wird von den oſtiakiſchen Wahrſagern auch noch zuweilen gebraucht. Der Prieſter ſetzt ſich in die Hütte vor ein großes Feuer und ſchlägt nun aus Leibeskräften auf ſeine Trommel, bald fängt er an, die Augen zu verdrehen, ſchneidet entſetzliche Geſichter, der Schaum ſteht ihm vor dem Munde und alle ſeine Glieder ſind durch konvulſiviſche Zuckungen bewegt. Während der ganzen Zeit müſſen die Anweſenden ebenfalls ſo viel Lärm als möglich zu machen ſuchen, die Einen ſchlagen mit Stöcken auf eiſerne Keſſel, Andere auf Bretter, Alle erheben ein entſetzliches Geſchrei; endlich ſinkt der erſchöpfte Wahrſager ſcheinbar ohnmächtig nieder, Alles um ihn her wird ſtill, und ſo bleibt er einige Zeit liegen, ſcheint alsdann nach und nach wieder zu ſich ſelbſt zu kommen, und erklärt nun, was der Teufel, den er citirt und mit dem er ſo eben geſprochen, ihm auf ſeine Fragen geantwortet habe. Das Reſultat davon iſt natürlich immer, daß der Oſtiake, der den Wahrſager zu Rathe zog, denſelben reichlich bezahlen und außerdem dieſer oder jener Gottheit noch ein Opfer darbringen muß, das ebenfalls dem betrügeriſchen Prieſter zu gut kommt. Die Opfer von Rennthieren, welche den Götzen dargebracht werden, ſind immer von vielen Ceremonien begleitet; zuweilen wird eine bedeutende Zahl von Thieren getödtet, und es verſteht ſich, daß der Prieſter ſeine Rechnung dabei findet.

Unter den Beluſtigungen der Oſtiaken ſind ihre Tänze die merkwürdigſten. Sie beſtehen nämlich immer aus einer grotesken mimiſchen Vorſtellung irgend einer, aus ihrem gewöhnlichen Leben entnommenen Handlung, oder auch einer allgemein bekannten Begebenheit. Nur die jungen Männer und Knaben ſind bei dieſen Pantomimen thätig, deren Ausführung eine große Gewandtheit und Ausdauer erfordert, weil ſie äußerſt mühſam und ermüdend ſind. Bald ſtellen die Tänzer in ihren Stellungen, Schritten und Geberden den Gang oder den Flug der ihnen bekannten verſchiedenen jagdbaren Thiere und Vögel, bald das Zappeln des im Netze gefangenen Fiſches vor; bald ahmen ſie die Manieren, die beſonderen Eigenheiten ihrer Verwandten, Freunde und Nachbarn nach; oder ſie ſtellen eine Zobeljagd, den Lauf des Rennthiers und des Kranichs, den Flug des Falken und die Art, wie er ſeine Beute erfaßt, vor; ja, zuweilen erkühnen ſie ſich, die Sitten, Gebräuche und Manieren der Ruſſen karrikirt nachzuahmen, und gewöhnlich ſind dieſe Vorſtellungen ſo treu, ſo wahr, daß ſie für die Zuſchauer ſehr unterhaltend ſind und ein allgemeines Gelächter hervorbringen. Bei allen dieſen Pantomimen dürfen die Tänzer niemals aus dem Takte kommen, der immer, je nach dem Gegenſtande der Vorſtellung, verändert wird. Der Tanz iſt jedoch nicht die einzige Beluſtigung der Oſtiaken, auch das Talent der Improviſation iſt ihnen nicht fremd; während der langen Winterabende ſetzen ſich zuweilen einige zuſammen, und einer von ihnen gibt entweder ein Lied oder kleine Erzählungen zum beſten, welche gleich auf der Stelle gedichtet werden müſſen und gewöhnlich von Jagd- oder Liebesabenteuern handeln. Die muſikaliſchen Inſtrumente der Oſtiaken ſind die Dombra und der Dernovoie. Erſtere hat die Form eines kleinen, mit einem Reſonanzboden zugedeckten Schiffes, das mit ſieben Darmſaiten beſpannt iſt; der Muſiker hält das Inſtrument auf den Knieen und ſpielt mit beiden Händen. Der Dernovoie iſt eine Art von Harfe und beſteht in einem großen, länglichten, dreieckigten Kaſten mit einem langen Griffe, wie ein Schwanenhals, auf welchem ein ſehr dünnes hölzernes Brettchen, das nur an einem Ende befeſtigt, angebracht iſt. Das Inſtrument iſt mit etlichen und dreißig Saiten beſpannt, in welche der Muſiker mit beiden Händen greift und zugleich mit dem Daumen auf das Brettchen drückt, wodurch die Vibration der Saiten vermehrt wird.

Die Oſtiaken ſind von Charakter ſanft, gutmüthig, ſcheu, furchtſam, treuherzig und ungemein leichtgläubig; in letzterer Zeit ſind ſie jedoch mehr zum Mißtrauen geneigt, und auch im Handel mehr liſtig und verſchmitzt geworden. Gegen Fremde ſind ſie ſehr gaſtfrei und bewirthen ſie ſo gut als möglich, ohne daß dabei ein eigennütziger Zweck zum Grunde läge. Die Einführung der chriſtlichen Lehre, der Umgang mit den Ruſſen und die Civiliſationsverſuche derſelben haben bis jetzt bei den Oſtiaken noch keine bedeutenden Reſultate geliefert. Lange noch werden ſie, wie alle Völkerſchaften des nördlichen Sibiriens, ihre Lebensweiſe, ihre Gebräuche und ihre Vorurtheile beibehalten, und es werden wohl noch Jahrhunderte vergehen, ehe man ſie zu den civiliſirten Völkern wird zählen können.

v. H—r.

Einige Sänger.

(Taf. 32.)

Vögel, buntbeſchwingte Blüthen,
Euer Duft iſt milder Sang.
Schwediſches Lied.

Die Vögel ſind eigentliche Luftthiere! Das leichte Element, in dem ſie ſchweben, durchdringt ſie ganz; es erfüllt die hohlen Röhren ihres Knochengerüſts und die

Digitized by Google

32.

1844.

Digitized by Google

Kiele ihres Gefieders. Noch heute weiß man nicht, ob der Vogel im Ein- oder Ausathmen ſingt, und kann nur den nachhaltigen ſtarken Luftſtrom bewundern, mit dem z. B. die Lerche, ohne abzuſetzen, in ſteiler Spirallinie ſich erhebend, ihren ſchmetternden Sang hervortönt, und die Grasmücke im Ufergebüſch eines klaren Forellenbachs, ihre ſanfte, plaudernde Strophe erſchallen läßt. Wie mannigfach iſt ihr Federkleid geſchmückt, welche brennend lebhafte, und beſcheidene unſcheinbare Farben wechſeln auf ihm in ſtets angenehmer Miſchung, an der zierlichen zarten Geſtalt der Meiſten, und auch des Geſchlechtes, welches unſere Tafel zeigt. Wie nützlich ſind gerade dieſe dem Menſchen durch das Vertilgen zahlloſer, ſchädlicher und marternder Inſekten — und wie wird den niedlichen Weſen ſo grauſam vergolten! — Ihre meiſt tiefſtehenden, bei einigen auch wenig verſteckten Neſter werden ausgenommen, um die Eier in zweckloſen Sammlungen zu zerſtören, oder fünfzig Junge zu todt zu martern, um einen dieſer lieblichen Sänger im Käfig ein kurzes Daſein verjammern zu laſſen; um am Ende ſagen zu können: „ich habe mir ſchon viele Mühe damit gegeben, man bringt ſie aber nicht davon!“ Und doch wäre kein Frühling, wenn mit den Blumen nicht die holden Sänger erſchienen! Welcher, wenn auch roher Menſch, kann ein freudiges Gefühl abläugnen, wenn er früh, mit Taggrauen, die eintönige Strophe des Rothſchwänzchens hört, und, nach der Bauernregel, nnn der Winter zu End iſt! —

Fig. 1 unſerer Tafel, der Hausrothſchwanz, Rothwadel, Sylvia erithacus, franzöſiſch Rougequeue iſt 5—5½ Zoll lang, oben bläulichgrau, unten ſchwarz, in's Braune ziehend; auf den Flügeln ein weißer Fleck, der Schwanz trüb ziegelroth. Das Weibchen unterſcheidet ſich durch mehr in's Aſchgraue ziehende Rückenfarbe, auch ſind alle übrigen Tinten bei ihm blaſſer und unreiner.

Schon im März kommt er zu uns, und läßt von den Giebelſpitzen, Wetterfahnen und ſonſtigen hervorragenden Punkten herab einen nicht gerade angenehmen Sang ertönen, deſſen zwei abgeſetzte Strophen er nie ändert, und die er mit Anſtrengung hervorzupreſſen ſcheint. Da er aber damit ſchon in der erſten Morgendämmerung beginnt, und ſein Laut nicht ſchreiend oder ſtörend iſt, ſo hat ſein Erſcheinen etwas Freudiges, Frühling Kündendes mitten in bewohnten Orten, und wird dem Landmann ſein Frühſang zum Wecker.

Seine Nahrung ſind Inſekten und Gewürme, die er mit wunderſcharfem Auge auf kaum glaubliche Entfernung im Staube ſich regen ſieht und im ſchnellen Fluge haſcht. Gern kehrt er dann auf ſeinen Stand zurück, bewegt den Schwanz ſchnell auf und ab und ſtößt wiederholt einen eintönigen Laut — zak, zak, zak — aus. Da er um hohe, nicht ſehr lebhafte Häuſer, am liebſten ſein ſtets bewegtes Treiben hat, ſo findet man ihn gern bei Fruchtſpeichern, wo er durch Vertilgen des Kornwurms und ſeines Schmetterlings unſäglich viel nützt.

Sein kunſtloſes Neſt baut er aus dünnen Halmen, Wurzelfaſern u. dgl., und füttert es etwas mit Haaren, Wolle ꝛc.; es ſteht in Baumlöchern, Mauerritzen, Steinhaufen, Brunnengehäuſen, hinter alten Fenſterladen, mitten in den Orten; er legt 4—7 zartweiße Eier hinein, deren Dotter leicht röthlich durchſchimmert. Im Brüten ſind ſie ſehr eifrig, und ich weiß, daß ein Neſt im Kopf einer Pumpenverkleidung, trotz dem, daß drei Haushaltungen da ihren Waſſerbedarf holten, und der ſtets bewegte Schwengel den brütenden Vogel faſt berührte, dennoch beide Bruten glücklich ausfliegen ließ. Die zweiten Jungen ſind Ende Juni flügg. — Er wird in ganz Europa, Mittel- und Nordaſien gefunden, und verläßt uns im October, wenn die Inſekten, ſeine einzige Nahrung, ſich verlieren.

Fig. 2. Der Gartenrothſchwanz, Schwarzkehlchen, Sylvia phoenicurus, franzöſiſch Gorge-noire, italieniſch Codirosso, iſt von gleicher Größe, roſtbraun, mit weißer Stirn, ſchwarzer Kehle, gelbrother Bruſt, Aſter und Schwanz, deſſen zwei mittlere Federn ſchwarz ſind. Das jüngere Weibchen iſt faſt röthlichgrau mit ſchmutzigweißer Kehle, älter geworden nimmt es jedoch mehr und mehr das Gefieder des Männchens an.

Es ſind muntere, ſtets bewegte Thierchen, die in Gärten, welche um die Wohnungen liegen, in dem Ufergebüſch an Bächen u. ſ. w. luſtig ihr Weſen treiben, auf den Giebeln ihr eintöniges Liedchen zwitſchern und das Schwänzchen ſtets auf und nieder ſchnellen. Sie kommen etwas ſpäter, wie der Hausrothſchwanz, im Anfang April, zu uns, und gehen im October mit ihm. Den Bienenhaltern ſchnappen ſie, vorzüglich bei Regenwetter, gern ihre fleißigen Arbeiter weg, werden deßhalb aber auch von ihnen verfolgt. Im ſcharfen Blick und in der Geſchicklichkeit, jedes Mückchen im Fluge mit lautem Schnappen des ſpitzigen Schnabels zu erhaſchen, wetteifern ſie mit dem Hausrothſchwanz.

Das Neſt wird ebenfalls ziemlich roh aus Halmen, Faſern, Borſten und Haar zuſammengetragen und zweimal darin 5—6 blaugrüne Eier gebrütet. Es ſteht unter Dächern, in Mauerlöchern, Weidenköpfen ꝛc. Die Jungen verlaſſen es bald, um noch lange die herumfliegenden Eltern mit lautem ſchrillen Geſchrei um Futter zu plagen. Naht aber eine Katze, ein Menſch, oder ſonſt etwas Gefährliches, ſo fliegen die Alten mit lautem „hui tik tik“ ihm ſchier an den Kopf, bis die Jungen ſich gerettet oder das Gefahrdrohende entfernt iſt.

Die Sperbergrasmücke, Sylvia nisoria, Fig. 3 der Tafel, iſt ziemlich über ganz Europa verbreitet, in mehreren Gegenden, die ihr nicht zuzuſagen ſcheinen, indeß ſehr ſelten. Das Gefieder iſt braunfahl, mit ſchwärzlichen Schwungfedern. Der Bauch, Kopf, die Bruſt und Seiten ſind ſperberartig braun geſchuppt, woher der Name rührt. Sie erſcheinen Mitte bis Ende Aprils und ziehen ſchon im September von dannen.

Sie ziehen nur eine Brut auf und leben in Nie-

Digitized by Google

derwaldungen und Vorgehölzen von allerlei Inſekten, Gewürmen, Puppen ꝛc. Das Neſt findet man ſtets niedrig, in Dorngeſtrüpp, dünn und leicht, von zarten Halmen, Faſern u. dgl. ziemlich kunſtlos gebaut. Die 4—6 weißen Eier ſind mit brauner oder röthlicher Zeichnung faſt ganz marmorartig bedeckt. Der Geſang iſt angenehm, wechſelnd, ſanft. Im Käfig halten ſie ſelten aus.

Fig. 4. Das Blaukehlchen, Sylvia suecica, cyanecula, kömmt nur auf dem Durchzuge in kleinen Truppen zu 5—6 Stück bei uns vor, wo ſie an Hecken, umbüſchten Bächen, oder in Gärten ausruhen und Nahrung ſuchen — kleine Inſekten und Würmer, Larven, Puppen ꝛc. Sie haben viel Aehnliches mit unſerm Rothkehlchen, doch ohne den hüpfenden Gang, denn ſie laufen wie die Bachſtelze, haben auch ihren Bogenflug. In ihrer Heimath, Schweden und Rußland, wohnen ſie in Berggegenden, und nehmen gern an Bächen den Stand, in welche ſie nach Waſſerinſekten hineinwaten. Ihr Geſang iſt ſehr angenehm, mit ſchnurrenden und hellpfeifenden Lauten gemengt, welches ihre Strophen denen des Staars ähnlich macht.

Das Neſt iſt, wie aller Sänger, ohne Kunſt aus Halmen und Moos in niedrigem Geſtrüpp gebaut, mit Haaren gefüttert, und wird, wenn es ungeſtört bleibt, zu zwei Bruten, im Mai und Juni benutzt. Die Eier, 5—8, ſind blaugrün, kaum merklich am ſtumpfen Ende braun punktirt.

Im Zimmer hält dies niedliche Vögelchen, bei entſprechender Pflege, mehrere Jahre aus, iſt aber neidiſch, und leidet nicht gern andere Vögel neben ſich. Auch freſſen ſie viel und verderben noch mehr, ſind auch unreinlich mit ihrem Geräth, werden aber durch dieſen Schmutz bald krank.

In ſehr ſeltnen Fällen ſah Bechſtein ein vereinzeltes Pärchen am thüringer Wald brüten.

Kurzer Abriß der Geſchichte des Schweizerlandes.

Erſter Abſchnitt.

Von dem alten Helvetien bis auf Rudolph von Habsburg.

Im Norden des Landes Italien ſtellen ſich die Alpen dar, von Piemont bis nach Iſtrien, in Form eines großen Halbmondes, eine himmelhohe weiße Mauer mit unerſteigbaren Zinnen, dritthalb tauſend Klafter über dem Mittelmeer. Ihre pyramidaliſchen Spitzen ſind bepanzert mit unvergänglichem Schnee und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügeriſch deckt. In unzugänglicher Majeſtät glänzen ſie, hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menſchen hinaus. Ihre Eislaſt trotzt den Sonnenſtrahlen, und wenn in verſchloſſenen Gewölben der nie erforſchte Kern des Erdballs noch glühet, ſo liegt auf dieſem Feuer das ewige Eis der Gletſcher. In der Erde ſchmilzt Waſſer unter ihm hervor und rinnt in Thäler, wo es überfriert, und ſeit Jahren, deren Zahl Niemand kennt, in unergründliche Maſſen, Tagereiſen weit, durch Froſt gehärtet, und aufgehäuft worden iſt. In den Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur; aus den düſtern Eiskammern ergießen ſich Flüſſe, ſie höhlen Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch wer durchdringt mit menſchlicher Kraft, in Eines Lebens Lauf, die unergründliche Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeſte der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns den Untergang drohen?

Die mitternächtliche Seite der Alpen ſenkt ſich in viele hinter einander liegende Reihen Berge: auf allen dieſen haben die Gewäſſer getobt, fünfzehnhundert Klafter hoch über den Städten und Flecken des Schweizerlandes, achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeeres. Es mögen verborgene Urſachen und Wirkungen Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, geſprengt, die Waſſer aber ſich mit all' ihrer Macht in die alten Finſterniſſe hinuntergeſtürzt haben. Was von Anfang geſchehen, weiß Niemand, denn das menſchliche Geſchlecht iſt von geſtern und öffnet kaum heute ſeine Augen der Betrachtung des Laufes der Natur. Endlich beleuchtete die Sonne den Fuß dieſes Gebirges. Unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll Seegewächſe, Muſcheln, Fiſche und faulender Baumſtämme; im Süd und Nord ſtand grundloſer Sumpf. Nach dieſem erfüllten hohe Bäume von ungeheurem Umfang die namenloſe Wüſte mit ſchwarzem Wald; über den Waſſern der dammloſen Ströme und hundert moraſtiger Seen ſtanden kalte giftige Nebel und in die Pflanzen ſtiegen ungeſunde Säfte. Gewürm zog aus ihnen ſein Gift und wuchs in unglaubliche Dicke und Größe; die Elemente kämpften um unbeſtändige Wüſten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in Felſenklüften, außer dem Brüllen der Auerochſen und dem Gebrumme großer Bären, war viele hundert Jahre in dem lebloſen Lande gegen Mitternacht traurige Stille. Da gingen die Menſchen aus von den hohen Ebenen des tartariſchen Gebirges, erſt hinab in die ſchönen Gefilde an den aſiatiſchen Meeren, dann weiter. Wer kennt die Mühen und Abenteuer, wodurch die Stämme der Menſchen ſich zerſtreut und ausgebreitet! Lang und hart war der Kampf um Urbarmachung des Erdbodens zu Bewohnung und Nutzung, nur nach und nach unterwarf der Menſch alle Kreaturen.

Ein Volk, mit Namen Galen, Jäger mit Pfeilen und Hirten mit gezähmtem Vieh, kam aus Morgenland gezogen, von Wald in Wald. Wo Gewild und Gras, da war ihr Vaterland. Viele hundert Jahre lang trieben ſie in urſprünglicher Unwiſſenheit Jagd, Viehzucht und Feldbau. Statt dem Erdreich Früchte abzuzwingen, zogen ſie umher, neues Land einzunehmen; endlich wohnten ſie von der Meerenge bei Gadir (Cadix) bis in die unwegſamen Sümpfe des Nieder-

Digitized by Google

landes und bis jenſeits des Rheins, in bereits durchzogenen Wüſten, als zerſtreute Stämme, ein halb nacktes und ſchlecht genährtes Volk, in ärmlichen Hütten. Zu jener Zeit zog Hulichon, ein Zimmermann, helvetiſchen Stammes, von dem galliſchen Volk, auf die Erlernung ſeiner Kunſt über das Gebirge, durch viele hetruskiſche und liguſtiſche Völkerſchaften bis zu der großen Stadt Rom an der Tiber. Der Gottesdienſt Königs Numa und ſein Senat, alle hetruskiſchen Künſte waren ihm weniger merkwürdig, als Trauben, Feigen und Oel; dieſe brachte er in ſeine Heimath. Ihretwegen zogen die Gallier über das Gebirge und nahmen das weite Thal des Po-Stroms zwiſchen den Alpen und apenniniſchen Bergen in Beſitz. Viele Jahre floſſen hin, ohne Spuren, in welchen Schickſalen ihre Söhne und Enkel die Heerden geweidet. Da erſchienen einſtmals große Schiffe, und landete ein fremdes Volk, gelehrt und erfahren in Künſten des Kriegs und des Friedens, groß von Geiſt, noch größer an Tugend — Griechen, die vor einem König flohen. Als der perſiſche Cyrus den babyloniſchen Herrſcher mit allen ihm verbündeten und unterwürfigen Königen bezwungen, bekriegte er mit überlegener Heeresmacht die Städte der Griechen auf der joniſchen Küſte. Da ſie, wie ganz Vorderaſien, einem einzigen Manne dienſtbar werden ſollten, verließen die von Phocäa ihre alte Stadt, Jonien den Garten der Erde, und alle ihre Eidgenoſſen und Verwandte in Jonien, Aeolien und auf den Inſeln, alte Gefährten in Glück und Unglück. Nach mannigfaltigen Abenteuern kamen ſie an die wilden Ufer, wo der Rhodan aus dem unbekannten Gebirg, öde Felder herab, durch mehrere Mündungen ſich in das Mittelmeer ergoß. Hier bauten ſie die Stadt Maſſalia.

Nach der bewunderungswürdigen Ordnung der menſchlichen Dinge entſtand aus dem Unglück der Jonier ein großer Umſchwung der weſteuropäiſchen Völker. Maſſalia war faſt ohne Gebiet; an Handelsverbindungen und an Seemacht waren die Karthager im Süd und Weſt ihr weit überlegen. Alſo trieben die Maſſalioten ihre Handelſchaft auf unbefahrnen Küſten und im inneren Lande; ſie umgaben die ganze Meeresbucht von dem Felſen Monaco bis an den Strom Sucro wie mit einer Krone neuer Kolonien. Hiedurch wurden die Völker einander genähert, der Genuß der Bequemlichkeiten des Lebens vervielfältigt; Betriebſamkeit entwickelte die Kräfte derjenigen Menſchen, welche ſonſt ihre Lebenszeit in thieriſcher Unthätigkeit hinſchlummerten. Von dem an lernten die Enkel bauen, was die Voreltern zu rauben gewohnt waren; Landbau gab Eigenthum, das Eigenthum Geſetze; viele Städte erhoben ſich, die gleich Maſſalia nach guten Geſetzen von den vornehmſten Bürgern verwaltet wurden; die Religion zähmte und begeiſterte durch die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele die Gemüther. Die Gallier lernten von den Maſſalioten griechiſche Buchſtaben ſchreiben, weil durch den Handel Verträge nothwendig wurden; die Lehren und Beiſpiele des Lebens behielten ſie in die Herzen geſchrieben.

Der Fluß Rhodan, der unweit Maſſalia in die See ging, mag in das Land an ſeine Quelle geleitet haben. In die Gefilde bei Lugdunuum (Lyon) floß er hervor aus dem Gebirge Jura. Von des Jura Höhen entdeckte ſich der große Leman, einſt der See der Wüſte. Von ſeinem Ufer ſahen die Maſſalioten weit höhere Berge, als die von Titanen wider die olympiſchen Götter gethürmten; in den See ſtrömte milchweiß der Fluß Rhodan durch einen engen Paß, aus einem langen Thal, von ſeiner hohen Quelle her. Das Gebirge und ſeine Bewohner aber kannten ſie nur als ferne Gegenden, die der Entfernung wegen vor dem Blick in einander floſſen, und die Dichter ſangen über den Urſprung der Rhone: „Aus dem allergeheimſten Winkel der Erde, aus den Wohnungen ewiger Nacht, wälzt der Rhodan ſeine Fluthen in ſtürmiſche Seen, längshin an dem traurigen Lande der Celten.“ Dieſe Celten waren Helvetier, ein Stamm der Gallier. Ein unbekannter Zufall hatte ſie bewogen, aus Gallien über den Rhein, von den Ufern des Mainſtromes das Land hinauf, bis an den Lemaniſchen See zu ziehen. Da der ſchwere Bau dieſer Gegenden wenige Muße ließ zu Kriegen, waren ſie ein friedfertiges und, durch Luft und Lebensart abgehärtet, nichts deſto weniger ein tapferes Volk, welches reich hieß, weil die Alpenwaſſer einiges Gold führen. In vier Gauen, durch eine Eidgenoſſenſchaft verbunden, genoſſen ſie ſtiller Freiheit, bis ein fremdes Volk dadurch die Eidgenoſſen trennte, daß es bei einigen die Begierde größeren Reichthums erweckte.

Aus unbekannten Gegenden von Morgen oder Mitternacht wanderten dreimal hunderttauſend ſtreitbare Männer, mehr als einer Nation, deren die Cimbern die vornehmſte war, mit Weibern und Kindern und mit allem Reichthum hundert überwundener Völker. Von der Donau gegen Illyrien, und bis an den Rhein durchzogen ſie das Land um Raub. Zwei helvetiſche Gaue, die Tiguriner und Togginer, verließen die gerechten Sitten ihrer Voreltern und Eidgenoſſen, traten zu den Cimbern, Teutonen und Ambronen, und gingen über den Rhein, um Gallien zu plündern. Die Belgen im Norden des Fluſſes Matrona (Marne) behaupteten ihr Land; alles übrige durchzog ohne Widerſtand der cimbriſche Schwarm. Die Gallier in ihren Städten, von Furcht und Hungersnoth gequält, nährten ſich vom Fleiſch ihrer Alten. Die Cimbern, ſchwer vom Raub der galliſchen und aquitaniſchen Völker, erſchienen an den Gränzen der Herrſchaft Roms, unweit von Maſſalia. Wenn ihre rieſenmäßige Höhe und Stärke, ihr wilder Muth, ihre langen Speere und ihr Kriegsgeſchrei die Augen und Ohren überwunden, ſo ſtanden ſie im Treffen feſt und eng, undurchdringlich, unaufhaltbar, ſo daß dem Stoß dieſer Menge nicht gemeine Kriegskunſt entgegengeſetzt werden mußte. Sie ſchlugen den Konſul Marcus Silanus.

Die Römer, den Feind von Italien zu entfernen, ſandten über die hohen Alpen den Konſul Lucius

Digitized by Google

Caſſins; dieſer trug den Krieg in das Land Helvetien. Da wagten die Tiguriner ohne die Cimbern wider den Konſul zu ſtreiten. Sie fanden den Feind an dem Lemaniſchen See und trafen auf einander, der Römer zu Beſchützung ſeines Landes, die Tiguriner, angeführt von Diviko, einem heldenmüthigen Jüngling, zur Rettung des ihrigen. In dem ſechshundertſechsundvierzigſten Jahr nach der Erbauung der Stadt Rom, lange nach der Unterwerfung Italiens, und nachdem die Römer den Thron Alexanders des Großen geſtürzt, Aſien bis an den Taurus und ganz Griechenland unterjocht, Karthago zerſtört und von dem Orontes bis an den Durius die Nationen zu Furcht und Gehorſam gezwungen, ſtritten ſie wider ein helvetiſches Hirtenvolk am Lemaniſchen See. Fremden iſt ſchwer, an dieſem auf mannigfaltige Weiſe durchſchnittenen Ufer Kriegsliſten der Einwohner zu begegnen. Die Tiguriner erfochten einen vollkommenen Sieg. Der Konſul Caſſius fiel, mit ihm die Blüthe des Heeres, die übrigen gingen durch das Joch. Der große Marius rächte dieſe Schmach, ſchlug bei Aquä-Sextiä (Aix in der Provence) die Teutonen und Ambronen, die Cimbern bei Verona. Auf die Kunde davon zogen die Helvetier heim in ihr Land und blieben unangegriffen in ihren Bergen. Helvetien iſt ein Land, das für ſeine Einwohner ſtreitet.

Fünfzig Jahre lang blieben die Helvetier ruhig in ihren Gauen. Zu jener Zeit lebte unter ihnen ein vornehmer Mann, mit Namen Orgelorix; dieſer hatte zehntauſend Leibeigene aus den cimbriſchen Zügen ererbt oder in Kriegen ſelbſt erworben. Viele Geringe flohen in ſeinen Schutz, die Armen gewann er durch dargeliehenes Geld — er ſtrebte nach der höchſten Gewalt über ſein Volk. Weil aber im Frieden die Geſetze von Obrigk.iten verwaltet werden, im Kriege dagegen der Feldherr herrſcht, trachtete Orgelorix die Helvetier zu einer großen Unternehmung und langwierigen Kriegen zu verleiten. Er beredete ſie zu einem Einfall in Gallien. Die vier Gaue der Helvetier — zweimalhundertſechszigtauſend Mann — zogen aus, groß an Ruhm und Muth, unter allen leuchtete an der Spitze der Tiguriner ein ſtreitbarer Held in grauem Alter, Diviko, der vor fünfzig Jahren den römiſchen Konſnl beſiegte. Doch der Ausgang war ein anderer. Julius Cäſar, der größte Feldherr der Römer, ſchlug und vernichtete die Helvetier bei der Stadt Bibrekte; nicht über hnnderttauſend, meiſt Greiſe, Weiber und Kinder, entkamen dem Blutbad und kehrten, von der Großmuth des Siegers geſchont, in ihre Heimath zurück. Von da an war Helvetien Roms Scepter unterthan.

Hohe Alpen nennt man diejenigen Spitzen des helvetiſchen Gebirges, die über alle Gränzen lebender Natur in reinere Luft emporſteigen. Von ihnen, als Mittelpunkte, gehen aus viele unregelmäßige Reihen hoher Berge, welche in vielfachen Krümmungen einen großen Irrgang bilden. Die Alpen in Uri und Unterwalden, und auf den Gränzen der Berner, des Landes Wallis und Rhätiens bilden den Alpenſtock, welcher der Gotthard genannt wird. Von demſelben erſtrecken ſich viele Berge in mancherlei Richtungen an die Seen von Thun, Lnzern, Zürich, Konſtanz, Como nnd an den langen See. Die mitternächtlichen Berge lagen wüſte und ohne Namen; die zahmeren ſüdlichen Thäler, wo Wallis, die ennetbirgiſchen Vogteien (Canton Ticino) und Bündnerland ſind, wurden von vielen kleinen und armen Völkern bewohnt, welche wild und frei bleiben wollten. Man kennt weder ihre Abkunft noch ihre Helden, aber ſie lehren, welch' ein Vaterland durch Gewohnheit erträglich wird.

Wo der Lemaniſche See anfängt, ſteht er am Fuße ſchroffer hoher Felſen am allertiefſten. Hier empfängt er den Rhodan, der zwiſchen zwei ſchauerlichen Bergen aus den Schlünden eines Engpaſſes hervorſtrömt. Von da, dreißig Stunden weit hinauf an der Furka, erſtreckt ſich Wallis, ein enges Thal. Ueber demſelben liegen gegen Mitternacht höhere Alpenthäler tief unter ewigem Eis; im Süden ſtehen viele hohe Berge hinter einander bis an den Penniniſchen Paß (große Bernhardsberg). An vielen Orten iſt neun oder zehn Monate die Natur von Kälte ſtarr; eben dieſe engen Tiefen ſchmachten während neunzigtägigen Sommers unter der Hitze Senegals; unweit von Pflanzen, die man in Nova Zembla findet, werden Früchte ausgekocht, welche die Wärme Italiens und Spaniens erfordern. Um dieſes Land ſtritten wider das römiſche Reich viele Stämme der Ureinwohner, von denen man kaum noch den Namen kennt. Sie wurden im Lauf der Jahre alle unterjocht.

Von da an theilte Helvetien das Schickſal der römiſchen Welt. Nachdem Auguſtus, nicht ohne Verbrechen, durch meiſt fremde Tapferkeit und eigenthümliche Klugheit alle Macht in ſich vereinigt, und in langer Oberherrſchaft, mit einer Mäßigung und Güte, die ihm aus Gewohnheit endlich zur Natnr ward, die Welt an friedſamen Gehorſam gewöhnt; nachdem Tiber, ſchlau, mißtrauiſch, zuletzt zügellos, den Senat jedes Scheins der Selbſtſtändigkeit beraubt, ſo daß Cajus Caligula wagte, ſeiner tollen Wildheit Alles zu geſtatten, erfuhren die Römer zu Claudius Zeit unter Weibern und Freigelaſſenen die Schande des Jochs, unter ſeinem Nachfolger auch die Schrecken deſſelben. Nero, in zarter Jugend durch unmäßige Wolluſt für menſchliche Gefühle abgeſtumpft, ward, obwohl nicht ohne Anlage zum Beſſeren, vor ſeinem zweiunddreißigſten Jahre der Abſcheu der Welt. Als das Haus der Cäſaren uuerträglich geworden, kam Sergius Galba, ein rechtſchaffener Kriegsmann, in hohem Alter an die oberſte Gewalt, um Ordnung herzuſtellen. Galba, die Hoffnung aller guten Bürger, war in Helvetien durch die Erlaſſung des vierten Theils der Steuer kaum bekannt, als das Kriegsvolk, aus Furcht vor Ernſt und Sparſamkeit, ihn erſchlug. Die Erniedrigung der unterjochten Welt machte den Soldat übermüthig. Frechheit und Raub ſchien ein Ruhm, und, ausgenommen die Verſäumniß der Waffenübungen, Alles erlaubt.

Digitized by Google

Um die Tyrannei über alle Nationen zu behaupten, ſchmeichelten die Kaiſer dem Heer.

Nachdem Veſpaſian neun Jahre haushälteriſch und klug, Titus für das Vergnügen des menſchlichen Geſchlechts zu kurz, Domitian aus Mißtrauen hart, aber nicht ohne Waffenruhm und Geiſt, geherrſcht, kam, nach der kurzen Herrſchaft Coccejus Nerva, eines tugendhaften Greiſes, die oberſte Gewalt an Trajan. Dieſer ließ zweifelhaft, ob er ſeiner Siege wegen mehr Heldenlob, oder mehr Ehrfurcht als Vater des Reichs, oder größere Liebe als ein milder Tröſter menſchlichen Elends verdiene. Hiefür wurde er bei ſeinem Leben durch Freunde, die um Throne am ſeltenſten, im Tod durch die Thränen glücklicher Völker, am allermeiſten durch ſeinen Rückblick auf die wohlvollendete Laufbahn belohnt. Ihm, dem beſten und nach Cäſar dem größten Kaiſer, folgte Hadrian, der das Reich mit vieler Tapferkeit, Klugheit und Einſicht auf die ſtillen Zeiten des Antoninus Pius brachte. Dieſer gab den Marcus dem Reich zum Vater und Schutz, der Welt zum Vorbild redlichen Ernſtes und Beherrſchung der Begierden. Die Welt, von dieſen Fürſten um vormalige Freiheiten getröſtet, fiel, nach vierundachtzig Jahren zum erſten Male unter den Sohn eines Kaiſers. Commodus, welcher die Macht ererbt, nicht verdient, erneuerte durch grauſamen und erniedrigenden Wahnſinn bei dem Heer das Gefühl, daß die Weltherrſchaft auf dem Willen der Krieger beruhe. Dadurch wurden dieſe die Tyrannen der Kaiſer und Völker. Nachdem nach Ermordung des Commodus der wohlgeſinnte Pertinax umgebracht, Julian der unverdienten Würde mit ſeinem Leben beraubt, und verſchiedentlich Severus, Niger, Albinus, erhoben waren, hatte die Welt mehr als Einen, doch keinen geſetzmäßigen, Herrn. Dieſe Verwirrung ſtillte mit Glück und Beharrlichkeit Kaiſer Severus. Zuletzt hielt Caracalla die Völker von Scobland bis Perſien durch ſein wildes Feuer in Furcht. Nach dieſen großen Zeiten der kaiſerlichen Macht nahte das Reich der Stunde des Unglücks, wenn anders für jene alte Welt eine noch unglücklichere Stunde ſein konnte, als die der Schlacht bei Zamo geweſen, durch deren Folgen alle Welt um die Freiheit und Rom um ſeine Tugend kam.

Nachdem, durch die Hand Makrins, Caracalla geſtorben, waren die meiſten Kaiſer, wegen Schwäche des Alters oder ihres Geiſtes, oder ihrer Parthei, Sclaven des Heeres; keiner hatte weitumfaſſenden Blick, keiner war klug und muthig in Frieden und Krieg; die beſten waren die, welche den Untergang des Reiches verzögerten. Der Verfall der Geſetze und Sitten thut mehr als Niederlagen zum Fall eines Volkes; manche Kaiſer ſchlugen die derben Stämme bis zu vermeinter Ausrottung; aber *wann* war der entſcheidende Tag, da die Legionen wider die geſammte Macht aller Barbaren, der Nord wider den Süd, im Gefechte geſtanden? Rom, dienſtbar, muthlos, ließ den Scepter der Welt ohne Entſcheidungsſchlacht fallen.

Im zweihundertvierunddreißigſten Jahre nach Chriſti Geburt machten große Schaaren Alemannen den erſten Einfall in das römiſche Reich. Von nun an wurden die Gränzen von barbariſchen Horden überall bedrängt. Im dreihundertundvierten Jahre ward ganz Helvetien durch Schwärme von Barbaren überzogen und in eine Wüſte verwandelt, ſo daß ſelbſt der Name und das Gedächtniß ſeiner Bewohner auf Jahrhunderte unterging.

Lange nach dem Untergang der Helvetier wurde der verlaſſene Fuß der Alpen von Burgundern, Alemannen, Oſtgothen, Franken und Longobarden eingenommen. Sie veranſtalteten neuen Bau des Landes; von ihnen ward menſchliche Geſellſchaft, Alles, auch die Geſetze, hergeſtellt und vervollkommnet. Von dieſen Völkern ſtammen die Schweizeriſchen Eidgenoſſen.

Von 466 bis 534 dauerte in Helvetien das Reich der Burgundionen. Von da an beherrſchten die Franken das ganze helvetiſche und rhätiſche Land. Bei den deutſchen Stämmen beruhte Alles auf der Miliz und ihren Waffen; man kannte weder ſtehende Heere noch Steuern. Wer ſich ſelbſt vertheidigen konnte, war frei; unſere Voreltern dachten vor Allem auf Erhaltung des kriegeriſchen Geiſtes. Ein gutes Heer findet Güter, Brod und Geld, ein tapferes Volk ſein Vaterland überall. So die alten Deutſchen unter ihren Königen, den Herzogen oder Hauptleuten, den Grafen oder Kriegsgeſellen der Könige. Prieſter der Götter, in Geſängen, in göttlichen und menſchlichen Dingen gelehrt, nach ihnen die Biſchöfe, von Gottes Gnaden Väter, gingen mit den Großen zu Rath. Alle freien Männer hatten bei der Geſetzgebung ihr Wort; keines Menſchen Willkühr vermochte wider ein Geſetz. Herzoge und Grafen hatten in beſtimmten Kreiſen Verwaltung der hohen und Aufſicht über die niederen Gerichte; ſie leiteten den Aufbruch der Mannſchaft; Stellvertreter durften ſie nicht ohne Erlaubniß ſenden. Urtheilten ſie ungerecht, ſo wurden ſie durch die geiſtlichen Mittel zur Genugthuung angehalten; der König beſtrafte die mißbrauchte Gewalt nach dem Geſetz. Wenige waren der Geſetze und von großer Einfalt. Gepflanzt, verarbeitet wurde das Nothwendige, mehr begehrten ſie nicht. Niemand wurde durch Arbeit erſchöpft, auch kein Kind gezwungen. Der Gebrauch der Waffen war im Leben das erſte und letzte, der Grundpfeiler von Allem, ohne welchen der Mann für nichts geachtet ward.

Zweihundert achtundſechszig Jahre gehorchte Helvetien dem Scepter der Merowinger ohne Geſchicke und Thaten, welche der Aufzeichnung würdig wären, bis das Geſchlecht Chlodwigs durch eigene Trägheit und der Hausmeier Thätigkeit und Liſt die Krone verlor. Nachdem die Merowinger in der Verſammlung des Volks der königlichen Würde entſetzt waren, wurde das Königreich von dem römiſchen Pabſt Stephanus mit apoſtoliſchem Anſehen dem Stamme Pipins, des Hausmeiers, beſtätigt, gleichwie im unbekannten Alterthum in irgend einem deutſchen Haine die Franken von Wodans oder Thors Prieſtern durch einen andern

Digitized by Google

Eid an Chlodwigs Voreltern mochten verpflichtet worden ſein. Der vereinigten Würde und Macht genoß Pipin in das achtzehnte Jahr; ſo viel Glück war auf den Untergang ſeiner Brüder und die Erniedrigung ſeines Königs gegründet. Endlich, mit Willen aller Herzoge, Grafen, Biſchöfe und Prieſter ſeines Reichs, vertheilte Pipin die Gewalt Karl und Karlomann, ſeinen Söhnen. Karlomann ſtarb nach wenigen Jahren, nicht ohne Argwohn wider Karl, ſeinen Bruder.

Kein Fürſt hat mit größerem Heldenruhm die Verbrechen der Herrſchbegier gleichſam verdunkelt, noch durch beſſere Verwaltung ſie entſchuldigt, als Karl der Große. Durch die ungemeine Kraft ſeines Geiſtes erſtritt er den Thron der Longobarden, das Kaiſerthum von Rom, die Oberherrſchaft in Deutſchland; er hielt mit ſtarker Hand und unverwandtem Blick von dem Weltmeer bis Ungarn, von der Tiber bis an die Elbe, die Völker Europa's zuſammen, nur in ſeinem Hauſe unglücklich, wie ſeines Bruders Haus unglücklich durch ihn. Nach dem Tode Karls des Großen, als wäre der oft mißbrauchte Geiſt ſeinem Stamme genommen, war bei ſeinen Enkeln unaufhörlicher Wechſel von Schwäche und Laſtern, Kinder wider ihre Eltern, Brüder gegen einander in unverſöhnlichen Kriegen, Entweihung väterlicher Majeſtät, Fluch über den Söhnen, Karls des Großen Thron Spott und Beute für Seeräuber, ſein Sohn von zu gerechtem Schmerz verzehrt, ſeine Enkel geblendet, von Gewiſſensangſt gefoltert, in Schmach und Mangel, vergiftet, in Flucht, gefangen, unterdrückt, und nach mehr als anderthalbhundertjährigem Unglück vom erſten Thron des Abendlandes in Dunkelheit verſtoßen. Sechszig Jahre waren die Karolinger als Hausmeier durch Verdienſte mächtig, eben ſo lang als Könige nicht ohne Blutſchuld gewaltig; als alle Nationen ihre Augen auf ſie gerichtet, fielen ſie, ſchrecklicher als die Merowinger.

In den Zeiten der Herrſchaft der Herzoge von Zähringen wurde der Name der freien Männer von Schwyz zum erſtenmale genannt. Vorher war derſelbe ſo gering, daß die Mönche von Einſiedeln bei dem Kaiſer ihn verhehlen konnten. Mitten in ſchönen Wieſen, am Fuße des Berges Haken, der ſich in doppelter Spitze hoch erhebt, unweit von dem Ufer des Waldſtädterſees, liegt Schwyz, von welchem die geſammte Eidgenoſſenſchaft und die Unabhängigkeit Helvetiens ausgegangen iſt. An dem Rücken der umliegenden Berge wechſelt mit lachendem Grün das Dunkel der Wälder; viele Gipfel ſind kahle Felſen; an deren Fuß auf ſanftem Waſen athmen Menſchen und Heerden reine Luft. Von Städten weiß dieſes Land nichts; es war in dem Gebirg als hinter ewigen Mauern ein gewiſſes freies Gefühl ſichern Friedens. Ueber die Abkunft der Schwyzer iſt von Vater auf Sohn eine alte Sage überliefert worden: „Es war ein altes Königreich gegen „Mitternacht, im Lande der Schweden und Frieſen; „über daſſelbe kam theure Zeit. In dieſer Noth verſammelte ſich die Gemeinde; durch die meiſten Stimmen wurde beſchloſſen, daß der zehnte Mann das „Land verlaſſe. Dieſem Geſetz mußte Jeder, den das „Loos traf, gehorchen. So geſchah der Auszug von „dem Land in Mitternacht mit großem Wehklagen von „allen Verwandten und Freunden der Scheidenden. In „drei Haufen, unter drei Hauptleuten, zogen ſie fort, „ſechstauſend ſtreitbare Männer, große Leute wie Rieſen, mit Weib und Kindern, Hab und Gut; ſie ſchwuren einander ewig nicht zu verlaſſen. Sie wurden „reich an fahrendem Gut durch ſieghaften Arm, da ſie „am Rheinſtrom den Grafen Peter von Franken ſchlugen, der ihren Zug wehren wollte. Sie baten zu „Gott um ein Land, wie das Land ihrer Altvordern, „wo ſie möchten ihr Vieh weiden im Frieden, ohne „Kränkung von böſer Gewalt; da führte ſie Gott in „die Gegend Brochenburg, daſelbſt bauten ſie den Flecken „Schwyz. Das Volk mehrte ſich, in dem Thal war „nicht Raum genug; doch ſie ſcheuten keinen ſchweren „Tag, den Wald auszuroden. Ein Theil von ihnen „zog in das Land an dem ſchwarzen Berg und bis in „Weißland.“

Die Männer der Schwyz rühmen ſich urſprünglicher Unabhängigkeit. Es iſt von Kaiſern urkundlich bekräftigt worden, dieſes Volk habe den Schirm des deutſchen Reichs aus freiem Willen geſucht und erworben. Dieſe ſeltene Ehre war aber nicht allen Einwohnern der Waldſtädten gemein, ſondern dem Stamm der Schwyzer eigenthümlich. Bei den Schwyzern wohnten viele eigene Leute, pflichtig mit Leib und Gut oder doch mit Güterzinſen an den Adel und die Geiſtlichkeit. Alljährlich wählte die Gemeinde einen Landamman von freier Geburt, ehrlichem Namen und gutem Wohlſtand. Leibeigenen wurde dieſe Würde nicht geſtattet, erſtlich wegen der Ehre der freien Männer, und zweitens weil der Vorſteher eines Volks keine Privatfurcht haben ſoll. Die Armuth wurde durch kein Geſetz von der Landammanſchaft ausgeſchloſſen, aber es würde einem armen Hirten, der ſein Vieh von Berg zu Berg trieb, unbequem geweſen ſein, an dem Hauptort im Thal die Gerichte zu halten. Geringer Zwiſt wurde von ſieben oder neun Mann gerichtet, größere Händel von mehreren. Das Blutgericht wurde in des Kaiſers Namen von dem Reichsvogt, aber öffentlich und in dem Lande, gehalten. Anfangs wohnten die Schwyzer in ſchwacher Anzahl weit aus einander in den Wüſten des Gebirgs. Es war in dem ganzen Land nur eine einzige Kirche, endlich wurden ihrer zwei, bis durch den Fleiß mehrerer Menſchenalter die zunehmende Menge des Volks das baubare Land vermehrte, und neben den alten Orten Schwyz, Altorf und Stanz durch mancherlei Anlaß mehrere Dörfer entſtanden. Da wurden die Thäler Schwyz, Uri und Unterwalden durch Vermehrung ſowohl der Kirchen als der Gerichtſtätten jedes nach und nach in ſeinen Sachen von dem andern unabhängig; doch gegen Ausländer hielten ſie ſo zuſammen, daß die drei Völkerſchaften wie nur Eine gehalten wurden.

Die Glaubensweiſe der Schwyzer hatte viel von uralter Einfalt und inniger Herzlichkeit, nicht ohne

Digitized by Google

Nachdenken. Die Gothen, als Arianer, hatten ſich von dem römiſchen Stuhle nicht beherrſchen laſſen. Um ſo leichteren Eingang fanden die geheimen Lehren, welche aus den Morgenländern über Bulgarien, Bosnien, Ungarn, bis in das rhätiſche Gebirge und auch zu den Schwyzern kamen. Der Geiſt, welchem ſie Freiheit ließen, entwickelte ſich nach den Anlagen der Völker verſchiedentlich. Das Schwyzeriſche Alpenvolk ſtärkte er im Feſthalten an Gottes ächtem Wort, wie die Apoſtel. Dieſes lernten ſie auswendig, legten darein den Sinn, den Gott in ihre Seelen gelegt, redeten viel davon auf den lombardiſchen, baieriſchen und ſchwäbiſchen Märkten, und hielten wenig auf Zuſätze der Menſchen. Darüber wurden ſie verketzert und (als die von Pflanzen und von dem, was das Vieh gibt, mehr als von Fleiſch zu leben pflegten) Manichäer genannt, weil vor Alters Mani, nach den Grundſätzen und Sitten ſüdöſtlicher Länder, die animaliſche Nahrung wie den Wein, als vieler Leidenſchaften Zunder verworfen. Die Sitte dieſer Alpenbewohner aber war nicht auf die Einfälle perſiſcher Weiſen gegründet, ſondern auf ihre Landesart.

Dieſe Waldſtädter, nachmals Herſteller der Unabhängigkeit und Eidgenoſſenſchaft, welche von dem Siege Cäſars an dreizehnhundert Jahre lang in Helvetien gleichſam verloren waren, lebten unbekannt, in glücklicher Einſamkeit, bis Gerhard, Abt in den Einſiedeln, die Landleute von Schwyz bei Kaiſer Heinrich V. verklagte, daß ſie ihr Vieh auf den Alpen des Kloſters weideten. Die Männer von Schwyz hatten dieſe Berge von ihren Vätern ererbt; als Kaiſer Heinrich II. dem Kloſter Einſiedeln die benachbarte Wüſte verlieh, waren die Landleute von ihm vergeſſen und von dem Abt ihr Daſein verhehlt worden. Alſo begriff der Abt unter dem Namen der unbegränzten Wüſte ſo viel er durch ſeine Leute bauen und nutzen mochte. Die Hirten von Schwyz aber weigerten ſich, von dem Erbe ihrer Väter zu weichen. Da klagte der Abt bei dem Kaiſer auf dem Tage zu Baſel und erhielt Recht. Die Landleute, welchen aus Mangel an Kenntniß der Höfe ein ſolcher Ausgang unerwartet kam, kehrten ſich nicht an des Kaiſers Urtheil, ſondern behaupteten ihrer Väter Erbe. Es iſt bei den einſamlebenden Hirtenvölkern überaus große Ehrfurcht für das Anſehen und Herkommen der Väter. Der Ungehorſam der Landleute von Schwyz blieb ungeſtraft in den eilf übrigen Jahren Kaiſer Heinrichs V., ſo wie unter den zween folgenden Kaiſern. Nach dreißig Jahren erlangten die Mönche von Einſiedeln von Kaiſer Konrad, daß unter Androhung kaiſerlicher Acht den Männern von Schwyz Gehorſam auferlegt ward. Da ſprachen ſie: „Wenn der Kaiſer mit unſerm Schaden und mit Beſchimpfung des Andenkens unſerer Väter unſere Alpen einem Kloſter geben will, ſo iſt der Schirm des Reichs uns zu nichts nütze; alſo wollen wir fürderhin mit unſerm Arme uns ſelbſt ſchirmen.“ Da ward ihnen der Kaiſer ungnädig und ſie fielen in Acht und Bann. Sie aber traten aus dem Schirm des Reichs, und hierin folgte ihnen Uri nebſt Unterwalden. Sie fürchteten ſich weder vor der Acht des Kaiſers, noch vor dem Fluch der Kirche, denn in ihrem einfachen Sinn konnten ſie ſich nicht vorſtellen, daß Behauptung ihres guten Rechts vor Gott und Menſchen Sünde ſei. Handel trieben ſie nach Luzern und Zürich, wo nach den Stadtfreiheiten der Markt auch Geächteten offen war; ſie hielten ihre Prieſter zum Gottesdienſt an und weideten das Vieh ohne Hilfe noch Furcht. Hierin thaten ſie nach den Lehren, welche Arnold von Brescia in der Nachbarſchaft ausgebreitet; ihre Sache gefiel dem Volk.

Als Kaiſer Friedrich I. auf den deutſchen Thron kam, ſandte er den Grafen Ulrich von Lenzburg, Schirmvogt der Waldſtädte, in die Thäler; der ſprach zu dem Volk: „Der Kaiſer liebe tapfere Männer, ſie ſollen ſeinen Krieg thun wie ihre Väter, und ſich nicht kümmern um die Rede der Geiſtlichen.“ Das Herz des Volks iſt in der Hand edler Helden; die Jünglinge griffen freudig zu den Waffen, zogen aus, ſechshundert an der Zahl, unter Ulrich von Lenzburg, den ſie liebten, für den Kaiſer, ſeinen Freund, über das Gebirg nach Italien. Der Kaiſer kam in den Bann der Kirche; das ganze Kaiſerhaus Hohenſtaufen wurde von dem Pabſt und vielen Fürſten mannigfach angefochten, Kaiſer Friedrich II. zu Lyon in einer Verſammlung der abendländiſchen Kirche als Gotteslängner verflucht, ſeine Fürſten, ſein Kanzler, ſeine Söhne verriethen ihn, der Bann lag auf ſeinem ganzen Anhang, aber alle dieſe Strafen, Gefahren und Beiſpiele veränderten das Herz der Schwyzer zum Hauſe Kaiſer Friedrichs nicht.

Im zwölfhundertvierzigſten Jahre ertheilte der Kaiſer den Männern von Schwyz, weil ſie ſeine Schlachten jenſeits der Alpen willig und tapfer geſchlagen, eine Urkunde der Freiheit, nach welcher die Schwyzer freiwillig den Schirm des Kaiſers erwählt haben. In dem Jahr, als die Waldſtädter dieſer Erklärung froh wurden, ſtarb auf einer Wallfahrt Graf Albert von Habsburg, und ſein Antheil an den Habsburgiſchen Gütern erbte auf Rudolph, ſeinen älteſten Sohn, der nachmals Kaiſer der Deutſchen ward. In den Beſitz eines weniger als mittelmäßigen Glücks kam Rudolph mit einem Geiſt, dem daſſelbe zu gering war. In Ungeduld nach größeren Dingen verſchmähte er die langſameren Wege der Klugheit, ſo daß er in ſeinem Laufe durch nichts mehr aufgehalten wurde, als durch zu vielen Eifer. Vor dem vierzigſten Jahre ſeines Alters ward er ſeinem Hauſe verhaßt, von ſeiner Mutter Bruder enterbt, von der Kirche zweimal gebannt. Sein Glück aber, durch viele kühne Thaten weniger vergrößert als erſchüttert, veränderte ſich, ſobald er, durch Widerwärtigkeiten klug, ſeine Leidenſchaften zähmte, zum großen Zeugniß feuriger Jünglinge, die inwohnende Kraft ihrer Seele vom Verdruß der Fehler ihres erſten Alters nicht niederſchlagen zu laſſen, ſondern mit unerſchütterter Hoffnung auf beſſere Zeiten anzuſtrengen.

Rudolph, Graf zu Habsburg, war von großer Geſtalt und ſchlank von Gliedmaßen; den Haarwuchs

Digitized by Google

hatte er früh verloren; von Angeſicht ſah er blaß; in ſeinen Zügen lag hoher Ernſt, aber ſobald ihn Jemand anredete, erweckte er Zutrauen durch zuvorkommende Freundlichkeit. Sowohl in der Zeit, da er mit geringer Macht Großes vollbrachte, als da ihm nachmals die Sorge für das Reich oblag, war Rudolph munter, ruhigen Geiſtes und gefiel ſich im Scherz. Im Leben liebte er die Einfalt; köſtliche Speiſen aß er nie, noch mäßiger war er im Trinken; im Feld hat er wohl mehr als einmal mit rohen Rüben ſeinen Hunger geſtillt. Er pflegte einen blauen Rock zu tragen, und mit derſelben Hand, die zu vierzehn Siegen den Befehlſtab geführt, ſahen ihn die Kriegsleute ſein Wamms flicken.

Dazumal hatte kein Reichsfürſt zugleich genugſame Klugheit, Kriegswiſſenſchaft und Macht, oder allgemeines Vertrauen, um den Thron der großen Kaiſer einzunehmen, deren letzter Friedrich von Hohenſtaufen geweſen. Ueberall herrſchte aus Mangel der vormaligen Oberaufſicht frei die Stärke des Körpers oder die Anzahl unordentlicher Kriegsleute, durch deren Thaten auch dem Nänber kein Raub, dem Kriegsmann kein Brod übrig blieb, und alles geſellſchaftliche Leben geſtört und verwirrt wurde. Rudolphs Jugend war in den Waffen verfloſſen, Friedfertigkeit weder ſeinem Gemüth noch den Umſtänden gemäß. Aus berechnender Klugheit, obwohl es ihm leicht geweſen wäre, in Preſſung, Unterdrückung und Vertheilung von Städien und Ländern dem Adel beizuſtehen, zog er vor, Burger und Landleute gegen die Großen zu ſchirmen. Unter dieſen waren an Geburt und Macht andere ihm gleich oder größer; die Bürger aber, deren Geiſt nicht weniger Kriegstugend hatte, ehe er, wie jetzt, von der Gewinnſucht bezwungen und von weibiſchem Leben entkräftet ward, gehorchten ohne Widerrede ſeiner Hauptmannſchaft, in alter Mannszucht, von der meiſtens der Sieg abhängt. An Ordnung waren ſie, durch die bürgerlichen Geſetze ſchon, mehr als die Herren, gewöhnt; ihr Fleiß und Handel gab Mittel zu längeren Kriegen. Durch ihre Schätze und Waffen ſchwächte der Graf, ihr Vogt und Hauptmann, die Nebenbuhler ſeiner Größe und erwarb durch den Ruhm ſeines Glücks mehr Zutrauen und Liebe, als der Neid ihm nehmen mochte.

Als Rudolph mit ſeinem Kriegsvolk vor den Mauern der Stadt Baſel lag, brachte von Frankfurt am Main der Reichserbmarſchall Heinrich von Pappenheim die Nachricht, daß man „im Namen und in der Verſammlung des Kurfürſten Ludwig Pfalzgraf bei Rhein und Herzog zu Baiern, von allen Wählern ermächtigt, in Anbetracht ſeiner großen Tugend und Weisheit, Rudolph, Grafen zu Habsburg, über das römiſche Reich der Deutſchen zum König ernannt habe.“ Ueber dieſe Botſchaft erſtaunte Rudolph mehr, als alle, die ihn kannten. Indeß in unbeſchreiblicher Freude das ganze Land ſeiner Voreltern zu Aargau ſich nach Bruck verſammelte, ſeine Gemahlin zu begrüßen, und aus allen Städten und Ländern, welche bei geringerem Glück ihn geehrt und geliebt, die vornehmſten Vorſteher herbeieilten, ihn in ſeiner Erhöhung zu ſehen, baten ihn, jetzt Kaiſer und Herrſcher der Dentſchen, die von Baſel, mit allem Volk in die Stadt zu kommen, woranf der neue König ihnen Verſicherung der Vergeſſenheit aller vormaligen Feindſchaft gab, alle Gefangenen losließ, einen Landfrieden auszurufen gebot, und mit allen Großen von Hochdeutſchland und vielen Geſandten der freien Landleute in der Schweiz, der Züricher und aller benachbarten Städte, über Breiſach, wo mit ſeiner Gemahlin der ganze Adel von Aargau zu ihm kam, nach der Stadt Aachen eilte, um ſich dort durch den Kurfürſten von Köln die Krone Karls des Großen auf das Haupt ſetzen zu laſſen.

Den deutſchen Thron, welchen in dreiunzwanzig Jahren kein König behauptet hatte, beſaß er achtzehn Jahre. Mit ernſter Sanftmuth regierte er als Vater des Volks; an der Spitze des Heeres bewies er die vorige Verachtung des Todes, im Umgang dieſelbe Einfachheit, als da er in einem Dorfe bei Baſel einen wohlhabenden Gerber beſucht, um ſich mit ihm des häuslichen Glücks zu freuen. Er ſagte zu den wachthabenden Kriegsleuten, welche einen armen Mann verhinderten, vor den König zu kommen: „Bin ich denn König, um verſchloſſen zu ſein?“ Den Zöllnern ſchrieb er: „Das Geſchrei der Armuth iſt vor meine Ohren gekommen; die Reiſenden zwinget ihr zu Auflagen, welche ſie nicht bezahlen ſollen, zu Laſten, die ſie nicht ertragen. Haltet eure Hände rein von unrechtem Gut und nehmet, was euch zukommt. Ihr ſollt wiſſen, daß ich alle Sorgfalt und Macht anwenden werde für Frieden und Recht, unter allen die köſtlichſten Gaben des Himmels.“ Rudolph von Habsburg endete, im vierundſiebenzigſten Jahre ſeines Alters, ſein Leben zu Germersheim am Rhein, das er gegründet, und ward zu Speyer in der Gruft der alten Kaiſer zur Erde beſtattet.

Räthſel.

Erſte Abtheilung: Sinnbilder.

Das Götterkind mit den vielen Stiefkindern.

Nach dem Franzöſiſchen.

Ich bin der Götter Kind
 Und meine Reize machen,
Daß ſich das Volk ergötzt,
 Vor Luſt die Fürſten lachen,
Ja meine Schönheit kann
 Zu Thränen euch bethören;
Doch ſind mir aufgeladen
Von Kindern Myriaden,
 Die mir nicht angehören.

J. G. Moſer.

Auflöſung: 4. 9. 5. 15. 14. 5. 18. 9. 5.

Digitized by Google

Digitized by Google

FRIEDRICH DER GROSSE.

1844 u

Digitized by Google

Friedrich der Große.

„Als König denken, leben und ſterben."
(Wahlſpruch Friedrichs des Großen.)

(Taf. 33.)

Unter allen Helden, die das vorige Jahrhundert gebar, ſteht Friedrich der Große ohne ſeines Gleichen da, weßhalb ihm mit Recht der Name des Einzigen zu Theil wurde. Alexander, Hannibal, Napoleon u. A. waren bloße Eroberer, ohne ihr Land dauernd zu beglücken; aber Friedrich glich darin einem Karl dem Großen, daß er aus einer kleinen und ſchwankenden Macht einen gewaltigen Staat erſchuf, und nicht nur im Kriege, ſondern auch im Frieden ſein Genie bewährte.

Hier ein bis in den kleinſten Zug durchgeführtes treues Bild von dem großen Manne zu geben, geſtattet der Raum nicht; doch ſei es unſere Aufgabe, mit möglichſter Kürze möglichſte Vollſtändigkeit zu vereinen.

Friedrich II. wurde zu Berlin den 24. Januar 1712 geboren. Sein erſter Lehrer war Duhan de Jandun, welcher, aus ſeinem Vaterlande verbannt, ſchon als Kind mit ſeinem Vater in das Brandenburgiſche gekommen war. Durch dieſen erhielt er von früheſter Jugend an eine franzöſiſche Bildung. Darauf wurde ſeine Erziehung dem General von Finkenſtein und dem Oberſten von Kalkſtein anvertraut. Friedrich zeigte Anfangs ein ſchweres Faſſungsvermögen, bewährte dagegen in körperlichen Uebungen eine deſto größere Gewandtheit. Gegen das Soldatenweſen fühlte er, zum großen Verdruß ſeines Vaters, eine mächtige Abneigung, der ihn ſein Mißfallen oft ſchwer empfinden ließ. Wohl nie hatte ein Prinz eine ſo harte Jugend wie Friedrich.

Im ſiebenzehnten Lebensjahre brachte ihn ſein Vater an den Hof des Königs Auguſt von Polen, wo er in ein regelloſes Treiben hineingeriſſen wurde. Durch dort gemachte Schulden im Betrag von 7000 Thalern zog er ſich eine noch härtere Behandlung ſeines Vaters zu. Deßhalb wollte er mit Katte und Keith, ſeinen intimſten Freunden, nach England gehen. Doch der Plan der Flucht wurde entdeckt, und der Kronprinz zum Tode auf dem Schaffot verurtheilt. Bei ſeiner Haft zu Küſtrin ging man ſehr ſtreng mit ihm um; man gab ihm blos Bibel und Geſangbuch zur Lektüre. Nach wiederholten, oft vergeblichen Vermittelungen von vielen Seiten erlangte er endlich ſeine Freiheit wieder. Leidenſchaftlich warf er ſich jetzt auf das Studium der Philoſophie, Geſchichte und der ſchönen Literatur. Der König, dem dieſe Richtung für einen künftigen Regenten zu einſeitig erſcheinen mogte, weckte den Kronprinzen aus ſeinen ſüßen Träumen. Um ihn zu erproben, übertrug er ihm die Befehlshaberſtelle über ein Infanterieregiment. Wider alles Erwarten zeigte der Kronprinz einen außerordentlichen Eifer in der Diſciplinirung ſeiner Soldaten. Bald darauf vermählte er ſich gegen ſeine Neigung mit der

Prinzeſſin von Braunſchweig-Bevern; doch lernte er ſpäter die Herzensgüte und Treue ſeiner Gemahlin ſchätzen. Nach einem kurzen poetiſchen Leben auf dem Schloß Rheinsberg ging er zu dem öſterreichiſchen Heer unter dem Prinzen Eugen, der in ihm den großen künftigen Feldherrn ahnte. Doch nach dem bald erfolgten Frieden hatte er für dießmal die Truppen ſeines Vaters nur bis Frankfurt am Main zu führen, und kehrte nach Potsdam, und von da nach Rheinsberg zurück.

Seinen Studien der franzöſiſchen Literatur mit beſonderer Vorliebe von Neuem Raum gebend, verſchlang er vor Allem Voltaire's Werke mit einem wahren Heißhunger. — In hohem Grade ſchätzte er auch den Philoſophen Wolff. 1738 ſchrieb er eines ſeiner berühmteſten Werke, den Antimachiavell.

Nach längeren Leiden an der Waſſerſucht ſtarb ſein Vater am 31. Mai 1740. Er hatte Schatz und Heer erſchaffen, und den Namen eines Königs zur Wahrheit zu machen geſucht. Der Nachfolger zog ſich nach des Vaters Tode nach Charlottenburg zurück. Man glaubte allgemein, daß er blos ein wiſſenſchaftliches und künſtleriſches Leben führen werde. Aber man irrte ſich; denn ſogleich vermehrte er die Armee und trat an die Spitze der Staatsgeſchäfte. Schon ſeine erſten Regentenhandlungen zeigten ſeine humanen und liberalen Geſinnungen. Er zog berühmte Gelehrte, als Wolff, Maupertuis, Vaucanſon, Algarotti u. A. m. nach Berlin. Bei der Rückkehr von einem Ausfluge nach Straßburg traf er auf dem Schloſſe Moyland bei Cleve mit Voltaire zuſammen, deſſen nähere Bekanntſchaft ihn in wahrhafte Begeiſterung verſetzte.

Mit Kaiſer Karl VI., welcher den 20. October 1740 ſtarb, erloſch der Mannsſtamm der habsburgiſch-öſterreichiſchen Dynaſtie. Ihm folgte Maria Thereſia als öſterreichiſche Kaiſerin. Dieſe Thronveränderung gab Friedrich Veranlaſſung. alte Anſprüche auf die Fürſtenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau in Schleſien, welche das brandenburgiſche Haus von Zeit zu Zeit vergeblich erneuert hatte, wieder laut werden zu laſſen. Da jedoch Oeſterreich denſelben nicht entſprach, ſo war Friedrich kurz entſchloſſen, und rückte nach genauer Erwägung der Umſtände mit einem Heer in Schleſien ein. Darauf ſchickte er den Grafen von Gotter nach Wien, und forderte ganz Schleſien, wogegen er Freundſchaft, Geld und ſeine Wahlſtimme bei der bevorſtehenden Kaiſerwahl für den Gemahl Maria Thereſia's, den Großherzog von Toscana, verſprach. Die Unterhandlungen wurden jedoch bald abgebrochen. Dem Herrn von Winterfeld gelang es, ein Vertheidigungsbündniß mit Rußland zu ſchließen. Am 3. Januar 1741 rückte Friedrich in Breslau ein, und zu Ende deſſelben Monats war faſt ganz Schleſien von den Preußen beſetzt.

Jetzt rüſteten ſich auch die Oeſterreicher, und ſtellten Friedrich einen kräftigen Widerſtand entgegen.

Digitized by Google

Von Mähren her rückte im März der Feldmarſchall Neipperg, ein Schüler des tapfern Eugen, an der Spitze von 25,000 Mann regelmäßiger Truppen, nebſt einem großen Schwarme unregelmäßiger Schaaren heran. Am 10. April erfolgte die Schlacht bei Mollwitz, wo Friedrich ſiegte. Nach einem einſtweiligen Waffenſtillſtand mit der Kaiſerin brach er im Frühling des Jahrs 1742 von Neuem mit einem Heer von 33,000 Mann gegen den Herzog Karl von Lothringen auf, der ſich mit 40,000 Mann näherte. Am 17. Mai ſiegten die Preußen abermals bei Czaslau und Chotuſitz.

Im Juni 1742 kam der Friede zu Stande, welchem zufolge 841 Quadratmeilen von Schleſien preußiſch wurden, und 102 öſterreichiſch verblieben. Friedrich that ſogleich Alles, um Schleſien für die erlittenen Drangſale des Krieges zu entſchädigen. In ſeinen alten preußiſchen Landen trat er mit großer Energie der Uebermacht der Bureaukratie entgegen. Er richtete ſein Augenmerk auf Künſte und Wiſſenſchaften, kaufte von dem franzöſiſchen Kardinal von Polignac eine ſchöne aus Italien mitgebrachte Antikenſammlung, legte ein Münzkabinet an und faßte den Plan einer öffentlichen Bibliothek, den er jedoch erſt ſpäter ausführen konnte. Auch das 1740 angefangene Opernhaus war jetzt fertig geworden.

Die Armee vermehrte er um 18,000 Mann. Nach vollbrachten Regierungsgeſchäften verlebte er Abends im Kreiſe vertrauter Freunde die glücklichſten Stunden. Den Brennpunkt der Konverſation bildete vor Allen Voltaire, der zu Ende des Jahres 1743 zu dem König nach Potsdam gekommen war.

Doch ließ ſich Friedrich durch die Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften nicht in Sorgloſigkeit einwiegen. Das errungene Schleſien bei wiederkehrenden kriegeriſchen Bewegungen für gefährdet haltend, begann er den zweiten ſchleſiſchen Krieg. Am 16. September eroberte er Prag. Ende Septembers langte Karl von Lothringen mit einem Heer von 80,000 Mann in Böhmen an; zu ihm ſtießen 20,000 Mann Sachſen. Friedrich zog ſich zurück; die Oeſterreicher folgten. Den 13. December 1744 ſtand Friedrich wieder an der ſchleſiſchen Gränze. Am 20. Januar 1745 ſtarb Kaiſer Karl VII. Mit ihm verlor die Frankfurter Union ihren Haltpunkt. Die Kaiſerin Maria Thereſia ſprach jetzt Schleſien von allen Pflichten gegen den König von Preußen los, und ſchloß am 18. Mai ein Bündniß mit Sachſen.

Friedrich war im März 1745 wieder bei dem Heere eingetroffen. Die Lage der Dinge erheiſchte eine entſcheidende Schlacht. Dieſe erfolgte den 4. Juni 1745 bei Hohenfriedberg. Friedrich ſiegte, die Oeſterreicher mußten Schleſien verlaſſen, und der Krieg wurde wieder in Feindes Land geſpielt.

Am 13. September wurde Franz Stephan von Toscana zum römiſchen Kaiſer erwählt. Nach einem neuen bedeutenden Siege bei Sorr ging Friedrich nach Berlin. Seine Aufmerkſamkeit war jetzt auf das ihm feindliche Sachſen gerichtet. Am 23. Novbr. erfocht Ziethen über vier ſächſiſche Regimenter bei Naumburg am Queis einen vollſtändigen Sieg. Darauf erfolgte die blutige Schlacht bei Keſſelsdorf (den 15. December 1745), wo Friedrich mit Anſtrengung die Oberhand behielt; den 18. December zog er in Dresden ein. Am 25. December 1745 wurde der Friede mit Sachſen und auch mit Oeſterreich abgeſchloſſen, und am 28. December kehrte Friedrich nach Berlin zurück.

Vor Allem fand er jetzt eine durchgreifende Juſtizreform nöthig. Bei den energiſchen Maßregeln des Königs wurden allein in Pommern in kurzer Zeit 2400 Prozeſſe abgethan. 1749 erſchien das Projekt des „Corporis juris Fridericiani,“ (erſter Theil), welches ein in der Vernunft und in den Landesverfaſſungen begründetes Landrecht aufſtellte und von Cocceji im Sinn des Königs abgefaßt war. Bei der Prüfung des zweiten bald nachfolgenden Theiles ſagte Friedrich: „Gut, aber zu dick; Geſetze müſſen kurz ſein.“ Jeder Prozeß ſollte in Zukunft binnen Jahresfriſt beendigt werden. — Schon im Jahre 1744 hatte der König bekannt machen laſſen: „Jedem ſei es erlaubt, ſich direkt an ihn zu wenden;“ die Antwort auf ſchriftliche Eingaben erfolgte immer ſogleich. Außerdem richtete er ſein Augenmerk beſonders auf Erzielung einer ſteigenden Bevölkerung und auf den aus der Manufakturbetriebſamkeit fließenden Wohlſtand. Seine Hauptſorge blieb jedoch immer das Militärweſen. Jedes Jahr hielt er große Revüen.

In dieſer Periode entwarf er auch den Plan zu dem berühmten Sans-Souci, der raſch ausgeführt wurde. Am 1. Mai 1747 bezog er dieſes Schloß, das er jährlich verſchönern ließ. Dort ſtudirte er, las die Werke der Alten, ſchrieb, dichtete und muſicirte.

Um dieſe Zeit trat er zuerſt als Geſchichtſchreiber auf, und gab ſeine „Denkwürdigkeiten zur Geſchichte Brandenburgs“ heraus. Dann ſchrieb er: „Geſchichte meiner Zeit,“ ein klaſſiſches, des Alterthums würdiges Werk, das aber erſt nach des Königs Tode erſchien. Im Dichten war Voltaire ſein Vorbild; doch fehlte ihm der ſchöpferiſche Geiſt; er lieferte mehr proſaiſche Betrachtungen in Verſen. Auf ſeine Gedichte legte er ſelbſt wenig Werth. Eins ſeiner gelungenſten poetiſchen Werke iſt: „die Kriegskunſt,“ in ſechs Geſängen.

Im Jahre 1750 folgte endlich Voltaire den ſchon oft an ihn ergangenen Einladungen nach Sans-Souci. Er erhielt dort neben der Kammerherrnwürde und dem Verdienſtorden eine Penſion von 20,000 Franken. Indeß führte die Habſucht und der Eigennutz Voltaires bald Vorfälle herbei, die ihm die allgemeine Achtung rauben mußten. Auch gab ein Streit Voltaires mit dem von dem Könige ſehr begünſtigten Maupertuis Anlaß zur Feindſchaft. Da Voltaire in Maupertuis einen Nebenbuhler ſah, ſo bot er Alles auf, um ihn zu ſtürzen. Doch gelang ihm dieß nicht. Am 24. December ließ Friedrich die von

Digitized by Google

Voltaire gegen Maupertuis gerichtete ſatyriſche Schrift auf den öffentlichen Plätzen Berlins durch Henkershand verbrennen. Aus dieſer Schmach für Voltaire erfolgte der Bruch mit dem König. Voltaire gab ſeine Stelle auf, verließ Berlin, und von beiden Seiten brach nun die Feindſchaft in den bitterſten Ausfällen hervor. Trotz dieſen Vorgängen wurde 1755 der frühere Briefwechſel zwiſchen Friedrich und Voltaire, doch ohne die vorige Offenheit und Vertraulichkeit, wieder angeknüpft. Ja, als Voltaire am 30. Mai 1778 ſtarb, ſchrieb Friedrich im Lager zu Schatzlar in Böhmen ſogar eine Lobrede auf ihn.

Andere Gelehrte, mit denen Friedrich viel umging, waren d'Alembert, Algarotti, der Marquis d'Argens, der Lord Mariſhel und ſein jüngerer Bruder, der Oberſt Guichard und der Arzt La Mettrie.

Im Jahre 1756 zeigten ſich neue Weltbewegungen. Oeſterreich, Sachſen, Rußland und Frankreich machten verdächtige Rüſtungen. Es fiel Friedrich ein Plan in die Hände, der ihn belehrte, daß es auf Preußen abgeſehen ſei, welches die vier Alliirten erobern und unter ſich vertheilen wollten. — Die früheren Kämpfe hatten den ſogenannten erſten und zweiten ſchleſiſchen Krieg gebildet; jetzt folgte der ſiebenjährige. — Raſch entſchloſſen fiel Friedrich mit 60,000 Mann in Sachſen ein, um dieſes lieber zum Opfer zu machen, als ſelbſt zum Opfer zu werden. Eiligſt raffte Brühl die ſächſiſche, 14,000 Mann ſtarke Armee zuſammen, die ein von der Natur befeſtigtes Lager bei Pirna bezog. Am 10. September rückte Friedrich in Dresden ein. Die Sachſen bei Pirna wurden eng eingeſchloſſen gehalten. Den 30. September brach Browne auf, um die Sachſen zu entſetzen. Doch Friedrich eilte ihm entgegen, und die beiden Heere trafen bei Lowoſitz auf einander. Am 1. October wurde Browne von Friedrich geſchlagen. Den bei Pirna eingeſchloſſenen Sachſen blieb jetzt in ihrer hoffnungsloſen Lage nichts Anderes übrig, als das Gewehr zu ſtrecken; ſie ergaben ſich, und mußten nun ſogleich in das preußiſche Heer eintreten. Der König Auguſt ging nach Warſchau, und nun war Sachſen ganz in den Händen Friedrichs, der den Winter über in Dresden blieb.

Am 17. Januar 1757 wurde am Reichstag der Beſchluß gefaßt, eine eilende (im Manifeſt ſtand durch einen Druckfehler „elende") Reichsexekutionsarmee gegen Friedrich aufzuſtellen. Nach aller Berechnung ſchien dießmal Preußens Untergang gewiß. Doch in Frankreich widerſtritt man dieſem Vernichtungsplan, und Schweden meinte es gleichfalls nicht ernſtlich. Auch in Rußland hatte Friedrich trotz der von ihm öfters verletzten Kaiſerin Katharina viele Freunde. Ferdinand von Braunſchweig ergriff die Parthei des Königs. Von ſeinem Bundesgenoſſen England ſah ſich Friedrich dagegen wenig unterſtützt.

Wenn man die im Jahre 1757 auf dem Kriegsſchauplatze auftretenden Truppen zuſammenrechnet, ſo betrugen die Oeſterreicher 143,000, die Franzoſen im Ganzen 136,000, die Ruſſen 100,000, die Reichstruppen 32,000 und die Schweden 22,000, alſo im Ganzen 433,000 Mann. Dieſen hatte Friedrich nur 152,000, nebſt 45,000 Engländern und Hannoveranern, alſo im Ganzen nur 197,000 Mann entgegenzuſetzen. Solchen Maſſen konnte nur ſein Heldengeiſt die Spitze bieten. Am 6. Mai vereinigte ſich die preußiſche Armee vor Prag, wo Schwerin, mit der Fahne dem Heere voraneilend, von Kartätſchenkugeln zu Boden geſtreckt wurde. Abends 9 Uhr war eine der mörderiſchſten Schlachten des Jahrhunderts entſchieden, und Friedrich hatte ſie gewonnen. Daun langte mit neuen Hilfstruppen an und bezog ein feſtes Lager bei Kolin. Dort verloren die Preußen 11,000 Mann und 43 Kanonen. Jetzt ſtand Friedrich tief gebeugt da; aber ſelbſt im Unglück war er immer groß und dachte ſtets auf neue Plane. Allerdings ſah er ſich gezwungen, Böhmen zu verlaſſen. Sein Heer war auf 50,000 Mann zuſammengeſchmolzen, und die Feinde wuchſen immer mehr. Jetzt fiel auch ein ruſſiſches, 100,000 Mann ſtarkes Heer unter Apraxin und Fermor in Preußen ein, und drang bis Großjägerndorf vor. Der Feldmarſchall Lehwaldt, den Friedrich der ruſſiſchen Armee mit 30,000 Mann entgegenſchickte, wurde auf's Haupt geſchlagen. Doch weit entfernt, dadurch entmuthigt zu werden, wandte ſich Friedrich nach der Saale, um dort das Reichsheer, dem ſich die Franzoſen unter Soubiſe angeſchloſſen, anzugreifen. Mit einem Heer von nur 22,000 Mann hatte er eine Armee von 64,000 Mann zu bekämpfen. Am 5. November kam es zur Schlacht bei Roßbach, die, beſonders durch Seidlitz, gewonnen wurde. Doch hatten die Oeſterreicher mittlerweile Schweidnitz und Breslau erobert. Friedrich wandte Alles an, um ſeine Soldaten zu begeiſtern. Man traf bei Leuthen mit dem Feinde zuſammen. Dort ſchlug Friedrich mit Hilfe der ſchrägen Schlachtordnung die Oeſterreicher auf's Haupt, und gewann ganz Schleſien wieder, worauf er den Winter über in Breslau verweilte.

Im Jahre 1758 erfolgte die blutige Schlacht bei Zorndorf, wo der Sieg unentſchieden blieb. Doch zog ſich Fermor zurück, und überließ den Preußen das Schlachtfeld. Friedrich eilte nach Sachſen, wo ihn der Ueberfall bei Hochkirch faſt vernichtete. Unglück kam jetzt auf Unglück. Auch im nächſten Jahre wurde der preußiſche General Wedell am 23. Juni mit 26,000 Mann von dem ruſſiſchen General Soltikoff bei Kay total geſchlagen. Jetzt brach Friedrich mit ſeinen Truppen auf, und traf am 12. Auguſt bei Kunersdorf auf das vereinigte Heer von Soltikoff und Laudon. Schon hatte Friedrich dort geſiegt; aber da er einen Vernichtungskampf wollte, ſo ließ er die Schlacht von Neuem beginnen. Seidlitz's Reiterei that Wunder. Doch plötzlich brach Laudon mit friſcher Kraft hervor, und die Preußen geriethen in Verwirrung, die bald zur allgemeinen Flucht wurde.

Digitized by Google

Ein Pferd war Friedrich unter dem Leibe erſchoſſen worden, und eine Flintenkugel wurde nur durch ein in ſeiner Taſche befindliches Etui abgehalten. Von 48,000 Mann waren ihm Abends kaum noch 10,000 übrig.

Doch Friedrich faßte ſich. Am nöthigſten erſchien es ihm jetzt, die Oeſterreicher aus Sachſen zu vertreiben. Er ſchickte den General Fink ab, der eine feſte Stellung bei Maxen bezog, jedoch dort, ebenſo wie die Sachſen bei Pirna, eingeſchloſſen wurde, und ſich den Oeſterreichern ergeben mußte. Da bald darauf auch der General Dierike einen bedeutenden Verluſt erlitt, ſo war dieſes Jahr für Friedrich eines der unglücklichſten.

Im Jahre 1760 konnte Friedrich der 200,000 Mann ſtarken Armee des Feindes nur 90,000 Mann entgegenſtellen. Am 23. Juni wurde Fouqué von Laudon bei Landshut in Schleſien geſchlagen. Dem ungeachtet rückte Friedrich muthig bis Dresden vor, welches er bis zum 27. Juli, wo Daun heranzog, belagert hielt. Am 15. Auguſt erfocht er den glorreichen Sieg bei Liegnitz. Indeſſen waren die Ruſſen nach einer kurzen Belagerung Berlins daſelbſt eingerückt. Doch bei der Nachricht von dem Herannahen Friedrichs wurde Preußens Hauptſtadt ſogleich von den Ruſſen und Oeſterreichern verlaſſen.

Bald gewann jetzt Friedrich Leipzig und einen Theil von Sachſen wieder. Darauf zog er mit 44,000 Mann gegen Daun, der eine feſte Stellung bei Torgau genommen hatte. Dort wurde eine der furchtbarſten Schlachten geſchlagen. Der Verluſt war faſt auf beiden Seiten gleich; doch behauptete Friedrich das Schlachtfeld und bezog darauf das Winterquartier in Leipzig. Trotz dieſem Siege ſehnte er ſich jetzt nach dem Frieden, denn ſeine Hilfsquellen waren erſchöpft, ſein Heer geſchwächt und demoraliſirt, und ſeine Länder verwüſtet und ausgeſogen.

Im Jahre 1761 waren die Preußen faſt aller Orten unglücklich. Prinz Heinrich verlor die ſächſiſchen Gebirge; die Ueberrumpelung der Feſtung Schweidnitz zog den Verluſt von halb Schleſien nach ſich, und dazu kam noch die Uebergabe von Kolberg. Endlich wurde auch nach Pitts Austritt aus dem Miniſterium Preußen der fernere Beiſtand von Seiten Englands verweigert, wodurch ſich die Verlegenheit des Königs auf das Höchſte ſteigerte.

Den 5. Januar 1762 ſtarb die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth, und Peter III., Friedrichs enthuſiaſtiſcher Verehrer, beſtieg den Thron. Dieſer ertheilte ſogleich dem General Czernitſcheff Befehl, zu dem preußiſchen Heere zu ſtoßen. Dieß geſchah auch Mitte Juni. Aber gerade, als Friedrich Daun bei Schweidnitz angreifen wollte, gelangte an ihn die Nachricht von der Entthronung Peters III. durch ſeine Gemahlin Katharina. Doch zagte Friedrich nicht. Er gewann es über Czernitſcheff, daß er die erhaltene Nachricht noch als ſtrenges Geheimniß bewahrte, und daß er, auf die Gefahr hin, ſich bei ſeiner Kaiſerin ſchwerer Verantwortlichkeit auszuſetzen, gegen ſeinen Befehl noch drei Tage länger bei dem Könige verweilte. Dieſe drei Tage waren koſtbar; man mußte ſie nützen, um eine entſcheidende That auszuführen. Durch einen kühnen Angriff nöthigte Friedrich die Oeſterreicher zum Rückzug. Mit der Eroberung von Schweidnitz wurde der Feldzug in Schleſien beendigt. Jetzt erfolgte die letzte große Schlacht des ſiebenjährigen Krieges bei Freiberg am 29. October, wo der Prinz Heinrich mit Seidlitz die Reichsarmee auf das Haupt ſchlug. Beide ſtreitende Theile waren eigentlich ſchon längſt des Kampfes müde. Und ſo kam denn auf dem ſächſiſchen Luſtſchloſſe Hubertsburg am 15. December 1763 der Friede zu Stande, nach welchem Alles wieder in den Zuſtand eintreten ſollte, in welchem es ſich vor dem ſiebenjährigen Kriege befunden hatte.

Preußen war jetzt ganz verheert und ausgeſogen, dennoch wurden die Kriegsſchulden ſchon in den erſten Friedensjahren abgetragen. Nun war zwar die Ruhe zurückgekehrt; aber auch jetzt gab es ſo manche Widerwärtigkeiten. Das erſte Friedensjahr war reich an Feuersbrünſten, welche die beſten Städte betrafen, und von 1770—1771 trat allgemeiner Mißwachs ein. Das Erhalten war jetzt faſt ſchwerer, als das Erringen. Friedrich half, ſo weit er nur helfen konnte. — Im Jahre 1765 beſuchte ihn der Philoſoph Helvetius in Berlin, durch deſſen Einfluß das Beamtenweſen ganz auf franzöſiſchen Fuß geſtellt wurde. Es erfolgte die Einführung der ſogenannten Regie, an deren Spitze Franzoſen ſtanden. Doch hatte dieſe Neuerung keinen guten Einfluß auf die Sittlichkeit, in ſofern ſie den Schleichhandel in's Leben rief. Eben ſo wenig Vortheile entſprangen daraus, daß der Taback als königliches Monopol behandelt wurde, und der Kaffee nur in königlichen Brennereien gebrannt und aus denſelben bezogen werden mußte. Zweckmäßiger war die Errichtung einer Bank und die Stiftung der Seehandlungsgeſellſchaft. Der Ackerbau wurde durch die vielen Urbarmachungen ſehr gefördert. Auch die Anſiedlungen fremder Familien, die man ſehr begünſtigte, trugen dazu bei, das Land neu zu bevölkern. Auch einen Hauptpunkt für den Regenten, die Landwirthſchaft, faßte Friedrich ſcharf in's Auge, und ſo geiſtiger Natur er auch war, ſo vergaß er über der Muſik eines Emanuel Bach, Graun, Quanz u. ſ. w. nicht den Acker, der eigentlich die Menſchheit ernährt. Viel that er zur Hebung des Viehſtandes. Auch war er es, der ganz Deutſchland und Europa durch Einführung der Kartoffeln, des zweiten Brodes für die Menſchheit, einen gar nicht zu berechnenden Dienſt erwies. Er gab ein Geſetz, Kartoffeln zu pflanzen. Es kamen Fälle vor, wo widerſtrebende Hartköpfe, um nur dem königlichen Befehl nachzukommen, ein Loch gruben, und einen ganzen Scheffel Kartoffeln, der ihnen geſchenkt wurde, hineinwarfen, ſo daß im Frühjahr ein wilder Buſch daraus hervorwuchs. So ſträubte man ſich gegen das Gute! Welche Wohlthat ſind jetzt die Kartoffeln!

Vor Allem aber behielt Friedrich ſein Heer

Digitized by Google

und das Kriegswesen im Auge. Die Armee war nach dem Frieden auf 151,000 Mann gebracht worden. 1768 stieg ſie auf 161,000 Mann. Nach der durch die Theilung Polens erfolgten Vergrößerung des preußiſchen Staates wuchs ſie bis auf 186,000 Mann, ja, im Falle eines Krieges konnte Preußen 218,000 Mann ſtellen.

Da Friedrich immer das höchſte Ideal eines Regenten im Sinne trug, ſo beſtrebte er ſich, auch in geiſtiger Hinſicht nach allen Kräften ſegensreich zu wirken. Vor Allem regte er ein neues Geſetzbuch an, deſſen Vollendung er jedoch nicht erlebte. Wie er aber darüber dachte, zeigt ſein Ausſpruch: „Vor dem Geſetze ſind alle Menſchen gleich; da iſt der Bauer ſo viel, als der Prinz, und der Prinz ſo viel, als der Bauer."

In Anſehung der Religion war Friedrich ſo freidenkend, daß er jeden ſeines Glaubens leben ließ. Die Beſchränkungen der Katholiken jedoch, und noch mehr der Juden, gaben Leſſing Stoff zu ſeinem Nathan dem Weiſen. — In Beziehung auf Schulen, Univerſitäten und Erziehung überhaupt war Friedrichs Wirkſamkeit keine ganz ausreichende.

Am 25. Auguſt 1769 erhielt Friedrich zu Neiße einen Beſuch von Joſeph II., den er am 3. Septbr. 1770 zu Neuſtadt in Mähren erwiederte. Im Jahre 1772 erfolgte die Theilung Polens; Preußen erhielt zwar den kleinſten Theil, aber er war der bevölkertſte, und diente ſehr wohl dazu, ſeine Staaten beſſer abzurunden.

Der baieriſche Erbfolgekrieg rief Friedrich im 66ſten Lebensjahre nochmals in das Feld hinaus. Es ſtanden einander 400,000 Mann mit 3000 Stück ſchwerem Geſchütz gegenüber. Joſeph hatte Baiern beſetzt; der Kurfürſt von Baiern proteſtirte dagegen; der ſächſiſche Hof hatte ſich mit ſeinen Anſprüchen an Friedrich gewendet. Deßhalb hatte Friedrich auf den Abzug der öſterreichiſchen Truppen aus Baiern gedrungen. Durch den ſchnellen Anmarſch Friedrichs überraſcht, begann Joſeph alſobald mit ihm zu unterhandeln. Darüber verſtrich ein Theil des Sommers erfolglos, worauf Friedrich in Böhmen einmarſchirte. Der General Wurmſer erwarb ſich Ruhm durch einige kleinere glückliche Gefechte. Zu einer großen Schlacht kam es nicht; am 13. Mai 1779 wurde der Friede zu Teſchen abgeſchloſſen. Dieſer Krieg wurde ſcherzweiſe der Kartoffelkrieg genannt. Nach Beendigung deſſelben ſchloß Friedrich einen Handelstraktat mit den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. 1785 brachte er den deutſchen Fürſtenbund zu Stande.

Bei dem Mangel an allem Familienleben wurde Friedrich in ſeinen letzten Lebensjahren zuweilen ſchroff und hart. Von ſeiner Gemahlin lebte er entfernt, und mit ſeinen Geſchwiſtern kam er ebenfalls wenig zuſammen. Vertraute Freunde zu haben, hielt er mit ſeinen Regentenpflichten für unvereinbar. Nur durch ſtete Arbeitſamkeit erhielt er ſich Heiterkeit und Gleichmuth. „Daß ich lebe," ſagte er, „iſt nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin." Daß ſo manche ſeiner wohlgemeinteſten Einrichtungen nicht die erwünſchten Folgen hatten, trug viel zu einer Verſtimmung bei, die zuletzt in eine gewiſſe Menſchenverachtung überging. Doch war dieß mehr Laune des Alters, die ihn manchmal überwältigte, ihn aber nicht abhielt, unzählige wahrhaft große Handlungen zu üben.

In den erſten Jahren nach dem Hubertsburger Frieden vollendete er ſeine „Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges," welcher die „Denkwürdigkeiten ſeit dem Hubertsburger Frieden" folgten. Außerdem hat er noch mehr Schriften, als mancher Autor von Fach hinterlaſſen.

Daß er die deutſche Literatur wenig berückſichtigte, lag theils in ſeiner von Jugend auf genoſſenen franzöſiſchen Bildung, theils auch in dem geringen Grade von Ausbildung der deutſchen Sprache, den er als Jüngling vorfand, was wohl den Eindruck für Zeitlebens bei ihm beſtimmen mochte. Er vermißte an der deutſchen Literatur beſonders zwei Dinge: eine gute Sprache und Geſchmack, und hielt ſich deßhalb von ihr fern. Selbſt das Auftreten eines Rammler, Gleim, Leſſing, Klopſtock, Herder, Mendelsſohn, Göthe und Anderer konnte ihn ſpäter aus ſeinem einmal gefaßten Vorurtheil nicht herausbringen.

Ruhig verlebte Friedrich das Ende ſeiner Tage. Im Auguſt 1785 trat er, ungeachtet ſeiner ſichtlichen Körperſchwäche und der Abnahme ſeiner Kräfte die Reiſe zur ſchleſiſchen Revüe an. Unterwegs erkältete er ſich, und zog ſich ein vorübergehendes Fieber zu. Als er wieder in Potsdam eingetroffen war, wurde er von einem heftigen Stickfluſſe befallen, der indeß glücklich vorüberging. Doch befand er ſich von dieſer Zeit an nicht wohl, und im Februar 1786 zeigte ſich die Waſſerſucht. Da ſein Leibarzt Selle ſeine Krankheit für unheilbar erklärte, ſo ließ er den hannöverſchen Leibarzt Zimmermann kommen. Doch auch dieſer konnte nicht helfen, ſondern nur Linderung verſchaffen. Trotz ſeinem Unwohlſein beſorgte Friedrich ſeine Regierungsgeſchäfte wie ſonſt. Erſt am Tage vor ſeinem Tode hörte er auf zu regieren. Er ſtarb am 17. Auguſt 1786, Morgens um zwei Uhr. Fürſt Kaunitz rief bei der Nachricht von ſeinem Tode aus: „Wann wird ein ſolcher König das Diadem wieder zieren?"

E. Ortlepp.

Puebla.

Die Stadt Puebla, oder wie ihr voller Name lautet, La Puebla de los Angelos — die Stadt der Engel — Hauptſtadt und Sitz der Regierung der mejicaniſchen Provinz gleichen Namens, zugleich Sitz eines Biſchofs, liegt nach Humbold unter 19° 0′ 15″ nördl. Br. und 100° 22′ 45″ weſtl. Länge von Paris, auf der weiten Hochebene der mejicaniſchen Cordilleren, 7205 Fuß über dem Meere. Dieſe Stadt, eine der

Digitized by Google

wenigen, welche die Spanier in Mejico wirklich anlegten, ward im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts unter den Auſpicien des Vicekönigs Don Antonio de Mendoza, des Biſchofs Sebaſtian Ramirez und des in der mejicaniſchen Kirchengeſchichte berühmten Franziskaners Toribio Motolinia gegründet. Nur wenige Indierhütten ſtanden damals in der ſogenannten Ebene von Acajete oder Cuitlaxcopan an der Stelle, auf welcher jetzt die prächtige Stadt ſich erhebt. Ihre ſtädtiſchen Privilegien — de Villa — erhielt ſie 1531 am 28. September. Als im Jahre 1631 Mejico überſchwemmt war, zogen 3000 Bewohner aus dieſer Stadt nach Puebla, welches Letztere ſchon früh ſehr bedeutend war, und jetzt nach Mejico und Guadalajara die bedeutendſte Stadt der Republik iſt. Ihre Bewohnerzahl wird ſehr verſchieden angegeben. Während der Revolution hatte ſich dieſelbe bedeutend vermindert, doch mag ſie jetzt wieder zwiſchen 60 und 70,000 betragen, worunter ſich, mit Einſchluß des Biſchofs, 3000 Geiſtliche befinden. Die Einkünfte des Biſchofs belaufen ſich auf etwa 100,000 Peſos oder 133,334 Thaler.

Puebla würde zuverläſſig in jedem Lande für eine ſehr ſchöne Stadt gelten. Die Straßen, mit Ausnahme einiger Gaſſen der Vorſtädte, ſind breit, ſchnurgerade, und ſchneiden einander in rechten Winkeln. Eine große Reinlichkeit zeichnet ſie vortheilhaft aus. Breite und bequeme Bürgerſtiege (Trottoirs) laufen an den Häuſern zu beiden Seiten der Straßen hin und die Fahrwege ſind auf eine beſonders nette Weiſe gepflaſtert. Schwerlich dürfte man ein ſchöneres Straßenpflaſter in irgend einer europäiſchen Hauptſtadt antreffen. Die Häuſer ſind groß und geräumig, faſt ſämmtlich drei Stock hoch, oft mit zierlichen eiſernen Balkons geſchmückt, und entweder mit lebhaften Farben angeſtrichen, oder nach niederländiſcher und mauriſcher Weiſe mit glaſirten Porzellan- und Thonflieſen bekleidet, welche, moſaikartig zuſammengeordnet, zuweilen menſchliche Figuren, Blumengewinde, Arabesquen ꝛc. darſtellen. Oft erſetzen auch viereckige Bernſteine die Stelle der Flieſen. Die Zahl der öffentlichen geiſtlichen Gebäude iſt ſehr groß. Man zählt 60 Kirchen, 9 Mönchs- und 13 Nonnenklöſter, und 21 Kollegiathäuſer. Der Palaſt des Biſchofs gehört ebenfalls hieher. Unter dieſen Gebäuden verdienen die folgenden einer beſonderen Erwähnung.

1) Die Kathedrale. Dies weitläufige Gebäude gilt nach der Kathedrale von Mejico für das erſte der Republik. Es ſteht ganz frei auf einer erhöheten, ſchön mit Steinplatten belegten Eſtrade an der Plaza mayor. Mit ihren beiden ſchlanken Thürmen iſt die Kirche im reinſten doriſchen Styl aus Quadern eines dunkelgrünlich grauen Baſaltgeſteins erbaut. Ihr Aeußeres iſt einfach. Nur wenige, aber paſſende, architektoniſche Ornamente ſchmücken daſſelbe, und an geeigneten Stellen ſind Statuen von Heiligen angebracht, gearbeitet aus dem ſchönen, alabaſtergleichen, durchſcheinenden kohlenſauren Kalk, welcher nach ſeinem Fundorte Tecali genannt wird. Die Eſtrade umſtehen eine Anzahl einfacher, doriſcher Kettenpfeiler aus Baſaltgeſtein, von denen einige ebenfalls Statuen aus Tecali tragen. Die Außenſeite der Gewölbe und Kuppeln, welche ſtatt des Daches die Schiffe der Kirche überſpannen, ſind ganz mit weithinglänzenden Porzellanflieſen belegt. Das Innere des Doms iſt kühn gewölbt, von majeſtätiſchen Säulen getragen und über alle Beſchreibung reich, aber ſo mit Schnitzwerk, Vergoldung, Pracht und Beiwerken jeder Art überladen, daß kaum noch eine Spur von Geſchmack übrig geblieben, und von einem impoſanten Totaleindrucke gar keine Rede iſt. Der Hochaltar oder ſogenannte Cypres iſt erſt 1805 durch einen italieniſchen Künſtler nach römiſchen Zeichnungen erbaut, und hat über eine halbe Million Peſos gekoſtet. Sein reiner Bauſtyl kontraſtirt gewaltig mit ſeinen geſchmackwidrigen Umgebungen. Die Ausführung iſt wohlgelungen, aber das Ganze zu koloſſal für das Gebäude. Die Spitze des Altars reicht bis in den Dom hinauf, ihn faſt berührend. Die Materialien, aus welchen er beſteht, ſind einheimiſche Marmor- und andere edle Steinarten. Mit ſeinen ſchlanken, die Kuppel tragenden Marmorſäulen mit Baſen und Kapitälern von brunirtem Golde, mit den hohen ſilbernen Kandelabern, dem ebenfalls ſilbernen, mit Statuen reich geſchmückten Altartiſche und der das Ganze umlaufenden Baluſtrade von maſſivem Silber macht der Cypres einen wirklich großartigen Eindruck. Oben unter ſeiner Kuppel iſt eine Art von zweitem Chor, wo an gewiſſen Feſttagen Meſſen geleſen und andere kirchliche Handlungen vorgenommen werden. Die Monſtranz ſteigt ſodann vom unteren Altare mittelſt einer Maſchinerie nach oben. — Man muß dieſe Kathedrale ſelbſt ſehen, um ſich einen Begriff von ihrer Pracht und ihrem Reichthum machen zu können. Wohin das Auge blickt, trifft es auf Altäre von maſſivem Silber, ungeheure Kandelaber und Ampeln von demſelben Metall, zum Theil vergoldet, mehrere Centner ſchwer, goldene Leuchter, goldene und ſilberne, mit Edelſteinen beſetzte Altargefäße. Dazu kommt die Pracht der Sculpturen und Schnitzwerke in Marmor, Porphyr und ſtark vergoldetem Holz und einer Menge eiſerner, reich vergoldeter Gitterthüren von rieſenhafter Größe vor den Kapellen und Nebenaltären. Die reich mit Basreliefs verzierte Kanzel iſt ganz von Marmor, die Holzſchnitzerei an den Chorſtühlen der Domherren iſt äußerſt kunſtreich, und ein in Holzmoſaik ausgelegtes Chriſtusbild findet an Schönheit der Ausführung vielleicht nirgend ſeines Gleichen. Zwei ungeheure Orgeln blicken in das Chor herab. Die in ungemeiner Anzahl vorhandenen Meßgewande ſtarren von Gold, und ſind häufig reich mit Perlen und Juwelen durchwirkt. Ein Meßbuch iſt von ſo außerordentlich großem Druck, daß man Text und Noten bequem aus einer Entfernung von zwanzig Schritten leſen kann. Zahlloſe Gemälde zeigen ſich allenthalben, aber keins darunter iſt von beſonderem Kunſtwerth, auch läßt das dieſer Kirche, wie allen mejicaniſchen, zu ſehr mangelnde Licht keine genauere Betrachtung der-

Digitized by Google

ſelben zu. Im Kapitelzimmer hängen die lebensgroßen Bildniſſe ſämmtlicher Biſchöfe von Peubla; auch bei dieſen Bildern iſt Aehnlichkeit das größte Verdienſt. — Sehenswerth iſt auch das unter dem Boden der Kirche befindliche Grabgewölbe der Kapitelherren. Jeder von ihnen hat ſchon bei Lebzeiten ſeine eigene, in der Wand ausgehöhlte Sargſtelle, die erſt wieder geſchloſſen wird, nachdem ſie den Leichnam aufgenommen. Jedem in dieſem Gewölbe geſprochenen Worte folgt ein dumpfer Wiederhall aus jeder Ecke, ſo, als antworteten die Todten. — Den großartigſten Eindruck macht das Innere der Kathedrale, wenn es, wie der Gebrauch verlangt, am Vorabende des Charfreitages mit Tauſenden von Wachskerzen erleuchtet iſt. — Dieſe prächtige Kathedrale, in welcher 40 Geiſtliche Tag und Nacht der Meſſe dienen, iſt der Stolz der Pueblaner, und man glaubt noch jetzt im Lande feſt an die Sage, daß beim Bau derſelben jede Nacht zwei Engel vom Himmel herabſtiegen und jedesmal den Bau genau um eben ſo viel förderten, als er von den ſterblichen Werkleuten am Tage zuvor weiter gebracht worden. Zum Andenken an dieſe Hilfe der Engel empfing die Stadt ihren heutigen Namen.

2) Die Kirche San Felipe Neri, nach der Kathedrale vielleicht das größte Gebäude der Stadt. Ihr Inneres iſt ebenfalls ſehr reich, zugleich aber in einem viel beſſeren Geſchmack gehalten, als das der Letzteren. Zu dieſer Kirche gehört eine Stiftung, vielleicht einzig in ihrer Art, die „Casa de retiramiento espiritual" das Haus geiſtlicher oder religiöſer Zurückgezogenheit. In dies Haus können Perſonen beiderlei Geſchlechts auf acht Tage koſtenfrei aufgenommen werden, wenn ſie auf einige Zeit dem Geräuſche des Weltlebens zu entfliehen wünſchen, um ſich in der Einſamkeit durch Nachdenken, Gebet und religiöſe Uebungen auf den Genuß der Sakramente vorzubereiten. Das Gebäude iſt ſehr geräumig, und ſeiner Einrichtung nach wohl geeignet, ſeinen Zweck zu erfüllen. Es umſchließt zwei viereckige Binnenhöfe, in deren einem ein hübſcher Garten angelegt iſt. In ihn öffnen die Fenſter der Zellen der Büßenden. Dieſer Zellen ſind 71. Sie ſind nummerirt, und enthalten jede eine hölzerne Bettſtelle, einen Tiſch nebſt Stuhl und einen Betaltar mit Krucifix. In ihnen verbringen die Pönitenten ihre ganze Zeit, ausgenommen, wenn ſie ſich zum frugalen Mahle im Refectorio oder zu gemeinſamer Andacht in der Kapelle verſammeln. In langen Gallerien, geſchmückt mit maſſiv goldenen und ſilbernen Krucifixen und anderen religiöſen Zierrathen, ſo wie mit Gemälden, welche Scenen aus dem Leben und Leiden der Heiligen darſtellen, können die Büßenden ſich Bewegung machen. — Um den zweiten Hof wohnen die Geiſtlichen des ſehr reich dotirten Stiftes.

3) Die Kirche „del Espiritu Santo" gehörte ehemals den Jeſuiten, und iſt, wie alle von dieſem gelehrten Orden errichteten Gebäude, in gutem Styl gehalten. Es gehörten zu ihr ehedem zwei Jeſuiterkollegien, von welchen das Eine unmittelbar an die Kirche ſtößt. Das Gebäude deſſelben iſt ſehr geräumig, voll langer Gallerien und Korridore. Es befinden ſich in ihm verſchiedene Lehrräume und die Wohnungen für die Profeſſoren und Lektoren. Ueber der Thür jedes Lehrzimmers nennt eine Inſchrift den Zweig des Wiſſens, welcher in ihm gelehrt ward. Die Wohnungen der Patres beſtehen jede aus zwei Räumen, dem Wohnzimmer und der Bibliothek, welche letztere außer Büchern auch allerlei wiſſenſchaftliche Sammlungen zu enthalten pflegte. Noch jetzt ſieht man die Wände allenthalben mit Gemälden bedeckt.

4) Kirche und Kloſter San Auguſtin. Die Kirche enthält einen ſehenswerthen, prachtvollen Altar, mit Silberplatten bedeckt und mit Marmorſtatuen geſchmückt. Auch die Sakriſtei iſt reich und prächtig dekorirt. Eins der Gemälde iſt 40 Fuß lang. Die Fenſter der Kirche beſtehen, ſtatt des Glaſes, jedes aus einer einzigen großen Platte des vorhin erwähnten durchſcheinenden Kalkſteins — Tecali, — wodurch ein ſanftes, dem Mondſchein ähnliches Licht in den Räumen verbreitet wird. Auch der Taufſtein und andere Kirchengefäße ſind aus dieſem Mineral verfertigt. Das Kloſter iſt ebenfalls groß und weitläufig, hat aber nur noch wenige Mönche, und ſeine Einkünfte, früher an 100,000 Peſos jährlich betragend, ſind jetzt auf kaum 2000 herabgeſchmolzen.

Noch ſind unter den geiſtlichen Gebäuden Puebla's beſonders bemerkenswerth: Kirche und Kloſter San Domingo, wo einfache Pracht herrſcht; Kirche und Kloſter Santa Monica; Kloſter San Loreto auf einem Hügel vor der Stadt, und endlich, beſonders auch wegen ihres äußerſt zierlichen, ſchlanken, im reinſten doriſchen Styl erbauten Thurmes, die Kirche des Kloſters San Francisco, in der man ein Liebfrauenbild mit dem kriegeriſchen Namen: Santa Maria la Conquistadora verehrt. Das Carmeliterkloſter beſitzt vier ſchöne Gemälde von Murillo.

Der Palaſt des Biſchofs, welcher in der Nähe der Kathedrale ſteht, enthält eine Bibliothek von mehreren tauſend Bänden, welche in einem gegen 200 Fuß langen und 40 Fuß breiten Saale aufgeſtellt ſind.

Die Marktplätze Puebla's, unter welchen der vor der Kathedrale der geräumigſte iſt, ſind mit den Erzeugniſſen faſt aller Zonen ſtets reichlich verſehen. Man ſieht daſelbſt Gerſte und Weizen neben friſchem Zuckerrohr, Weißkohl neben Cocosnüſſen, Aepfel und Birnen neben Orangen und Bananen, Granadillen und Chirimoyen. Faſt alle dieſe Gegenſtände werden unter ausgeſpannten Sonnenſchirmen, von ganzen Indierfamilien umkauert, feilgeboten. — Die Mitte der Plaza mayor iſt mit einem hübſchen Springbrunnen geziert; auch ſteht daſelbſt ein Obelisk, dem Andenken der Unabhängigkeitserklärung der mexicaniſchen Nation gewidmet. Der Kathedrale gegenüber nimmt der Regierungspalaſt, ein weitläufiges, aber durch nichts beſonders ausgezeichnetes Gebäude, eine ganze Seite des Platzes ein. Kolonnaden, unter welchen ſich Kaufläden befinden, umfaſſen die übrigen Seiten des Platzes.

Digitized by Google

Sehenswerth iſt auch der Parrian, eine Art Bazar. Das Gebäude umſchließt einen länglich-viereckigen Hof, iſt einſtöckig, und enthält eine Menge Buden, in welchen alle Arten fertiger Kleidungsſtücke, beſonders für die Indier und unteren Volksklaſſen, verkauft werden. — Die Alameda oder öffentliche Promenade iſt ein nicht gar großer, mit einer Mauer umgebener Platz, auf welchem ſich breite Alleen hoher, ſchattender Bäume, meiſt Silberpappeln, kreuzen. Dieſe Alleen ſind ſehr rein gehalten, und während der beiden letzten Stunden vor Sonnenuntergang, beſonders aber an Sonn- und Feſttagen, begegnet man hier einem bunten Gedränge feiner und unfeiner, weißer und farbiger, geputzter und halbnackter Welt, zu Fuß, zu Roß und zu Wagen. — Das Monument, welches dem im Revolutionskriege von den Spaniern erſchoſſenen Vater des Generals Bravo errichtet worden, eine zu Bädern benutzte Schwefelquelle am weſtlichen Ende der Stadt, das Theater, die vielen Badehäuſer für kalte und warme Bäder, die Menge der Springbrunnen, die glänzenden Miethwagen gehören ebenfalls zu den Merkwürdigkeiten von Puebla.

An Unterrichtsanſtalten iſt die Stadt nicht arm, aber ſie ſind größtentheils ſchlecht dotirt und noch ſchlechter verwaltet. Es gibt hier 32 Elementar-Knabenſchulen, worunter 15 öffentliche Freiſchulen und 17 Privatanſtalten. Unter den Erſteren verdient eine ſehr gute Lancaſterſchule beſondere Erwähnung, in welcher nicht nur die erſten Rudimente alles Wiſſens, ſondern auch Latein, Mathematik und Philoſophie gelehrt werden. Sie ward von dem unterrichteten und freiſinnigen Domherrn, Don Antonio Maria de la Roſa geſtiftet, welcher auch ihr erſter Vorſteher war. In demſelben Lokale hat dieſer ausgezeichnete Mann auch eine Art Akademie der ſchönen Künſte errichtet, wo ebenfalls unentgeldlich Unterricht ertheilt wird. Alle reichen Bürger trugen, nebſt dem Kongreſſe des Staats, mit Freuden zur Errichtung und Dotirung dieſer beiden Anſtalten bei. — Unter den Privatanſtalten ſind zwei oder drei recht gut, alle übrigen aber ſchlecht, und auf das Einlernen nothdürftigen Leſens und Schreibens und gedankenloſen Gebetaufſagens beſchränkt. — Für weibliche Elementarbildung gibt es vier öffentliche Freiſchulen und 78 Privatanſtalten. — An gelehrten Schulanſtalten beſitzt Puebla ſechs: den Colegio de San Pablo, mit nur 2 Klaſſen für lateiniſche Grammatik und Rhetorik; den eben ſo beſchränkten Colegio de San Luis; die Caſa publica de Eſtudios de Latinidad, nur für Latein; den Seminario conciliar — Prieſterſeminar — mit neun Lehrſtühlen, worunter einer für indiſche Sprachen; den Colegio del Eſtado für theologiſche und philoſophiſche Wiſſenſchaften, mit zwei grammatiſch-rhetoriſchen Vorbereitungsklaſſen, mit 9—10 Stipendiaten und 27—30 Externen, ſo ſchlecht bewirthſchaftet, daß ſein Einkommen von 11,721 Peſos aus liegenden Gründen und Kapitalien ſelbſt für dieſe geringe Schülerzahl nicht ausreicht, und auch geiſtig ſehr übel beſtellt; endlich die Academia medico-chirurgica, eine Art mediziniſcher Fakultät, aber im elendeſten Zuſtande, entblößt von allen dem Zwecke entſprechenden Anſtalten und Hilfsmitteln, beſchränkt auf wenige ganz magere theoretiſche Vorleſungen und eine damit verbundene elende Klinik im Hoſpital de San Pedro. Von Verbeſſerung dieſer Anſtalten ward in den letzten Jahren viel geredet, aber wenig dazu gethan.

Die Bewohner von Puebla ſind ſehr bigott, und den Ausländern keineswegs gewogen; ihr gewöhnliches Ausſehen iſt finſter und ſchweigſam. Die unteren Klaſſen gelten für diebiſch; vielleicht eine Folge ihrer im Allgemeinen großen Armuth.

Die Polizei der Stadt ſteht unter vier Alcalden mit 16 Gehülfen — Topiles. In dieſer Hinſicht hat Puebla ſeinem erſten Gouverneur, dem General Calderon, viel zu verdanken. Als er zum Gouvernement gelangte, waren die Straßen der Stadt mit einer unglaublichen Menge jener heimathloſen, allen Laſtern ergebenen Müſſiggänger angefüllt, welche in Mejico unter dem Namen Leperos bekannt ſind, und den Lazzaroni Italiens etwa gleichkommen. Calderon veranlaßte den Kongreß des Staats, ein Geſetz zu erlaſſen, nach welchem jeder Lepero, nackt oder bettelnd in den Straßen angetroffen, aufgegriffen und einen Monat lang an öffentlichen Arbeiten Theil zu nehmen gezwungen ward. Nach Ablauf dieſer Zeit ward er in Freiheit geſetzt, bekam einen rechtlichen Anzug, und es ward ihm freie Arbeit angeboten, mit dem Androhen doppelter Züchtigung, wenn er ſich wieder bei ſeinen alten Gewohnheiten betreffen laſſe. Auf Beobachtung dieſes Geſetzes ward ſtreng gehalten, zugleich aber auch eine gute Nachtpolizei eingeführt, und durch beides bald der Schwarm der Vagabunden aus den Straßen vertrieben.

Lebensmittel ſind in Puebla ſehr wohlfeil und von ausgezeichneter Güte. Beſonders gut iſt das Weizenbrod, was man vielleicht nirgends feiner und weißer antrifft. Große Gärten umgeben die Stadt und verſorgen ſie mit Küchengewächſen. Die Lage der Stadt iſt ſehr glücklich gewählt; ſie vereinigt Alles, womit die Natur den Gewerbfleiß begünſtigen und unterſtützen kann. Klares Waſſer ſtrömt von den Gebirgen herab und befruchtet die Felder der Umgegend. Der Boden trägt hundertfältig, und viele Früchte gedeihen faſt ohne Zuthun des menſchlichen Fleißes. Ein herrliches, geſundes Klima, die Lage, faſt in der Mitte zwiſchen Veracruz und Mejico, begünſtigen Induſtrie und Handel.

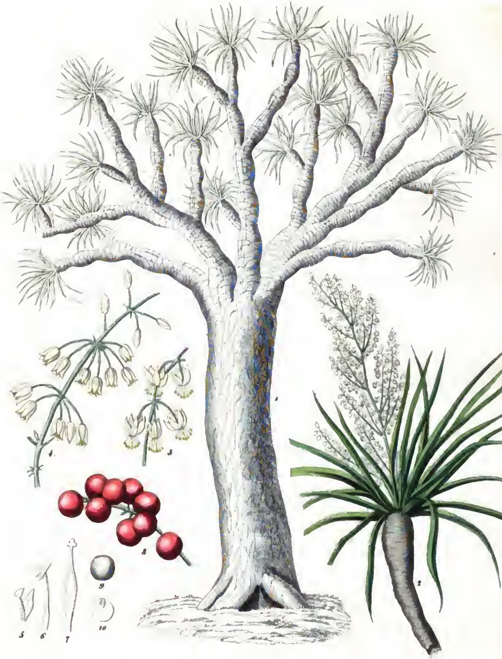
C. Mühlenpfordt.

Der Drachenblutbaum.

(Taf. 34.)

Die barocke Baumgeſtalt, die unſere Tafel zeigt, iſt der Drachenblutbaum, Dracaena Draco Linné's, der in Oſtindien und auf den kanariſchen Inſeln wächſt.

Digitized by Google



Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart.

1844

Digitized by Google

Er gehört zu Linné's Hexandria, monogynia, und unter die Asparagi Juſſieu's.

Der Baum erhebt ſich als einfacher Spargel und veräſtelt ſich erſt im Alter in der Form, wie unſere Abbildung verdeutlicht, am Ende der Zweige ſtehen die ſchilfigen Blätterbüſchel und erſcheinen Blüthen und Früchte. Er erreicht ein hohes Alter, und 15 — 18 Fuß Durchmeſſer bei etwa 50 Fuß Höhe. Die graubraune Rinde iſt ſchuppig geringelt, und erzeugt Luftwurzeln. Die großen veräſtelten Blüthenriſpen ſtehen auf gegliederten Stielen, und bringen dunkelrothe, kirſchenähnliche Früchte.

Das Harz, welches wir Drachenblut nennen, träufelt aus Verletzungen der Rinde. Die feinſte Sorte Drachenblut, Sanguis Draconis in lacrymis, iſt völlig aus dem Handel verſchwunden. Es waren glänzend dunkelrothe Körner oder Tropfen. Das beſte Drachenblut, welches wir jetzt erhalten, kömmt in cylindriſchen Stangen von Fußlänge und ½ — 1 Zoll Durchmeſſer vor. Sie ſind in Schilfblätter gewickelt und mit Baſt umſchnürt. Es iſt tief dunkelroth, abgerieben ſchön hellroth, etwas glänzend, undurchſichtig, ſchwer zerbrechlich und zerreiblich, ohne Geruch und Geſchmack; gepulvert iſt es karmoiſinroth. Es verhält ſich chemiſch genau wie die Harze; Weingeiſt löst es ohne Rückſtand zu einer dunkelrothen Tinktur auf, die durch Zugießen von Waſſer das Harz wieder fallen läßt. Auch im Aether, fetten und ätheriſchen Oelen iſt es lösbar. An der Lichtflamme verbrennt es mit ſtoraxähnlichem Geruch. Das Pfund koſtet zwei Gulden.

Eine weit geringere Sorte iſt das Drachenblut in Kuchen, welches wir in flachen, unregelmäßig geformten Stücken erhalten. Es iſt braunroth, abgerieben oder gepulvert mehr mennigroth, weniger glänzend auf dem Bruch, und leicht zerreiblich. Es iſt mit Sägſpähnen und Kornſpelzen gemengt, auch etwas im Waſſer löslich. Das Pfund koſtet gewöhnlich 24 kr.

Prof. Melandri will im Drachenblut einen eigenthümlichen Stoff, das Draconin, entdeckt haben, welches, als Alkaloid wenigſtens, noch weiterer Berichtigung bedarf. Eher mögte der Engländer Prouſt Recht haben, der es als eigene Abänderung des Gerbeſtoffes aufſtellt.

In der Arzneikunde wird das Drachenblut nur noch den Zahnpulvern beigemiſcht, wo es das Zahnfleiſch gegen Schwammigwerden und Blutungen ſchützen ſoll. Deſto mehr wird zur Färbung feiner Lederarten, der Saffiane, Korduane u. ſ. w. verwandt. Auch zu fetten und geiſtigen Firniſſen und Beizen findet es Anwendung. Erhitzter Marmor nimmt von ſeiner Auflöſung ein ſchönes, dauerndes Roth an; auch werden meerſchaumene Pfeifenköpfe beim In-Wachs-Sieden damit tingirt.

Andere Sorten Drachenblut kommen von Pterocarpus Draco, Pterocarpus santalinus und Calamus Draco, und werden von dieſen theils aus den Früchten durch Zerquetſchen und Mazeriren, durch Anritzen der Rinde, oder Auskochen des Stammholzes erhalten. Aber auch hier iſt die feinſte Sorte, etwa drei Finger breite, und 1 — 3 Unzen ſchwere Scheiben von glänzendrothem Bruch, nicht mehr aufzutreiben. Es wird von den Prieſtern Vidhata's und den übrigen Braminen zu Zauber- und Opferräucherungen verbraucht, und als wirkliches Blut der Drachen, die Shiva erſchlug, theurer bezahlt, als von der Induſtrie Europa's.

Fig. 1. Ein alter Stamm.
„ 2. Ein Zweig mit Blüthenriſpe.
„ 3. Blühender Zweig mit zurückgeſchlagenem Kelch; natürliche Größe.
„ 4. Blühender Zweig mit geſchloſſenen Blumen in natürlicher Größe.
„ 5. Abſchnitt einer Blume mit Staubfaden.
„ 6. Vergrößertes Staubgefäß.
„ 7. Das Piſtill.
„ 8. Fruchttragender Zweig, halbe Größe.
„ 9. Der Same, natürliche Größe.
„ 10. Der Same im Durchſchnitt mit dem Keim.

Fünf Tage im Schwarzwalde.

Schon längſt war ein Ausflug nach den wildromantiſchen Thälern des Schwarzwaldes von uns beſchloſſen worden, den Kindern war die Reiſe dorthin als Belohnung ihres Fleißes für die Ferien zugeſagt, und die verzögerte Ankunft eines Freundes, der man täglich entgegen ſah, war das einzige Hinderniß der Ausführung; — endlich kam der Freund; der Stand des Barometers verkündete anhaltend gute Witterung, die Reiſe-Effekten wurden gepackt und ein Wagen gemiethet, der uns bis Freudenſtadt befördern ſollte, von wo aus wir die Wanderung zu Fuß über Berge und Höhen, durch Schluchten und Thäler, beginnen wollten. — Wir Alle freuten uns innig, auch dieſen Theil unſeres deutſchen Vaterlandes näher kennen zu lernen, und obgleich uns Süddeutſchen einzelne Punkte deſſelben nicht fremd waren, ſchmeichelte es doch unſerm vaterländiſchen Stolz, einem Landsmanne aus dem Norden, der nur im Erzgebirge und dem Voigtlande, und den Sandſteinfelſen der ſächſiſchen Schweiz bis jetzt die wildromantiſchſte Natur gefunden zu haben vermeinte, ein Seitenſtück aufſtellen zu können, das unſtreitig ſein Ideal übertreffen mußte, und den würdigſten Uebergang zu einer künftigen Tour nach Tyrol und der Schweiz bilden durfte.

Unſer Schwarzwald iſt leider dem größten Theil der Bewohner des Landes jenſeits der Saale und Elbe eine Terra incognita, ein rauher, unfruchtbarer, armer Erdſtrich, der ſeine noch ärmlicheren Bewohner kaum zu ernähren vermag, auf welchem nur Kohlenbrenner ein ſpärliches Auskommen finden, und noch hilfloſere Holzuhrenfabrikanten die Erzeugniſſe ihres winterlichen Fleißes auf den Rücken durch ganz Europa zu ſchleppen gezwungen ſind, um nur die Ihrigen zu Hauſe dürftig zu nähren, ja, Vielen iſt ſogar die Lage und

Digitized by Google

Ausdehnung unſeres Schwarzwaldes kaum bekannt, — und doch iſt das, was ſie für einen dichten, engbegränzten Wald halten, ein Landſtrich, der gegen neunzig Geviertmeilen umfaßt, einen eigenen Gebirgsſtock bildet, der von Südweſten nach Nordoſten, in einer Längenausdehnung von 45 Stunden bei einer Breite von 5 bis 10 Stunden, ſtreift, und nach Süden und Weſten in's breite Rheinthal, nach Norden aber in die gewellte Ebene der obern Rheinpfalz abfällt, die jenſeits zum Odenwalde aufſteigt; der alle Klimate in ſich vereinigt, auf ſeinem Rücken unerſchöpfliche Waldungen trägt, hier und da in reizende fruchtbare, dort in wildgroteſke Thäler ausläuft, ſtellenweiſe auf ſeinem ſterilen Kiesboden kaum einigen verkrüppelten Nadelgebüſchen Nahrung ſpendet, abwechſelnd aber auch die reichſten Weinleiten und Obſtpflanzungen in die Thäler hinunterzieht, und die Quellbäche der Hauptſtröme Deutſchlands, des Rheins und der Donau, aus ſeinem Innern hervorſprudeln, und als maleriſche Waſſerfälle die ſteilen Abhänge und Schluchten herunterſtürzen läßt.

Es war ein ſchöner Julimorgen, als wir Stuttgart im bequemen Reiſewagen verließen und die Tübinger Straße entlang, dem freundlichen, von Obſtanlagen und Weinbergen umzogenen Pfarrweiler Heslach zufuhren. — Die Kinder hatten ihre Botaniſirkapſeln umgeworfen, um wenigſtens einige Seltenheiten des Schwarzwaldes für das Herbarium heimbringen zu können; der Wagen war offen, um Allen die freie Ausſicht zu geſtatten; ringsum glänzten uns aus dem üppigen Grün der Gärten und Berge, gleich bunten Edelſteinen, die Strahlen der Morgenſonne in dem Thau entgegen, und im Rückblick auf die hinter uns verſchwindende Stadt erquickte uns der Anblick auf das ſich immer mehr öffnende Neckarthal und die im blauen Nebel verſchwimmenden Höhen, die daſſelbe begränzen. — Hinter Heslach verſchwanden die Weinberge immer mehr, das Thal wurde waldiger, doch nicht weniger ſchön; die Straße zog ſich in ſanften Krümmungen allmälig aufwärts, manch' „guter Morgen" tönte uns entgegen. Das Dörfchen Kaltenthal zog ſich ſeitwärts von uns die Berglehne hinan, kaum waren wir aber an demſelben vorüber, als einzelne Nebelwolken, die wir erſt nicht recht von feinem Rauch zu unterſcheiden vermogten, aus einem Seitenthale emporſtiegen, ſich ballten und unſere Hoffnung auf anhaltend ſchönes Reiſewetter zu vernichten droheten. — Die Straße, obgleich gut, hob ſich immer mehr, und einen beſchwerlichen Berg hatten wir zu überwinden, ehe wir das zwei Stunden entfernte Pfarrdorf Vaihingen erreichten, das am Rande der Filder, einer reichen, mit üppigen Feldern und Obſtanlagen bedeckten Hochebene, eine herrliche Ausſicht auf die mittlere Alp, auf Burg Hohen-Neuffen, die Höhen bei Urach und das Pfarrdorf Möhringen, gewährt. — Noch ehe wir die Filder ganz durchſchnitten, nahm uns ein balſamiſch duftender Birken- und Nadelwald auf, durch welchen ſich die gut unterhaltene Straße ſchlängelte und uns in ein offenes Thal hinab, nach dem freundlichen Böblingen führte, und uns nach Weſten zu eine offene Anſicht der fruchtbaren Ebene bot, an deren ſüdlichem Ende das gewerbfleißige Sindelfingen am Fuße mehrerer Bergabhänge ſich hinzog. Böblingen iſt eine Oberamtsſtadt, zählt gegen 3,500 Einwohner, welche bedeutende Tuchmanufakturen, Wollſpinnereien und Weberei betreiben, und bietet mit ſeinem erhöht liegenden, jetzt zu einem Schulgebäude eingerichteten Schloß, und einem neuen ſchönen Rathhauſe, einen erfreulichen Anblick. — Der immer dichter werdende Nebel löſte ſich hier in Regen auf, und wenn derſelbe uns auch nicht ganz die Ausſicht auf die wunderlieblich wechſelnde Gegend raubte, die in dunklen Konturen deſto deutlicher hervortrat, verhinderte er doch das Umſchauen nach näher liegenden Gegenſtänden, und wir paſſirten die beiden, dicht an der Stadt liegenden fiſchreichen Seen, ohne ſie zu bemerken, zum größten Leidweſen unſerer jugendlichen Reiſegefährten, die nicht umſonſt mit Angelſtöcken ſich verſehen haben wollten.

Ueber eine an Getreide fruchtbaren Hügelfläche, der oberen Gäu, die ſich bis Nagold hinunterzieht, verfolgten wir unſere Straße und erreichten gar bald das 1½ Stunde entfernte Pfarrdorf Ehningen, wo wir im goldnen Löwen abſtiegen, uns durch einen Imbiß erquickten, und während die Pferde verſchnauften, das neue, im Bau begriffene Rathhaus beſahen. — Hinter Ehningen beginnt der Anfang des Schwarzwaldgebietes; zu beiden Seiten der Straße werden die, durch Reihen von Obſtbäumen begränzten Felder von den die Bergabhänge bedeckenden Nadelwaldungen eingeengt; die Würm, ein jetzt unbedeutender, im Frühjahr aber zu einem Strom anſchwellender Bach, windet ſich in der Tiefe des Thales fort, und wäſſert kleine, durchſchnittene Wieſenflächen, die im üppigſten Grün einer Sammtdecke glichen. Zwei Poſtſtunden weiter erreichten wir über Nufringen, einem langgeſtreckten Dorfe, durch reiches Fruchtland fahrend, das am Abhange einer Hügelkette lehnende Städtchen Herrenberg, über welchem ſich ein altes, ehemals befeſtigt geweſenes Schloß erhebt, welches mit der maſſiven, bereits im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erbauten Stiftskirche ſchon von fern einen impoſanten Anblick gewährt. — Ohne Aufenthalt ſetzten wir unſere Reiſe, nachdem wir die Ammer paſſirt, durch einen dichten Laubholzwald, der inmitten des dunkel hervorragenden Nadelholzgebirges um ſo freundlicher anſprach, nach dem Nagoldthale fort, wurden durch den anhaltenden Regen verhindert, den längs der Poſtſtraße befindlichen Erdfällen, von denen einige bedeutende Tiefe haben ſollen, unſere Aufmerkſamkeit zu widmen, und erreichten das, durch ſeine Rüben berühmte Ober-Jettingen, auf deſſen Höhe wir die Alp faſt in ihrer ganzen Länge überblicken konnten. Von hier aus wechſelte bis zum Städtchen Nagold Schwarzwald mit fruchtbaren Feldern und Obſtalleen ab. Auf einem in's Thal hervortretenden Bergrücken, der faſt bis zur Mitte herab mit Nadelholz bewachſen iſt, und deſſen unteren

Digitized by Google

Theil dichtes Laubgebüſch bedeckt, ragte, an die Zeiten des Mittelalters mahnend, die Burgruine von Hohen-Nagold hervor, und gewährte mit dem ſich um den Fuß des Berges windenden Städtchen, der wild durch den Grund rauſchenden Nagold, und den die Stadt halb verdeckenden Obſtgärten, nach welchen die Straße ziemlich ſteil herabzog, einen maleriſchen Anblick. Wir fuhren über eine gute Brücke über die Nagold, welche die Stadt von drei Seiten umfließt, die Waldach hier in ſich aufnimmt, und ihre ſüdöſtliche Richtung verlaſſend, von hier nach Norden ſich wendet, während die Hauptrichtung dieſes tiefen Schwarzwaldthales der erſten Strömung des Fluſſes treu bleibt. — Die romantiſch in einem Keſſel liegende Oberamtsſtadt Nagold, gegen zehn Stunden von Stuttgart entfernt, zählt nahe an 2,500 Einwohner, die größtentheils Gewerbe betreiben, beſonders aber mit Tuchmacherei, Zeug- und Wollenweberei, mit Färberei und Lederfabrikation ſich beſchäftigen, beſitzt außer einem geräumigen Rathhauſe und einer großen Stadtkirche mehrere anſehnliche Gebäude, und in ihrem Poſthauſe, „der Sonne,“ wo wir die Pferde wechſelten und zu Mittag ſpeiſten, ein Hotel, welches wir mit vollem Rechte jedem Reiſenden empfehlen können; da wir bei freundlicher Bewirthung nichts vermißten, was ein Gaſthaus in irgend einer Reſidenz uns hätte bieten können; unſere jungen Begleiter erfreuten ſich noch außerdem des neckenden Spiels eines jungen Damhirſches, der gezähmt in der Gaſtſtube munter herum ſprang.

Obgleich mit friſchen Pferden verſehen, zogen wir es doch vor, die von Nagold nach Freudenſtadt führende gute Straße, die von der Stadt aus ſteil aufwärts ſteigt, zu Fuße hinauf zu wandern, hatten nach einer guten halben Stunde den Gipfel des beſchwerlichen Berges erreicht, und manchmal während des mühvollen Aufſteigens uns an den Rückblick auf das im Thale liegende Städtchen und der jetzt mehr hervortretenden Burgruine erfreut. Auf der Höhe des waldigen Berges angekommen, wurde von Neuem der Wagen beſtiegen und von den raſchen Pferden der drei ſtarke Stunden lange Weg bis Pfalzgrafenweiler, welcher durch armes, mit Waldung wechſelndes Land führt, und auf welchem wir keinen einzigen Ort berührten, wohl aber eine ſchöne Ausſicht auf das im Thale rechts maleriſch gelegene Waltdorf genoſſen, bald zurückgelegt. — Hier beginnt die eigentliche gewerbliche Holzwirthſchaft des Schwarzwaldgebirges; Pech- und Terpentinſchwelereien machen ſich durch ihren kräftigen Geruch bemerkbar, und die Bereitung dieſer Produkte bildet den Haupterwerbszweig der Bewohner von Pfalzgrafenweiler, und der beiden nach ihm an der Straße folgenden kleinen Dörfer Durweiler und Herzogenweiler, deren zerſtreut liegende Höfe mit ihren überhängenden Dächern und hölzernen Gallerien ſich ſchon der ſchweizeriſchen Bauart zuneigen, ſonſt aber mit ihren durch Rauch geſchwärzten Außenſeiten einen düſteren Anblick gewähren. — Von dem letzten Weiler aus ſenkte ſich die Straße über einen unbedeutenden Hügel nach dem Thale der Glatt hinunter, wo das kleine, faſt nur aus Sägmühlen beſtehende Dorf Aach, von welchem aus Maſſen von Bau- und Brennholz nach dem Neckar geflößt werden, mit ſeinen Schleuſen freundlich uns entgegen blickte. In der Nähe des Dorfes wurde früher Bergbau betrieben, und unter freiem Himmel das ſogenannte Waldgericht gehalten, die Gruben hat man aber gegenwärtig wegen zu geringer Ausbeute verlaſſen, und die dem Waldgericht unterworfenen Holzwirthe und deren Arbeiter bei vorkommenden Fällen den gewöhnlichen Landgerichten zugewieſen. — Rechts und links von Aach drängen ſich die dichten Nadelholzwaldungen bis in's Thal hinunter, und laſſen kaum Raum für die ausgezeichnet gute, mit rothen Steinkegeln beſetzte Straße, und kleine, ſich längs der Glatt hinziehende, gut bewäſſerte Wieſenſtriche. Das Land iſt durchaus armen Bodens, ſteil und ſteinigt, wo aber nur irgend eine Waldblöße einen benutzbaren Boden bietet, durch Spatenkultur nutzbringend gemacht. Nirgends zeigt ſich die Betriebſamkeit und der Fleiß der wackern Schwarzwälder mehr, als hier, wo von den Frauen nicht nur die Gemüſegärten und das Kartoffelland mühevoll mit Hacke und Spaten bearbeitet wird, ſondern auch die ſich ſteile Abhänge hinunterziehenden Getreidefelder mit dieſen Werkzeugen zur Aufnahme der Saat vorbereitet werden müſſen, denn kein Pflug würde hier zu führen ſein, und weder Pferd noch Rind an den Lehnen fußen und zum Furchenziehen gebraucht werden können. Am auffallendſten war uns dieſe Art des Baubetriebes in der Nähe der vereinzelt liegenden Höfe des Dorfes Witheſchweiler, von wo aus ſich die Straße aufwärts nach Freudenſtadt zieht, die auf den breiten Kamm einer langgeſtreckten Höhe ſich ausdehnt, welche die Waſſerſcheide zwiſchen der Murg und Glatt, alſo dem Rheine und Neckar bildet.

Freudenſtadt, welches wir früh genug erreichten, um unſere Reiſe bis Rippoldsau noch heute fortſetzen zu können, iſt eine nette, regelmäßig ausgelegte Stadt, deren enge Straßen ſich in rechten Winkeln kreuzen; urſprünglich Feſtung, zeigt ſie noch gegenwärtig Ueberreſte von Wällen, die ſich rechts und links an ein ſchönes Thor anſchließen. Ein großer freier, theilweiſe zu Gärten benutzter, von Häuſern umgebener viereckiger Platz, trägt an ſeinen Ecken die öffentlichen Gebäude der Stadt: die Kirche, das Rathhaus, das ehemalige, jetzt als Forſtamt benutzte Kaufhaus und mehrere Wirthshäuſer, in deren einem, dem Löwen, der Poſt, wir ein treffliches Glas Wein empfingen. Die Einwohner von Freudenſtadt, deren der wohlhäbige Ort über viertauſend zählt, ſind größtentheils Nachkommen der vertriebenen Salzburger, die hier eine Freiſtadt fanden, meiſtens ſtädtiſche Gewerbe und Handel treiben, und außer Tuchmacherei und Nagelſchmieden, eine Menge Eſſig-, Terpentin-, Kalophonium- und Kienrußfabriken, Pottaſchſiedereien und chemiſche Laboratorien unterhalten. Der Handel, namentlich mit Landesprodukten, Getreide, Vieh, Holz und Holzwaaren

Digitized by Google

iſt bedeutend, und trägt ſehr zur Beförderung des Wohlſtandes des thätigen Städtchens bei.

So unfreundlich und von abwechſelnden Regen begleitet der Tag geweſen war, ſo ſehr begünſtigte uns die Witterung des ſpäten Nachmittags; die Straße führte von der Höhe herab, in etwas nördlicher Richtung, nach dem vom Forbach durchſtrömten Friedrichsthal, am Königs- und Friedrichshammer, zwei gut gelegenen Eiſenſchmelz- und Hammerwerken, vorbei, deren Produkte, namentlich die Senſen, ſich eines großen Rufes zu erfreuen haben, und brachte uns nach einer guten halben Stunde nach dem freundlich am Forbach gelegenen Dörſchen Baiersbronn, deſſen Gemeindeverband einen Umkreis von mehreren Stunden umfaßt, und alle zerſtreut in den Seitenthälern liegenden Weiler und an den Abhängen klebende Höſe, die umſchattet von dem dunklen Grün des Nadelwaldes, und von kleinen Feldſtrichen und Gärten umgeben, zum Theil maleriſche Gruppen bilden, der ganzen Gegend ein ſchweizerartiges Anſehen verleihen, in ſich einſchließt. — Hinter Baiersbronn hob ſich die Straße von Neuem, die Bergketten und Höhen treten näher zuſammen und gehen in den Bergrücken des Kniebis über, auf deſſen ſüdweſtlichem Abſall wir die Gränze zwiſchen Württemberg und Baden überſchritten, hier aber auch zum erſten Male auf der ganzen Tour von bettelndem Geſindel verfolgt und angeſchrieen wurden, ein Fall, der uns um ſo unangenehmer berührte, als ſelbſt in der ärmſten, ſterilſten Gegend, trotz des mühevollen Lebensberufes, uns lebensſtolze Genügſamkeit aus Aller Augen entgegenſprach. — Wir begegneten mehreren, mit wilden Kirſchen beladenen Wagen, die ihre Laſt nach den verſchiedenen Brennereien zu bringen ſchienen, woſelbſt der berühmte ſchwarzwälder Kirſchengeiſt daraus gewonnen wird, von denen der des Kniebis ſich eines beſonderen Rufes erfreut. — Am Zoll- oder Gränzhaus, wo wir aber weder angehalten noch nach Päſſen befragt wurden, bogen wir eine, links von der Hauptſtraße abgehende Nebenſtraße ein, die ſich gegen das Wolfthal in mannigfachen Krümmungen hinabzieht, zur Linken von hochanſtrebendem, mit Unterholz gefülltem Wald begränzt wird, der die nach dieſer Seite aufſteigenden Höhenzüge verdeckt, zur Rechten aber, wo die Waldung lichter wird und endlich ganz aufhört, in die ſchwindelnde Tiefe eines engen Waldthales blicken läßt. Die Hinunterfahrt iſt grauſend, denn obwohl unſer Kutſcher ſich mit einem guten Hemmſchuh verſehen hatte, und mit ſicherer Hand die muthigen Pferde zu leiten wußte, die gute Straße auch mit zwei Fuß hohen Prellſteinen verſehen war, die ziemlich dicht ſtanden, ſchienen uns dieſe doch keine hinlängliche Sicherung im Fall eines Unglücks, denn mehr als wahrſcheinlich war es, daß der Sprung der Hemmkette uns ſammt Wagen und Pferden in die ungeheure Tiefe geſtürzt haben würde. Wünſchenswerth dürfte es daher gewiß ſein, auf dieſer, jetzt des Kurorts wegen ſo beſuchten Straße die Prellſteine zu entfernen, und ſtatt derſelben 3 bis 5 Fuß hohe Sicherheitsſchranken anzubringen, zu denen man das Material zu ſo geringem Preiſe ja in der Nähe hat. — Ohne Unfall gelangten wir jedoch hinab in's Thal, und vom Fuß des Berges an in einer Viertelſtunde nach Rippoldsau, dem berühmten Bad und Sauerbrunnen, deſſen ſtark mouſſirendes Waſſer äußerſt angenehm zu trinken iſt und auch vielfach zum Baden benützt wird. Rippoldsau, wo wir im Bade abſtiegen, liegt in einem ſehr engen, tieſen, von der Wolſ wild durchrauſchten Thale, zu deſſen beiden Seiten hohe, mit dunklen Tannenwäldern gekrönte Berge emporſteigen, an deren zugängigen Abhängen einzelne, Sennerhütten gleichende Häuſer mit vorragenden Dächern, wie angeklebt erſcheinen. Die Kur- und Badegebäude, ſieben oder acht, zum Theil recht elegante Häuſer, ſind gleichwohl, da ſie zu eng an einander gedrängt liegen und keine Totalanſicht gewähren, dem Auge von Außen nicht beſonders anziehend, dagegen im Innern bequem, ja zum Theil höchſt elegant eingerichtet und für eine große Anzahl von Gäſten berechnet, die aber bei dem, in guten warmen Jahren immer mehr überhand nehmenden Andrang Heilungſuchender, doch vielleicht nicht immer hinlängliches Unterkommen bieten. — Wir wurden mit Muſik empfangen, neugierig von den Badegäſten betrachtet, deren ſich erſt einige fünfzig eingeſtellt hatten, da hier die rechte Bade- und Trinkzeit des rauhen Klima's wegen erſt gegen Ende Juli beginnt, und von dem Beſitzer des Bades, Herrn Göhringer, recht artig aufgenommen; erhielten drei elegante, über dem Trinkſaal befindliche Zimmer, und hatten noch hinlänglich Zeit, bis zum Abendbrod, das Bad und deſſen Umgebung zu durchforſchen. Eine, neben unſern Zimmern befindliche Treppe führte hinab zur Quelle, die höchſt zweckmäßig ausgemauert, mit einer Balluſtrade umgeben iſt, durch welche von zwei Seiten Stufen hinabführen. Der Ganymed des Bades kredenzte uns den Becher auf einer Stange aus der Tiefe hervor; wir durchſchnitten hierauf die mit Fenſtern verſchlagene Kolonade, in welcher die Trinkgäſte, wenn das Wetter den Ausgang in's Freie nicht erlaubt, beim Trinken auf und ab ſpaziren, und in welcher zu beiden Seiten Glas- und Bijouteriehändler auf offenen Tiſchen ihre Rippes zum Verkauf ausgeſtellt haben, beſahen dann die zweckmäßige Einrichtung der Bäder, die das Parterre der beiden gegenüberſtehenden Häuſer einnehmen, dann den mit Geſchmack gemalten großen Speiſeſaal, vor welchem ein faſt eben ſo großer aber weniger hoher, durch Säulen getrennter Vorſaal ſich hinzieht, und wanderten dann eine hochſtämmige Lindenallee abwärts, durch die freundlichen Anlagen des Bades, längs der ſprudelnden Wolf hin, dem Kloſter zu, das mit ſeinen beiden verbundenen Thürmen aus dem dichten Grün des Thales hervorragte, und an welches ſich ein geräumiges Dekanatsgebäude anſchließt. — Die Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die bewaldeten Gipfel der Berge, die ihre düſtern Schatten in's Thal hinab warfen; die Holzarbeiter kehrten von ihrem Tagewerk zurück; an den Bergrändern klimmten einige Rindee und

Digitized by Google

Ziegen den Höſrn zu, welche die einfachen Wohnungen der genügſamen Bewohner des Schwarzwaldes bilden. Die Bauart dieſer Häuſer hat ſehr viel Eigenthümliches: die weit vorſpringrnden Dächer ſind größtentheils mit Brettern, auf welchen große, oft mit Moos überzogene Steinr zur Sicherung derſelben liegen, hin und wieder aber auch mit Stroh gedeckt, und ragen weit über die das ganze Haus umziehenden hölzernen Gallerien, um dieſe vor Regen und Schnee zu ſchützen; die Wohnſtuben, drren mit kleinen, runden in Blei gefaßten Scheiben verſehene Fenſter, faſt die ganze Giebelfronte eines Gebäudes einnehmen, und die man durch dieſr von der Gallerie aus faſt ganz überſehen kann, ſind meiſtens ſehr geräumig und Decken und Wände ſchwarz getäſelt, was ihnen ein um ſo düſtereres Anſehen verleiht, als auch das Licht der Sonne nur in wenigen Häuſern, die beſonders frei liegen, einzudringen vermag. Schornſteine findet man nur auf wenigen Häuſern, und der Rauch ſucht ſich ſelber ſeinen Weg durch's Dach oder die unter demſelben gelaſſenen Oeffnungen. Da faſt allr Häuſer an Bergabhängen rrbaut ſind, ſenkt ſich die Rückſeite der Dächer bis zur Erde herab, und durch die Dachluken fährt man in die oben im Hauſe angebrachte Tenne oder Scheune. Mauerwerk findet man nur an wenigen Häuſern; höchſtens iſt ein Theil des unterſten Stockwerks von Stein, ſonſt aber beſteht auch dieſer nur aus zuſammengeſchrotenen Balken, die dann, ſo wie das ganze Haus, von Außen mit Brettern oder rundgeſchnittenen Schindeln verkleidet werden.

Jenſeits des Klöſterle beſprachen wir für morgen in einem freundlichen, ſtädtiſch gebauten Hauſe, vor welchem ein mit geſchmackvollem Luſthaus verzierter Garten ſich längs der Wolf hinzog, über welchen hier eine Brücke führt, einen leichten offenen Wagen, der uns am andern Morgen nach Wolfach weiter befördern ſolltr, und kehrten hierauf, uns nochmals an der Abendbeleuchtung labend, die immer düſterer das Thal umzog, nach dem Bade zurück, das nur noch undeutlich aus ſeinem Linden- und Kaſtanirnwäldchen hervorragte; verzehrtrn im großen Speiſeſaale unſer Abrndbrod, in Geſellſchaft des größten Theils der bereits eingetroffenen Badegäſte, fanden Eſſen und Wein gut, und hörten auch, daß der Tiſch ſtets vorzüglich und dir Bedienung ausgezeichnet ſein ſoll. Die Unterhaltung unter den Kurgäſten wurde ziemlich lebendig geführt, und obgleich man fürchten ſollte, daß der ernſte, mehr ſchwermüthige als heitere Charakter der Rippoldsau, einen melancholiſchen Einfluß auf die Beſucher hervorbringen müßte, ſoll doch, nach der Verſicherung eines mehrjährigen Beſuchers des Bades, dieſes nicht der Fall ſein, vielmrhr in dieſem ſchwermüthigen Thale es oft recht heiter und luſtig hergehen, an Sonn- und Feſttagen Muſik und Tanz nicht fehlen, überhaupt der Aufenthalt ein ſehr gemüthlicher ſein, da die Gäſtr in Rippoldsau, wenn ſie nicht gegenſeitig die größte Langeweile erdulden wollen, gezwungen ſind, ſich mehr einander zu nähern und enger an einander anzuſchließen, wodurch allein der längere Aufenthalt in einem ſo abgelegenen Thale angenehm gemacht werden kann. — Bei ſchlechtem Wetter vereinigt die Brunnenhalle alle Gäſte, und das gut verſehene Leſezimmer dient gar oft dazu, die Langeweile zu verſcheuchen und geſellſchaftlichen Frohſinn bei Allem zu erwecken. — Wir verbrachten in guten Betten eine ruhigr Nacht, die nur ein einziges Mal durch das Herausſtürzen eines unſerer jüngeren Reiſegefährten, den die Tour zu ſehr aufgeregt haben mogte, unterbrochrn wurde, und rüſteten uns gegen fünf Uhr am nächſten Morgen, um unſere Reiſe von neuem fortzuſetzen. — Es hatte faſt die ganze Nacht hindurch tüchtig gerrgnet, doch war der Morgen wunderſchön; wohlthuend und ſtärkend drang der harzige Duft der Tannen durch die geöffneten Fenſter, lieblich tönte der Geſang der Vögel aus den Zweigen herab. Wir ſtärkten uns durch eine Taſſe guten Kaffee's, luden unſer Gepäck auf einen Karren, den der Hausknecht vorausziehen mußte, und traten unſere Reiſe zu Fuß nach dem Klöſterle an, wo uns der Wagen erwarten ſollte. — Schon an der Schweizerhütte kam uns der leichte Holſteiner entgegen; wir ſtiegen auf und kutſchirten fröhlich das Wolfach- oder Schartacherthal herab, auf einer ausgezeichneten, gut unterhaltenen Straßr, welche bis Wolfach die über rieſige Steine dahin toſende Wolf wohl zwanzigmal mittelſt Brücken durchkreuzt. — Herr Armbruſt, der Beſitzer des Wagens, ein gut unterrichteter gebildeter Mann, fuhr uns ſelbſt, machtr uns auf einzelne Naturſchönheiten aufmerkſam, die wir vielleicht überſehen haben würden, und beantwortete willig und gründlich alle an ihn gerichteten Fragen. — Die Scenerie drs Thales war herrlich; reichr Waldungen zogen ſich mit ihren rieſigen Stämmen bis in's Thal herab; überall am Bache waren Sägmühlen in voller Thätigkeit. Die Höfe der Holzbauern waren größer und wohlhäbiger als dir jenſeits Baiersbronn, dir Bauart der Häuſer aber dieſelbe, und ſelbſt bei neuen Ziegelgebäuden zum größten Theile beibehalten, obgleich auch manches ſtädtiſche, bunt angeſtrichene, oder mit hellgrünen ſchuppenartigen Schindeln bedeckte Haus an der Straße hervortrat. — Hier im Herzen des Schwarzwaldes, wo Holzwirthſchaft den Haupterwerb der Bewohner bildet, findet man eine Wohlhabenheit, die man in vielen, von der Natur mit milderm Klima geſegneten Landſtrichen, vergebens ſuchen wird. — Bauern mit Grundſtücken von 150,000 bis 200,000 Gulden am Werthr ſind nicht ſelten, und die Landpreiſe, berückſichtigt man die geringe Fruchtbarkeit des Bodens, der faſt nur Nadelholz zu tragen fähig iſt, haben ſich, ſeitdem der Schwarzwald von guten Landſtraßen durchſchnitten iſt, und durch Anlegung von Schleuſen viel zur Erleichterung des Flößens gethan wurde, um 25 bis 40 Prozent gehoben. Waldungen werden, je nach der Lage, in großen Gütern mit 120 bis 150 Gulden; Feldland, größtentheils aus abgetriebenem Holzland beſtehend, mit 60 bis 80; Wieſenland hingegen, welches ſehr geſucht iſt, und durch Rieſelung außerordentlich gepflegt

Digitized by Google

wird, mit 800 bis 900 Gulden der Morgen bezahlt. — Auch die Holzpreiſe halten ſich ziemlich: Scheitholz wird am Schlagort mit 3 bis 3½ Gulden verkauft, und das Fahrlohn, wobei die Fuhren theils von den Bauern ſelbſt beſorgt, theils von Privaten verdungen werden, mit einem Gulden für die Klafter verrechnet; Bretter werden in den Schneidemühlen durſchnittlich mit 27 Kreuzer angeſetzt, beim Bretthandel an der Mühle aber in der Regel beſondere Kontrakte nach der Länge der Bretter abgeſchloſſen. — Auch die Arbeiter und Taglöhner, Holzſchläger und Flößer, Kohlenbrenner nnd Theerſchweler ſtehen ſich hier beſſer, als die Arbeiter im flachen Lande, und erſtere verdienen von 36 bis 48 Kreuzer, die Holzfäller aber, die nach dem Stamm arbeiten, öfters bis zwei Gulden in einem Tage. Flößer, Kohlenbrenner und Schweler, wenn ſie nicht auf eigene Gefahr arbeiten, ſtehen im Akkord, können ihren täglichen Verdienſt durchſchnittlich aber immer auf 48 Kreuzer anſchlagen.

Es mußte irgendwo in der Nähe ein Kirchenfeſt ſein, denn auf der Straße begegneten uns eine Menge Landleute, Männer, Weiber und Kinder, alles kräftige Geſtalten, die ſich durch eine eigenthümliche Tracht auszeichneten, welche dem weiblichen Geſchlechte übrigens keine beſondere Schönheit verlieh, denn die hohen, ſchwarz eingefaßten Strohhüte, mehr aber noch die hohen gelblackirten Männerhüte, die engen, ſchmalen Mieder und die kurzen knappen Jacken, die kaum eine Handbreit die Achſeln bedeckten, dazu die langen, bis unter die Schultern gehenden faltenreichen Röcke, verdarben den ſchönſten Wuchs, und gaben dem hübſcheſten Mädchen ein plumpes, mißgeſtaltetes Aeußere; die Männer und jungen Burſchen dagegen hoben in ihren runden ſchwarzen Hüten mit kleinem, niedrigem Kopfe und ſehr breitem Rande, in ihren ſchwarzen, mit blanken Knöpfen beſetzten langen, rothgefütterten Jacken, oder eben ſo ausgeſchlagenen Röcken, in ihren enge anliegenden, nur wenig über die Knie reichenden und dort mit Schnallen befeſtigten ſchwarzen Lederhoſen, und ihren weißen, grauen oder blauen Strümpfen und Schnallenſchuhen, ihre kräftigen Geſtalten noch mehr, und zeigten ſich als ächte Männer.

Bei jeder Windung des Thales gewährte die Landſchaft ein ſchöneres Bild; hier öffnete ſich eine dicht bewachſene Bergſchlucht, dort am ſteilſten Abfall eine Holzrieſe, auf welcher, wie auf einer Rutſchbahn, die geſchälten Tannenſtämme hinabgelaſſen werden; unten im Bache beſchäftigten ſich Arbeiter damit, Stämme zu Flößen zu vereinigen, und weiterhin war eine Sägemühle in voller Thätigkeit; hier und da bemerkten wir Kohlenweiler, und dort gewährte uns ein Thaleinſchnitt eine Einſicht in's Burgthal, aus deſſen Mitte auf einem abgerundeten Berge uns hohe zerklüftete Felſenwände wie die Ruinen einer Burg entgegenſtarrten. — Wir fuhren am tiefliegenden Dorfe Walch vorüber, welches bedeutende Viehzucht treibt, eine Menge Schneidemühlen unterhält, und links an der Straße ein nettes, mit einem Thurme verſehenes Schulhaus beſitzt. Einige bedeutende, gut bewäſſerte Wieſengründe ziehen ſich längs der Wolf, und weiter zurück in einige Thalöffnungen hinein. Die Straße, obgleich immer auf- und abſteigend, ſenkt ſich bedeutend, und der Fall der Wolf beträgt von Rippoldsau bis Wolfach genau 1,000 Fuß. — Gegen neun Uhr erreichten wir das freundliche Städtchen Wolfach, einen recht gewerbfleißigen, bedeutenden Holzhandel treibenden Ort mit Schloß und Bergamt und zwei Bädern, von denen das Stahlbad, welches erſt ſeit 1836 bekannt iſt, dem Bruder unſers Roſſelenkers gehört, bis jetzt aber noch wenig beſucht wird; das zweite hingegen, das ſogenannte Funkenbad, ſchon über hundert Jahre zum Baden und Trinken benutzt, bei Hautausſchlägen, in der Skrophelſucht und bei rheumatiſchen Uebeln ſehr wirkſam ſein ſoll und ſich eines ſehr lebhaften Beſuches erfreut. — Wir kehrten im Hirſch ein, erquickten uns durch ein gutes Glas Markgräfler, und mietheten, da der Himmel ſich immer mehr umzog, eine Halbchaiſe, da kein ganz verdeckter Wagen zu haben war. Weil das Innere derſelben nicht Alle zu faſſen vermochte, und Einer von uns auf dem Bedientenſitze Platz nehmen mußte, entlehnten wir einen Regenſchirm, um auf alle möglichen Fälle gefaßt zu ſein. — Hinter Wolfach, wo ſich die Wolf mit dem Kinzigfluß vereinigt und in das nach dem letztern benannte Thal übergeht, erweitert ſich das Thal immer mehr, die noch höher erſcheinenden Gebirge und die Waldungen treten zurück und geben mehr Raum für den hier fleißig betriebenen Land- und Wieſenbau; die vereinzelt liegenden Höfe werden bedeutender, Obſtanlagen durchziehen und begränzen die Felder und drängen ſich in maleriſchen Gruppen um die, die Häuſer umziehenden Gemüſegärten; Bienenſtöcke ſieht man unter den Gallerien aller Häuſer angebracht, und eine beſondere Wohlhäbigkeit ſpricht dem Wanderer aus dem Karakter der ganzen Landſchaft entgegen. — Kaum eine Viertelſtunde hatten wir Wolfach im Rücken, als die Schleuſen des Himmels ſich öffneten und ſich über uns ergoſſen; aus allen Schluchten ſtiegen Wolken auf, dichte Nebelkappen bedeckten die Bergkuppen und wälzten ſich in's Thal herab, in ihrem Zuſammenballen und Senken die groteskeſten Formen bildend. Durch heitere Geſänge verſcheuchten wir die Unannehmlichkeiten der Reiſe, und die oft verunglückenden Verſuche, uns vor dem Regen zu ſchützen, trugen nicht wenig dazu bei, unſere heitere Stimmung zu behaupten. — Vor Hauſſach verließen wir die nach Zell führende Straße, und verfolgten eine andere, in ſüdlicher Richtung zum Gutachthal führende, die von gleicher Trefflichkeit, wie die frühere, aber immer berganſteigend, uns gar bald nach Hornberg brachte. Das von der Gutach bewäſſerte Thal gewährte durch das friſche Grün ſeiner ausgedehnten Wieſen und die nahen, ziemlich ſteil aus der Ebene aufſteigenden, mit Tannen dicht bewachſenen Berge, und ſeinen zerſtreuten, in Schweizerart erbauten Häuſern, einen freundlichen Anblick; nach Hornberg zu verengert ſich das Thal durch Hervortreten eines ſteilen Felſens, auf welchem die Ruine

Digitized by Google

des Bergſchloſſes von Alt-Hornberg ſich ſtolz über das, nicht viel über tauſend Einwohner zählende Amtsſtädtchen erhebt, zu einer Schlucht, oberhalb welcher das Land immer rauher, aber auch romantiſcher wird. In Hornberg verweilten wir nicht, fuhren troz des Regens weiter, paſſirten das durch Felſen geſprengte Felſenthor und den Gremtsbach, und verfolgten unſere Straße, die am Abhange des hochanſtrebenden Gneus- und Granitgebirges, den Windungen der Gutach nach, in dem rauhen, wilden Thale aufwärts ſteigt. Nach faſt zweiſtündiger Fahrt erreichten wir die Ebene von Schönewald, und das freundliche, regelmäßig von Steinen ſeit dem letzten Brande aufgebaute Städtchen Tryberg, durch deſſen Hauptſtraße ſich die durch den Fallbach gebildete Gutach windet. — So wie wir uns der Ebene von Schönewald naheten, ließ der Regen nach, die Wolken theilten ſich, und in ſchönſter Pracht trat die Sonne hervor, als wir in Tryberg vor dem Löwen anhielten. — Tryberg iſt ein kleines, kaum 90 bis 100 Häuſer und ungefähr 800 Einwohner zählendes Städtchen, das mehrfach durch Brände zerſtört wurde, jetzt aber ein völlig neuer Ort, mit heitern maſſiven Gebäuden zu beiden Seiten einer engen, kaum hundert Morgen umfaſſenden Bergſchlucht, gleich einem Phönix aus der Aſche aufgeſtiegen iſt, und eine thätige gewerbfleißige Bevölkerung umfaßt. Oberhalb der breiten, das Städtchen theilenden Hauptſtraße, wallt der Waſſerfall, unſtreitig der bedeutendſte Deutſchlands, in ſieben maleriſchen, ſich ſchnell folgenden Stürzen, aus einer kühn anſtrebenden, von mächtigen Schwarztannen umſchatteten Felſenſchlucht herab, ein einziges, an vorragenden Felſenblöcken hoch aufſtiebendes Waſſerband, oberhalb deſſen bedeutendſten Abtheilungen zwei betretbare Stege den Beſchauer über den Fall in deſſen Mitte führen. Die Höhe des ganzen Falles beträgt 542½ Fuß, ſeine ganze Erhebung aber über die Ebene von Schönewald 2,090 Fuß. — Die Witterung begünſtigte uns hier ausnehmend; die Sonnenſtrahlen brachen ſich in den bunteſten Farben in den Millionen Waſſertropfen, die gleich einem feinen Nebel dem Falle entſtiegen und wie ein üppiger Thau das einengende grüne Ufer bedeckten; der Rückblick in's Thal war wunderherrlich: dort begränzten Felſengruppen und kahle Berghöhen den enggeſchloſſenen Horizont; ſeitwärts zogen ſanfte Wieſenfluren in's Thal hinunter; hier ſtrebten düſtre Gruppen ſtämmiger Schwarztannen himmelan und verdeckten die Abhänge, an denen einfache verräucherte Holzhütten und Bauernhöfe lehnten, und um welche herum Rinder und Ziegen auf und ab klimmten; wir ſtiegen dicht am Fall hinab, dem Städtchen zu, und begegneten einer Menge Landleuten, Weibern und Mädchen, die ihre Laſten in Körben auf dem Kopfe tragend, während des Gehens mit Strohflechten ſich beſchäftigten, aber immer noch in der unſchönen Tracht erſchienen, die uns im Schartacherthale ſo auffallen war.

Im Löwen ſpeiſten wir zu Mittag, unterhalten durch die Flötentöne eines muſikaliſchen Kunſtwerkes, deſſen Erbauer, Martin Pleſſing in Furtwangen, als ausgezeichneter Künſtler bekannt, ſchon mehrere Meiſterwerke nach England und Rußland geliefert. Das im Löwen aufgeſtellte wurde für 3,000 Gulden erkauft, doch hat Pleſſing noch werthvollere und vollendetere, bis zum Betrage von 16,000 Gulden hergeſtellt, und eines ſeiner Kunſtwerke ſoll gar in England, wo es für Geld ſehen gelaſſen wurde, aus zweiter Hand mit 70,000 Gulden bezahlt worden ſein. — Tryberg, Schönewald und das benachbarte Furtwangen ſind übrigens die Hauptſitze des Schwarzwälder Uhrenhandels und der Uhrenfabrikation; das Klima iſt zu rauh und die ganze Natur hier ſchon zu alpenähnlich, um den Ertrag des Feldbaues ergiebig zu machen, ſo daß die fleißigen Bewohner nur durch Holzarbeiten, Uhrenfabrikation und Strohflechten ihren Unterhalt ſichern können.

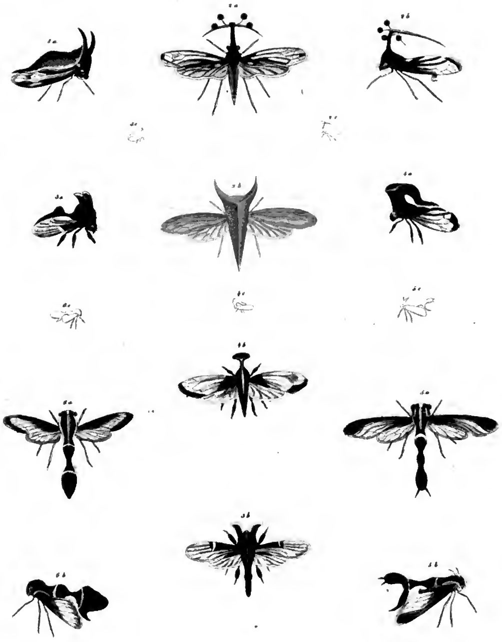
Mit friſchen Pferden ſetzten wir von hier aus unſere Reiſe fort, ſtiegen den ſteilen Berg, von welchem der Fall herunterſtürzt, zu Fuß hinauf, bis zum ſogenannten Steinmeer, einer großen Fläche zuſammengeſtürzter Granitblöcke, unter denen der Fallbach ſeinen Urſprung nimmt und, dem Auge unſichtbar, bis an die Felſenſchlucht dahinrauſcht, um ſeinen Fall zu beginnen, ließen den Wagen langſam auf der ſich an den Berg hinauf windenden Straße nachfolgen, und berührten auf der halben Höhe des Berges die zu Zeiten ſehr beſuchte Wallfahrtskapelle „Unſrer lieben Frau zu Tryberg," vor welcher eine Reihe hölzerner Verkaufsbuden auf die zeitweilige Frequenz der Kapelle hinwies; hinter der Kapelle ſteht das geräumige Dekanatsgebäude. — Auf dem Gipfel des Berges angekommen, ruhet das Auge mit Wohlgefallen auf dem verlaſſenen Thale, denn weniger erfreulich iſt der Anblick der ſich nun mehr aufrollenden Landſchaft, des rauheſten, ärmſten und unfreundlichſten Theils des Schwarzwaldes. Kahle Berge, nur auf den Gipfeln mit kleinem Nadelgebüſch, ſelten mit einzelnen Gruppen ſtämmiger Tannen gekrönt; ſteile Bergabfälle, wo kaum Ziegen zu graſen vermögen; moſige, oberquellige, mit Stachelgras bewachſene Bergwieſen; unfreundliche, verräucherte, kleine Häuſer, die hier und da zerſtreut liegen, und weder von Gärten noch Hofräumen umgeben ſind, — ſo zieht ſich das ſogenannte Moos, einen melancholiſchen Anblick gewährend, nach Furtwangen, Vöhrenbach und Neukirch hinab, und geſtattet dem Auge den Einblick in die ſich nach ihm öffnenden, eben ſo traurigen Thäler. Nur ſelten erblickt man Bauernhöfe, und dieſe nur weiter hinab, im Thale des Vöhrenbaches; faſt alle Bewohner dieſer wilden Gegend beſchäftigen ſich mit Uhrenfabrikation und Holzarbeiten, die Höfebeſitzer mit Viehzucht. Der Winter muß ſchrecklich in dieſer Gegend ſein; ſpürten wir doch ſelbſt heute, mitten im Juli, auf dieſen Höhen ein ſehnliches Verlangen nach einem warmen Stübchen. — Gewittergüſſe folgten uns fortwährend, mit jeder vorüberziehenden Wolke mehrte ſich aber auch die Rauhheit der Luft, die uns am Vormittage im Gutachthale, trotz des an-

Digitized by Google

haltenden Regens, ſo ſommerlich angeweht hatte. — Bei Furtwangen, welches aus einer Menge vereinzelter Höfe und einer großen Zahl kleiner, an Bergabhängen klebenden Holzhütten beſteht, und wo nur um die ſchöne, in Reparatur begriffene Kirche herum, einige Reihen netter Gebäude einen Komplex bilden, waren die patriotiſchen Bewohner beſchäftigt, mehrere Ehrenpforten zu errichten, da, wie die Sage lautete, der Großherzog noch heute kommen würde. Neukirch, ebenſalls nur ein unbedeutendes Dorf mit wenigen Höfen aber einer Menge Uhrmacher und Holzarbeiter, liegt rechts oon der Straße, und hatte letzten Winter, ebenſo wie das ganze Moos, ſehr oiel vom Schneeſall zu leiden. Am betrübteſten erging es den Bewohnern des Königenhofes, die am 24. Februar, Nachts 11 Uhr, von einer Schneelawine verſchüttet wurden. Im Hauſe waren 24 Perſonen, worunter zwei Söhne des Nachbars, beim Kartenſpiel oereinigt, als die Lawine herabſtürzt, das Haus zwanzig Schritt von ſeiner Stelle ſchiebt und total zertrümmert. Die Nachbarin öffnet am Morgen das Fenſter, um ihre Söhne zu ruſen, doch der Königenhof iſt oerſchwunden und einem Leichentuche gleich überdeckt die Schneemaſſe das frühere Gehöſt. Dienſtſertig eilen, auf die ſich ſchnell oerbreitende Nachricht des Unglücks, die Bewohner der benachbarten Ortſchaften herbei, um noch zu retten, was zu retten iſt; Hunderte ſind mit Hacken und Schauſeln beſchäftigt, ihre oerſchütteten Freunde und Mitbürger dem eiſigen Grabe zu entreißen. Nachmittags 3 Uhr gelingt es ihnen, ſieben der Verunglückten dem Leben wieder zu geben; ſiebenzehn Andere waren, nebſt dem geſammten Viehſtande, auf die ſchrecklichſte Weiſe getödtet worden! — Längſt iſt der Schnee der Lawine geſchmolzen und mit den Wellen des Vöhrenbaches der Donau zugeeilt, noch immer aber liegt der Königenhof in Trümmern, ein trauriges Denkmal der Rauhheit eines Theiles unſeres Schwarzwaldgebirges.

Im Dorſe Vöhrenbach ließen wir die Pſerde ein wenig oerſchnauſen, wärmten und ſtärkten uns durch ein Glas guten Weins und oerfolgten dann unſern Weg nach Neuſtadt. — Vöhrenbach iſt ein reinlicher Ort mit freundlichen Häuſern und gegen 900 Einwohnern, die größtentheils Viehzucht, Feldbau und Holzhandel, nach der Donau zu, treiben. Außerhalb deſſelben, kaum eine Viertelſtunde entfernt, ſteht auf einer kleinen Anhöhe die oon Fruchtſeldern umgebene Kapelle der gemarterten ſieben heiligen Jungfrauen, ein ſehr beſuchter und berühmter Wallfahrtsort für Kranke. Die Straße führte von der Kapelle aus immee lehnan über mehrere, einen einzigen Bergſtock bildende Hügelketten, oon deren oberſtem Gipſel wir eine entzückende Ausſicht anf das zu unſern Füßen liegende Eiſenwerk Hammer-Eiſenbach genoſſen, welches gerade von der, immer noch Waſſer ziehenden Sonne beleuchtet wurde. Rechts vom Eiſenwerke, und daſſelbe theilweiſe verſteckend, erhob ſich über demſelben, auf einem hervortretenden Felſen, die halb zerſallene Burgruine Eiſenbach, zwiſchen welcher und dem Hammerwerke die Straße bei dem, mit einem Thürmchen oerſehenen Huthauſe vorüberführt. — Hinter dem Hammer wurden die Waldungen wieder dichter; am Bache im Thal zogen ſich mehrere Sägemühlen hin, umgeben oon ſanft gewelltem Wieſenlande, auf welchem die Höſe des langgeſtreckten, ſich gegen zwei Stunden weit ziehenden Dorſes Eiſenbach, zerſtreut, zwiſchen dürſtigen Obſtbaumgruppen lagen. Von neuem näßte uns ein Regenſchauer; die fortwährend ſich hebende und ſenkende Straße, die zunehmende Kälte, die ſchneidend auf uns eindrang, und erſt den Kindern, dann uns ſelbſt empfindlich wurde, das ewige Einerlei ein und deſſelben, nicht einmal ſchönen Thales, Alles trug dazu bei, uns geiſtig abzuſpannen, und wir ſehnten uns nach dem Endpunkt unſerer heutigen Wanderung, nach dem letzten Berge, der uns von Neuſtadt ſchied. Nur zu oft wurde unſere Geduld auf eine harte Probe geſtellt, denn, hatten wir eine Anhöhe überwunden, ſahen wir aus dem Grün der Waldungen eine Häuſergruppe hervorragen, und fragten wir nach dem Namen des Ortes, ſo ertönte allemal die Antwort „Eiſenbach!“ — Nie wurde uns ein Weg ſo lang, und „Eiſenbach“ wird uns ſtets Bezeichnung der marteroollſten Langweiligkeit bleiben. — Endlich erreichten wir den Kamm des Bergzuges, der, in oielen Krümmungen ſich von Tryberg her windend, die Waſſerſcheide zwiſchen den Zuflüſſen des Rheins und der Donau bildet, und hatten, wie nach Rippoldsau hinab, einen eben ſo ſteilen gefährlichen Weg in's Thal hinunter zurück zu legen, der uns mit um ſo größerer Bangigkeit erfüllte, als unſer Fuhrmann, obgleich ein guter Roſſelenker, die Sache zu leichtſinnig nahm und kein Freund von Einhemmen war. Glücklich kamen wir aber in's Thal hinab, und eine Viertelſtunde ſpäter halb erfroren nach Neuſtadt, wo wie im Löwen die köſtlichſte Erquickung, eine gut geheizte Stube, ſanden, denn auch den an rauhes Klima gewöhnten Schwarzwäldern war die heute herrſchende Luft zu winterlich geweſen. Wir alle, namentlich die Kinder, waren oon der heutigen Tour angegriffen und ſuchten bald die Betten, während wir das gute Abendbrod faſt unberührt ließen. — Neuſtadt iſt ein kleines, gewerbfleißiges, nett ausgelegtes Städtchen im Thale an der Wietach, die aus dem Titi-See enſpringt, mit Kirche, Amt- und Rathhaus und Poſtamt, treibt bedeutende Uhrenſabrikation und Uhrenhandel durch ganz Deutſchland und den Norden, und außerdem nicht unbedeutende Viehzucht. — So wie der hinter Neuſtadt ſich erhebende Bergzug die Waſſerſcheide zwiſchen Rhein und Donau bildet, eben ſo ſcheint er die Scheidewand der ſchwarzwäldiſchen Tracht der Weiber und Mädchen zu ſein; — der grell lakirte gelbe Männerhut oerſchwindet und macht einem maleriſch flachen Strohhute oder einem ſchmucken, mit zwei Vorderflügeln oder zwei bis drei anfgerollten Bändern oerſehenen Häubchen Platz, das taillenloſe knappe Mieder geht in ein ſchmuckes, die Form hebendes Jäckchen über, der faltenreiche lange Rock, der den Weibern von hinten die Geſtalt eines wandelnden, gekrümmten

Digitized by Google



Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart

1844.

Digitized by Google

Dreiecks verleiht, verſchwindet, und erſcheint als ein, die natürliche Körperform zierendes Kleid, wenn auch etwas verkürzt, um die hübſchen rothen mit ſchwarzen, oder die blauen mit rothen Zwickeln verſehenen Strümpfe beſſer ſehen zu laſſen.

(Schluß Seite 306.)

Die Cikaden Braſiliens.

(Taf. 35.)

Bereits im vorigen Jahrgange unſeres Buchs der Welt, Seite 144, gaben wir eine Beſchreibung dieſer artigen Thierchen, und auf der beigefügten Tafel 19 die Abbildung der beiden größten Repräſentanten dieſer Zunft, der ſchönen indiſchen Cikade und des in Guyana heimiſchen Laternenträgers. Im gegenwärtigen ſuchen wir dem freundlichen Leſer die kleinſten, durch ihre ſonderbare Geſtalt aber nicht weniger intereſſanten Arten derſelben Zunft vorzuführen, die ſämmtlich Braſilien angehören, und nur erſt ſeit kurzem durch franzöſiſche Naturforſcher bekannter gemacht wurden. — Auch ſie gehören der ſechsten Ordnung Okens an, und werden von Leſſon den Cicadellen zugereiht, unter denen ſie vier geſchiedene Gattungen: Darnis, Fabr., Bocydium, Latr., Tragopa, Latr. und Ranatra, bilden. Der geſchildete Darnis, Darnis scutelligera, Fig. 1 a und b unſerer Tafel, in natürlicher Größe, hat ganz den Karakter der Bocyden, nur bietet ſein Bruſtſchild oder Prothorax folgende Verſchiedenheiten: von oben angeſehen iſt ſeine Form die eines Triangels, zwei ſtarke, gleich Hörnern umgebogene Dornen begränzen die Oberſeite ſeines Kopfes und verlängern ſich nach hinten, ſo, daß ſie den Körper deſſelben ganz verbergen, und als Theil der Flügeldecken ein aus einem einzigen Stück beſtehendes gewölbtes Verſteck bilden, welches in einer ſcharfen Spitze ausläuft. Seine ganze Oberfläche iſt mit kleinen unmerklichen Löchern und feinen Körnern beſetzt, die wie die Vertiefungen eines Fingerhutes gereiht ſind; ſeine Färbung iſt röthlich-braungelb, ganz fein mit weiß punktirt; ſeine Flügeldecken ſind fahl, ſeine Flügel durchſichtig, die Beine gelblich, der Körper orangenfarbig und der Anus ſchwarz.

Die Schellen-Bocyde, Bocydium tintinnabuliferum, Latr., Fig. 2 a, b und c, hat viel Aehnliches mit Centrotus clavatus, Fabr., ihr Prothorax iſt ſchwarz, nach der Mitte des Körpers zu verſtümmelt und vertikal auf dem Kopfe einen cylindriſchen Anſatz tragend, der leicht gekrümmt fünf horizontale Verlängerungen ausſtößt; die beiden vorderen derſelben ſind ſehr kurz, ſchief ſtehend und an den Enden mit regelmäßig abgerundeten behaarten Schellen oder Kugeln verſehen; die zwei auf der Seite befindlichen ſind wie die vorigen ebenfalls in ihrer Mitte mit Kugeln verſehen, laufen aber in zwei divergirende Spitzen aus, und zwiſchen beiden zieht ſich eine lange, nach der Wurzel zu gefiederte Borſte in halber Bogenkrümmung über den ganzen Körper zurück. Dieſe ganze Rüſtung iſt glänzend ſchwarz, die Flügeldecken länglich, durchſichtig und undurchſichtig oder fahl; die Flügel ſind glaſig, gazeartig, der Körper orangefarbig und fein ſchwarz punktirt, und die Beine gelb. — Dieſe Art lebt in der Nachbarſchaft von Rio-Janeiro.

Fig. 2 a und b zeigen das Thier von oben und der Seite, vergrößert; c aber daſſelbe in ſeiner natürlichen Größe.

Das Teufelchen, Tragopa Satanas, Latr., Fig. 3 a b c, mit ſchwarzem, ſehr fein guillochirtem Prothorax, der nach dem Hauptwirbel zu aufwärts geſchweift iſt und weiter nach den Seiten zu in zwei dicke, nach außen gekrümmte, gezähnte Hörner ausläuft, nach hinten aber verlängert eine konvexe Schale bildet, die in der Mitte mit einem Höcker verſehen iſt und in einer Spitze endet. Dieſe Schale, welche von oben konvex, von unten aber konkav iſt, beſchützt den ganzen Körper; die Flügeldecken ſind durchſichtig, gelb und durch einen fahlen Streifen bezeichnet, der durch einen ganz weißen Punkt auf der Oberdecke begränzt wird. Die Flügel ſind regenbogenfarbig, durchſcheinend; der Körper bräunlich, die Beine ſchwarz und nach unten zu ſich verdickend. — St. Paulo und die Umgebung von Rio in Braſilien iſt das Vaterland dieſes Thierchens, welches wir in Fig. 3 a und b vergrößert, in c aber in ſeiner natürlichen Größe geben.

Die gehelmte Bocyde, Bocydium galeritum, Latr., Fig. 4 a b c. Dieſe Bocyde iſt wegen ihres ſonderbar geſtalteten Prothorax oder ihrer kurzen Schweifkappe bemerkenswerth, welche bis zur Mitte des Körpers geht und dort in einer ſcharfen Spitze ausläuft; dieſe Kappe oder Helm, von welcher ſie den Namen erhalten hat, erhebt ſich über der Stirn, erweitert ſich nach beiden Seiten, indem ſie nach oben zu ein Viereck beſchreibt und nach hinten zu in eine eingedrückte umgebogene Welle übergeht, die in einer ſcharfen, harten Spitze endet. Ihre Färbung iſt ein dunkles Rothbraun, die Beine ſind nach unten zu aufgeſchwollen, die Flügeldecken ſind durchſcheinend, bräunlich an ihrer Befeſtigung, und mit einer aurorafarbigen Einfaſſung geſchloſſen; der Körper iſt lebhaft orangegelb, die Flügel durchſichtig, regenbogenfarbig, und die Beine gelblich. — Man findet ſie in den Waldungen Braſiliens. — Fig. 4 a und b ſtellt das Thierchen von oben und der Seite geſehen, vergrößert, c daſſelbe in natürlicher Größe dar.

Die zweihörnige Ranatra, Ranatra bicornis, Fig. 5 a b c. — Der Kopf der Gattung Ranatra iſt transverſal leicht abfallend; die Antennen ſehr klein und unter den beiden Augen eingeſetzt; das Bruſtſtück oder der Prothorax nach hinten verlängert und von ſehr verſchiedener und ungewöhnlicher Form; die Flügeldecken faſt durchaus frei, in ſchiefer Richtung dachförmig gefaltet; die Beine ſchlank. — Die hier abgebildete zweihörnige Ranatra hat einen gewölbten, nach allen Seiten leicht abfallenden Kopf; zwei harte,

Digitized by Google

hornähnliche Dornen, die zu beiden Seiten den Hauptwirbel überragen; Bruſtſtück, welches ſich in einem ſonderbaren Anhang verlängert, zuerſt ausſchwellt, nachher pillenförmig ſich rundet, dann verengert und zuletzt ſich gabelförmig in zwei umgebogene Körper ſpaltet, von denen der obere in zwei divergirende Spitzen endet, der untere ſich, in der Mitte etwas geſchwollen, einfach umbiegt. Die Textur dieſer Theile iſt netzförmig und ſchön fahl getüpfelt. Fünf gleiche weiße Streifchen ziehen der Länge nach über den Kopf; ein weißer Zirkel umgibt die Bauchung der Verlängerung, und ein zweiter die hintere Partie, gerade oberhalb der gabelförmigen Theilung. Die Flügeldecken ſind durchaus von gleicher fahler Färbung, der Körper aber, ſo wie die Füße, gelb. — Fig. 5 a und b zeigen das Thierchen von oben und der Seite, vergrößert, c aber in ſeiner wirklichen Größe.

Die eichelförmige Ranatra, Ranatra glandifera, Fig. 6 a b c. — Dieſe Ranatra hat von oben betrachtet faſt dieſelbe Geſtalt, als die vorhergehende, und weicht von dieſer nur in Kleinigkeiten ab. Der transverſale Kopf iſt glatt und ohne Dornen; das Bruſtſtück verlängert ſich in fantaſtiſcher Art zu einem Theil, der größer iſt als der Körper, welchen es verbirgt; dieſe Verlängerung, erſt zuſammengezogen, erweitert ſich immer mehr, und ſetzt nach unten einen koniſch geſtalteten Dorn ab; ihre Textur iſt gegittert; die Färbung fahl braun, die Oberfläche überzieht ein ſchmaler weißer Streifen, zwei weiße Bänder ziehen längs den Seiten und zwei ſchneeige Zirkel, der erſte über die erſte Anſchwellung, der zweite über die Baſis der Schluß-Erweiterung. Die Flügeldecken ſind fahl, die Flügel durchſcheinend, regenbogenfarbig, die Beine gelblich und der Bauch ſchwarz. — Dieſe, ſo wie die vorige Art leben auf den Bäumen in der Nachbarſchaft von Rio-Janeiro. — Fig. 6 a und b geben das Thierchen vergrößert, c aber deſſen natürliche Größe an.

In einem ſpäteren Hefte werden wir zur Vergleichung die Cikaden Oſtindiens und China's bringen, und ſo nach und nach den Leſer mit ſämmtlichen Arten dieſes reichen Geſchlechtes bekannt machen.

Joſeph II., deutſcher Kaiſer.

Joſeph wurde am 13. März 1741 in einer ſehr kriegeriſchen und gefahrvollen Periode geboren. Sein Vater war der Kaiſer Franz I., ſeine Mutter die hochberühmte, überaus vortreffliche Maria Thereſia.

Kaum ein halbes Jahr alt, mußte der kleine Joſeph ſchon die Drangſale des Krieges erfahren. Von mehreren Seiten bedroht, — die leichten Truppen der Feinde gefährdeten bereits die Reſidenz — faßte Maria Thereſia einen kühnen Entſchluß und floh mit ihrem Sohne nach Ungarn. Hier ſchilderte ſie, den kleinen Joſeph auf dem Arme, den verſammelten Ständen in entflammender, begeiſternder Rede die Lage des Staates, und forderte ſchleunige Hilfe, die ihr auch ſogleich zu Theil ward. Auf ihre Worte: „Eurer Tapferkeit und Heldentreue übergeben wir uns und unſere Kinder!“ zogen die Männer jubelnd die blitzenden Säbel und rieſen begeiſtert: „Laßt uns ſterben für unſern König Maria Thereſia! Blut und Leben für ihr Wohl!“

Binnen kurzer Zeit waren 15,000 Edelleute bewaffnet, und was ein Befehl nur halb und langſam zu Stande gebracht haben würde, das vollbrachte jetzt Liebe und freudiger Muth in wenigen Wochen.

Zur Belohnung für die bewieſene Treue wurde Joſeph in die ungariſche Tracht gekleidet, ſehr früh mit der ungariſchen Sprache bekannt gemacht, und endlich dem Fürſten Bathiany, einem ungariſchen Großen, als Zögling übergeben.

Den erſten Unterricht empfing Joſeph von ſeinem eigenen Vater; ſpäterhin bekam er mehrere Lehrer. Pater Franz, Mitglied des Jeſuiterordens, unterrichtete ihn in Logik und Religion; der Ingenieur Brequin in der Mathematik, der Baron von Bartenſtein in der Politik und der Geſchichte des Habsburger Hauſes, Martini in der Rechtsgelehrſamkeit, und Beck erklärte ihm die verwickelten Angelegenheiten des deutſchen Reiches.

Obgleich Joſeph in den praktiſchen Wiſſenſchaften hinter ſeinem Bruder Leopold zurückblieb, entwickelte er doch einen muntern, lebhaften Geiſt und einen Scharfſinn, der ihn beſonders in den lebenden Sprachen, der Muſik und der Mathematik vorwärts brachte. Im Allgemeinen ſehr gutmüthig und wohlwollend, zeigte er ſich doch manchmal verſchloſſen und empfindlich, und bei aller Schüchternheit und Zurückhaltung bewies er oft genug, daß er einen feſten Willen habe, den er mit edelm Stolze durchzuſetzen verſtand.

Joſeph liebte außer der Muſik beſonders ritterliche Uebungen, in denen er ſich auch auszeichnete; eine edle Kampfsbegier veranlaßte ihn ſogar, zu wiederholten Malen ſeine Mutter um Erlaubniß zu bitten, an dem Feldzuge von 1759, der in ſein Jünglingsalter fiel, Theil zu nehmen. Aber die Mutter widerſtand all' ſeinem Flehen, und wenn es auch den ſchmeichelnden Worten Joſephs einmal gelang, dem zögernden Mutterherzen die Vergünſtigung abzulocken, ſo wurde ſie doch jederzeit, zu großer Betrübniß Joſephs, wieder zurückgenommen. Der thatenluſtige Jüngling brannte darnach, ſich auszuzeichnen, aber ſeine Begierde mußte ſich vor dem ſtrengen Willen der Mutter beugen. Dieß geſchah nicht allein in dieſem Falle; das lebhafte Temperament des Jünglings und die Befehle der Mutter begegneten ſich oft; und obwohl Joſeph jederzeit in Ehrfurcht gehorchte, geſchah es doch nicht ſelten mit verhaltenem Unwillen.

Maria Thereſia war eine fromme Frau; Joſeph aber war klug genug, zu bemerken, daß ihre Frömmigkeit zuweilen gemißbraucht ward. Die Mutter legte hohen Werth, vielleicht zu hohen, auf die Geburt; Jo-

ſeph erkannte dieß, und die Folge war, daß er gar keinen Werth auf unverdiente Vorzüge legte, und den Menſchen nur nach ſeiner innern Vollkommenheit, nach ſeinen Kenntniſſen und Tugenden geſchätzt wiſſen wollte.

Im Jahre 1760 vermählte ſich Joſeph mit Eliſabeth von Parma, und lebte mit ihr in höchſt glücklicher Ehe. Er liebte ſeine Gemahlin zärtlich, und ein harter Schlag war es für ſein treffliches Herz, als er dieſelbe bei ihrer zweiten Niederkunft verlor. Seine zweite Gemahlin war Joſephe, eine Prinzeſſin von Baiern. Auch von ihr wurde er bald durch den Tod getrennt, und Joſeph vermählte ſich nun nicht wieder, indem er entſchloſſen war, Herz und Geiſt ganz und gar dem Glücke ſeines Volkes zu widmen.

Im Jahre 1764 wurde Joſeph, nach dem Hubertsburger Frieden, welcher dem ſiebenjährigen Kriege ein Ende machte, zum römiſchen Könige erwählt, und 1765, nach dem plötzlichen Tode ſeines Vaters ward er das Oberhaupt des deutſchen Reichs. Maria Thereſia ernannte ihn zum Mitregenten der Staaten ſeines Hauſes, machte ihn zum Großmeiſter der Orden, und übertrug ihm die Verwaltung des Heerweſens. Jetzt bereitete ſich Joſeph ſorgfältig zu dem hohen Berufe vor, für welchen ihn die Vorſehung beſtimmt hatte. Fleißig ſtudirte er die Verfaſſung und Verwaltung ſeiner Erbſtaaten, reiſte von Provinz zu Provinz, und ſuchte überall das wahrhaft Gute kennen zu lernen, das Mangelhafte zu verbeſſern. Auf ſeiner Durchreiſe durch Mähren verſchmähte er es ſogar nicht, einem Bauer den Pflug aus der Hand zu nehmen, und mit rüſtigem Arme das Feld zu beackern. In Folge deſſen ließen die mähriſchen Stände an der Stelle, wo dieß geſchehen war, eine Denkſäule aufrichten, indem ſie ausſprachen, daß der Kaiſer durch ſolche That den Ackerbau, den Pflegevater des Menſchengeſchlechts, geadelt habe.

Joſeph hatte während des ſiebenjährigen Krieges vielfach Gelegenheit gehabt, Friedrich II., den großen Gegner ſeines Hauſes, zu bewundern. Ein ſchönes, natürliches Gefühl trieb ihn, den vormaligen Feind perſönlich kennen zu lernen, ihm ſeine Achtung auszuſprechen, und vielleicht ein dauerndes Freundſchaftsbündniß mit ihm zu ſchließen. So beſuchte er denn im Auguſt 1769 als Graf von Falkenſtein Friedrich den Großen in ſeinem Lager bei Neiße. Höchſt freundlich wurde er empfangen; die beiden Monarchen ſetzten ſich über allen Zwang des Ceremoniels hinaus, unterhielten ſich vertraulich und gingen mit einander um, wie ein Paar zärtliche Freunde. Friedrich äußerte laut, er halte den Tag ihrer Zuſammenkunft für den ſchönſten ſeines Lebens, da er die alte Feindſchaft zweier Häuſer vernichte, welche mehr Vortheil darin finden würden, ſich gegenſeitig zu unterſtützen, als einander zu Grunde zu richten. Er erwiederte Joſephs Beſuch im Jahre darauf, indem er ſich in das Lager bei Mähriſch-Neuſtadt begab.

Im Jahre 1777 reiſte Joſeph nach Paris, wo er ſich ſechs Wochen lang aufhielt, und alle Welt durch ſeinen Geiſt und ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit bezauberte. Als am Ende dieſes Jahres zwiſchen Oeſterreich und Preußen der baieriſche Erbfolgekrieg ausbrach, eilte Joſeph an die Spitze ſeines Heeres, um ſich mit ſeinem großen Gegner Friedrich in offener Feldſchlacht zu meſſen. Maria Thereſia aber ſchloß, ohne Vorwiſſen und Mitwirkung ihres Sohnes, Frieden, und verſtimmt über dies Fehlſchlagen ſeiner Wünſche kehrte Joſeph nach Wien zurück, um ſeine Talente von Neuem der friedlichen Verwaltung ſeiner Staaten zu widmen.

Welche hohe Meinung Joſephs Zeitgenoſſen von dem jungen Kaiſer hatten, bezeugt ein Brief des Grafen von Finkenſtein.

„Der Kaiſer," ſo ſchrieb dieſer Miniſter an Friedrich den Großen, „würde ſchon als Privatperſon liebenswürdig ſein, wenn er auch kein großer Herr wäre. Er thut es Karl V. in vielen Stücken gleich, übertrifft ihn aber noch an Lebhaftigkeit, durch ſeine unerſchütterliche Begierde, ſich von Allem belehren zu laſſen, und an Eifer, ſich in der Regierungskunſt vollkommen zu machen. Mit Einem Worte: es iſt ein Fürſt, von dem man nichts als große Dinge zu erwarten hat, und der ganz Europa von ſich ſprechen machen wird."

Friedrich der Große ſelbſt ſagte von ihm: „daß Deutſchland ſeit langer Zeit keinen ſolchen Kaiſer gehabt habe," und dieſer Ausſpruch iſt treffend, da Joſeph wirklich in jeder Beziehung ein ausgezeichneter Mann war. Für ſich ſelbſt that er nichts, aber Alles zum Wohle ſeiner Unterthanen, wie er denn z. B. gleich nach dem Tode ſeines Vaters achtzehn Millionen Gulden in Staatspapieren verbrannte, die er im Schatze vorfand, und außerdem ſämmtliche Domänen, welche Franz durch Kauf als Privateigenthum an ſich gebracht hatte, ohne Entgelt dem Staate zurückgab.

Maria Thereſia ſtarb am 28. November 1780, und ließ ihren Sohn als Alleinherrſcher zurück. Zwei Stunden vor ihrem Abſcheiden ſagte ſie zu Joſeph: „Ihre Tugenden, mein lieber Sohn, verſüßen die letzten Augenblicke meines Lebens, und umgeben mein Bett."

Jetzt hatte Joſeph völlig freie Hand, und ergriff mit kräftigem Willen die Zügel der Regierung. Er war um dieſe Zeit ein ſehr ſchöner Mann, geſund und voll Feuer, lebhaft und mild zugleich. Sein Gang und alle ſeine Bewegungen waren raſch und ſicher; ſein blaues Auge ſtrahlte von Geiſt, und von ſeiner hohen Stirn alle die Seelengüte, die ihn bis zu ſeinem letzten Athemzuge nicht verlaſſen hat.

Keiner ſeiner Diener war ſo fleißig, als er. Im Sommer ſtand er um fünf Uhr, im Winter nur wenig ſpäter von ſeinem Lager auf, und ging ohne Zögern mit ſeinen Kabinetsſekretären an die Arbeit. Bis gegen neun Uhr war er thätig, dann frühſtückte er, aber nur wenige Minuten. Nachher begab er ſich in ſein Zimmer und arbeitete fleißig fort. Von Stunde zu Stunde begab er ſich auf die Gallerie, hörte die Leute an, die ihn ſprechen wollten, und nahm ihnen eigen-

Digitized by Google

händig ihre ſchriftlichen Geſuche ab. Jede Bittſchrift wurde raſch beantwortet, binnen acht Tagen hatte Jeder ſeinen Beſcheid.

Um Mittag, nur von einem einzigen Bedienten begleitet, ging, ritt, oder fuhr Joſeph ſpazieren, worauf er ſein einfaches Mittagsmahl einnahm. Eine gewöhnliche Köchin beſorgte nach ihrem Gefallen ſeinen Tiſch, über den Joſeph ſich niemals beklagte. Er genoß die einfachſten Gerichte und trank nie Wein, außer in ſeiner letzten Krankheit. Gewöhnlich ſpeiſte er allein, und nur unterwegs, auf ſeinen Reiſen, mit dem ihn begleitenden Sekretär. Die Stunde nach Tiſch widmete er der Muſik, und ging dann entweder abermals an die Arbeit oder ertheilte Audienz. Um ſieben Uhr Abends beſuchte er das Theater oder eine Geſellſchaft, welche in der Regel immer aus denſelben Perſonen beſtand, nämlich den Fürſtinnen Lichtenſtein, Kinsky und Clary, der Gräfin Kaunitz, und den Grafen Ernſt Kaunitz, Roſenberg und Lascy. Aus dieſer Geſellſchaft war jeder Zwang verbannt, und Joſeph zeigte ſich darin als der liebenswürdigſte Privatmann.

Wenn er aus dieſer Geſellſchaft oder dem Theater in ſein Zimmer zurückkehrte, arbeitete er abermals, indem er die mittlerweile eingelaufenen Berichte und Depeſchen durchflog und die Ausfertigungen unterzeichnete. Dann erſt, gegen 11 Uhr, begab er ſich zu Bett, aber auch nur dann, wenn nicht wichtige Geſchäfte den Schlaf von ihm verſcheuchten. Gab es viel zu thun, ſo arbeitete er bis tief in die Nacht hinein, und mußte oft von ſeinen Dienern erinnert werden, ſeiner Geſundheit nicht ganz und gar zu vergeſſen.

Wenn Gefahr war, z. B. Feuersnoth, eilte er ſtets zur Hilfe herbei, griff eifrig mit an, ermunterte die Umſtehenden, und leitete die nothwendigen Angriffe auf die Flammen mit bewundernswürdiger Beſonnenheit. War die Noth vorüber, ſo vertheilte er Geld unter die Leute, wie er dann überhaupt nie ausging, ohne eine Summe von hundert Dukaten oder eben ſo vielen Louisd'ors beizuſtecken, die im Laufe des Tages an Arme oder Leidende ausgeſpendet wurden.

Joſeph liebte ſein Volk und wünſchte von ihm geliebt zu ſein. Er öffnete den bisher nur dem Adel zugänglichen Augarten, allem Volk zur Beluſtigung, und ſetzte über den Eingang die Inſchrift: *Allen Menſchen gewidmet von ihrem Schätzer.* Der Adel mißbilligte dieſen Schritt, und als einige vornehme Herren ſich eines Tages beim Kaiſer beklagten, daß ſie nun nirgends mehr ein Plätzchen hätten, wo ſie ganz ungeſtört unter ſich ſein könnten, erwiederte Joſeph:

„Wenn ich immer nur unter meines Gleichen leben wollte, ſo müßte ich in die Kapuzinergruft hinabſteigen, wo meine todten Ahnen ruhen, um hier meine Tage zuzubringen.“

Mit dieſem Beſcheide gaben ſich die Herren zufrieden, und eben ſo iſt der durch ihn dem Publikum geöffnete Prater noch heut zu Tage der Hauptvergnügungsort der Wiener aus allen Ständen.

Joſeph ritt, ging, fuhr und arbeitete ſehr raſch. Niemand von ſeinen Umgebungen vermogte ſo viel zu leiſten, wie er, und noch jetzt bewahrt man viele eigenhändige und zum Theil ſehr weitläufige Arbeiten von ihm auf, die mehr als Alles ſeine unermüdliche Thätigkeit bezeugen. Haſtig, wie er von Natur war, und ſich immer des guten Zweckes bewußt, gerieth er leicht in Zorn, wenn er mißverſtanden oder einer ſeiner Befehle nur halb ausgeführt wurde. Er verließ ſich in allen Stücken einzig und allein auf ſich ſelbſt, und ſeine nächſten Umgebungen, die oberſten Behörden, hatten weder eine berathende Stimme noch durften ſie gegen ſeine Anordnungen Einwürfe machen. Der Kaiſer regierte allein, und fünf Kabinetsſekretäre vollzogen ſeine Befehle und ſchrieben ſeine Diktate nieder.

Bei dieſer Thätigkeit, die immer nur das Beſte des Volkes bezweckte, war es nicht zu verwundern, daß das Volk ſeinen Herrſcher liebte, ja anbetete; der Adel jedoch und die Geiſtlichkeit glaubten Urſache zu haben, ihn fürchten zu müſſen.

Joſeph traf jedoch bald mancherlei Einrichtungen, die nicht Jedermann, auch nicht dem Volke, gefielen. So führte er z. B. Konduitenliſten ein. Den Vorgeſetzten wurden über ihre Untergebenen eine Menge Fragen vorgelegt, welche der Wahrheit gemäß beantwortet werden mußten, und von deren Ergebniß die Beförderung der Beamten abhinge. Dergleichen Fragen waren:

Ob der Beamte in ſeinen Obliegenheiten großen, mittelmäßigen oder ſchlechten Eifer bezeige? Ob er Kenntniß fremder Sprachen und fremder Länder beſitze? Ob er einen chriſtlich frommen Lebenswandel führe? Zu was er die meiſte Geſchicklichkeit habe? Ob er Schulden mache, oder dem Trunk, dem Spiel und andern dergleichen Untugenden ergeben ſei? ꝛc. ꝛc.

Joſeph hob die Verbindung zwiſchen den Ordensleuten und dem Pabſte auf, verminderte zum Theil die früher ausgeſetzten Penſionen, verbeſſerte die Lage der Juden, vernichtete die letzten Spuren der Leibeigenſchaft, und zog eine Menge Klöſter ein, welche entweder keine Schule hatten, oder nicht Kranke pflegten, oder aber nicht predigten.

Im Frühjahr 1782 ſtattete Pabſt Pius VI. einen Beſuch in Wien ab, welchen Joſeph ſpäterhin in Rom erwiederte. Alle Zweige der Staatsverwaltung, das Kirchenweſen, die Schulen, die Polizei, der Landbau wurden verbeſſert, und die Todesſtrafen durch ein neues Geſetzbuch aufgehoben.

Die Reform, welche er mit Ungarn vornahm, das er ſeinen übrigen Staaten gleichmachen wollte, bewirkte einen Aufruhr der Walachen, welcher nur durch die Hinrichtung der Anführer gedämpft werden konnte.

Im Jahre 1784 erhob ſich in Holland ein Streit über die freie Schiffahrt auf der Schelde. In Folge deſſelben wollte Joſeph die Niederlande gegen Baiern vertauſchen; aber die deutſchen Fürſten ſtellten ſich dieſer Abſicht entgegen und verhinderten ſie.

Im Jahre 1787 reiſte Joſeph unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein in die Krim, wo er von

Digitized by Google

der ruſſiſchen Kaiſerin Katharina auf das Beſte empfangen wurde. Nach ſeiner Rückkehr verfolgte ihn Unglück auf Unglück. Die Niederländer empörten ſich, und Joſeph hob alle Neuerungen auf, um die Ruhe auf dem kürzeſten und unblutigſten Wege wieder herzuſtellen. Am 9. Februar 1788 erklärte er den Türken den Krieg, welcher Anfangs für Oeſterreich eine ſehr günſtige Wendung zu nehmen ſchien. Später aber wandte ſich das Glück, und nach dem Ueberfalle von Lugoſch mußte ſich Joſephs Heer zurückziehen, und litt außerordentlich an den Folgen unerträglicher Hitze und einer ungeſunden Gegend. Joſeph hatte alle Strapazen des Feldzuges ertragen, und mit den gemeinſten Soldaten die Gefahren und Entbehrungen des Krieges getheilt. Erſt am Ende des Feldzugs trank er ein wenig Wein, früher nur Waſſer. Bei jedem Ueberfall war er der Erſte, beim Angriff der Kühnſte geweſen, und hatte überdieß im Lager ununterbrochen ſeine Regierungsgeſchäfte fortgeſetzt. Jetzt aber wankte ſeine Geſundheit und mit dem Todeskeime in der Bruſt, erſchöpft und niedergebeugt, kam er im December in Wien an.

Obgleich im folgenden Jahre das Kriegsglück ſich wieder günſtig zeigte, ſo vermogten doch alle Triumphe die Geſundheit des Kaiſers nicht wieder herzuſtellen. Eine Haupturſache aller Leiden, die ihn jetzt trafen, war das im November 1789 eingeführte Steuergeſetz. Edelleute und Bauern waren gleich unzufrieden damit. Die Niederländer erklärten ſich für frei, und vertrieben die kaiſerlichen Truppen aus allen Provinzen. Nur Luxemburg blieb in der Gewalt des Kaiſers. Joſeph zeigte ſich zur Nachgiebigkeit bereit, aber die Niederländer wieſen jeden Vorſchlag trotzig von ſich. Auch die Ungarn empörten ſich von Neuem, und verlangten, unzufrieden mit der jetzigen Verwaltung, ihre frühere Verfaſſung, ihre alten Rechte zurück. Da erklärte Joſeph, im Januar 1790, alle während ſeiner Regierung erlaſſenen Verordnungen für aufgehoben, und behielt nur das Toleranzedikt vom 20. Juni 1781 bei.

Joſephs Körper erlag und ſchon im Januar 1790 fühlte er, daß er mit ſchnellen Schritten dem Grabe zuwanke. Er erkundigte ſich bei ſeinem Leibarzt Quarin nach ſeinem Zuſtande, indem er ſagte:

„Sprechen Sie frei, ich fürchte mich nicht vor dem Sterben; wohl aber wäre es nicht gut für meine Staaten, wenn ich vom Tode überraſcht würde!“

Trauernd mußte der ehrliche Arzt eingeſtehen, daß die Krankheit des Kaiſers unheilbar ſei, und aus Dankbarkeit für ſeine Offenheit erhob ihn Joſeph in den Freiherrnſtand.

Ruhig ſah Joſeph dem nahenden Tode entgegen, ohne jemals ein Wort der Klage laut werden zu laſſen. Seinem Neffen Franz, den er vorzugsweiſe liebte, übergab er an deſſen Geburtstage einen goldenen, mit Brillanten geſchmückten Degen, indem er ſagte: „dieß ſei ein Andenken von einem Oheim, der bald nicht mehr ſein würde.“ Einem Miniſter reichte er die Konſultationen der Aerzte mit den Worten: „Leſen Sie hier mein Todesurtheil.“ Seinen Brüdern und Schweſtern ſagte er ſchriftlich das letzte Lebewohl, und empfing am 13. Februar die Sterbeſakramente. Alle Umſtehenden waren tief erſchüttert; der greiſe Feldherr Laudon brach in Thränen aus; Joſeph allein blieb ruhig, indem er ſich willig der Beſtimmung Gottes beugte.

Freigebig belohnte er noch in den letzten Tagen ſeine Kabinetsſekretäre, und ließ an die Armen und Nothleidenden über eine halbe Million Gulden vertheilen.

Bis zu dem letzten Tage ſeines Lebens diktirte und arbeitete er noch. So am 19. Februar, wo er von ſeinen Sekretären ſein Teſtament niederſchreiben ließ, in welchem er ſeinen Bruder und Nachfolger zum Univerſalerben einſetzte.

Noch ein herber Tropfen fiel in den Leidenskelch Joſephs, ehe er verſchied. Am 18. Februar empfing er die Trauerbotſchaft, daß Eliſabeth von Württemberg, die Gemahlin ſeines Neffen, geſtorben ſei. Er hatte ſie ſehr geliebt, und unterlag faſt dem Eindrucke dieſer betrübenden Nachricht. Endlich faßte er ſich, indem er rief: „Herr, dein Wille geſchehe!“ Dann ordnete er ſelbſt das Leichenbegängniß an, und empfahl baldige Beiſetzung, *damit für ſeinen eigenen Leichnam Platz werde*.

Am 19., nach zehn Uhr Abends, entließ er ſeine Sekretäre, ſagte lateiniſch zu den Aerzten, daß er den Todeskampf fühle, und ließ ſeinen Beichtvater kommen. Mit dieſem war er allein. Abwechſelnd ſchlummerte Joſeph und ſprach irre. Doch erholte er ſich wieder; der letzte Hauch ſeiner großen Seele beſchäftigte ſich mit den wichtigſten Angelegenheiten des Staates; ſie waren der Gegenſtand ſeiner letzten Phantaſien.

Er betete: „Herr, der du allein mein Herz kennſt, dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich Alles, was ich unternahm und befahl, aus keiner andern Abſicht, als zum Wohl und zum Beſten meiner Unterthanen meinte. Dein Wille geſchehe.“

Um Mitternacht ſpürte er die Abnahme des Gehörs und dann des Geſichts, und ſagte zum Pater Auguſtinus: „Laſſen Sie mich ein wenig ruhen, ich werde Sie wieder rufen.“

Gegen acht Uhr Morgens, am 20. Februar 1790, kamen die Aerzte. Sie fühlten faſt keinen Puls mehr. Der Beichtvater trat wieder ein. Joſeph betete mit ihm. Endlich ſagte er: „ich fühle die Annäherung des Todes.“

Seine letzten Worte, — er richtete ſie an den Beichtvater — lauteten: „Beten Sie: Herr, in deine Hände empfehle ich meine Seele. — Ich glaube, meine Pflicht als Menſch und Regent erfüllt zu haben.“

Der Todeskampf dauerte etwa fünf Minuten, und war ſchmerzlos. Einem Schlafenden glich die irdiſche Hülle Joſephs, als ſeine Seele ſie verlaſſen hatte.

Joſeph war ein großer Menſch. Zu Schmidt, dem Geſchichtsſchreiber der Deutſchen, ſagte er einſt:

Digitized by Google

„Schonen Sie Niemanden, auch mich nicht, wenn Sie mit Ihrer Geſchichte ſo weit kommen. Die Fehler meiner Vorfahren und meine eigenen müſſen unſeren Nachkommen zur Lehre dienen."

Friedrich der Große achtete Joſeph ſehr hoch. An Voltaire ſchrieb er über ihn: „Fürſtlich erzogen, hat Joſeph doch einfache Sitten; mit Schmeicheleien von Jugend auf überhäuft, hat er ſich dennoch Beſcheidenheit bewahrt; brennend nach Ruhm und Auszeichnung opfert er dennoch ſeinen Ehrgeiz der Pflicht."

Joſephs Lieblingsidee war: Selbſtherrſcher zu ſein, und die große Maſchine des Staats allein durch eigene Kraft zu lenken. Was er für groß und mächtig erkannte, wollte er in ſeinen Ländern heimiſch machen, und es würde ihm gelungen ſein, wenn man ihn immer richtig verſtanden hätte und ehrlich in ſeine Pläne eingegangen wäre. Aber Vorurtheil und Eigennutz kreuzten nur zu oft ſeine guten Abſichten, und nicht ohne Wehmuth und Bekümmerniß mußte er deßhalb manchen trefflichen Plan fallen, manche vorzügliche Einrichtung unausgeführt laſſen. Joſeph war ein Weiſer, der ſtets das Gute wollte, und es dennoch nur ſelten zu erreichen vermogte; er war ein Regent, der ſeine Staaten zu beglücken ſuchte, und durch die böſen Abſichten Anderer daran gehindert wurde; er war ein Vater, der ſich für ſeine Kinder aufopferte, ohne daß dieſe ihm dankten; er war ein Menſch, der vollherzig die Menſchen liebte, aber aus Mißverſtand nicht wieder geliebt ward.

Friede ſeiner Aſche, Liebe und Ehre ſeinem Andenken!

Franz Hoffmann.

Die Knochenhöhlen.

Es iſt unbeſtreitbar, daß bei der Idee einer Höhle die Phantaſie eines jeden, nicht ganz Unempfindlichen lebhaft angeregt wird, und mit einem Gefühl, aus Grauen und Neugier gemiſcht, verfolgen wir nicht ungern die Bilder, die aus den Erzählungen, mit denen das Kind in dämmernder Abendſtunde vielleicht unterhalten ward, vor uns auftauchen. Drachen bewahren dort den, mit Blut und Unrecht erworbenen Schatz, deſſen der frevelnde Beſitzer nicht froh ward; Zwerge mit Nebelkappen und alt, wie die Berge ſelbſt, wohnen darin und hüten den verzauberten Hort oder bleiches Gebein, mit klugen Runenſprüchen es bergend, bis der Erlöſende ohne Schuld und Trug, den feſſelnden Bann zerreißt.

Die Wirklichkeit des Lebens ſtört uns bald aus dieſen Träumen und die Vernunft fragt nach dem Grunde, dem Rechte, mit welchem ſie ſich ſo zauberwarm an unſere Bruſt ſchmiegen und den Geiſt umfangen. Dreiſt aber mögen wir ihr antworten: nicht Alles iſt leerer Traum; es iſt in unſern Tagen geſehen und klug unterſucht, was die alte Kindsfrau uns erzählte und alle Hochgelahrten haben es nicht zu deuten gewußt!

Ein armer Schullehrer ging im Juni 1835 auf der rauhen Alp aus, um heilſame Baldrianwurzeln für ſeine, an Krämpfen leidende Frau zu ſuchen. Von ſeinem Wohnort, Erpfingen, wandte er ſich an den Höllenberg, in deſſen dürrem Geſtein die Wurzel am kräftigſten gedeiht. Wohl lag es ihm im Sinn, wie der alte Schäfer immer behauptet, es ſei nicht geheuer in jenem Walde; ſein Großvater ſchon habe erzählt: dort ſeien „böſe Dinge" vermauert — doch war es ja ſein Amt, dem Aberglauben zu wehren, und freudigen Muths ging er an ſein Geſchäft. Bald auch füllte ſich ſein Säckchen, als er am Fuße eines Felsblocks ſich Ruhe vergönnte. Aus blanker neuer Zinndoſe nahm er eine erquickende Priſe, als die Glatte ihm entfiel, und in die Spalte zwiſchen zwei Steinen zu ſeinen Füßen rollte. Die Hacke mußte er holen, um den Stein herauszuwuchten, der ſeiner derben Hand die Wiedererlangung nicht geſtatten wollte, da fiel ſie, als er ihn hob, in das ſchwarze Loch, das plötzlich unter ihm ſich aufthat. Die neue glänzende Doſe gab er nicht auf; er riß das Geſtrüpp zur Seite weg, er bog ſich hinab und ſah in das ſchwarze Dunkel einer weiten Kluft, aus der dumpfer Moderduft aufſtieg und hinabfallendes Geröll gab weiten Hall auf dem Felsboden der Tiefe. Betäubt ſprang er auf und ſammelte tiefathmend die Sinne. Das friſche ſaftige Grün, der Vögel muntrer Sang, die lichte ſtrahlende Sonne am reinen blauen Himmel ermuthigten den von der Unterwelt Erſchreckten. Nicht weit vom Waldſaum lehnte an hohem Birnbaum eine Leiter, dort hatte der Schultheiß geſtern einen Bienenſchwarm gefaßt. Schnell holte er ſie, und hob einen Stein nach dem andern behutſam aus der länglichten Oeffnung, die augenſcheinlich künſtlich mit ihnen zugekeilt war. Das Licht des Tages fiel jetzt freundlich in die Höhle, und unten blinkte die Doſe. Er ſenkte die Leiter hinab, die auf ungefähr zwanzig Fuß Grund fand, und ſtieg muthig hinunter. Er ſtand in weiter Halle, die ſich nach hinten in eine noch höher gewölbte zu öffnen ſchien. Rings aber um ihn lagen grinſende Schädel und bleiches Gebein, und ekler Modergeruch umqualmte ihn. — Wer verargt es dem Entſetzten, wenn er eilig die Leiter hinan klimmte und haſtig heim rannte.

Bald jedoch trat im altbekannten Schulſtübchen, wo ſtets ſein Geiſt beherrſchend gewaltet, die Vernunft in ihre Rechte. Die Idee, der weitgenannte Entdecker einer großen Höhle zu ſein, hatte auch ihre Reize: doch allein ging er nicht mehr; mit zwei muthigen kräftigen Burſchen und mit Licht, Feuerzeug u. ſ. w. verſehen, kehrte er zur unheimlichen Felsſpalte zurück.

Sie ſtiegen hinab, nicht ohne einige Komplimente über den Vortritt, und fanden ſich in einer Höhlenkammer von etwa 30 Fuß Höhe und der doppelten Länge und Breite. Unter der Oeffnung, in der ihre Leiter lehnte, lag ein Haufen von 10 — 12 Fuß Höhe, der aus ſchwarzer Modererde, mit Menſchenknochen be-

Digitized by Google

ſtand. Auch Pfeile und Lanzenſpitzen, Arm- und Fußringe, Scherben von Gefäßen aus feiner Siegelerde, Bruchſtücke zerhauener Schilder, ſogar die Trümmer eines elfenbeinenen Kammes, fand man bei nachheriger Unterſuchung in ihm *).

Die zweite, impoſantere Weitung war mit blendend weißem Tropfſtein bekleidet, deſſen abenteuerliche Formen der Phantaſie ein reiches Feld boten. In ihrer Mitte war ein roher Herd mit feuchten Kohlen und Scherben zerbrochener Gefäße. Rings umher lagen bleiche Gerippe mit angebrannten und benagten Knochen von Hirſchen, Rindvieh, Hunden u. ſ. w. gemiſcht.

Die dritte und vierte Höhlenkammer prangte mit den herrlichſten Tropfſteinbildungen, wie ſie, unentweiht, aus den Händen der Natur kamen. Noch waren ſie nicht von tauſend neugierigen Fackeln geſchwärzt, noch nicht mit Tauſenden gekritzelter Namen beſudelt. In jungfräulicher Reine glänzten ſie zum erſten Mal vom Lichterſtrahl der Beſuchenden. Hier ſchien ein mächtiges Orgelwerk ſeine Pfeifen zu ordnen; in jener Niſche ſtand ein weiß behangener Altar; dort winkte eine weiß verhüllte Geſtalt. Mächtige Säulen ſtützten den in ſchweigendes Dunkel verhüllten Dom, und von der Hinterwand ſchien ein verſteinerter Waſſerfall zu ſtürzen. Es däuchte den Erſtaunten, ſie ſeien in den lautloſen Saal unterirdiſcher Gnomen gedrungen.

Die überraſchende Schönheit dieſes Anblicks hatte das Grauen, welches zerſtreuetes Menſchengebein auch auf den Muthigſten übt, und von dem nur der Rohe frei iſt, verwiſcht, bald doch wieder ward es durch einzelne mächtige Knochen geweckt, die ſchon in der vierten Kammer ſich fanden. Die fünfte Abtheilung der Höhle war ganz mit ihnen erfüllt. Schädel, größer wie Ochſenköpfe, lagen da, mit furchtbarem Gebiß bewaffnet. Alle dieſe Knochen lagen in lettigem Boden verſunken oder waren mit einer Rinde von Sinter bekleidet.

Es waren Knochen des gewaltigen Höhlenbären (Ursus spelaeus Blumenb.), die unſer Schullehrer und ſeine Begleiter hier fanden. Dieſes Thier gehörte der Zeit vor der Sündfluth an, und wir lernten es nur aus den Reſten kennen, die man in unſerer, dann in den Höhlen von Gailenreuth und Muggendorf am Streitberg in Franken und in einigen andern Höhlen in England und Frankreich findet.

Bei der großen Ueberſchwemmung, welche wir die Sündfluth nennen, flohen wahrſcheinlich dieſe Thiere auf die Höhen der Alp. (Die Höhle liegt zwiſchen 2400 und 2500 pariſer Fuß über dem Meere.) Aber auch hier erreichte ſie die ſtets ſteigende, alles Leben vertilgende Fluth. Sie zogen ſich in ihre Schlupfwinkel, die Höhlen, zurück, und hier, zuſammengedrängt, erloſch das ganze Geſchlecht, und im Lauf der Jahrtauſende verſteinerten ihre rieſigen Gebeine.

Weit ſchwieriger möchte die Frage: woher kommen die Menſchengerippe? zu beantworten ſein. Eine Begräbnißhöhle, wie wir ſie bei einigen amerikaniſchen Völkern kennen, war es nicht: denn ſonſt wären die Gerippe in übereinſtimmender, anſtändiger Stellung gefunden — wozu dann auch die Feuerſtelle, die kein Altar, ſondern ein gewöhnlicher Herd geweſen ſcheint; wozu alles dergleichen Geräth, welches kein Volk ſeinen Todten als letzte fromme Spende mitgab; woher der hohe Moderhaufen unter der verkeilten Oeffnung, der nur aus hinab geworfenen Leichen gebildet ſcheint?

Einiges hat folgende Erklärung für ſich, die wir hier, ohne jeder anderen und beſſeren zu nahe treten zu wollen, vorlegen.

Die Siege Heinrichs I. bei Merſeburg (932) und Otto's I. bei Augsburg (955), oder auch die ungeheure Schlacht in den catalauniſchen Feldern, löſten die Heere der Hunnen auf, und allenthalben von ihren Feinden umſchwärmt, ſuchten ſie in einzelnen Haufen das Vaterland zu erreichen. Leicht konnte ein ſolcher Trupp unſere Gegend durchziehen und in der verſteckten, trockenen Höhle eine Zeitlang wohnen. Endlich von den Umwohnern entdeckt, fiel der Kern der Mannſchaft kämpfend an der Oeffnung, in die ihre Leichen von den, über ihre Geſtalt und wilden Sitten entſetzten Siegern hinabgeſtürzt wurden, und die ſie feſt verrammelten, um den Reſt dem Hunger und der Verzweiflung im langſamen Tode zu weihen *).

Alles dieß iſt und bleibt, wahrſcheinlich für immer, bloßer Wageſatz, und allmälig kömmt ſchon der ſchauerliche Fund in Vergeſſenheit. Die Höhle iſt aufgeräumt, die Gebeine ſind verſchleppt bis auf einen kleinen Reſt, der dem Beſucher in einem Drahtkaſten gezeigt wird, ein anderer bequemer Eingang ſogar iſt gewonnen. Schullehrer Fauth, der Entdecker der Karlshöhle, bekam von der Gemeinde zehn Gulden.

Drei Tage nach der Entdeckung begleitete Schullehrer Fauth den Einſender dieſes Aufſatzes ſelbſt in die Höhle, und erzählte ihm, was hier gegeben wurde. Vor einem Jahre ſah ich die Karlshöhle wieder — und kaum konnte ich mich überzeugen, die Verſtümmelte, Entweihte ſei noch dieſelbe! Doch erſcheint ſie ſtets noch weit intereſſanter, als die, alles Zugänglichen beraubte Nebelhöhle, welche nur die Mode und den näheren Weg für ſich hat, da beide auch in der Größe wenig verſchieden ſind.

Wir geben hier eine oberflächliche Beſchreibung der bekannteſten und merkwürdigſten Knochenhöhlen. Es iſt eines ihrer wichtigſten Merkmale, daß ſie ſich

*) Die hier auch aufgehobene Münze mit der othonienſiſchen Eule lag ſchwerlich hier, ſondern es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Finder ſie hier finden wollte.

*) Man hielt die Hunnen für Zwittergeburten, von Alraunen und unreinen Geiſtern in Sümpfen und Wildniſſen erzeugt. Jornandes de reb. Geticis, Amian. Marcellinus, Desguignes hist. gener. des Huns etc.

ſämmtlich zwiſchen Süd und Oſt öffnen. Nie wird man in einer Höhle, die gegen Nord und Weſt ſich mündet, Knochen von Urthieren finden. Es iſt dieß einer von den vielen Beweiſen, die wir haben, daß die Strömung jener mächtigen Fluth von Südoſt nach Nordweſt ging.

Die Baumannshöhle beim Dorfe Rübeland, in der Gegend von Blankenburg am Harz, erhielt ihren Namen von einem Bergmann, der 1670 ſie Tag und Nacht allein nach Erzen durchſpähete und vor Erſchöpfung drei Tage nach dieſer Wanderung ſtarb.

Sie mündet etwa 100 Fuß über dem Bett der Bode gegen Süd-Süd-Oſt. Die Knochen, die man im Letten, der in ihr ſich niederſchlug, findet, gehören meiſtens dem Höhlenbären, nur wenige der Höhlenhyäne.

Die Gailenreuther Höhle. Sie liegt in der Gegend von Erlangen, und eine große Zahl der vorzüglichſten Gelehrten haben über die Menge der wohlerhaltenen Knochen in ihr geſchrieben, unter denen wir nur Cuvier, Goldfuß, Buckland nennen wollen. Sie beſteht aus mehreren Kammern, und ihre ganzen Wandungen ſind, zu großem Theil, ein Gemenge aus Lehm und Knochen. Die Decke iſt Fels. Drei Viertheile der gefundenen Knochen gehören Ursus spelaeus und Ursus priscus an; das letzte Viertel rührt von Hyänen und Wölfen, nebſt einigen andern kleineren Höhlenbewohnern her, wie Iltiſſe, Füchſe ꝛc. Sie ſcheint ſchon vor der großen Ueberſchwemmung von den Bären bewohnt geweſen zu ſein, wie es die Menge der zermalmten und benagten Knochen ihres Raubes, Hirſche, Rehe, Ochſen, Pferde u. ſ. w., und die hohe Schicht ihres Kothes, anzeigt.

Man fand auch in ihr den merkwürdigen Schädel einer Höhlenhyäne, der eine wieder geheilte Knochenverletzung zeigt. Nach Eſper darf man annehmen, daß bis Ende 1774 einige Tauſend Zähne geſammelt und 180 Bärenſchädel heraus genommen waren. Der jetzige Aufſeher grub in drei Jahren 140 Schädel aus.

Das Kühloch iſt eine trockene Höhle ohne Tropfſtein, dem Schloſſe Rabenſtein gegenüber. Es enthält eine ungeheure Menge ſchwarzer, aus verfaulten Thierkörpern entſtandener Erde, mit Bruchſtücken von Zähnen und Knochen von Höhlenbären gemiſcht. Nach Bucklands Berechnung mußten hier etwa 300 Bären verfaulen, um dieſe Maſſe thieriſchen Staubes zu geben, die die Bauern umher zum Düngen ihrer Wieſen benutzen.

Die Höhle von Kirkdale in England. Sie ward 1821 bei Gelegenheit eines Chauſſeebaues entdeckt. Sie öffnet ſich Oſt-Süd-Oſt und iſt 245 Fuß lang, aber ſo niedrig, daß man nur da, wo einige Querſpalten ſie durchſetzen, aufrecht ſtehen kann. In dem Lehm, der ihren Boden deckt, findet man eine Menge zerbiſſener Knochenſplitter von wenigſtens dreiundzwanzig Thierarten; nämlich ſechs Fleiſchfreſſer und Höhlenbewohner, wie Hyäne, Wolf, Bär, Tiger, Wieſel und Fuchs. Dieſes waren wahrſcheinlich die eigentlichen Inwohner, die übrigen Reſte von Elephanten, Rhinozeros, Pferd, Ochs, Hirſch, Haſen, mehrerer Vögel ꝛc. ſind wohl als Beute und ſtückweis, wie dieſe Thiere noch heute es machen, hineingeſchleppt worden. Die Inſaſſen ſelbſt wurden im Tode ſchwerlich von den überlebenden verſchmäht, bis die gewaltige Fluth der ganzen Haushaltung ein Ende machte: und ſo kömmt es, daß man nicht ein ganzes Geripp, ſondern nur zermalmte einzelne Knochen und Thierkoth, namentlich von den aasfreſſenden Hyänen, findet.

Noch mehr von den Erſtgenannten verſchieden und an Merkwürdigkeit abnehmend ſind die Höhlen von Lunel vieil und Bize in Frankreich. Erſtere liegt nur eine Stunde vom Ufer des mittelländiſchen Meeres entfernt, in der Gegend von Montpellier, und enthält Reſte von Haifiſchen, Meerkonchilien und eine Menge der verſchiedenſten Knochen in rothem Thon und Geröll, die augenſcheinlich durch eine Ueberfluthung vom Mittelmeer aus, von Süd nach Nord, hier ſich ablagerten. Weil auch die Knochen von jetzt noch lebenden Thieren und auch im Aeußeren wenig verändert gefunden: ſo verkaufen die Arbeiter mit franzöſiſcher Frivolität alle Knochen, deren ſie habhaft werden, dem Fremden für Knochen aus der Höhle.

In Bize kommen ſogar Menſchenknochen mit rohem Topfgeſchirr vor, als Beweis, wie ſehr viel jünger die Fluthen ſind, die dieſe Klüfte vollſchwemmten, als die ſogenannte Noahiſche Ueberſchwemmung, die das Geſchlecht der Höhlenbären und einige andere, gleichzeitige Fleiſchfreſſer vertilgte.

Auch im Bohnerz der rauhen Alp, welches in Spalten und Mulden des Jurakalkſteins ſich eingeſchwemmte, kommen Knochenſtücke und Zahnſplitter von Nashorn, Elephant, Wolf, Hirſch, Pferd u. ſ. w. vor, die in eine agatartige Maſſe ſich verwandelt haben. Mit ihnen fand man Meſſer, Hufeiſen und andere Erzeugniſſe menſchlichen Kunſtfleißes, oft in beträchtlicher Tiefe.

Welcher menſchliche Scharfſinn vermag dieſe Thatſachen zu erklären? Nur Er vermag ſie zu deuten, der das All dieſer Leben hervorrief und vernichtete, um dem Menſchen eine Prüfungsſtätte, einen Ort der Vorbereitung zu bauen.

Schmidt.

Der Hund in ſeinen Raſſen.

(Taf. 36.)

Keine Thiergattung erfreut ſich einer ſolchen Verſchiedenheit, als die der Hunde; über die ganze Erde verbreitet, ſind ſie überall die treuen Gefährten, und, durch ihre natürliche Anhänglichkeit, durch welche ſie ſich vor allen Thieren auszeichnen, die uneigennützigſten Freunde des Menſchen. — In den mannigfaltigſten Raſſen vorkommend, die einander oft nicht im geringſten ähneln, nach den Raſſen aber dem Menſchen zu

Digitized by Google

1844

Digitized by Google

Digitized by Google

den verſchiedenſten Zwecken nutzbar werden, geht die Zahl der durch Paarung und Kreuzung entſtehenden Unter- und Miſchlingsarten, die ſich ſtets durch neue Geſtalten und Farben auszeichnen, in's Unendliche, die wir aber hier, wo es ſich darum handelt, die Natur in ihrer primitiven Schöpfung kennen zu lernen, nicht berückſichtigen können. — Seit den erſten Zeiten des Menſchengeſchlechts dem Menſchen zugethan, und ſein Begleiter durch alle Klimate, iſt man über die Stammeltern des Hundes bis jetzt noch nicht in's Reine gekommen, und viele Naturforſcher wollen in der ganzen Gattung nur eine Baſtardſchöpfung erkennen, für deren Eltern ſie bei den kleineren Arten den Schakal, bei den größeren den Wolf, und bei den mittleren die Baſtarde beider Thierarten annehmen, eine Behauptung, der durch die Exiſtenz wilder Hunde in verſchiedenen Theilen der Erde am kräftigſten widerſprochen wird, obgleich auch bei dieſen viele Naturforſcher vom Fach nur eine allmälige Verwilderung annehmen wollen, welche aber keineswegs erwieſen iſt.

Oken zählt in ſeiner Naturgeſchichte die Hunde der dritten Stufe, den oberen Haarthieren zu, und reiht dieſelben, als zweite Gattung der vierzehnten Zunft, der fünften Ordnung, den Nagelthieren, bei; Cuvier hingegen führt ſie als zweite Gruppe der dritten Familie, der Raubthiere, in der dritten Ordnung, den Fleiſchfreſſern, auf, und bezeichnet ſie daſelbſt als 23ſte Gattung, die ſie mit dem Wolf, dem ſchwarzen Wolf, dem Schakal, dem Fuchs, dem Korſak, Fennek und Simir bilden.

Im Nachſtehenden beſchäftigen wir uns nur mit dem Haushunde, Canis familiaris, und ſeinen verſchiedenen Raſſen, von denen die gegenüberſtehende Tafel 36 die wichtigſten Repräſentanten zeigt, die mit den eigentlichen wilden Hunde Afrika's, Aſiens und Amerika's identiſch ſind.

Die Hunderaſſen zerfallen, abgeſehen von Oken und Cuvier, in ſechs Abtheilungen, von denen die erſte:

Canes Lachnei, die Wolfshunde, umfaßt; ſie ſind mit dichtem langem Haar bekleidet, urſprünglich Alle mit geſpitzten Ohren, und bewohnen zunächſt die arktiſche Zone beider Kontinente; ſie ſind klug, arbeitſam, von großer Geſtalt, und im Allgemeinen weiß und ſchwarz von Farbe. — Die bekannteſten Arten dieſer Abtheilung ſind:

Der Koſcha oder Siberiſche Hund, Canis Sibiricus, — der Eskimo-Hund, C. borealis, — der Isländer oder Fiaarhund, C. islandicus, — der Haſen-Indianer-Hund, C. lagopus, — der Neufundländer, C. Terrae novae, — der Nutka-Hund, C. laniger, — der Alco oder Goſchis, C. Alco, — der Pommer oder Spitz, C. Pomeranus, und vom Haushunde, C. domesticus, der Schäferhund, der große Wolfshund, der Calabriſche und der St. Bernhardshund.

Die zweite Abtheilung: die Wacht- und Fleiſcherhunde, Canes laniarii, ähneln im Schädelbau den vorigen; Statur meiſtens groß, einige ſehr groß; Pelz kurz; Inſtinkt der Wachſamkeit vorherrſchend; kühn; jagdluſtig; mäßigen Scharfſinn; wenig Geruchsſinn; nicht ſehr gelehrig; Ohren ſtehend oder theilweiſe niedergeſchlagen; bewohnen urſprünglich die gemäßigte Zone der nördlichen Halbkugel. — Die bekannteſten Arten: der turkomaniſche und ſuliotiſche Wachthund und Saurüde, C. suillus, — die däniſche Dogge, C. glaucus, — der Fleiſcherhund, C. laniarius, — der Hirtenhund von Cuba, C. molossus, — der reine Spürhund, der eingeborne indianiſche Zughund, der Techichi, der Wolfhund Florida's und der Hund der nordamerikaniſchen Indianer.

Die dritte Abtheilung: die Windhunde, Canes venatici, grajii, haben eine Schädelbildung gleich der der vorigen, nur iſt die Fläche des Kopfes geradliniger; der Wuchs hoch; die Bruſt tiefer; die Lenden gebogen; der Unterleib in der Höhe gezogen; der Schwanz lang, dünn, nur bei der reinen urſprünglichen Brut bebuſcht; die Ohren klein, zugeſpitzt, meiſtens zurück- und niedergelegt; nur wenig Geruchsſinn; wenig Scharfſinn; keine beſondere Anhänglichkeit; große Schnelligkeit, und mit dem Geſicht jagend; Farbe ſchwarz, weiß und ſchieferfarbig; ſie bewohnen urſprünglich die gemäßigte und warme Zone der nördlichen Hemiſphäre der alten Welt, bis zu den Tropen herab, und zerfallen in drei Raſſen: a. mit langem rauhen Pelz, b. mit kurzem weichen Pelz, und c. in die gemiſchte Raſſe. Die bekannteſten Arten von a. ſind: der ruſſiſche und tartariſche Windhund, C. hirsutus, — die Brinjaree aus Indien, — der perſiſche und der Beduinen-Windhund, — der ſchottiſche Windhund, C. scoticus, — der iriſche Hund, C. hibernicus, der größte von Allen, — und der gemeine oder griechiſche Windhund, C. grajus. — Von b. Der kleine Windhund, C. italicus, — der britiſche, C. leporarius, und der türkiſche langöhrige, der egyptiſche glatte, und der Acaba-Windhund der Beduinen, und von c. der gewöhnliche Spürhund, C. vertagus, — der egyptiſche Straßenhund; — der haarloſe, und der nackte türkiſche Hund.

Die vierte Abtheilung: die Jagdhunde, Canes sagaces, mit ziemlich verlängertem Schädel, deſſen Wandbeine ſich nicht nähern, ſondern erweitern, und ſo dem Gehirn eine größere Ausdehnung geſtatten; die Ohren ſind gerundet, hängend; Geruchsorgan bedeutend ausgebildet; Scharfſinn groß; mittlere Statur, ſtark und elaſtiſch geformt; Schwanz aufwärts tragend; Farbe weiß und braun in Flecken, oder weiß und ſchwarz. — Einheimiſch in der gemäßigten Zone der alten Welt. Man unterſcheidet zwei Hauptraſſen, die erſte mit kurz behaartem, die zweite mit langhaarigem Fell; die Hauptarten der erſteren ſind: der Bluthund, C. sanguinarius, mit ſeinen Kreuzraſſen, der Pürſch- oder Schweißhund, der orientaliſche Hund, der Talbot, der alte ſüdliche, der Pintſcher, der Parforce- oder Hirſchhund, der Fuchsjäger, der Stäuber (Harrier), der Spürhund (Beagle), der Turnſpit, der Burgos, der dalmatiſche oder Kutſcherhund, und der

Digitized by Google

Hühnerhund, C. avicularius; — die der zweiten: der Setzer oder Vorſtehhund, C. index, — der Wachtelhund, C. extravius, — der Springer, der Kocker, der Blenheim, der Malteſer, C. Melitensis, — der Waſſerhund oder Pudel, C. aquaticus, — der kleine Barbett, der Griffon und der Löwenhund, C. leoninus.

Die fünfte Abtheilung: die Haushunde, oder Kläffer, Canes domestici; mit rundem Kopf, ſpitzer Schnauze; großen hervorſtehenden Augen; aufgerichteten Ohren; von mittlerer und unter mittlerer Größe; ſcharfſinnig, wachſam, lärmend; wenig geachtet, und als Miſchlingsraſſe von drei verſchiedenen Spezies abſtammend, von denen die erſtere der Dächſel, C. vertagus, urſprünglich die gemäßigte weſtliche Region des alten Kontinents, die zweite die warme und tropiſche Region deſſelben, und die dritte die gemäßigten und kalten Breiten Südamerika's bewohnt zu haben ſcheint.

Die ſechſte und letzte Abtheilung enthält die Maſtiffs oder Bullenbeißer, Canes urcani; mit großem Schädel; abgeſtutzter Schnauze; erhabener Hirnſchale; großer Stirnhöhle; Knochenköpfe der unteren Kiefer oberhalb der Linie der oberen Backzähne; Maul von vorn abgerundet, mit herunterhängenden Lefzen; Ohren klein, theilweiſe niederhängend; Genick und Lenden ſtark; Bau kräftig; Schwanz aufrecht getragen. — Sie bewohnen urſprünglich die hohen Gebirgsreihen der gemäßigten Zone der nördlichen Hemiſphäre der alten Welt. Die bekannteſten Arten dieſer Abtheilung ſind: der tibetaniſche Maſtiff, C. urcanus, — der engliſche Bullenbeißer, der Cuba-Maſtiff, die Bulldogge, C. anglicus, der Bull-Terrier oder Bullendächſel, der Pug, der Mops, C. fricator, — der Harlekin, C. variegatus, — der Roquet, C. hybridus, und der alicantiſche Hund.

Als Stammraſſen der unzähligen, jetzt in Deutſchland, ſo wie überhaupt in Mittel-Europa exiſtirenden Miſchlings- und Kreuzungsarten, können wir mit Recht aus obigen Abtheilungen den Neufundländer, den Pommer, den Windhund, den Hühnerhund, den Dächſel, den Pudel, den St. Bernhardshund, den Pintſcher, den Mops und den engliſchen Maſtiff annehmen, da ſie auch faſt die einzigen ſind, bei denen die Hundeliebhaber, wenn ſie ein Weibchen beſitzen, Sorge tragen, daß ſich daſſelbe nur immer mit Hunden derſelben Raſſe paart.

Die Lebensart aller dieſer Hundearten iſt im Allgemeinen ſo übereinſtimmend, daß, ſo verſchieden auch ihre körperlichen Eigenſchaften ſein mögen, hierin keine Ausnahme vorkommt. Sie freſſen Alles, was der Menſch verzehrt, gleichviel ob roh oder gekocht, und obgleich Fleiſch ihre Lieblingsnahrung iſt, auch Gemüſe, Brod, Obſt, ja ſogar Fiſche. In der Ruhe ſitzen ſie auf den Hinterfüßen; um zu ſchlafen liegen ſie auf dem Bauche, die Hinterfüße angezogen und mit dem Kopfe zwiſchen den vorwärts geſtreckten Vorderfüßen; wenn es heiß iſt, auf der Seite mit völlig ausgeſtreckten Beinen, und bei großer Ermattung auf dem Bauche, die Hinterbeine ganz nach hinten ausgeſtreckt und die Schnauze mit einer der Vorderpfoten bedeckt; wenn es kalt iſt, zuſammengerollt und mit der Schnauze zwiſchen den Hinterbeinen. — Klüger als alle andern Thiere, ſelbſt den Elephanten nicht ausgenommen, kann man dem Hunde Phantaſie und Denkvermögen nicht abſprechen, und ſie träumen, brummen und bellen im Schlafe, eine Erſcheinung, die nur bei wenigen Thieren vorkommt. Unter allen fleiſchfreſſenden Thieren beſitzen ſie die größte Verſchiedenheit der Modulation in ihrer Stimme und bellen, kläffen, heulen, belfern, ſchreien, gauchſen, brummen, knurren und weinen, je nach den Empfindungen, welche ſie fühlen. Wenn ſie ſich gegenſeitig bei der Jagd ermuthigen, wenn ſie bei einem entfernten Geräuſch ihre Wachſamkeit bezeichnen, wenn ſie ihr Mißvergnügen über gewiſſe Laute hören laſſen; in Schmerz und Leiden — immer haben ſie beſtimmte, bezeichnende Töne; bald ein tiefes zitterndes Gurgeln, als Zeichen ihrer Ungeduld; ein leiſes Knurren bei ſteigendem Aerger; eine Art Schrei bei zunehmender Wildheit. Wer hat noch nicht die bezeichnenden Laute eines Schäferhundes beobachtet? das eigenthümliche, halb verſchluckte Blaffen, als Ausdruck verliehener, ſich fühlender Macht; ein Ton, der von der Heerde gut verſtanden wird; die ernſtere aber kurze Wiederholung, wenn das erſte Zeichen nicht beachtet wurde, gefolgt von dem tiefen rauhen Laut, der eine Drohung überbringt, und endlich das ſcharfe Knurren, wenn er es nöthig findet, Gehorſam zu erzwingen und nach dem Punkte zu eilen, wo er ſeine Befehle mit gut verhaltenem Aerger ſelbſt ausführt. Wie bezeichnend tönt die Stimme eines Hundes, der eine geſchloſſene Thüre geöffnet zu ſehen wünſcht; wie ganz anders bei bettelnder Beharrlichkeit, oder wie empfindlich, wenn man ihm verächtlich begegnet. Im Umgang mit Menſchen ſcheinen ſie alle Schwächen der Menſchen angenommen zu haben: wie eiferſüchtig auf ihres Herren Gunſt, wie ſchnell im Entdecken des angenehmen Beſuches, wie inſolent gegen Arme oder geringer gekleidete, wie ſelbſtſüchtig beim Freſſen, wie tyranniſch gegen ſchwächere, wie ſchmeichelnd gegen ſtärkere ihres Gleichen, und wie nachträglich gegen Fremde bei empfangenen Beleidigungen oder bei ihnen geſchehenem Unrecht.

Tileſius erzählt einen Vorfall mit ſeinem Hunde, von dem er Zeuge war: Der Hund war einſt von einem ſtärkeren tüchtig abgeſchüttelt worden, entkam aber noch glücklich nach Hauſe, genoß von nun an nur die Hälfte ſeines Futters und bildete von der andern in ſeiner Hütte zurückgelegten, einen Vorrath. Nach einigen Tagen ging er aus, kehrte bald mit mehreren Hunden der Nachbarſchaft zurück und verzehrte gemeinſchaftlich mit dieſen die geſammelten Vorräthe, wodurch er erſt die Aufmerkſamkeit ſeines Herrn auf ſich zog. Nach zurückgelegtem Male zogen alle zuſammen fort, Tileſius folgte durch mehrere Straßen bis zum Ende der Stadt, wo der Führer durch Anbellen einen ſtarken Hund bezeichnete, über welchen nun alle Gäſte herfielen und denſelben tüchtig zerzauſten. — Einen

Digitized by Google

ähnlichen Fall beobachtete man vor wenig Jahren in einer der Vorſtädte von London, wohin ein Mann von Devenport ſeinen Hund mit hingenommen hatte. Dieſes Thier, dort von einem Wachthunde gebiſſen, kehrte mit ſeinem Herrn nach Hauſe zurück, wurde aber nach einigen Tagen nebſt einem ſeiner Kameraden vermißt, und nach zehn Tagen erhielt ihr Herr erſt die Nachricht, daß beide Hunde nach London zurückgekehrt ſeien, und dort gemeinſchaftlich den Wachthund angegriffen und zerriſſen hätten.

Der Scharfſinn einiger Hunderaſſen iſt nicht weniger bemerkenswerth: ein Hund, welcher verſäumt hatte, die über einen Fluß führende Fähre zu beſteigen, ſchwamm hinter derſelben her, fand aber, daß ihn die Fluth weit mit fortriß; ſtatt nun ſeinem Ziele zu folgen, ſchwamm er zurück, lief eine Strecke am Ufer aufwärts und ſtürzte ſich von Neuem in die Fluth, wo er nun mit Hilfe der Strömung gerade an den Landungsplatz getrieben wurde. — Scharfſinnig im höchſten Grade verbinden ſie mit dieſem Scharfſinne die wohlwollendſten Gefühle und ein Ahnungsvermögen nahender Gefahren, was alle Begriffe überſteigt: ich war ſelbſt Zeuge, daß ein Waſſerhund ſich ungeheißen in die Fluth ſtürzte, um einen kleinen Kläffer zu retten, der muthwilligerweiſe hineingeſtürzt worden war. — Der Spitz eines holländiſchen Oberländer-Schiffes ſprang, als daſſelbe in Bremen an der Schlechte vor Anker lag, plötzlich über Bord, packte die Kleider eines hineingeſtürzten Kindes und ſchwamm mit dem Kinde nach der Landungsbrücke, noch ehe Jemand den Unglücksfall bemerkt hatte; während derſelbe Hund, wenn noch ſo viel Kinder ſich badeten, ganz ruhig am Bowſpriet liegen blieb, oder höchſtens die Naſe in die Luft ſteckte und nach den Wolken ſchnoberte; der merkwürdigſte Fall iſt aber der, wo ein St. Bernhardshund, der einem Engländer und deſſen Führer auf die Gletſcher folgte, bemerkte, daß der Erſtere, welcher ſich einer furchtbar tiefen Eisſpalte zu ſehr nahete, um in dieſelbe zu ſchauen, mit ſammt ſeinem Führer, der ihn, um ihn zu retten, am Arme ergriff, in's rutſchen kam; der Hund packte plötzlich die Kleider ſeines Herrn, ſtämmte ſich mit Macht gegen das Eis, und rettete ſo Beide vom unvermeidlichen Tode. — Ein bemerkenswerthes Vorgefühl nahender Gefahr ſcheint allen Hunderaſſen eigen zu ſein; nach Kapitän Fitzroy's Bemerkungen über das Erdbeben zu Valcahuasca am 20. Februar 1835 hatten alle Hunde die Stadt vor dem erſten großen Stoße, der die Stadt in Trümmern ſtürzte, verlaſſen, und dieſelbe Bemerkung hatte man bereits früher, bei gleicher Gelegenheit, zu Conception gemacht. — Ihre Anhänglichkeit und Treue verdient unſere Bewunderung, denn zahllos ſind die Fälle, wo ſie ihre Herren ſelbſt im Tode nicht verließen, auf dem Schlachtfeld die Leichen ihrer getödteten Gebieter bewachten, oder auf den Gräbern derſelben ihr Leben aushauchten. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erregte zu Liſle ein Hund, der der Leiche ſeines Herrn folgte und deſſen Grab nicht verließ, und fortwährend an demſelben ſcharrte und heulte, und trotz alles Verjagens immer wieder dorthin zurückkehrte, die Bewunderung und Theilnahme der ganzen Nachbarſchaft, ſo daß man ihm endlich daſelbſt eine Hütte bauete und täglich mit Nahrung verſah. Das treue Thier lebte neun Jahre lang auf dem Grabe ſeines Herrn, und täglich hallten ſeine Trauertöne zum Himmel empor.

Die Vertraulichkeit, welche zwiſchen dieſem Thiergeſchlecht und unſerer eigenen Raſſe beſteht, iſt ſo allgemein faſt in jedem Lande der Erde, daß jede Bemerkung darüber faſt überflüſſig erſcheint; ich kann aber den Glauben nicht unterdrücken, daß die Allgemeinheit der Thatſache den größten Theil der Menſchen verhindert, über den Gegenſtand ſelbſt reiflich nachzudenken. Während faſt jedes andere Thier den Menſchen als ſeinen ſchrecklichſten Feind fürchtet, iſt hier eines, welches ihn als ſeinen Gefährten betrachtet und ihm als Freund folgt. Wir dürfen hier nicht die Natur der Sache verkennen; es geſchah nicht dadurch, daß wir dieſes Thier zu unſerm Nutzen abrichteten und ihm in dieſer Hinſicht den Vorzug vor allen andern Thieren gaben, ſondern weil gerade dieſes Geſchlecht ein natürlicher Trieb belebte, ſich den Menſchen anzuſchließen und nützlich zu machen. Wäre dieſes nicht der Fall, ſo würden wir in verſchiedenen Ländern eine gleiche Vertraulichkeit mit andern Thiergattungen finden, je nach den Gewohnheiten, dem Geſchmack oder der Laune der verſchiedenen Volksſtämme. Doch überall, auf der ganzen Erde, iſt's nur der Hund, dem es Vergnügen macht, ſich mit uns zu vereinigen, unſern Aufenthalt zu theilen, und Freude und Leid mit uns zu tragen, und der ſogar eiferſüchtig darauf iſt, unſere Aufmerkſamkeit allein auf ſich zu ziehen; der uns allein perſönlich kennt, und unſere Nähe ahnt und wittert, der für uns wacht, uns vor Gefahren warnt, der ſelbſt in Noth und Tod uns nicht verläßt, und deßhalb auch von allen alten Völkern ſchon als Sinnbild der Treue angenommen wurde.

Als Repräſentanten der verſchiedenen, oben von uns bezeichneten reinen Raſſen, liefern wir auf mitfolgender Tafel 36 den St. Bernhardshund, den Maſtiff und den Neufundländer. Der Alpen- oder St. Bernhardshund, Fig. 1, iſt unſtreitig die Stammraſſe unſers Fleiſcherhundes, des Wacht- und Heerdenhundes, und der größeren Arten unſerer Jagdhunde. Er iſt groß, von ſtarkem Körperbau, platter Stirn, mäßig gebogenem Schwanz, und ſeine Ohren gleichen denen eines Wachtel- oder Hühnerhundes. Die Originalraſſe, die aber nicht ſehr zahlreich mehr und durch ihre Gelehrigkeit, Klugheit und Stärke bekannt iſt, iſt von weißer Farbe und mit ſchwarzen, braunrothen oder braungelben Flecken verſehen; eine andere Raſſe beſitzt dichtes kurzes Haar, und iſt mehr oder weniger mit grauen, lederfarbigen und ſchwarzen Flatſchen (großen Flecken) gezeichnet, und ſcheint eine Miſchung der Stammraſſe mit der großen däniſchen Dogge zu ſein. — Beide Arten ſind abgerichtet, während des Winters

Digitized by Google

mit Körben voller Nahrung und Wein verſehen, in den Alpenpäſſen nach Reiſenden herum zu ſuchen, die den Weg verloren haben, oder durch Schneeſtürme überfallen, oft vom gewiſſen Tode bedroht ſind, und namentlich vom Hoſpiz St. Bernhard gehen viele zur Winterszeit nach allen Richtungen aus, gefolgt von Mönchen, die zu dieſem löblichen Zweck ſich verpflichtet haben, und jeden Winter werden durch ihre Hilfe Menſchenleben gerettet. (Siehe Jahrgang 1842. S. 33.)

Mit ihm verwandt iſt der Hühnerhund, von mittelmäßiger Größe, langer dicker Schnauze, öfters mit geſpaltener Naſe, langen breiten, herabhängenden Ohren, mit langem, wenig gebogenem Schwanze, den man aber in der Regel dem kaum drei bis vier Wochen alten Hunde zum Theil mit einem Meſſer abſchlägt, und die Wunde dadurch wieder heilt, daß man ſie mit warmem Leinöl beſtreicht und Aſche darauf ſtreut. Das Haar des Hühnerhundes iſt kurz, — eine langhaarige Art, die beſondere Vorliebe für's Waſſer hat, nennt man Waſſerhunde, und benutzt ſie zur Waſſerjagd, — die Farbe deſſelben meiſt weiß mit braunen, ſeltener ſchwarzen Flecken, zuweilen auch ganz weiß, ſchwarz, braun, gelb oder grau. — Er iſt ein trefflicher gewandter Jäger, und hat einen außerordentlichen Geruchsſinn. Zur Jagd auf Haſen, Rebhühner und Schnepfen iſt er faſt unentbehrlich, ſo gern er dieſe aber auch verfolgt, ſo ungern frißt er Geflügel, und deſſen Knochen gar nicht. Er iſt der gelehrigſte Hund zur Dreſſur; nur muß er ſchon von ſeiner Geburt an auf ſeinen künftigen Beruf vorbereitet werden; bis zu einem Alter von neun Monaten wird er nicht angelegt, ſondern erhält einen freien, gut verwahrten Tummelplatz und wird an einen beſtimmten Pfiff und Namen gewöhnt; nach Dreivierteljahren macht man ihn leineführig, und erſt nach einem, oder beſſer nach anderthalb Jahren, ſchreitet man zur Hausdreſſur, wo er die ganze Zeit über an der Kette gehalten wird und Niemanden zu ſehen bekommt, als ſeinen Herrn. Kennt er endlich die Stubendreſſur, kann er apportiren, tout beau machen und avanciren, ſo geht man mit ihm zur Feldarbeit, endlich zur Holzarbeit, und zuletzt zur Waſſerarbeit über, und hat nun an ihm einen vollkommen ausgebildeten Hühnerhund.

Der Windhund, eine eigene Stammraſſe, iſt größer als der vorige, hat eine lange ſpitze Schnauze, einen ſchlanken Körper, dünne hohe Beine, kleine Ohren, die an der Spitze meiſtens herabhängen, und iſt von Farbe meiſt gelblich, doch auch ſchwarz und grau, und in manchen Gegenden meiſtens weiß mit ſchwarzen, braunen oder gelblichen kleinen Flecken; ſein Schwanz iſt lang, dünn und nach oben mäßig gekrümmt. Der Körper iſt mit kurzen Haaren bedeckt, zuweilen iſt er aber auch langhaarig. Der Windhund iſt die ſchnellſte aller Hunderaſſen, und wird deßhalb zur Jagd auf Haſen, Füchſe, Hirſche und wilde Schweine benutzt, obwohl die Jagd mit ihm für den Wildſtand äußerſt ſchädlich, und daher in vielen Ländern ganz verboten iſt. Trotz ſeiner ſchlanken feinen Geſtalt iſt er außerordentlich ſtark, doch darf er nicht fett werden; er ſieht vortrefflich, riecht aber deſto weniger, bellt ſelten, und iſt als Haushund weder treu noch wachſam. — Eine kleinere Art von ihm, das Windſpiel, iſt nicht als Jagdhund zu benutzen, ſondern ergötzt nur als Stubenhund durch ſeine Schnelligkeit, ſeine Sprünge und Wendungen.

Der Maſtiff, Canis urcanus, deſſen Stammvaterland Centralaſien iſt, wurde ſchon von den Celten in Großbritannien eingeführt. Er iſt der größte und ſtärkſte aller Hunde, hat eine kurze, dicke Schnauze, einen ſtarken muskulöſen Nacken, ſtarke kräftige Beine, hängende Ohren, überhängende Lefzen, geſpaltene Naſe und iſt kurz behaart; ſeine Farbe iſt einfach grauſchwarz, einfach löwengelb, oder auch bunt weiß oder gelblich, mit grauen, braunen oder ſchwarzen Flecken oder Streifen. Von Natur iſt er träg und nicht beſonders wachſam, hat auch keinen geſchärften Geruchsſinn, dabei iſt er aber muthig und im Zorne furchtbar. — Verſchloſſen und ſchweigſam, phlegmatiſch und im Gefühle ſeiner Kraft verſchmäht er ſich ſelbſt aufzuregen, betrachtet alle Gefahren mit der größten Kaltblütigkeit, und zeichnet ſich ſo von der ganzen Familie aus, noch mehr aber durch ſeine Gleichgültigkeit, Kreuzungen mit andern Raſſen einzugehen. — Obgleich die Maſtiff-Raſſe früher über einen großen Theil der Erde verbreitet war, war ſie doch nirgends in großer Menge zu finden, und vielleicht nur in Mittelaſien wild; als ein Hausthier betrachtet iſt der Maſtiff mehr ein freiwilliger Geſellſchafter als Diener, und wegen ſeines nicht beſonders feinen Geruchsſinnes oft ſogar ſeinem eigenen Herrn, wenn dieſer ſich ihm zur Nachtzeit naht, gefährlich. — Der hier Fig. 2 abgebildete Maſtiff von Thibet iſt größer als der engliſche, mit dickem Kopf, erhabenem Hinterhaupt und ſehr herunterhängenden Lippen; die Haut an den Augenbraunen bildet nach der Außenſeite der Augen zu eine Falte, die in der Wange endet; die Ohren ſind rund und niederhängend; das Genick bemerkenswerth voll, der Rücken leicht gebogen, der Schwanz, über den Rücken geſchlagen, iſt ſehr zottig und zuſammen mit dem ſehr rauhen Haar des Körpers von tiefer ſchwarzer Farbe und an den Seiten etwas gewölkt; über den Augen, um die Schnauze herum, und an den Pfoten lohfarben. — Der engliſche Maſtiff iſt urſprünglich von dieſem Stamme, gegenwärtig aber mit Bluthunden etwas gekreuzt; in Größe und Stärke iſt er dem thibetaniſchen vollkommen gleich, und in ſeiner Geſtalt ſogar edler und eleganter als dieſer. Seine Farbe iſt gewöhnlich eine hellere oder tiefere Lederfarbe, und ſeine Schnauze und ſeine Ohren ſind ſchwarz. — Ein Maſtiff, Eigenthum des 43ſten britiſchen Regiments, maß in der Schulterhöhe 29½ Zoll, im Kampf mit ſeinem Bruder zerriß er dieſen, war aber ſonſt ein durchaus ſanftes Thier, der die Liebkoſungen Fremder ſtets durch ein leiſes Wedeln des Schwanzes anerkannte, und den Schmeichler dabei ernſt, ja faſt traurigen Blickes anſah. — Cirino, Whitaker und Andere, erwähnen es

Digitized by Google

als übergroßen, Alles an ſich reißenden Eifer Heinrichs VII. für die Vorrechte der Krone, daß er Befehl gab, einen Maſtiff zu hängen, der es gewagt hatte, mit ſeinem König, dem Löwen, zu kämpfen, und aus den Zeiten der Königin Eliſabeth wird vom Lord Buckhurſt, dem damaligen Geſandten am Hofe Karls IX. der Kampf eines Maſtiffs berichtet, der mit einem Bären, einem Leoparden und einem Löwen allein in die Schranken trat, und alle drei niederriß.

Als treue Wächter ſind die Maſtiffs allgemein bekannt, und die ruhige Aufmerkſamkeit, die ſie dem nächtlichen Diebe erweiſen und mit welcher ſie ihm zur Seite gehen, ohne ihm etwas zu thun, mit der ſie ihn aber auch zugleich abhalten, Hand an irgend etwas zu legen oder zu entſpringen, iſt durch vielfache Beiſpiele nachgewieſen. Die Geſchichte eines Maſtiffs, welcher fortwährend von einem ſpieligen kleinen Kläffer gequält und beläſtigt wurde, endlich des Neckens überdrüſſig ruhig aufſtand, denſelben am Genick ergriff und ihn in das nahegelegene Waſſer trug, iſt bekannt, und wir können hier noch eine ähnliche von Chicken (dem Hunde des 43ſten Regiments) beifügen, der, als er einſt die Unionſtraße in Plymouth herabging, von einrr ganzen Heerde Köters bellend angefallen und umringt wurde; ruhig, ohne ſich um ſie zu kümmern, ſetzte er ſeinen Weg fort, als das Gedränge um ihn aber ſo groß wurde, daß ſie ihn im Gehen hinderten, blieb er unbeweglich ſtehen, lüftete ſeine Hinterpfote und erſchrocken fuhr der ganze Troß aus einander. — Die Maſtiffs des Kontinents ſind gewöhnlich weiß, mit großen ſchwarzen oder röthlichen Wolken, aber eben ſo groß und ſtark wie die engliſche, und die Geſchichte erwähnt zweier, im Beſitz des Königs Auguſt von Polen, die beide eine Schulternhöhe von 30 Zoll hatten.

Der Mops, eine Raſſe, die, rein gehalten, jetzt immer mehr verſchwindet, iſt der Maſtiff im Kleinen, und hinlänglich bekannt; er wird als Stubenhund gehalten, hat wenig Fähigkeiten, iſt ein arger Kläffer, hat aber eine außerordentliche Anhänglichkeit.

Der Pudel, der gelehrigſte aller Hunde, zugleich aber auch der Eingebildetſte und Eitelſte, iſt von mittlerer Größe, hat ſchönes langes, gekrauſtes Haar, breite und herabhängende Ohren, und iſt entweder ganz weiß oder ganz ſchwarz, oder ſchwarz mit weißem Stirn- und Bruſtfleck. Er iſt ruhig, verſtändig, treu; ſchwimmt gern und gut, und wird außer zur Unterhaltung auch zur Waſſerjagd gebraucht.

Ihm folgt der Pommer oder Spitz, der entweder mittelmäßig oder klein von Geſtalt, eine lange ſpitze Schnauze, gerade ſpitze Ohren und einen gerollten Schwanz beſitzt. Der Spitz iſt ſeiner Wachſamkeit wegen ſehr geſchätzt, und übertrifft darin alle andern Hunde; er iſt muthig, treu, beißig und klug, und kann wie der Pudel zu allerhand Künſten abgerichtet werden. Ein ächter Spitz muß einfarbig weiß, ſchwarz, grau, gelb oder fuchsroth ſein, und darf dabei eine weiße Bläſſe auf Stirn und Bruſt, und weiße Pfoten haben, und kann dabei kurz- oder langhaarig ſein. — Eine Abart von ihm iſt der Bologneſer- oder Seidenhund, welcher klein, mitunter nicht größer als ein Eichhörnchen, früher als Schooshund ſehr gemein war, jetzt aber auch nur ſelten rein gefunden wird. Er hat lange, ſeidenweiche Haare, lange hängende Ohren, kurze Beine und iſt meiſtens von blendend weißer Farbe.

Der Dachshund oder Dächſel, ein kleiner aber muthiger, mit ſtarkem Gebiß verſehener Hund, der keiner Dreſſur bedarf, dem ungeachtet aber als Jagdhund und als Schweißhund gut zu gebrauchen iſt, vor einem Jahre aber nie mit zur Jagd genommen werden darf, und da er überaus große Neigung hat, jede Art von Wild zu verfolgen, an der Leine geführt, oder bis zum Jagdplatz, dem Dachs- oder Fuchsbau, in der Jagdtaſche getragen werden muß. — Er hat einen langen Körper, kurze und krumme, öfters doppelt ausgeſchweifte, ſeltener gerade Beine; eine lange ſpitzige Schnauze, manchmal mit überhängenden Lippen; breite, lange, herabhängende Ohren, und kurze, ſelten lange Haare. Seine Farbe iſt oben ſchwarz oder braun, unten roſtbraun, die Lefzen ebenfalls häufig roſtbraun, und über den Augen haben die Schwarzen dergleichen Flecken. — Geſcheckte ſind ſelten, auch zarter als die braunen und ſchwarzen, und in der Regel kleiner. — Je kürzer die Beine ſind, um ſo beſſere Jäger ſind die Dächſel; die langhaarigen aber taugen nicht viel, und ſind nur als Stubenhunde zu benutzen.

Der Pintſcher iſt klein von Geſtalt, von der Farbe des Dachshundes, ſchwarz mit roſtfarbenem Bauche, Schnauze, Augenflecken und Beinen, oder ganz braun; geſcheckt kommt er, als ächte Raſſe, nie vor; ſeine Beine ſind hoch, ſeine an der Spitze überhängenden Ohren werden, wie ein Theil des Schwanzes, in der Jugend weggeſchnitten. — Er iſt außerordentlich munter, äußerſt klug, aber nicht treu und folgſam; er iſt ein begieriger Jäger, ein guter Ratten-, und durch ſein eifriges Wühlen, Maulwurfsfänger, eignet ſich aber, ſeiner Unfolgſamkeit wegen, nicht zum Jagdhund.

Der Neufundländer, Fig. 3, zwiſchen Vorder- und Hinterbeinen länger als der Maſtiff, und daher der größte aller Hunde, iſt jetzt allgemein in Europa verbreitet; ſehr ſtark, klug, gelehrig, ein ausgezeichneter Schwimmer, und auch ohne abgerichtet zu ſein, ſchon öfters der Retter von unzähligen Ertrinkenden geweſen. Seine Schnauze iſt dick, ſein Haar dicht, lang und ſeidenartig, ſein Schwanz langhaarig und buſchig. Seine Farbe ſchwarz, mit einem roſtfarbenen Fleck über den Augen und braungelber Färbung um die Schnauze herum; gebräunten, zuweilen etwas weißen Zehen und weiß und braun untermiſchtem Schwanzende. Andere ſind ganz ſchwarz, und noch andere, die größten unter ihnen, weiß mit ſchwarzen Flecken. Ihre Augen ſind verhältnißmäßig klein, und von lichtbrauner Farbe. Die reine Brut dieſer Raſſe iſt faſt halbplattfüßig, und ſchwimmen, tauchen und vertragen den Aufenthalt im Waſſer folglich beſſer und länger, als irgend ein anderer Hund, und keiner eignet ſich beſſer

Digitized by Google

zum Ziehen, oder zum Wachen und Beſchützen des Eigenthums, gleichviel ob auf dem Lande oder auf Schiffen, als dieſer. Als Waſſerhund iſt er ausgezeichnet, und lernt jeden Befehl ausführen. — Vor einigen Jahren wurde die Zahl der um St. John in Neufundland befindlichen Hunde auf 2000 angegeben, die während der Fiſchzeit für ſich ſelbſt ſorgen mußten, und in dieſer Zeit den Bewohnern oft gefährlich wurden; im Winter wurden ſie als Zugthiere benutzt, um Holz, Fiſche und Kaufmannsgüter zu transportiren, und man nimmt an, daß ein einziger Zughund dieſer Raſſe fähig iſt, durch den Ertrag ſeiner Arbeit ſeinen Herrn den Winter über zu erhalten. — Sie ſind die einzigen Hunde, die nie der Waſſerſcheu unterliegen, dagegen ſind ſie einer Seuche unterworfen, die aus Vernachläßigung und Hunger bei ihnen entſteht, von welcher viele hingerafft werden, und die auch einſt Urſache ſein wird, daß der ganze Reſt des Stammes auf Neufundland verſchwinden dürfte. — Die *ſibiriſchen* und *kamtſchadaliſchen Hunde* ſcheinen Kreuzungen der neufundländer Raſſe mit Wölfen zu ſein; die *Eskimo-Hunde* aber eine eigene Raſſe, die jedoch viel Aehnliches von der neufundländiſchen hat, zu bilden. Letztere ſind weniger hoch als die Neufundländer, haben einen ſpitzeren Kopf und ein zottigeres Fell, und fallen meiſtens grau, oder grau mit braun und ſchwarz gemiſcht. Viele ſind ganz weiß, ähneln unſerm Spitz, ſind aber kräftiger, und gute Zughunde, Schwimmer und Fiſcher, auch zwiſchen den Zehen, wie manche der ächten Neufundländer, mit Schwimmhäuten verſehen. — Die *kamtſchadaliſchen Hunde* haben eine ſpitze Schnauze, ſpitze Ohren, ähneln an Geſtalt dem Wolfe und ſind mannigfaltig gefärbt. Sie leben Jahr aus Jahr ein im Freien, ſcharren ſich im Sommer Gruben, um kühl zu liegen, und verbergen ſich im Winter im Schnee, um Schutz gegen die Kälte zu haben. Kälte bekommt ihnen übrigens beſſer als Wärme. Ein Bellen vernimmt man von ihnen ſelten, wohl aber ein höchſt unangenehmes Heulen. Die eigentliche Nahrung derſelben beſteht gewöhnlich in Fiſchen. Im Sommer ſuchen ſich die Hunde ihre Nahrung ſelbſt an den Ufern der Seen, Flüſſe und Meere; ſie ſtellen ſich bis an den Bauch in's Waſſer, und ſchnappen nach den Fiſchen, die ſich ſehen laſſen. Im Herbſte treibt ſie der Hunger zur Rückkehr in die Dörfer, wo die Beſitzer ſie auffangen und anbinden, um ſie bei bevorſtehenden Schlittenfahrten ſogleich zu haben. Da ſie bei ihrer Rückkehr immer ſehr fett ſind, erhalten ſie täglich nur ein kleines Stück Fiſch, zuweilen aber auch manche Tage gar nichts, um ſie abzumagern, da fette Hunde nicht zum Ziehen taugen. Den Durſt löſchen die Hunde im Winter mit Schnee und Eisſtücken. Auf Reiſen bekommen ſie Morgens höchſtens einen halben Fiſch, Abends aber die volle Fütterung, und mit hungrigem Magen laufen ſie öfters 15 bis 20 Meilen in einem Tage. — In Kamtſchatka ſind vollſtändige Hundepoſten für den Winter eingerichtet, und ſechs Hunde ziehen eine Laſt von 640 Pfund. — Fährt man in drei Tagen 45 Meilen mit denſelben Hunden, ſo muß man den vierten Tag ruhen; werden aber die Hunde unterwegs faul, ſo erhalten ſie eine Züchtigung mit Ruthen oder der Peitſche. — Auch der *ſibiriſche Hund* wird allgemein als Zugthier benutzt. — In China und vielen Inſeln des indiſchen Archipels wird der Hund gegeſſen, und iſt eines der Lieblingsgerichte der Eingebornen; auch die Tunguſen verſchmähen ihn nicht, und die Grönländer und Eskimo's benutzen ſein Fleiſch als Aushilfe, wenn andere Nahrung ihnen mangelt. Im weſtlichen Afrika, auf der Goldküſte, werden ſie ordentlich gemäſtet zu Markte gebracht und lieber als alles andere Fleiſch gegeſſen, und in Angola öfters mehrere Sclaven für einen gut gemäſteten Hund gegeben. — Auf Neu-Seeland wird ihr Fleiſch dem Schweinefleiſch vorgezogen, die Hunde aber vorher mit Pflanzenſtoffen gemäſtet, und auch bei uns in Deutſchland gibt es viele Leute, die einen gut gebratenen Hund mit Vergnügen verzehren, und ſein Fett, das ſehr heilſam für Schwindſüchtige ſein ſoll und von den Aerzten empfohlen wird, auf Brod geſtrichen, genießen.

Den rechten Nutzen der Hunde, als treue Reiſebegleiter, wird man erſt auf Reiſen in außereuropäiſchen Ländern inne, ja, manche Länder, wie die afrikaniſchen, ſind faſt nicht ohne Hunde zu bereiſen. „Unſere Hundemeute,“ erzählt *Burchel* in ſeiner Reiſe in's innere Afrika, „beſtand aus 25 Stück von verſchiedener Art und Größe. Dieſe Verſchiedenheit war auf einem ſolchen Zuge von großem Nutzen, denn einige waren mehr geneigt, uns vor Menſchen, andere uns vor wilden Thieren zu bewahren; einige entdeckten den Feind durch ſcharfes Gehör, andere durch feinen Geruch; einige zeichneten ſich durch Schnelligkeit in Verfolgung des Wildes aus, während andere nur durch ihre Wachſamkeit und ihr Gebell nützten. Nichts kann den Werth dieſer Thiere, deren Wachſamkeit jede drohende Gefahr verräth, ſo deutlich machen, als eine Reiſe durch dieſe Gegenden, wo ſich wilde Thiere aller Art in Menge befinden.“ — Man wird übrigens nicht leicht kühnere und muthigere Hunde finden, als die der Koloniſten am Kap und der Boers an der Natal-Bay, die faſt alle der Maſtiff- und der neufundländiſchen Raſſe angehören, oder eine Kreuzung von Maſtiffs und Windhunden ſind, und dieſe Eigenſchaft verdanken ſie, abgeſehen von ihrem eigenen Karakter, allein den häufigen gefahrvollen Kämpfen, in welchen ſie ſich oft mit Hyänen und Leoparden zu meſſen Gelegenheit haben. Auf den Niederlaſſungen der Schafzucht treibenden Koloniſten trifft man nicht ſelten 10 bis 15 große Hunde an, die gewöhnlich ſo böſe ſind, daß man ſich weder bei Tage noch bei Nacht dem Wohnhauſe zu Fuße nähern darf. Sie werden mit dem Abfall der geſchlachteten Schafe genährt, haben aber, trotz ihrer Stärke und Schnelligkeit, ein jammervolles raudiges Anſehen. Drei von ihnen ſind im Stande, den größten Panther todt zu beißen, und dabei ſind ſie gute und freiwillige Jäger, die oft zu drei oder vier allein auf die Jagd gehen, um ihrem Herrn einen Braten

Digitized by Google

zu fangen, und in den wildreichen Gegenden fehlt es ſelten, daß ſie nicht eine Antilope erlegen ſollten. In dieſem Falle kommt einer von ihnen allein nach Haus, und ruht nicht eher, als bis Jemand mit ihm geht, um die Beute nach Hauſe zu holen. Die übrigen bleiben ſo lange ruhig bei dem erlegten Wilde, um es gegen Raubthiere zu beſchützen. Dieſe Gegenden, ſo wie viele in Amerika würden ohne Hunde, namentlich ohne Hunde der Maſtiffsraſſe, ganz unbewohnbar ſein; durch ſie wird hier der Buſchmann und Kaffer, dort der Indianer, hier der Panther und Schakal, dort der Jaguar, der Wolf und Bär, abgewehrt, und ſelbſt den Löwen und Tiger der alten und neuen Welt ſchreckt das muthige Bellen der treuen Schaar zurück. — Oft, ſagt Burchel, betrachtete ich mitten in der Nacht, wenn alle meine Leute um das Feuer gelagert ſchliefen, die treuen Thiere, die neben ihnen lagen, und lernte ſie wegen ihrer Anhänglichkeit an den Menſchen ſchätzen. Wenn ich bei der Wanderung über pfadloſe Einöden und Wüſten oft verdrießlich über meine Begleiter war, wandte ich mich zu jenen, als meinen einzigen Freunden, und fühlte, daß der Menſch, welcher nach ſelbſtſüchtigen Zwecken handelt, tief unter ihnen ſteht.

Die Perlen und ihre Fiſcherei.

Die Perlen, wie gegenwärtig, alſo auch ſchon im Alterthume ein Gegenſtand des Luxus, ſind glasartige Körper, und werden aus der allbekannten ächten Perlenmuſchel (Avicula margaritifera) gewonnen. Dieſe Muſchel erreicht eine anſehnliche Größe und findet ſich hauptſächlich im perſiſchen Meerbuſen, bei Baharein, an den Küſten von Ceilan, Neuholland, und auch im Golf von Mexiko. Den Grund der Entſtehung der Perlen, oder was ſie eigentlich ſind, vermochte man bis jetzt noch nicht genau anzugeben. Früher hielt man ſie für Eier der Muſcheln; neuere Naturforſcher aber ſind der Meinung, daß ſie, weil ſie im Körper und in der Schale der Perlmuſcheln aufgefunden werden, entweder durch Krankheit, namentlich durch Wunden, welche ſie erhalten und auszuſtopfen pflegen, entſtandene Auswüchſe oder Verhärtungen ſeien, oder daß ſie aus einer kalkartigen Feuchtigkeit hervorgingen, die ſich ſchalenweiſe anſetze und gleichſam verſteinere. Die Perlmuſcheln hängen ſich tief im Meere an die Felſen unter dem Waſſer feſt an, und es iſt eine mühſame, nicht ſelten gefährliche Arbeit, ſie zu bekommen. Dieſes Geſchäft, welches von den Tauchern oft bis zu einer Tiefe von 40 Fuß vollführt wird, erträgt im perſiſchen Meerbuſen allein jährlich gegen eine Million Thaler. Drei Viertel dieſer Summe kömmt für die größten und ſchönſten aus Indien und China, die anderen gehen nach Caſſora, um ſich meiſt in der Türkei zu verbreiten. Nach Europa kommen im Verhältniß die wenigſten koſtbaren Perlen. Die von den Tauchern heraufgebrachten Perlmuſcheln werden an dem wohlbewachten Strande ausgebreitet, bis ſie abſterben und faulen. Hierdurch entſteht ein höchſt ſchädlicher, verpeſtender Geruch, der für die mit dieſem Geſchäfte beauftragten Arbeiter nicht ſelten tödtliche Krankheiten veranlaßt. Nach etwa zehn Tagen öffnen ſich die Muſcheln, ſie werden nun unterſucht, und häufig findet man in vielen nichts, dagegen aber auch in manchen einzelnen viele Perlen. Läßt man die Muſcheln zu lange faulen, ſo ſchuppen ſich die Perlen leicht ab. Im perſiſchen Meerbuſen werden die Perlmuſcheln jährlich nur zweimal gefiſcht, nämlich im Frühling und im Herbſt. Alsdann kömmt eine ungemein große Zahl von Booten oder Fiſcherkähnen zuſammen, in deren jedem ſich 1 — 2 Taucher befinden. Die Kähne werfen an ſolchen Orten Anker, wo ſich Felſen unter dem Waſſer befinden, und wo das Waſſer die ſchon oben angegebene Tiefe hat. Der Taucher bindet ſich ein ſtarkes Seil um den Leib, deſſen anderes Ende am Kahn befeſtigt iſt, und mit dem man ihn wieder herauszieht, falls er friſch Athem ſchöpfen will. In dieſer Verfaſſung läßt er ſich auf den Grund nieder, und macht ſich ſeine Zeit ſo gut als möglich zu Nutze. Da er in dieſer Tiefe noch gut ſieht, ſo reißt er alle Perlmuſcheln, deren er habhaft werden kann, los, ſteckt ſie in ein Netz, welches er ſich um den Hals gehängt hat, und läßt ſich, wenn letzteres angefüllt iſt, nach vorher gegebenem Zeichen, das in einem Ruck am Seil beſteht, und mit beiden Händen an dieſem ſich feſthaltend, zur Oberfläche des Waſſers empor ziehen. Auf dieſe Weiſe bringt der Taucher oft eine große Anzahl von Perlmuſcheln, oft aber auch nur ganz wenige aus dem Meere. Gemeiniglich iſt das Waſſer in dieſen Gegenden ſehr klar und helle, ſonſt würde der Taucher nicht wahrnehmen können, was um ihn iſt. Verſpürt er aber einen Raubfiſch herannahen, ſo trübt er das Waſſer zuweilen, damit ihn der Fiſch nicht ſehe. Allein deſſen ungeachtet werden immer viele Taucher von großen Fiſchen gefreſſen, und wieder andere werden dagegen oft auf das furchtbarſte verſtümmelt heraufgezogen. Findet ein Taucher mehr Muſcheln, als er auf einmal fortbringen kann, ſo legt er ſie auf einen Haufen zuſammen, kömmt herauf, um Luft zu ſchöpfen, und taucht dann wieder unter, um ſeinen Schatz zu holen, wenn ihm dieſer nicht geſtohlen wurde, denn auch unter dem Waſſer gibt es Diebe. Weil nämlich die Kähne nahe beiſammen ſtehen, ſo geſchieht oft, daß die Taucher unter dem Waſſer zuſammenkommen, und ſich raufen, wenn einer dem andern ſeine zuſammengeleſenen Muſchelhaufen entwenden will.

Als einſt ein Taucher merkte, daß ein anderer ihm dasjenige ſtahl, was er mit ſo vieler Mühe zuſammengebracht hatte, ſo warnte er ihn einige Male. Als dieſer aber dennoch fortfuhr, ihn zu beſtehlen, ſo ließ er ihn eines Tages zuerſt untertauchen, und folgte ihm ſogleich mit einem Meſſer in der Hand, ertappte ihn

Digitized by Google

auf friſcher That, und ermordete ihn auf der Stelle, was man oben nicht eher gewahr wurde, als bis man ihn todt heraufzog. So iſt denn alſo kein Element von menſchlicher Bosheit geſichert!

Die Leute, welche ſich dieſem ſehr gefährlichen Geſchäfte widmen, gewöhnen ſich ſchon von früher Jugend an das Untertauchen und lange Anhalten des Athems, und erlangen hierin große Geſchicklichkeit, wornach auch ihre Bezahlung ſich richtet. Indeß iſt dieſe Arbeit doch ſo ſchwer und anſtrengend, daß wohl ſelten einer des Tages mehr als 7—8 Mal untertaucht.

Nach fünfzig Jahren etwa verlieren alle Perlen an Farbe und Gewicht. Von da an aber halten ſie. Meiſtens erſcheinen ſie dann gelblich, doch wird behauptet, daß viele indiſche dieſe Farbe durch das Schwitzen erhalten, indem ſie von den Fürſten und Reichen auf bloßem Hals und Bruſt getragen werden. Friſch müſſen die ſchönſten milchweiß ausſehen, eben, hell und von lebhaftem Schimmer ſein. Die orientaliſchen ſpielen in's Fleiſchfarbene. Man findet die Perlen auch in Flüſſen, jedoch nicht in ſo großer Menge, als wie in den Meeren. Unter den Flüſſen führen beſonders die Elſter im ſächſiſchen Voigtlande von ihren Quellen einige Meilen weit, die Wottawa im prachimer und die Modau im budweiſer Kreiſe des Königreichs Böhmen Perlen bei ſich, welche den orientaliſchen an Güte bisweilen wenig nachſtehen. In erſterem Fluſſe wird die Perlenfiſcherei ſeit 1621 auf landesherrliche Koſten betrieben, rentirt aber in der neuern Zeit nur wenig.

Im Handel theilt man die Perlen in acht Klaſſen. Die erſten und größten heißen Parangen-Perlen, an welche ſich die großen runden Zahlperlen, und die etwas kleineren Kropfperlen reihen, welche letztere jedoch immer noch zirkelrund und ſo groß, wie kleine Piſtolenkugeln ſein müſſen. Die vier nächſten Sorten ſind von unregelmäßiger Geſtalt, birnförmig oder halbkugelförmig, wo ſie Perlaugen oder Lothperlen heißen; dann die zwiebelförmigen und die ganz unregelmäßigen (walzigen, platten, höckerigen) Barockperlen. Perlſamen endlich heißt die ganz kleine Waare, vormals in den Apotheken gebräuchlich, oder zur Verfertigung unächter, auch wohl zu Stickereien ꝛc. benutzbar. Von letztern kann noch die Unze mit 5—7 Thalern bezahlt werden, von den geringſten koſtet ſie etwa anderthalb Thaler. Solche Perlen werden gewogen und die Zahl der Karate durch ſich ſelbſt multiplizirt, alſo von vier Karat 4 mal 4 = 16 Thaler, fünf Karat 5 mal 16 = 80 Thaler. Im übrigen richten ſich die Preiſe der Perlen wie anderer Juwelen, nach den Zeitumſtänden, wenn ſie beſonders geſucht ſind. So z. B. 1808 — 1811 in Paris, und in den Jahren 1813 — 1814 in Wien, zur Zeit des Kongreſſes.

Eine ausgezeichnete Perle beſaßen vor einigen Jahren griechiſche Kaufleute in Moskau, Namens Soſima. Dieſelbe hatte 27 $^1/_4$ Karat Gewicht. Die größte Perle aber, von der man bis jetzt weiß, war die des Königs Philipp II., im Jahr 1579. Birnförmig geſtaltet, hatte ſie die Größe eines Taubeneies, und würde jetzt ungefähr eine Million im Werthe haben. Bekannt iſt die Geſchichte der Cleopatra, welche eine in Eſſig aufgelöſte Perle, im Werth von einer halben Million Thaler, zu Ehren des Antonius, getrunken haben ſoll.

Die innere Subſtanz der Schalen der Perlmuſchel, welche in ganzen Schiffsladungen nach Europa kommen, liefert das Perlmutter. Es läßt ſich gut verarbeiten, zumal zum Auslegen des Holzes, ſo wie zu kleinern Griffen an Meſſern, Dolchen ꝛc., und iſt auch ziemlich dauerhaft. Weil es aus erhärteten Schichten und Faſern beſteht, ſo ſchillert es auf die bekannte Art in violet und grün, und dieſe Eigenſchaft erſcheint ſogar auf ſchwarzem Siegellack wieder, wenn man ein Pettſchaft von Perlmutter darauf abdrückt.

Es gibt auch unächte oder künſtliche Perlen, welche den ächten an Glanz und Farbe ſehr nahe kommen, aus Glas bereitet, und inwendig mit den Schuppen des Weißfiſches überzogen ſind. Man verdankt dieſe artige Erfindung dem Franzoſen Jaequin. Eine Fabrik zu Chalons an der Saone liefert ſolcher Perlen täglich gegen 10,000 Stücke. In Rom werden ebenfalls ſehr ſchöne künſtliche Perlen fabrizirt, und die genueſer und mailänder ſind weltbekannt.

Walchner.

Räthſel.

Erſte Abtheilung: Standbilder.

Die ſpröde Schwätzerin.

Nach dem Franzöſiſchen.

Ein Weib bin ich und ſpreche gerne,
Doch muß es vor zu Schlägen kommen,
Eh' ich auf's neue ſprechen lerne,
Iſt mir das Wort erſt abgenommen.

Zu Andrer Trauer, Andrer Freude
Miſch' ich alsdann mein lautes Wort,
Doch was das laute Wort bedeute
Erfahrt ihr erſt an anderm Ort.

Und Manche, die ich lade, holen
Und laufen ſchnell, wohin ich will;
Doch Andre muß man immer holen,
Und wenn ich rufe, ſind ſie ſtill.

J. G. Moſer.

Auflöſung: 4. 9. 5. 7. 11. 14. 3. 10. 5.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Inſel Ireland.

(Taf. 37.)

„Erins Eiland," die reiche und fruchtbare, unter Großbritaniens Zepter gehörende Inſel Ireland, iſt uns in Deutſchland mehr durch ihren Verfechter im Parliamente, den Agitator O'Connel, und das Elend ſeiner Bewohner, denn als Land bekannt, obgleich nur wenige Länder Europens hinſichtlich ihrer Fruchtbarkeit, ihrer Naturſchönheiten und der Genügſamkeit ihrer armen gedrückten Bewohner, mit Ireland zu wetteifern vermögen. — Das ireländiſche Volk haben wir bereits im vorigen Jahrgange unſeres Buches der Welt (1843. Seite 212 u. ff.) geſchildert; in dieſem möge nun ein kleiner Abriß des Landes folgen, welches, mit Ausnahme von Island, das weſtlichſt gelegenſte Land Europa's iſt, und ringsum vom atlantiſchen Meere beſpült wird.

Die Inſel Ireland, welche ſchon den Phönizicrn und Karthagern bekannt war, und welche Ariſtoteles und Strabo mit dem Namen Jerne bezeichneten, Cäſar, Tacitus und Plinius aber Hibernia, und Mela und Ptolemäus Juverne benannten, liegt im Weſten Englands und ſüdweſtlich von Schottland, und wird von beiden Ländern durch den St. Georges-Kanal, das iriſche Meer und den North-Kanal geſchieden. Die Inſel zieht ſich zwiſchen Long. 7° 12' und 12° 30' O. und zwiſchen Lat. 51° 18' und 55° 23 N., hat in ihrer größten Länge von Norden nach Süden eine Ausdehnung von 76, in ihrer größten Breite von Weſten nach Oſten von 42 Meilen, und umfaßt einen Flächenraum von 1,500 deutſchen (31,500 engliſchen) Quadratmeilen, oder 20,160,000 Acres. — Einen weiten Keſſel bildend, der am Rande von Bergen umreiht iſt und im Innern eine ungeheure, mit üppigen Marſchländern und Torfgründen abwechſelnde ebene Landſchaft zeigt, glaubt man, wenn man von den Höhen des umgränzenden Gebirges das Land beſieht, einen unermeßlichen ehemaligen Meeresgrund zu erblicken, der, nach und nach der Kultur übergeben, als fruchtbares Ackerland dem Auge ſich zeigt. — Von fünf Reihen von Urgebirgen um- und durchzogen, von denen die Donegal- und Longfieldsgebirge, aus Granit beſtehend, die Provinz Ulſter durchziehen, die Connaughtgebirge ſich in Sligo, zwiſchen den Seen Allen und Arrow, zu einer rauhen Höhe erheben, und reiche Eiſenminen bieten, Kalk- und Sandſteinfelſen in parallel laufenden, terraſſenförmigen Reihen im Oſten Wicklow begränzen, und im Südweſten vielverzweigte Bergketten unter dem Namen des Carrygebirges, die Provinz Munſter durchſtreichen, deren höchſte Punkte der Croagh-Patrick ſich auf 4,590, der Nephin auf 2,640, der Sliebhdonard bis 3,150, der Mangerton auf 2,693 Fuß erheben, bietet nur der Weſten und Nordweſten das Anſehen eines rauhen, dem ſchottiſchen ähnlichen Hochlandes. Die Küſte iſt zerriſſen, namentlich die weſtliche von tiefen Buchten eingeſchnitten, und zeigt als Begränzung derſelben zahlloſe Felſenriffe, Inſeln und Vorgebirge, unter denen letzteren Bloody und Farland Point, Kap Malin und Kap Clear im Norden, Kap Cranfield, Hoath, Wicklow, Grenore und Carnſore im Oſten, Waterford-Head, Old-Head, und Kap Clear und Mizen im Süden, und Kap Crow, Bolus Head, Kap Sybel, Sline, Clare, Binwy und Tillen die bedeutendſten ſind. Im Verhältniß zu ſeiner Ausdehnung hat kein Land ſo viele tiefe und ſichere Buchten, Bayen und Häfen, als Ireland; der Hafen von Belfaſt, die Dundrumbay, die Häfen von Werford, Waterford und Cork, die Courtmasſherrybay, Dunmanns, Kenmare, Ballynaskallig, Dingle und Tralee-Bay, die Mündung des Shannon, die Malbay, Galway, Clew und die Sligo und Donegalbay, bilden tiefe Einbuchten, und man zählt 14 Häfen für Kriegsſchiffe, 17 für Fregatten und 35 für Kauffahrer, ungerechnet die unzähligen kleinen Meereseinſchnitte, die nur von Fiſcherfahrzeugen und Küſtenfahrern benutzt werden können. — Im Innern herrlich bewäſſert und von Seen, Flüſſen und Strömen nach allen Richtungen durchſchnitten, hat Ireland nur einen einzigen Fluß von Bedeutung, den Shannon, welcher aus dem Allen-See abfließt, ſich während ſeines Laufes zum Boyle-, Ree- und Dergh-See erweitert, mehrere Flüſſe, unter denen der Suck, die Brosna und Inay die bedeutendſten ſind, in ſich aufnimmt, durch einen großen Kanal mit Dublin verbunden iſt, und unterhalb Limerick durch eine bayartige Mündung in's Meer fällt. Bis Limerick iſt der Fluß für die größten Schiffe fahrbar; weiter oben erſchweren die Waſſerfälle von Killaloe, welche durch einen Kanal umzogen werden, die Schiffbarkeit des Fluſſes, der für kleinere Fahrzeuge aber noch zwanzig engliſche Meilen weiter aufwärts fahrbar iſt. Das Gebiet des Fluſſes iſt übrigens klein, ſeine Ufer flach und ſandig, ſeine Mündung aber reich an Lachſen, Aalen und andern Fiſchen. Ihm folgen, rückſichtlich der Größe: der Barrow, welcher oberhalb Maryborough ebenfalls durch einen Kanal mit Dublin und dem Kanal des Shannon verbunden iſt, in ſüdlicher Richtung ſtrömt, den Nore in ſich aufnimmt, bei Waterford zugleich mit dem Suir den Waterford-Hafen bildet und bis Athy für kleine Schiffe fahrbar iſt; — der Slaney, öſtlich vom vorigen, welcher in den Hafen von Werford, — der Boyne, welcher in das iriſche Meer mündet, und durch den Königskanal mit Dublin und dem Shannon verbunden iſt, und — der Ban, welcher in Armagh aus dem Neagh-See abfließt, bis Gilford ſchiffbar iſt und unterhalb Coleraine in's atlantiſche Meer mündet. Kleinere Ströme, die von ihren Mündungen nur zwei bis drei engliſche Meilen aufwärts mit Seeſchiffen befahren werden können, ſind im Norden: der Foyle; im Oſten: der Newry, der Lagan, der Liffy und die Dooca; im Süden: der Blackwater, Bandon, Caſhen, Maig und Lee, und im Weſten: der Laune, Feal, Ferguſon, Moy und der Abfluß des Erne-Sees.

Beſonders reich an kleineren und größeren Seen, die durch natürliche Abflüſſe mit einander in Verbindung ſtehen, bietet das Innere der Inſel die herrlich-

ſten Landſchaftsgemälde, und die Seen ſelbſt durch ihren Reichthum an Fiſchen, vorzüglich an Aalen, Lachſen und Lachsforellen, den ärmeren Bewohnern des Landes eine reiche Aushilfe. Der größte dieſer Seen iſt der Lough-Neagh, der von den Grafſchaften Armagh, Down, Antrim, Londonderry und Tyrone begränzt wird, neun Stunden lang und ſechs Stunden breit iſt, und deſſen Gewäſſer ſich außerordentlich heilſam bei verſchiedenen Krankheiten, beſonders bei Geſchwülſten und eiternden Geſchwüren, erweiſen ſollen; — ihm folgen: der Lough-Esk, auch Strangford-Lake genannt, in der Grafſchaft Down, der von anſehnlichen, dichtbewaldeten Bergen umgeben iſt, die reich an Rothwild ſein ſollen; — der Lough-Erin in derſelben Grafſchaft, der an manchen Stellen ſo tief ſein ſoll, daß man auf 16 Faden noch keinen Grund erreicht; — der Lough-Dergh zwiſchen Galway und Tipperary, durch welchen der Shannon fließt; — auf einem Eilande dieſes Sees befindet ſich das ſogenannte Fegefeuer des heiligen Patrik, des Schutzpatrons von Ireland, eine Grotte mit unermeßlichem Schlunde; — der Lough-Erne, in Fermanagh, ein zehn Stunden langer, die ganze Grafſchaft von S.O. nach N.W. durchſchneidender See, der durch einengende Felſen in zwei Theile geſchieden iſt, die durch einen 2½ engliſchen Meilen langen natürlichen Kanal mit einander verbunden werden; er trägt auf ſeiner Oberfläche mehr als dreißig liebliche Eilande und iſt mit den herrlichſten Baumgruppen umgeben; — der Lough-Macneau, welcher mit dem vorigen durch den Fluß Erne in Verbindung ſteht, und drei fruchtbare, gut angebaute Inſeln trägt; — der Lough-Allen, der Urſprung des Shannon, in der Grafſchaft Leitrim; er hat ſechs Stunden im Umfang und iſt von hohen Bergen umgeben, welche herrliche Anſichten gewähren; — der Lough-Arrow, in Sligo, welcher viele romantiſche Inſeln trägt; — der Lough-Ree, eine mehr als ſieben Stunden lange, inſelreiche Erweiterung des Shannon, zwiſchen Longford und Roscommon; — der Lough-Mask, in Mayo, ein großer wilder, mit dichter Waldung begränzter See, und — der Lough-Corrib, in Galway, welcher zwölf deutſche Meilen lang und drei Meilen breit ſein, und 365 Inſeln tragen ſoll; berühmt iſt er durch ſeinen Reichthum an Lachsforellen, die ein Gewicht von zwölf bis achtzehn Pfund erreichen, und durch das Gillarve (Taubenloch), eine merkwürdige Höhle. — Kleinere Seen und Teiche ſind in allen Grafſchaften, und würde es nur ermüden, wenn wir deren Namen alle hier anführen wollten. — Auch an Mineralquellen iſt das Land nicht arm, und die Heilquellen zu Farnham, Ballynichink, Ballyſpallan, Kanturk, Mallow und Leixlipp, werden von Heilungsbedürftigen fleißig beſucht.

An künſtlichen Waſſerſtraßen beſitzt Ireland bis jetzt vier, durch welche alle Theile des Landes mit einander und mit Dublin in Verbindung geſetzt werden: den großen Kanal, der von Dublin nach Monaſtere, am Barrow, geht, und ſich von dort an die Broſna wendet, die in den Shannon fließt; der Kanal iſt 16 deutſche Meilen lang, koſtete eine Million Pfund Sterling herzuſtellen, und trägt jährlich 15,000 Pfund Sterling; durch einen Nebenkanal, welcher von Monaſtere nach Athy zieht, wird Dublin mit Waterford verbunden; — der Newry-Kanal, welcher durch die Flüſſe Newry und Ban, und den zwiſchen beiden liegenden Neagh-See, das iriſche Meer mit dem atlantiſchen Ozean verbindet; — der Logan-Kanal, welcher den Neagh mit der Belfaſt-Bay in Verbindung ſetzt, und — der Königs-Kanal, welcher Dublin mit dem Boyne, und den Boyne durch den Inay und Lough-Ree mit dem Shannon vereinigt.

Obgleich mit dem nördlichen Theile Deutſchlands unter gleicher Breite gelegen, iſt doch das Klima Irelands von dem deutſchen weſentlich verſchieden, und eine feuchte, veränderliche Witterung, ein trüber, wolkenumzogener Himmel bezeichnet Irelands Atmoſphäre; die Sonne blickt hier, wenige Tage des Sommers ausgenommen, fortwährend wie durch einen Flor, die Luft iſt nebelvoll, das Klima aber dennoch ſo mild, wie in keinem Lande von gleicher Breite; das friſcheſte Grün bekleidet ſtets die Fluren, und das Vieh dauert faſt das ganze Jahr im Freien aus. Die Winterkälte beginnt um Weihnachten; ſelten aber hält der Froſt länger als 24 Stunden an, und der Schnee verſchwindet in wenigen Tagen. Die Schwankungen des Thermometers im ganzen Jahre ſind zwiſchen 12° Kälte und 18° Wärme, und die feuchte, das ganze Jahr hindurch verhältnißmäßig laue Luft, iſt die Urſache mancher endemiſchen Krankheiten, ohne im Ganzen das Klima ungeſund zu machen, denn in wenig Ländern erreicht die Mehrzahl der Menſchen ein ſo hohes Alter, als hier, und ſelbſt in den Niederungen findet man einen kräftigen Menſchenſchlag.

Die Landwirthſchaft iſt die Hauptbeſchäftigung der Iren; das Verhältniß des angebauten zum unangebauten Lande iſt ſich ziemlich gleich; mehr aber könnte noch geſchehen, wenn nicht die drückende Hand Englands mit eiſernem Gewicht auf Ireland ruhete. — Getreide wird zwar in Menge gebaut, größtentheils aber nach England ausgeführt; die Kartoffel iſt die Brodfrucht des Landes, und ohne dieſelbe würde eine fortwährende Hungersnoth das Gros der Bewohner noch elender und hilfsbedürftiger machen, als ſie bereits ſchon ſind. Die ganze Oberfläche des Landes wurde bei Uſurpirung Irelands an große Grundherren vertheilt, welche die einzelnen Güter reichen Pächtern auf viele Jahre einräumen; dieſe geben nun das Land wieder in kleineren Parzellen an Afterpachter aus, welche es dann öfters von Neuem vertheilen, um die urſprünglich ſchon hoch geſteigerten Pachtgelder erſchwingen zu können. — Durch die Urbarmachung großer Marſchländer mittelſt der Einſtreuung von Mergel iſt allerdings ein beſſeres Oekonomieſyſtem eingeleitet, und die Produktion gehoben worden, durch Erweiterung der Schafzucht wurden aber andrerſeits ſo viele Ländereien aus Pflugland in Triften umgewandelt, daß Tauſende armer Häusler brod- und hilflos wurden, und die Auswanderung, die

Digitized by Google

ohnehin von Ireland aus ſtets ſchon am ſtärkſten war, ſich verdreifachte. Von Getreide baut man nur wenig Weizen, dagegen Gerſte und Hafer in außerordentlicher Menge, und der letztere bildet mit der Kartoffel das Hauptnahrungsmittel der Einwohner. — Der Gartenbau wird in der Nähe größerer Städte ſchwunghaft betrieben, und beſtehen bereits mehrere Gartenbau- und landwirthſchaftliche Geſellſchaften zur Unterſtützung und Erweiterung des Land- und Gartenbaues. Der Obſtbau iſt noch in der Kindheit, dem Anbau des Beerenobſtes aber wird große Aufmerkſamkeit gewidmet und die Himbeeren und Erdbeeren, Stachel- und Johannisbeeren erreichen hier eine bewundernswürdige Größe und Vollkommenheit. Hopfen wird nur wenig gewonnen, Lein hingegen in Maſſe, manches Jahr 40 bis 50,000 Orhoft ausgeſäet. Holz exiſtirt in vielen Gegenden des Landes noch im Ueberfluß; zur Feuerung bedient man ſich aber allgemein des Torfes und der Steinkohlen. — Dem Futterkräuterbau wird große Sorgfalt gewidmet, und durch ihn die Viehzucht des Landes bedeutend unterſtützt. — Die Pferdezucht iſt unbedeutend, und das iriſche Pferd ein rauhhaariger kleiner Ponny; die Rinderzucht iſt bedeutender; die Rinder gehören faſt alle der Gallowayraſſe an, welcher die Hörner fehlen; — der Schafzucht iſt ſeit einigen Jahren große Aufmerkſamkeit gewidmet, und durch Einführung guter Zuchtwidder, die etwas kleine, aber feine Wolle tragende inländiſche Raſſe bedeutend verbeſſert worden; — Ziegen findet man bei allen ärmeren Pächtern, die keine Kuh zu halten vermögen; die Zucht der Schweine aber iſt eine Lieblingsbeſchäftigung der Iren, und ſie verwenden auf dieſelbe außerordentliche Sorgfalt. — Die Zucht des Federviehs iſt unbedeutend; die Bienenzucht hingegen wird ſehr gepflegt, und die Bienen ſelbſt finden auf den ausgedehnten Heiden reiche Nahrung. — Wild iſt in manchen Gegenden Irelands noch im Ueberfluß, und die Wilddieberei öfters die Veranlaſſung der blutigſten Morde; kleineres und größeres Federwild, was öfters in Menge die Seen bedeckt, iſt Eigenthum der Grundherren, und auch das Recht der Fiſcherei an der Meeresküſte, den Ufern der Seen und Flüſſe, muß erſt von den Grundherren erpachtet werden. Reich an Fiſchen aller Art, bieten die Flüſſe und Seen des Landes die trefflichſten Aale, Lachſe, Forellen, Hechte, Lachsforellen, Karpfen und Barſche, und die Meeresküſte zu gewiſſen Jahreszeiten einen unglaublichen Ueberfluß von Heringen und Makrelen, die in Menge gefangen werden.

Der Mineralreichthum Irelands iſt nicht unbedeutend: Kupfer, Zinn, Eiſen, Blei, Galmey und Steinkohlen werden in verſchiedenen Theilen des Landes gefunden, Bayſalz in großer Menge in verſchiedenen Buchten bereitet und Torf in allen Theilen des Landes geſtochen. Der Torfmoorboden (bog) nimmt 2,830,000 Acres, mithin beinahe den ſiebenten Theil der Oberfläche des Landes ein; von dieſen Bogs ſind 1,576,000 Acres in der Ebene, der Reſt von 1,254,000 Acres iſt aber Bergtorfmoor; die erſteren ſind über die mittleren Theile der großen Kalkſteinfläche, das letztere namentlich in dem Bergland längs der Küſte vertheilt.

Der Gewerbfleiß des Landes iſt zwar bedeutend, doch kann ſich derſelbe nicht mit dem engliſchen meſſen, die Leinenmanufaktur iſt die einzige, welche ſich einer, über das ganze Land verzweigten Ausdehnung erfreut. Wollen- und Baumwollenmanufakturen, Gerbereien, Seifenſiedereien, Lichterziehereien, Hutmanufakturen und die verſchiedenſten bürgerlichen Gewerbe werden in allen Grafſchaften des Landes betrieben, Käſe- und Butterbereitung aber und Leinenmanufaktur bilden außer der Landwirthſchaft und Viehzucht die Hauptbeſchäftigung der Einwohner. — Der Handel mit Naturprodukten, namentlich nach England hinüber, iſt von großer Ausdehnung, verſchwindet aber, wie Alles, was Ireland ſchafft und leiſtet, in den Gewerbs-, Fabriks-, Manufaktur- und Handelstabellen Großbritaniens. — Münze, Maß und Gewicht ſind die britiſchen.

Die Bewohner des grünen Erin beſtehen zum größten Theil aus den Nachkommen der alten Eiren, und ſchmeicheln ſich, mileſiſcher Abkunft zu ſein, dann in Engländern und Schotten und deren Nachkommen. Der Urſtamm hat ſich in keinem Lande ſo rein erhalten, als hier, und nie, wie die Verhältniſſe auch eintreten werden, wird ein Ire je ſeinen Stamm verläugnen, da königliches oder fürſtliches Geblüt faſt jeder, ſelbſt der geringſte Hüttenbewohner, in ſeinen Adern zu haben vermeint. — Die Einwohnerzahl Irelands beläuft ſich gegenwärtig auf 8,205,380 Seelen, die gegen 1,550,000 Familien bilden, von denen (1840) 1,639,000 Männer in Ackerbau und Viehzucht, 1,482,500 Männer im Handel und Gewerben beſchäftigt waren, 540,580 aber von ihren Renten leben. — Landbauer, Handwerker und Tagelöhner machen auch hier, wie überall, den großen Haufen des Volkes aus, aber nirgends iſt bittere Armuth, Hilfsbedürftigkeit und Elend dem größten Ueberfluß in einem ſo ſchneidenden Kontraſte gegenübergeſtellt, als in Ireland, und nicht nur relativ iſt dieſe Armuth, wie in England, wo auch die niedere Klaſſe an Bedürfniſſe gewöhnt iſt, die bei uns in Deutſchland gar nicht gekannt ſind, und wo gleich von großer Noth geſprochen wird, wenn dieſe nicht herbeigeſchafft werden können, ſondern ſie iſt in der That gegründet; faſt der achte Theil der Bevölkerung iſt unvermögend, ſeine Subſiſtenzmittel hinlänglich herbeizuſchaffen, und der fünfzehnte, der zwölfte, der zehnte, ja in manchen Orten ſogar der achte Theil der Einwohnerſchaft muß mehr als die Hälfte ſeines Bedarfs von den Gemeinden als Almoſen erhalten. — Eine traurige Folge dieſes großen Mißverhältniſſes zwiſchen Armuth und Reichthum iſt, daß der Stand der mittleren freien Grundeigenthümer immer mehr verſchwindet und der Landbeſitz ſich in immer weniger Händen konzentrirt, die im Auslande leben, ihre Beſitzungen in Pacht, und die Pachter dieſelben wieder in drei- und vierfachen Afterpacht ausgeben. So geht das Geld und die Kraft des Landes aus dem Lande, ohne den

Digitized by Google

Reichthum deſſelben zu mehren; die Zahl der bloßen Lohnarbeiter nimmt zu, die Lage derſelben wird immer ſchwieriger, folglich die Armuth immer größer; der Druck Englands laſtet immer betrübender auf dem unglücklichen Lande, und wenn die Ariſtokratie der großen Grundbeſitzer dem Verderben nicht durch außerordentliche Aufopferungen und Selbſtverläugnungen zu entgehen Einſicht und Muth genug beſitzt, wenn England nicht die politiſch-bürgerliche Freiheit des iriſchen Volkes anerkennt, dürfte wohl die nächſt vorliegende Zeit eine Reaktion daſelbſt hervorrufen, die, unterſtützt vom Auslande, wenn auch nicht verderblich für Großbritanien, doch traurig für das iriſche Volk ſelbſt werden dürfte.

Dem religiöſen Bekenntniſſe nach gehören fünf Siebentel des Volkes der katholiſchen Kirche an, und nur zwei Siebentel der ſchottiſchen Hochkirche und den Diſſenters, Lutheranern, Quäkern, Methodiſten, Unitariern u. A., die aber mit den Episkopalen gleiche Rechte genießen. — An der Episkopalkirche in Irland ſtehen, was übrigens für das Land zu viel iſt, da auch die katholiſchen Bewohner zum Unterhalt der Geiſtlichen der Hochkirche beitragen müſſen, der Erzbiſchof von Dublin mit vier Biſchöfen, von Armagh, mit fünf Biſchöfen, beide Primas von Irland; der Erzbiſchof von Tuam, Primas von Connaught, mit vier zugehörigen Biſchöfen, und der Erzbiſchof von Caſhel, Primas von Munſter, mit ebenfalls vier Biſchöfen. Die katholiſche Kirche dagegen zählt nur vier Erzbiſchöfe mit 22 biſchöflichen Diſtrikten, vier Nonnen- und 51 Mönchsklöſter (mit 321 Mönchen), 806 Kirchen, 1,500 Pfarreien und 30,000 Vikare.

Der Jugendunterricht iſt ſehr vernachläſſigt, und hält keineswegs mit dem von England und Schottland gleichen Schritt. In allen Städten ſind zwar Primärſchulen, Akademien und hier und da auch höhere Lehranſtalten, auf dem Lande aber iſt das Unterrichtsweſen noch dürftig bedacht, und nirgends unter engliſchem Zepter findet man in einem Lande ſo Viele, die weder Leſen noch Schreiben können, als in Irland, obgleich die Geiſtlichen aller Bekenntniſſe ſich außerordentliche Mühe geben, den Jugendunterricht zu fördern.

Nach den Ständen ſcheidet ſich auch in Irland die Bevölkerung in drei Klaſſen: in den Herrenſtand oder höheren Adel, Nobility; in den Ritterſtand, oder niederen Adel, Gentry, und in den Bürgerſtand, Commoners oder Commonalty. Die Geiſtlichkeit ſelbſt bildet keinen eigenen Stand, ſondern gehört auch hier, wie in England, in ihren Stufen allen drei Klaſſen an.

Die Staatsverfaſſung beruht auf der Unionsakte von 1800, und den im britiſchen Reiche allgemeinen Grundſätzen der Great Charter von 1215, welche jedem britiſchen Unterthan volle Sicherheit der Perſon und des Eigenthums gewährt, und der Habeas-Corpus-Akte von 1679, nach welcher jeder Bewohner des Reichs die Urſache ſeiner Verhaftung erfahren, binnen 24 Stunden verhört und, mit Ausnahme der Staatsverbrecher, gegen Stellung eines Bürgen losgegeben werden muß; ein Geſetz, das aber zuweilen durch Parliamentsbeſchlüſſe ſuſpendirt wird. — Der Streit um eine eigene Verfaſſung und um ein eigenes Parliament iſt es, was augenblicklich alle Gemüther in Irland aufregt, und von großem Intereſſe, ſelbſt für das Beſtehen des großbritaniſchen Parliaments, die, darauf Bezug habenden Fragen des Agitator O'Connels. — Zum britiſchen Hauſe der Gemeinen, welches aus 658 Mitgliedern beſteht, ſendet Irland 100 Mitglieder, und zwar 22 Grafſchaften 64 Knights und 12 Burgflecken 36 Burgeſſes. — Die Zahl der Beiſitzer im Oberhauſe zu beſtimmen, hat nur der König das Recht. — Jeder, von der Gentry bis zum Kaufmann und Künſtler herab, kann zum Hauſe der Gemeinen gewählt werden, wenn er als Knight 500, und als ſtädtiſcher Deputirter 300 Pf. St. jährlicher Landrenten hat; doch muß er 21 Jahre alt, Landeseingeborner und weder Sheriff, noch Geiſtlicher, noch Richter ſein. Wahlberechtigt ſind alle Freeholders, deren Lehen einen jährlichen Ertrag von 40 Schillings und darüber gewährt; da aber in Irland die Zahl der wahlberechtigten Landeigenthümer zu gering geweſen ſein würde, wurde hier die Wahlberechtigung auch auf alle Pächter auf Lebenszeit ausgedehnt.

Der inneren Verwaltung nach iſt Irland in vier Provinzen und 32 Counties oder Grafſchaften abgetheilt, füe deren innere Polizei- und Finanzgegenſtände der König einen Lordlieutenant, und zur Vollziehung der gerichtlichen Urtheile einen High Sheriff ernannt, zu deſſen Stelle vom Großkanzler und den zwölf Oberrichtern des Königs drei Kandidaten aus den bedeutendſten Grundeigenthümern der Grafſchaft vorgeſchlagen werden. Der ernannte Sheriff kann zur Vollziehung ſeiner Obliegenheiten Unter-Sheriffs beſtellen, und für die einzelnen Kreiſe der Grafſchaft Amtleute oder Bailifs, doch muß er für dieſe, der Krone gegenüber, haften. — Der zweite Beamte jeder Grafſchaft iſt der Coroner, deren in jeder Grafſchaft eine unbeſtimmte Zahl, je nach der Größe derſelben vier bis ſechs, von der Gemeinde auf Lebenszeit gewählt werden; ihr Geſchäft iſt es, die Fälle zur Gewißheit zu bringen, in welchen eine öffentliche Klage ſtattfindet, dieſelben dem Obergerichte zu berichten oder der nächſten Jury zu übergeben, und die Rechte und Gefälle der Krone zu wahren. Das wichtigſte aller Grafſchaftsämter iſt aber unſtreitig das eines Friedensrichters, deren jede Grafſchaft oft 100 bis 200 hat, die von Zeit zu Zeit durch ein gemeinſchaftliches Patent vom Lordkanzler für die Grafſchaft beſtellt werden, und welches Amt jeder, der in der Grafſchaft wohnt, und ein jährliches Einkommen aus Grundſtücken von 100 Pf. St. hat, erlangen kann. Nicht alle Patentirte üben indeß ihr Amt wirklich aus, wollen ſie dieſes aber, ſo müſſen ſie bei der Reichskanzlei eine eigene Ausfertigung nachſuchen, und die allgemeinen und beſonderen Eide leiſten. — Der Geſchäftskreis der Friedensrichter,

Digitized by Google

in deren Händen faſt die ganze Polizei und ſonſt noch bedeutende Verwaltungszweige gelegt ſind, iſt im höchſten Grade ausgedehnt: ſie ſind Friedenserhalter, haben den erſten Angriff bei allen Verbrechen, die erſte Vernehmung der Verdächtigen, ihre Entlaſſung gegen Bürgſchaft, oder Ablieferung in's Gefängniß; ſie unterſuchen mit einem Geſchwornengerichte gewaltſame Störungen des Beſitzes, und ſtellen den Beſitzſtand wieder her; beſtrafen und entfernen alle Bettler und Landſtreicher, ſorgen überall für die öffentliche Ordnung und die Handhabung der Geſetze, von ihnen hängt die Anlegung neuer Gaſthäuſer und Schenken, ſo wie die Einziehung derſelben ab, und ſie verrichten faſt alle Geſchäfte unſerer Amtleute und Polizeidirektoren. In ihren vierteljährlichen Seſſionen, denen der Sheriff, die Coroners, die Bailiſs, Oberkonſtabler, Gefängnißvorſteher und alle Friedensrichter der Grafſchaft beiwohnen ſollen, vertreten ſie die Stelle unſerer Regierungen, und bilden einen eigenen Gerichtshof mit Archivrecht; erwählen unter ſich einen Präſidenten oder Chairman, und beſtimmen in dieſen Seſſionen die gemeinſchaftlichen Ausgaben der Grafſchaft, als: Unterhaltung der Straßen, Brücken, Gefängniſſe, Gerichtsgebäude, Beſoldungen u. ſ. w., vertheilen dieſe auf die einzelnen Kirchſpiele und erwählen die Kirchenvorſteher, Armenaufſeher und andere Beamte. — Das Amt der Friedensrichter wird in Irland ganz ohne Beſoldung geführt, und die Gebühren gewöhnlich den Schreibern überlaſſen. — Die höheren richterlichen Behörden ſind dieſelben wie in England, und daher als bekannt vorauszuſetzen; — die Finanzverhältniſſe ebenfalls dieſelben; die Staatseinkünfte, welche aus der Grundſteuer, der Malztaxe, der Branntweinſteuer, den Zöllen, der Acciſe, der Stempeltaxe, der Perſonenſteuer u. ſ. w. fließen, ſo wie die Schuld des Landes, konzentriren ſich in den Finanzen Großbritaniens, und letztere in der konſolidirten Staatsſchuld jenes Reiches, welche ſich 1840 auf 8,941,000,000 Gulden belief.

Militär zählt Irland, die Offiziere abgerechnet, 30,100 Mann, die aber größtentheils aus Engländern und Schotten beſtehen, während die iriſchen Soldaten in Oſt- und Weſtindien, auf dem Kap und in den Canadas verwendet werden; die Inſel ſelbſt aber iſt in ſieben Militärbezirke eingetheilt.

In politiſcher Beziehung zerfällt Irland in vier Provinzen, von denen 1. Leinſter den öſtlichen, 2. Ulſter den nördlichen, 3. Connaught den weſtlichen und 4. Munſter den ſüdlichen Theil der Inſel in ſich begreift; dieſe Provinzen ſind wiederum in 32 Grafſchaften von verſchiedener Größe geſchieden, und zwar:

I. Die Provinz Leinſter in zwölf Grafſchaften:

1. Dublin, — 2. Wicklow, — 3. Carlow, — 4. Wexford, — 5. Kilkenny, — 6. Queens, — 7. Kings, — 8. Weſtmeath, — 9. Longford, — 10. Kildaree, — 11. Oſtmeath, und 12. Louth.

1. Dublin, obgleich die kleinſte, dem ungeachtet die wichtigſte und bedeutendſte Grafſchaft der Inſel, liegt am iriſchen Meere, umfaßt einen Flächenraum von $14\frac{2}{3}$ Quadratmeilen und zählt 380,000 Einwohner, die in einer Stadt, vier Marktflecken, 107 Kirchſpielen und 38,000 Häuſern leben. — Der Boden der Grafſchaft iſt eben und flach, und bis auf den Süden, in welchem ſich einige Hügel erheben, trefflich angebaut. Der Liffey und der große und Königskanal durchſchneiden das Land, und befördern Handel und Abſatz. — Getreide-, Obſt- und Gemüſebau, Fiſcherei und Auſternfang, Kelpbrennerei und techniſche Gewerbe ſind die Hauptbeſchäftigungen der Einwohner.

Dublin, die gleichnamige Hauptſtadt der Grafſchaft, iſt zugleich die Hauptſtadt des früheren Königreichs. Sie liegt im Hintergrunde einer geräumigen, von Bergen umgebenen Bucht; zieht ſich zu beiden Seiten des Flüßchens Liffey auf kleine Hügel hinan, und bedeckt dieſelben mit prachtvollen Straßen, Plätzen und Gebäuden, während der ältere Theil der Stadt durch ſein finſteres, unfreundliches Anſehen abſchreckt. — Die Stadt iſt in 19 Kirchſpiele geſchieden, von ſechs Vorſtädten umgeben und zählt 24,150 Häuſer und 291,980 Einwohner; die neuen Straßen ſind gerade aus gelegt und mit Trottoirs verſehen; die eleganteſte, Sackvilleſtreet, iſt 2,200 Fuß lang, 170 Fuß breit, und mit Nelſons Statue geziert; unter den öffentlichen Plätzen iſt der St. Stephansplatz, der auf jeder Seite tauſend Fuß mißt, und einen mit eiſernem Geländer umgebenen Raſenplatz in der Mitte hat, der bemerkenswertheſte. — Dublin iſt der Sitz des Lordlieutenants von Irland, und ſeines Geheimen Rathes, der Sitz des oberen Gerichtshofes und zweier Erzbiſchöfe, eines katholiſchen und eines anglikaniſchen, und hat an öffentlichen und prächtigen Gebäuden: das Schloß, die ehemalige Reſidenz der iriſchen Könige, am rechten Ufer des Liffey; die Börſe; die Univerſitätsgebäude; die Halle der Geſellſchaft für Wiſſenſchaften und Künſte; das Manſionhaus, in welchem der Lordmajor täglich Sitzungen hält; 21 Kirchen, worunter zwei Kathedralen, 31 Bethäuſer, ſechs Mönchs- und ſieben Nonnenklöſter; das Gerichtshaus; die Halle der Kaufleute; die Bank; zwei Theater; das General-Poſtamt; ein prachtvolles Zollhaus, und eine Menge der eleganteſten Hallen, Hoſpitäler, Schulen und wohlthätigen Anſtalten.

2. Wicklow, ſüdlich von Dublin, mit $29\frac{4}{5}$ Quadratmeilen Flächeninhalt, und 118,460 Einwohner in vier Boroughs, 58 Kirchſpielen und 18,930 Häuſern. — Das Land iſt meiſtens gebirgig, oft wild; der Boden ſteinig und arm; nur wenige Thäler im Innern mit gutem Erdreich. Längs den Ufern des Liffey, der Ovoca und des Slaney, ziehen ſich gute Weideplätze. In der Mitte der Grafſchaft bedeckt eine zuſammenhängende Granitmaſſe, deren höchſte Punkte der Kippure, der Lugnaquilly, von 2,455 Fuß Höhe, der Douce und der Black-Mount ſind, gegen 84,000 Acres Land, durch welche ſich viele kleine Ströme mit bedeutenden Fällen winden; der bedeutendſte derſelben iſt der Fall des

Digitized by Google

Vartrey, der ſich durch „the Devils-Glen,“ einen engen Schlund, über Abhänge ſtürzt. — Der Ackerbau wird hier fleißig betrieben, liefert aber, des ſterilen Bodens wegen, kaum den eigenen Bedarf. Waldungen findet man keine; ſelbſt Obſtbäume ſind ſelten, dagegen die Torflager unermeßlich. Die Heringsfiſcherei und der Auſternfang werden hier mit Glück betrieben, die Hauptnahrungsquelle aber bietet die Viehzucht. — An Mineralien iſt die Grafſchaft außerordentlich reich, und Kupfer, Blei, Zinn und Magneteiſen werden in Menge gewonnen. Gold wurde 1796 im Berge Croughan gediegen gefunden, doch wird bis jetzt noch nicht darauf gebaut. — Wicklow, an der Mündung des Leitrim, Hauptort der Grafſchaft, mit 2,310 Einwohnern und einem ſeichten Hafen, und, oberhalb der Stadt, auf einem Felſen die Ruinen des ſchwarzen Schloſſes.

3. Carlow, ſüdweſtlich von Wicklow, mit 14 Quadratmeilen, einer Borough, drei Marktflecken, 50 Kirchſpielen, 14,110 Häuſern und 83,790 Einwohnern. Der ſchiffbare Barrow und der Slaney bewäſſern das reiche ebene, nur im Süden etwas erhöhte Land, welches mit guten Ackerfeldern, reichen Weiden, Moräſten und Heiden abwechſelt. — Bedeutende Viehzucht, und die hier gewonnene Butter ſelbſt in Ireland berühmt. — Carlow, Hauptort der Grafſchaft, in einer fruchtbaren, mit hohen bewaldeten Bergen begränzten Thalgegend, am Barrow, mit 1,200 Häuſern und 8,000 Einwohnern. — Auf dem Berge Leiſter ein berühmter Geſundbrunnen.

4. Wexford, im Süden von Wicklow, am St. George's-Kanal, mit 37 ¹/₇ Quadratmeilen und 171,800 Einwohnern, in zwei Boroughs, ſechs Marktflecken, 144 Kirchſpielen und 30,122 Häuſern. Die Grafſchaft iſt gebirgig und voller Anhöhen, zwiſchen denen ſich lachende Thäler ausbreiten; die Küſte iſt flach und ſandig, und bildet, zurücktretend, den großen Hafen von Wexford, in deſſen innerſtem Winkel, an der Mündung des Slaney, die gleichnamige, 11,560 Einwohner zählende Hauptſtadt liegt. Der Tarahill, auf welchem das Temora Oſſians geſtanden haben ſoll, der Sliebh-Buy und die Stair-Mountains, ſind die höchſten Berge der Grafſchaft, die durch den Barrow, den Slaney und den kleinen Blackwater hinlänglich bewäſſert wird. — Das Klima hier iſt beſonders mild und geſund, und die Bewohner erreichen meiſtens ein hohes Alter. — Der Boden iſt ſehr ergiebig; der Landbau liefert Weizen, Gerſte, Flachs und Bohnen im Ueberfluß. Die Viehzucht iſt beträchtlich; der Strand gibt Kaninchen und Lachſe; das Innere der Erde Bau- und Kalkſteine, und die wenigen Moore Torf. Der Bienenzucht wird große Aufmerkſamkeit gewidmet und die Induſtrie liefert etwas Wollenzeuge und vorzügliche Flanelle.

5. Kilkenny, im Weſten von Wexford, mit 34 Quadratmeilen und 160,225 Einwohnern, in neun Städten, eilf Marktflecken, 126 Kirchſpielen und 27,980 Häuſern. Das Land iſt eben und fruchtbar, wird vom Barrow, der Nore und dem Suire bewäſſert, und hat bei der Hauptſtadt Kilkenny, die aus zwei Theilen: Iriſch- und Engliſhtown, beſteht, die auf zwei Hügeln am rechten Ufer der Nore liegen, eine beſuchte Mineralquelle. Die Stadt zählt 24,570 Einwohner, 2,410 Häuſer, eine Kathedrale, ſechs Kirchen, zwei Klöſter, mehrere Schulen, ein Spital, ein Armenhaus u. ſ. w. Alle Häuſer ſind von ſchwärzlichem, marmorartigem Kalkſtein gebaut, und auch die Straßen mit dieſem Marmor gepflaſtert. — Unweit der Stadt iſt das, mit einer 40 Fuß hohen Mauer umgebene Schloß des Grafen Ormond, mit der ſehenswertheſten Bildergallerie Irelands, und eine Stunde von der Stadt die Stalaktitenhöhle von Dunmore. — Kilkenny treibt bedeutende Viehzucht, Acker- und Obſtbau, und hat bei Caſtle Comer bedeutende Steinkohlengruben.

6. Queens, im Norden der vorigen, mit 28 ¹/₂ Quadratmeilen und 131,360 Einwohnern in drei Städten, vier Marktflecken, 51 Kirchſpielen und 23,875 Häuſern. Im Nordweſten bildet die kleine, aus hohen ſteilen Felſen beſtehende Bergkette Sliebh-Bloom, durch die ein nur fünf Fuß breiter, jäher und rauher Paß, „Glandine Gap“ genannt, führt, in einer Ausdehnung von ſechs Stunden Länge, die Gränze der Grafſchaft Kings; auch im Weſten erhebt ſich der Boden etwas, ſonſt aber iſt das ganze Land eben und wird von vielen Sümpfen durchſchnitten und vom großen und kleinen Barrow und der Nore bewäſſert. Das Klima iſt feucht, und die Grafſchaft weniger geſund, als die benachbarten, doch liefern die Ebenen viel Korn und auf den Wieſen wird viel Vieh gezogen. In den Bergen findet man guten Sandſtein und bei Mountrath Eiſenerz, das aber wegen Mangel an Kohlen nicht ausgebeutet wird. — Die gewerbliche Induſtrie der Bewohner beſchränkt ſich auf Garnſpinnerei und Leinweberei. — Maryborough, am Barrow, mit 2,500 Einwohnern, die bedeutende Märkte, Leinwand- und Wollenwebereien unterhalten, iſt der Hauptort der Grafſchaft.

7. Kings, im Norden von Queens, mit 33 Quadratmeilen, drei Städten und Boroughs, 52 Kirchſpielen, 23,165 Häuſern und 135,400 Einwohnern, welche Ackerbau und Viehzucht, Flußfiſcherei und Torfſtecherei betreiben. Das Land iſt eben, fruchtbar, wohl angebaut und geſund, und wird von dem Shannon, der Brosna, dem Silver-River, dem großen Kanale und dem Pallis-See bewäſſert. — Philipstown, auch Kingstown, am Kanal, ein alter, unanſehnlicher Ort, mit einer Veſte und 1,200 Einwohnern, iſt der Hauptort.

8. Weſt-Meath, im Norden von Kings, hat auf 29 ¹/₂ Quadratmeilen 130,000 Einwohner, in vier Städten und Borvughs, 62 Kirchſpielen und 23,820 Häuſern. Der größte Theil der Oberfläche iſt mit Gebirgen, oder mit Seen und Moräſten bedeckt, zwiſchen denen ſtrichweiſe fetter und äußerſt fruchtbarer Boden ſich hinzieht. Der höchſte Berg iſt der Usneach, ehemals ein heiliger Verſammlungsort der Druiden. — Sechs Seen: der Hail, Hoyle, Iron, Ennel, Ree und Shellin, ſo wie die Flüſſe Shannon, Brosna und

Digitized by Google

Inny und der königliche Kanal, bewäſſern das Land, welches durch die Ausdünſtungen ſeiner zahlreichen Sümpfe und Moräſte nicht ſo geſund iſt, als der andere Theil der Inſel. Die Linnenfabrikation iſt bedeutend, die Viehzucht ſo beträchtlich, daß ſehr viel Hornvieh ausgeführt werden kann, und Torf wird im Ueberfluß gegraben. — Mullingar, mit 5,200 Einwohnern, und bedeutenden Pferde- und Wollmärkten, iſt die Hauptſtadt.

9. Longford, im Nordweſten der vorigen, mit 18 Quadratmeilen und 110,850 Einwohnern, in vier Städten, 24 Kirchſpielen und 17,940 Häuſern. Das Land iſt im Ganzen eben; nur im Norden erheben ſich einige Hügel. Der Shannon, die Inny und der Comlin bewäſſern die fruchtbaren Ebenen, treten aber auch oft aus ihren Ufern. Den weſtlichen Theil begränzt der Lough-Ree und mehrere kleinere Seen, unter denen der Gawna der bedeutendſte iſt, liegen im Lande zerſtreut. — Ackerbau und Viehzucht, ſo wie Leinenmanufaktur ſind beträchtlich, und der Handel der Grafſchaft wird durch den großen und königlichen Kanal anſehnlich unterſtützt. — Longford, eine Borough, am Comlin, in einer reizenden Umgebung, mit etwas über 4,000 Einwohnern, die ſich vom Leinwandhandel ernähren, iſt der Hauptort.

10. Kildare, im Weſten von Wicklow, hat 27 Quadratmeilen und 105,350 Einwohner, in 5 Städten, 113 Kirchſpielen und 15,980 Häuſern. Der Boden iſt eben und fruchtbar, gut kultivirt, und nur ein Sechstel deſſelben beſteht aus Sümpfen und Wüſteneien. Der Barrow, der Liffey, welcher bei Leixlip einen ſchönen Waſſerfall bildet, und der große Kanal, welcher 85 Fuß hoch über den Rye von Berg zu Berg geleitet wird, bewäſſern das Land, deſſen Bewohner anſehnliche Landwirthſchaft betreiben. — Athy, am Barrow, wo abwechſelnd mit Naas die Aſſiſen gehalten werden, iſt jetzt der Hauptort. — Kildare, die frühere Hauptſtadt, an der ſchönen, 4,000 Acres großen Ebene Kurragh, welche für die ſchönſte Trift in Europa gilt, und auf welcher jährlich vier Pferderennen gehalten werden, iſt ein alter, in Verfall kommender, mehrmals zerſtörter Ort mit 4,100 Einwohnern.

11. Eaſt-Meath, im Norden der vorigen und am iriſchen Meere, umfaßt 38 Quadratmeilen, mit ſechs Städten und Flecken, 147 Kirchſpielen, 30,955 Häuſern und 180,500 Einwohnern. Das Land iſt wellenförmig mit kleinen Hügeln, und wird vom Boyne und Blackwater bewäſſert; die Küſte iſt flach. — Viehzucht iſt die Hauptbeſchäftigung der Einwohner; Hafer, Rübſamen und Flachs werden in hinlänglicher Menge gebaut; an den Küſtenſtrichen eine Menge Kaninchen gefangen, und Sacktuch, grobe Leinwand und Strohhute zur Ausfuhr gefertigt. — Trim, am Boyne und dem Kanal von Drogheda, mit 2,500 Einwohnern iſt die Hauptſtadt.

12. Louth, am iriſchen Meere und im Norden der vorigen, mit 16 Quadratmeilen und 105,300 Einwohnern, in fünf Städten, 61 Kirchſpielen und 17,820 Häuſern. Die Küſte iſt flach, nur an der Carlingford-Bay etwas gebirgig; das innere Land iſt fruchtbar, anmuthig und holzreich, wird vom Boyne und der Cane bewäſſert, und vom Drogheda-Kanal durchzogen. — Käſe und Wolle, Korn, Leinwand und Branntwein ſind die Haupterzeugniſſe der fleißigen Bewohner, und an der Küſte wird bedeutende Fiſcherei und Auſternfang betrieben. — Dundalk, an der Mündung des kleinen Caſtletown in die Dundalkbay, iſt der Hauptort der Grafſchaft und zählt über 10,000 Einwohner, welche bedeutenden Handel mit Landesprodukten, Seife, Lichtern, Leder, Leinwand und Butter und Käſe treiben.

II. Die Provinz Ulſter, der nördliche Theil der Inſel, in die neun Grafſchaften:

13. Armagh, — 14. Down, — 15. Antrim, — 16. Londonderry, — 17. Donegal, — 18. Tyrone, — 19. Fermanagh, — 20. Monaghan, und — 21. Cavan.

13. Armagh, im Norden von Louth, umfaßt $19\frac{1}{2}$ Quadratmeilen und zählt gegen 200,000 Einwohner, die in neun Städten und Marktflecken, 20 Kirchſpielen und 38,310 Häuſern leben, und durch Leinwandfabrikation, Rinder- und Schafzucht, die Grafſchaft zu großem Wohlſtande gebracht haben. Das Land iſt hügelig und wird von einem Gebirge, dem Fews, durchzogen, deſſen höchſte Spitze der Slieve-Gullian iſt; den übrigen Theil des Landes bewäſſert der Blackwater und Bann, die beide in den Lough-Neagh fließen, welcher die Nordgränze bildet, der Newry-Kanal und die beiden Seen Carlough und Lough-Clay. — Das Klima iſt geſund, der Boden reich und fruchtbar, und fünf Heilquellen werden, ſo wie das heilſame Waſſer des Neagh-Sees, von Kranken zum Baden benutzt. — Armagh, eine City, am Abhange eines ſchön angebauten Hügels, an deſſen Fuß das Flüßchen Callen hinſtrömt, iſt die Hauptſtadt der Grafſchaft; ſie zählt gegen 900 Häuſer und über 8,000 Einwohner, die bedeutende Leinenmanufakturen unterhalten, und iſt der Sitz eines anglikaniſchen Erzbiſchofs, des Primas und Metropoliten von ganz Irland. Früher beſtand hier eine berühmte Univerſität.

14. Down, im Oſten der vorigen, am iriſchen Meere, mit 40 Quadratmeilen und 334,600 Einwohnern, in einer City, ſechs Boroughs, 60 Kirchſpielen und 62,980 Häuſern. Das Land iſt gebirgig und wird von den Longfieldgebirgen, deren höchſte Gipfel der Sliebh-Donard, Croobe, Hearna und Neir ſind, durchzogen, und vom Newry, Bann und Logan, dem Logan- und Newry-Kanal, und den fiſchreichen, von Felſenklippen umgebenen Seen Neagh, Erin, Aghrer, Esk und Brick bewäſſert. Die Thäler ſind ziemlich fruchtbar, das Land aber ſchlecht angebaut; das Klima iſt geſund, aber rauh; an acht verſchiedenen Orten entſpringen Heilquellen. Der Ackerbau liefert vielen Hafer und eine unglaubliche Menge Kartoffeln, doch iſt das Landvolk in ſehr üblem Zuſtande und wohnt in erbärmlichen Hütten. Am See Strongford, einem Meeresarm, der gegen 17 engliſche Meilen in's Land

Digitized by Google

tritt, wird Kelp gebrannt, und an der Küſte deſſelben bedeutender Herings- und Stintfang betrieben. — Downpatrick, in einem Felſenthale, am Strongford, mit 4,250 Einwohner und bedeutender Linnenmanufaktur, iſt der Hauptort.

15. Antrim, im Norden der vorigen und am North-Kanal, mit $40\frac{1}{4}$ Quadratmeilen, fünf Städten und Marktflecken, 74 Kirchſpielen, 117,500 Häuſern und 265,550 Einwohnern, die ausgebreitete Viehzucht treiben, Hafer, Flachs und Kartoffeln bauen, und ſich mit Garnſpinnerei und Leinenmanufaktur beſchäftigen. Der Boden iſt von ausgedehnten Sümpfen durchſchnitten, wenig gebirgig, und trägt nur zwei Berge, von denen ſich der Divis bei Belfaſt 1,590, der Agrews 1,560 Fuß erhebt; die Küſte iſt flach, doch mit hohen Baſaltfelſen umgeben; merkwürdig durch den berühmten Rieſendamm (Gyants-Causeway), eine Menge Höhlen und die gegenüber liegende Inſel Staffa. — Das Innere des Landes wird durch zahlreiche Flüſſe, von denen der Bann und Busk die bedeutendſten ſind, durchſchnitten, und von den fiſchreichen Seen Neagh, Linch, Hill, Guile, Mourn und Portmore, bewäſſert. Zu Ballycaſtle und Dumans entſpringen eiſenhaltige Mineralquellen, reiche Salzquellen aber zu Carrickfergus. — Antrim, ein unanſehnlicher alter Ort von 2,200 Einwohnern, am Nordende des Lough-Neagh, iſt die Hauptſtadt der Grafſchaft; — Belfaſt, eine große Seeſtadt, an der gleichnamigen Bay und der Mündung des Logan, mit 5,400 meiſt palaſtähnlichen Häuſern und 40,000 Einwohnern, welche bedeutenden Ausfuhrhandel nach Weſtindien, Amerika und London treiben.

16. Londonderry, im Weſten der vorigen, umfaßt $29\frac{1}{5}$ Quadratmeilen und zählt 196,000 Einwohner, in fünf Städten und Flecken, 31 Kirchſpielen und 34,810 Häuſern. — Das Land iſt voller Berge und Moräſte, ſchwach bevölkert, und viele Landſtriche liegen noch wüſt. Der Carntogher, einer der höchſten Berge des Landes, und die ganze Gegend um ihn, iſt ganz kahl und unangebaut; dagegen ſind die Flußthäler des Foyle und Bann und die Ebenen ſehr fruchtbar, und liefern Hafer, Flachs, Hanf und Kartoffeln im Ueberfluß. Granitbrüche und Eiſengruben ſind im gebirgigen Theile der Grafſchaft; bedeutende Fiſcherei im Foyle-See, einem tief in's Land tretenden Meeresarm, und beträchtliche Kaninchenzucht in allen Theilen des Landes. Die Induſtrie liefert gegen fünf Millionen Gulden Leinwand zur Ausfuhr. — Londonderry oder Derry, am Foyle, große Handelsſtadt mit 1,300 Häuſern und 10,400 Einwohnern, Hauptort der Grafſchaft.

17. Donegal, weſtlich von der vorigen, mit $74\frac{1}{2}$ Quadratmeilen und 264,000 Einwohnern, in fünf Städten und Marktflecken, 72 Kirchſpielen und 46,800 Häuſern. Das Land iſt, vorzüglich im Norden, gebirgig, mit abwechſelnden fruchtbaren Thälern und weitem Marſchland; das vielverzweigte, aus Granit, Syenit und Gneus beſtehende Donegalgebirge, durchzieht die ganze Grafſchaft, welche mehrere Binnenſeen trägt, unter denen der Derg, der Erne, Finn und Glenn die größten ſind, und vom Foyle und Erne, der vor ſeinem Ausfluß in's Meer über eine Felſenreihe 15 Fuß herabſtürzt, bewäſſert wird. Der Ackerbau liefert nur Kartoffeln, Gerſte und Flachs; die Rinderzucht iſt unbedeutend, die der Schafe aber beträchtlich. Die Induſtrie beſchränkt ſich auf Garnſpinnerei, Leinenweberei, Wollſtrumpfweberei, und Kelp- und Whiskeybrennen. — Die Fiſcherei iſt bedeutend und wird durch die ſehr zerriſſenen Küſten noch mehr unterſtützt. — Donegal, an der gleichnamigen Bay und der Mündung des Eask, mit 4,500 Einwohnern iſt der Hauptort.

18. Tyrone, zwiſchen Armagh und Londonderry, im Oſten der vorigen, mit $54\frac{4}{5}$ Quadratmeilen Flächeninhalt, vier Städten, 38 Kirchſpielen, 47,150 Häuſern und 265,670 Einwohnern, die ſich mit Leinenmanufakturen, Spinnerei, Landbau und Rindvieh- und Schafzucht beſchäftigen, und viele Schweine ziehen. Die Oberfläche des Landes iſt uneben und gebirgig, und wird vom Sliebh-Haugh, dem Beſſy-Bell, Carrughhoe und andern Hügelketten durchzogen; der Boden iſt bald ſteinig, bald ſumpfig, bald fruchtbares Getreideland, und wird vom Foyle, dem Blackwater und der Ballynderry bewäſſert; das Klima iſt heiter und geſund. Bei Dunaghy ſprudelt eine Mineralquelle. — Dungannon, ein altes Städtchen und früher Reſidenz der Könige von Ulſter, an einem Hügel unweit des Sees Neagh, mit 5,400 Einwohnern, iſt der Hauptort der Grafſchaft.

19. Fermanagh, im Süden von Donegal und Tyrone, mit 25 Quadratmeilen und 132,380 Einwohnern in einer Stadt, fünf Marktflecken, 18 Kirchſpielen und 23,176 Häuſern. — Den größten Theil der Oberfläche des Landes nehmen die Seen ein, von denen der Lough-Erne 30 bedeutende Inſeln trägt, unter denen die, auf welcher die gegen 7,000 Einwohner zählende Hauptſtadt der Grafſchaft, Enniskillen, gelegen, Belle-Isle, Ferry-Isle, Dereniſh-Isle, mit Kloſterruine und däniſchem, 84 Fuß hohem Thurme von ſchwarzem Marmor, Carr- und Mary-Isle. Der Lough-Macnean, mit drei großen Inſeln, auf deren einer Florence-Court, der prachtvolle Palaſt des Lords Enniskillen erbaut iſt, und der See Melvin. Die Seen ſind ſämmtlich ungemein fiſchreich, die Ufer derſelben mit den ſchönſten Landhäuſern, Wäldern, Meiereien und Wieſen bedeckt; die großen Grundbeſitzer ziehen viele Rinder und Schafe, und treiben auf den Inſeln und an der Oſtſeite des Erneſluſſes beträchtlichen Ackerbau, ſieben Achtel des Volks aber ſind in Armuth verſunken, werden von den großen Grundherren gedrückt und ſind, vom häufigen Genuß des Branntweins verdorben, in größter Unthätigkeit und ohne alle Mittel, ihr Schickſal zu verbeſſern.

20. Monaghan, öſtlich von der vorigen, mit $23\frac{3}{4}$ Quadratmeilen, einer Stadt, 21 Kirchſpielen, 33,600 Häuſern und 182,300 Einwohnern, welche

Lith. Anst. ... in Stuttgart

1844

Digitized by Google

Flachs- und Kartoffelbau, Viehzucht und Leinenweberei treiben. — Das Land iſt eben und moraſtig, wird vom Fine bewäſſert und trägt 184 kleine Seen und Teiche. — Monaghan, der Hauptort, iſt ein altes, unbedeutendes Städtchen, mit Gerichtshaus, Gefängniß und mehreren Armenſchulen.

21. Cavan, ſüdlich von der vorigen und Fermanagh, mit $27 \frac{1}{4}$ Quadratmeilen und 198,840 Einwohnern in neun Marktflecken, 26 Dörfern, 33 Kirchſpielen und 35,048 Häuſern. Das Land iſt im Nordweſten vom Ballinagereagh-Gebirge, im Süden von den Bruce-Hügeln und im Norden von dem Slieve-Ruſſel durchzogen; von der Erne, dem Croghan und der Annalek, und im Süden von dem inſelreichen See Ramor, dem Lough-Oughter und Sheelan bewäſſert, und hat zu Derry, Leſter, Swadlingbar, Derrindaff, Carricknore und Ovenbreun berühmte Heilquellen. Das Klima iſt zwar feucht, aber geſund. Der Ackerbau iſt ſehr vernachläſſigt und gibt kaum Hafer und Kartoffeln zur Genüge. Seit einigen Jahren iſt der Flachs- und Hanfbau mit gutem Erfolge eingeführt. Den Haupterwerb der Einwohner, die in dem elendeſten Zuſtande leben, macht die Viehzucht aus. Die Induſtrie liefert vorzügliche Bettleinwand und eine Art Wollſtoff, Huckaback genannt, von welchem jährlich für etwa 800,000 Gulden ausgeführt werden. — Cavan, am gleichnamigen Bache, ein Marktflecken mit 3,000 Einwohnern, iſt der Hauptort.

III. Die Provinz Connaught, im Weſten der Inſel, in fünf Grafſchaften:

22. Galway, — 23. Mayo, — 24. Sligo, — 25. Leitrim, und — 26. Roscommon.

22. Galway, im Weſten von Kings und vom atlantiſchen Meere begränzt, mit einem Flächenraume von 92 Quadratmeilen und 289,720 Einwohnern, in drei Städten, 116 Kirchſpielen und 52,300 Häuſern. Die Küſte der Grafſchaft iſt äußerſt zerriſſen, von vielen Buchten eingekerbt und von Klippen und Felſenriffen umgeben. Den dritten Theil des Landes nehmen Gebirge, Moräſte und Seen ein; der Oſten zeigt ſich als lachende fruchtbare Landſchaft, der Weſten aber, den die nackten Gebirge Cajhel, Ben-Levagh, Mamtrasna, Knockduagh, Brisbeg, Leam und Twelvepins zwiſchen dem Corrib-See und dem Meere, durchziehen, öde und verlaſſen. Der Norden beſteht aus Moorgrund und Sümpfen. Hinlänglich vom Shannon, dem Suck und Blackwater, der Bealnabrach u. a. Flüſſen und einer Menge Seen bewäſſert, wird der Ackerbau nur läſſig betrieben und bringt nur etwas Hafer und Kartoffeln, dagegen iſt die Viehzucht bedeutend, namentlich die der Schweine. Die Flüſſe und Seen ſind reich an Lachſen und Forellen, an den Küſten wird viel Kelp gebrannt, und die Induſtrie liefert etwas grobe Leinwand und Tuch. — Galway, die Hauptſtadt der Provinz und Grafſchaft, eine City und bedeutende Hafenſtadt, im innerſten Winkel der Galwaybay, am Ausfluſſe des Corrib-Sees, mit 1,200 Häuſern und gegen 30,000 Einwohnern.

23. Mayo, im Norden der vorigen, mit $85 \frac{1}{2}$ Quadratmeilen und 300,000 Einwohnern, in einer Stadt, ſechs Marktflecken, 67 Kirchſpielen und 54,800 Häuſern. Das Land iſt ganz von Gebirgen durchzogen, deren zahlreiche Reihen ſich in vielgezackten Vorgebirgen in's Meer ſenken. Tiefe Buchten drängen in das Land, ſchneiden bedeutende Landestheile vom Kontinent ab und bilden ſie theils zu Halbinſeln, theils zu ganz vom Meer umfloſſenen Eilanden; die bedeutendſten dieſer Bayen ſind die von Clew, Black-Harbour, Black-Sod, Tullaghan und Killala. — Eine Menge von Seen breiten ſich im Innern des Landes aus und bieten einen Ueberfluß der trefflichſten Lachſe und Forellen. — Ackerbau, Viehzucht, Fiſcherei, Kelpbrennerei und Leinenmanufaktur ſind die Beſchäftigungen der thätigen Bewohner. — Caſtlebar, der Hauptort der Grafſchaft, ein freundliches Städtchen, mit 5,600 Einwohnern, unweit des Lanach-Sees. — Weſtport, (ſiehe Tafel 37 b), auf der Südſeite der Clew-Bay, eine freundliche, regelmäßig gebaute Stadt, mit reinlichen Straßen, 5,000 Einwohnern und einem guten Hafen, welcher Pöckelfleiſch, Linnen und Getreide in Menge ausführt. Vor der Clew-Bay, auf welche man von Weſtport aus eine herrliche Anſicht hat, liegen mehrere große Inſeln mit felſigen Ufern, welche von Fiſchern bewohnt werden; die größte von ihnen, Achill-Island, trägt einen Leuchtthurm.

24. Sligo, nordöſtlich von der vorigen, enthält auf $27 \frac{3}{4}$ Quadratmeilen 130,000 Einwohner, in einer Stadt, 39 Kirchſpielen und 25,050 Häuſern. Die Oberfläche des Landes wechſelt mit ſteilen Gebirgen, fruchtbaren Thälern und Moräſten ab. Die ſteilen Curlew Mountains und deren Ausläufer durchziehen das ganze Land vom Südoſten an, und ſenken ſich als weit vorſpringende, vielgezackte Vorgebirge, die eine Menge tiefer Buchten einſchließen, in's Meer. Der Sligo, Bonnet, Unſhion, Moy, und viele andere kleine Flüſſe und zahlreiche Seen wäſſern das Land, deſſen Klima auf den Gebirgen heiter und rein, in den Thälern aber feucht und ungeſund iſt. Die Viehzucht wird fleißig betrieben; der Ackerbau liefert Gerſte, Hafer, Flachs und Kartoffeln; das Meer Fiſche im Ueberfluß, und die Moräſte Torf, welcher, da Holz gänzlich fehlt, das einzige Feuerungsmaterial der Grafſchaft iſt. — Sligo, im Hintergrunde der gleichnamigen Bay, und an der Mündung der Garrogue, Hauptort und bedeutende Handels- und Hafenſtadt, mit 15,000 Einwohnern, anſehnlicher Rhederei, Getreidemärkten, Lachsfang und Leinenmanufaktur. Dicht bei der Stadt liegt die ſchöne Ruine einer alten Abtei (ſiehe Tafel 37 a), und neben derſelben das ſogenannte Rieſengrab, wahrſcheinlich aus den Druidenzeiten.

25. Leitrim, weſtlich von Cavan, mit $24 \frac{1}{2}$ Quadratmeilen und 110,500 Einwohnern, in zwei Städten, 17 Kirchſpielen und 19,620 Häuſern. Der Norden und Oſten wird von den Ausläufern des Donegalgebirges durchzogen, der Süden und Weſten iſt gewelltes Land und trägt mehrere Seen, unter denen der

Lough-Allen, aus welchem der Shannon abſtrömt, der Kay und Boffin die wichtigſten ſind. — Bedeutender Ackerbau und Viehzucht; Steinkohlen und Eiſen werden am Allen-See in Menge gewonnen. — **Carrik vn Shannon**, ein unanſehnlicher Flecken mit 2,000 Einwohnern, Hauptort der Grafſchaft.

26. **Roscommon**, ſüdlich von Sligo und Leitrim, umfaßt einen Flächenraum von $41\frac{1}{5}$ Quadratmeilen und zählt 210,500 Einwohner, in drei Städten und Boroughs, 57 Kirchſpielen und 39,000 Häuſern. Im Norden erheben ſich die rauhen und ſteilen Curlewberge, im übrigen Lande wechſeln mit Bergen Sümpfe nnd fruchtbare Ebenen ab. Der Shannon durchſtrömt den Oſten, der Suck den Weſten, und mehrere Seen, unter denen der Ree, Gara, Kay und Boffin die bedeutendſten ſind, bewäſſern das Innere des Landes. Das Klima iſt feucht aber gemäßigt und dem Gedeihen der Früchte günſtig. Die Ebenen tragen Korn und Flachs, und ernähren große Schafheerden. — Garnſpinnerei iſt das Hauptgewerbe der Einwohner. — **Roscommon**, mit 3,000 Einwohnern, Gerichtshalle, befeſtigtem Schloß, Gefängniß, Kaſerne, Irrenhaus und den Ruinen eines Kloſters; Hauptort.

IV. Die Provinz **Munſter**, im Süden der Inſel, in ſechs Grafſchaften:

27. Limerick, — 28. Clare, — 29. Tipperary, — 30. Waterford, — 31. Cork, und 32. Carry.

27. **Limerick**, im Mittelpunkt der Provinz, mit $44\frac{1}{5}$ Quadratmeilen, und 220,350 Einwohnern in drei Städten, 126 Kirchſpielen und 36,800 Häuſern. Der Shannon, welcher hier die Breite eines Meerbuſens annimmt, trennt die Grafſchaft von Clare, und nimmt die Flüſſe Maig und Deal aus Limerick auf. Das Land iſt hügelig, hat aber einen fruchtbaren, wohlangebauten Boden, welcher Getreide, Hanf und Obſt, aus welchem hier Cyder gewonnen wird, in Menge hervorbringt, und herrliche Weiden, auf welchen große Rinder- und Schafheerden für den Markt von Cork gezogen werden. — Die Induſtrie der Einwohner liefert außerdem Garn, Leinwand, Papier und etwas Eiſenwaaren. — **Limerick**, Hauptſtadt der Grafſchaft, und dritte Stadt des Königreichs, in einer flachen Gegend, auf einer Inſel und am linken Ufer des Shannon, beſteht aus drei Theilen: Engliſhtown, Iriſhtown und Newtown-Perry, die durch Brücken mit einander verbunden werden, beſitzt einen ſchönen Hafen, über 5,000 Häuſer und 65,000 Einwohner, die einen bedeutenden Ausfuhrhandel mit Landesprodukten und einen anſehnlichen Binnenhandel den Shannon aufwärts treiben.

28. **Clare**, im Süden von Galway, mit $53\frac{1}{4}$ Quadratmeilen und 220,000 Einwohnern, in eilf Städten und Boroughs, 79 Kirchſpielen und 37,500 Häuſern. Die Mitte der Grafſchaft hat wellenförmigen, fruchtbaren, vom Shannon, dem Fergus und mehreren Seen bewäſſerten Boden; an den Gränzen zieht ſich das Banghto-Gebirge in vielen Zweigen und längs der Küſte hin, und umreiht dieſelbe mit Felſenriffen. Ackerbau und Viehzucht ſind bedeutend, und beträchtliche Steinkohlenlager, Blei- und Eiſengruben in verſchiedenen Gegenden des Landes. — **Ennis**, Borough, Hauptſtadt der Prvvinz und Hauptort der Grafſchaft, am rechten Ufer des Fergus, der bis hierher Schiffe trägt, mit 12,000 Einwvhnern, welche anſehnlichen Verkehr mit Limerick treiben.

29. **Tipperary**, ſüdlich von Galway und weſtlich von Kilkenny, mit $70\frac{4}{5}$ Quadratmeilen, vier Städten und Bvroughs, 147 Kirchſpielen, 61,300 Häuſern und 360,840 Einwohnern. Die Gebirgskette Plelemdhe-Madina theilt das Land in zwei ungleiche Hälften; der Norden iſt ſteril, ſteinigt und ein Konglomerat von Bergen, Thälern und Sümpfen, der Süden aber eine ſchöne, von Hügeln durchzogene, und mit den reichſten Wieſen und Feldern bedeckte Ebene, ein wahrer Garten, der ſeiner Fruchtbarkeit wegen das „goldene Thal“ genannt wird. Das Klima iſt heiter und geſund; der Ackerbau erzeugt Alles im größten Ueberfluß; Obſt wird in Menge gezogen und die Rindviehzucht trägt weſentlich zum Reichthum des Landes bei, während im ſterilen Norden die ausgebreitete Schafzucht und die Holzwirthſchaft für die Unfruchtbarkeit des Bodens entſchädigt. — **Caſhel**, eine City mit 650 Häuſern und 6,000 Einwvhnern, unweit des Fluſſes Suir, Sitz eines anglikaniſchen Biſchofs; Hauptort der Grafſchaft. — In der Nähe ſind die Ruinen des älteſten chriſtlichen Tempels der Inſel.

30. **Waterford**, ſüdlich von der vorigen, mit $30\frac{3}{5}$ Quadratmeilen und 161,500 Einwohnern, in vier Städten und Boroughs, 47 Kirchſpielen und 26,300 Häuſern. Die Küſten der Grafſchaft ſind tief ausgezackt und bilden zahlreiche, von Riffen umgebene Buchten, unter denen Dungarvanbay und die gefährliche Tramorebay die größten ſind. Das Innere des Landes iſt voll hoher, ſeltſam geſtalteter Gebirge, in deren Abgründen ſich kleine aber tiefe Bergſeen ſammeln, und zwiſchen dieſen Gebirgen ziehen ſich enge, grasreiche Wieſenthäler, die vom Suir, Blackwater, Mahon, Bricky und Tay bewäſſert werden. Der Ackerbau iſt unbedeutend; die Rindvieh- und Schweinezucht dagegen beträchtlich, und die Küſtenfiſcherei ausgezeichnet. Die Induſtrie liefert nur Linnenſtoffe nnd Branntwein. — **Waterford**, Hauptort und alte, unanſehnliche City, am Suir, mit 4,000 Häuſern und 36,000 Einwohnern, welche bedeutenden Ausfuhrhandel mit Landesprodukten, namentlich Salzfleiſch betreiben.

31. **Cork**, im Süden von Limerick, die ſüdlichſte und größte Grafſchaft der Inſel, mit 117 Quadratmeilen und 802,000 Einwohnern, in zwölf Städten und Boroughs, 269 Kirchſpielen und 79,530 Häuſern. Die Küſte iſt von vielen Buchten eingeſchnitten, von denen die Bontry-, Dunmanus- und Roaringwater-Bay und Corkhafen am weiteſten in's Land dringen. Das Land iſt von niedrigen Bergreihen, Hügeln und Thälern durchzogen, wird vom Bandon, Blackwater und Lee und mehreren fiſchreichen Seen bewäſſert; es liefert eine hinlängliche Menge von Getreide und Flachs, doch macht die Rindvieh- und Schafzucht den Haupt-

Digitized by Google

nahrungszweig der Provinz aus. — Cork, Hauptort der Grafſchaft, und die zweite Stadt Irelands an Reichthum und Bevölkerung, liegt auf beiden Ufern des Lee, der hier in eine, 15 iriſche Meilen lange Bucht mündet, und theilweiſe auf mehreren Inſeln, die der Fluß gebildet. Die eigentliche City iſt enge und winklig gebaut, wird von vielen Kanälen durchſchnitten, hat aber neuerer Zeit viele moderne und geſchmackvolle Gebäude und gut gepflaſterte, mit Gas erleuchtete Straßen erhalten. — Cork zählt 9,000 Häuſer, die meiſtens von oben bis unten mit Schiefer bekleidet ſiud, 18 Kirchen, 7 Klöſter, eine Gerichtshalle, eine Börſe, ein Kaufhaus, Theater u. ſ. w. und 100,000 Einwohner, die mancherlei Manufakturen, vorzüglich aber Schlächterei betreiben, und faſt alle Handels- und Kriegsflotten des britiſchen Reiches mit Pöckelfleiſch verſeheu. Die Rhederei iſt bedeutend, und der Hafen, an Great-Island, vortrefflich.

32. Carry, weſtlich von der vorigen, mit einem Flächenraum von 74 ¹/₂ Quadratmeilen und 208,650 Einwohnern, in drei Städten und Boroughs, 83 Kirchſpielen und 35,100 Häuſern. Die Küſten des Landes ſind ſehr zerriſſen, mit hohen hervorſpringenden Vorgebirgen und weiten Buchteu; das Innere wechſelt mit Felſen, Hügeln, Seen, Sümpfen und reichen Thälern ab. — Der Shannon bildet die nördliche Gränze, das Innere bewäſſern der Caſhin, Fleck, Carra, Lane u. a. und die Seen Killarney, Carra, Clonoy und Curran. Das Klima iſt feucht und gemäßigt; an den Küſten veränderlich. — Der Ackerbau gibt Hafer, Kartoffeln, etwas Weizen und viel Flachs; der Obſtbau iſt bedeutend; die Fiſcherei ergiebig; den eigentlichen Nahrungszweig des Landes macht aber anch hier die Viehzucht ans, welche aller Orten und fleißig betrieben wird. — Der Kunſtfleiß erſtreckt ſich nur auf etwas Garn- und Leinenmanufaktur und Eiſenwaarenfabrikation. — Tralee, Hauptort; ein wohlhabendes, lebhaftes Städtchen am Lee, mit 8,000 Einwohnern, die anſehnlichen Binnenhandel und Herings- und Auſternfiſcherei betreiben. — Tralee-Spa, mit Stahlquelle und Seebade-Anſtalt.

Tr. Bromme.

Der Huhul.

(Taf. 38.)

Dieſe ſchöne und neue Eulenart, die in Menge in Südamerika vorkommt, zuerſt in Cayenne beobachtet, und von Levaillant beſchrieben wurde, bildet den Uebergang von den Eulen zum Falken, und ähnelt den Tagraubvögeln noch mehr als die afrikaniſche Eule, die Levaillant mit dem Namen Choucouhou bezeichnet. Wir reihen ſie den bachſtelzenartigen Eulen — Surnla — Okens, oder der Gattung Strix funerea Temminks, an, mit der ſie die meiſte Aehnlichkeit hat, und finden in ihr die wahre Form einer Tageule. Audubon beobachtete ſie in den ſüdlichen Theilen der Vereinigten Staaten; Bonaparte erkennt ſie als identiſch mit der Habichtseule der Hudſonsbay, von welcher ſie indeß weſeutlich verſchieden iſt. — In ihrem Betragen ſtimmt ſie ziemlich mit dem Falken überein, fliegt ſchnell mit Flügelſchlägen, ſchwimmt wie ein Sperber in der Luft, und iſt im Fliegen und in der Ferne nur durch ihren dickeren Kopf kenntlich und von den genannten Vögeln zu unterſcheiden. Ihr Geſicht iſt unvollkommen ſcheibenförmig; ihre Ohren nicht größer als bei andern Raubvögeln und nicht bedeckelt; die Flügel ein wenig über die Mitte des Schwanzes herabgehend, und zwei Drittel der ganzen Länge des Vogels einnehmend, und die Schwungfedern am Ende kaum geſchieden. Die Farbe der Flügel iſt dunkel kaffeebraun; die großen Schwungfedern haben die gleiche Farbe, die kleineren aber ſind am Ende mit einer weißen Einfaſſung umgeben. Der Schwanz iſt lang und keilförmig; von ſchwarzbrauner Farbe, dunkler als die Flügel und wie dieſe geſtuft. Die Schwanzfedern enden ſämmtlich in einer weißen Spitze, und jede derſelben iſt mit drei weißen Querſtreifen verſehen, deren Entfernung aber bei jeder Feder verſchieden iſt, wodurch der Schwanz ein ſchönes marmorirtes Anſehen erhält. Das Gefieder iſt im Grund ſchwärzlich und reich mit weißen Schuppen abgetheilt, die an den verdeckten und unteren Theilen des Körpers bedeutend größer und hervortretender ſind, als am Hals und dem Rücken. Der obere Theil des Kopfes iſt einfach weiß punktirt. Die Füße ſind auf ihrer ganzen Länge mit kleinen ſchwarzen weißgefleckten Federn bedeckt, welche bis zur Fußwurzel auf beiden Seiten herabgehen und nach vorn ſich bis in die Mitte der Zehen fortſetzen, wodurch die Füße das Anſehen erhalten, als wären ſie mit Klapphandſchuhen bekleidet. Der Schnabel, ſo wie die Zehen und Krallen ſind ſchön gelb. — Der Huhul erreicht eine Größe von 15 bis 16 Zoll, ſchläft die Nacht hindurch und fliegt am Tage auf Raub aus; er niſtet in felſigen, dicht bewaldeten Gegenden der neuen Welt, häufig auch in den mit Rieſenrohr bedeckten Niederungen der Inſel Cayenue, und an den felſigen Ufern der Flüſſe Guiana's, wo er ſein traurig weinendes Geſchrei, von welchem er den Namen erhalten, ſein Hü hül, Hü hüll, unkenartig ertönen läßt. Keineswegs ſcheu, und öfters in Familien von 5—6 Stück zuſammenlebend, nährt er ſich nicht nur von Inſekten, Mäuſen und kleineren Vögeln, ſondern ſtößt auch auf größere, namentlich hühnerartige, und ſeine Dreiſtigkeit geht, nach Wilſon, ſo weit, daß er ſich öfters auf die friſch geſchoſſene Beute des Jägers herabſtürzt, obgleich er, ihrer Größe wegen, unfähig iſt, dieſelbe davon zu tragen.

Digitized by Google

J. J. von Littrow*).

Joſeph Johann Edler von Littrow, wurde geboren zu Biſchof-Teinitz in Böhmen, den 13. März 1781, in derſelben Stunde, wo Herſchel den Planeten Uranus entdeckte. Sein Vater lebt als Kaufmann noch gegenwärtig daſelbſt, ſeine Voreltern ſtammen aus Liefland. Nach faſt beſtändiger Kränklichkeit in ſeinen drei erſten Lebensjahren kräftigte ſich ſeine Geſundheit ſo ſehr, daß die erſte bedeutende Krankheit ſeines ſpäteren Lebens auch die letzte war. Mit dem fünften Jahre bezog er die Schule ſeiner Geburtsſtadt, wo, wie er ſich oft äußerte, durch die Lehrer Lerch und Sturm die erſten Keime der Liebe zu Wiſſenſchaften, zur Arbeit und Ordnung in ihm gelegt wurden. Styl und Deklamation zeichneten ihn vor ſeinen Mitſchülern ſchon hier aus. Nach Vollendung dieſes Curſes bemächtigten ſich religiöſe Zweifel des neunjährigen Knaben, und faſt durch drei Jahre raubte ihm eine tiefe Melancholie alle Freuden des Lebens. Um wo möglich durch einen völligen Wechſel der Verhältniſſe dieſe Seelenkrankheit zu heilen, ſchickte ihn ſein Vater 1794 an das Gymnaſium zu Prag, wo er bald jene einſeitige Richtung ſeiner Ideen verlor, und unter Anleitung des Philologen Voigt ſich anhaltend mit dem Studium der Klaſſiker beſchäftigte. Er betrat die Prager Univerſität, und ſchloß ſich hier beſonders an den bekannten Aeſthetiker A. G. Meißner an. Griechiſche Literatur und Mathematik füllten ſeine freien Stunden. Im Jahre 1800 verſuchte er ſich zum erſten Male als Schriftſteller, und gab im Vereine mit einigen ſeiner Schulkollegen eine Zeitſchrift: die Propyläen heraus, die aber im folgenden Jahre wieder einging, weil er in die ſogenannte Legion eintrat, einem militäriſchen Corps von 2200 Mann, welches Erzherzog Karl errichtet, und wozu Se. k. k. Hoheit die Studenten von Prag als Mitglieder ſeines Leibbataillons aufgefordert hatte. Nach neun Monaten wurde der Friede geſchloſſen, die Legion aufgelöſet, und Littrow kehrte zu den Studien zurück. In dieſe Zeit fällt Littrows Neigung zur Philoſophie; die damals eben in der Blüthe ſtehende Natur-Philoſophie beſchäftigte ihn eine geraume Weile auf das anhaltendſte. Als er endlich die Hoffnung aufgeben mußte, auf dieſem Wege zu einem fördernden Reſultate zu gelangen, warf er jene unfruchtbaren Unterſuchungen auf die Seite, und erinnerte ſich ſpäter immer nur mit Verdruß an die goldenen Jahre der Jugend, die er damit verloren. Daher in ſeinen letzten Schriften die häufigen, meiſtens ſehr treffenden und witzigen, wenn gleich öfters zu weit gehenden Ausfälle gegen Natur-Philoſophie in dem deutſchen Sinne des Wortes. Er hatte ſich der Reihe nach in der Rechtsgelehrſamkeit, der Arzneikunde und ſelbſt der Theologie verſucht, ohne jedoch an einem dieſer Fächer bleibendes Behagen zu finden. Das Schulweſen überhaupt widerte ihn nachgerade an, und ſo ging er denn, um ſeinen Weg ungebunden einſchlagen zu können, im Jahre 1803 als Erzieher der beiden Grafen Rénard, aus dem berühmten Hauſe Colonna, das dem römiſchen Stuhle mehrere Päpſte gegeben hat, auf ihre Güter in Schleſien, wo er ganz der ſchönen Literatur und ſpäter der Mathematik und Aſtronomie lebte, mit welchen beiden Wiſſenſchaften er ſich blos als Autodidakt bekannt machte. Im Jahr 1807 wurde er zum Profeſſor der Aſtronomie an der Univerſität Krakau ernanut in Folge eines ſchriftlichen Concurs-Elaborates, bei welchem ihm ſeine eigenthümliche Ausbildung das Uebergewicht über ſeine Kompetenteu verſchaffte, die in der damals noch ſehr veralteten Schulweiſe unterrichtet waren. Bis dahin hatte er ſich aus einem etwas bizarren Geſchmacke: Joſeph Samuel genannt, und nahm nun die Namen: Joſeph Johann an, weil er durch jene früheren Namen in den Anſchein, zur jüdiſchen Religion zu gehören, gerathen war, und ſich vor ſeiner Anſtellung erſt urkundlich als katholiſch hatte ausweiſen müſſen. Zugleich änderte er ſeinen Zunamen, der urſprünglich Lyttroff geſchrieben wurde, in Littrow um. In Krakau verband er ſich mit Karolinen von Ullrichsthal, der Tochter eines k. k. Kreishauptmanns in Galizien. Dieſe glückliche Ehe, die 1833 durch den Tod der Gattin getrennt wurde, gab ihm eine zahlreiche Nachkommenſchaft, von welcher noch fünf Söhne leben. Das Einrücken des franzöſiſch-polniſchen Heeres 1809 ſtörte ſeine bisherigen angenehmen und ganz den Wiſſenſchaften gewidmeten Tage, und Littrow ging, dem Rufe des damaligen Miniſters des Kultus, Grafen Razumowsky, folgend, als Profeſſor der theoretiſchen Aſtronomie nach Kaſan in Rußland, wo er in Gemeinſchaft mit mehreren deutſchen Gelehrten: Frähn, Erdmann, Bartels u. a., die ebenfalls durch die Kriegsunruhen aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, ſieben Jahre verlebte. Er erinnerte ſich ſpäter ſtets mit Freuden an Rußland und ſeine dortigen Verhältniſſe, die beſonders in geſellſchaftlicher Beziehung viel Annehmlichkeiten geboten hatten, und bedauerte häufig, daß das rauhe Klima und die damals häufig rückſichtsloſe Behandlung der Profeſſoren ihn verſcheucht hatten. Immer machte es ihm eiu inniges Vergnügen, wenn Fremde aus dieſem Lande ihn beſuchten. Der letzte Ruſſe, den er ſo ſprach, war der Vicepräſident der Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg, Fürſt Dondukoff-Korſakoff, deſſen Herzlichkeit und rege Theilnahme an der Wiſſenſchaft ihm das Bild ſeiner früheren Jahre wieder lebhaft in die Seele rief. In Kaſan wurde Littrow zum Mitgliede

*) Anmerkung der Verlagshandlung. Wem von den Abnehmern des Buches der Welt ein Portrait des verewigten Littrow, (dieſes herrlichen Mannes, deſſen Leben und Wirken hier mit vielleicht zu großer Beſcheidenheit von ſeinem älteſten Sohne geſchildert wird), wünſchenswerth iſt, erhält ſolches, und zwar ſchön in Stahl geſtochen, von Unterzeichneter auf Verlangen unentgeldlich; die Buchhandlung, von welcher das Buch der Welt bezogen wird, übernimmt auch gern die Beſorgung des Portraits.

Hoffmann'ſche Verlagsbuchhandlung
in Stuttgart.

der großen Schulkommiſſion ernannt, deren Bereich ſich über alle Unterrichts-Anſtalten von Niſchnei-Nowgorod bis an die öſtlichen Ufer des ſtillen Meeres erſtreckte, und in welcher er durch drei Jahre raſtlos thätig zur Aufnahme der Volksbildung arbeitete. Im Garten der Univerſität baute er eine proviſoriſche Sternwarte, die er mit aſtronomiſchen Inſtrumenten von Baumann in Stuttgart verſah, übrigens nur mit dem Zwecke, ſeine Zuhörer zu unterrichten und auf die eigentliche, größere Sternwarte vorzubereiten, zu welcher ein Obſervator noch erwartet wurde. Dieſe iſt jetzt von dem Staatsrathe Simonoff erbaut worden, welcher früher Littrows Zögling und Adjunkt, 1816 ſein Nachfolger an der Univerſität wurde, in den Jahren 1820 bis 1823 die ruſſiſche Südpol-Expedition mitmachte und bald nach ſeiner Rückkunft auch die Lehrkanzel der praktiſchen Aſtronomie übernahm. Während ſeiner Anweſenheit in Kaſan wurde Littrow zum Mitgliede der St. Petersburger Akademie ernannt, deren Memoiren mehrere gehaltreiche aſtronomiſche Aufſätze von ſeiner Hand enthalten. Als er 1816 ſeinen Abſchied anſuchte, um wieder in ſein Vaterland zurückzukehren, erhielt er von dem Senate der Univerſität ein ruhmvolles Entlaſſungsſchreiben; ſämmtliche Profeſſoren ſeiner Fakultät, mit denen allen er in der innigſten Freundſchaft gelebt, begleiteten ihn bis jenſeits der Wolga, gaben ihm dort ein Abſchiedsmahl, und überreichten ihm endlich ein zum Andenken an die mit ihm verlebten Tage gedrucktes ruſſiſches Lied. Er folgte einem Rufe an die eben vollendete Sternwarte auf dem Blocksberge bei Ofen in Ungarn. Obſchon dieſes Inſtitut vom Staate mit den beſten Werkzeugen ausgerüſtet und überhaupt auf das reichſte eingerichtet war, ſo wurde Littrow doch durch die widrigſten Verhältniſſe an deren Gebrauch gehindert, und überhaupt in ſeinen Erwartungen bitter getäuſcht. Die eben damals vollendete Sternwarte ſteht fern von allen menſchlichen Wohnungen, auf der Spitze eines hohen Berges, an deſſen Fuße erſt und auch hier nur eine der elendeſten Vorſtädte Ofens liegt; der Aſtronom iſt ſo von allem Verkehre abgeſchnitten, beſonders aber dem Familienvater das Leben faſt unmöglich gemacht. Dazu kommt, daß der Boden von heißen Quellen untergraben, das Gebäude der Sternwarte noch mehrere Jahre nach deſſen Errichtung mit Feuchtigkeit erfüllte, die Inſtrumente durch Roſt angegriffen und theilweiſe unbrauchbar wurden. Glücklicherweiſe dauerte Littrows Aufenthalt in Ofen nur drei Jahre, nach deren Verlauf er die durch Triesneckers Tod (1817) erledigte Stelle eines Direktors der Sternwarte und Profeſſors der Aſtronomie an der Univerſität zu Wien erhielt. Dieſe Befreiung aus einem Zuſtande, welcher ihn der Verzweiflung nahe gebracht hatte, ſo wie bald darauf die erſte Ausrüſtung und Organiſation der Wiener Anſtalt verdankte er dem damaligen Staats- und Konferenzrathe A. Freiherrn von Stifft, an den er denn auch in ſeinem ſpäteren Leben nie erinnert wurde, ohne jenes ihm erwieſenen Guten dankbar zu gedenken. Er kam daſelbſt im September 1819 an, und fand die Sternwarte der Hauptſtadt in einem Zuſtande, der ihm volle Gelegenheit verſchaffte, ſeine ihm in ſo hohem Grade eigene Thätigkeit zu entwickeln. Dieſe Anſtalt, in ihrer Einrichtung ganz veraltet, ſo gut wie ohne Inſtrumente und ohne Bücher, und faſt auch ohne Perſonal, bot beinahe keine Mittel zu aſtronomiſchen Unterſuchungen, wenn dieſe irgend dem heutigen Zuſtande der Wiſſenſchaft angemeſſen ſein ſollten. Sein Hauptaugenmerk mußte alſo dahin gehen, ſich die nöthigen Werkzeuge und Hilfsbücher zu verſchaffen, und die zwar fundirten, aber unbeſetzten Stellen an der Sternwarte mit rüſtigen und eifrigen Arbeitern zu beſtellen. Gleich anfangs hatten ſich an den Herren Habel und Grinzenberger, denen ſich bald Herr Lambert Mayer zugeſellte, wackere Genoſſen ſeiner Mühen gefunden. Der erſte ging dem Fache kurz darauf durch Familienverhältniſſe verloren, die beiden andern aber wurden als Eleven an der Sternwarte fixirt. Kaum hatte Littrow ſich ſo ein Perſonal gebildet, und an einem kleinen Mittagsrohre und einem Reichenbach'ſchen Multiplikationskreiſe ſich nothdürftig mit Inſtrumenten verſorgt, ſo ſuchte er auch ſchon die Thätigkeit der Anſtalt für die Zukunft durch die jährliche Herausgabe ihrer Beobachtungen ſicher zu ſtellen, zu welcher Herausgabe auf ſeine Bitte die Sternwarte durch Befehl Sr. Majeſtät ein für alle Male verpflichtet wurde. So entſtand ein Werk von 21 Bänden, welches ſelbſt am beſten die Entwicklung von Littrows Wirken an der Wiener Anſtalt erkennen läßt. Da er wohl wußte, daß an völlig genaue und reichhaltige Beobachtungen, deren Reſultate nur denjenigen Zweifeln unterworfen wären, die der Zuſtand der Wiſſenſchaft im Allgemeinen mit ſich bringt, auch bei den beſten Inſtrumenten nicht zu denken ſei, ſo lange die Sternwarte ein ſieben Stockwerk hoher, größtentheils in Holz erbauter Thurm ohne Wohnungen für die Aſtronomen mitten in einer großen, durch ihre Lebhaftigkeit berühmten Stadt bliebe, ſuchte Littrow um den Bau einer neuen Sternwarte an, und legte dafür die umſtändlichen Pläne vor. Er mußte aber, ſo nahe er auch der Erfüllung zu ſein ſchien, den mit der größten Innigkeit gehegten Wunſch nach einem völlig neuen, in jeder Hinſicht entſprechenden Gebäude endlich aufgeben, und ſich auf einen Umbau der beſtehenden Anſtalt beſchränken, welcher nun ganz ſeinem Ermeſſen anheimgeſtellt, und deſſen auf nahe 12,000 fl. C.M. kommende Ausführung ſeiner perſönlichen Leitung allein anvertraut wurde. Dieſe Maßregeln waren hauptſächlich das Werk der thatkräftigen Energie Sr. Excellenz des damaligen oberſten Kanzlers und jetzigen Oberſt-Burggrafen Herrn Karl Grafen von Chotek, der durch perſönliche Unterſuchung ſich von dem traurigen Zuſtande der Anſtalt überzeugt hatte. Dieſer Umbau gelang vollkommen, und eine mehr als fünfzehnjährige Erfahrung hat bewieſen, daß man die hier gegebenen Oertlichkeiten hätte nicht zweckmäßiger zur Aufſtellung der ſchönen neuen Inſtrumente, welche Littrow ſeit-

Digitized by Google

dem von der Regierung ſich erbeten hatte, umgeſtalten können. Dieſe Inſtrumente beſtanden hauptſächlich in einem dreifüßigen Meridiankreiſe, einem Mittagsrohre von gleichen Dimenſionen (welches ſpäter der neuen Sternwarte zu Venedig zur Gründung ihrer wiſſenſchaftlichen Thätigkeit auf mehrere Jahre überlaſſen wurde), einem großen Aequatoriale, Refractor von ſechs Zoll Oeffnung (ſeit 1834 aufgeſtellt und ſeit 1841 mit einer Centrifugal-Pendeluhr verſehen) drei nahe vier Zoll Oeffnung haltenden Fernröhren, einem engliſchen und einem deutſchen Höhenkreiſe, mehreren Pendeluhren, Chronometern u. ſ. w. Zugleich trat mit jenem Umbau eine Reorganiſation der ganzen Anſtalt ein; eine jährliche Dotation von 500 fl. C.M. deckte die kleineren wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſe der Sternwarte, eine Summe jährlicher 200 fl. C.M. ward zur Anſchaffung einer eigenen Bibliothek beſtimmt, die gegenwärtig ſchon gegen tauſend Werke zählt, ſomit den meiſten Anforderungen vollkommen entſpricht; anſtatt der bisherigen Elevenſtellen wurden ein Adjunkt und zwei Aſſiſtenten ernannt, die letzten nur auf vier, höchſtens ſechs Jahre, ganz nach Art der Aſſiſtenten an den verſchiedenen Lehrkanzeln der Univerſität; eine Einrichtung, mit welcher Littrow ſich nie einverſtehen wollte. Da es nicht möglich war, das ganze Perſonal der Sternwarte an der Anſtalt ſelbſt wohnen zu laſſen, ſo wurde wenigſtens für den Adjunkten, dem die eigentliche Leitung der Beobachtungen obliegt, eine kleine Wohnung angebaut. Den Annalen wurde eine beſtimmte Richtung gegeben, indem man für eine Reihe von Jahren ſich zum vorzüglichſten Zwecke machte, Beobachtungen von Planeten zur Zeit ihrer Oppoſitionen und von den größeren Fixſternen zu ſammeln, um ſo künftigen Rechnungen Materialien zur Verbeſſerung dee jetzigen Planetentafeln und Stern-Cataloge vorzubereiten. Nebſt den Vorleſungen über höhere Aſtronomie, welche Littrow bisher gegeben hatte, wurde ein außerordentliches Lehramt der populären Aſtronomie errichtet, und dem Adjunkten übertragen.

Nachdem die Wiener Anſtalt ſo wieder in die Reihe der thätigen Sternwarten getreten war, hielt Littrow offenbar den Hauptzweck ſeiner irdiſchen Laufbahn für erreicht, und überließ es jüngeren Nachfolgern, auf dem Grunde, den er gelegt, weiter zu bauen. Er ſelbſt konnte nun wegen einer mit den Jahren immer zunehmenden Neigung zu Erkühlungen nur an den wichtigſten Beobachtungen Theil nehmen, ſorgte aber ſtets dafür, daß die ganze Einrichtung in ihrem geregelten Gange erhalten werde, widmete einen großen Theil ſeiner Zeit dem Unterrichte, und ſeine noch übrigen freien Stunden literäriſchen Arbeiten, deren Anfänge großentheils ſchon von früheren Jahren her ihm vorlagen. Kurze Zeit nach jener Reform der Sternwarte hatte der Herausgeber dieſer Blätter, dem hier die traurige Pflicht zufiel, den Nekrolog ſeines geliebten Vaters zu ſchreiben, angefangen, an den Geſchäften der Sternwarte Theil zu nehmen; durch die Gnade des Monarchen ward ihm im Jahr 1831, ausnahmsweiſe von den öſterreichiſchen Geſetzen gegen gemeinſchaftliche Anſtellung naher Verwandter, das unter Millionen kaum Einem beſchiedene Loos, die letzten Jahre des Mannes, der ihn durch Wiſſenſchaft und Leben geführt, als Sohn nicht allein, ſondern auch als Beamter nach ſeinen beſten Kräften zu erleichtern, und im Geſchäfte wie in der Familie ihm unzertrennlich zur Seite zu ſtehen. Dieſe und unzählig andere Wohlthaten an ſeiner Familie ſowohl als an der ihm unterſtehenden Anſtalt hatte Littrow als Geſchenke des gnädigſten Schutzes zu verehren, mit welchem während der letzten Lebensjahre Se. Excellenz Herr Anton Graf von Mittrowsky, oberſter Kanzler und Chef des Unterrichtsweſens der öſterreichiſchen Monarchie, ſein erhabener Gönner, ihn beglückte.

In ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit trat Littrow als Lehrer hervor. Seine Vorleſungen zogen alljährlich mehrere der Schule längſt entwachſene Männer, ſo wie Ausländer aus Württemberg, Baiern, Preußen und der Schweiz nach der Wiener Univerſität. Schwerlich aber konnte man auch den ſchwierigen, abſtrakten Gegenſtand ſo gründlich und lebhaft zugleich vortragen hören. Er verlangte von ſeinen Schülern, daß ſie den Gegenſtand in ſeinem den Vorleſungen zu Grunde gelegten Handbuche ſchon vorher ſtudirten, und abwechſelnd ſelbſt erläuterten. Nur von ihnen nicht gelöste Schwierigkeiten behielt er zu heben ſich vor, und durchflocht dann die hieraus ſich entſpinnende, und im allgemeinen Geſpräche entwickelte Diſcuſſion des Gegenſtandes mit Bemerkungen über den Geiſt und das Geſchichtliche der Methoden. Dieſe Bemerkungen warf er mit ſolcher Leichtigkeit hin, und verzierte ſie gelegentlich wohl auch mit ſpielenden Witzen in der blühendſten Sprache, daß man des ernſten Zweckes ſeines Vortrages kaum bewußt war, während Er ſelbſt ihn keinen Augenblick außer Acht ließ. Die Regel ſeines liebſten Klaſſikers:

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci,
Lectorem delectando, pariterque monendo

waltete ſichtlich hier wie in ſeinen Schriften. Die Früchte ſeines Wirkens in dieſer Hinſicht aber erkennt man an den vielen ausgezeichneten Männern, die im engeren odee weiteren Sinne des Wortes ſeine Schüler geweſen.

Er lebte von nun an, obſchon ſeine Verhältniſſe nichts weniger als glänzend waren, ſtill und zufrieden der Wiſſenſchaft und dem häuslichen Glücke. Mehrere lockende Anerbietungen nach Krakau, Mietau, Charkow, an die neu zu errichtende Sternwarte Marlia in Lucca u. a. ſchlug er aus, und erweiterte ſeinen Wirkungskreis über die ihm unterſtehende Anſtalt hinaus nur dann, wenn er ausdrücklich dazu aufgefordert wurde. Einer der ehrenvollſten Aufträge dieſer Art war ſeine Sendung zu den Verſammlungen deutſcher Naturforſcher in Hamburg, Breslau, Jena, Bonn und Stuttgart; hier, ſo wie beſonders als zweiter Geſchäftsführer der Verſammlung zu Wien im Jahre

Digitized by Google

1832, erſchien er ſtets als eines der gefeiertſten Mitglieder, wobei ihm die Gabe des Vortrages, die er in ſeltenem Maße beſaß, ſehr zu Statten kam. Von der Feinheit, mit welcher er verſtand, der Führer eines Vereines ſelbſt ſolcher Männer zu werden, geben ſeine zu Wien, Breslau und Bonn gehaltenen Reden den deutlichſten Beweis. In dem zuletzt genannten Jahre erhielt er vom Kaiſer von Rußland den St. Annenorden zweiter Klaſſe. Das Inſtitut de France, die Londoner Royal astronomical society u. a. allgemein geachtete gelehrte Vereine hatten ihn zum Theile ſchon früher, zum Theile um dieſe Zeit unter ihre Mitglieder aufgenommen. Das Diplom eines Korreſpondenten der Royal Society of Sciences zu London erreichte ihn nicht mehr; zwei nach einander die Sternwarte beſuchende Fremde, deren einer der berühmte Robert Brown war, hatten ihm mündlich ſeine Ernennung dazu angekündigt. Im Jahre 1834 wurde ihm, ſeit er an der Wiener Univerſität lehrte, zum zweiten Male auf kurze Zeit die Kanzel der höheren Mathematik zu Theil, die er gleich bei ſeiner Ankunft in Wien 1819 ebenfalls ſupplirt hatte. Im Jahre 1835 wurde er in den öſterreichiſchen Adel erhoben, nachdem er darum nachgeſucht hatte, um ſeinen jüngeren, ſeit 1833 von der Mutter verwaiſten Söhnen den Eintritt in kaiſerliche Erziehungs-Inſtitute zu erleichtern. Im Jahre 1837 erwählte man ihn zum Director der Kaiſer-Ferdinands-Nordbahn an die Stelle des verſtorbenen Bürgermeiſters von Wien; er gab jedoch dieſe Stelle bald wieder ab, da er ſeiner vielen andern Geſchäfte wegen ſich der Sache nicht annehmen konnte, wie er es gewohnt war, mit jeder auf ſich genommenen Pflicht zu thun. Im Jahr 1838 ward er zum Ehrendoctor der Philoſophie an der Wiener Univerſität, und zum Dekane der philoſophiſchen Fakultät erwählt. Im Jahr 1839 erlitt er durch den Tod ſeines vielverehrten Freundes, Freiherrn von Jacquin, einen empfindlichen Verluſt, der auf ſein ganzes Weſen, mitunter auch durch die Störung des gewohnten Vereinigens mit den ausgezeichnetſten einheimiſchen und fremden Gelehrten in dem Hauſe dieſes edlen Mannes, eine tief gefühlte Rückwirkung hinterließ.

Seine wahrhaft unermüdliche Thätigkeit hatte in den letzten Jahren, wo ſeit dem Tode ſeiner geliebten Gattin mancherlei Familienſorgen ihn drückten, eher zu-, als abgenommen, und ihn zuſehends altern gemacht. Sein ſonſt kräftiger Körper widerſtand den üblen Einflüſſen einer ſitzenden Lebensweiſe lange Zeit. Die bereits erwähnte Neigung zu Erkühlungen, die ihm häufig kleine Unpäßlichkeiten zuzog, und zeitweiſer Andrang des Blutes zum Herzen, waren die Klagen, die er in dieſer Hinſicht führen konnte. Scheinbar wieder mit einem ſolchen Unwohlſein begann ſeine letzte Krankheit am 21. November 1840. Zwei Tage darauf erklärte ſich dieſelbe als eine heftige Bauchfell- und Leberentzündung, die bald in ein gichtiſches Fieber überging. Nachdem der Zuſtand des Kranken ſeine Angehörigen einige Male zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwanken gemacht, verſchlimmerte ſich derſelbe plötzlich in der Nacht vom 29. auf den 30. November, und endigte ſein irdiſches Daſein gegen 4 1/2 Uhr Morgens. Er hatte im Leben oft geäußert, daß er ſich vor dem Tode nicht fürchte, da er die Handlungen ſeines Lebens vor jedem Richter verantworten könne, daß er aber, um ſich und den Seinen herben Schmerz zu erſparen, ein ſchnelles und ruhiges Sterben wünſche, wenn einmal ſeine Stunde ſchlüge. Dieſer Wunſch ward ihm erfüllt; nachdem er in den letzten Augenblicken ſeine beiden älteſten Söhne an ſein Bett gerufen, gedachte er mit den Worten: „Ihr müßt ſorgen," wahrſcheinlich ſeines jüngſten, noch völlig unmündigen Kindes, die Stimme verſagte ihm, eine Ohnmacht umnebelte ſeine Sinne, er ſchlummerte ſanft und vielleicht die Trennung von ſeinen Lieben kaum ahnend in das Jenſeits hinüber. „Sonne, Moment, Sterne" waren ſeine letzten Worte. Der Beſtattung ſeiner Leiche wohnten viele der angeſehenſten Bewohner der Reſidenz bei; die letzten religiöſen Dienſte aber ſchenkte ihm ſein vieljähriger Freund und Fachgenoſſe, Probſt Hallaſchka, Director der philoſophiſchen Studien.

Mit ihm ſchied einer der edelſten Menſchen, die Wiſſenſchaft und Leben je beſaßen, der im weiten, wie im nahen Kreiſe ſeiner Freunde und Verwandten auf ſeltene Weiſe verehrt und geliebt war, dort durch ſeine Verdienſte, hier durch ſeinen liebenswürdigen, durch und durch ehrenhaften Charakter, deſſen tüchtige Anlage, wie es ſo oft geſchieht, auch durch die einſeitige Beſchäftigung eines Gelehrten nicht verloren ging. Scharfſinn, richtiges Urtheil, ſtreng ſichtender Verſtand, der eben ſo ſchnell faßte, als er das einmal Erfaßte ordnete, verarbeitete, und ſich dadurch aſſimilirte, ungeheure Thätigkeit ließen ihn aus einer außerordentlichen Beleſenheit einen Schatz von Bildung ſchöpfen, wie er wohl nur Wenigen beſchieden, und eine literäriſche Fruchtbarkeit entwickeln, wie ſie mit ſolcher Vielſeitigkeit in ſeinem Fache noch ſeltener getroffen wird. Unbeſcholten redlich, ließ er ſich nie auch nur die kleinſte Spur von Intrigue zu Schulden kommen, ruhig und beſcheiden, aber furchtlos offen, begegnete er jedem mit der zarteſten Schonung, und ließ jeden gewähren, der ihm nichts in den Weg legte; ſelbſt angegriffen aber wußte er in Wort und Schrift ſich mit Kraft zu behaupten, und ging, da das Recht ihn nie verließ, ſtets ſiegreich aus dem Kampfe hervor. Bis zum Kindlichen gutmüthig und ſich den Andern immer ſo herzlich und edel denkend, wie er ſelbſt war, kannte er keinen Unterſchied, den Aeußerlichkeiten geben, vergaß immer nur ſich, und opferte Einfluß und Habe den Seinen und jenen, die er lieb gewonnen. Von den edelſten Abſichten für das allgemeine Beſte beſeelt, fühlte er nie den Ehrgeiz, der um Stellen und zeitliche Vortheile buhlt; auf ſeine Leiſtungen nie den Werth legend, der denſelben von Andern ſo reichlich zuerkannt wurde, ſtarb er arm und ganz in derſelben Stellung, in der er in das öffentliche Leben getreten war. Ein feiner Beobachter, und noch viel beſſerer Erzähler, war

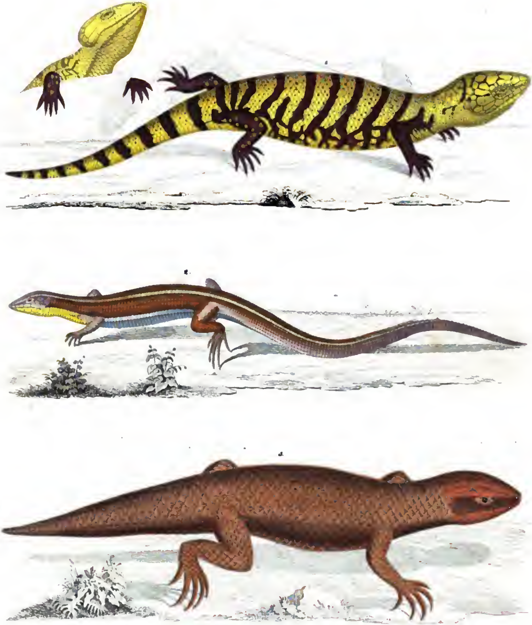
Digitized by Google

er in jeder Geſellſchaft willkommen, und gewöhnlich bald ein Mittelpunkt der Unterhaltung, da er durch eine ungewöhnlich ſonore Stimme und eben ſo ſchönen als gehaltreichen Vortrag die Zuhörer unwillkürlich feſſelte. Er wußte mit Witz und treffenden Bemerkungen in jedes Geſpräch einzugehen, und es zu beleben; ſeine faſt ſtets heitere Laune, mit der er das Erlebte zu benützen verſtand, verließ ihn erſt zuweilen in den letzten Jahren, wo wahrſcheinlich ſchon ein geheimes Siechthum an ſeinem Körper nagte. Höchſt allgemein in ſeiner Denkungsweiſe, achtete er tiefe Forſchungen jeder Art, und wohin ſie ſich immer richten mogten. Auch im höheren Alter weitere Ausbildung ſuchend, blieb er nie, wie es ſo vielen geſchieht, in ſeinen Kenntniſſen ſtehen, und nahm an Vielſeitigkeit ſtets zu. „Ehret das Alte, ohne das Neue zu verkennen, prüfet Alles, und behaltet das Beſte,“ war eine ſeiner in Wort und That oft durchgeführten Maximen. Freiſinnig, wie es ſeine hohe Bildung mit ſich brachte, haßte er jede Willkür, blieb aber immer einer der loyalſten Bürger; ein abgeſagter Feind von heuchelnder Frömmelei hatte er aus ſeiner Wiſſenſchaft eine innige, wahre Gottesfurcht geſchöpft, die ihn bei Freuden und im Drangſale nie verließ. Pedanterei jeder Art war ihm verhaßt, und wie er ſie ſelbſt nie übte, bekämpfte er ſie auch bei Andern, wo ſich ihm Gelegenheit dazu bot. Er hatte im Leben oft ſcheinbarem oder wirklichem Undanke begegnet, und bewegte ſich deßhalb am liebſten in einem nur ſehr engen Kreiſe von Bekannten. Ungeduldig und oft zu ſchnell entſchloſſen achtete er das Verhältniß zu Anderen weniger, als praktiſche Lebensklugheit fordert, und griff gern zu den extremſten Mitteln, wenn es galt, einer vielleicht nur kurzen Beengung ſeiner Freiheit ein Ende zu machen. Die Meinungen der Menſchen wußte er weit häufiger ſubjectiv als objectiv begründet, und gab ſo ſelbſt gegen ſeine Ueberzeugung mit Wärme durchgeführten Darſtellungen nach. Bücher, „ſeine treueſten Freunde,“ waren ihm wie ſeine Mitarbeiter ſo auch die einzige Erholung; insbeſondere trennte er ſich von Horaz und Gibbon nie. Sein Wahlſpruch war: „Perfer et obdura.“

Die äußere Erſcheinung Littrows nahm durch zuvorkommendes und überaus leutſeliges Betragen ſchon im erſten Augenblicke eben ſo ſehr für ihn ein, als ſie durch würdevolle Haltung Jedem imponirte. Von mittlerer Statur, hatte er in ſeiner Jugend als ein ſchöner Mann gegolten und bis zu ſeinem Ende blieben ihm geiſtvolle Geſichtszüge, ein offenes, ſprechendes Auge, ein wohlgebildeter Mund, feſter, ſicherer Gang, aufrechte, entſchloſſene Haltung, von natürlichem Anſtande belebt, den auch der Ausdruck der aufrichtigſten Beſcheidenheit nie verließ.

In der Geſchichte der Wiſſenſchaften wird er als einer der ausgezeichnetſten Aſtronomen und Schriftſteller ſeiner Zeit fortleben. Die Leichtigkeit und treffliche Behandlung, mit der er die ſchwierigſten Materien darzuſtellen vermogte, der ſchöne, ächt deutſche Styl, wo er Gelegenheit dazu fand, erinnern vielfältig an die großen Muſter Euler und Leſſing, denen er in dieſer Beziehung nachſtrebte. Seine „theoretiſche und praktiſche Aſtronomie“ und die „Vorleſungen über Aſtronomie“ ſind wahre Grundbücher des Faches, die zum Theile ganz aus ſeiner Feder floſſen, deren Gleichen man bisher in keiner Sprache aufzuweiſen hat, und die nur denjenigen Veränderungen unterliegen werden, welche die Fortſchritte der Wiſſenſchaft mit ſich bringen, wie denn auch Sir John Herſchel zur Verpflanzung dieſer Werke auf engliſchen Boden durch Ueberſetzung derſelben aufgefordert hat. Eben ſo einzig in ſeiner Art ſteht für unſere Zeit das Werk „die Wunder des Himmels“ als populäre Bearbeitung der Wiſſenſchaft da, und iſt durch den Abſatz von nahe 14,000 Exemplaren in drei Auflagen während beiläufig acht Jahren anerkannt worden. In ſeinen „Elementen der Algebra und Geometrie“ und den verwandten Schriften, die ſich alle durch hohe Originalität auszeichnen, hob er der Erſte die Scheidewand zwiſchen der Elementar- und höheren Mathematik auf, welche bisherige Trennung ihren Grund nur in der Geſchichte dieſer Fächer hatte, und ſtiftete damit ſehr bedeutenden Nutzen. Seine Werke über Optik werden ſtets zu den beſten gehören, und ihm gebührt das Verdienſt, den erſten Anſtoß zur Ausführung der Dialyſe bei achromatiſchen Inſtrumenten gegeben zu haben, die in den Händen eines Steinheil, Plößl u. a. nun ſo reichliche Früchte zu tragen verſpricht. Eben ſo werden ihm ſeine Schriften über Wittwen-Inſtitute, Leibrenten ꝛc. einen bleibenden Namen ſichern, und ſeine Mitbürger mit Dank erfüllen müſſen, was er mit ſeltenem Muthe und tiefer Sachkenntniß in dieſer Angelegenheit für das Gemeinwohl praktiſch auszuführen Gelegenheit fand. Seine „Chorographie,“ ſeine „Gnomonik,“ ſeine „Kalendariographie“ und ſo viele andere werthvolle Schriften zeugen von der Vielſeitigkeit, die er in ſeinem Fache beſaß, und manche derſelben würden gewiß noch viel vollkommener gerathen ſein, wenn der Drang der Verhältniſſe ihn nicht zuweilen zur Flüchtigkeit gezwungen hätte. Die Wiener Jahrbücher der Literatur und das Gehler'ſche phyſikaliſche Wörterbuch verloren an ihm einen ihrer tüchtigſten Mitarbeiter. Bei der Anregung, welche vor mehreren Jahren für die Errichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien eintrat, ſpielte er eine Hauptrolle, und die künftigen Gründer eines ſolchen Inſtitutes werden ihm ſtets für die Vorbereitung des Bodens, auf dem ſie bauten, dankbar ſein müſſen. Als Mitglied der Kommiſſion, welche zur Regulirung der öſterreichiſchen Maße war ernannt worden, ſtimmte er mit Anderen ſchon ſeit Jahren im Sinne der neueſten, durch Beſſel vertretenen Anſichten für die möglichſte Beibehaltung der jetzt gebräuchlichen Einheiten mit bloßer Einführung der Decimaltheilung, und half ſo Oeſterreichs Bürgern eine Verwirrung erſparen, die von den Staatsämtern bis zu der kleinſten Hütte herab auf geraume Zeit allen Verkehr hemmt. Was die Wiener Sternwarte ihm

Digitized by Google



verdankt, haben wir ſchon oben zu beſprechen Gelegenheit gefunden. Die Haupttendenz ſeines ganzen öffentlichen Wirkens aber war das Brauchbarmachen abſtrakter Lehren für das wiſſenſchaftliche oder das gemeine Leben.

Als anonymer Mitarbeiter zur achten Auflage des Brockhaus'ſchen Konverſations-Lexikons ſtrich Littrow ſeine eigene Biographie, die in früheren Auflagen enthalten war, daher dieſelbe in dieſer achten Auflage nicht erſchien. Littrows jüngſtes Werk „Geſchichte der Naturwiſſenſchaften nach dem Engliſchen des Whewell“ hat ſo eben die Preſſe verlaſſen; es verdankt aber ſeine Entſtehung einem für Littrow ſo charakteriſtiſchen Umſtande, daß wir die Geſchichte deſſelben in dieſen dem Gedächtniſſe des Verewigten gewidmeten Zeilen mittheilen zu müſſen glauben. Littrow hatte in den Jahrbüchern der Literatur 1838 „Whewells Astronomy and general Phisics,“ eine der bekannten „Bridgewater Treatiſes“ angezeigt, und dabei manche Gelegenheit gefunden, über den Zweck dieſer Schrift und die Art, wie derſelbe darin verfolgt wird, ſeiner ſatyriſchen Laune um ſo freieren Lauf zu laſſen, als er nie geglaubt hätte, daß dieſe Beurtheitung dem Autor, den er durchaus nicht verletzen wollte, je zu Geſichte kommen könnte. Whewell aber ſchrieb darüber an Littrow einen Brief, der frei von aller ſchriftſtelleriſchen Empfindlichkeit, den gerechten Tadel anerkannte, und nur durch äußere Verhältniſſe, die ihn dazu gezwungen, die unnatürliche Tendenz jener Schrift zu entſchuldigen ſuchte. Zugleich überſchickte er ihm ſeine eben damals vollendete „History of inductiv sciences,“ um ihm zu zeigen, daß hier, wo er ſich frei bewegen konnte, keine Spur von jener Richtung ſei. Dieſe unpartheiſche Beurtheilung ſeiner ſelbſt, und die vollkommene Freiheit von gekränkter Eigenliebe, die jene Erklärung bezeugte, dabei der gediegene Inhalt des überſendeten Werkes, bewogen Littrow, durch die deutſche Bearbeitung deſſelben dem würdigen Verfaſſer ein ehrendes Denkmal zu ſetzen, und ſo entſtand die obige Schrift, die einzige Ueberſetzung, die Littrow je herausgegeben. Durch eine Menge der trefflichſten Noten wurde der Werth des Originalwerkes bedeutend erhöht, und zu einem faſt unentbehrlichen Begleiter des Naturforſchers gemacht.

Die Skinkartigen Eidechſen.

(Taf. 39.)

Die Eidechſen oder Saurier, Saurii, die zweite Ordnung der Reptilien, bilden in der Abtheilung Lacertini ſechs Familien, von denen die ſechste die ſkinkartigen Eidechſen, Scincoideae, umfaßt, die nach Waglee in die Gattungen: Rüthling, Ligosoma, — Keilſchnauze, Sphaenops, — Skink, Scincus, — Glanzſkink, Enprepis, — Walzenechſe, Gongylus, — Kreiszähnler, Cyclodus, und — Kruſtenſkink, Trachysaurus, zerfallen.

Die Familie der Skinke bildet den allmäligen Uebergang zu den Schleichern, und die ſtufenweiſe Abnahme in der Vollkommenheit ihrer Füße tritt bei ihnen auffallender hervor, als bei jeder andern Familie. Ihr Rumpf iſt länger als bei andern Eidechſenarten; die vordern Füße ſtehen weiter von den hintern ab, und werden bei einigen Gattungen ſo kurz, daß ſie endlich den Körper nicht mehr zu tragen vermögen. Der Rumpf iſt bei ihnen immer rund, der Körper walzenförmig; Rumpf und Schwanz ſind mit gleichartigen, dachziegelförmig liegenden Schuppen bedeckt; die Füße ſind fünf-, bei manchen Gattungen vier- und fünfzehig; die Kehle iſt einfach, ohne dehnbare Haut; der Kopf geſchildet; das Trommelfell liegt in einem kurzen offenen Gehörgang. Bei einigen Arten iſt das obere Augenlid eigenthümlich gebildet und vertritt die Stelle der fehlenden Nickhaut; das untere Augenlid hingegen iſt ſtets ſehr entwickelt, dünn und durchſichtig, und ſchützt das Auge des Thieres, wenn es im Sande oder in der Erde wühlt, ohne ſeine Sehkraft zu mindern. — Die ſkinkartigen Eidechſen ſind über alle wärmeren Länder der Erde verbreitet, wo ſie in trockenen ſandigen Gegenden leben, und ſich von thieriſchen Stoffen, vorzüglich von Inſekten, nähren.

Auf Tafel 39 geben wir drei Repräſentanten dieſer Familie: den Kreiszähnler, die Furchenechſe und den Kruſtenſkink.

Der gelbkehlige Kreiszähnler, Cyclodus flavigularis, Fig. 1, deſſen Vaterland unbekannt, der aber wahrſcheinlich ein Bewohner Neuhollands iſt, hat eine Länge von 13 bis 14 und einen Umfang von 6 Zoll. Seine Naſenlöcher ſtehen am Ende der Schnauze; der Kopf iſt mit großen Schildern bedeckt, die nach dem Genick zu kleiner werden; die Schuppen am Körper, Hals und Schwanz ſind abgerundet, glatt, breiter als lang, und in der Mitte, wo ſie ſich decken, mit einem kleinen braunen Fleck verſehen. Die Grundfarbe des Körpers iſt gelb, der Rücken mit dunkelbraunen Querſtreifen überzogen; der kaum 5 Zoll lange Schwanz gelb und dunkelbraun geringt, bandelirt und in einer braunen Spitze endend; der Leib mehr braun mit unregelmäßigen gelben Flecken; Bruſt und Kehle durchaus gelb, und mit kleinen Schuppen bedeckt. Der Kopf ebenfalls gelb und nach dem Genick zu mit einem dunklen Streifen abgetheilt, der ſich bis zum Trommelfell zieht und einen ſchmalen braunen Strich über die Mitte des Nackens beſchreibt. Die Augen ſind gelb und die Augenlider ſchuppig. Die obere Kinnlade iſt länger als die untere, und die mit Schilden bedeckte Lippe umſchließt die untere wie ein Deckel. Die Zähne ſind ſtark, ſtumpf, ſtehen weit aus einander und ſehen wie abgenützt aus. Die Beine ſind gleichlang, mit fünf getrennten Zehen verſehen, die mit einem platten, ſpitzigen Nagel endigen, und die vorderen durchaus dunkel kaſtanienbraun, die hinteren dunkel kaſtanien-

Digitized by Google

braun mit kleinen gelben runden Flecken. — Die Lebensart des Kreiszähnlers iſt nicht bekannt.

Die gelbkehlige Furchenechſe, Gerrhosaurus flavigularis, Fig. 2, unterſcheidet ſich von dem vorigen durch ihren geſtreckten Körper; ſie erreicht eine Länge von 10 bis 12 Zoll; ihre Vorderbeine ſind klein und mit fünf faſt gleichen Zehen verſehen; die Hinterbeine, welche drei Zoll von den vordern entfernt ſtehen, faſt noch einmal ſo lang und haben fünf lange ungleiche Zehen, die ſich in ſpitze, etwas gebogene Klauen endigen. Der Kopf iſt klein und ſpitzig, ähnelt mehr dem Kopf einer Schleiche, und iſt wie dieſer geſchildet. Die Zähne wie bei dem vorigen. Körper, Schwanz und Glieder mit glatten, etwas überſtehenden Schuppen gedeckt, die über den ganzen Rücken gleiche Querreihen bilden. Der Rücken iſt hellbraun mit einem zwei Schuppen breiten gelben Längenſtreifen, der ſich bis zum Ende des Schwanzes hinunterzieht, der Schwanz ſelbſt iſt ſchmutzig lichtbraun, Hals und Kehle ſchön gelb, der Bauch grauweiß, etwas in's Bläuliche ſchillernd, und die Beine von der Farbe des Schwanzes, weniger hell als der Rücken. — Das Vaterland der Furchenechſe iſt das ſüdliche Afrika, wo ſie in ſandigen Gegenden lebt.

Perons Kruſtenſkink, Trachysaurus Peronii, Fig. 3; — er erreicht eine Länge von 14 und einen Umfang von 6 bis 7 Zoll; ſeine Farbe iſt durchaus kaſtanienbraun, ſein Kopf eirund, flach, glatt beſchuppt; die Schnauze abgeſtumpft, die Naſenlöcher etwas ſeitwärts, die Augen ſchwarz, mit weiß gefleckt, die Augenlider nicht geſchuppt; der Körper cylindriſch, egal viereckig geſchuppt; die Schuppen konvex, und dadurch rauh anzufühlende, ungleiche Längenſtreifen bildend. Der Schwanz ſpitz zulaufend und kurz. Die Beine ziemlich von gleicher Länge und der Körper geſchildet; fünfzehig; die Zehen lang, getrennt, etwas gebogen und in ſpitze Nägel endend. — Der Kruſtenſkink iſt langſam und träge, und kann den Nachſtellungen nur ſchwer entgehen; ſein Vaterland iſt Neuholland, wo er in König George III. Sound häufig gefunden wird; er bewohnt ſandige Gegenden, wo er den ganzen Tag in der Sonne liegt und Inſekten fängt; naht ſich ihm Gefahr, ſo gräbt er ſich ſchnell im Sande ein.

Fünf Tage im Schwarzwalde.

(Fortſetzung und Schluß von S. 273.)

Am andern Morgen bedeckte dicker Nebel das Thal und verhieß einen noch betrübteren Tag, als der geſtrige zum größten Theil geweſen war. Wir berathſchlagten über die Fortſetzung unſrer Reiſe, denn allgemein war uns abgerathen worden, den Feldberg, den höchſten Punkt des Schwarzwaldes, zu beſteigen, da derſelbe noch mit Schnee bedeckt, und bei jetziger Witterung auch nicht die geringſte freie Ausſicht zu erwarten ſei; wir beſchloſſen daher, mit der Eilpoſt, die um 6 Uhr Neuſtadt paſſiren würde, nach Freiburg zu fahren, und ſandten nach der Poſt, um uns einſchreiben zu laſſen. Da tönte ſchon das Horn des Poſtillons, und wir mußten eilen, unſre Plätze einzunehmen, um die Zeit der Abfahrt nicht zu verſäumen. — In zwei Beichaiſen wurden wir untergebracht und der Kondukteur mußte die Eine der letzteren ſelbſt fahren, da der Poſthalter ſeine Leute alle zum Heumachen auf die Wieſe geſchickt hatte, von wo aus wir erſt einen Poſtillion preſſen ſollten. Eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernt erreichten wir endlich den am Bergabhang ſich niederziehenden Wieſenſtrich; der Kondukteur ging nach dem Hauptwagen zurück, der Poſtillion nahm ſeinen Platz und warf uns dabei faſt in den Graben, zeigte ſich aber dafür ſpäter als ein tüchtiger Roſſebändiger. Je höher wir den Berg aufwärts kamen, über den die Straße führt, um ſo mehr lichtete ſich der Himmel; aus dem vor uns kochenden Nebelmeer tauchten die Gipfel der dunkel gefärbten Bergmaſſen empor, verſchwanden wieder vor den ſich zu Wolken ballenden Nebelmaſſen, die vom leichten Morgenwinde getrieben, die groteskeſten Geſtalten annahmen, hier wie leichter Rauch emporſtiegen, dort plötzlich zerriſſen und eine überraſchende Ausſicht in die offenen Thäler und Schluchten gewährten, auf einmal momentan ſich löſten und den hochanſtrebenden, mit Schnee bedeckten Feldberg, deſſen Seiten dunkler Tannenwald umzog, und auf deſſen Kamm eine dichte Nadelholzreihe gleich einer Mähne emporſtrebte, unſeren Blicken vorlegte. Die Nebelgeſtalten bildeten in dieſer rauhen, großartigen Natur herrliche Scenerien. Am Titi-See, wo ſich die Straße nach Nordweſten wandte, kochte der Nebel in dichten Wolken empor, die jeden Augenblick die Auſicht der Landſchaft änderten. — Die Straße führte über eine ſanft lehnanſteigende Hochebene, welche nach Süden die Ausſicht in ein offenes Thal gewährte, in das kleinere Thäler öffneten, aus denen uns überall freundliche Höfe, und weiter unten das maleriſch gelegene Dorf Hinterzarten entgegenlachte, nach Norden zu aber dichter Nadelwald die Ausſicht ſchloß, und nur an einzelnen freien Stellen die Auſicht von Lenzkirchen gewährte. — Wir kamen an mehreren großen Wirthshäuſern vorüber, und begegneten vielen Holzwagen und Arbeitern, welche Stämme aus den Waldungen holen wollten. Nach einer Stunde erreichten wir, durch immer fruchtbarere Gefilde abwärts fahrend, den Höllenſteig, eine breite, ſteil abführende Straße, die in vielen Windungen, von ſteilen düſtern Felſenwänden eingefaßt, in's Thal hinunterleitet und die Seele mit Schrecken erfüllt; unten glücklich angekommen, raſteten wir am zweiten Wirthshauſe, der Poſt, um dort den nachfolgenden Eilwagen zu erwarten, und einige von uns nahmen dann, da hier mehrere Reiſende das Ziel ihrer Wanderſchaft erreicht hatten, Sitze auf der Imperiale des Hauptwagens ein; eine Viertelſtunde ſpäter, nachdem wir die

Digitized by Google

immer noch ſteil abgehende Bergſtraße bis zu einem Felſenvorſprung verfolgt hatten, erreichten wir den Eingang des Höllenthales; die Bergwände rückten näher zuſammen; noch wenige Schritte und wir waren ringsum von thurmähnlichen, hier vorſpringenden, dort überhängenden Felſenmaſſen, durch welche ſich die Straße windet, eingeſchloſſen; abwechſelnd ſteigt hier kahle Felswand in die Höhe, dort bildet bemooſtes, den Abſturz drohendes Geſtein die thurmhohe Einfaſſung der Straße, und auf und zwiſchen den Felſen wuchern ſtämmige Tannen und grünes Unterholz, die zuſammen das Höllenthal noch mehr verdüſtern, ſo daß man oft vergebens den blauen Himmel über ſich ſucht; zur Linken rauſcht neben der Straße ein ſchäumender Bach über herabgeſtürzte Steinblöcke und windet ſich durch die enge Felſengaſſe; nur an wenig Stellen erweitert ſich der Grund und bietet jenſeits des Baches ein kleines Raſenplätzchen, von welchem aus dicht belaubte Büſche bis in die tiefſten Felſenſpalten hinauf wachſen. Das ganze Höllenthal trägt einen erhabenen, ernſten Charakter, und die Natur ſcheint ſelbſt im Kampf der Elemente hier ihre Ruhe und Würde behauptet zu haben. Die ganze Länge des Thales beträgt nicht über eine halbe Stunde; ein maleriſch vorſpringender Fels, auf deſſen Gipfel die ganz zerfallenen Ruinen der Burg Falkenſtein immer mehr verwittern, und um welchen ſich die Straße windet, ſchließt die großartige Felſenparthie, durch welche im Jahre 1796 Moreau ſeinen berühmten Rückzug nahm; die ſchwarzbewaldeten Berge treten plötzlich zu beiden Seiten zurück, die Felſen verſchwinden, ein großes paradieſiſches Thal, der Breisgau, in weiter Runde von entfernteren Gebirgen eingeſchloſſen, eröffnet ſich den erſtaunten Blicken; Fruchtbarkeit herrſcht überall; die Häuſer und Hügel ſind mit Reben überzogen; mit Früchten beladene Nußbaumreihen ziehen ſich längs der Straße; heitere Dörfer von Obſtgärten umgeben, tauchen rechts und links aus dem Thale auf. Wir kamen an dem Wirthshauſe Himmelreich vorbei, welches mit den freundlichen, zerſtreut längs der Straße liegenden Häuſern das gleichnamige Dorf bilden; berührten Kirchzarten, das alte Tarodurum der Römer, hielten noch einmal an der Poſtſtation des Dörfchens Ebnat, und fuhren dann, uns an der italieniſchen Landſchaft ergötzend, auf unſerer Imperiale aber tüchtig vom Winde durchſchüttelt, bis in die Mitte des Thales herab, von wo aus die Straße in der Ebene fort, ſich wie durch einen Garten zieht. — Gruppen von Häuſern tauchen hier und da aus Obſtanlagen und Weingärten hervor; Landleute ziehen grüßend an uns vorüber; hier Mädchen in dunkler Tracht mit flachen Strohhüten und zwei lang herabhängenden Zöpfen, an denen noch als beſondere Zierde breite, ellenlange Bänder befeſtigt ſind, die weithin im Winde flattern, dort andere mit ſchweren Körben voll Gärtnerwaaren auf dem Kopfe, und wiederum welche mit kleinen, mit gerollten breiten Bändern gezierten Häubchen; Alle geſunde kräftige Geſtalten mit blühenden Geſichtern. — In anmuthigen Wölbungen zogen zu beiden Seiten der Ebene die hohen, den Breisgau begränzenden Bergzüge, ſich immer mehr erweiternd; nur ein Ausläufer derſelben, der Schloßberg, trat hervor und verdeckte uns die Fernſicht, — noch ein Viertelſtündchen, und das himmelanſtrebende Münſter verkündigte uns Freiburg, die Hauptſtadt des Breisgau's, in welche wir durch ein ſchönes, mittelalterliches Thor von rothem Stein gelangten, auf der Poſt abſtiegen, und bald darauf im Zähringerhof, im Mittelpunkte der Stadt, Unterkommen fanden, erfreut über die eingetretene ſchöne Witterung, die uns zur Fortſetzung unſerer Reiſe von neuem Muth gewährte.

Nachdem wir uns ein wenig reſtaurirt, traten wir unſere Wanderung durch Freiburg an, um die Sehenswürdigkeiten dieſer freundlichen, ſchon im Anfange des zwölften Jahrhunderts von den Zähringern angelegten Stadt, näher kennen zu lernen. Unſer erſter Ausflug war nach dem Schloßberg, der ſich, mit Reben bekleidet, zunächſt der Stadt erhebt, um eine Generalanſicht derſelben und der umliegenden Gegend zu erlangen, und genoſſen von hier aus eine der wunderlieblichſten Ausſichten: die Bergabhänge waren rechts und links mit Weingärten bedeckt, zur Seite ſchloß ſich der freundliche Johannisberg dem Schloßberg an, und beide überragte der hohe Roßkopf. Aus dem üppigen Grün tauchten hier und da Ruinen alter Burgen hervor; dem Schloßberg gegenüber erheben ſich der Schönberg, der Kibfels und der Schauinsland, und weiter landeinwärts der Belchen und der Feldberg, zwiſchen denen das Thal der Dreiſam, deren Hauptquelle der durch das Höllenthal rauſchende Bach iſt, einen der Hauptpäſſe des Schwarzwaldes bildet. Vor uns lag die freundliche, größtentheils maſſive Stadt mit ihren ſchweren Ziegeldächern, deren Giebelſeiten alle weiß getüncht ſind, und aus deren Mitte das rieſige Münſter, das einzige vollendete in Deutſchland, majeſtätiſch empor ragt, und hinter derſelben entwickelte ſich, in einer Ausdehnung von mehreren Stunden, eine liebliche, ungemein fruchtbare, einem ununterbrochen fortlaufenden Garten gleichende, dicht bevölkerte Ebene, nach dem Rhein zu begränzt von den waldgekrönten Rebgebirgen des Kaiſerſtuhls, über welchen in weiter blauer Ferne die Konturen der Vogeſen wie ein leichter Duft gelagert erſcheinen. — Abwärts ſchreitend gelangten wir auf einem nähern Wege in die Stadt zurück und zum Münſter, das durchaus von rothem Sandſtein ausgeführt, in Form eines Kreuzes angelegt, ſich vom Abend nach Morgen zieht. Der Thurm erhebt ſich an der Abendſeite des Bauwerkes, in gleicher Breite mit dem Mittelſchiffe, an welches er ſich anſchließt, und durch ihn, deſſen Höhe 356 pariſer, nach anderen Berechnungen 386 rhein. Fuß beträgt, führt der Haupteingang zur Kirche, die aus einem Hauptſchiff und zwei Nebenſchiffen von gleicher Weite gebildet wird, aber nur im Hauptſchiff Bänke hat. Niedriger als das Hauptſchiff, höher aber als die Nebenſchiffe, folgt hierauf der Querbau, an deſſen Rückſeite ſich kleine Thürme erheben; an ihn ſchließt ſich

Digitized by Google

im Innern der Chor, der eben ſo breit, aber höher liegend als das Hauptſchiff, von einem Kreuzgang und einer Reihe von Kapellen umgeben iſt. Im Innern des Chors beſahen wir die Steinbilder der Zähringer, die Gemälde des Hochaltars, die Kapellen und die herrlichen Fenſtergemälde, die zum Theil aus dem vierzehnten Jahrhundert ſtammend, zum Theil reſtaurirt, eine magiſche Beleuchtung gewähren. — Die Gebeine des Schutzpatrons des Münſters zu ſehen, die uns der Führer zeigen wollte, fühlten wir keine Neigung, ſondern labten unſre Augen nochmals an der Beſchauung des Aeußeren des majeſtätiſchen Bauwerkes, von dem vorzüglich der untere Theil des Thurmes, ſein Viereck, deſſen Stützpfeiler weit hervortreten und einen Vorplatz bilden, in welchem früherer Zeit öffentlich Gericht gehalten wurde; dann das in der vordern Thurmmauer befindliche, ſäulenreiche äußere Portal, das bis zur Spitze ſeines Bogens offen iſt, und in ſeiner Giebelverdachung ſchöne Hochbilder hat, und die mit reichem Bilderſchmuck verſehene Vorhalle, die ſich von dieſem nach dem innern Hauptportal zieht, unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Von hier aus durchwanderten wir noch einige der geraden, reinlichen, an den Seiten mit Trottoirs verſehene Straßen, beſuchten einige Kaufläden, beſahen den Brunnen auf dem Fiſchmarkt, die Univerſitätskapelle, die Kapuzinerkirche, die Kaſerne, und kehrten dann in die Kaiſerſtraße nach unſerm Hotel zurück, wo wir an der Table d'hôte Gelegenheit hatten, an den Geſprächen einiger jungen Offiziere, den geiſtigen Werth unſerer Zeitrichtung kennen zu lernen.

Am Nachmittag umzog ſich der Himmel von neuem, und ſo angenehm und lieblich er auch während der ganzen Zeit unſerer Wanderung durch die Stadt und Umgegend geweſen war, ſo regendrohend blickte er auf uns hernieder, als wir unſere Reiſe weiter fortſetzten und über Krotzingen dem Bade Badenweiler, am weſtlichen Abhange des Schwarzwaldes, zufuhren. Wir hatten Freiburg kaum im Rücken, als ein heftiger Regenguß begann, der faſt während der ganzen Fahrt anhielt, und uns, die wir uns in dem engen Wagen kaum zu rühren vermogten, ziemlich mißſtimmte. Bei Krotzingen ließen wir die, durch das Bergſteigen ermüdeten Pferde ein wenig verſchnaufen, und ſuchten mittlerweile Schutz unter den dichten Nußbaum- und Akaziengruppen des dem Wirthshaus gegenüber liegenden ſchönen Gartens, hinter welchem das ehemalige herrſchaftliche, jetzt zu einer Runkelrübenzucker- und Cichorienfabrik eingerichtete Schloß ſich ausbreitet; eine gute Stunde weiter verließen wir die nach dem Rhein führende Hauptſtraße, und ſchlugen eine ſüdweſtlich führende, immer bergauf, durch üppige Getreidefelder und Obſtalleen ſich windende Seitenſtraße ein, ſahen links von uns Steuffen und rechts den Thurm von Sulzburg aus dem ſaftigen Grün der Bäume hervorragen, und erreichten endlich, einen Hügel abwärtsfahrend, das Dorf Unterweiler, im Thale am Fuße des 3,938 Fuß hohen Blauen, von wo aus die Straße ſich wieder hob und längs dem Abhange eines Berges ſich aufwärts wand; der Regen ließ nach und auf der Mitte des Berges angekommen, erblickten wir durch eine Lichtung die von der Sonne beleuchteten Ufer des Rheins und den majeſtätiſchen Strom wie ein breites Band die Ebene durchziehen. Noch wenige Minuten, und wir ſtiegen am Eingang des Parkes von Badenweiler aus, um zu Fuß durch die ſchönen Anlagen den obern Theil des Berges zu gewinnen, während der Wagen langſam die Fahrſtraße verfolgte. — Im Römerbade, dem anſehnlichſten Gaſthauſe Badenweilers, fanden wir Aufnahme und gute Zimmer, die uns eine überraſchende Ausſicht auf das, von den Strahlen der ſinkenden Sonne beleuchtete Rheinthal gewährten, das vor unſern Füßen ausgebreitet von den in weiter Ferne ſich erhebenden, in ſanftes Blau gekleideten Vogeſen begränzt war. Das Auge konnte den Windungen des Rheins ſtundenweit folgen und ſich an den lieblich wechſelnden Bildern der Landſchaft ergötzen. Rechts neben dem Bade erheben ſich auf einem mäßigen Hügel die großartigen noch gut erhaltenen Trümmer des Zähringiſchen Schloſſes Baden-Baden, das im Anfang des zwölften Jahrhunderts gebaut, im Jahre 1678 von den Franzoſen zerſtört wurde, und nach welchem uns ein angenehmer Fußpfad durch einen ſchattigen Hain, der den oberen Theil des Parkes bildet, führte.

Badenweiler iſt ein uralter Badeort, voller warmer Quellen, die hier in ſolcher Menge ſprudeln, daß erſt das Trinkwaſſer abgekühlt werden muß, um es als erfriſchendes Getränk genießen zu können. Schon die Römer kannten und benutzten dieſes Bad, und haben in den, durch Länge der Zeit zerſtörten und mit Erde überſchütteten, durch einen Zufall im Jahre 1784 aber wieder aufgefundenen Ueberbleibſeln eines prächtigen Bades, ein Denkmal ihrer Herrſchaft hinterlaſſen, wie in ganz Deutſchland kein ähnliches mehr aufzufinden iſt. Die ganze Länge dieſer Römerbäder, die zu einem einzigen Gebäude vereinigt waren, beträgt 324, die Breite gegen 100, und da, wo ein etwa 100 Fuß langer Vorſprung angeſetzt war, gegen 120 Fuß. Das feſte Mauerwerk des Gebäudes, das von Viertels- bis zu ganzer Mannshöhe noch ſteht, iſt aus kleinen feſt verkitteten Steinen erbaut und mit abgeſchliffenem, meiſt roth bemaltem Kitt überzogen, die Treppen und Fußböden der Bäder ſelbſt aber ſind aus bläulichweißen Marmorplatten. Der ganze Raum umfaßt eine Fläche von ungefähr 126 Ruthen im Quadrat und beſteht aus kalten und warmen Waſſerbädern, Dampfbädern, Scholen oder Warteplätzen, Vorplätzen, Salbzimmern, Quergängen, Heizſtübchen, Spaziergängen, Holzplätzen und unterirdiſchen Kanälen zum Ablaufe des Waſſers; im Ganzen zählt man 50 Gemächer und 56 Warteplätze. Ein noch vorhandener, beim Eingang in die Bäder ſtehender Altar mit beſchädigter Inſchrift: DIANAE ABNOB. zeigt an, daß dieſe Bäder der Diana des Abnobagebirges, d. h. des Schwarzwaldes, geweiht waren. Gegenwärtig ſind in Badenweiler ſechs verſchiedene Bäder errichtet, die von der Schweiz und

Digitized by Google

dem Elſaß aus ziemlich häufig beſucht werden, von denen das Römerbad, in welchem wir abgeſtiegen, das bedeutendſte iſt. Die Rauhheit des dießjährigen Sommers hatte noch viele Beſucher abgehalten, nach Badenweiler zu kommen, doch fanden wir die Abendtafel, die im Kurſaal angerichtet war, der ſeine Fenſter nach dem Rheine zu öffnet, ziemlich beſetzt. — Die Quelle entſpringt inmitten des Marktfleckens, und iſt an ihrem Urſprunge in einem ſechs Fuß tiefen Baſſin gefaßt, aus welchem das Waſſer durch Röhren zu den ſechs Gaſthöfen, zum Baden, und zu den fünf Brunnen zum Trinken, geleitet wird; daſſelbe iſt ſehr klar, durchaus geſchmacklos, wie lauwarmes deſtillirtes Waſſer, und hat zu jeder Zeit eine Temperatur von + 22° R.

Am ſpäten Abend erhob ſich ein furchtbarer Sturm und der Regen goß die ganze Nacht hindurch in Strömen; auch am andern Morgen war, des betrübten Wetters wegen, keine Hoffnung, irgend eine Erkurſion vornehmen zu können, und wir beſchloſſen daher, ſo ſchnell als möglich den Rhein zu erreichen und von Mühlhauſen aus die Eiſenbahn zur Verkürzung unſerer Reiſe zu benutzen. Ein bequemer Scheibenwagen war bald gefunden, und nach eingenommenem Morgenbrod fuhren wir in vollem Regen ab, die geſtern gekommene Nebenſtraße zurück über Unterweiler bis zur Hauptſtraße, paſſirten das freundlich liegende, auf der einen Seite von dem mächtigen Blauen, auf der andern von Weinbergen begränzte Städtchen Müllheim, in deſſen Nähe Eiſenerz gewonnen wird, und erreichten eine Stunde weiter bei Neuenburg den Rhein, wo wir kurze Zeit in der baden'ſchen Douane auf die Rückkunft der Fähre warten mußten. Der Rhein war ſehr angeſchwollen und ſchlug hohe Wellen, doch ging die Ueberfahrt glücklich von Statten; wir umſchifften die, inmitten des Rheins ſich lang ſtreckende Inſel, und landeten nach zwanzig Minuten am franzöſiſchen Ufer eines reichen, rein deutſchen Landes, des herrlichen Elſaß; die Pferde wurden wieder eingeſpannt; einer unſerer jungen Gefährten ſtreute in jugendlichem Uebermuth Kupferkreuzer, hier eine werthloſe Münze, unter das gaffende Volk, und wollte ſich todtlachen, als er die Leutchen um den Schatz ſich balgen ſah, und ſchnell fuhren wir der Douane zu, wo uns das franzöſiſche Militär-Kommando mit der größten Höflichkeit und Schnelligkeit expedirte. Durch den Hardtwald gelangten wir in noch nicht ganz drei Stunden nach dem gewerbfleißigen Mühlhauſen, der Perle des obern Elſaß, mit ſeinen herrlichen großartigen Fabrikgebäuden, ſeinen Manufakturen und andern induſtriellen und kommerziellen Anſtalten. Wir fuhren gleich am Bahnhof vor, nahmen Billets, um mit dem erſten, von Baſel kommenden Zuge nach Straßburg abgehen zu können, wobei wir die Liberalität der Eiſenbahn-Verwaltung lobend erwähnen müſſen, welche Kinder unter ſieben Jahren, wenn ſie in Begleitung der Ihrigen reiſen, unentgeldlich aufnimmt, ohne gerade ängſtlich nach dem Taufzeugniſſe zu fragen; eine Maßregel, die auch auf unſern deutſchen Eiſenbahnen adoptirt werden ſollte.

Wir dinirten vorher in dem, dem Bahnhof gegenüber liegenden Hotel. Einrichtung, Sprache, Alles franzöſiſch, die Küche aber trefflich und der Champagner ausgezeichnet. — Die Bahnhofgebäude ſind trefflich eingerichtet, ſelbſt die niederſten Beamten artig und zuvorkommend, und die eleganten Fremdenzimmer nach den Wagenklaſſen geſchieden. So wie der Zug angekommen iſt, und die Ausſteigenden ſich entfernt haben, öffnen die Kondukteure klaſſenweiſe die Zimmer, es entſteht weder Gedränge noch Konfuſion, Jeder nimmt ruhig ſeinen ihm vom Kondukteur angewieſenen Platz ein, Knaben und Mädchen gehen noch einmal die Gallerie entlang, um Erfriſchungen anzubieten, der Kondukteur gibt, wenn Alles in Ordnung iſt, ein Zeichen auf dem Horn, und der Zug ſetzt ſich mit einer Schnelligkeit in Bewegung, welche die auf unſern deutſchen Eiſenbahnen bei weitem übertrifft; ſo geht's auf allen Stationen, und wir legten die Strecke von 30 Wegſtunden in kaum vier Stunden zurück. — Die Fahrt durch Ober- und Nieder-Elſaß war ein paradieſiſcher Weg durch einen einzigen, von grünen Hainen unterbrochenen Garten; der Himmel hatte ſich aufgeklärt und nur ſelten zogen leichte Gewitterſchauer ſchnell an uns vorüber; zu unſrer Linken thürmte ſich die hohe Bergkette der Vogeſen, an deren Fuß die Bahn hinzog, auf; die Gipfel aller Bergvorſprünge waren mit ehrwürdigen Felſenſchlöſſern gekrönt; die maleriſche Natur der mit üppigen Feldern, Gärten, Weinbergen, Hügeln und Wald und manchem traulichen Wieſenthale wechſelnden Landſchaft war unübertrefflich. Dornach, Lutterbach, Wittelsheim, das allen Obſtzüchtern bekannte Bollweiler, Merxheim, Ruffach mit ſchöner gothiſcher Kirche und gegenüber einer maleriſch gelegenen Ruine zur Rechten, und Herlißheim und Egisheim zur Linken, alles Stationen, an denen nur wenige Minuten gehalten wurde, flogen an uns vorüber. Links öffnete ſich das maleriſche Münſterthal mit ſeinen vielen, am Logelbach errichteten Fabriken. In Kolmar wurde zehn Minuten angehalten und eben ſo lange weiter abwärts in Schlettſtadt, einer ſchönen befeſtigten Stadt mit großem Dome. Mit gleicher Schnelligkeit ging der Zug weiter, bei dem durch ſeinen Wein bekannten Städtchen Reichenweiher vorbei, über Bennwihr, Oſtheim, Ribeauville oder Rappoldsweiler, mit ſeinen drei alten Burgen, St. Hypolite, Ebersheim, mit ſeiner ſchönen Abtei, Kogenheim, Benfeld, Matzenheim, Erſtein, Limmersheim, Fegersheim und Geispolzheim, alles blühenden, gewerbfleißigen Städten. — Schon in der Nähe von Fegersheim erblickten wir den himmelanſtrebenden Thurm des Münſters, der uns die Nähe Straßburgs verkündete, aber erſt als wir Geispolzheim hinter uns hatten und die neu errichtete landwirthſchaftliche Anſtalt paſſirten, lag die ganze, von ſchönen Gärten umgebene Stadt mit ihren Wällen vor uns ausgebreitet. — Als wir in den Bahnhof einfuhren, bemerkten wir neben den Expeditionsgebäuden eine Menge eleganter Omnibuſſe in Reih und Glied aufgeſtellt; ein reges Leben herrſchte um den Bahnhof; kaum hatten wir

Digitized by Google

unſer Gepäck in der Güterexpedition in Empfang genommen und ſahen uns nach einer Gelegenheit um, die uns nach Kehl befördern ſollte, als die Kondukteure der verſchiedenen Wagen ſich ſchon nm uns riſſen. — Ueberall franzöſiſche Leichtigkeit und Lebendigkeit, — wäheend ein Dutzend Stimmen hier durcheinander nach uns riefen, hatte dort einer der Kondukteure ſich ſchon unſeres Gepäcks bemächtigt, wir fanden uns mit Blitzesſchnelle in einen Omnibus geſchoben, ohne zu wiſſen wie, und ſchnell fuhren wir durch die Befeſtigungen, über mehrere Brücken dem inneren Stadtthore zu, wo wir nach unſern Päſſen gefragt wurden; da wir verſicherten, nur durchzureiſen, ließ man uns ungehindert paſſiren. Wir durchfuhren die Stadt, die mit ihrem Gemiſch von halb deutſch, halb franzöſiſch einen merkwürdigen Eindruck auf uns machte, in ihrer ganzen Länge, bis zu dem am Markt befindlichen Bureau der Eiſenbahn-Diligenzen, wo wir erſt Karten zur Weiterfahrt nach Kehl zu löſen hatten und unſer Gepäck einſtweilen abgeladen wurde. Da die Abfahrt des Omnibus ſich noch zu verzögern ſchien, benutzten wir die gewährte Zeit, in Begleitung des Kondukteurs, der uns als Führer diente, die Hauptmerkwürdigkeit Straßburgs, das Münſter, zu beſehen; duech mehrere Straßen und Verkaufshallen gelangten wir durch ein ſchmales Seitengäßchen zu dem Rieſenbau, der im Jahre 1007 begonnen, erſt 1275 vollendet wurde, und den großartigſten Anblick gewährt. Den Anſang zur Erbanung des Thurmes machte man erſt 1276, und vertraute deſſen Aufführnng dem kunſtreichen Meiſter Erwin von Steinbach an, nach deſſen Plan ſich über beiden Seitenpforten der Kirche zwei Thürme, jeder zu 594 Fuß Höhe erheben ſollten. Doch nur der Thurm der Nordſeite wurde vollendet, der andere erhebt ſich nur wenig über das flache Dach. Erwin ſtarb 1318; ſein Sohn Johannes führte den Bau fort bis zum flachen Dache, und ſeine Tochter Sabina verzierte das Portal mit ihrer kunſtreichen Arbeit. Nur langſam wurde der Bau gefördert, und erſt im fünfzehnten Jahrhundert Johannes Hnlz aus Köln berufen, das Werk zu vollenden. — Sehenswerth ſind an dieſem Rieſengebäude, deſſen Höhe von der größten Pyramide nur um 25 Fuß übertroffen wird, und das einzig in Europa daſteht, die drei weſtlichen Portale, deren, durch Vandalismus in der Schreckenszeit theilweiſe zerſtörtes Bildwerk nach den alten Modellen wieder hergeſtellt wurde. Das Innere der Kirche iſt großartig und ergreifend; das Hauptſchiff nicht durch Bänke und Kirchenſtühle verunziert; die herrlichen Glasmalereien der Fenſter, namentlich aber die bunte Fenſterroſe über dem Portale, verbreiten im Innern ein magiſches Licht; der große Chor mit dem Hochaltar birgt das heilige Grab, und die Grabmäler vieler berühmten Männer. In den Nebenſchiffen, die vom Hauptſchiff durch hohe ſtarke Säulen getrennt werden, ſind mehrere Altäre, und in dem, rechts vom Haupteingang, ein berühmtes, jetzt wieder hergeſtelltes aſtronomiſches Uhrwerk. — Auf dem Dache oberhalb des Chors ſteht der mit Paris korreſpondirende Telegraph, und dem Münſter gegenüber die Wohnung des Directors, auf welchem ein kleinerer Telegraph dem Aufſeher des großen die telegraphiſchen Zeichen angibt. Dieſer gegenüber iſt die, noch aus Erwins Zeiten ſtammende Haupthütte der Steinmetzenbrüderſchaft, deren Gebräuche ſich bis auf unſere Zeiten erhalten haben. Man kann das Münſter bis auf die Plattform bequem und ohne Gefahr beſteigen; wer höher hinauf will, muß ſich von den oben wohnenden Wächtern das oberhalb der Krone befindliche Gitter aufſchließen laſſen. Vom Münſter gingen wir nach dem Guttenbergs-Platz, wo deſſen Statue aufgeſtellt iſt, und von da nach dem Omnibus zurück, nachdem wir erſt die auf der Mitte des Platzes errichtete Statue Klebers betrachtet. — Straßburg iſt, ſeiner Banart nach, noch ganz die alte ehemalige deutſche Reichsſtadt, mit engen Straßen und hohen Häuſern, nur die Parterres, die Kaufläden, die Firmen und Aushängeſchilder ſind franzöſiſch und mit franzöſiſcher Eleganz ausgeſtattet, auch die Bewohner, deren Zahl ſich auf 50,000 beläuft, franzöſiſch, obgleich wohl Alle deutſch ſprechen, und nur die Landleute, die wir in den Straßen und auf den Märkten ſahen, ſind auch in ihrem Aeußern deutſch geblieben. — Es war die höchſte Zeit, daß wir zurückgekehrt, denn der Omnibus wollte fort; — durch eine Menge ziemlich enger Straßen fuhren wir dem Ausgange der Stadt zu, erlitten noch einen kleinen Aufenthalt durch einen Streit, in welchen unſer Kondukteur, wegen unterbliebenen Ausweichens, geeieth, der uns, da er deutſch und franzöſiſch unter einander geführt wurde, durch einige originelle Ausdrücke große Beluſtigung gewährte, und kamen endlich, über mehrere Brücken, durch's Thor und die Befeſtigungkn, an der Douane vorüber, wiederum an das Ufer des Rheins und über die Schiffbrücke nach dem deutſchen Ufer, wo wir im badiſchen Gränzzollhanſe unſer Gepäck öffuen mußten, nach kurzem Aufenthalt aber weiter fahren konnten. In Kehl, das ſich jetzt wieder aus ſeiner Zerſtörung erhebt, hielten wir uns nicht auf, ſondern eilten, nach dem, außerhalb der Stadt liegenden Bahnhof zn kommen, um die letzte Fahrt des Karlsruher Zugs noch benutzen zu können, und beſchloſſen dort, da uns noch Zeit verblieb, unſer Abendbrod einzunehmen. Leider war unſere Hoffnung getäuſcht, die Reſtauration war noch im Bau begriffen, nichts war hier zu erhalten, und nur mit Mühe erlangten wir in einer Hütte ein Stückchen trockenes Brod und ein Glas ſchlechtes Bier für unſere jungen Reiſegefährten.

Mit Schmerzen erwarteten wir den Offenburger Zug, um mit demſelben unſere Dampſſahrt beginnen zu können; endlich kam er daher gebrauſt; wir nahmen unſere Plätze ein und fort ging es, über Kork, Appenweier und Renchen nach Achern, einem gewerbfleißigen Städtchen, hinter welchem ſich in beträchtlicher Höhe die Hornißgründe erheben, auf deren Gipfel in einem tiefen Keſſel in ſchauervollen Umgebungen der unergründlichtiefe Mummelſee liegt. Von

Digitized by Google

hier gelangten wir nach dem Städtchen Bühl, bei welchem ſich ein reizendes Thal eröffnet, deſſen Bewohner bedeutenden Weinbau treiben; wenige Minuten weiter nach Steinbach und endlich nach dem Dorfe Oos, wo wir den Dampfwagen verließen und mit einem Omnibus nach Baden-Baden fuhren, herzlich froh, wieder in unſerer Schwarzwald-Region, wenn auch auf einer andern Seite, angekommen zu ſein. Es dunkelte bereits, als wir Baden erreichten und nach langem Herumſuchen endlich im zweiten Hauſe des Hirſchen, über den ruſſiſchen Dampfbädern, wohnliche Zimmer erhielten; an der Abendtafel ſtärkten wir uns und verbrachten dann den Reſt des Abends theils auf unſern Zimmern, theils im prächtig erleuchteten Konverſationsſaal, wo lautloſe Spieler ſich um die grünen Tiſche drängten. Am andern Morgen beſchloſſen wir zuerſt einen Ausflug nach dem neuen und alten Schloß, um eine Generalanſicht des reizenden Badens zu erhalten, und wanderten zu dieſem Zwecke die ſteil angehende Schloßgaſſe aufwärts, um die Höhe der Stadt zu erreichen, deſſen höchſten Theil das neue Schloß bildet, welches, von einem ſchönen Garten umgeben, eine reizende weite Ausſicht auf die Stadt und das ganze Thal darbietet, deſſen unterirdiſche Kammern, Hallen und Gänge noch ein Römerwerk, ſpäter aber, der Sage nach, der Sitz des heiligen Vehmgerichts geweſen ſein ſollen. — Von hier zieht ein, ſelbſt zum Fahren bequemer Weg, nach dem, Dreiviertelſtunden entfernten alten Schloß, das vom Gipfel des ſich mehr zurückziehenden dicht bewaldeten Berges herunterblickt. Trotz des wieder beginnenden Regens mietheten wir, beſorgt für das ſchnellere Fortkommen unſerer jungen Reiſegefährten, hier ein Paar Eſel, erhielten vom freundlichen Eſelwirth noch einen Regenſchirm und ſtiegen den allmälig aufſteigenden aber doch ermüdenden Fußpfad aufwärts, durch dichtes Gebüſch und Nadelwald, während unſere jungen Ritter gar luſtig und munter auf der Fahrſtraße auf ihren Granchen, denen ein Führer folgte, voraustrabten. — Noch hatten wir nicht das zweite Drittel des Berges erſtiegen, als wir in einer dichten Regenwolke uns befanden, nud trotz der Schirme Schutz unter hohen Bäumen ſuchen mußten. Endlich gelangten wir an den Fuß des alten Schloſſes, einer der herrlichſten Ruinen, und gewahrten über dem Eingangsthore das alte Wappen der Markgrafen von Baden, deren Sitz das Schloß länger als drei Jahrhunderte geweſen war, bis es 1689 durch die Franzoſen zerſtört wurde. Epheu rankt üppig um die morſchen Mauern und bedeckt mit friſchem Grün die verlaſſenen Hallen, Thürme und Zinnen. Bequeme Treppen führen hinauf an die halbverfallenen Fenſterbogen des Ritterſaales und nach dem Söller, von wo aus man, aber namentlich heute, wo es unten im Thale wie ein Nebelmeer dampfte und braute, einen wunderherrlichen Anblick genießt. Der ziemlich ſcharf wehende Abendwind durchfurchte die dampfenden Nebel, zerriß den dichten Schleier, ballte denſelben in Wolken zuſammen, die ſchnell den gegenüber liegenden Bergen zuflogen, und eröffnete uns eine der lieblichſten Anſichten; die Scenerie wechſelte faſt augenblicklich: kaum hatten wir Zeit, uns gegenſeitig auf eine neuentdeckte Schönheit der Landſchaft aufmerkſam zu machen, als dieſelbe ſchon wieder unter neuaufſteigenden Nebelmaſſen verſchwand, die mit derſelben Schnelligkeit das unter uns liegende Thal verdeckten. Wir ſtiegen noch eine Treppe höher, um zur Zinne der Ruine zu gelangen, und hatten von hier aus daſſelbe Schauſpiel; — plötzlich theilte ſich das Nebelmeer; die Gipfel der unter uns emporſtrebenden Tannen tauchten in ihrem dunkeln Grün auf; mit Blitzeseile flohen Dunſtmaſſen an uns vorüber und näßten uns gleich feiner Regen; hier und da ward ein heller Streifen Landes ſichtbar; im Weſten wurde es Licht; die aufſteigenden Wolken lagerten ſich auf den, ſich hinter uns dehnenden Bergen, und unter uns erblickten wir das Land offen, einen reichen Garten. Alles das Werk weniger Augenblicke. — Unvergeßlich wird uns die Großartigkeit dieſes Naturſpiels bleiben. Es war eine entzückende Anſicht, ein köſtliches Panorama, welches ſich unſern Blicken darſtellte: vor uns die Stadt mit ihren zum Theil palaſtähnlichen Gebäuden nnd dampfenden Quellen, und aus dem friſchen Grün der Kaſtanien die Säulenhallen des Konverſationsſaals und der neuen Trinkhalle hervorlugend; zur Linken Lichtenthal und im Hintergrunde die dunkelblau erſcheinenden Berge des Schwarzwaldes; zur Rechten, ganz nahe, in langem majeſtätiſchen Zuge, der Rheinſtrom mit ſeinen Inſeln und den an ſeinen Ufern liegenden Städten und Dörfern, und die fruchtbaren Fluren des Elſaß, hinter denen ſich die Kette der Vogeſen wie eine dunkle Wolke am Horizonte lagerte.

Vom alten Schloſſe, in deſſen untern Seitengemächern eine ländliche Wirthſchaft für einfache Erquickung der Beſucher errichtet iſt, gingen wir durch den Felſenweg nach Baden zurück; thurmhohe Granitmaſſen ſtreben hier zur Linken gleich Rieſenſäulen empor, bilden an manchen Punkten die groteskeſten Geſtalten und, mit dem üppigſten Grün umgeben und durchwachſen, den romantiſchſten Spaziergang; zur Rechten des Weges ſchoß der Berg ziemlich ſteil ab und gewährte durch den mit dichtem Nadelholz bewachſenen Abhang nur ſelten einen Blick in's Thal. Durch eine Bergſchlucht, durch welche unſere Eſel hinabgeführt werden mußten, gelangten wir wieder zum neuen Schloſſe und von da in die Stadt zurück, wo wir hinter der Stiftskirche herum unſern Weg nach den heißen Quellen der ſogenannten Hölle einſchlugen. Die Quellen ſind ſämmtlich überbaut, die Ueberbaue aber weniger elegant als in Teplitz, Karlsbad und Eger. Der Urſprung, die Hauptquelle, die einzige, deren Waſſer wir koſteten, ſprudelt kochend und dampfend bei einer Wärme von 54° R. aus einer Granitſpalte, und ſoll die Faſſung derſelben noch die alte römiſche ſein; wenige Schritte von ihr befindet ſich der Brühbrunnen, der zum Brühen der Schweine und des Geflügels benutzt wird, und neben dieſer die

Digitized by Google

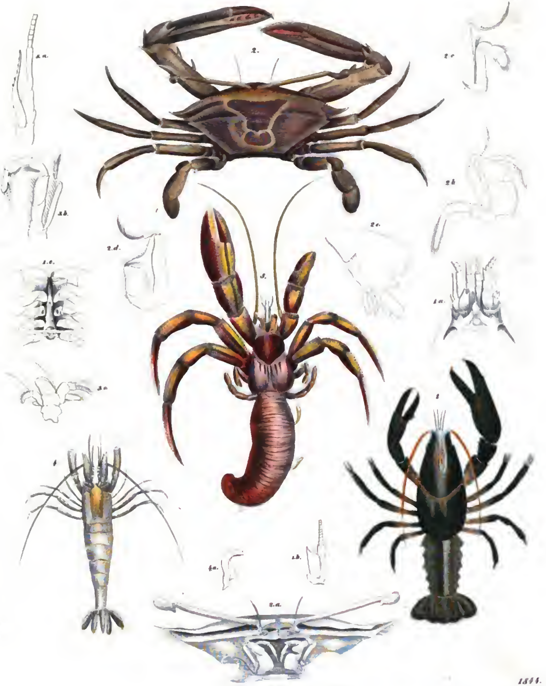
Judenquelle von gleicher Wärme. Im Ganzen zählt Baden dreizehn an Wärme und an Gehalt verſchiedene Quellen. Die Bäder werden von den Kurgäſten gewöhnlich in ihren Gaſthöfen und Hotels genommen, in denen allen ſich mehr oder weniger elegant eingerichtete Badeanſtälten befinden; außer dieſen Privat-Anſtalten exiſtirt nur eine einzige öffentliche, das Armenbad. Am wirkſamſten beweiſen ſich die Heilquellen Badens bei Gicht und Rheumatismus; und auch bei Unterleibsbeſchwerden, Ausſchlagskrankheiten und bei ſogenannten chirurgiſchen Uebeln, als offenen Schäden, Auswüchſen u. dgl. ſoll das hieſige Heilwaſſer einen ſehr wohlthätigen, erprobten Einfluß äußern. Am meiſten wird es zu Bädern benutzt, getrunken nur bei rheumatiſchen und ſkrophulöſen Uebeln. — Neben den Quellen befindet ſich links die Antiquitätenhalle oder, wie die Inſchrift derſelben lautet, das Museum palaeotechnicum, mit ſeinen in und um Baden ausgegrabenen römiſchen Alterthümern, worunter ein Leuken- oder Meilenzeiger, ein dem Neptun geweihter Denkſtein, ein Merkuriusbild, mehrere Grabſteine römiſcher Soldaten, eine, Caracalla, dem Erbauer oder Verſchönerer der Bäder geweihte Inſchrift, und drei Herkulesaltäre. — Ihr gegenüber liegt die 150 Fuß lange Trinkhalle, deren Dach von doriſchen Säulen getragen wird und, nach dem Konverſationsſaale zu, die neue Trinkhalle, ein majeſtätiſch-fürſtliches Gebäude mit offener Kolonade, einem prachtvollen, von einer einzigen, porphyrartig bekleideten Säule getragenen, prächtig gemalten Saale, nach deſſen Mitte innerhalb eines Gitters die Urſprungsquelle geleitet iſt, und wo ſich alle Morgen die Kurgäſte verſammeln, und ihre vorſchriftmäßige Anzahl von Bechern zu ſich nehmen. Rechts und links vom Saale befindet ſich in zwei großen Zimmern die ſchöne und reichhaltige Gemälde-Ausſtellung des Hrn. Marx.

Auf dem Rückwege von den Quellen nach unſerer Wohnung trafen wir unerwartet einen lieben Freund, der mit ſeiner jungen Frau Baden nur im Fluge berührte und ſchon wieder zur Abreiſe ſich rüſtete. Wir beredeten ihn, bis zum Nachmittag zu verweilen, ein gemeinſchaftliches Mahl mit uns einzunehmen, und dann auf der Promenade das geſellige Leben Badens mit uns kennen zu lernen. Der jungen liebenswürdigen Frau ſchien zwar nichts daran zu liegen, vielleicht, weil ſie in ihrer, wenn auch eleganten Reiſetracht unter der feinen Welt Badens ſich beengt fühlte, doch endlich gab ſie nach und wir verlebten einige heitere Stunden mit einander.

Für das Vergnügen und die Unterhaltung der Kurgäſte iſt in Baden mehr als hinlänglich, vielleicht gar zu viel für einen Kurort, geſorgt. — Man hält Bälle in den Gaſthöfen, Konzerte, jeden Nachmittag und Abend Harmoniemuſik auf der Promenade, zweimal wöchentlich großartige Bälle im Saale des Konverſationshauſes, Spiel, Theater und was dergleichen mehr iſt, wie in der größten Reſidenz; einzig aber und erquicklicher als alles dieſes ſind die herrlichen Spaziergänge und wunderſchönen Umgebungen Badens. — Die größte Zierde derſelben iſt die Promenade, jenſeits des Oelbachs oder der Oos, mit dem geſchmackvoll erbauten Konverſationshauſe, mit welchem durch eine Halle das Theater verbunden iſt. Von eilf Uhr an bis in die ſpäten Abendſtunden verſammelt ſich hier unter den Schatten der Kaſtanienalleen, an deren beiden Seiten ſich kleine, mit allen nur möglichen Gegenſtänden des Luxus und der Kaprice verſehene Kaufmannsbuden in langer Reihe hinabziehen, oder, bei wechſelnder Witterung, unter dem Säulengange des Konverſationshauſes, um welches herum blühende Orangenbäume ihre Wohlgerüche aushauchen, die elegante Welt, um zu ſehen und geſehen zu werden, und ergötzt ſich an Harmonien, die Nachmittags und Abends aus der Muſikhalle ertönen, die in Geſtalt eines Pavillons vor dem Konverſationshauſe errichtet iſt. Das Konverſationshaus ſelbſt iſt ein höchſt elegantes Gebäude mit zwei, an den Seiten geſchloſſenen Kolonaden verſehenen, Seitenflügeln. Der Portikus des Mittelgebäudes bildet eine, mehrere Stufen erhabene offene Säulenhalle, von welcher aus man eine herrliche Ausſicht auf die Stadt, das alte Schloß und die dicht bewaldeten, Baden umſchließenden Berge hat. Von der Säulenhalle führt eine große, in der Mitte angebrachte Thüre in den hohen, mit Pracht und Geſchmack dekorirten Konverſationsſaal, deſſen Länge 150, ſeine Tiefe 51 Fuß beträgt, und der am Tage ſein Licht von oben empfängt, in welchem aber des Abends und Nachts prachtvolle Kronleuchter eine blendende Helle verbreiten. Zu beiden Seiten des Saales befinden ſich noch mehrere Geſellſchaftszimmer, von denen die der rechten Seite mit wahrhaft morgenländiſcher Pracht geſchmückt ſind, die links gelegenen hingegen in eleganter Einfachheit erſcheinen. — Die Seitenflügel enthalten zur Linken die Speiſeſäle und Rauchzimmer, zur Rechten die Leſezimmer und literariſchen und artiſtiſchen Gemächer der Marx'ſchen Buchhandlung, mit denen ſogar die eleganten Buchläden auf der Zeil in Frankfurt a. M. hinſichtlich der Eleganz und zweckmäßigen Einrichtung kaum zu wetteifern vermögen.

Die Zahl der eingetroffenen Fremden, Kurgäſte ſowohl wie Beſucher, war bedeutend, und die Badeliſte wies ſchon über neun Tauſend nach; auf der Promenade machten wir manche neue, und erneuerten manche alte Bekanntſchaft; die ſchöne Welt, die Elite der Ariſtokratie, die geldvergeudende und nur Vergnügen ſuchende Menge, ſelbſt Benazet, der Pächter der Spielbank, und Marals Bruder, kümmerten uns weniger als die literariſchen Löwen Badens, die theils hier ſeßhaft, theils hergekommen waren, ſich in der herrlichen Natur zu neuen Arbeiten zu kräftigen; ein „Lenau, Auerbach, Hauff, Lewald, Walchner, Braun, Herwegh u. a.“ Auch der Spielbank widmeten wir einige Aufmerkſamkeit, wenn auch nur als Zuſchauer, und beklagten es lebhaft, daß dergleichen Höllen noch in unſern, von Humanität überfließenden Zeiten geduldet werden, und daß man glaubt, durch edle Verwendung des unter dem Namen von Pachtgeld erhaltenen Sündenlohnes

40.



1844.

Digitized by Google

Digitized by Google

das, nicht nur augenblicklich, ſondern oft auf künftige Generationen wirkende Unglück wieder gut machen zu können. — Wir läugnen nicht, die Spielbank oft beſucht, ja ſelbſt die Kinder mit zu derſelben hingenommen und ſie auf Spieler und Spielende, auf Gewinner und Verlierer, aufmerkſam gemacht zu haben, und wir ſind überzeugt, daß ſie eine treffliche Lehre von hier mit hinweg genommen, und den jugendlichen Gewinner, der zweimal die Bank geſprengt, eben ſo bedauert haben, als den leichtſinnigen Unglücklichen, der hier, mit ängſtlich ſtierem Blick der rollenden Kugel folgend, die wenigen Gulden hinter der Krücke des Spielers verſchwinden ſah, die ſeine ſorgenden Eltern mühevoll errungen oder ihrem Munde abgedarbt, um den hoffnungsvollen Sohn durch Reiſen und Weltanſchauung bilden zu laſſen. — Die obere linke Seite des Konverſationsſaals iſt das Plätzchen, das man der Göttin Fortuna eingeräumt, und hier gibt, fordert und nimmt ſie ihre Opfer. Um einen länglichen, mit grünem Tuch überzogenen, mit gelben Nummern und Feldern bezeichneten Tiſch, gewahrt man eine bunte Maſſe von Menſchen jeden Standes; Alle haben einzig ihr Augenmerk auf den Tiſch gerichtet, den ſie umgeben; eine merkwürdige Ruhe herrſcht in ihren Reihen, und nur halb gebrochene Worte in franzöſiſcher Sprache, ſtets aus einem und demſelben Munde kommend, unterbrechen die tiefe Stille; in der Mitte des Tiſches iſt eine Vertiefung angebracht, in welcher die Roulette in unaufhörlicher Bewegung geht; ihr gegenüber ſitzen auf beiden Seiten, ſo wie an den beiden untern Enden des Tiſches die Croupiers mit ihren langen Krücken, mittelſt welcher ſie den von Fortuna Begünſtigten das Geld zuſchieben, oder die verlornen Einſätze des Unglücklichen mit einer unglaublichen Schnelligkeit durch einen einzigen Zug in ihre gierigen Hände bringen. Einer von ihnen ſetzt die Roulette in Bewegung und ſpricht die verhängnißvolle Zahl aus, auf welche die Kugel gefallen. Auf ſeinen Ausſpruch ſetzen ſich entweder die Krücken ſeiner ihn umgebenden und ihm gegenüber ſitzenden Kollegen in Bewegung, oder werfen die letzteren aus den vor ihnen befindlichen Kaſſen, mit einer bewundernswürdigen Gelenkigkeit der Hand, und einer Ruhe, die gewonnenen Summen auf die glückliche Zahl, oder das Feld, dem Fortuna dießmal hold war, daß man nur bedauern muß, daß dieſe Geſchicklichkeit und dieſer Ernſt nicht einer edleren Sache gewidmet wird. Zunächſt an dieſen Croupiers und den ganzen Tiſch umgebend, ſitzen oder ſtehen die Spieler und Neugierigen; letztere aber ſtets, wie ſich von ſelbſt verſteht, etwas im Hintergrund. — Auch Damen verſchmähen es nicht, in den Kreis des Glücksrads zu treten; hier ſitzen zwei, denen die Leidenſchaft auf das welke Geſicht geprägt iſt, die Eine mit zuſammengekniffenem Munde und gerötheter Stirn, die Andere mit ſtierem Auge durch die Lorgnette das Rollen der Kugel verfolgend, und öffnen ihre Börſen, um der noch älteren Dame Fortuna ihre goldenen und ſilbernen Huldigungen zu bringen; — dort ſteht ein junger Mann mit hochrothem Geſicht, und legt mit zitternder Hand ſeinen Thaler auf; ein neben ihm Sitzender hat ſeine gewählte Nummer mit einem Sätzchen Dukaten, ein Dritter die ſeinige mit zwei Louisd'ors beſetzt. Das Spiel wird lebhaft, man iſt im erſten Feuer; rechts und links fliegen Dukaten, Gulden und Thaler; die Bank iſt im Nachtheil, denn ſo eben hat die mit zwei Louisd'or beſetzte Nummer **36** gewonnen und der Croupier ſchiebt die **36** doppelten der glücklichen Nummer zu. Ein hagerer, elegant gekleideter Mann zieht die Summe an ſich mit einer ſo gleichgültigen Miene, als ließe er einen Thaler wechſeln. — Die Andern ſehen ihr Geld verſchwinden und ſetzen von Neuem. Auch unſer Hagerer ſetzt mit dem gewonnenen Gelde eine ziemliche Zahl von Nummern. Die Kugel fliegt im Kreiſe herum; Aller Augen richten ſich nach der Roulette; der hagere Mann aber ſchaut ruhig vor ſich hin, ſein auf dem Tiſche liegendes Gold mit der Hand bedeckend; er gewinnt wieder, zwar nicht ſo viel, als vorhin, aber doch noch bedeutend, und mit derſelben gleichgültigen Miene legt er das Gewonnene zu dem Uebrigen. Er ſetzt wieder; nun aber zeigt ſich das Glück der Bank wieder günſtiger, das Geſetzte geht verloren und ſo geht es im ewigen Wechſel ununterbrochen fort. — In zwei an den Saal ſtoßenden Nebenzimmern wird ebenfalls geſpielt, in dem einen Roulette, im andern Rouge et Noir, und beide waren faſt noch ſtärker beſetzt, als die Spielbank im Saale. — Herr Benazet, der Pächter der Badener Spielbanken, ſoll indeß ein höchſt liebenswürdiger, humaner Mann ſein, und viel zur Verſchönerung Badens und zur Verminderung und Hebung der Armuth beitragen, was wirklich lobenswerth wäre, da uns die Weltgeſchichte nur e i n ähnliches Beiſpiel in der Geſchichte Criſpins aufweist. — Doch — das Treiben der hochpotenzirten Civiliſation war uns zum Ekel geworden, wir mußten in's Freie hinaus, uns zu erholen, und ſpazierten, trotz des mit Regen drohenden Himmels, die Promenade herab, durch eine herrliche Eichenallee dem ſtillen Ciſtercienſer-Nonnenkloſter L i c h t e n t h a l zu, das, ein halbes Stündchen von der Stadt entfernt, an einer jähen, mit dunklen Tannen bewachſenen Bergwand, dem Cäcilienberg, anlehnt. In der Nähe des Kloſters, in welchem der Eintritt nicht geſtattet iſt, kehrten wir um und nach unſerm Hotel zurück, von wo aus wir, nach genoſſenem Abendbrod, noch einmal die Promenade beſuchten, und mit unſern Freunden eine Parthie für morgen verabredeten, wenn das Wetter ſich für uns günſtiger geſtalten wollte.

Ermüdet und abgeſpannt ſuchten wir zeitig unſer Lager, hörten Nachts an dem Niederrauſchen heftiger Regengüſſe, daß der Himmel gewillt ſei, unſere beſprochene Parthie zu Waſſer zu machen, deſſen wir auf unſerer Reiſe ſo ſchon mehr als zu viel gehabt hatten, und beſchloſſen daher, als am andern Morgen der Regen immer noch fortſetzte, hier unſere Schwarzwaldreiſe zu ſchließen und auf der Eiſenbahn noch dieſen Morgen nach Karlsruhe, von da aber mit Ex-

trapoſt nach Hauſe zurück zu eilen. — Unſer Zweck war erreicht; wir hatten unſern Freund mit einem Landſtrich bekannt gemacht, deſſen Name ihn ſchon zurückſchreckte; wir zogen mit ihm durch düſtere dichte Tannenwälder, durch liebliche grüne Thäler, zeigten ihm lebensfrohe Bäder und neue Schlöſſer, wie alte zerfallene Burgen; — überſchritten zuſammen manchen Bach und manchen rauſchenden Fluß, ſahen in ſeinem majeſtätiſchen Lauf den großen Strom, der jetzt Deutſchlands Gränze bewacht, und ſind ihm gefolgt, an Dörfern, Städten, Paläſten und heiligen Domen vorüber; wir haben einen Blick zuſammen hinüber gethan nach den alten, einſt deutſchen Ländern, nach den herrlichen Gauen des obern und niedern Elſaß, die der Wechſel der Zeit in die Hände von Fremden gebracht und ihrer Herrſchaft unterworfen hat; wir haben ſie geſehen in ihrem weiten Zuge die wellenförmigen Bergketten der Vogeſen, hinter welchen erſt die franzöſiſche Nation beginnt, obgleich der galliſche Hahn ſchon am Rhein die Flügel ſchlägt; wir haben ihn geſchaut den Garten Deutſchlands, die Gauen Badens, ſeine lachenden Ebenen, ſeine wilden Thäler und reißenden Bergſtröme, und uns zuſammen gefreut der geſegneten Fluren Würtembergs, unſers Vaterlandes, ſeiner bewaldeten Felſen und ſeiner mit Reben bedeckten Berge. — Wir blieben unſerm Entſchluſſe treu, und fanden uns am Abend in den Armen der Unſeren, die unſere Rückkunft nicht ſo bald erwartet hatten.

Krabben und Krebſe.

(Taf. 40.)

Die erſte Ordnung der **Kruſtaceen** bilden, nach Cuvier, die **Malacoſteaca**, deren erſte Gattung: **Krebs**, Cancer, **Oken** der achten Klaſſe, den **Kiementhieren**, zufügt, dieſelbe als ſechste Zunft der zweiten Ordnung in ſeinem Syſtem aufſtellt und in drei Sippen: die **Floſſenkiemer**, **Langſchwänze** und **Kurzſchwänze**, ſcheidet, die wiederum in fünfundzwanzig Gattungen zerfallen. — Die eigentlichen **Krebſe** (Macrouri) beſtehen aus zwei deutlich unterſchiedenen Theilen: Bruſt und Schwanz, von denen der erſtere, das Bruſtſchild, mit dem Kopfe ein zuſammenhängendes, durch Eintiefungen abgeſetztes Ganze bildet. Auf zwei langen beweglichen Stielen tragen ſie am Kopfe zuſammengeſetzte, weit aus einander ſtehende Augen, und vier lange, borſtenartige Fühlhörner. Der Schwanz iſt lang, gekrümmt, mit konvexen Ringen verſehen, endet mit blätterförmigen Schwimmfloſſen, und iſt Bauch und Schwanz zugleich, da der Darm ſich an demſelben ganz hinten öffnet. Die Bruſt hat fünf größere Fußpaare, die an den Bruſtringen ſitzen, und von denen das vordere Paar mit Scheeren oder Händen bewaffnet iſt, und vor denſelben, am Halſe, ſind noch drei Paar verkümmerte Beine, welche man Kieferfüße nennt. Der Bauch hat ebenfalls fünf verkrüp pelte Fußpaare, woran in der Laichzeit die an Fäde befeſtigten Eier hängen, und am Schwanz endlich ſin mehrere Blätterpaare, die ebenfalls als verwandelt Füße betrachtet werden können. Die Kiemen ſitzen a den Wurzeln der Beinpaare und ſind unter den Sei ten des Bruſtſchildes verborgen. — Um den Mun bilden verkrüppelte Füße die Kiefern, und zwar ſtehe zuvorderſt zwei ſtärkere Oberkiefer mit einem Taſter und hinten zwei Paar Unterkiefer, die nach der Seit zu ebenfalls einen geißelförmigen Taſter haben. — Di Eiergänge der Krebſe öffnen ſich durch zwei Löcher a der Wurzel des dritten Bruſtfußpaares, die Milch gänge am fünften Paare. Der Magen liegt gleic vorn am Kopfe und hat zur Zeit der Häutung in Frühjahre, zwei linſenförmige, kalkartige Körper, di ſogenannten Krebsaugen. Die Leber beſteht aus zwe traubenartigen Balgbündeln, und liefert die Galle ar den geraden Darm. — Die Schale iſt hornartig, hart, fahl, braun oder grünbraun von Farbe, enthält viel kohlenſaure Kalkerde, und wird jährlich gegen End des Frühjahrs abgeworfen und durch eine ſich neu bildende Schale erſetzt. — Die **Krabben** (Brachyuri) unterſcheiden ſich von den Krebſen dadurch, daß ſie mehr breit als lang ſind, einen weit kürzeren Schwanz haben, und dieſen ſo unter den Bauch zurückſchlagen können, daß ſie ganz ungeſchwänzt erſcheinen. Es mangeln ihnen die Schwimmfloſſen, daher ſie nur auf dem Boden des Meeres, oder auf dem Uferſande, vor- und rückwärts und von der Seite, und zwar meiſtens ſehr geſchwind, herum laufen können. Einige Arten aber haben einen trefflich zum Schwimmen oder Treiben gebildeten Thorax.

Die Krabben ſowohl als die Krebſe haben eine außerordentliche Reproduktionskraft, und erſetzen ihre leicht in den Gelenken abbrechende Glieder, Füße, Scheeren, Fühlhörner u. ſ. w. in kurzer Zeit, beſtimmt aber nach jeder Häutung. — Ihre Nahrung ſind allerlei Waſſerinſekten, Fröſche, Fiſche, vorzüglich aber Aas, und in Ermangelung dieſer gewöhnlichen Speiſen freſſen ſie ſich unter einander ſelbſt auf. — Sie beleben die Flüſſe, Bäche und Meere beider Hemiſphären, verbergen ſich gern in Löchern, welche die Krabben mit beſonderer Schnelligkeit zu ſchaufeln wiſſen; eine Art, die Bandkrabbe in Weſtindien, lebt ganz auf dem Lande, in Höhlen und Löchern, und eilt nur einmal im Frühjahre in ganzen Schaaren nach dem Meeresufer hinab, um an demſelben ihre Eier abzuſetzen.

Die Stomapoden, deren Leib in eine vordere und hintere Hälfte getheilt iſt, haben Kiemenblätter an den Bauchfüßen, welche zugleich als Schwimmfüße dienen, und bewohnen nur die gemäßigten Meere, wo ſie langſam auf der Oberfläche ſchwimmen; ihre Lebensart und Fortpflanzung iſt noch unbekannt, und die Phylloſomen oder Blattkrebſe zuerſt von Leach, in Tuckey's Reiſe, beſchrieben. — Die Squillen oder Goger, welche 6 Zoll lang werden, und nur eine Breite von einem Zoll beſitzen, leben im Schlamme des mittelländiſchen und

Digitized by Google

adriatiſchen Meeres, wo man ſie in Menge fängt. Die geſteckten Squillen ſcheidet man in Land- und Sandkneiper, die beide die Größe des gemeinen Goger haben, in ihren weißen Kneipzangen aber außerordentliche Kraſt beſitzen; mit denſelben in den Grund bohren, Sand und Steine hinwegwerfen, und kleine Fiſche damit todtſchlagen, welche ſie dann in Stücken zerſchneiden und mit den Halsfüßen an den Mund bringen. Ihr Leib iſt hellroth, mit Weiß und Braun gemengt, ihr Bruſtſchild mit drei dunkeln Querbändern geziert; ihr Fleiſch iſt weiß und gut zu eſſen, ihr Fang aber außerordentlich ſchwierig, da ſie mit ihren Kneipzangen und dem ſtacheligen Schwanze um ſich herum ſchlagen, und wenn ſie Gefahr merken, ſich ſchnell im Sande eingraben.

Unter den Langſchwänzen haben die Myſisarten, die nur einen Zoll lang werden, einen walzigen Thorax und lauter fadenförmige Schwimmſüße, ohne Scheeren; ſie leben nur in den nordiſchen Meeren, um Grönland und Island, haben ein langes Anhängſel, wie ein Ruder, am Schenkel, und tragen die Eier an der Bruſt zwiſchen Klappen, und nicht am Schwanze; Andere, wie der Garnat undedie Garneelen (Palaemon squilla und Crangon vulgaris), haben einſache Füße mit Scheeren, und tragen die Eier unter dem Schwanze; ſie haben fünf Paar blattförmige Bauchſüße, und finden ſich in allen europäiſchen Meeren; die erſteren vorzüglich an der Küſte von Frankreich und Italien, wo ſie beſonders im Frühjahre, wo ſie voll Eier ſind, mit Netzen gefangen werden, die letztern zu Millionen an den nördlichen Küſten von Frankreich, England und Deutſchland; ſie werden gern gegeſſen, und in Holland und an der Küſte von Oſtfriesland gewinnen Hunderte von Menſchen durch deren Fang ihren Lebensunterhalt.

Die Garneele, Crangon vulgaris, Fig. 4, wird nicht viel über zwei Zoll lang, iſt fingersdick, durchſcheinend, blaß bläulichgrün, grau getüpfelt, gekocht aber hochroth; ihre Schale iſt dünn; das erſte Fußpaar viel dicker als die folgenden, und hat ſtatt der Scheere auf der einen Seite einen beweglichen Haken, auf der andern nur eine kurze Spitze. An den Küſten der Nordſee findet man ſie in außerordentlicher Menge, wo ſie von ganz kleinen Weichthierchen lebt; ſie häutet ſich im Herbſt, hat faſt fortwährend Eier, da ſie bei jeder Hochfluth legt, und ſchwimmt ſehr ſchnell vor- und rückwärts; im Schwanze beſitzt ſie, ſo klein ſie iſt, eine wunderbare Muskelkraſt, man kann ſie kaum in der Hand halten, und wenn man ſie nicht gleich durch einen heftigen Druck tödtet, befreit ſie ein heſtiger Ruck ſogleich aus der Gefangenſchaft. In Norddeutſchland ſind ſie eine ſehr beliebte Speiſe; man ißt ſie entweder kalt mit Butterbrod, oder mit Eſſig und Pfeffer, oder im Frühjahr mit Spargel gekocht. — In Wangeroge, Langeroge, Norderney und auf andern Inſeln der oſtfrieſiſchen Küſte, iſt ihr Fang vom April bis Ende Septembers ein Geſchäft der Weiber. Barfuß und mit einem kurzen Rocke aus grober Leinwand angethan, gehen ſie bei der Ebbe in's Waſſer, fiſchen mit den Hamen, werfen ihre Beute in Körbe, und eilen, ſobald das Waſſer wächst, wieder an die Küſte zurück. Sie ſtecken auch während der Ebbe einen dichten Zaun von Birkenzweigen feſt in den Boden; die Fluth rollt über ihn hin, tritt dann zurück und läßt die Garneelen daran hängen, wo ſie dann abgeſammelt werden. Eine dritte Gattung der Langſchwänze bilden die Scheerenkrebſe (Astacus), die außer den großen Scheeren auch kleine Scheeren oder Hände an den zwei folgenden Fußpaaren, und einen breiten Schwanz haben; ſie leben im ſüßen, ſo wie im Meerwaſſer, und finden ſich erſtere in allen Bächen Europa's, letztere in allen europäiſchen Meeren.

Der Flußkrebs (Astacus fluviatilis), Fig. 1, lebt in allen Flüſſen und Bächen von Europa; iſt gegen vier Zoll lang und einen Zoll dick, grünlichbraun von Farbe, hat am vordern Fußpaare große, an der Oberfläche körnige, am innern Rande gezähnte, und am zweiten und dritten Fußpaare kleinere Scheeren. Die Vorderſpitze des Kopfſchildes hat an jeder Seite einen Zahn und noch einen jederſeits an ihrem Grunde. Das Männchen iſt größer als das Weibchen und hat unten am erſten Schwanzring auf jeder Seite einen nach vorn liegenden, faſt geraden, ſchmalen weißlichen Körper, der etwa ½ Zoll lang iſt und dem Weibchen fehlt. Der Magen iſt groß, liegt dicht hinter dem Kopfe, hat ein knöchernes Geſtell und enthält mehrere Reihen braunglaſirter Zähne. Der Darm geht vom Magen geradeaus bis zum Schwanzende, wo er unter deſſen zweitheiliger Mittelſchuppe endet, welche man daher auch, ehe man Krebſe kocht, auszureißen pflegt und dabei gewöhnlich den Darm mit herauszieht. Das Herz iſt rundlich und liegt am Rücken über dem zweiten und dritten Fußpaar. Gleich über den Wurzeln der großen Fühlhörner liegt im Kopfe auf jeder Seite eine grüne Drüſe. — Die Mauſer der Krebſe beginnt nach der Laichzeit und währet vom Juli bis zum September. Es bildet ſich nämlich unter der alten Schale eine dünne, weiche, neue, durch welche die alte vom Körper getrennt wird. Vor dem Abwerſen derſelben wird der Krebs außerordentlich regſam, bewegt ſich hin und her, um die Haut zwiſchen dem Rücken und dem Bauche zu ſprengen; ruht dann eine Zeitlang, bewegt aber bald nachher von Neuem Leib und Füße, bis jener ſo weit zurückgezogen iſt, daß er aus dem Spalt hervordringen kann, worauf auch der Schwanz folgt. Nach der Häutung verkriecht ſich der Krebs, um nicht in ſeiner weichen Hülle von ſeinen Feinden verzehrt zu werden, in Löcher zurück, wo er drei bis fünf Tage verweilt, bis ſeine neue Schale die Härte der alten erlangt hat. In dieſer Häutungsperiode nennt man ihn Butterkrebs und betrachtet ihn zu dieſer Zeit als einen beſondern Leckerbiſſen. Mit der neuen Schale bildet ſich bei dem Krebs zugleich ein neuer Magen, der den alten umſchließt und förmlich verdaut, und vor der Häutung, an der vordern Wand des Magens, die ſogenannten Krebsaugen, zwei linſenförmige Kalkſteine, die bei der Häutung mit ausgeworfen werden.

— Der Flußkrebs bewohnt nicht nur Flüſſe und Bäche, ſondern auch Teiche, wo er ſich Löcher in's Ufer gräbt, die ſo eng ſind, daß er gerade hineinpaßt; in die er rückwärts kriecht und in welchen er alſo zu ſeiner Vertheidigung mit den Scheeren nach vorn gerichtet ſitzt. Fährt man mit der Hand hinein, um ihn herauszuziehen, ſo hält er ſich mit dem Schwanz oft ſo feſt, daß man ihm erſt die eine, dann auch die andere Scheere abreißt, und dann nicht mehr faſſen kann. Der Krebs kann vor- und rückwärts kriechen; ſchwimmen thut er ſelten, er müßte denn Gefahr wittern, und dann immer rückwärts und zwar ruckweiſe, indem er den Schwanz ſchnell gegen den Leib zieht. — Die Paarungszeit beginnt im November und dauert bis zum April, tritt aber nie vor dem dritten Jahre ein; das Weibchen legt im Frühling an 200 Eierchen, welche röthlichbraun, rund und mit einem klebrigen Stielchen verſehen ſind, durch welches ſie an die fünf kurzen und geſpaltenen, nach Innen geſchlagenen Fußpaare des Schwanzes geheftet werden. Sie vergrößern ſich ehe die Jungen auskriechen. Letztere ſind weich, den Alten übrigens ganz ähnlich und bleiben noch die erſten Tage unter dem Schwanze der Mutter. Sitzt dieſe ſtill, ſo machen ſie ſich um ſie her luſtig, flüchten ſich aber bei drohender Gefahr ſchnell wieder unter ſie. Die Geburt der Jungen fällt in den Juni und Juli. Sie erreichen ein Alter von 18 bis 20 Jahren. Die Nahrung des Flußkrebſes beſteht aus mancherlei Pflanzentheilen, Waſſerthieren und Aas, und um ſeine Vermehrung und Wachsthum zu befördern, wirft man daher letzteres oder Gedärme in die Krebsteiche. Man fängt ſie auf verſchiedene Art: in Teichen gewöhnlich, ſobald ſie abgelaſſen ſind, mit den Händen, weil ſie dann von ſelbſt ihre Höhlen verlaſſen. In Reuſen lockt man ſie mit Fleiſch oder Gedärmen aller Art; gewöhnlich aber mit Fröſchen, denen man die Haut abzieht, und manchmal auch erſt in Talg bratet; und in Netzchen, in denen ein Froſch als Lockſpeiſe befeſtigt wird; in ſchwülen Nächten kann man ſie durch eine Fackel, welche man einen Fuß hoch über die Waſſerfläche hält, ſo anlocken, daß man ſie mit Händen greifen kann. Gefangen laſſen ſie ſich nicht lange aufbewahren, in Trögen kaum einige Tage lebendig erhalten, ſelbſt wenn man ihnen täglich friſches Waſſer gibt; am beſten halten ſie ſich, wenn man ſie mit Brenneſſeln in einem Gefäße in den Keller ſtellt, oder ſie beim Verſchicken in Körbe mit Brenneſſeln packt. Röſel behauptet, ſie ließen ſich in der Gefangenſchaft Rüben, Hollunderbeeren und andere Früchte, Milch und Kleie wohl ſchmecken, und man könne ſie bei dieſer Nahrung mäſten. Ihr Fleiſch iſt von angenehmem Geſchmack; gewöhnlich ſiedet man ſie blos mit etwas Butter und Salz; ihre Schale wird dabei roth, bleibt jedoch bei denen, die der Häutung nahe ſind, dunkel; bei abgeſtandenen zeigt ſie ſich dagegen bleich und ſolche ſtrecken auch nach dem Kochen den Schwanz gerade aus. In den Monaten, die kein r haben, Mai, Juni, Juli und Auguſt, ſind ſie am beſten zu genießen.

Der Hummer, **Astacus marinus**, ähnelt in ſeiner Geſtalt ganz dem Flußkrebſe, nur daß er über einen Fuß lang und armsdick wird, große ungleiche Scheeren, und an der Stirnſpitze vier Zähne hat, und von dunkelbraun marmorirter Farbe iſt. Er paart ſich im April, laicht im Juli gegen 2,000 Eier, welche an den Schwanzfüßen hängen und kleiner als die Eier des Flußkrebſes ſind, und häutet ſich im Auguſt. Er findet ſich in Menge in allen europäiſchen Meeren, beſonders in der Nord- und Oſtſee, in mäßiger Tiefe, und wird in ſogenannten Hummerkörben gefangen, in welche man ſie mit Gedärmen u. dgl. lockt. Jährlich gehen von England, Holland, Deutſchland und Dänemark 50 bis 60 Hummerſchiffe, deren unterſter Boden einen mit Löchern für das eindringende Waſſer verſehenen Raum bildet, worin die Hummern, weil man ſie ſonſt nicht lebend erhalten kann, aufbewahrt werden, nach der norwegiſchen und ſchwediſchen Küſte auf den Fang derſelben aus, und keines derſelben kehrt ohne eine Ladung von 10 bis 12,000 Stück von der Fahrt zurück.

Eine vierte Abtheilung der Langſchwänze bilden die Palinuren, die nicht mehr als vier Paar Bauchfüße, und eine breite häutige Schwanzfloſſe haben; ihre Bruſtfüße ſind einander ziemlich gleich, das erſte Paar etwas dicker, aber ohne Scheeren, und das Bruſtſchild verlängert ſich vorn nicht in eine Spitze. Sie leben im mittelländiſchen Meere, erreichen die Größe des Hummers, und wiegen mit den Eiern oft gegen zwölf Pfund. — In Weſtindien exiſtiren mehrere Arten derſelben, die an Geſtalt dem mittelländiſchen gleichen, deren ganzer Rückenſchild aber ſo mit nach vorn gerichteten Dornen beſetzt iſt, daß man ſie kaum anzufaſſen vermag; ſie werden 15 — 16 Zoll lang, haben ein weißes, derbes Fleiſch, das zwar gegeſſen wird, aber ſüßlich und ſchwer zu verdauen iſt. — Verſchiedene Arten der Scylla, die faſt die Größe des Hummers erreichen, leben im mittelländiſchen und den indiſchen Meeren, und die Paguren oder Einſiedlerkrebſe nicht nur an den Küſten von ganz Europa, in der Nähe des Strandes, auf dem ſie langſam und unbeholfen herumkriechen, ſondern auch an den Küſten des indiſchen Meeres, des ſüdatlantiſchen Ozeans und Weſtindiens.

Der **Pagurus bernhardus**, Fig. 3, iſt kaum fingerslang; ſeine Fußpaare ſind mit Stacheln beſetzt und die vorderſten Beine tragen herzförmige Scheeren, von denen die rechte am größten iſt. Der Schwanz iſt walzenförmig, weich, und das Weibchen hat daran drei Fäden, woran es die Eier hängt. Der Bernhardskrebs, auch Diogeneskrebs genannt, wählt ſich zu ſeiner Wohnung ausgeſtorbene Schneckenhäuſer und Muſcheln, in die er ſeinen Schwanz ſteckt, vorn herausſchaut, die Oeffnung mit ſeinen Scheeren deckt, und auch damit herumkriecht; zuweilen lebt er auch in Löchern in der Erde. Wird ihm ſein Häuschen zu klein, ſo ſucht er ſich ein neues; oft ſtreiten mehrere am Strande um eine Muſchel, ſuchen ſich die Schwänze

abzukneipen, und der Sieger zieht mit ſeiner Wohnung im Triumph davon; will man ſie herausziehen, ſo wehren ſie ſich tapfer, kriechen immer tiefer hinein, und laſſen ſich eher in Stücken zerreißen, als daß ſie ihre Wohnung aufgeben; hält man aber den Wirbel der Muſchel an eine glühende Kohle, ſo ſpringen ſie ſchnell heraus. In Weſtindien, wo es deren in Menge gibt, heißen ſie Soldaten; man gewinnt aus ihnen ein Oel, das bei Anſchwellungen ſich ſehr heilſam erweiſen ſoll.

Die Kurzſchwänze, Brachyuri, zerfallen in Froſchkrebſe (Ranina), Wollkrebſe (Dromia), und eigentliche Krabben (Portunus), welche letztere eine Unzahl von Arten bieten, die bis jetzt nur zum kleinſten Theil beſchrieben ſind. — Bei den Raninen ſind alle Bruſtfüße, außer den Scheeren, floſſenförmig; der Schwanz ſteht gerade aus; die Schale iſt länglich und hinten zugeſpitzt; ſie leben im indiſchen Meere, wo ſie in verſchiedenen Arten und Größen vorkommen und wie Garneelen gegeſſen werden. Die Dromien haben eine rundliche, wollige, an den Seiten gezähnte Schale; die zwei hintern Fußpaare ſind auf den Rücken geſchlagen und endigen in zwei Häkchen, mit denen ſie Meerkorke, Muſchelſchalen u. dgl. mit ſich herumtragen. In Oſtindien hält man ſie für giftig; auf mehreren der Südſeeinſeln werden ſie aber ohne Beſchwerde gegeſſen, und in Venedig, wo ſie im adriatiſchen Meere gefunden und öfters einen halben Fuß breit werden, ebenfalls genoſſen. — Bei den Portunusarten hat nur das hintere Paar Bruſtfüße Floſſen, und die Schale iſt beinahe halbkreisförmig mit vier Seitenzähnen. Die Maenas findet ſich häufig in der Nordſee und im mittelländiſchen Meere, unter Steinen auf dem Strande; die Schale iſt körnig mit vertieften Linien, grünlichgrau, und hat an der Stirn ſowohl, als an jeder Seite ſieben Zähne; der Schwanz des Männchens hat vier Glieder ohne Füße, der des Weibchens ſechs Glieder mit vier breiten Füßen, an denen ſechs Wochen nach der im April vor ſich gehenden Paarung die rothen Eier hängen. Im Juli und Auguſt ſieht man ſchon Junge herumlaufen, und die Alten in dieſer Zeit ſich häuten. Sie werden gegeſſen und ſind nach eben vollbrachter Häutung, ſo lange die neue Schale noch weich iſt, beſonders ſchmackhaft. In den Lagunen Venedigs leben ſie in unglaublicher Anzahl und bilden ein Hauptnahrungsmittel der ärmeren Bewohner. Die Fiſcher ſammeln ſie kurz vor der Häutung, und ſetzen ſie in Körben in die Kanäle, bis nach jener Periode. Die Jungen werden als Lockſpeiſe für den Sardellenfang benutzt, und zu dieſem Behufe oft jährlich über 100,000 Fäßchen von je 80 Pfund von Venedig nach Iſtrien geführt. Man rechnet, daß der Fang der Maenas, die in Italien mit dem Namen Granzo, Masanetta und Mollecche bezeichnet werden, der Stadt Venedig jährlich einen Ertrag von nahe einer halben Million Lire gewährt.

Unter den Cancriden iſt in der Nord- und Oſtſee und den nördlichen europäiſchen Meeren der Cancer pagurus, deſſen Thorax gegen einen Fuß breit wird, bräunlich von Farbe, flach, ſteinhart und oben faſt glatt iſt, und an der Stirn drei, an jeder Seite neun ſtumpfe Zähne hat, in vorzüglicher Menge zu finden. Er hat ein ſehr geſchätztes Fleiſch, wird oft fünf Pfund ſchwer, und häutet ſich Anfangs Herbſt. — Die Meerſpinnen, Maja, ſind dreieckig, hinten ſtumpf, vorn ſpitzig, und beſitzen einen unebenen rauhen Thorax, ungleiche Scheeren und meiſtens ſehr lange Füße; das Geſchlecht Parthenope iſt vorzüglich häufig in den oſtindiſchen Gewäſſern, wo ſie von den Fiſchern ſehr gefürchtet und gleich wieder in's Waſſer geworfen werden, wenn ſie zufällig an Angeln hängen bleiben; eben ſo werden daſelbſt die Lambrusarten nie gegeſſen und für giftig gehalten, was ſie übrigens nicht ſind. Von Majaceen iſt Maja squinado um ganz Europa zu finden, wo er ſich unter Felſen und zwiſchen Tangen verbirgt; ſein Thorax iſt vier Zoll lang und drei Zoll breit, voll behaarter Höcker, und mit mehreren Stacheln an der Stirn verſehen. — Die Gattung Calappa iſt häufig im mittelländiſchen Meere und zählt daſelbſt mehrere Arten; ihr Thorax iſt theils halbkreisförmig, theils dreieckig; ihre Scheeren ſind gezähnt und ſchließen ſich genau an den Vorderrand des Thorax an, und ihre Füße können ſie unter dem hinteren Schalenrande ganz verbergen; der Thorax iſt fleiſchroth mit karminrothen Flecken, warzig, mit vier Längenfurchen, und hat ſieben Seitenzähne. Sie leben zwiſchen Klippen; können ſie den Stürmen nicht widerſtehen, ſo ziehen ſie alle Füße ein, und laſſen ſich wie eine Kugel in die Tiefe fallen. — Die Podophthalmen, von denen wir Fig. 2 eine Abbildung liefern, ſind an allen Küſten Europa's zu finden, und gewähren eine gute Speiſe. — Die Flußkrabben (Thelphusa fluviatilis), mit herzförmigem Thorax und gezähnten Zehengliedern, findet man häufig in den Bächen und Seen von Italien, Griechenland, Natolien und Aegypten, wo ſie gegen zwei Zoll groß werden; ſie werden als Faſtenſpeiſe genoſſen, ſind ſchmackhafter als die Seekrebſe, und werden zur Faſtenzeit mit Hauen aus dem Schlamm gegraben, in welchen ſie ſich verbergen, und in Milch getödtet, weil ſie dann beſſer ſchmecken ſollen. — Der Gelasimus vocans lebt in Oſt- und Weſtindien und den ſüdlichen Theilen der Vereinigten Staaten, am Strande in trockenen Löchern, welche er mit ſeiner großen Scheere verſchließt. Er iſt zwiſchen einem und zwei Zoll groß, vorn breiter als hinten, und eine ſeiner Scheeren, viel größer als die andere, gleicht einer vorgeſtreckten Hand; er läuft ſo ſchnell ſeitwärts, daß man ihn kaum einholen kann, und gräbt ſich mit Schnelligkeit im Sande ein. — Die Leucoſien haben einen ſcheibenförmigen, ziemlich kugeligen Thorax, kaum einen Quadratzoll groß, glatt und glänzendgrau, der auf der Rückſeite mit Eindrücken verſehen iſt, welche ein Menſchengeſicht vorſtellen; ihre Füße ſind ſchön glänzend roth. Man findet ſie in Oſt- und Weſtindien, am Strande, wo ſie ſich oft truppenweiſe auf dem Sande ſonnen, bei dem geringſten Geräuſch aber augenblicklich ſich eingraben und im Sande verſchwinden.

Digitized by Google

In Weſt- und Oſtindien und in Südamerika bildet das Geſchlecht Grapsus den Uebergang zu den Landkrabben; ſie haben einen herzförmigen, hinten abgeſtutzten Thorax, und leben, der Grapsus barbatus, welcher an den großen Scheeren einen Buſch ſchwarzer Borſten hat, in den Flüſſen Oſtindiens, in denen ſie jährlich in großen Truppen nach dem Meere hinab ſchwimmen, um dort zu laichen; der Gr. cruentatus, der einen ziemlich viereckigen Thorax, glatte, gleiche Scheeren und eine blutrothe Farbe hat, in den Mündungen der Flüſſe des ſüdlichen Amerika und Weſtindiens, unter den Wurzeln der Mangobäume. Auch letztere ſind ſtets in großer Menge beiſammen, laufen ſeitwärts und ſehr ſchnell, und ſuchen bei jeder nahenden Gefahr, indem ſie die Scheeren mit großem Geräuſch an einander ſchlagen, das Meer zu erreichen. — Die Gecarcinen oder Landkrabben ſind auf den weſtindiſchen Inſeln und der ſpaniſchen Maine in außerordentlicher Menge; ſie ſind handgroß, mattgelb mit blutrothen Flecken, und haben einen Eindruck auf dem Rücken wie ein H. — In Haïty, Jamaica, auf Cuba und Porto Rico leben ſie oft 6 — 8 engliſche Meilen vom Meere, im Gebirge, wo ſie ſich Höhlen graben, in denen ſie den größten Theil des Tages zubringen, und nur des Nachts der Nahrung nachgehen. Einmal des Jahres wandern ſie in ungeheuren Zügen nach dem Meere, um ihre Eier abzuſetzen, nachdem ſie im März und April ſich gepaart haben. Gegen Mitte Juli kehren ſie nach dem Binnenlande zurück, wohin ihnen die Jungen, ſobald ſie kriechen können, folgen; gegen Ende des Monats oder im Auguſt richten die Alten ihre Höhlen ein, füllen dieſelben mit dürrem Gras, Blättern u. dgl., und bereiten ſich zum Ablegen der Schalen vor, zu welchem Zwecke ſich jeder in ſein Loch begibt, deſſen Zugang verſtopft, und dort unbeweglich harrt, bis die Häutung vorüber gegangen und die neue Schale wieder hart iſt. In dieſer Zeit iſt die Landkrabbe am ſaftreichſten und ein ausgezeichneter Leckerbiſſen. Sie werden in unglaublicher Menge gefangen und gewöhnlich mit der Hacke ausgegraben. — Es gibt eine große Menge von Arten, in Haïty allein gegen acht, von denen indeß nur erſt wenige beſchrieben ſind.

Krabben findet man indeß nicht nur an den Küſten der genannten Erdtheile, ſondern in faſt gleicher Menge und Verſchiedenheit an den Küſten Afrika's und ſelbſt im offenen Meere, doch ſind die ſogenannten Schwimmkrabben, welche dem Hauptgeſchlecht Portunus, und theilweiſe auch Corystes, angehören, nur zum Theil Bewohner des hohen Meeres. Die Lupen hingegen, die durch ihre ungeheuere Breite, ihre Plattheit und Leichtigkeit eher zu einem anhaltenden Schwimmen geeignet ſind, als die übrigen Brachyuren, trifft man häufig in der offenen See an, wo ſie auf den unüberſehbaren ſchwimmenden Feldern des Sargassum bacciferum ruhen und nach Nahrung ſuchen. Die Krabben, denen von deutſchen Naturforſchern Rüppel und Krauß beſondere Aufmerkſamkeit widmeten, erſcheinen in mannigfachen Arten an den Küſten Afrika's, und erſterer beſchrieb allein vierundzwanzig Arten kurzſchwänziger Krabben des rothen Meeres, und letzterer lieferte in ſeinem Werke über: „Die ſüdafrikaniſchen Cruſtaceen," Stuttgart 1843, in gr. 4°., unſtreitig die gediegenſte Zuſammenſtellung aller bekannten Malacoſtraca, von denen die Südſpitze Afrika's allein 76 Brachyuren, 17 Macrouren, 1 Stomatopode und 26 Tetradecapoden, im Ganzen 120 Arten nachweiſt, von denen Krauß ſelbſt 89 Arten geſammelt hat.

Die Arten von Charybdis und Thalamita halten ſich unter Steinen und Holz auf, und ſcharren ſich, wenn man ihnen zur Ebbzeit nachſtellt, in dem naſſen Sande ein. Ihr aus einer feſten Kalkmaſſe beſtehender, gewölbter und daher zum Schwimmen weniger taugliche Thorax, und der Umſtand, daß man häufig Balanen auf ihnen findet, die ſich doch nur auf ſtillliegenden oder trägen Thieren anſetzen können, beweiſen es deutlich, daß die ſogenannten Schwimmkrabben nur ausnahmsweiſe dem hohen Meere angehören können. Auch die Scylla serrata, der Rieſe der ſüdafrikaniſchen Krabben, hält ſich an der ſchlammigen Küſte in tiefen Löchern auf, ſitzt bei ſteigendem Waſſer an der Oeffnung derſelben, um die ihm zugeſchwemmte Nahrung zu erhaſchen, und zur Ebbzeit um ſich zu wärmen oder zu ſimmern; wenn er verfolgt wird, huſcht er in ſeine Höhle, kann er aber nicht mehr entfliehen, ſo ſtellt er ſich aufrecht auf die Hinterfüße und ſucht durch Zuſammenſchlagen ſeiner mächtigen Scheeren ſeine Verfolger zu ſchrecken, wobei man ihn leicht fangen kann, wenn man ihm einen Stock zum Feſtkneipen hinreicht, und ihn daran herauszieht. — Die an felſigen Küſten lebenden Arten der Canceriden zeichnen ſich durch einen gedrängten Körperbau aus, haben ein ſehr ſtarkes hartes Kalkgerüſt, einen gewölbten breiten, meiſt abgerundeten Thorax, kräftige, häufig ſehr kurze Füße und, im Verhältniß zum Körper, auffallend große Arme. Einige bilden ſich in dem Meereskalke und in den Korallenbänken kleine, ihre Größe kaum überſteigende Löcher, oder halten ſich in Felſenritzen auf, andere, wie die Xantho-Arten, verſtecken ſich unter Felsblöcken und Steinen, und will man ihrer habhaft werden, ſo flüchten ſie nicht, ſondern halten ſich mit den krallenartigen Endgliedern ihrer Füße in den Poren der Geſteinmaſſe feſt, und vertheidigen ſich mit ihren mächtigen Scheeren.

Gerade das Gegentheil der Cancriden ſind die Ocypoden, die ſich leicht durch ihren ſtark gewölbten, ungleich viereckigen Thorax, ihre ſchwachen, ungleich großen Arme, und an ihren dünnen, ſehr langen Füßen erkennen laſſen. Ihr Kalkgerüſte iſt dünn, körnig und ſandfarbig, und ganz zum Aufenthalt in dem häufig durch Wind bewegten Sande der Küſte eingerichtet; ſie leben in ſenkrechten, oft ellentiefen Löchern an dem kahlen ſandigen Strande, oder in mit Rhizophoren bewachſenem Schlamm der Buchten und Flußmündungen, aus welchen ſie ſich zur Ebbzeit entfernen, um ihre Nahrung, welche in von der See ausgeworfenen Thieren beſteht, aufzuſuchen; äußerſt ſcheu und

vorſichtig, heben ſie beim geringſten Geräuſche durch Anziehen ihrer Fußpaare ihren Körper in die Höhe, und blicken aufmerkſam umher, indem ſie ihre geſtielten Augen ſenkrecht aufrichten. Bei der leiſeſten Annäherung ergreifen ſie die Flucht und eilen, mit Schlauheit und ungemeiner Schnelligkeit kreuz und quer laufend, dem nächſten Loche zu, oder drücken ſich, wenn die Gefahr zu nah iſt, feſt auf dem Sand an. — Während der Fluth ſitzen ſie in ihren zugeſchwemmten Löchern eingeſperrt, beim Zurücktreten der Wogen ſind ſie aber rührig beſchäftigt, ihre Löcher zu reinigen, den naſſen Sand herauszuſchleudern und unweit der Löcher, zur Sicherung gegen künftige Fluthen, aufzuhäufen.

Nach den Canceriden iſt das Geſchlecht Grapsus in Südafrika das reichſte an Arten, und belebt in zahlloſer Menge die felſige Küſte. Sie zeichnen ſich durch einen plattgedrückten, viereckigen, an den Ecken zuweilen abgerundeten, dünnſchaligen Thorax, durch kurze, faſt immer ſchwache Arme, und durch lange, breit gedrückte, mit ſtarken, vierreihig geordneten Endgliedern verſehene Füße, vor allen andern aus. — In Beziehung auf ihren Aufenthalt können ſie in Klippenſpringer und in Uferbewohner eingetheilt werden; die verſchiedenen Arten der erſteren wählen die von der Brandung benetzte Küſte, hauptſächlich aber die Meereskalk-Terraſſen zu ihrem liebſten Aufenthalt; tummeln ſich auf dieſen, namentlich die Goniopſis-Arten, während der Ebbe in Schaaren herum, und ſind vermöge ihres weichen, elaſtiſchen Körpers und ihrer, dem Aufenthalte angemeſſen organiſirten Füße, ſehr geſchickt, auf den unebenen Blöcken und Wänden behende herum zu klettern, von einem Felſen zum andern zu ſpringen, und ſich zur Fluthzeit in den Brandungen und engen Felſenritzen zu verkriechen und feſtzuhalten. Sie ſind äußerſt vorſichtig und furchtſam, fliehen bei dem geringſten Geräuſch, laſſen ſich von einem Felſen zum andern herabfallen, ſpringen oft klafterhoch in die See hinab und rudern dem nächſten Felſen zu, um ſich dort anzuklammern. Ihre Arme dienen ihnen mehr zur Faſſung der Nahrung, als zur Vertheidigung, und die gelb und grün, mit roth marmorirte Farbe ihres Körpers, die den wirbelloſen Seethieren und pflanzenbedeckten Felſen ſo ſehr ähnelt, erſchwert dem Sucher ihr Auffinden.

Die Majaceen kommen in vielen Untergattungen an der Küſte Südafrika's vor, die zwar in ihrer äußeren Form unter einander ſehr verſchieden ſind, in ihrer Lebensart aber ziemlich gleich, ſich alle durch unglaubliche Trägheit auszeichnen; ſie halten ſich meiſt in den Algen, an der vom Meere beſtändig bedeckten felſigen Küſte, und manche auch in ziemlich bedeutender Tiefe auf, und ſitzen an dieſen Stellen ſo unbeweglich, daß ſie häufig ganz mit dieſen Seepflanzen überwachſen ſind. Verſucht man ſie zu fangen, ſo fliehen ſie nicht, vertheidigen ſich auch nicht mit ihren Scheeren, ſondern halten ſich nur mit ihren meiſt ſtark ausgebildeten Endgliedern an den Felſen und Algen feſt. — Die Sandbänke an der Natalbay und den Mündungen der Flüſſe werden von verſchiedenen Arten der Calappideen und Matutoideen belebt, von denen die Matuten mit ihren flachgedrückten, ſchaufelartigen Fußpaaren ſich ſchnell in den Sand zu graben vermögen; die Calappen aber, welche ſich durch ihre eigenthümliche Körperbildung auszeichnen, in kleinen muldenförmigen, mit Waſſer angefüllten Vertiefungen ſitzen, in ihren Bewegungen ſehr langſam ſind, und beim leiſeſten Geräuſch, um ſich gegen Feinde zu ſchützen, ihre Füße unter ihren ſchildartig ausgebreiteten Thorax zurückziehen und ihre breiten zuſammengedrückten Scheeren feſt an den Körper anpreſſen.

Unter allen Brachyuren zeichnen ſich die Grapſiden, die Lupen und ein Theil der Thalamiten, durch Verſchiedenheit, Schönheit und Lebhaftigkeit ihrer Farben aus. Unter den Macrouren ſteht der Palinurus Lalandii, welcher den felſigen Meeresgrund der Tafelbay, und der P. vulgaris des mittelländiſchen Meeres, als Rieſe oben an. Unter den Schlammbewohnern iſt der in ungeheurer Menge vorkommende Alpheus Edwardsii der intereſſanteſte, weil er, wenn man ſich ihm nähert, einen eigenthümlichen ſchnalzenden Ton von ſich gibt. — Paguriden gibt es auch in Afrika verſchiedene Arten, auf den Sandbänken und dem Schlamme der Buchten, oder auf ſandigen Stellen der Küſte, die vor der Brandung geſchützt ſind. Zu ihren Wohnhäuſern wählen ſie ſich alle an der Küſte vorkommenden Konchilien, ſelbſt welche mit engen Mundöffnungen; ſchleppen oft mit Mühe langſam ihre Wohnungen mit ſich fort, und ziehen ſich beim geringſten Geräuſch ſchnell in dieſelben zurück.

Erklärung der Tafel 40.

Fig. 1. Astacus fluviatilis, der Flußkrebs.
1 a. Die Spitze des Thorax, vergrößert; 1 b. Baſis des äußeren Fühlers, mit der beweglichen Schuppe, an welcher er befeſtigt iſt; 1 c. Sternum und Baſis der Bruſtfußpaare.

Fig. 2. Podophthalmus vigil, auf ein Fünftel ſeiner Größe reduzirt.
2 a. Der Thorax deſſelben von vorn geſehen, um deſſen Spitze oder Stirn, Fühler, Augen, Augenhöhlen und die Einfaſſungen des Mundes beſſer zu erkennen; 2 b. Die äußere Maxille; 2 c. die Maxille des zweiten, 2 d. die Maxille des erſten Paares; 2 e. die Lade des zweiten Paares.

Fig. 3. Pagurus bernhardus, in natürlicher Größe.
3 a. Die Grundtheile der äußeren Antennen, vergrößert; 3 b. die äußere Maxille; 3 c. die Extremitäten des Abdomen.

Fig. 4. Crangon vulgaris, die Garneele, in natürlicher Größe.
4 a. Die Kiefer (Mandibule).

Der rothe Schnee der ſchweizeriſchen Hochgebirge.

Eine höchſt intereſſante Erſcheinung, welche ſich bei Beſteigung der Hochgebirge des Schweizerlandes dem Auge des Naturforſchers darbietet, iſt der ſogenannte rothe Schnee, Protococcos s. Palmella ni-

Digitized by Google

valls. Lange Zeit waren die Nachrichten der Naturforſcher hierüber zweifelhaft, ſo wie auch die Unterſuchungen hierüber ungenügend. Viele erklärten den rothen Schnee als die Excremente gewiſſer Inſekten, oder aber für den Staub einer noch nicht gehörig unterſuchten Flechtenart. In den Jahren 1826, 27 und 28 bot ſich mir Gelegenheit dar, dieſe intereſſante Beobachtung ſelbſt zu machen. Ich ſah dieſe prachtvolle hochrothe Färbung der Firne namentlich bei Beſteigung des **Col de Balme** im Chamounythal, ſodann im Kanton Graubünden, auf den ſüdlichen Abdachungen des Galanda, und ebenfalls längs der Albula-Kette hinter St. Moritz. Indeß war es mir nie möglich, in die Nähe dieſer roth gefärbten Firne ſelbſt zu gelangen, indem ich erwähnte Parthien meiſt ohne Führer machte, und die Erſteigung jener Orte mit allzu augenſcheinlicher Lebensgefahr verbunden geweſen ſein würde. Vergeblich bemühte ich mich bei meinem ſpätern Aufenthalte in mehreren größeren Städten der Schweiz, bei Naturkundigen über dieſe merkwürdige Erſcheinung genügenden Aufſchluß zu erhalten. Was mir hierüber geſagt wurde, bewegte ſich dunkel und unbeſtimmt im Reiche der Hypotheſen. Im Jahr 1838 bekam ich die naturhiſtoriſchen Alpenreiſen J. F. Hugi's, des kühnen ſachkundigen Bewanderers ſchweizeriſcher Eisgefilde zu Geſicht, und was mich neben aller Vortrefflichkeit jenes Werkes mit Freude erfüllte, das ſind auch ſeine höchſt wichtigen Notizen über den rothen Schnee, denen ich hier in Kürze nur ſo viel entnehme, als dem Leſer zur Belehrung hierüber als zweckdienlich erachtet wird.

Auf allen ſeinen Gletſcherwanderungen wallte der erwähnte Naturforſcher faſt täglich über weite Strecken roſigen Firnes hin. Unzähligemal unterſuchte er dieſen Gegenſtand, und ließ häufig Gruben in den Firn einhauen, in welche er ſich begab, um, nachdem er mit einem Raſiermeſſer die rothe Firnfläche ſenkrecht abgeſchnitten hatte, das ſonderbare Aufkeimen dieſer räthſelhaften Pflanzenform im Profilſchnitte unterſuchen zu können. Bei dieſen Unterſuchungen, mit größter Genauigkeit und Beharrlichkeit angeſtellt, gewann er folgendes Reſultat: die **Palmella nivalis** erſcheint in der Regel nur von der Firnlinie bis **1000** Fuß ob derſelben; bei **9000** Fuß Elevation wird ſie nicht mehr beobachtet. Sie kömmt weder im Schnee noch im Gletſcher zum Vorſchein, ſondern immer im Firn, und meiſt an ſonnigen Abdachungen, wo der Schnee raſch ſich in Firn verwandelt. Im Monat Auguſt iſt ſie um die Firnlinie ſchon in ſchwarzen Moder übergegangen, während ſie **8200** Fuß hoch, in voller Entwicklung und gegen **9000** Fuß erſt in der Aufkeimungsperiode ſich befindet. Hievon machen jedoch ſchattiges Terrain, neuer Schnee, tiefe oder hohe Temperatur nicht ſelten eine Ausnahme. Während der Aufkeimungsprozeß der Palmella vor ſich geht, gewahrt man im Firne eine zarte ſchwache Karmoiſinfärbung, legt man ſich alsdann auf den Firn, um ſeine Fläche zu überſchauen, ſo verſchwindet dieſe vollkommen, da ſich alles noch unter der oberſten Fläche des Firnes befindet. Steht die Palmella in ihrer höchſten Blüthe, ſo prangt die ganze Firnfläche in lebhaftem Hochroth, welches die Mitte zwiſchen Karmin und Zinnober hält. Später dunkelt dieſe Farbe und verwandelt ſich endlich in ein Schwarz, das ſich in den Firn einſenkt, und oft ſtrichweiſe denſelben durchfurcht. Wird die Pflanze in ihrer erſten Periode genau unterſucht, ſo findet ſich im Querdurchſchnitt etwa 1½ Linie unter der Fläche des Firnes gleichſam ein äußerſt zartes rothes Stämmchen, das nach unten verjüngt, zwiſchen zwei Firnkörnern ſich herabſenkt ohne ſich zu verzweigen. Ueber den zwei Firnkörnern liegt das Korn, welches zur Oberfläche gehört. Unter dieſem Korn theilt ſich das Stämmchen Y förmig in zwei Aeſte, die es ebenfalls verjüngt um das Korn herum nach der freien Luft zu drängen ſucht. Selten gelang es Hugi, drei Zweige zu entdecken, und andere Verzweigungen fand er nie. Unter dem Vergrößerungsglaſe bemerkte er äußerſt zarte arterienartige Zäſerchen, die ſelbſt den Körnern ſich einzuſenken ſchienen, und dem Pflänzchen das Anſehen vom Zerfließen in die Firnmaſſe geben. Alles war ſo zart, daß nur die ſo ausgezeichnete rothe Farbe es möglich machte, das Individuum zu unterſcheiden. Hob Hugi eine Maſſe dieſes rothen Firnes aus, um dieſelbe in einem Gefäße zu ſchmelzen, ſo zerfloß das Pflänzchen von dem Eiskorn, und das im Gefäße zurückgelaſſene hochrothe Waſſer zeigte bei der Filtrirung durch Löſchpapier durchaus keinen Rückſtand. Erſt drei Wochen nach ſeiner Heimkunft klärte das Waſſer ſich ab, indem eine rothe gallertartige Maſſe ſich abſetzte, die im Waſſer erſt nach 4—5 Monaten zu ſchwarzer Dammerde wurde. Bei näherer Unterſuchung der Entwicklung dieſes Gebildes fand Hugi, daß jene zwei Aeſtchen ſich bald zwiſchen den Körnern durch die freie Luft drängten. Eben ſo fand er nun auch mit unbewaffnetem Auge auf jedem Aeſtchen ein ſehr beſtimmtes Korn, das unter dem Vergrößerungsglas ungeſtalt warzig ſich zeigte, die rothe Farbe verloren und dagegen eine lichtbraune angenommen hatte. Filtrirte er nach Schmelzung dieſer Maſſe das Waſſer, ſo waren im Filtrum ſelbſt eine Menge dieſer Körner vorhanden. Das was durchfloß, verhielt ſich wie das eben angeführte; die Körner waren bei Hugi's Zurückkunft der Fäulniß erlegen.

Das Aufkeimen und Blühen dieſer ſeltſamen Pflanzenform dauert nur wenige Tage, und dann zerfällt ſie in eine dunkle ſchwarze Maſſe, die den Firn trübt, und ſich in den Firn einnagt.

Wohl ließen ſich unter ſtarker Vergrößerung an Ort und Stelle nähere organiſche Entwicklungsmomente entdecken, welche für die Entwicklung des Pflanzenlebens überhaupt höchſt wichtige Reſultate liefern müßten. Das Keimen im Luftraume zwiſchen Eis, die beſtimmt ſich ausſprechende Geſtaltung eines Individuums, blos durch ſeine lichtrothe Färbung dem Auge wahrnehmbar, ſeine deutliche Tendenz nach Luft, die Kapſelbildung auf jedem Zweige, ſcheinen von höchſter Bedeutung, und in Bezug auf die Entwicklung alles Seyns, der unverdroſſenſten Beachtung würdig zu ſein. **Walchner.**

Digitized by Google

Titian.

Digitized by Google

Tizian.

(Taf. 41.)

Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, das ſo ergiebig an großen Künſtlern war und daher mit Recht das Zeitalter der Wiedergeburt (de la renaissance) genannt wurde, ein Ausdruck, der jetzt häufig gehört wird, um den Geſchmack zu bezeichnen, der damals von Baumeiſtern und Bildhauern eingeführt wurde und in unſern Tagen wieder Mode geworden iſt — gegen das Ende jener Zeit wurde in dem kleinen Orte Pieve, welches zur Unterſcheidung von gleichgenannten Städtchen, den Beinamen di Cadore erhielt, ein Maler geboren, der zu den vorzüglichſten gehört, die jemals die Welt durch ihre Kunſt erfreuten. Die Bewohner jenes Diſtriktes ſind, obgleich an den ſüdlichen Abhängen der Alpen wohnhaft und mithin von italieniſchen Volksſtämmen eingeſchloſſen, deutſcher Abkunft, wie ſich noch in ihrer Mundart, in ihrem Ausſehen, größtentheils blondhaarig und blauäugig, und in einigen ihrer Sitten und Gebräuchen, auf das Erkennbarſte herausſtellt. Wahrſcheinlich, ſo lautet die Annahme, wurden zur Zeit der Völkerwanderung germaniſche Haufen in jene tiefen Thaleinſchnitte hin verſchlagen, die jetzt den Namen der Sette Communi oder der ſieben Gemeinden führen. Von dieſen Leuten ſtammte Tiziano Vecelli's kräftige Natur, die ſich faſt ein ganzes Jahrhundert hindurch in ungeſchwächter Friſche erhalten hat und ihn zu Arbeiten erſtarkte und begabte, die ihn zum Range eines der größten Maler aller Zeiten und des größten der ſogenannten Venezianiſchen Schule erhob.

Durch den Einfluß der deutſchen Schule, welche ſich unter ihrem Schöpfer Johannes van Eyck in Flandern gebildet hatte, und deren Weiſe ſich um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Antonello von Meſſina durch Studium unter Eycks Leitung angeeignet hatte, war die Malerkunſt in Venedig, woſelbſt ſich Antonello niederließ, merklich umgeſtaltet worden. Durch ihn ward dort die milde Einfachheit und anſpruchloſe Natürlichkeit heimiſch, welche die Werke der flandriſchen Meiſter auszeichneten, und zugleich lehrte er die Italiener die Malerei in Oelfarben; jedoch ſagte er ſich von aller ſclaviſchen Nachahmung los und ſeine in Italien geſchaffenen Werke, wie die ſeiner Nachfolger zeigen eine durchaus unverkümmerte Eigenthümlichkeit. Der Karakter der venezianiſchen Maler ſtellte ſich vorzüglich darin heraus, daß alle Nebendinge, namentlich die landſchaftlichen Theile der Gemälde, lebensvoller behandelt wurden, und daß die ſtreng hiſtoriſche Auffaſſung mehr in das Gattung- oder Genre-Fach überſchlug, wie man es in der Kunſtwelt mit dem techniſchen Ausdruck zu bezeichnen pflegt. Nebſt dem finden wir in dieſer Schule eine ſinnig gemüthvolle und zugleich feſtlich heitere Weiſe, dann ein blühendes, naturwahres Kolorit. Einer der erſten unter den frühern venezianiſchen Malern iſt Johann Bellini, der von 1426 bis 1516 lebte; ſein Bruder hieß Gentile Bellini und lebte von 1421 bis 1501. Auch er genießt mit Recht eines großen Rufes, und Beide wurden die Lehrer Tizians, der dazu berufen war, ſie zu überflügeln.

Schon in ſeinem zehnten Jahre zeigte Tizian ſo entſchiedenes Talent zur Kunſt, daß ſein Vater ihn bei den obigen Meiſtern in die Lehre gab. Sein Mitſchüler war Giorgione, deſſen Arbeiten auf ſeine Ausbildung nicht ohne Einfluß blieben. Sein erſtes Werk, das von ſeiner Selbſtſtändigkeit zeugte und ſeinen Namen im weitern Kreiſe bekannt machte, war eine Judith, die er auf friſchem Kalkanwurf (al fresco) im Waarenlager zu Venedig malte. Hierauf wurde er an den Hof des kunſtſinnigen Herzogs von Ferrara Alfonſo I. berufen, wo er mit dem großen Dichter Arioſto ein inniges Freundſchaftsbündniß ſchloß. Hier ſchuf er eines ſeiner bedeutungsvollſten Bilder, den Christo della moneta, wie es die Italiener nennen, bei uns unter dem Namen des Zinsgroſchens bekannt, und jetzt einer der herrlichſten Schätze der königlichen Gallerie zu Dresden. Wer auch nicht dies Gemälde ſah und nur die Lithographie von Hanfſtängel kennt, kann nicht anders, als dieſem Werke den Preis der Vortrefflichkeit zuerkennen. Chriſtus erſcheint hier als ein ſchöner Menſch, in den der Künſtler den edelſten und mildeſten Ausdruck der Göttlichkeit zu legen wußte. Es tritt uns hier nicht mehr die ſtrenge Auffaſſung des kirchlichen Mittelalters entgegen; ſondern das rein Geiſtige durchſtrömt dieſen Kopf und das Heilige tritt uns daraus menſchlich näher. In dieſem Bilde ſchuf Tizian die reinſte Lebenswahrheit und wußte ſie dennoch ſchön zu idealiſiren. Als Gegenſatz, um die Schönheit des Chriſtuskopfes noch mehr hervorzuheben, dient der Kopf des Phariſäers, und dieſer Gegenſatz iſt in allen Abſtufungen bis zur Farbengebung durchgeführt. Daneben breitet ſich eine Ruhe über die ganze Kompoſition, welche an die Antiken mahnt, und hätte Tizian nur dieſes eine Bild gemalt, ſo würde ſein Name ſchon unſterblich geweſen ſein, allein mit dieſem Werke trat er erſt aus ſeiner frühern Periode, in der er ſich noch zu ſehr an ſeinen ſtrengen und ernſten Lehrer Bellini anlehnte, in die Periode des männlichen, ſelbſtändigen Schaffens, und er hinterließ während ſeiner langen Laufbahn noch viele andere Meiſterwerke ſeiner hohen Kunſt.

Der Ruf, den Tizian nunmehr errungen hatte, verſchaffte ihm viele und wichtige Aufträge. Er malte für Ferrara, Venedig, Vicenza und Padua. Die geiſtreiche, veredelnde Auffaſſung der Perſönlichkeit, die ihm eigen war, befähigte ihn ganz beſonders zum Porträtiren, und Herrſcher und andere hochgeſtellte Perſonen ſetzten ihren Ehrgeiz darein, ſich von ihm malen zu laſſen. Man erzählt, daß Kaiſer Karl V. zu Tizian ſagte, nachdem er zum dritten Male ſein Bildniß von ihm erhielt: „Jetzt, Meiſter, habt Ihr mich dreimal unſterblich gemacht.“ Der Kaiſer überhäufte ihn mit Ehren und Glücksgütern; er erhob ihn zum Ritter und

Digitized by Google

Pfalzgrafen*) und ſetzte ihm einen bedeutenden Gehalt aus. Einſt, als der Kaiſer ſich eben in Tizians Werkſtatt befand, wo dieſer hoch oben auf einem Gerüſte an einem großen Bilde arbeitete, entfiel ihm der Pinſel, den der Kaiſer aufhob und ihm überreichte, ehe jener noch herabgeſtiegen war. Ein ſchöner Zug der Sinnesart des mächtigſten Monarchen der Chriſtenheit, in deſſen Staaten „die Sonne nie unterging," gegen einen Künſtler, der in ſeinem, freilich nur geiſtigen Reiche eben ſo unumſchränkt herrſchen durfte. Daß der Kaiſer aber dieſe Aehnlichkeit erkannte, gereicht ihm zur höchſten Ehre. Er ſoll, als Tizian ihm beſchämt dankte, geſagt haben: daß Tizian es verdiene, von Cäſar bedient zu werden.

Wo ſolche Gunſt der Mächtigen und Großen einkehrt, wo Belohnungen und reicher Erwerb ſich häufen, da fehlt es auch an Schmeichlern nicht, und Tizian, deſſen Charakter heiter und freimüthig war, wurde in Proſa und Verſen gerühmt und zum Himmel erhoben. Selten wohl iſt einem Menſchen ein größeres Lebensglück zu Theil geworden, als ihm. Schon ſein langer Lebenslauf, der beinahe hundert Jahre erreichte, konnte — wie Voltaire ſich ausdrückte — wie eine Abſchlagszahlung auf die Unſterblichkeit ſeines Ruhmes betrachtet werden.

Wenn wir dieſen Künſtler nach ſeinem eigentlichen Werthe hier noch betrachten wollen, ſo müſſen wir ihm neben einer unbeſchreiblichen Weichheit des Pinſels, die ſich beſonders in Frauen- und Kindergeſtalten kund gab, auch eine Kenntniß von der Miſchung und Wirkung der Farben zuerkennen, die keinem Maler ſeiner Zeit ſo zu Gebote ſtand. Bei ihm findet ſich ſtets die größte Wahrheit, das reinſte Licht und ein zauberiſches Helldunkel, das über große Flächen ſeiner Gemälde ſich verbreitet. Nachdem Tizian fünf Jahre in Deutſchland zugebracht hatte und nach Italien zurückgekehrt war, wurde ſeine Auffaſſung kühner, allein ſeine Ausführung verlor an Weichheit. Er verſchmolz die Tinten nicht mehr, trug die Farben reiner auf und ſetzte ſie unvermiſcht und unverwaſchen in ihren Abſtufungen neben einander. Dieſer Mangel an Laſuren ſoll nun zwar dazu gedient haben, daß ſeine Gemälde dauerhafter wurden und ſich bis auf unſere Tage auffallend friſch erhielten; allein ſie müſſen, um den rechten Eindruck hervorzubringen, aus der Ferne geſehen werden, während die frühere Weiſe Tizians den nächſten Standpunkt zur Beſchauung erlaubt. Sein größtes Geheimniß beſtand offenbar außer der Behandlung des Kolorits in den Strichen und Punkten, die er aufſetzte und durch welche er die größte Wirkung zu erzielen verſtand. Würde Tizian in allen ſeinen Arbeiten das Studium der ewigen Muſterformen der Antike gleich mehr beherzigt haben, wäre ihm der eigentliche innerſte Seelenausdruck ſtets beſſer gelungen, und hätte er die Richtigkeit der Zeichnung mehr in's Auge gefaßt, ſo hätten ihm die Eigenſchaften, die ihn vor allen andern Malern auszeichneten, zu dem größten Meiſter aller Zeiten erhoben.

Als er gegen das Ende ſeiner Tage es ſich beikommen ließ, ſeine älteren Werke wieder vorzunehmen, um das Kolorit, das ihm nicht kräftig genug ſchien, zu verbeſſern, gebrauchten ſeine Schüler die Liſt, ihm die Farben mit Olivenöl zu miſchen, welches bekanntlich nicht trocknet, und wiſchten dann in ſeiner Abweſenheit ſeine vermeintlichen Verbeſſerungen wieder aus, um den Bildern ihre urſprüngliche Trefflichkeit zu erhalten, die des gleichen Meiſters Wahn ihnen rauben wollte. In Italien, namentlich in Verona und Venedig, befinden ſich viele der herrlichſten Werke von Tizian; in der Kirche S. Giovanni e Pavlo der Tod Peter des Märtyrers, in der Akademie die Himmelfahrt Maria's, im Malerſaale der Uffizien zu Florenz ſein eigenes Bildniß. Die Privatſammlungen und Gallerien enthalten gleichfalls eine große Zahl; in der Gallerie des Vatikan, die nur wenige aber auserleſene Gemälde der erſten Meiſter enthält, bewundert man das Bildniß eines alten venezianiſchen Dogen von ſprechender Naturwahrheit; außerdem hat man noch in der Gallerie des Kardinals Feſch, die jetzt verkauft iſt, die vier Kirchenväter um den Thron der Himmelskönigin. In Neapel befindet ſich ſeine große Leda. In Spanien ſind mehr als 100 Stücke von ihm; die bedeutendſten im Palaſte des Königs und im Escurial. In London befindet ſich eine Venus, die dem Meere entſteigt, und das Bad der Diana. In der Gallerie des Louvre zu Paris ſieht man: die Bildniſſe Hippolyts von Medicis, des Marquis von Guaſt, einige Bilder den Heiland darſtellend, die Pilger von Emaus, die heil. Jungfrau mit dem Chriſtuskinde, eine heilige Agnes und vieles Andere noch. In Deutſchland beſitzt Wien das Meiſte von Tizian, nämlich 49 Stücke, darunter fünfzehn Bildniſſe von bekannten Perſonen. München und Berlin haben auch ſchöne Bilder von ihm, allein Dresden beſitzt unter dreizehn Werken die Krone von Allen, nämlich: den Zinsgroſchen, von dem ſchon oben Erwähnung geſchah, — denn hier hat der Meiſter eine Seelentiefe erreicht, wie ſonſt in keinem ſeiner Werke.

Nachdem der große Künſtler neunundneunzig Jahre faſt in ſeiner vollen Kraft und in hohem Anſehen verlebt hatte, brach die Peſt in Venedig aus und entriß ihn der Erde. Die Trauer um ihn war allgemein, und Senat und Volk beſtatteten ihn mit fürſtlichen Ehren. Bei dieſer Gelegenheit wollen wir nicht unerwähnt laſſen, daß noch ein anderer großer Künſtler an der Peſt ſtarb; Hans Holbein der jüngere aus Augsburg, der Hofmaler Heinrichs VIII., Königs von England, wo er nach dem Tode deſſelben, während die Peſt in London wüthete, faſt vergeſſen in einer Vorſtadt der Seuche zum Opfer fiel.

A. Lewald.

---

*) Eine Würde, welche die Kaiſer Gelehrten und Künſtlern ertheilten und die von den alſo genannten Fürſten am Rhein und in Sachſen wohl zu unterſcheiden iſt, mit der jedoch verſchiedene Vorrechte und Auszeichnungen verbunden waren.

Digitized by Google

Die Falknerei der Vorzeit.

Den ſchönen Falken, den die Kunſt gelehrig macht,
Den Klugheit zähmen kann, daß ihm der Höfe Pracht
In die Gefilde folgt durch wohlgelungne Beizen
Der Fürſten Fröhlichkeit mit manchem Kampf zu reizen,
Indem er lehrreich wird bei ſo beliebtem Streit.
(Der Falke, ein Gedicht. Gotha, 1753.)

Den Namen Falke führt ein weitläuftiges Geſchlecht. Linné rechnet es zur Ordnung der habichtartigen Vögel, unter welche daher auch, außer den Habichten, Adler, Sperber, Milane, Blaufuß, Buſſarde und Reiher gehören. Ohne hier auf die Naturgeſchichte dieſer Vogelart einzugehen, ſei nur bemerkt, daß ſie Alle zu den Tagraubvögeln gezählt werden, welche von lebendiger Beute leben, wild, kühn, kampfluſtig ſind, ſcharfes Geſicht, ſtarken Geruch haben, ſehr hoch ſich erheben, wenn ſie Beute aufſuchen, und auf dieſe mit ungemeiner Schnelligkeit herabſchießen, ſie zu faſſen. Dem Landmann ſind ſie von Nutzen, denn Mäuſe, Maulwürfe und ähnliche Thiere fangen ſie weg. Der Jäger aber verfolgt ſie, denn ihm ſtören ſie ſeine Jagd, da ſie eben ſo nach Haſen, Faſanen, Rebhühnern und kleinem Wilde, als nach Mäuſen jagen.

In ſehr früher Zeit ſchon ward man durch ihre Kampffähigkeit, beſonders durch die der eigentlichen Falken, auf den Gedanken geleitet: daß ſie zum Jagen auf Vögel, ja ſelbſt auf kleineres vierfüßiges Wild brauchbar ſein könnten, und ſchon die Indier, Perſer und Griechen kannten die Jagd mit Falken, von welchen Völkern ſie ſich über Europa verbreitete. Ariſtoteles ſpricht davon in ſeiner historia animalium, daß in Thracien die Menſchen zugleich mit den Sperbern (Habichten) auf die Jagd gingen, an das in Sümpfen wachſende Schilf ſchlugen, kleine Sumpfvögel aufzujagen, welche die Sperber verfolgten, ſie an die Erde nieder trieben, wo die Jäger ſie mit Stöcken todt ſchlugen. Auch Alexander des Großen Feldherr, Antigonus, ſo wie Aelian und Plinius erwähnen in ihren naturhiſtoriſchen Schriften der Jagd mit Sperbern oder Falken.

Das Abrichten des Falken zur Jagd war — ſo kann man jetzt ſagen, da ſie, gleich der Parforcejagd, nicht mehr geübt wird — mühevoll und grauſam. Am geſchickteſten dazu fand man bald die Falkenart, welche Edelfalken heißen, vielleicht deßwegen eben dieſen Namen erhielten. Zeitig aus dem Neſte genommen, ſuchte man den jungen Falken durch Hunger, Ruheloſigkeit und Verhüllen der Augen die natürliche Wildheit zu benehmen, wodurch er gelehrig und folgſam gemacht, ſo wie zum Sitzen auf der Hand, durch anhaltendes Sitzen auf Stangen geneigt wurde. Um ihm beim Gebrauch der Jagd die Neigung zum Entfliehen zu nehmen und ihn an das Zurückkehren zu gewöhnen, bediente man ſich folgenden Mittels: man ſetzte den Vogel in einen, an einer Schnur hängenden Reif. Wollte er hier einſchlafen, ſo wurde der Reif angeſtoßen. Die Bewegung nöthigte ihn, ſich feſt zu halten, und er blieb wach. Dieß wurde dreimal vierundzwanzig Stunden nach einander fortgeſetzt, wobei die Jäger ſich ablöſten, um ſelbſt der Ruhe genießen zu können, welche ſie dem armen Geſchöpfe entzogen. Dieſe wohl ausgedachte aber grauſame Erfindung, welche man den nordiſchen Völkern zuſchreibt, erzeugte im Gehirn, oder, will man es ſo nennen, im Verſtande des Falken eine Verwirrung. Die Erinnerung an ſeinen Naturzuſtand, an ſeine Freiheit und Lebensart verſchwand, ſein Vorſtellungsvermögen verlor die Klarheit, und ſo ließ er mit ſich machen, was man wollte. Wenn ihn daher der Jäger einmal fliegen ließ, ſo kam er wieder zu ihm zurück, denn der Trieb zur Freiheit war in ihm vernichtet, er konnte ſich ihrer nicht mehr entſinnen. Indeſſen hielt ihn Anfangs der Jäger noch an einer, am Fuße des Vogels befeſtigten Schnur, um ſeiner Herr zu bleiben, und zog ihn zurück, wenn der Falke die Beute erfaßt hatte. Hierdurch, und da er ihm beim Zurückkehren immer Etwas von der Beute zu genießen gab, gewöhnte er ihn völlig daran, nie davon zu fliegen. War nun der Vogel ſo weit dreſſirt, kehrte er, ohne zurückgezogen zu werden, wieder, ſo war er als vollkommen gezähmt und jagdtauglich, oder, wie der Falkenier es nannte, „berichtigt.“ Ging dieſer nun aus, mit ihm zu jagen, ſo bedeckte er mit einem Käppchen (Haube) den Kopf des Falken, damit er nicht ſehen konnte; band klingende Schellen ihm an die Füße, um ihn hören und wieder finden zu können, wenn er ſich verfliegen oder vom Kampf ermüdet auf einen Baum ſich ſetzen ſollte; und ſich ſelbſt verſah er mit ſtark ledernen Handſchuhen, um gegen die ſpitzigen Krallen des Vogels geſchützt zu ſein, den er auf der Fauſt trug. Zeigten ſich nun Haſen, Kaninchen oder Reiher, welchen letztern, als der Fiſcherei ſchädlich, man ganz beſonders nachſtellte, ſo ward dem Falken das Käppchen abgenommen und man ließ ihn auf- und in die Höhe fliegen (ſteigen). Dieß nannte man Falkenjagd oder Falkenbeize. Die Kunſt, die Falken abzurichten, hieß die Falkenierkunſt, Falknerei. Unter letzterm Ausdrucke verſtand man auch alle zur Falkenjagd gehörige Perſonen. Der Ort, wo dieſe mit den Falken wohnten, hieß Falkenierhaus, Falkenhof, welchen letzten Namen noch jetzt hier und da jene Gebäude führen. Der abrichtende Jäger hieß Falkenier.

Weit zurück reichen, wie erwähnt, die Nachrichten von der Liebhaberei zur Falkenjagd. Im zwölften Jahrhundert kannten ſchon die Araber die Falkenjagd. Die Perſer verſtanden ſich von jeher auf das Abrichten der Falken, und noch jetzt üben ſie, ſo wie die morgenländiſchen Fürſten, die Falkenjagd, da ſie überhaupt mit ihren Vergnügungen wie mit ihren Moden wenig wechſeln.

In Frankreich und Deutſchland blühte ſie am früheſten und längſten. Sie war eine der beliebteſten Beluſtigungen des edlen Ritterſtandes wie deſſen Damen, und blieb dieß bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Mit einem Falken auf der Hand abgebildet, findet man Ritter wie Frauen, auf Münzen, Siegeln, Grabſteinen, auf Tapeten und auf Bildern von

Digitized by Google

Auszügen. Ja, es ſcheint faſt, daß, ohne ihre Würde zu vergeben, eine vornehme Frau ohne dieſen Vogel öffentlich ſich nicht zeigen konnte. Der Falke war gleichſam der Stempel des Adels nnd ſo hoch geſchätzt, daß die alten ſaliſchen, ripuariſchen, burgundiſchen, allemanniſchen und longobardiſchen Geſetze durch harte Strafen dieſen Vogel gegen jede Nachſtellung zu ſichern ſuchten, wie das jetzt in Deutſchland in Anſehung der Nachtigallen in einigen Ländern geſchehen iſt. Ganz beſonders ſtreng und ſeltſam waren die burgundiſchen Geſetze. Nach ihnen wurde der Falkendieb, wenn er ſich nicht mit einer großen Geldſumme loskaufen konnte, feſtgebunden hingelegt, der von ihm geſtohlene Falke ihm auf die Bruſt geſtellt und angereizt, aus derſelben ihm bis auf ſechs Unzen Fleiſch herauszuhacken.

Um Falken fangen zu dürfen, bedurfte es einer beſondern Erlaubniß. Was dafür entrichtet werden mußte, war verſchieden. Im Herzogthum Bremen hatte ein Holländer die Conceſſion zum Fang. Beim Ertheilen derſelben mußte dieſer einen abgerichteten Falken liefern und dann jährlich als Conceſſionsgeld ein Pfund Pfeffer. Erſteren erhielt die Herrſchaft, Letzteres war ein Accidenz der Beamten, mußte aber in Körnern, nicht geſtoßen, gegeben werden. Auch den Unterbeamten gab der Conceſſionirte ein Pfund Pfeffer, um vorkommenden Falles ihres Beiſtandes verſichert zu ſein. Späterhin wurde dieſe Abgabe in Geld verwandelt, für den Falken 1 ½ Thaler, für das Pfund Pfeffer ⅓ Thaler gezahlt.

Dem Adel- und Ritterſtande gehörte ausſchließlich das Vergnügen der Falkenjagd, wie der Jagd überhaupt. Pferde, Hunde und Stoßvögel unterhielten ſie in noch viel größerer Zahl als Begleiter und Bediente. Hunde und Stoßvögel waren ſo unzertrennlich von ihnen, daß ſie letztere auf Reiſen und Beſuche, in entfernte Kriege, ja ſogar in die Kirche mitnahmen. Alle Verbote konnten nicht hindern, daß die kreuzfahrenden Ritter und Reiſige ihre Lieblingshunde und Vögel mit nach Aſien führten.

Da an den Freuden der Falkenjagd ſelbſt Damen Theil nahmen, ſo konnte es nicht fehlen, daß dieſe Art Jagd dem Ritter eine Ehrenſache war, in großem Anſehen bei ihm ſtand, denn ſie bot ihm gar zu oft Gelegenheit dar, galant zu ſein. Seiner Dame durch Sorgfalt und Aufmerkſamkeit für ſeinen und ihren Vogel zu gefallen, beſtrebte ſich jeder Ritter oder ſpäter Kavalier. Es war keine kleine Aufgabe, zur rechten Zeit den Falken los und ſteigen zu laſſen, ihn nie aus dem Geſichte zu verlieren, durch Zurufen zu ermuntern, ihn zurück zu locken, die von ihm gefaßte Beute ſeinen Fängen zu entwinden, dann mit dem Käppchen Kopf und Augen ihm zu bedecken, und ihn endlich geſchickt auf die Hand der Gebieterin zu ſetzen.

Von allen Falkenarten wurden die nordiſchen weißen Falken wegen ihrer Seltenheit ganz beſonders geſchätzt. Man verzierte ſie mit goldenen Ringen an den Füßen, wie mit Halsbändern. In den Islands-Sagen und nordiſchen Erzählungen geben ſie eine viel benutzte Nebenfigur.

Die Falkenjagd konnte nicht zu Fuß, nur zu Pferd getrieben werden; und da der Flug des vom Falken verfolgten Vogels ſchnell war und weit führte, der Jäger über Stock und Block, Hecken, Gräben und ſonſtige Hinderniſſe folgen mußte, ſo war ſie ſtets mit Gefahr verknüpft, daher auch in frühern Zeiten immer zuvor ein Gebet verrichtet wurde. Der Jagende mußte ein guter Reiter, ſein Pferd ein wohl zugerittenes, gewandtes und ſicheres ſein, dem er ſich ganz überlaſſen konnte, das Allem in den Weg kommendem leicht auswich oder es überſprang, denn es zu leiten war nicht möglich, da ſeine Augen immer auf den Falken gerichtet ſein mußten. Aber ungeachtet der mit der Falkenjagd verbundenen perſönlichen Gefahr ward ſie doch allgemein geliebt, und, wie ſchon erwähnt, ſelbſt Damen nahmen reitend daran Theil.

An den Höfen der fränkiſchen Könige, wohin ſie von Norwegen aus gekommen ſein ſoll, wurde ſie mit großem Wohlgefallen getrieben, und dauerte hier die Leidenſchaft dafür bis in die ſpäteſten Zeiten. Unter den Karolingern ſchon gab es Oberfalkenmeiſter und Falkenmeiſter. Anſehnliche Stellen waren dieß, welche zu den Hofminiſterialien gerechnet wurden, gute Einkünfte und Gerechtſame hatten. Unter ihnen ſtanden Falconarii und Accipitrarii, und unter dieſen wieder Falkner in den Provinzen. Alle Vogelhändler waren verpflichtet, eine Abgabe an die königliche Kammer zu entrichten, da ohne ſolche und ohne ihr Vorwiſſen Niemand einen abgerichteten Falken verkaufen durfte. Philipp der Kühne ſandte Jäger nach Dänemark, dort die Falkenbeize zu erlernen.

Ein ganz beſonders eifriger Falkenjagdsfreund war König Johann von Frankreich. Als Gefangener in Hedfort, in England, ließ er zu ſeines Sohnes Unterricht durch ſeinen Kapellan, Goſſe de la Bigne, über die Falkenkunſt und über die Jägerei eine Abhandlung in Verſen ſchreiben. Beide ſuchen ſich in dieſem Gedichte den Vorzug einander ſtreitig zu machen. Der König, als Richter, ertheilte aber Beiden gleiches Recht.

König Franz I. von Frankreich, genannt der Vater der Jäger, verwendete ſehr viel auf die Falknerei. Sein Oberfalkenmeiſter bezog die damals ſehr bedeutende Summe von 4000 Livres. Dreihundert Falken ſtanden zu ſeinem Gebot, und konnte er damit allenthalben jagen. Fünfzehn Edelleute hatte er unter ſich und fünfzig Falkenmeiſter, alle gut beſoldet. Dem Könige folgte er und die ganze Jägerei überall hin.

Damals hatte unter den Jägern und Falkenmeiſtern ein ſonderbarer Gebrauch ſtatt. Wenn das heilige Kreuz des Maies herangekommen war, jagten die Jäger, mit Trompeten und grünen Spitzruthen verſehen, die Falkenmeiſter aus dem Hofe, weil dieß die Zeit war, wo man Hirſche jagte. Kam aber das heilige Kreuz des Winters, ſo trieb die Falknerei die Jäger fort, weil da nicht mehr Hirſche gejagt wurden.

Digitized by Google

In Deutſchland war unter Kaiſer Friedrich II. von 1218 bis 1256 die Falkenjagd im höchſten Flor. Friedrich war ein ſehr eifriger und auch ein gelehrter Falkner ſeiner Zeit. Seine Liebe zur Falkenjagd ging ſo weit, daß er ſich mitten im Kriege, im Angeſicht des Feindes, dieſe Beluſtigung nicht verſagen konnte, und darüber einige Mal beinahe in Feindes Hände gefallen wäre. Er ſchrieb ſogar ein Buch über die Falkenjagd, das ſein natürlicher Sohn, König Manfred von Hohenſtaufen, mit Beobachtungen vermehrte. Die noch vorhandenen, aus dem zerriſſenen Original geſammelten Fragmente erſchienen in Augsburg im Jahre 1596 im Druck unter dem Titel: Friderici Imp. Librorum reliqua, de arte venandi cum avibus, c. Manfredi reg. additionibus et Alberti M. L. de falconibus. Eine neue Ausgabe dieſes ſehr ſeltenen Buchs, das von Jägern noch immer als vorzüglich geſchätzt wird, beſorgte 1788 J. G. Schneider. In achtzig Hauptſtücken ſind darin von ihm die Eigenſchaften, der Unterſchied, die Natur, Atzung und die Beize der Falken beſchrieben, und er ſelbſt paradirt darin, ſitzend im königlichen Ornat, umgeben von rings vor ihm knieenden Falkoniren, welche in den Händen Falken halten. Aus Afrika ließ er ſich Falken kommen, beſchäftigte ſich ſelbſt mit Abrichten derſelben, erfand auch eine neue Art Haube, die dem Vogel auf den Kopf geſetzt wurde, wenn er nicht gebraucht ward.

Die deutſchen Kaiſer und andere Fürſten übergaben häufig die Obliegenheit, ihre Falken und Jagdhunde zu ernähren, den Klöſtern, wo ſie zwar gute Pflege hatten, dieſen aber ſehr läſtig waren. Manche wußten ſich von dieſer Pflicht, welche die Anerkennung der Oberherrſchaft bezeichnete, auf irgend eine Weiſe loszumachen, und bezahlten für die Hunde eine Hundeſteuer und für die Falken den Falkenſchilling, falconagium.

Heinrich III. und auch der IV. nahmen das Bild des Falkens in das Reichsſiegel auf. Auch Münzen mit dem Falken wurden geprägt. Auf einigen Lehnsſiegeln findet man Heinrich III. und IV. mit Scepter und Falken in der Hand.

Maximilian I. war nicht minder, wie ſeine Vorgänger in der Regierung, ein eifriger, ja ein leidenſchaftlicher Falkenbeizer. Sein Sekretär, Marx Treiz Sauerwein, welcher das Leben und die Abenteuer dieſes Monarchen auf deſſen Befehl und nach deſſen Aufſätzen niederſchrieb in dem Buche: „Der weiß (weiſe) Kunig,“ das 1775 in Wien in Folio mit 237 Holzſchnitten erſchien, erzählt uns darin von der unbezwinglichen Paſſion ſeines Herrn zur Falkenjagd Folgendes:

„Und als Er (Maximilian) zu ſeinen Jaren kam,
„da paißet (beizte) Er ſo gern und hat ſo groß er-
„götzlichkeit und Luſt darynen, das viel von ſeinem
„Paißer geſagt, und ſeines gleichen nit was, und leget
„darauf große Coſten, nemlichen, Er ließ Jme Sayg-
„ther Valke und ander Valken aus der Tartarey, aus
„der Heidenſchaft, aus Reyſſen, aus Preußen und von
„Rhodus und von Vil andern weiten Enden des Ert-
„reichs bringen. Es wißen auch alle Kunige des Ert-
„reichs, daß Er gern paißet, dadurch Im von den
„Kunigen vil Valken verert und geſchankhet waren.
„Er hat auch bey Im an ſeinem Hof 15 Valkenmeiſter
„und algegen mer dann 60 Valkner Knecht gehabt, die
„nichts anders thaten, dann daß Sy die Valken zu
„beraiten (abrichteten) zu der Valknerey, und nachdem
„derſelb Jung weiß Kunig ſelten lang an ainer Stat
„ſtill lag, ſondern die maiſt Zeit von aine Königreich
„und Land in das andere zoch, ſo paißet Er unter-
„wegs alwege. Er paißet auch gar oft und fürwar
„gar oft den meiſten Theil bis in die Nacht, das Er
„in Einer Nacht je ain Meil, je zwo Meile, je drei
„Meil reiten müßet, bis Er in ſein Nachtherberg kam.
„Er ließ ſich auch keinen böſen Weg noch kein klain
„Wetter darzu weder Hiz noch Kelten daran verhin-
„dern. Dieſer Kunig was in der Valknerey gar künſt-
„lichen.“

In den Reichsſtädten äußerte ſich zwar die kaiſerliche Gewalt wenig mehr ſo als in den Ländern anderer Stände; indeſſen betrachtete ſie das Reichsoberhaupt doch oft als kaiſerliche Domäne und Patrimonialſtücke, hatte auch darin gewiſſe Gefälle und Steuern. Daher kam es, daß auch ihnen die Verpflichtung einer Falkenlieferung auferlegt ward, wozu ſich dieſe auch ſehr gern bereit finden ließen, um ihrem Herrn gefällig zu ſein und ein gutes Vernehmen mit ihm zu erhalten, das nur von guten Folgen für ſie ſein konnte. Von der Reichsſtadt Lübeck ließ Kaiſer Karl IV. „ſich und dem Reiche“ jährlich zwölf Falken liefern. Dieſen Tribut überließ er — wie das kam, iſt unbekannt — an den Erzbiſchof Wilhelm von Cölln, und als dieſer ſtarb, an ſeinen, des Kaiſers, Neffen, den Erzbiſchof Gerlach von Mainz, für die Dauer ſeines, des Kaiſers, Lebens*). Die hohe Geiſtlichkeit beſchäftigte ſich ebenfalls gar eifrig mit dem Vergnügen der Falkenjagd; im Jahr 1043 ward aber auf einer Kirchenverſammlung in Mainz der geſammten Geiſtlichkeit auf das ſtrengſte verboten, irgend eine Jagd in eigener Perſon zu betreiben.

Auch im Lehensweſen findet man Spuren, welche die Achtung, in welcher die Falknerei in Deutſchland ſtand, beſtätigen. So bei den ſogenannten Habichtslehen im 14ten Jahrhundert, welche dem Vaſallen die Pflicht auferlegten, jährlich bei ſeinem Lehensherrn, namentlich mit einem abgerichteten Habicht, worunter man den Falken verſtand, ſich einzuſtellen. Kaiſer Karl V., welcher den vertriebenen Rhodiſer Rittern die Inſel Malta zu Lehn gab, ließ ſich zu deſſen Anerkennung jährlich einen weißen Falken liefern.

Kaiſer Leopold I. hatte allein für die Falkenjagd achtundzwanzig Perſonen im Dienſt, deren Gehalt 13,658 Gulden betrug. Es waren dies: 1 Oberſtfalkenmeiſter, 1 Sekretär, 4 Falkenmeiſter, 1 Reigerfalkenmeiſter, 1 Krähenfalkenmeiſter, 1 Milanfalkenmei-

*) Die Urkunde darüber, ausgeſtellt am St. Vinzenztage 1363, findet man in Gudenus Codice diplomatico Moguntino.

Digitized by Google

ſter, 1 Revierfalkenmeiſter, 2 Ausponknechte, 4 Falkenknechte, 2 Reigerwärter, 8 Falknerjungen, 2 Hundejungen.

In der Mitte des 17ten Jahrhunderts ließ der Eifer für die Falkenjagd ſchon nach. Der Luxus wendete ſich auf andere Gegenſtände. Als aber die Kunſt Schrot zu gießen erfunden ward, da vernachläſſigte man jene immer mehr, denn es war doch bequemer und auch wohlfeiler, die Raubvögel zu ſchießen als herabzubeizen. Indeſſen blühte ſie hier und da noch immer fort, wenn auch nicht mit dem frühern Aufwande, ja in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es an einigen kleinen Höfen, namentlich an dem des Fürſten von Anhalt-Bernburg, noch Falkoniere, und trieb man noch Falkenjagd, die freilich nur ein Schatten dieſes Vergnügens gegen ſonſt war. Jetzt aber wird wohl nirgends mehr eine Spur davon gefunden werden, ſo wenig wie von der grauſamen, gefährlichen und koſtſpieligen Parforcejagd.

Es konnte nicht fehlen, daß ein ſo geliebter und geſchätzter Vogel, wie der Falke war, den die Fürſten ſo hoch achteten, daß ſie durch Geſetze ihn ſchützten, auch dadurch von ihnen geehrt wurde, daß ſie Oertern, Burgen, Bergen den Namen Falke beilegten, auch Familien ihn annahmen. Wir finden daher noch jetzt eine Menge von Burgen und Oertern, die Falkenberg, Falkenſtein, Falkenſteig, Falkenburg, Falkenhagen, Falkenſchwert u. ſ. w. heißen. Sogar zum Sinnbilde eines Ordens wurde der Falke gewählt. Dieß that Herzog Ernſt Auguſt zu Sachſen-Weimar. Er ſtiftete am 2. Auguſt 1734 einen Orden, den er „*Orden der Wachſamkeit oder vom weißen Falken*“ nannte, welcher noch heute beſteht. Zwar ſchien es in den letzten zwanzig Jahren des vorigen Jahrhunderts, daß er erlöſchen ſolle, da er gar nicht mehr vergeben ward, ſo daß im Jahre 1806 nur noch *ein* Ritter deſſelben lebte; allein im Jahre 1815, wo ſo viele ſchöne, mitunter auch taube Blüthen hervortrieben, wo ſo viele neue Orden geſtiftet wurden, das Verdienſt auszuzeichnen, das ſich damals in ſo reichlicher Fülle kundgab, da wurde auch dem Falkenorden eine Wiedergeburt. Bis dahin nur einſtammig, wurde er in drei Klaſſen geſpalten und an die Stelle der alten Statuten traten neue, welche den ächtdeutſchen Enthuſiasmus der damaligen Zeit bekunden; das Ordenskreuz mit einem darauf ausgebreiteten weißen Falken blieb, ſowie die Deviſe: Vigilando ascendimus.

Auch in der Geſchützkunſt legte man einem leichten Feldgeſchoß, das 5½ Fuß lang, 100 Pfund ſchwer war und 4 Pfund Blei ſchoß, den Namen: *Falkonet* bei.

Für die Jetztwelt iſt die Falkenjagd ein völlig unbekanntes Vergnügen. Hört ſie davon erzählen, ſo möchte es ihr leicht fabelhaft dünken, daß ein Vogel ſo wilder Natur, wie der Falke, zum Dienſte des Menſchen zu zähmen war. Hört ſie freilich, welcher Mittel man ſich dazu bediente, welcher Grauſamkeiten, ſo mag ſie es wohl begreiflich finden, aber ebenſo auch unbegreiflich es ihr ſein, daß damals das Gefühl der Pflichten gegen die Thiere noch ſo ganz verpuppt im Menſchen ſchlummerte, das ſie in der Gegenwart ſich immer ſchöner entfalten ſieht zur Ehre der Menſchheit. Möglich aber iſt es wohl, daß, bei der jetzigen immer weiter umgreifenden Neigung, das Alterthümliche wieder hervorzuholen, die ritterlichen Beſchäftigungen und Spiele, wenn auch nur im Style der Gegenwart wieder vorzuführen, auch die vergeſſene Falkenjagd wieder einmal in's Leben treten wird. Bis dieſes geſchieht, ein lebendes Bild derſelben uns ſich wieder zeigt, müſſen wir uns begnügen mit den Abbildungen davon auf den vortrefflichen Ridingerſchen Jagdſtücken, von denen viele die Scenen der Falkenjagd uns aufbewahrten, wie mit den Bildern niederländiſcher Künſtler. Letztere beſonders zeigen im ſchönſten Farbenglanze das Lebensvolle des Kampfes der kriegeriſchen Vögel mit den Sumpfvögeln; wie geſchickt jene dieſe verfolgen, mit ihnen in hoher Luſt ſtreiten; wie Herren und Frauen, im altväteriſch-maleriſchen Koſtüm auf flüchtigen Roſſen, durch den Wald oder im flachen Felde dahin ſprengen und thätigen Theil nehmen an dieſer romantiſchen Jagd.

Friedrich Gottſchalk.

Die Spitzmäuſe.

(Taf. 42.)

Die achte Zunft der unteren Haarthiere *Okens* bilden die Spitzmäuſe, die in allen gemäßigten Ländern der öſtlichen Halbkugel in Menge und den verſchiedenſten Arten vorkommen, in heißen Ländern aber faſt gar nicht, oder nur in abweichenden Formen gefunden werden. Oken ſcheidet ſie in zwei Abtheilungen: *Unterirdiſche* und *Ueberirdiſche*; erſtere ſind kleine niedliche, meiſt nächtliche Thiere, welche ihren Hauptaufenthalt in unterirdiſchen Höhlen haben, die ſie, wo der Boden weich iſt, ſich ſelbſt mit ihren ſchwachen Vorderbeinen wühlen; wo er aber hart und ſteinigt iſt, beziehen ſie lieber ſchon vorhandene Löcher und Ritzen, vorzüglich aber Mauſelöcher und Maulwurfsgänge. Die eigentlichen Spitzmäuſe (Sorex) ſind nicht größer als Mäuſe, haben einen langen, behaarten Schwanz und deutliche Ohrmuſcheln; die Kiefer ſind ganz mit Zähnen beſetzt, ohne Lücke. Schneidezähne: im Oberkiefer zwei hakenförmig gebogene, an der Baſis mit einem Häkchen verſehene; im Unterkiefer 2 horizontalſtehende. Eckzähne: im Oberkiefer 3, 4 oder 5, im Unterkiefer immer 2; Backenzähne im Oberkiefer 4, im Unterkiefer 3. — Von den Mäuſen unterſcheiden ſie ſich durch ihren langen magern Kopf, ihren ſpitzigen beweglichen Rüſſel und die ſehr breiten Ohren, welche durch einen Deckel, den ſogenannten Gegenbock, geſchloſſen werden können. Ihr biegſames Näschen iſt unaufhörlich beſchäftigt, nach Nahrung

Digitized by Google

herumzuſchnuppern, und ſie ſcheinen dem Geruchsſinn mehr zu folgen, als dem Geſichtsſinn. Auf dürrem, trocknen Boden findet man ſie nie, da ihnen dort die Nahrung fehlt; dagegen lieben ſie ſchattige Orte, wo fette Erde, viel Dünger und viele alte modernde Baumſtrünke ſind. Sie ſind außerordentlich gefräßig; nehmen ihre Nahrung nur aus dem Thierreiche, und verzehren Inſekten aller Art, deren Larven und Eier, Regenwürmer, Mäuſe, kleine Vögel, die noch im Neſte liegen, und auch todte Thiere; Pflanzenſtoffe rühren ſie nicht an, und würden eher dabei verhungern. — Die Zunft der Spitzmäuſe bietet eine große Zahl von Gattungen und Arten.

Die gemeine Spitzmaus, Sorex aranaeus, Fig. 2, kommt überall in Deutſchland vor, iſt aber keineswegs die am weiteſten verbreitetſte. Sie iſt $2\frac{1}{4}$ Zoll lang; der Schwanz länger als der halbe Körper, etwas viereckig und ſchwach behaart; die Färbung iſt mausgrau, mehr braun, der Unterleib grau und die Farbe der Ober- und Unterſeite allmählig in einander übergehend. Es gibt auch ganz weiße und geſcheckte. Ihre Füße ſind ſchwach, die Zehen getrennt. Die Euter ſtehen an Bruſt und Bauch, zuſammen 6—10 Zitzen; ſie werfen 6—10 Junge, welche nackt und mit geſchloſſenen Augen und Ohren geboren werden. Faßt man nach ihnen, ſo laſſen die Alten ihre zwitſchernde Stimme hören und ſuchen ſich durch Biſſe zu wehren, die aber kaum die Haut durchdringen und durchaus nichts Giftiges haben, wie man früher wähnte. Ein eigener biſam- oder urinartiger Geruch iſt den Männchen eigen und kommt aus kleinen an der Seite des Leibes ſtehenden Drüſen. So viele Feinde auch die Mäuſe haben, ſo wenig Feinde der Spitzmäuſe ſind bekannt. Hunde, Füchſe, Marder und Wieſel beißen ſie zwar todt, freſſen ſie aber nicht, und die Katze wird durch den eigenthümlichen Biſamgeruch von ihnen zurückgeſchreckt. In Gärten erweiſen ſie ſich als ſehr nützliche Thierchen, da ſie eine Menge Ungeziefer vertilgen und nie durch Wühlen läſtig oder ſchädlich werden. — Außer S. aranaeus ſind noch mehrere Gattungen und Arten in Deutſchland heimiſch: die weißzähnige Spitzmaus, S. leucodon, welche oben röthlichbraun und unten weiß, und deren Schwanz oben und unten ebenfalls verſchieden gefärbt iſt; — die viereckſchwänzige Spitzmaus, S. tetragonurus, deren Rücken eine dunkel ſchwärzlichbraune, glänzende Färbung hat, deren Seiten braungelb und deren Unterleib weißgrau iſt; die Zwergſpitzmaus, S. pygmaeus, welche Pallas zuerſt am Jeniſei entdeckte, die aber in Sachſen, Schleſien und Böhmen ebenfalls in Menge zu finden iſt; ſie iſt nur $1\frac{3}{4}$ Zoll lang; ihr Schwanz mißt $1\frac{1}{4}$ Zoll; die Farbe des Oberkörpers dunkelbraungrau mit Goldſchimmer, unten weißgrau. Dieſe Farben gehen allmählig in einander über. Die Waſſerſpitzmaus, S. fodiens, deren Körper 3 Zoll und deren Schwanz $2\frac{1}{2}$ Zoll lang wird; die Farbe ihres Oberkörpers iſt ziemlich rein ſchwarz, des Unterkörpers faſt rein weiß, zuweilen mit einem gelblichen Anflug und einem ſchwärzlichen Fleck auf der Bruſt und unter dem Schwanze. Sie bewohnt die Ufer der Gewäſſer, dringt aber zur Winterzeit öfters in die Keller der nahe ſtehenden Häuſer; ſie treibt ihre Geſchäfte weit mehr, als die andern Spitzmäuſe, am Tage, und man ſieht ſie daher nicht ſelten im Waſſer ſchwimmen oder auf deſſen Boden herumlaufen, wobei ihr ſammetartiges Fellchen immer trocken bleibt. Ihr äußeres Ohr iſt klein, faſt ganz im Pelze verborgen, und der Gehörgang wird beim Tauchen durch 3 Klappen geſchloſſen. Ihre Nahrung ſucht ſie ſich größtentheils im Waſſer und verzehrt kleine Fiſche, Fiſchlaich, Inſekten, Blutegel, Regenwürmer u. dgl. — Unſere deutſchen Spitzmäuſe finden ſich auch in ganz Nordeuropa und dem nördlichen Aſien; Indien bietet welche von der Größe einer Ratte: Sorex myosurus und S. giganteus; das Vorgebirge der guten Hoffnung: S. capensis, die beſonders durch ihren Geſtank läſtig wird, und die Rüſſel-Spitzmaus, Sorex aranaeus maximus capensis, wahrſcheinlich ſynonym mit Rhinomys jaculus, welche den Uebergang zwiſchen der gemeinen und Biſam-Spitzmaus macht. Die Rüſſel-Spitzmaus zeichnet ſich durch ihre langen, zum Hüpfen eingerichteten Hinterbeine, durch ihren ſehr dünnen und langen Rüſſel, ihre großen runden Ohren und ihren langen beſchuppten Schwanz aus; ſie erreicht eine Größe von 5 Zoll, findet ſich in großer Menge im Innern der Cap-Kolonie unter der Erde, und hüpft bei Tage unter den Büſchen herum, ſich ihre Nahrung zu ſuchen. —

Die Biſam-Spitzmaus, Mygale moscoviticus, auch Sorex moschatus, Fig. 1, hat weder in ihrer Geſtalt, noch in ihrem Pelze, trotz Okens Ausſpruch, die geringſte Aehnlichkeit mit dem Ondatra, weßhalb wir hier auch Fig. 3, eine Abbildung deſſelben, zur Vergleichung folgen laſſen. Die Biſam-Spitzmaus bewohnt Schweden und Rußland und iſt vom caspiſchen Meere an bis zum 75ſten Grad nördlicher Breite zu finden. Sie wird größer als eine Wanderratte, erreicht eine Länge von 9 und einen Umfang von 7 Zoll, und hat einen nackten, zuſammengedrückten, 7 Zoll langen Schuppenſchwanz, unter deſſen Wurzel 2 Reihen Drüſen liegen, welche eine gelbliche, ſtark nach Zibeth riechende Flüſſigkeit abſondern, weßhalb man auch ihre Schwänze zwiſchen Pelzwerk legt, um die Motten zu vertreiben. Ihr Kopf iſt $2\frac{3}{4}$ Zoll lang; der Rüſſel knorpelig, platt, ſehr beweglich und mit vielen Schnurren beſetzt; die Farbe ihres Felles iſt oben dunkelbraun, nach unten heller, in's Weißliche übergehend; ſie haben zweierlei Haare, kurze und linde Wollhaare, aſchgrau mit braunen Spitzen, und graue $\frac{2}{3}$ Zoll lange Stachelhaare; ihre Vorder- und Hinterfüße haben fünf, durch Schwimmhäute verbundene Zehen, und an den Ohren haben ſie keine Ohrmuſcheln. — Die Biſam-Spitzmaus bringt die größte Zeit ihres Lebens im Waſſer zu, an deſſen Ufern ſie ſich ſchief aufſteigende, oft 16—20 Fuß tiefe Höhlen gräbt, die ihren Eingang unter dem Waſſer haben; ſchwimmt

Digitized by Google

häufig herum und ſchnuppert mit dem langen Rüſſel, in welchem alle Sinne konzentriert zu ſein ſcheinen, im Schlamme nach Blutegeln und Inſekten umher, läßt, wenn angegriffen, eine quiekende Stimme hören und vertheidigt ſich durch Beißen. An's Land gehen ſie nur, wenn Ueberſchwemmungen ſie aus ihren unterirdiſchen Gängen treiben. Bei heiterem Wetter ſpielen ſie oben auf dem Waſſer oder ſonnen ſich am Ufer, wo ſie dann leicht mit Netzen gefangen werden. Zwiſchen dem Don und der Wolga ſind ſie in außerordentlicher Menge und werden im Winter meiſtens nur Männchen, im Sommer größtentheils Weibchen gefangen. Man verbraucht ihren Pelz zu Verbrämungen von Kappen und Hauskleidern, wegen ſeiner Aehnlichkeit mit Fiſchotter und Biber.

Die Biſamratte, Ondatra (Castor zibethicus), Fig. 3, die erſte Zunft der Nagmäuſe Okens, haben wir hier nur der Vergleichung wegen beigefügt, da Oken von der vorigen behauptet, „ſie habe in der ganzen Geſtalt, dem Pelz und dem ſtark zuſammengedrückten Schwanze große Aehnlichkeit mit dem Ondatra.“ — Die Biſamratte iſt ein Bewohner Nord-Amerika's, wo ſie in Canada und den Vereinigten Staaten allenthalben in Menge an den Seen und Flüſſen lebt. Sie iſt faſt ſo groß als ein Kaninchen, wird gegen 12 Zoll lang und hat einen 9 Zoll langen Schwanz; ihre Farbe iſt dunkelbraun, nach dem Bauche zu heller; ihre Ohren ſind kürzer, als bei der Hausratte; die Augen ziemlich groß und ſcharf und ihre Nagezähne gelblich. Der Schwanz iſt mit kleinen, eine Linie großen Schuppen bedeckt, zwiſchen denen Härchen ſtehen. Hinten im Leibe haben beide Geſchlechter zwei Drüſen, welche ſich nach außen öffnen, eine nach Biſam riechende, weiße Feuchtigkeit abſondern und von der Größe einer kleinen Biene ſind. Ihr Pelz wird ſehr geſchätzt und von den Hutmachern verarbeitet; er trägt zweierlei Haare; braune, einen Zoll lange Stachelhaare und feine, 1½ Zoll lange Wollhaare, welche die Hutmacher als Biberhaare benutzen. Die Nahrung der Biſamratte beſteht nur in Vegetabilien, in allerhand Kräutern und Wurzeln, namentlich in denen der weißen und gelben Seeroſen und des Kalmus. Kalm behauptet, daß ihre Nahrung vorzüglich in Muſcheln beſtände, was aber ungegründet iſt. — Während des Winters leben ſie in Geſellſchaft und bauen ſich Hütten von verſchiedener Größe in die Nähe des Waſſers, die in Abſtufungen getheilt ſind, ſo daß ſie ſich bei ſteigendem Waſſer von Stockwerk zu Stockwerk zurückziehen können. Im Winter verlaſſen ſie ihre Wohnungen nicht, ſondern verſtopfen deren Eingänge; ſie erſtarren nicht, ſondern machen ſich Gruben, in welchen ſich Waſſer ſammelt, zum Saufen und Baden; andere für ihren Unrath, und eine Menge Gänge unter der Erde zum Waſſer, damit ſie auch, wenn Alles mit Schnee und Eis bedeckt iſt, zu ihrer Nahrung, den Wurzeln gelangen können. Im April und Mai iſt ihre Paarungszeit und zugleich die Zeit, wo ſie von den Jägern verfolgt werden. Die Weibchen hecken in den Hüllen und werfen 5 — 6 Junge; die Männchen aber bleiben den ganzen Sommer über im Felde und kehren erſt im Herbſte zurück, um ihre Hütten neu zu bauen. —

Die auf unſerer Tafel unter Fig. 4, 5 abgebildete Herbſtmaus, Mus mesorius, bildet den Uebergang von Feldmäuſen zur Spitzmaus und iſt deßhalb von uns hier mit aufgenommen worden. Sie iſt in England heimiſch; ein kleines niedliches Thier von kaum 2½ Zoll Länge, von haſelbrauner Rückenfarbe, am Leibe weiß und mit kahlem, fein geringeltem oder geſchupptem Schwanz. Ihre Füßchen ſind außerordentlich zart; ihre Ohren innen grau, der Rand mit fleiſchfarbenen Härchen beſetzt, und ein Drittel der Länge des Kopfes. — Ihre Nahrung ſind Inſekten und Würmer, und nur in Ermangelung dieſer Getreide. Sie werfen von 5 bis 9 nackte, blinde Junge; machen ſich ihr Lager, nach welchem viele Gänge führen, in die Erde und legen ſich daſelbſt auch kleine Vorrathskammern von Getreide an. Tr. Bromme.

Einige Völkerſchaften aus dem nördlichen Rußland.

Die Samojeden.

Die Samojeden ſind eine nomadiſche, heidniſche und ziemlich zahlreiche Völkerſchaft, welche den nordöſtlichen Theil des Regierungsbezirkes Archangel, die Wüſte Mezen und endlich das nördliche Sibirien bis zu dem Fluſſe Jeniſſei bewohnt. Die Samojeden ſelbſt geben ſich den Namen Khaſova, die Oſtiaken nennen ſie Jorundcho und die Tungnſen Tſchiandal. Was den Namen Samojeden betrifft, den die Ruſſen ihnen unrichtiger Weiſe geben, ſo ſcheint dieſer daher zu rühren, weil man ſie lange Zeit mit den Lappländern verwechſelt hat, deren Vaterland in ihrer Sprache Sameanda heißt, und nicht, wie es einige ruſſiſche Schriftſteller behaupten, weil man die Samojeden für Menſchenfreſſer hielt, denn man findet bei dieſem Volke nirgends eine Spur dieſes grauſamen, bei einigen wilden Völkern eingeführten Gebrauches.

Die Samojeden theilen ſich in drei große Familien, welche verſchiedene Dialekte ſprechen und ſich ſelbſt die Namen Vauoiten, Tieſia Igulei und Kirutſchen geben.

Die erſteren wohnen an den Ufern der Flüſſe Mezen, Petſchora und Obi, in der Gegend von Obdorsk; die zweiten in dem Innern des Regierungsbezirkes Archangel, die dritten endlich in dem Innern von Sibirien, jenſeits der Berge, in dem Diſtrikte Berezof. Man theilt das von den Samojeden bewohnte Land in zwei Haupttheile ab; der erſte erſtreckt ſich längs des Eismeeres von dem Hundsvorgebirge an, welches nordöſtlich von der Mündung des Fluſſes Mezen liegt, bis zum heiligen Vorgebirge, an der Mündung der Petſchora; von da dehnt er ſich in das Innere des Landes

Digitized by Google

Lith. Anst. v. C. [illegible] in Stuttgart

1844.

Digitized by Google

Digitized by Google

aus und wird von einer kleinen Bergkette, den Camenen, begränzt, welche dem Laufe des Fluſſes folgen; dieſer ganze Bezirk heißt das Hundsland. Der zweite Theil der von den Samojeden bewohnten Gegend beginnt an dem öſtlichen Ufer der Petſchora, erſtreckt ſich längs der Küſte des Eismeeres bis zu der großen Bergkette des Urals und wird ſüdlich durch die Regierungsbezirke Perm und Archangel begränzt. Dieſes ganze Land, welches von einer großen Anzahl von Flüſſen durchzogen wird, iſt während acht Monaten des Jahres mit Schnee und Eis bedeckt.

Die Samojeden kennen ihre Herkunft und ihre frühere Geſchichte nicht, man findet bei ihnen keine oder nur ſehr wenige Traditionen. Das Einzige, was man gewiß weiß, iſt, daß der nördliche Theil unſerer Erdkugel früher durch ein Volk bewohnt war, welches ſich, nach langen Kriegen mit den ſibiriſchen Völkerſchaften, dahin geflüchtet hatte; jetzt noch findet man in dem öſtlichen Theile Sibiriens, an den Ufern des Fluſſes Jeniſſei viele Ueberbleibſel dieſes Volkes, und Alles beweiſt, daß ehemals dieſe Gegenden weit mehr bevölkert waren, als jetzt. Man wird übrigens nicht daran zweifeln, daß ſie das wahre Vaterland der Samojeden ſeien, wenn man weiß, daß die Kaibalen, die Obodoren und andere in derſelben anſäßigen Völkerſchaften ganz dieſelbe Geſichtsbildung haben, wie die Samojeden, und auch dieſelbe Sprache ſprechen.

Die Samojeden ſind durch Sprache und Geſichtsbildung von den Oſtiaken ganz verſchieden; die Züge der Letzteren gleichen denen der Finnländer, während die Samojeden viel mehr Aehnlichkeit mit den Tunguſen haben. Ihr Geſicht iſt flach, breit und rund; ſie haben ſehr dicke, aufgeworfene Lippen, eine breite, platte Naſe, kleine, ſchwarze, ziemlich lebhafte Augen, ſpärliches, ſchwarzes Haar und beinahe gar keinen Bart. Die meiſten von ihnen ſind nicht klein, ſondern von mittlerer Statur, ziemlich gut gewachſen und weit kräftiger gebaut, als die Oſtiaken; auch ſind ſie im Allgemeinen viel wilder und weniger fügſam, als Letztere, die ſich durch ihren Umgang mit den Ruſſen doch ſchon ein wenig civiliſirt haben. Was bei den Oſtiaken am meiſten zu dieſer Veränderung beigetragen hat, iſt ihre gänzliche Unterwerfung und ihr unbedingter Gehorſam, während die Samojeden im Gegentheil in den weitläufigen entfernten Wüſten, die ſie bewohnen, ein ganz freies, unabhängiges Leben führen. Ihre Religion iſt ein aus Aſien herſtammender Götzendienſt, deſſen Ceremonien durch Tradition bis auf jetzige Zeit von ihnen beibehalten worden ſind. Ihre Hauptgottheit hieß *Num*; ſie herrſcht über Himmel und Erde und unter ihr ſtehen eine unzählige Menge von untergeordneten Gottheiten, Geiſtern und Halbgöttern, denen die Samojeden den Geſammtnamen *Tadepzies* geben, und die ſie in himmliſche und irdiſche, oder in gute und böſe Weſen abtheilen; dieſe ſind es auch, welche den Menſchen Gutes erweiſen oder Böſes zufügen. Der Hauptgott Num kann durch kein Götzenbild vorgeſtellt werden und es gibt in der Sprache der Samojeden gar keine Ausdrücke, um die unendliche Macht und Größe dieſes Gottes zu bezeichnen; die Tadepzies dagegen ſind durch kleine hölzerne Bilder mit einem menſchlichen Antlitze, die mit allerlei Fetzen und Zierrathen behangen werden, vorgeſtellt.

Dieſe Götzen ſtellen die Samojeden in den Wäldern oder in ihren Wohnungen auf und tragen ſie auch zuweilen von einem Orte zum andern. Der Gottesdienſt beſteht lediglich in einem, entweder als Dank für eine erhaltene Wohlthat oder als Abwendungsmittel für ein bevorſtehendes Uebel dargebrachtes Opfer, welches beinahe immer aus einem Rennthiere beſteht, das am Fuße des Götzenbildes geſchlachtet wird. Ihre Prieſter, welche *Tadilei* heißen, ſind ſtets bei dieſen Opfern gegenwärtig und üben überhaupt einen ziemlich großen Einfluß aus, obgleich ſie, ebenſo unwiſſend, wie das übrige Volk, nur durch Liſt und Betrügerei demſelben zu imponiren wiſſen.

Die Kleidung der Männer iſt von der der Oſtiaken wenig verſchieden; einige ſcheeren ſich die Kopfhaare ganz oder theilweiſe ab, während andere ſie behalten; einige laſſen den ganzen, übrigens dünn geſäeten Bart, einige blos den Schnurrbart wachſen und wieder andere ſcheeren ſich das Geſicht glatt.

In dem Anzuge der Weiber dagegen findet man Vieles, das ihnen eigenthümlich iſt, was ſie mit keiner andern Nation gemein haben. Sie ſind nicht verſchleiert wie die Oſtiakenweiber, ſondern gehen mit unverhülltem Kopfe und Geſicht, ausgenommen im Winter; ihre Haare flechten ſie in zwei Zöpfe, die ſie auf dem Rücken herunterhängen laſſen und beinahe niemals aufmachen, um ſie zu kämmen. An den Ohren tragen ſie lange Gehänge von aneinander gereihten Korallenſtücken. Das Kleid beſteht aus einer Menge zuſammengeflickter Tuchlappen von verſchiedenen Farben, und nur die Bruſt und der Rücken deſſelben iſt von den Häuten junger Rennthiere gebildet, auf welche ſie vorne und hinten ebenfalls Tuchlappen aufnähen. Der untere Theil dieſes Kleides wird mit drei Streifen von koſtbarem Pelzwerke verbrämt. Der Rock iſt vorn offen; beide Theile werden über einander geſchlagen und durch einen Gürtel feſtgehalten, der vorne nicht mit einer Schnalle, ſondern mit einem ſtarken eiſernen Ringe verſehen iſt. Unter dieſem Kleide tragen ſie enge Beinkleider von Rennthierhaut, die ſie in der Art, wie unſer Handſchuhleder, zuzubereiten wiſſen. Die Samojedenweiber legen ihre Kleider, ſogar zum Schlafen, niemals ab und auch die Männer behalten ihre Beinkleider an. Sie ſind beinahe ebenſo unreinlich wie die Oſtiaken, aber es fällt bei ihnen nicht ſo ſehr auf, wie bei den letztern, weil ſie eine mehr nomadiſche Lebensart führen und alſo ihre Wohnungen öfters abbrechen und verändern, ſo daß ſich der Schmutz und der Unrath nicht ſo arg anhäufen kann, wie es bei den Oſtiaken der Fall iſt. Die Samojeden ziehen mit ihrer Familie und ihren Heerden von einer Gegend in die andere und wählen, um ihre Hütten aufzuſchlagen, einen guten Waideplatz und gewöhnlich ſolche Stellen,

Digitized by Google

die nicht mit Holz bewachſen ſind, wo aber ein Wald in der Nähe ſich befindet. Die Samojeden hüten ſelbſt mit ihren Weibern und Kindern ihre Rennthierheerden und es gibt nur wenige unter ihnen, welche reich genug ſind, um Knechte zu bezahlen, die Hirtendienſte bei ihnen verrichten. Aus ihren Rennthieren ziehen ſie keinen andern Nutzen, als daß ſie dieſelben vor ihre Schlitten ſpannen; Käſe und Butter aus der Milch derſelben zu bereiten, verſtehen ſie nicht und ſind zu ſparſam, um dieſe Thiere zu eſſen, was nur dann geſchieht, wenn einem derſelben ein Unfall begegnet und ſie gezwungen ſind, es zu ſchlachten. Wie die Tunguſen und die meiſten Völkerſchaften Sibiriens, leben die Samojeden von der Jagd, namentlich von dem Fleiſche der wilden Rennthiere, die ſie auf verſchiedene Weiſe fangen und tödten. Dieſe Thiere reichen beinahe zu allen Bedürfniſſen der Samojeden hin, denn nicht nur leben ſie beinahe ganz von dem Fleiſche derſelben, ſondern ſie verwenden das Fell zu ihrer Kleidung und zur Bedeckung ihrer Hütten. Die Sehnen des Thieres werden zum Nähen verwendet und die Gewichte und Füße werden an die Ruſſen verkauft, welche einen vorzüglichen Leim daraus bereiten.

Wenn ſich die Samojeden an den Küſten des Meeres befinden, nähren ſie ſich mit dem Fleiſche der dort ſehr häufig vorkommenden Seehunde, der todten Walfiſche, die durch das Waſſer an das Land geſpült werden, und anderer Seethiere, die ſie alle, ohne Vorliebe und ohne Widerwillen, verzehren.

Von Zeit zu Zeit beſchäftigen ſie ſich auch mit der Fiſcherei, ſowohl auf dem Meere, als auf den Seen und Flüſſen des Landes, und verfertigen die dazu nöthigen Netze und Stricke aus Birken- oder Weidenrinde. Ihre Hauptbeſchäftigung im Herbſte iſt die Jagd auf weiße Füchſe, mit welcher ſich Männer, Weiber und Kinder abgeben; letztere legen Eiſen für dieſelben, die Männer aber jagen den Fuchs aus dem Bau und ſchlagen oder ſchießen ihn mit Pfeilen todt. Einige der reicheren Samojeden bringen den Sommer an dem Ufer des Fluſſes Obi zu, wo ſie ſich dem Vergnügen des Fiſchfanges hingeben, und während dieſer Zeit laſſen ſie ihre Heerden von ihren Kindern oder dazu aufgeſtellten Knechten hüten.

Die Samojeden begraben ihre Todten ſehr kurze Zeit nach dem Hintritte derſelben und haben keine beſtändigen Begräbnißplätze, ſondern wählen dazu die erſten beſten Anhöhen oder Hügel. Dem Leichnam ziehen ſie ſo viele Kleider an, als es nur immer möglich iſt, legen noch einige Anzüge auf denſelben, bedecken dann ſeinen Kopf mit einem umgeſtürzten Keſſel, weil ſie glauben, daß die Seele auch nach dem Tode noch einige Zeit in dem Körper verweile, und durch dieſes Mittel ſuchen ſie zu verhindern, daß ſie denſelben verlaſſe. Iſt der Leichnam alſo angezogen, ſo wickeln ſie ihn in eine große Decke von Rennthierhaut, nähen dieſe feſt zuſammen, binden das Ganze noch mit Stricken feſt und ziehen den auf dieſe Weiſe vermummten Körper mit dem Kopfe voran durch eine Oeffnung, welche eigens dazu in dem Zelte angebracht wird. Niemals darf der Leichnam durch die gewöhnliche Thüre getragen oder gezogen werden, weil ſie den Glauben hegen, daß in dieſem Falle die ganze Familie dem Leichname bald folgen würde. Auf dem Begräbnißplatze angelangt, wird eine Grube gegraben, welche im Sommer ſo wenig tief gemacht wird, daß der Leichnam gewöhnlich kaum mit Erde bedeckt iſt. Im Winter bauen ſie aus Holz und Reiſig eine Hütte, legen den Leichnam hinein und geben ihm ein Beil, ein Meſſer, Bogen und Pfeile, Tabak, eine Pfeife, einen Löffel und eine Taſſe mit. Die Rennthiere, welche den Leichnam nach der Grabſtätte gezogen haben, werden auf derſelben geſchlachtet und müſſen, ſammt dem Geſchirre und dem Schlitten, auf dem Grabe liegen bleiben. Wenn ſich die Samojeden gerade in einer holzarmen Gegend befinden, ſo begraben ſie im Winter ihre Todten auch in den Schnee, wo ſie bald von den wilden Thierrn gefunden und verzehrt werden. Eine merkwürdige Ceremonie wird auch zuweilen mit dem Todten vorgenommen; die Familie läßt nämlich einen Zauberer kommen, der den Geiſt des Todten beſchwichtigen und beſänftigen muß. Dieſe ſamojediſchen Zauberer bedienen ſich, wie die Wahrſager bei den Oſtiaken, einer Zaubertrommel; bei ſolchen Gelegenheiten ziehen ſie ein langes, talarähnliches, mit verſchiedenen eiſernen Ringen, Schnallen und Spangen beſetztes Kleid an; dann bitten ſie den Geiſt des Verſtorbenen, ſeine auf der Erde gebliebenen Verwandten nicht zu beunruhigen, ſie nicht nach ſich zu ziehen und ihnen ſeine guten Waideplätze und die Stellen, wo er glückliche Jagden gemacht, zu hinterlaſſen. Dann wird zu dem Leichenmahle ein Rennthier geſchlachtet, aber die nächſten Verwandten des Verſtorbenen müſſen ſich, bevor ſie an dem Mahle theilnehmen dürfen, durch Waſchungen mit Moſchus oder mit irgend einer ſtark riechenden Subſtanz reinigen. Sobald ein Samojede geſtorben iſt, wird ſein Name nie mehr ausgeſprochen; wenn man von ihm ſpricht, darf man ihn nur auf irgend eine mehr oder minder deutliche Art bezeichnen; und derjenige, der den Namen des Verſtorbenen ausſprechen würde, würde ſich als der entſchiedenſte Feind der ganzen Familie deſſelben zeigen. Erſt viel ſpäter kommt dieſer Name in der Familie wieder vor; man gibt ihn einem Kinde aus der dritten oder vierten Generation und erneut auf dieſe Weiſe das Andenken an den, der ihn getragen.

Eine auffallende Eigenthümlichkeit bei dieſem Volke iſt der ſonderbare ſchreckliche Ausdruck, den man auf den Geſichtszügen einiger Individuen, beſonders der Zauberer, bemerkt. Dieſer ſchauerliche gräßliche Ausdruck rührt von der außerordentlichen Empfindlichkeit und Spannung ihrer Nerven, von dem Klima, das ſie bewohnen, von der Lebensweiſe, die ſie führen, und endlich von ihrer regen Einbildungskraft und von ihren Vorurtheilen her. Mehrere glaubwürdige Reiſende behaupten, daß man bei den Tunguſen und Kamſchadalen, wie auch bei den Tataren an den Ufern des Fluſſes Jeniſſei ähnliche Phyſiognomien findet, und es iſt

Digitized by Google

unzweifelhaft, daß die Träger derſelben mit einer krankhaften Dispoſition behaftet ſind, welche zu gewiſſen Zeiten greller hervortritt, als in andern. In ſolchen Augenblicken reicht die leiſeſte, unvermuthete Berührung, das geringſte, plötzliche Geräuſch, ein böſer Traum oder eine unbedeutende Gemüthsaffektion hin, dieſe Unglücklichen in einen entſetzlichen Nervenzuſtand zu verſetzen, der nicht ſelten in Epilepſie ausartet. Bei den Samojeden, welche erſtaunlich reizbar ſind, äußert ſich dieſe Aufregung zuweilen durch eine wahre Wuth, in welcher ſie für ihre Umgebung ſehr gefährlich ſind; in ſolchen Augenblicken ſchonen ſie weder ihre Weiber noch ihre Kinder; ſie metzeln Alles nieder, was ihnen vor die Augen kommt. Wenn ſich ein Samojede in einem ſolchen Zuſtande befindet, ſo fallen alle andern über ihn her, reißen ihn zu Boden und binden ihn mit Stricken feſt, bis der Anfall vorüber iſt. Die Samojeden und Oſtiaken brauchen gegen dieſe Krankheit ein ebenſo einfaches als vortreffliches Mittel; ſie zünden ein Stückchen Rennthierhaut oder ein Büſchel Rennthierhaare an und laſſen den Kranken den dadurch entſtandenen Rauch durch die Naſe einathmen. Der Patient verfällt dann ſogleich in einen tiefen Schlaf und darauf in eine Müdigkeit, welche gewöhnlich vierundzwanzig Stunden dauert, nach welcher Zeit er ſich wieder wohl befindet, wie vorher.

Die Beluſtigungen der Samojeden beſtehen hauptſächlich in Tanz und andern gymnaſtiſchen Uebungen. Zu gewiſſen Zeiten verſammeln ſich die Männer, ringen mit einander und üben ſich im Laufen und Springen. An dem Tanze nehmen Männer und Frauen Theil; ohne ſich viel Bewegung zu machen, bilden ſie langſam einige Figuren und nehmen verſchiedene Stellungen an, wobei ſie ſich ſtets nach der Muſik bewegen. Ihr Geſang iſt eine eintönige Wiederholung einiger ſinnloſen Worte, wobei die Weiber den Takt angeben. Die Samojeden lieben den Tabak mit Leidenſchaft und ſind auch dem Trunke ſehr ergeben; durch Branntwein kann man Alles von ihnen erlangen, ſonſt aber ſind ſie ſtörriſch und fügen ſich nicht leicht in den Willen Anderer. Man zählt etwa hundert Familien von Samojeden, welche das Hundsvorgebirge bewohnen, und zweihundert an den Ufern des Meeres bis zu dem Fluſſe Petſchora; die ganze Bevölkerung der Samojeden belauft ſich nicht höher als 5000 Individuen beiderlei Geſchlechts. Sie zahlen der ruſſiſchen Regierung einen kleinen Tribut an Pelzwerk.

Die Vogulen oder Vogulitſchen.

Dieſes zum finniſchen Stamme gehörige Volk bewohnt den öſtlichen Theil des nördlichen Urals und nomadiſirt in der Gegend der Mündung der Flüſſe Irtiſch und Ob, alſo hauptſächlich in den Regierungsbezirken Perm und Tobolsk. Sie ſelbſt geben ſich den Namen **Wokoli Mangi**; die Ruſſen nennen ſie **Wokulitſchi** und zuweilen **Ungritſchi**, was daher kommt, weil mehrere Gelehrte der Meinung ſind, daß die Vogulen und Ungarn zu dem gleichen Stamm gehören, eine Meinung, welche wohl hauptſächlich daher rühren mag, daß man einige Aehnlichkeit in der Sprache der Völker bemerkt haben will. Lange Zeit glaubten die Ruſſen, daß die Vogulen mit den Oſtiaken ein und daſſelbe Volk bildeten, was jedoch ein großer Irrthum iſt, denn die Vogulen werden in Dokumenten, welche mehr als dreihundert Jahre alt ſind, ſchon als ein beſonderes Volk bezeichnet. Alle Zweige der Vogulen zuſammengenommen, welche die verſchiedenen Bezirke Rußlands bewohnen, bilden eine zahlreiche Nation; jedoch kennt man die Zahl derſelben nicht genau. Nach ihren Traditionen haben ſie ſtets dieſelben Gegenden bewohnt, in denen ſie ſich jetzt noch herumtreiben, und wurden von den Ruſſen lange vor der Eroberung Sibiriens unterjocht; damals waren ſie ſo kriegeriſch und tapfer, daß die Ruſſen viele Mühe hatten, ſie zu beſiegen. Jetzt wohnt dieſes Volk familienweiſe vereinzelt in ſeinen Wäldern, wo jeder Familie ein beſonderer Jagdbezirk angewieſen wird, den ſie nicht überſchreiten darf. Da die Jagd die einzige Beſchäftigung der Vogulen iſt, ſo können ſie nicht wohl in Dörfern zuſammenwohnen, weil ſie in dieſem Falle bald alles Wild in der Gegend erlegt haben würden; die Nothwendigkeit iſt es alſo, welche ſie zwingt, ſich zu zerſtreuen und einzeln zu wohnen. Die Vogulen haben keine Pferde, welche ihnen auch ganz unnütz ſein würden, weil es viel bequemer für ſie iſt, ihre ſumpfigen Wälder zu Fuß zu durchſtreichen; außerdem beſitzen ſie keine Waiden, auf denen ſich ihre Pferde ernähren könnten, und letztere würden immer der Gefahr ausgeſetzt ſein, von den Bären zerriſſen zu werden, welche in dieſen Gegenden ſehr häufig vorkommen. Die reichen Vogulen beſitzen jedoch einige Kühe, welche ganz in der Nähe ihrer Wohnungen von den Weibern gehütet werden. Es gibt ſehr wenige Vogulen, die Hunde beſitzen, und andere Hausthiere ſind ihnen unbekannt; dagegen liefert ihnen die Natur Wildpret in Menge, wovon die Elennthiere das vorzüglichſte ſind. Das Jagdrevier einer jeden Familie beſteht aus einem 10—12 Werſte großen Waldtheile, der ganz von Pfählen oder umgehauenen Bäumen eingezäunt iſt. Auf dieſe Umzäunungen halten die Vogulen ſehr viel und bewachen ſie ſehr ſorgfältig, damit Niemand in ihr Eigenthum eindringe, ihr Heu oder ihr Holz ſtehle oder das Wildpret in demſelben erlege. In dieſen Umzäunungen befinden ſich einige Oeffnungen, in welchen Gruben oder Eiſen angebracht ſind, um das Wild zu fangen. Die Vogulen bezahlen ihren Tribut in Fellen von Elennthieren und verkaufen die übrigen. Das Fleiſch dieſer Thiere, welches ſie nicht friſch verzehren können, zerſchneiden ſie in lange Streifen, die ſie, ohne ſie einzuſalzen, an der Luft trocknen laſſen oder auch räuchern und alsdann roh oder gekocht verzehren. Wenn ſie längere Zeit kein Wildpret gefangen haben und Hungersnoth leiden, nehmen ſie die Knochen des früher erlegten Wildes, die ſie ſorgfältig aufbewahren, zerſchlagen ſie in Stücke und kochen ſie im Waſſer; ſie begnügen ſich

Digitized by Google

alsdann mit dieſer Brühe, bis ſie ſich wieder neuen Vorrath verſchaffen können. Dieſer Fall tritt jedoch ſehr ſelten ein, denn ſie ſind ſehr geſchickte Jäger und mit ihren Bogen und Pfeilen oder auch mit ihren Schießgewehren verſchaffen ſie ſich ſtets mehr Wildpret, als ſie verzehren können. Diejenigen, welche in der Nähe der Flüſſe wohnen, beſchäftigen ſich auch mit Fiſchfang; ihre Boote ſind aus Stücken Birkenrinde verfertigt, die ſie mit Elennthierſehnen zuſammennähen und nachher mit Theer überziehen. Das Fleiſch der erlegten Thiere, der innere Kern der Tannenzapfen und einige Sumpfpflanzen machen ihre einzige Nahrung aus. Sie erfreuen ſich einer vortrefflichen Geſundheit, obgleich ſie mitten in Sümpfen und Wäldern in einem ſehr kalten Klima wohnen. Den Scharbock, ſowie andere bei den ſibiriſchen Völkern gewöhnliche Krankheiten kennen ſie nicht und doch werden ſie im Allgemeinen nicht alt. Zuweilen kaufen ſie von den Ruſſen einiges Mehl und gewöhnen ſich nach und nach daran, aus demſelben Brod zu backen; auch ſind ſie ſehr froh, wenn ſie ſich Branntwein oder andere geiſtige Getränke verſchaffen können. Alles, was zu ihrer Kleidung nöthig iſt, kaufen ſie ebenfalls von den Ruſſen, denn ſie ſind in den Handwerken noch ſo zurück, daß ſie ſogar die Zubereitung der Häute und des Pelzwerkes nicht kennen. Aus der Haut der Elennsfüße verfertigen ſie ihre Handſchuhe; ſie bereiten dieſelbe, indem ſie ſie mit Fett oder Fiſchthran ſo lange reiben, bis ſie vollkommen weich und geſchmeidig iſt. Ihre Schneeſchuhe bedecken ſie ebenfalls mit Elennshaut, die ſie mit geſchmolzenem Fichtenharz oder mit einem aus Mehl, Blut und einigen Stücken der Füße des Elennthieres gekochten Leim auf das Holz aufkleben.

Die Vogulen ſind klein und zart gebaut; ſie gleichen ein wenig den Kalmücken, ausgenommen daß ſie eine weißere Haut haben. Ihr Geſicht iſt länglicht rund und die Züge ſind angenehm; ihre Haare ſind gewöhnlich ſchwarz und ſehr ſelten kommt rothes oder blondes Haar bei ihnen vor. Ihr Bart iſt ſehr dünn geſäet und kommt erſt ſpät zum Vorſchein. Das weibliche Geſchlecht iſt im Allgemeinen ſehr hübſch. Die Kleidung der Weiber beſteht aus einem langen Hemde von weißer Leinwand, das bis auf die Füße hinunterfällt und über welches ein Schlafrock ähnlicher Ueberwurf von Tuch und Pelzwerk angezogen wird. Auf dem Kopfe tragen ſie ein buntes Tuch und unter demſelben eine ſchwarze, mit Korallen beſetzte Stirnbinde. Frauen und Mädchen flechten ihr Haar wie die ruſſiſchen Weiber. Dieſes Volk hat überhaupt Vieles von den ruſſiſchen Gebräuchen und Sitten angenommen, unter andern die ruſſiſchen Tänze, die es den ſeinigen vorzieht. Ihr gewöhnliches Inſtrument iſt dem in einigen Theilen Deutſchlands üblichen Hackbrette nicht unähnlich; es iſt ein mit einem Reſonanzboden bedeckter Kaſten, auf welchem ſieben Darmſaiten aufgezogen ſind; der Muſiker hält das Inſtrument auf den Knien, gibt mit der linken Hand die Töne an und ſpielt mit der rechten.

Die Winterwohnungen der Vogulen ſind von Holz, viereckig und ohne Dach; die Thüre iſt immer gegen Norden oder Oſten geſtellt; links an derſelben befindet ſich ein großer, aber ziemlich niederer Ofen, neben dieſem ein Kamin und über beiden iſt eine große viereckige Oeffnung angebracht, welche zugleich als Fenſter und als Rauchfang dient. Dem Ofen gegenüber ſteht eine breite Bank, welche die ganze Wand einnimmt. Neben dieſem Zimmer befindet ſich gewöhnlich noch ein zweites, welches mit einem Dache bedeckt iſt und in welchem alle Geräthſchaften und Gefäße aufbewahrt werden. Letztere beſtehen gewöhnlich aus kleinen Fäſſern oder Trögen von ausgehöhlten Birkenſtämmen oder aus kleinern, aus Birkenrinde verfertigten Geſchirren. Ueberhaupt verwenden die Vogulen die Birkenrinde zu verſchiedenen Zwecken, ſie verfertigen aus derſelben ihre Trinkgefäße und Schüſſeln, die Wiegen für ihre Kinder, welche die Form eines kleinen Bootes haben und an der Wand aufgehängt werden, ferner auch eine kleinere Art von Wiegen oder Behälter, in welchem die Weiber ihre Kinder auf dem Rücken tragen. Ihre ſo eben beſchriebenen hölzernen Hütten bewohnen ſie nur im Winter; ihre Sommerwohnungen ſind aus Birkenrinde gemacht, und vor denſelben muß beſtändig ein Feuer von grünem Holze unterhalten werden, damit durch den Rauch die Mücken abgehalten werden, welche in dieſen Gegenden ſchwärmen und für Menſchen und Vieh außerordentlich läſtig ſind. Ihre wenigen Hausthiere bleiben ſtets in der Nähe der Hütte und aus dem eben angeführten Grunde auch in der Nähe des Feuers.

Diejenigen Vogulen, welche noch nicht zum Chriſtenthum bekehrt ſind, glauben ebenfalls an einen Gott, welcher Schöpfer und Herr der Welt iſt; ſie nennen ihn Torome und glauben, daß er in der Sonne ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt habe; auch betrachten ſie die Sonne und den Mond als Gottheiten zweiten Ranges. Einmal im Jahre, und zwar am Oſtertage, den ſie als die Zeit betrachten, wo früher einmal Gott auf die Erde herunter kam, feiern ſie ein großes Feſt, welches Torome und der Sonne geweiht, und zugleich der Zeitpunkt iſt, an welchem bei ihnen das neue Jahr beginnt. An dieſem Tage bringen ſie große Opfer von Elennthieren, Ochſen, Schafen, von allerlei Geflügel, von Kuchen, Bier, Meth und Branntwein dar. Die meiſten Vogulen bekennen ſich zwar zum Chriſtenthume, doch haben ſie noch eine große Menge von Götzenbildern, die ſie im Geheimen anbeten und denen ſie, beſonders wenn ſie auf die Jagd ausziehen, Opfer bringen. Vor etlichen dreißig Jahren fanden einige Bergleute, welche in einem abgebrannten Walde dieſer Gegenden einer Erzſtufe nachgruben, in der Nähe einer ſehr hohen Fichte eine kupferne Bildſäule, welche einen Mann mit einem Wurfſpieße in der Hand vorſtellte und wahrſcheinlich ein Götzenbild der Vogulen war. Vor ſeiner Bekehrung zum Chriſtenthume, welche jedoch, wie geſagt, meiſtentheils blos äußerlich iſt, ſtellte dieſes Volk ſeine Götzenbilder in Felſenhöhlen, auf

Digitized by Google

erhabenen Felſen oder auf hohen Bäumen auf. An dem Ufer der Wolga, nicht weit von dem Flüßchen Scheitouko, ſieht man eine tiefe, in den Kalkfelſen eingehauene Grotte, die man für einen Wogulen-Tempel hält. Sie iſt mit Knochen von verſchiedenen Thieren angefüllt, unter welchen man auch zuweilen kleine Bilder, kupferne Ringe, auf welche Figuren eingeſchnitten ſind und andere Gegenſtände findet, welche die Wogulen von den Ruſſen kaufen und die ſie im Geheimen verehren. In dieſem von den Wogulen bewohnten Theile Sibiriens gibt es eine große Menge von Bächen oder auch von Stellen, die den Namen Scheitanka tragen, weil die Wogulen an dieſen Orten ihren Götzenbildern opferten, welche von den Ruſſen dieſer Gegenden gewöhnlich Scheitan genannt werden.

Die Tſcheremiſſen

ſind ein Volk von finniſcher Abkunft, welches die Regierungsbezirke von Wiatka, Kaſan, Simbirsk, Orenburg und Perm, die beiden Ufer des Fluſſes Wolga und ganz beſonders das linke Ufer des Fluſſes Kama an ſeiner Mündung bewohnt. Sie nennen ſich ſelbſt Mary, das heißt Männer, und der Name Tſcheremiſſen, der Morgenländer bedeutet, iſt ihnen von den Morduanen gegeben worden, weil ſie gegen Morgen von denſelben wohnen. Ihre Sprache iſt ein finniſcher, mit ruſſiſchen und tartariſchen Worten vermiſchter Dialekt. Während der mongoliſchen Herrſchaft waren auch die Tſcheremiſſen dieſem Volke unterthan, und damals lebten ſie mehr ſüdlich zwiſchen den Flüſſen Wolga und Don. In jener Zeit hatten ſie ihren eigenen Khan, den ſie, auch unter der ruſſiſchen Herrſchaft, noch lange beibehielten; deſſen Familie aber in der Perſon des Khans Adar, eines ſehr tapfern Fürſten, erloſchen iſt, und jetzt gibt es bei dieſem Volke weder Fürſten noch Adel mehr. Ehemals waren die Tſcheremiſſen ein nomadiſches Hirtenvolk; ſeitdem ſie aber mehr zuſammengedrängt und in ihrem Länderbeſitz mehr beſchränkt worden ſind, haben ſie ſich, dem Beiſpiele der Ruſſen folgend, unter welchen ſie leben, ganz dem Ackerbau hingegeben. Ganz beſonders beſchäftigen ſie ſich mit der Bienenzucht, die ſie vortrefflich verſtehen, und dieſer Zweig der Landwirthſchaft trägt unter ihren Händen reichliche Früchte. Die Tſcheremiſſen ſind ſehr unwiſſend, und, da ſie gar keine Schriftſprache beſitzen, ſo haben ſie auch gar keine Dokumente über ihre ehemalige Religion, ihre Geſetze und ihre Geſchichte aufzuweiſen; was ſie davon noch wiſſen, ruht blos auf Traditionen, und auch dieſe verſchwinden mehr und mehr, beſonders ſeitdem ein großer Theil dieſes Volkes, wenigſtens äußerlich, zum Chriſtenthum übergegangen iſt.

Die Tſcheremiſſen ſind von mittlerer Statur, ihre Haare ſind gewöhnlich blond oder roth, was beſonders in ihrem Barte bemerkbar iſt, der übrigens bei ihnen ziemlich dünn geſäet iſt. Sie haben eine ſehr weiße Hautfarbe, aber grobe, nicht hübſche Züge, ſind von ſchwächlichem Körperbau, und, wie es bei den meiſten ſchwachen Völkern der Fall iſt, furchtſam, mißtrauiſch und ſtörriſch. Die Kleidung der Tſcheremiſſen iſt für beide Geſchlechter beinahe dieſelbe, wie die der Morduanen, ausgenommen, daß bei ihnen zwiſchen dem Anzuge der verheiratheten Frauen und Mädchen kein Unterſchied ſtattfindet. Sie tragen Sommer und Winter ein kurzes, enges Hemd, baumwollene Beinkleider, und ein weites Ueberkleid, das im Winter ganz von Pelz verfertigt oder wenigſtens mit Pelz beſetzt iſt. Die Tſcheremiſſen ſind in ihren Wohnungen viel reinlicher, als die Morduanen und Finnländer; ihre Häuſer ſtehen einzeln da, ſind ziemlich gut gebaut, bequem eingerichtet und meiſtens zweiſtöckig; ſie haben eine äußere bedeckte Gallerie, auf welche, nach Art der Schweizerhäuſer, eine ebenfalls bedeckte Treppe hinaufführt, und in dem Hauſe befindet ſich gewöhnlich eine Sommer- und eine Winterwohnung; die übrige innere Einrichtung hat viel Aehnlichkeit mit der der tartariſchen Häuſer. Die Tſcheremiſſen ſind vortreffliche Landwirthe und bauen ſehr viel Getreide; ſie haben keine Speicher, ſondern ſchichten die Garben in großen kegelförmigen Stößen zuſammen, die ſie mit einigen Pfählen ſtützen und mit Baumrinde bedecken, um ſie vor Näſſe zu bewahren. Auch beſitzt dieſes Volk große Heerden von Pferden, Schafen und Hornvieh. Diejenigen Tſcheremiſſen, welche noch Heiden ſind, nähren ſich von dem Fleiſche der Pferde, der Bären und anderer jagdbaren oder Hausthiere, die Schweine ausgenommen, gegen welche ſie einen großen Abſcheu hegen.

Wenn den Tſcheremiſſen ein Kind geboren wird, ſo wird demſelben durch den Erſten Beſten ein Name gegeben; iſt es ein Knabe, ſo muß ein Mann, iſt es Mädchen, ſo muß eine Frau Pathenſtelle bei dem Kinde vertreten. Wie die meiſten Völker dieſer Gegenden, kaufen ſie ihre Frauen, und der gewöhnliche Preis für ein Mädchen beträgt fünfzig bis hundert Rubel. Die Vielweiberei iſt bei dieſen Heiden erlaubt, niemals dürfen ſie jedoch eine Verwandte, noch viel weniger zwei Schweſtern auf einmal heirathen; erſt nach dem Tode der erſtern iſt es ihnen erlaubt, die andere zur Frau zu nehmen. Bei ihren Heiraths-Angelegenheiten iſt es immer derjenige, der dem Manne den Namen gegeben hat, welcher den Antrag ſtellt; an dem Tage der Verlobung kommt der Bräutigam mit ſehr vielen Freunden und mit einer Muſikbande zu ſeiner Braut und gibt bei derſelben eine Art von Ball; dann bezahlt er ſeinem künftigen Schwiegervater den ausgemachten Preis und macht allen Anweſenden kleine Geſchenke, worauf die ganze Nacht durch bis zum andern Morgen luſtig fortgetanzt wird und erſt in der Frühe führt der Neuvermählte ſeine Frau nach Haus. In dem Hauſe, wo die Hochzeit ſtattfindet, ſteht auf einem Tiſche das Bild des Hausgottes, an welchen der Prieſter ſeine Gebete richtet und demſelben ein Opfer darbringt; nach dieſer Ceremonie ſetzt ſich die Geſellſchaft zu Tiſch, und wenn die Mahlzeit beendigt iſt, beginnen die Beluſtigungen, welche in Tanz und Muſik beſtehen, von Neuem und

Digitized by Google

dauern die ganze Nacht fort. Am frühen Morgen dieſes Tages wird die Braut in einem benachbarten Hauſe feſtlich angekleidet, man ſetzt ihr die von den Frauen getragene kegelförmige, ſpitzige Haube auf den Kopf, und wenn ſie mit ihrem Anzuge fertig iſt, wird ſie von ihrem Bräutigam abgeholt, der ſie wieder in das Zimmer zurückführt, wo das Götzenbild aufgeſtellt iſt. Sie kniet vor demſelben mit ihrem Bräutigam nieder und der Prieſter ſpricht das gewöhnliche Gebet, worauf die junge Frau aufſteht, an die Anweſenden Geſchenke vertheilt und ihnen Bier, Meth und Branntwein anbietet. Am Tage nach der Hochzeit kommt der Pathe des Mannes mit einer großen Peitſche bewaffnet in das Haus der jungen Eheleute, fragt den Mann, ob er mit ſeiner Frau zufrieden ſei, und wenn dieſes der Fall iſt, erhält er von der letztern ein anſehnliches Geſchenk, wo nicht, ſo bedroht er die Frau mit der Peitſche, kommt dann nach einigen Tagen wieder und ſchlägt ſie mit derſelben in allem Ernſte, wenn ſie ſich nicht gebeſſert hat. Die Beluſtigungen des vorigen Tages werden dann wiederholt, und es iſt gebräuchlich, daß die Gäſte, bevor ſie weggehen, einige Beiträge an Geld oder andere Geſchenke für die beiden Eheleute hinterlaſſen. Die heidniſchen Tſcheremiſſen begraben ihre Todten am Tage des Hintrittes derſelben, und dieſe werden mit gegen Süden gewendetem Geſichte in den Sarg hinein gelegt. Auch ziehen ſie dem Leichnam ſeine ſchönſten Kleider an, in die ſie etwas Geld nähen, geben ihm einen Stock in die Hand, damit er ſich gegen die Hunde vertheidigen könne, und legen auf ſeinen Körper einige Roſenzweige, um die böſen Geiſter abzuhalten. Wenn der Sarg mit Erde bedeckt iſt, ſteckt jeder Anweſende ein kleines angezündetes Licht auf das Grab, und Alle rufen mehrmals die Worte: „fahre hin in Frieden!“ dann werden kleine Kuchen herumgereicht, in welche jeder dreimal hinein beißt und die abgebiſſenen Stücke auf das Grab legt, indem er die Worte ſpricht: „dieſe Speiſe kann dir nützlich ſein.“ Auch beten ſie an gewiſſen Tagen des Jahres für die Todten.

Die Tſcheremiſſen gehorchen blindlings ihren Prieſtern, die ſie Moſchan oder Korte nennen, und deren Oberhaupt den Namen Juptiſch trägt. Ihr höchſter Gott heißt Juma, und nach ihm beten ſie die Frau deſſelben an, welche ſie Jumone Awa nennen und als die Mutter der andern Götter betrachten; außerdem haben ſie noch eine Menge von untergeordneten Gottheiten, welche alle von dem obengenannten herſtammen und unter Aufſicht derſelben jeder in dem Amte, das ihm angewieſen worden iſt, die Welt regieren. Auch glauben die Tſcheremiſſen an einige Heilige der griechiſchen Religion und an den Propheten Muhamed, den ſie unter dem Namen Pumbar anbeten. Die vorzüglichſten ihrer untergeordneten Gottheiten ſind Zuſcha Juma, der Gott der Sonne, Kubortſche Juma, der Gott des Donners, und Katſchebu, die Mutter der Sonne. Das Oberhaupt der böſen Götter heißt Scheitan, aber wenn ſie von ihm ſprechen, wird niemals ſein wahrer Name genannt, ſondern ſie bezeichnen ihn durch das Wort Jone; dieſer Gott wohnt nach ihren Begriffen im Waſſer, iſt ein entſchiedener Feind aller Menſchen und übt ſeinen ſchädlichen Einfluß hauptſächlich mitten im Tage. Andere böſe Geiſter heißen Vedaſchen und wohnen in den Wäldern.

Die religiöſen Ceremonien und die Opfer finden an geheiligten Stellen ſtatt, welche den Namen Karemöt tragen. Gewöhnlich befinden ſich dieſe Stellen in Wäldern oder Gebüſchen und in ſolchen Gegenden, wo es keine Wälder gibt, ſuchen ſie ſolche Plätze aus, wo wenigſtens einige Bäume in der Nähe ſind. Ganz beſonders ziehen ſie zu dieſem Zwecke die Eichen vor. Der Karemöt iſt gewöhnlich 100 — 150 Schuh lang und eben ſo breit, ganz von Palliſaden umringt, in welche drei Thüren angebracht ſind; die erſte gegen Weſten ſtehende iſt für den Ein- und Ausgang des Volkes beſtimmt; durch die zweite, die nach Oſten ſchaut, werden die Opferthiere hereingeführt; durch die dritte endlich, welche gegen Süden ſteht, wird das Waſſer hineingetragen. Den Weibern iſt es ſtrenge unterſagt, ſich dem Karemöt zu nähern, und die Männer, welche in denſelben eintreten wollen, müſſen vorher verſchiedene Waſchungen vornehmen, ihre beſſern Kleider anziehen und immer einige Geſchenke für die Prieſter mitbringen. Zu den großen religiöſen Ceremonien wird immer der Freitag gewählt, welcher der Ruhetag iſt. Als Opfer werden Pferde, Kühe, Schafe, kurz allerlei zahme und wilde Thiere, ſo wie auch Kuchen, Brod, Bier und Branntwein dargebracht; die Ueberbleibſel des Opfers aber werden nach Hauſe getragen und in einem gemeinſchaftlichen Gaſtmahle verzehrt, an welchem auch die Weiber Theil nehmen dürfen. Zu den Opfern werden vorzüglich ganz weiße Thiere ausgewählt, bei einigen Gelegenheiten iſt es auch wohl erlaubt, ganz ſchwarze zu opfern, aber niemals und unter keinem Vorwande dürfen zu dieſem Zwecke buntſcheckige oder geſteckte genommen werden. Auch die chriſtlichen Tſcheremiſſen haben noch mehrere Gebräuche und abergläubiſche Begriffe des Heidenthums beibehalten und nehmen noch ſehr gerne an den religiöſen Gebräuchen und Ceremonien ihrer heidniſchen Brüder Theil, ſobald ſie es thun zu können glauben, ohne daß es ihre Geiſtlichen erfahren. In dem ganzen ruſſiſchen Reiche zählt man noch gegen 40,000 Tſcheremiſſen.

v. H—r.

Zitterfiſche.

In den Vertheidigungs- und Schutzmitteln, deren auch das unbedeutendſte Leben in der Schöpfung nie mangelt, findet der aufmerkſame Beobachter einen weiteren Beweis der tiefen, umfaſſenden Weisheit, die ſie verlieh. Schnelligkeit, Schärfe der Sinne ſchützen das furchtſame Wild, den Vogel; das Inſekt erhebt ſich in

Digitized by Google

die Lüfte, die Heuſchrecke, der Springhaſe entflieht dem Verfolger in ungeheuren Sätzen, der gepanzerte Käfer gräbt ſich in die Erde, die Cicade hüllt ſich in Schaum und der Inger in Schleim, der Bombardirkäfer wirft ſeinem Feind einen kleinen Rauchball, das Stinkthier ſeinen verpeſtenden Saft entgegen. Die abſchreckende oder ekelerregende Geſtalt ſchirmt die Einen, ein brennender Saft andere.

Eine der eigenthümlichſten Schutz- und Angriffswaffen erhielten die elektriſchen Fiſche, die nirgends ſich wiederholt. Man will zwar bei Vierfüßern auch einzelne, ſtarke elektriſche Entladungen bemerkt haben, wie z. B. Skarpa erzählt, der, um eine Ratte lebendig zu öffnen, das Thier bei der Rückenhaut, den Bauch auswärts haltend, im Augenblick, wo das Meſſer eindrang, einen ſolchen elektriſchen Schlag empfing, daß der Arm für mehrere Tage unbrauchbar und taub war. Die elektriſchen oder Zitterfiſche haben aber eigene Organe, aus denen ſie die Schläge ganz nach Willkür ertheilen, während dieſe Erſchütterung vom Schmerz und Todesangſt erpreßt, völlig willenlos vom Thier ausging.

Wir kennen drei elektriſche Fiſche: den Zitterrochen, Zitterwels und Zitteraal. Allen dreien iſt die wärmere Zone Vaterland.

Der Krampf- oder Zitterrochen, Raja torpedo, iſt nicht wie die anderen Rochen mit Stacheln verſehen, ſondern glatt, ſchlüpfrig, mit braunrother Lederhaut bedeckt, die auf dem Rücken mehrere ſymmetriſch geſtellte Augenflecke zeigt. Der Kopf und Leib bilden einen wenig länglichen Kreis, dem ſich der fleiſchige Schwanz anfügt. Längs des Rückgrats öffnen ſich eine Menge Schleimdrüſen. Schon Ariſtoteles, der ihn Narce nennt, Plinius und Aelian kannten ſeine erſchütternde Kraft, da er im ganzen Mittelmeer zu Haus iſt; auch Cicero erwähnt ſeiner. Das elektriſche Organ liegt zu beiden Seiten des Nackens zwiſchen Kopf und Kiemen, und beſteht aus einer Menge häutiger, ſechsſeitiger Zellen, die, wie die Waben der Bienen, zu jeder Seite (bei einem großen Fiſch 1200) ſich aneinander fügen. Sie ſind mit einer gallertartigen Flüſſigkeit gefüllt und mit Blutgefäßen und Aeſten des nervus vagus reichlich durchzweigt. Das Ganze gleicht einem galvaniſchen Becherapparat. Wird nun der Fiſch an irgend einem Theil des Körpers berührt, ſo entſendet er, indem er zugleich die Bruſtfloſſen zuckend bewegt, einen elektriſchen Schlag, der ſo ſtark iſt, daß eine Ente, die überhin ſchwimmend ihm mit Fuß oder Schnabel zu nahe kömmt, plötzlich getödtet und ſeine Beute wird. Er lauert im Sand des Ufers verſteckt auf Fiſche, Eidechſen u. dgl., die ſeinen trägen Bewegungen nie zu erhaſchen möglich wäre.

Man hat viele Verſuche mit ihm angeſtellt, von denen die von Geoffroy in Alexandrien und von A. v. Humboldt und Gay Luſſac in Neapel gemachten, die lehrreichſten ſind. Nur mit Mühe gelang es, indem man eine Glastafel mit Goldblatt belegte und es eine Linie breit trennte, im Dunkel einen überſpringenden Funken zu bemerken. Nach 4—5 Schlägen ſchien der Fiſch erſchöpft, und ſuchte ſich zu verbergen, wenn ſeine erſten Chargen ſchmerzendes Zittern durch den ganzen Arm verbreiteten. Mit dem Tode erliſcht die elektriſche Kraft völlig.

Der Zitterwels, malapterurus electricus, lebt häufig im Senegal, und wird von den Arabern bezeichnend genug el Raasch, der Blitz, genannt. Er wird 1½—2 Fuß lang, iſt grau, mit ſchwarzen Flecken, ſechs Bartfaſern an der Oberlippe, hat einen dicken, breiten Kopf, walzigen, ſchleimigen Leib und kurze Schwanzfloſſe. Das elektriſche Organ umgibt den ganzen Körper, wie eine Specklage unmittelbar unter der Haut. Durch das Vergrößerungsglas beſehen erſcheint es indeß als ſehnige, mit Gallert gefüllte Zellen, die von Aeſten des achten Nervenpaars und vielen Blutgefäßen durchflochten ſind. Beim Ertheilen ſeiner Schläge bewegt er zitternd den Schwanz.

Der Zitteraal, Gymnotus electricus, iſt ohne Zweifel der merkwürdigſte und ſtärkſte der Krampffiſche. Er bewohnt die heiße Zone Südamerika's, wo er in ſtehenden Lachen ſüßen Waſſers häufig iſt. Andere Fiſche findet man nicht, wo er hauſt, ſie ſind bald getödtet oder vertrieben. Seine Größe wechſelt zwiſchen 2—4 Fuß bei 2—3 Zoll Dicke; von unſern Flußaalen unterſcheidet er ſich durch den breiten gedrückten Kopf mit weitem Raubthierrachen, die ſchmutziggelbbraune Farbe, die äußerſt kurze Bauchhöhle und die unverhältnißmäßige Länge des Schwanzes, der über ſechsmal länger, als der Bauch iſt. Die Schwimmblaſe iſt doppelt, der Fiſch muß oft die Luft in ihr erneuern und athmen, länger unter Waſſer gehalten, erſtickt er. Sie ſind fett und ſchmackhaft, und werden von Eingeborenen und Europäern gleich gern gegeſſen. Die Indianer fürchten den Gymnotus arg, und Humboldt erhielt nur ein kleines, halbtodtes Stück, obgleich er für jedes acht Franken anbot. Endlich gab ihm ein alter Indianer den Einfall, eine nicht zu große Lache, in der man eine Menge bemerkte, durch Pferde, wie er es nannte, auszufiſchen. Nachdem er für jedes ertrinkende Pferd acht Franken verſprochen, wurden dreißig wilde Roſſe aus der Savanne herbeigeſchafft und von einer Menge Indianer in den trüben Sumpf getrieben. Die Aale ſetzten muthig ſich entgegen, man ſah, wie ſie den Pferden unter den Bauch glitten und ihre verderblichen Batterien entluden. In wenigen Minuten ſanken drei Pferde todt unter, andere rafften mühſam ſich wieder auf, und gewannen, alle Kraft anſtrengend, das Ufer, wo ſie ſich todtmatt hinſtreckten. Die Mehrzahl ſuchte mit ſträubender Mähne, hinten und vorn ausſchlagend, zu fliehen, ward aber von den Indianern ſtets mit lautem Geſchrei wieder zurück in den Sumpf getrieben. Das Ganze bot nach Humboldt's Schilderung ein äußerſt lebhaftes Bild, mit der reichen Staffage der tropiſchen Landſchaft, den halbnackten, wie beſeſſen umherrennenden Indiern, den wilden, ſchnauben-

Digitized by Google

den Roſſen. Gelang es dem Fiſch, dem Pferd längs Bruſt und Bauch einen elektriſchen Schlag anzubringen, ſo ſank es augenblicklich betäubt um und ertrank. Schläge, die die Füße trafen, machten, daß das Thier in die entſetzteſten, wildeſten Sprünge ausbrach. Nach einer Viertelſtunde waren die Gymnoten erſchöpft, kein Pferd ſtürzte mehr, auch wenn es dem Feind gelang, es an der ſchwächſten Stelle, der Mitte des Bauchs, wo Bruſt- und Magennerven zuſammen laufen, zu treffen. Lange Ruhe und reichliche Nahrung ſind nöthig, um die verſchwendete Kraft zu erſetzen. Sie näherten ſich ſchlangenhaft dem Ufer, auf welches ſie jetzt gefahrlos mit dürrem, nicht leitenden Holz gezogen wurden.

Im Quartier lag ein beſchädigter Aal ſterbend auf dem Fußboden, deſſen nähere Bekanntſchaft die große Hauskatze wünſchte. Sie beroch ihn am Kopf, empfing einen Schlag und drückte ihren argen Schreck durch ungeheure Sätze und lauten Jammer aus. Kurz darauf leckte ein vorwitziger Hund am Schwanz, purzelte rücklings über, und war, ſo lange die fatalen Thiere ſeinen Herrn beſchäftigten, nicht mehr in's Zimmer zu bringen, ſo gern man ihm auch noch eine Lektion gegönnt hätte. Auch andere Thiere äußerten keine Ahnung der Gefahr. Eine Schildkröte kam einem Aal zu nahe und empfing einen Schlag; es ſah poſſierlich aus, welche Eile das unbeholſene Thier hatte, das Baſſin zu verlaſſen. Die gefangenen Gymnoten wurden in ein mit Waſſer gefülltes Boot geſetzt und genau beobachtet. Fiſche, die man zu ihnen brachte, wurden mit einem Schlage getödtet und verſchlungen. Wenn die Hand 15 Fuß vom Aal plätſchernd in's Waſſer getaucht wurde, ſo empfing man ſogleich eine derbe Charge, wenn andere, die unbemerkt viel näher am Fiſch auch im Waſſer die Hände hielten, nichts empfanden, ſo wie auch ringsum nichts verſpürt ward, wenn er ſeinem Opfer den tödtenden Blitz ſandte. Es war alſo klar, daß der Strahl nach jeder Seite willkürlich nach dem Ziel gelenkt ward. Waſſer leitete ihn, nicht aber die Luft. Berührte man den Fiſch mit einem Draht, ſo empfand man den Schlag in voller Kraft, ebenſo wenn die Hand mit naſſem Tuch umwunden war, nicht aber, wenn trockene Leinwand oder Wolle ſie bedeckte. Der Angelnde am Ufer wird durch die Schnur heftig getroffen, wenn die Angelruthe noch grün iſt; dürres Holz leitet nicht. Faſſen mehrere Perſonen ſich an, während die Erſte den Fiſch berührt, ſo werden alle gleich erſchüttert. Der Zitteraal kann ſeine Schläge von jedem Körpertheil aus entſenden, was der elektriſche Wels und Rochen nicht vermag; auch bleibt der Gymnotus bei denſelben unbeweglich. Auf ſich ſelbſt ſcheinen ſie keine Wirkung zu haben.

In Surinam und Cajenne heilt man Lähmungen durch ihre Kraft. Humboldt berührte einen ſeiner Gefangenen mit beiden Füßen zugleich, ward aber ſo getroffen, daß er Tag lang Schmerzen in allen Gelenken, am längſten und empfindlichſten in den Knieen empfand. Im Tode, mit dem Kreislauf des Blutes, erliſcht die elektriſche Kraft. Das feinſte Elektrometer wird von den ſtärkſten Schlägen nicht agitirt.

Schmidt.

Der Königsſegler.

(Taf. 43.)

Einer der ſchönſten und größten Schmetterlinge, die bei ihrem hohen und ſchwebenden Fluge majeſtätiſch die Lüfte durchſchneiden, ihre prachtvollen, weit ausgeſpannten Schwingen nur ſelten gebrauchen, adlergleich nur wenige Flügelſchläge thun, und mit ihren ſtraffen Flügeln gleichſam in der Luft zu ſegeln ſcheinen, iſt unſtreitig der auf Amboina heimiſche Königsſegler, Ornithopterus Priamus. — Sein Vorderleib iſt ſchwarz, mit einem grüngelben Längenſtreif, hinter welchem aus dem Schwanz ein kleines gelbes Viereck hervorleuchtet; der Hinterleib iſt ſchön orangengelb, mit weißen Ringen, die etwas dunkelorange abſetzen; die Seiten deſſelben ſind ſchmutzigweiß behaart; die Bruſt iſt ſchwarz und nach den Flügeln zu mit einem ſchön rothen rautenförmigen Fleck geziert; die Fühler und Beine ſind ſchwarzblau; die Augen roth und in der Mitte in einer weiß ſchillernden Spitze endend. — Die Mitte der Oberflügel iſt dunkel ſchwarzbraun, matt ſchillernd; die Säume ſchwarz; alles Uebrige prächtig glänzendgrün, und eben ſo einzelne Flecken längs dem hinteren Saume. Die Hinterflügel ſind durchaus glänzendgrün, fächerförmig mit ſchwarzen Linien abgetheilt, in jeder Abtheilung mit einem ſchwarzen Fleck, und in der erſten und dritten außerdem mit einem goldbraun ſchillernden runden Fleck verſehen und ſchwarz gerändert. Die Unterſeite der Oberflügel iſt dunkelſchwarz, nach der Mitte braun ſchillernd, mit hellglänzenden Linien geſchildet, und das Mittelſchild ſowohl als die Randſchilder mit grünen Feldern geziert, die nach dem Saume zu einen halbmondförmigen ſchwarzen Flecken haben. Die Unterſeite der Hinterflügel iſt glänzendgrün, mit ſchwarzen Linien in ein Mittel- und ſieben Randſchilder fächerförmig geſchieden, und jedes der Randſchilder mit einem ſchwarzen Flecken, das erſte außerdem mit einem rothen Flecken nach dem Leibe zu, das zweite und dritte aber nach dem Saume zu mit einem und zwei rothen Flecken geziert. Der Saum iſt ſchwarz, die Hinterflügel rund ausgeſchnitten und am Innenrande mit langen Haaren beſetzt.

Donovan, welcher den Königsſegler zuerſt in ſeiner „Natural history of the Insects of India“ beſchrieb, bemerkt, daß mit Ausnahme des Papilio Ulysses, welcher hinſichtlich ſeines Glanzes den Ornithopterus Priamus noch übertrifft, keiner der leichtbeſchwingten Segler, die bis jetzt in Indien ſowohl als andern Ländern entdeckt worden wären, demſelben an die Seite zu ſtellen ſei. — Obgleich auf Amboina zu Hauſe, iſt er auch dort nur ſelten zu erhalten, und wird von den Sammlern theuer bezahlt. — Mit

Digitized by Google

Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

ausgeſpannten Flügeln iſt er 8½ Zoll breit. — Der auf Tafel 43 von uns abgebildete iſt in ruhender Stellung, an einer Blüthe der Mimosa grandiflora naſchend, dargeſtellt.

Das Amelungenlied *).

Erſte Abtheilung.

Seite 29 haben wir einen kurzen Abriß vom Inhalte des Nibelungenliedes und der Gudrun gegeben, und führen nun unſern Leſern das Amelungenlied vor, welches an poetiſcher Schönheit den erwähnten alten Heldengedichten wenigſtens nicht nachſteht. K. Simrock hat eine treffliche Bearbeitung deſſelben geliefert, aus welcher wir uns erlauben werden, dann und wann einige Strophen einzuſchalten. — Zunächſt betrachten wir den Inhalt der erſten Abtheilung, betitelt:

Wieland, der Schmied.

Zu Norwegen in dee Mark wohnten einmal drei Brüder, von unvergleichlichee Stärke und Kühnheit. Sie hießen Wieland, Eigel und Helferich, ſtammten aus einem elfiſchen Königsgeſchlechte, und waren freie Männer, keinem Fürſten und Herrn unterthan. Wieland war ein Schmied, und ſo gute Waffen ſchmiedete er, und ſo herrliches Geſchmeide, daß ſein Ruhm durch alle Lande drang und ſein Name hochgefeiert war bei allen Völkern. Eigel, der Zweite, galt als der beſte Schütz, der niemals ſein Ziel verfehlte und mit ſeinen Pfeilen ſelbſt die Vögel im Fluge aus der Luft herunterſchoß. Helferich aber, der Dritte, war ein überaus kunſtreicher Arzt. Der konnte Todte wieder lebendig machen, und was krank oder wund war oder entzwei, das heilte er mit ſeiner Wunderſalbe wieder zuſammen.

Eines Tages geſchah es, daß die drei Brüder an den Meeresſtrand hinab gingen, um ihre Glieder in den rollenden, klaren Wogen zu baden. Und wie ſie mit rüſtigen Armen die Wellen theilten und hin und wieder ſchwammen, vernahmen ſie plötzlich ein ſtarkes Rauſchen über ſich, und erblickten drei Schwäne, die ſich, kaum hundert Schritte von ihnen, auf einer grünen Wieſe niederließen. Dort warfen ſie ihr Federkleid ab, und ſtürzten in das Meer. Die Brüder aber ſahen, daß es drei wunderſchöne Jungfrauen waren, die auf ſo wunderſame Weiſe ihre heimathliche Küſte beſuchten. Neugierig ſchwammen ſie an's Ufer, fanden die Schwanenkleider und Wieland ſagte:

„Brüder, gewiß ſind die ſchönen Jungfrauen Walküren, die mit tödtlicher Gewalt Schild und Speere ſchwingen, und der Liebe gram ſind. Aber mögen ſie noch ſo wild ſein, ich denke, wir drei Brüder machen ſie zahm.

Eine von ihnen iſt verwundet,“ ſprach Helferich. „Seht da den Blutſtreifen im Meere, und hiee die blutigen Flecken am weißen Gewande. Ich will hin ſchwimmen, ſie zu retten, denn ſie vermag der Gewalt des Meeres nicht obzuſiegen.“

Mit einem Heilkraute ſtürzte Helferich in die Wogen, ſchwamm unter den beiden Schweſtern weg, die nach dem Lande zurückkehrten und der Verwundeten eine Strecke voeaus waren, und brachte die letztere glücklich an den Strand. Mittlerweile verfolgte Wieland und Eigel die anderen Beiden, die, ſobald ſie die Beiden ſahen, rüſtig in's Meer hinaus ſchwammen, um der Verfolgung zu entgehen. Eigel kam mit ſeiner Beute früher zurück, als Wieland, und die Brüder glaubten dieſen letzteeen bereits verloren, als er plötzlich doch noch fern am Meeresſtrande auftauchte und auch die dritte Jungfrau an den Strand brachte.

„Ha,“ rief er, „ich ſehe ſchon, Euch Beiden iſt es beſſer geglückt, als mir. Nur durch ein Wunder bin ich dem drohenden Tode entgangen. Die Jungfrau zertheilte mit Blitzesſchnelle die Wogen, und Mühe koſtete es mir, mich ihr zu nähern. Als ich ſie endlich eben erreichte, ſiehe, da faßte mich die Brandung und ein wüthender Strudel trug mich in Rans unſelige Netze. Ich wäre verloren geweſen, wenn nicht Wachilde, das Wellenmädchen, mich gerettet hätte. „Mein Enkel Wieland,“ ſprach ſie zu mir, „gern behielte ich dich hier unten in der kühlen Fluth, aber ich fürchte den Spott meiner Geſpielinnen, und du ſelber ſehnſt dich wohl auch nach oben. So komm denn, ich will dich und deine Beaut geleiten, bis du in Sicherheit biſt.“ Und als wie das Licht des Himmels wieder ſahen, gab ſie mir noch Grüße an Euch mit, Ihr Brüder, und verſank wieder in den Wellen.“

Mit Verwunderung hörten die Brüder dieſe Kunde, und dann kehrten ſie mit den Jungfrauen heim, und Jeder nahm Eine von dieſen zu ſeiner Gemahlin, obgleich ſie anfänglich ſich deſſen weigerten, und nue erſt ſich zufrieden gaben, als ſie hörten, aus welch' edlem Geſchlechte die Beüder ſtammten.

Und am folgenden Morgen fragte Wieland ſeine erkorne Gattin: „Sag' an, wirſt du mich niemals wieder verlaſſen?“

„Es ſteht in deiner Macht, mich zu halten,“ erwiederte ſie; „verſchließe mein Gewand und nimm dieſen Goldring, den mir nach meiner Geburt eine Norne gab. Wer ihn ſieht, der wird von Liebe entzündet, und überdieß fügt ſich durch ihn meinen Gliedern die Schwanenhaut an, ſo daß ich ohne ihn nicht fliegen könnte, ſelbſt wenn ich das Kleid hätte.“

Wieland nahm den Ring und fragte dann: „Wie heißet Ihr, und wee ſeid Ihr drei Schweſtern und wie kommt Ihr hierhee an dieſen fernen nordiſchen Strand?“

„Ich will dir Alles ſagen,“ ſprach ſie. „Unſere Muttee iſt Gunhilde, die Tochter des Königs Iſiang von Shetland. Unſer Vater aber iſt der Lichtelfenkö-

*) Wegen Entfernung des Verf. vom Druckorte haben ſich in dem erſten Aufſatze über das deutſche Heldenbuch einige Druckfehler eingeſchlichen, welche der geneigte Leſer gütigſt verbeſſern wolle. Im erſten Hefte des Jahrg. 1844 S. 29 u. ff. muß es heißen Gudrun anſtatt Gudrum; Biterolf anſt. Biterol; Otnit anſt. Otuit.

Digitized by Google

nig von Alfenheim. Er liebte unſere Mutter und führte ſie auf die heimlichen Eilande, die kein Lootſe und kein Schiffer kennt, und wohnte dort in ſtillem Glücke manches Jahr. Ach, er würde noch dort wohnen, wenn meine Mutter nicht nach ihres Gemahles Herkunft gefragt hätte. Denn das hatte er ihr verboten. Als ſie ihre Neugierde nicht zähmen konnte, flog er davon, und nie ſahen unſere Augen ihn wieder. Als ſein Erbtheil aber blieb uns das Schwanengefieder und die Kunſt zu fliegen. Doch nur ſelten durften wir uns in den Lüften wiegen, denn die Mutter raubte uns unſer Gewand, aus Furcht, wir möchten einmal durch die Luft davon ſegeln und nimmer wiederkehren. Alle ſieben Jahre wuchſen uns neue Flügel, aber immer nahm die Mutter ſie uns hinweg und verſchloß ſie ſorglich an heimlicher Stätte.“

„Unſere Namen wollteſt du wiſſen! Nun ſo höre: Ich heiße Elſenweiß, und bin die älteſte von uns Schweſtern. Eigels Gattin wird Schneeweiß genannt, und die jüngſte von uns heißt Schwanenweiß. Lange lebten wir ſtill auf den heimlichen Eilanden, bis unſere Mutter die traurige Kunde erhielt, daß ihr Vater von Neiding, dem Könige des Niarenlandes, erſchlagen worden ſei. Da ergriff ſie Zorn und Grimm, und die Rache war mächtiger als ihre Furcht vor unſerer Nimmerwiederkehr. Sie gab uns Schweſtern unſere Schwanenkleider und ſprach: „Jetzt iſt's Zeit zu fliegen, meine beſchwingten Töchter! Ihr ſollt Walküren werden und meinen Vater an ſeinem Mörder rächen. Fliegt hin in das Niarenland und werft die Todeslooſe unter König Neidings Helden.“ Wir flogen davon, und dreißig Krieger fielen durch unſere Hand. Als aber unſere Schweſter Schwanenweiß verwundet ward, da flohen wir den Kampf und flogen an dieſen Meeresſtrand, von deſſen wundenheilender Kraft wir vernommen hatten. Alles Uebrige iſt dir ſelbſt bekannt. Ich bin dein ehelich Gemahl geworden und nie will ich dich wieder verlaſſen.“

So ſprach Elſenweiß, und Wieland dachte nun darauf, wie er die Flucht ſeiner Gattin am beſten verhindern könne. Das Federkleid verbarg er an einem ſichern Orte, und um den Ring zu hüten, erfand er eine ſeltſame Liſt. Er machte ſiebenhundert Ringe jenem ſo gleich, daß Niemand den Zauberring aus der großen Zahl herausfinden konnte, als nur Er allein, der ihn an einem heimlichen Maale erkannte, und dann reihete er die Ringe auf eine Schnur, und zählte ſie alle Abende durch, ob ihm auch keiner fehle. Auf ſolche Weiſe glaubte er ſich den Beſitz ſeines geliebten Weibes zu ſichern.

Drei Jahre lebte Wieland mit ſeiner Gattin in Glück und Freude, und ſie gebar ihm ein Söhnlein, das Wittich von der Aue genannt ward. Aber ein ſchweres Gewitter zog an dem Himmel ihres Glückes auf, und nah und näher rauſchte das Wehe, von dem ſie nichts ahnten. König Neiding erfuhr, daß die Walküren den Brüdern anvermählt ſeien, und, ergrimmt über den Tod ſeiner Helden, befahl er Gram, ſeinem Marſchall, hinüber zu fahren über das Meer, die Schweſtern zu tödten und den kunſtreichen Schmied Wieland zu fangen. Marſchall Gram verſammelte des Königs Helden, rüſtete die Schiffe aus zur Fahrt und ſegelte hinüber an den nordiſchen Strand. Bathilde, Neidigs ſchöne, vielen Zaubers kundige Tochter begleitete ihn. Und als ſie nach Norwegen kamen und an Wielands Haus, da waren Wieland und ſeine Gattin nicht daheim, ſondern jagten im Walde nach Wölfen. Bathilde aber öffnete mit Hilfe ihrer Springwurzel die Thüren des Hauſes, fand die ſiebenhundert Ringe, und raubte den Einen, den Wieland ſo ſorgſam bewahrte. Durch ihre Zaubergaben ward ihr der rechte kund, und nach vollbrachter That ſchlichen ſie heimlich wieder davon.

In der Nacht kehrten Wieland und Elſenweiß heim. Wieland zählte ſeine Ringe, und zählte ſie nochmals und wieder, und brachte immer eine andere Zahl heraus. Das verdroß ihn. „Schimming, mein gutes Roß, hat mich heute ſo müde gemacht, daß mir die Augen zufallen,“ ſprach er. „Morgen will ich die Ringe noch einmal zählen, und dann finde ich wohl die rechte Zahl.“

Er ging zu Bett. Kaum aber ſchlief er, ſo drangen Neidings Mannen in ſein Gemach, und Gram, der Marſchall, befahl mit leiſer Stimme: „Tödtet Alles, nur den Wieland nicht. Den bindet und führt in mein Zelt.“

Und alſo geſchah es. Wieland wüthete und drohete mit der Rache ſeiner Brüder. „Die werden uns nichts thun,“ erwiederte lachend der Marſchall. „Wir fanden ihre Neſter ausgeflogen, aber auf ihren Dächern kräht ſchon der rothe Hahn. Morgen, ſo hoff' ich, fangen wir ſie, wie dich.“

Und als Wieland fragte, warum die Fremden ſich an ihm, einem freien Manne, vergriffen, da beſchuldigte Gram ihn des Diebſtahls an Gold und Silber und Eiſen, ſo er aus ſeines Herrn Bergen geraubt habe, und hörte keine Vertheidigung an. Am Morgen aber befahl er ſeinen Mannen, ſie ſollten den gefeſſelten Helden auf die Schiffe führen.

Der Weg führte an Wielands Hauſe vorüber. Und als Wieland dahin ſchaute, da ſah er ſeine geliebte Gemahlin in ihrem rothen Blute ſchwimmen und in der Bruſt ſeines Söhnleins erblickte er den tödtlichen Stahl. Er traute ſeinen Augen nicht, und wollte ſie reiben, aber die Feſſeln hinderten ihn. Da ward er zornig, und in ſeinem Grimme zerſprengte er die Feſſeln und zerſchellte die Eiſen, wie Zwirnsfäden. Dann riß er dem nächſten Manne das Schwert aus der Scheide, und ſchlug ihm das Haupt vom Rumpfe, wie wenn ein Blitz niederführe. Den zweiten und dritten ſpaltete er mitten durch, und wen er erreichte, der erlag ſeinem Grimm und badete ſich im Blute. Die wilde Berſerkerwuth kam über ihn; ſein Athem hauchte Flammen, und kein Schild, kein Harniſch war feſt genug, ſeinen Hieben Widerſtand zu leiſten. Der Bergwald und das Thal hallten wieder von ſeinen Strei-

chen; voll Entſetzen liefen die Feinde nach dem Meere, und Wieland jagte ſie vor ſich her, wie ein wüthender Eber eine Koppel Hunde. Je tiefer der Held in Blute watete, deſto höher ſtieg ſein Grimm. Ein Horn ergriff er und ſtieß dreimal hinein, daß der Schall weithin über die Berge hallte. Herab von den Höhen ſtürzten ſeine Knechte, und auch ſeine Brüder kamen mit ihren Schaaren und ſchlugen gewaltig auf die Feinde los. Der Marſchall und die Königstochter gewannen indeß dennoch glücklich ihr Schiff und fuhren von dannen. Wieland wollte ihnen nach, und da es an einem Nachen fehlte, ſo riß er einen ſtarken Eichbaum aus der Erde, brach die Aeſte davon, höhlte den Stamm aus, zimmerte zwei Ruder, und ließ nicht ab, bis er ermattet niederſank. Am folgenden Tage in aller Früh ging er wieder an die Arbeit, und um Mittag war Alles fertig. Nun aber, da er dem Feinde nachſetzen wollte, beſann er ſich, daß er ja nicht wiſſe, welche Richtung ſie eingeſchlagen hatten, und ſtand ſinnend am Ufer. Leiſe bewegte er die Lippen und faſt ſchien es, als ob er mit einem Elfen Rath pflöge. Als er aus der Verzückung wieder zu ſich kam, zerbrach er ſeine Ruder, wölbte eine Decke über ſeinen Nachen, welche er mit Luftlöchern verſah, legte ſein Werkzeug, ſo wie Speiſe und Trank hinein, führte ſein treues Roß Schimming in die Mitte des Kahnes, wo es ſich niederlegen mußte, und dann rief er das Wellenmädchen Wachilde an, es möge ihn über die Fluthen führen hinüber gerade in des Feindes Land. Als er drinnen ſaß in ſeinem Fahrzeuge, ſegelte dieſes, von Nixenkraft getrieben, über die Wogen, und während Wachilde oben auf dem Verdecke ſaß und ſüße Lieder über das Meer hinweg ſang, lauſchte Wieland ſtill entzückt den Tönen und ſchwelgte in ſeligen Träumen Tag und Nacht. All' ſein Grimm war in Scherben zerbrochen, und ſelbſt der Durſt nach Rache, wie der wilde Schmerz um Elfenweiß wüthete nicht mehr in ſeinem Herzen. Er wußte nicht, war das Singen Wachildens daran ſchuld, oder die geheime Kraft des Zauberringes, deſſen die Prinzeſſin Bathilde ſich bemächtigt hatte.

Mittlerweile erreichte das Schifflein einen fernen Strand, wo es ein Fiſcher an's Ufer zog und dann zum Könige lief, um ihm die Wundermähr zu verkünden. Der König folgte ihm ſchnell, und als auf ſein Geheiß der Fiſcher die Barke zertrümmern ſollte, trat Wieland hervor, und bot dem Könige ſeine Dienſte an.

„Was für eine Kunſt verſtehſt du, daß du mir, dem Könige Neiding, dienen willſt?“ ſprach dieſer.

„Ei, ich verſtehe gar manche Kunſt,“ erwiederte Wieland ſchlau; „das aber, was ich am gründlichſten verſtehe, das iſt die Kunſt des Gehorſams.“

„Wie heißeſt du?“ fragte der König, dem die Antwort gefiel.

„Goldbrand heiß' ich, und mein Vater hieß Goldhart.“

„Nun wohlan, ich will dich in meine Dienſte aufnehmen und dir ein Amt ertheilen. Ob es gleich klein iſt, ſo mag es dich doch zu hohen Ehren bringen, wenn du es ſorgſam verſiehſt. Es liegen drei Meſſer auf meinem Tiſche, mit denen ich Brod und Fleiſch ſchneide. Dieſe drei Meſſer ſollſt du mir bewahren und ſcharf halten, und heute noch mag dein Dienſt beginnen.“

So ſprach der König und Wieland nahm den Dienſt an. Er hatte ſeine Rachgier vergeſſen und wußte auch nicht, daß König Neiding es war, der alles Leid über ihn gebracht hatte. Späterhin, als er's erfuhr, rächte er's bitter genug. Heimlich vergrub er ſein Werkzeug und ſein Gold in die Erde, und meinte, Niemand habe es geſehen. Einer hatte es aber doch geſehen, ein Ritter des Königs, Reigin mit Namen. Wieland aber glaubte Alles wohl geborgen und ging an des Königs Hof, um ſein Amt anzutreten.

Fleißig diente der Held und verſah ſein Amt wohl. Bei Hofe aber erblickte er die Königstochter Bathilde, der alle Herzen huldigten, weil ſie den wunderbaren Zauberring beſaß, und auch Er mußte des Ringes Gewalt empfinden. Er liebte die Prinzeſſin und träumte von ihr Tag und Nacht.

Da geſchah es eines Tages, daß Wieland an das Meer ging, um die Meſſer zu waſchen, die ihm vom Könige anvertraut waren. Und bei dieſem Geſchäfte entfiel ihm eines der Meſſer, und wurde alsbald ſo weit von den Wellen hinweggeſpült, daß er es nicht wieder zu erlangen vermogte.

„Ei,“ ſagte er da betrübt, „wenn der König ſieht, wie ſchlecht ich mein Amt verſehen habe, ſo wird er mich aus ſeinem Dienſte jagen. Ich will darum hingehen und ein neues Meſſer ſchmieden!“

Und insgeheim ging Wieland in die Werkſtätte des Amilias, welcher dem Könige Waffen und dergleichen mehr ſchmiedete, und verfertigte in der Abweſenheit des Meiſters geſchwind ein neues Meſſer, ſo ſcharf, wie nie eines in der Welt geſehen worden war. Dann ſchmiedete er auch noch einen künſtlichen Nagel, legte ihn auf den Ambos, und ging davon. Alles dieß geſchah, ehe der König zur Tafel ging. Als aber der König mit ſeinen Edeln und mit Amilias am Tiſche ſaß, da diente ihm Wieland, wie gewöhnlich, und legte ſeine drei Meſſer vor dem Gebieter hin. Der König ergriff eines davon, um ein Brödlein zu durchſchneiden, ſo auf ſeinem ſilbernen Teller lag. Und ſiehe, das Meſſer fuhr durch das Brödchen, fuhr hindurch durch den ſilbernen Teller, und hindurch durch Tiſchtuch und Tafel, bis an das Heft. Das wunderte den König und erſtaunt blickte er das Meſſer an. „Wer hat das Meſſer geſchmiedet, Goldbrand?“ fragte er.

„Ei, wer ſonſt, als Euer Schmied Amilias?“ antwortete Wieland.

„Ja, gewiß ſchuf es meine Hand, wie alle anderen Meſſer, die auf der Tafel liegen, und wie die Waffen, mit denen Ihr ſo manche Schlacht gewannet, Herr König,“ ſagte Amilias.

Der König aber ſchüttelte ungläubig ſein Haupt.

„Nein,“ ſagte er, „noch nie iſt eine ſo treffliche Klinge aus deiner Hand gekommen. Sag' an, Goldbrand, wareſt nicht du der Schmied? Geſteh' es frei!“

Digitized by Google

Wieland läugnete. Als aber der König immer ſtärker in ihn drang, da geſtand er die Wahrheit, und der König lobte ihn ſo ſehr, daß Amilias ergrimmte und Wielanden zu ſchmähen anhub.

„Wohlan,“ ſagte der, „ich bin bereit, meine Kunſt mit der deinen zu meſſen, und Kenner mögen richten zwiſchen dir und mir.“

Amilias nahm die Wette an und von ihm wurde beſtimmt, daß der Sieger den Gegner ſollte tödten können.

„Ich geh' es ein,“ ſprach Wieland, „aber was ſoll die Probe ſein?“

„Schmiede du ein Schwert,“ erwiederte Amilias, „ich aber will eine Rüſtung ſchmieden, Helm, Harniſch und Panzerhoſen. Wenn du mir meine gute Rüſtung verſehrſt, ſo ſollſt du mir das Haupt vom Rumpfe trennen.“

„So ſei es,“ ſprach Wieland; „und ſiegſt du mir ob, ſo ſei dir mein Kopf verfallen, wie mir der deine.“

Kaum war dieſe Wette feſt gemacht, ſo ging Amilias in ſeine Werkſtatt, um ſogleich voll Eifers ſeine Aufgabe zu löſen. Dort aber fand er den künſtlich geſchmiedeten Nagel auf dem Ambos, und errieth leicht, daß kein Anderer als Goldbrand ihn geſchmiedet haben könne. Da ward ihm das Herz ſchwer, denn ſo treffliche und kunſtreiche Arbeit hatte er noch nie geſehen. Bei alledem tröſtete er ſich, indem er dachte, daß ſich in einem ganzen Jahre doch Vieles thun laſſe, ſetzte ſich zur Arbeit und ſchmiedete nun Tag und Nacht an ſeinem Gewaffen. Immer zu hämmerte er, und hämmerte alle zwölf Monden durch, bis das Jahr wechſelte.

Inzwiſchen diente Wieland im Saale des Königs und dachte nicht an ſeine Wette, ſondern nur an die ſchöne Prinzeſſin Bathilde, die ihn ganz und gar in ihre Zaubernetze gezogen hatte. Der König ſelbſt mußte ihn endlich an ſein Werk erinnern.

„Wohlan,“ ſprach da Wieland, „bauet mir eine Schmiede, dann mag geſchehen, was ſoll.“

Der König ließ die Schmiede bauen, und da ſie fertig war, ging Wieland an den Ort, wo er ſein Werkzeug vergraben hatte, um es zu holen. Aber ſiehe da, all' ſein Gut war ihm geraubt worden, und als Wieland nachſann, wer es wohl gethan haben möchte, da erinnerte er ſich des Mannes, der ihn beim Bergen ſeiner Schätze belauſcht hatte, und dachte ſein Geſchmeide wohl wieder zu bekommen. Er ging zum Könige, erzählte ihm was vorgefallen war, und bat ihn, alle Ritter und Herren ſeines Reiches zu verſammeln, damit er den Dieb, deſſen Geſtalt ihm noch ganz deutlich vor Augen ſchwebe, ausfindig machen könne. Der König erfüllte ſeine Bitte, aber unter allen Rittern befand ſich der Dieb nicht, und der König zürnte Wielanden ſehr, weil er glaubte, dieſer habe ihn belogen. Wieland aber ging hin, formte insgeheim ein treffliches Bild von Erz und ſtellte es neben die Thür vor des Königs Schlafgemach.

Abends nun, als der König zur Ruhe ging und Wieland ihm die Leuchte vortrug, erblickte er die eherne Bildſäule und ging vergnügt auf ſie zu.

„Ei, Reigin,“ ſprach er, „biſt du glücklich aus Schwedenland zurückgekehrt? Warum doch hat man mir deine Ankunft nicht gemeldet?“

Die Bildſäule blieb ſtumm und ſtarr bei des Königs Worten; Wieland aber ſagte:

„Herr, erwartet nicht, daß Metall zu reden beginne. Ich ſelbſt formte das Bild und ſtellte es hierher, damit Ihr den Dieb erkennen möget, der mir alle meine Habe genommen hat!“

Bei dieſen Worten erſtaunte der König, und bewunderte die Kunſtfertigkeit Wielands über alle Maßen.

„Wenn dieſer der Dieb war,“ ſprach er, „dann konnteſt du ihn freilich nicht unter den verſammelten Herren ausfindig machen. Aber ſei ruhig. Wenn Reigin zurückkehrt, wird er dir all' dein Gut unverkürzt zurückſtellen.“

Und wie der König ſagte, ſo geſchah es, denn Reigin war ein tapferer und wackerer Ritter, der nur zum Spaße den Diebſtahl begangen hatte, um den Beſitzer des Gutes ein wenig zu ängſtigen.

Nun hatte Wieland Schmiede und Werkzeug, aber noch immer dachte er nicht daran, das Schwert zu ſchmieden. Anſtatt deſſen verfertigte er allerlei künſtlichen Schmuck von Gold und edlem Geſtein, den er der Prinzeſſin Bathilde ſchenkte, damit ſie ſich ſchmücken möge zu ſeiner Freude. Endlich, als elf Monden von den zwölf vergangen waren, drang der König ernſtlich in Wieland, ſein Wort zu löſen, und Wieland meinte nun auch, daß es an der Zeit ſei, das Werk zu beginnen. Und in ſieben Tagen ſchmiedete er ein treffliches Schwert, ſo blank und ſcharf, wie es nur wenige in der Welt gab. Das zeigte er dem Könige, und dieſer ſagte:

„Wenn du das in Einer Woche gefertigt haſt, ſo gibt es deines Gleichen nicht mehr.“

Wieland lächelte. „Lobt es nicht zu frühe,“ ſagte er. „Erſt wollen wir ſehen, ob es auch Probe hält.“

Sie gingen zuſammen an einen reißenden Strom, und Wieland nahm ein Stück Wolle, das, einen Fuß dick, eben aus der Preſſe kam, warf es in das Waſſer, wo es am raſcheſten dahin ſtrömte, und hielt ſein Schwert mit der Schneide dagegen. Und ſiehe, das Schwert zertrennte die Wolle in zwei Stücke, als ob ſie aus einander gehauen wäre.

„Das Schwert muß mein ſein!“ rief der König und griff danach, um es zu ſchwingen. Aber es war für ihn viel zu ſchwer.

Mittlerweile beſah Wieland die Wolle und die durchſchnittene Fläche ſchien ihm noch lange nicht glatt genug. „Bis jetzt iſt es nicht ſonderlich,“ ſagte er. „Ehe es ſeinen Meiſter lobt, muß es noch viel beſſer werden.“

Und er ging in die Schmiede, nahm ſeine Feile zur Hand und zerfeilte das ganze Schwert zu eitel Staub. Den nahm er, mengte ihn mit Mehl und Milch zu einem Teige, und gab denſelben Maſtvögeln

Digitized by Google

zur Speiſe, die ihn gierig verſchlangen. Ihren Unrath ſammelte am Morgen darauf Wieland, ſchmolz ihn in feueige Gluth, ſchöpfte den Unrath aus dem Keſſel und gewann endlich ein reines, von allen Schlacken geſondertes Metall. Daraus ſchmiedete er in abeemals ſieben Tagen ein neues Schweet, und gewiß war es noch härter und feſter nnd geſchmeidiger, als das erſte. Der König lobte es ſehr, der Schmied abee ſprach: „Wir wollen ſehen, ob es die Probe aushält.“

Und Wieland ging an ein Waſſer, ſo langſam dahin floß, und legte ein Stück Wolle darauf, das nach allen Seiten hin zwei Fuß dick war und eben aus dee Preſſe kam. Und als die Wolle nun allmählig abwärts ſchwamm, hielt der Schmied ſein Schwert dagegen und in zwei Hälften getheilt, ſchwamm die Wolle weiter. Wieland ergriff ſie raſch und fand den Schnitt noch immer nicht glatt und eben genug; der König aber ſchwang das Schwert und ſchwang es lange, bevor ſein Arm ermüdete.

„Noch immer iſt das Schwert nicht gut genug,“ ſprach da Wieland und ging in die Schmiede, wo er die gute Klinge abeemals zu Staub zerfeilte und, mit Milch und Mehl vermiſcht, den Vögeln zum Fraße vorwarf. Den Unrath warf er von Neuem in die Gluth und aus dem nun gänzlich gereinigten Metall ſchmiedete er das wunderbare Schwert, das als König der Schwerter aller Welt bekannt und von Wieland Mimung genannt wurde. Und als der König dieſes Schweet ſah, da verſtummte er von Neuem; Wieland aber lobte es ſelber und ſagte: „Mich dünkt, dieß iſt gut und wird wohl die Probe beſtehen.“

Und ſie gingen an einen Ort, wo das Waſſer ganz langſam floß, warfen ein Stück Wolle hinein, das nach allen Seiten hin drei Fuß dick war, und Wieland hielt die Schärfe des Schwertes dagegen. Als nun die Wolle leiſe gegen die Schärfe glitt, da theilte ſie dieſe in zwei Hälften und der Schnitt war ſo glatt, daß man auch nicht die mindeſte rauhe Fläche bemerkte. Da war Wieland zufrieden und reichte das Schwert dem Könige, der es lange lange in der Luft ſchwang, ohne nur die mindeſte Emüdung zu verſpüren.

„Ha, dieß Schwert gilt mir mehr, als mein Königeeich!“ rief er aus. „Wenn du es für mich geſchmiedet haſt, ſo will ich es mit Gold bedecken von oben bis unten, und das Gold ſoll dein ſein. Wie Wetterleuchten blitzt es, wenn es durch die Luft ſauſt, und nur eines Königs Hand iſt würdig, es zu ſchwingen.“

„Es ſoll Euer ſein,“ erwiederte der Schmied. „Aber erſt laßt mich das Gehenk und die Scheide dazu machen, damit es ein würdiges Geſchenk Euees Dieners ſei.“

Fröhlich ging dee König von dannen. Wielanden aber warnte in der Nacht ein Traum, das Schwert dem Könige nicht zu geben. Da ſchmiedete er ein anderes, dem erſten völlig gleich, und meinte, das ſei für den König gut genug.

Mittlerweile hatte auch Amilias ſeine Arbeit vollbracht, legte den Bruſtpanzer an und ging auf den Markt. Wer ihn da ſah, der lobte ſeine Arbeit, und prahlend rief Amilias aus: „Ja, der Panzer iſt wohl ſo trefflich, daß kein Schwert ihn verſehrt. Und wenn ſelbſt Thor ſeine Blitze dagegen ſchleuderte, ſie würden ihn nicht durchdringen.“

Die Uebrigen ſtimmten ihm bei, und ſtolzen Muthes ging Amilias nach Hauſe, legte die Panzerhoſen an und freute ſich baß, als auch dieſe über die Maßen gelobt wurden. Dann holte er auch den Helm und ſtolzierte damit umher, und rief in peahlendem Uebermuthe: „Wenn alle Sterne vom Himmel niederfielen, ſie würden an dem Helme zerſchellen, ſo hart und trefflich iſt er geſchmiedet.“

Alle bejahten das, und hochmüthig begab Amilias ſich zum Könige, der ebenfalls das prächtige Gewaffe bewundern mußte. Nach der Tafel ſollte die Wette entſchieden werden. Siegprangend ſetzte ſich Amilias in ſeinen blanken Waffen auf eine Steinbank und alle Ritter ſammelten ſich um ihn her. Selbſt auch Prinzeſſin Bathilde war zugegen, um den Ausgang des Wettkampfes zu ſchauen. Wieland aber ging hin in ſeine Schmiede und holte ſein Schwert Mimung, das er blank und bloß in ſeiner Hand herbeibrachte.

Noch ſaß Amilias auf dem Steine und brüſtete ſich, wie auf einem Königsſtuhle. Wieland aber ſtellte ſich mit ſeinem Schwerte hinter die Bank, legte die Schneide auf den Helm ſeines Gegners und drückte ganz leiſe darauf.

„Sage mir, wie es thut, wenn du etwas verſpürſt,“ ſprach er.

„Haue nur zu aus allen Kräften,“ erwiedeete Amilias. „Du wieſt es wohl bedürfen, wenn du meinen Helm ritzen willſt.“

Da drückte Wieland ſtäeker auf ſein Schwert, und das Schwert fuhr hin durch Helm und Haupt, durch Panzer und Leib bis auf den Gürtel und ſchnitt auch noch die Eiſenhoſen entzwei.

„Sag' an, wie thut es?“ fragte Wieland.

„Ei, mir iſt zu Muthe, wie Einem, dem ein Tropfen kalten Waſſers durch den Leib rinnt,“ erwiederte Amilias. „Mach' zu und vergeude nicht die Zeit mit unnützen Dingen.“

„Schüttle dich!“ rief Wieland. „Ich ſage dir, du haſt heute im Saale den letzten Tropfen getrunken.“

Amilias ſchüttelte ſich mächtig und ſiehe da, alsbald fiel zu beiden Seiten ein halber Ritter in's Gras. Mitten durch hatte Mimung die blanken Waffen geſchnitten, und aus Amilias Seiten ſchoſſen Ströme von Blut hervor, alſo daß alle Verſammelten vor Entſetzen laut aufſchrieen. Nachher aber zollte Jeder dem trefflichen Schwerte ſeinen Beifall und der König griff danach, um ſich den Beſitz deſſelben zu ſichern.

„Nicht alſo, Heer,“ ſprach Wieland, „eeſt will ich es von dem Blute ſäubern, mit dem es beſchmutzt iſt.“

Und raſch ging er in ſeine Werkſtatt, vertauſchte die Schwerter, barg ſeinen Mimung an ſichecem Orte und brachte das andere dem Könige, welcher es mit

Digitized by Google

Freuden in Empfang nahm und die Täuſchung nicht bemerkte. Er ernannte den Schmied zu ſeinem Mundſchenken, und um ihn recht hoch zu ehren, rüſtete er ein Bankett, ließ ihn bei Tafel den erſten Platz einnehmen und kredenzte ihm mit eigener Hand den erſten Becher voll feurigen Weines.

Während aber König und Edle zechten, ließ Bathilde ihren Vater aus dem Saale rufen und verkündete ihm mit Schrecken, der wunderbare Schmied ſei kein anderer, als Wieland, der weit berühmte Held.

„Und was ſchadet das?“ fragte der König.

„Haſt du nicht ſein Weib und Kind morden laſſen?“ fragte Bathilde zurück. „Er wird uns Alle verderben, wenn er es erfährt. Doch damit er dich nicht heimlich ermorde, ſo nimm dieß Meſſer. Wenn du mit ſeiner Klinge Speiſe oder Trank berührſt, ſo wird ſie leiſe ertönen, falls Gift darinnen iſt. Alſo gebrauche kein anderes mehr hinfort.“

Der König verſprach's und kehrte in den Saal zurück, wo er den wackern Schmied durch Liſt zum Geſtändniß brachte, daß er Wieland ſei. Wieland geſtand ſeinen Namen ohne Arg, denn er erinnerte ſich nicht mehr des Leids, ſo König Neiding ihm zugefügt hatte, und glaubte ſich bei Freunden und ſicher geborgen. Alle Anweſenden ſtaunten den weit berühmten Meiſter an und ehrten ihn hoch mit preiſenden Worten. Der König aber fragte ihn, warum er ſein gutes Schwert Mimung geheißen habe?

„Ich nannt' es ſo einem guten Meiſter zu Ehren, der Mime hieß,“ erwiederte Wieland.

„Er war doch aber *dein* Meiſter nicht,“ ſprach der König; „mich dünkt, du habeſt deine Kunſt von Zwergen gelernt.“

Dieß bejahete Wieland, und nun drang der König in ihn, nähere Kunde von ſeiner Herkunft und ſeinen Schickſalen zu geben. Und Wieland erzählte vom Seekönig Wiking, wie der ſich mit Ran's Tochter, dem Wellenmädchen Wachilde, vermählt und einen Sohn mit ihr gezeugt habe, Wate genannt.

„Nach ſeiner Geburt,“ ſprach er, „erſchienen drei Nornen, und die Erſte ſchenkte ihm Weisheit, die Zweite Kraft und Stärke, und Wiking dankte für die Gaben. Als aber die Dritte dem Knäblein nie zufriednen Muth, der immer auf Neues ſänne, ſchenkte, da ward der König Wiking zornig und mißachtete die Gabe ſo ſehr, daß die Norne ihr Geſchenk zurücknahm. Alſo geſchah es, daß Wate ſtark wurde und ſehr weiſe, aber auch nie ſeinen Geiſt zu höherem Fluge erhob. Er ſehnte ſich nie nach Ruhm und königlicher Größe, und als ſein Vater ſah, daß er nicht zu ſeinen Helden paſſe, ſo gab er ihm zwölf Höfe zu Seeland, wo er ſtill und zufrieden ſaß, eine treffliche Frau zu ſeiner Gattin wählte und von ihr drei Söhne geſchenkt erhielt. Der älteſte war ich, der zweite Eigel, und Helferich der dritte. Und als die Nornen zu ihm kamen, empfing er ſie beſſer, als ſein Vater, und wir Söhne empfingen treffliche Gaben von ihnen. Mir verliehen ſie Weisheit, die Kunſt des Schmiedens zu lernen, Eigeln verliehen ſie Weisheit, ein trefflicher Schütz, und Helferichen, ein geſchickter Arzt zu werden. Mich that mein Vater zu Mime'n in die Lehre, wo ich blieb, bis der Meiſter vom jungen Frankenkönig Siegfried erſchlagen ward. Das aber ging alſo zu. Zu Mime'n kam oft der junge Siegfried, neckte ihn und ſeine Geſellen, wie auch mich und meinen Vetter, den treuen Eckard, und nannte mich bisweilen den Elfenſohn, was den Eckard, den Sohn des Königs Nordian, einſt ſo in Wuth brachte, daß er ſeine Zange Siegfrieden hinter das Ohr warf. Der junge Knabe blutete und ward beinahe ohnmächtig. Bald aber erholte er ſich, griff meinem Vetter mit der Linken in's Haar, warf ihn auf den Sand und zog ihn, obgleich wir Andere alle ihm zu Hilfe eilten, mit gewaltiger Kraft vor die Thüre. Gerade da trat Mime hervor, ſchalt den Knaben hart und warf ihm vor, daß er etwas Beſſeres thun könne, als ohne Noth andere Leute zu ſchinden. „Warum rächſt du nicht den Tod deines Vaters,“ rief er. „Man hat ihn erſchlagen, und anſtatt zu Felde zu ziehen und die mörderiſchen Hundinger zu ſuchen, liegſt du hier in der Schmiede und treibſt lauter Poſſen.“

„Ei,“ erwiederte Siegfried lachend, „was plauderſt du doch ſo thöricht! Schmiede mir erſt das Schwert, ſo du mir verſprochen haſt, und dann will ich in den Kampf ziehen. Wenn es aber nicht binnen drei Tagen fertig iſt, ſo haſt du es mit mir zu thun und ſollſt meine Rache fühlen.“

Mit ſolchen Worten und noch dräuenderen ging Siegfried von dannen, und dem alten Mime ward ſo bange, daß er ihm ein Schwert ſchmiedete, ſo gut er konnte.

„Zeig' es her,“ ſprach Siegfried, als er nach dreien Tagen kam. „An dieſem Amboße will ich es verſuchen, ob es Probe hält.“

Und hoch ſchwang er die Waffe; aber als ſie mit ſchmetterndem Schlage auf das Eiſen niederſauste, zerbrach ſie in zwei Stücken, und Mime mußte ein anderes ſchmieden. Daran verwendete er alle ſeine Kunſt, aber auch dieſes zerbrach bei dem erſten furchtbaren Hiebe, und der Meiſter, als Siegfried ihn darum höhnte, rief aus: „Schmiede dir ſelber ein Schwert!“

„Das will ich!“ rief Siegfried und ſchlug mit dem ſchwerſten Hammer ſo gewaltig auf den Ambos, daß der Stein zerbarſt, der Ambos tief in die Erde hineinfuhr und das ganze Haus ſchütterte von dem furchtbaren Schlage. Dann ging Siegfried heim und ließ ſich von ſeiner Mutter ſeines Vaters Schwert geben, brachte das Mime'n und befahl ihm, da es in zwei Stücke zerbrochen war, es wieder zuſammen zu ſchmieden.

„Und was willſt du mit dem Schwerte beginnen, wenn ich es hergeſtellt habe?“ fragte der alte Mime.

„Meines Vaters Tod rächen!“ rief Siegfried.

„Und brauchſt du nicht auch einen vollſtändigen Harniſch zu der Fahrt?“

„Mag ſein, daß er von Nutzen iſt, und wenn du ihn ſchmiedeſt, will ich ihn nehmen.“

Digitized by Google

„Nun, ich will dir Alles ſchmieden,“ ſprach ſchlau der alte Mime, der den Siegfried gerne für immer los geworden wäre. „Aber ſieh, es fehlt mir an Kohlen und Niemand traut ſich in den Wald, welche zu brennen, weil Drachen und Ungeheuer darin wohnen. Schaffſt du mir Kohlen, ſo fange ich zu ſchmieden an. Du wirſt doch keine Furcht haben vor den Ungethümen?“

„Nur her mit dem Werkzeuge!“ rief Siegfried ſtolz. „Ich fälle die Bäume und brenne Kohlen daraus.“

Siegfried ging in den Wald und beſtand daſelbſt einen furchtbaren Kampf mit dem Drachen Fafner, Mime's Bruder, welcher von Letzterem aufgereizt war, dem Leben des jungen Helden ein Ende zu machen. Und als anſtatt des Knaben der Drache im Blute lag, verbrannte Siegfried ſeinen Finger am Herzen deſſelben, ſteckte ihn in den Mund und verſtand nun die Stimmen der Vögel. Die Nachtigallen ſchlugen auf einem Lindenaſt und thaten ihm manches Geheimniß kund, auch daß es Mime geweſen ſei, welcher ſeinen Vater erſchlagen habe, nicht aber die Hundinger. Da erfaßte ihn Grimm; er rannte in die Schmiede und erſchlug Mime'n mit eigener Hand, ohne daß die Andern es verhindern konnten.“

Wieland erzählte nun weiter, wie er bei den Zwergen ſeine Kunſt erlernt, und wie nach Jahr und Tag der Vater Wate gekommen ſei und ihn geholt habe, damit er eine Probe ſeiner Kunſt ablege. Er ſchmiedete ein Buchfinkenneſt und zwar ſo täuſchend der Natur ähnlich, daß ein Vogelpaar darin niſtete. Dieſe große Kunſtfertigkeit erregte den Neid der Zwerge. Sie tödteten Wate und ſtellten auch Wielanden nach dem Leben. Dieſer aber entrann ihnen auf dem vogelſchnellen Roſſe Schimming, deſſen Gleichen auf Erden nicht zu finden war.

Wieland lobte das Roß über alle Maßen. Am andern Morgen aber ſprach König Neiding zu ſeiner Tochter: „Elfweißens Ring haſt du, das Schwert Mimung habe ich, und das edle Roß Schimming wird uns auch nicht entgehen.“

Mittlerweile ließ König Rother von Schweden um die Hand der Prinzeſſin Bathilde werben, und da die Prinzeſſin das Bündniß weigerte, folgte eine Kriegserklärung. Neiding mit ſeinen Heerſchaaren zog ohne Säumen nach Schweden, um den Feind an ſeinem Heerde anzugreifen. Reigin führte das Banner, Gram war zum Marſchall ernannt worden. Auch Wieland folgte dem Heere auf ſeinem vogelſchnellen Roſſe, und Mimung, ſein gutes Schwert, klirrte an ſeiner Hüfte.

Fünf Tage waren ſie ſchon geritten, ehe ſie auf den Feind trafen. Als aber endlich Kunde kam, er rücke heran, da plötzlich fiel dem König Neiding ein, daß er ſeinen Siegerſtein, der ihm in allen Schlachten den Sieg verlieh, vergeſſen hatte, und es bangte ihn um den Ausgang der bevorſtehenden Schlacht. In ſeiner Noth verſprach er demjenigen ſeiner Tochter Bathilde Hand, der ihm vor Beginn des Kampfes den Stein verſchaffen würde, und Viele forderte er auf, daß ſie ihn holen möchten. Alle aber ſagten, es wäre unmöglich, in Einer Nacht fünf Tagereiſen hin und zurück zu legen. Endlich ließ er auch Wieland zu ſich kommen, und dieſer verhieß ihm, ſeinen Wunſch zu erfüllen, wenn König Neiding ihm wirklich ſeine Tochter und einen Sitz auf ſeinem Throne geben wolle. Der König verſprach es, und nun ging Wieland hin und zäumte den Hengſt Schimming.

Die Schilderung dieſes Rittes iſt ſo herrlich, daß wir es vorziehen, die Worte der Dichtung zu geben.

Er ſchwang ſich in den Sattel, als eben ſank die Nacht,
Und hurtig ging es, hurtig dahin in lichter Pracht.
Ein weißer Streifen hellte, ſchon ſchien es, Thal und Höh'n,
Und ſchon vernahm die Eb'ne der ſchnellen Hufe Getön.

Läßt Thor die Wetter leuchten? fuhr hier ein Blitz vorbei?
Und hurtig ging es, hurtig durch Wald und Haide frei.
Noch einmal ſporne kräftig den königlichen Hengſt:
Eile, Wieland, eile, daß du Bathilden umfängſt.

Hier noch ein Vorgebirge, dann kommt der Meeresſtrand,
Schon von der Fluth gegürtet, erſcheint das reiche Land:
Da liegt die Burg am Ufer; geſchwind, ſo iſt's vollbracht.
„Nun weide, Schimming, weide!“ Es war zu Mitten der Nacht,

Als Wieland aus der Lade nahm den Siegerſtein,
„Nun muß ich noch zurücke, das fiel mir gar nicht ein.“
Und wieder in den Sattel ſchwang ſich der raſche Held,
Und mit verhängtem Zügel ſtob Schimming über das Feld.

Da mußt' er erſt empfinden den ſcharf gewetzten Sporn,
Und hurtig ſprang er, hurtig und ſcheute keinen Dorn.
Wohl über Hecken ſetzt' er, Geſträuch und Gräben hin,
Daß er mit hohen Sprüngen ein flackernd Irrlicht erſchien.

Schon lag die Küſte wieder verhüllt in Finſterniß,
Da ſtob er durch die Haide mit ſchäumendem Gebiß.
Wie Flocken flog es nieder; dem Roſſe war ſo heiß:
Eine Milchſtraße führte durch die Eb'ne ſilberweiß.

Nun über Bergesrücken und wieder in den Schlund,
Wie donnerten die Brücken, wie ſchlug der Huf den Grund!
Und hurtig ging es, hurtig dahin in lichter Pracht:
Da ſchimmern ſchon die Zelte; geſchwind, ſo iſt es vollbracht.

„Nun weide, Schimming, weide.“ Da ſchwang er ſich auf's Feld:
Noch dunkelte der Oſten, vom Morgen unerhellt,
Doch goſſen Mond und Sterne hernieder klaren Schein:
„Nun mag der König ſchlafen; ich bring' ihm ſeinen Siegerſtein!“

In das Lager zurückgekehrt, traf Wieland auf den Marſchall Gram, der ihm den Siegerſtein abforderte, um denſelben dem Könige zu überreichen. Wieland weigerte dieß, es kam zum Streite, und Marſchall Gram erlag den Schwerthieben des tapfern Schmiedes. Als nun aber der Sieger zum Könige kam, nahm dieſer den Tod des Marſchalls zum Vorwande, um Wielanden ſein Wort zu brechen, und dieſer ritt im Grimm davon und verſuchte aus Rache Bathilde zu vergiften. Der Streich mißlang aber, und als entdeckt ward, daß Wieland der Verräther ſei, ließ der König ihn greifen, ihn mit Ketten binden, die er ſelbſt geſchmiedet hatte und alſo nicht zerreiſſen konnte, und ließ ihm die Sehnen beider Füße am Knöchel durchſchneiden, alſo daß er gelähmt ward. Wieland wurde faſt raſend vor Zorn und Ingrimm,

Digitized by Google

aber die Liebe zu Bathilde ließ den Zorn bald verrauchen, und als ſeine Wunden geheilt waren, nahm er Krücken zur Hand und begann wieder ſein altes Geſchäft. Die Langeweile plagte ihn und durch Schmieden ſuchte er ſie zu vertreiben. Das ward dem Könige gerade recht. Er verſöhnte ſich mit dem Schmiede, und dieſer verfertigte ihm manches ſchöne Werk mit ſeinen kunſtreichen Händen.

Da geſchah es eines Tages, daß Bathilde beim Spiel zufällig Elſweißens Ring zertrat und Herlinde, ihre Wärterin, damit zu Wieland ſchickte, damit er den Ring wieder ganz machen ſolle. Herlinde gehorchte, Wieland aber erkannte auf den erſten Blick den Ring wieder, und plötzlich fiel es wie Schuppen von ſeinen Augen. Elfenweiß ſtand wieder in ihrer ganzen Schöne vor ſeinen Augen und er erkannte, daß König Neiding es ſei, der ihm alles Leid zugefügt hatte. Bathilden, die er durch die Zauberkraft des Ringes hatte lieben müſſen, haßte er jetzt, und ſein ganzes Herz ſchwoll von Gefühlen der Rache. Doch war er ſchlau genug, dieſelben der Wärterin zu verbergen.

„Der König hat mir verboten, für einen Andern zu ſchmieden, als nur für ihn,“ ſprach er. „Wenn Bathilde nicht ſelbſt kommt und allein, mag der Ring zerbrochen bleiben, wie er iſt.“

So ſprach Wieland und hatte Böſes im Sinne. Herlinde aber ging mit dem Ringe davon, um die Botſchaft des Schmiedes ihrer Gebieterin zu überbringen.

Mittlerweile dachte Wieland immer und immer der Rache, und wie er dem Könige ſo recht das innerſte Herz würde kränken können. Und zunächſt erſchlug er ſeine zwei Söhne, und zwar mit ſo viel Liſt, daß Niemand ihn für den Thäter halten konnte. Die Schädel und Gebeine derſelben verarbeitete er aufs Koſtbarſte zu Trinkgeſchirren, Schüſſeln, Meſſerheften und Leuchtern und ſchenkte dieß Geräth dem Könige, der es ohne Arg annahm und ſeine Tafel damit ſchmückte. Dann lockte er Bathilden mittelſt des Ringes in ſeine Werkſtatt und raubte ihr das Magdthum, und nahm ihr noch obendrein Elfenweißens Ring wieder weg.

Indeß Wieland alſo Rache übte, kam ſein Bruder Eigel mit Iſang, ſeinem Söhnlein, um den Schmied zu beſuchen, der, wie er vernommen, am Hofe König Neidings in hohen Ehren leben ſollte. Vor dem Königsſchloſſe blies er auf der Flöte, mit der er das Wild herbeizulocken pflegte, und dem ſüßen Schalle des zauberkräftigen Werkzeugs folgend, kam alles Gethier von nah und fern herbei, und auch die Menſchen ſäumten nicht, ſich einzufinden. Und plötzlich, hingeriſſen von der Gewalt des Klanges, fing Alles zu tanzen an; es tanzte der Bauer mit den Storchen, der Edelmann mit Rehen, der Ritter mit Auerſtier und Hirſch. Ein wilder Taumel hatte Alles erfaßt. Als aber der König ſelbſt, der die wunderbare Mähr vernommen hatte, aus dem Schloſſe trat, da ließ Eigel die Flöte verſtummen, der Tanz hörte auf, das Wild entfloh und athemlos ſtanden die Menſchen, die ſich eben noch in raſendem Wirbel gedrehet hatten. Eigel gab ſich dem Könige zu erkennen, dieſer aber zweifelte, ob er auch der berühmte Schütze ſei, und befahl ihm, einen Apfel von ſeines Söhnleins Haupte zu ſchießen. Nach vielem Widerſtreben gehorchte Eigel und ward nun vom Könige zum Dienſtmann angenommen.

Eigels erſter Gang führte ihn zu ſeinem Bruder, von deſſen traurigem Schickſale er Kunde bekommen hatte. Wieland warnte ihn vor des Königs Hinterliſt, und Eigel erzählte ihm dafür, daß Elfenweiß und ihr Söhnlein zwar nicht todt, aber mit Hilfe ihres Schwanengefieders entflohen wären. Auch Schwanenweiß und Schneeweiß ſeien fort.

Mit Freuden vernahm Wieland dieſe Botſchaft. „Schaffe mir Federn genug,“ ſprach er, „und ich ſchmiede mir ein Gewand zum Fliegen. Wenn unſere Frauen nur leben; ihre Flucht ſoll uns nicht kümmern, denn ich weiß, wo ſie wohnen, und werde ſie wiederfinden!“

Eigel ſchoß Vögel in großer Zahl und brachte ihr Gefieder dem Bruder, welcher daſſelbe gar bald zu einem Fluggewande verarbeitete. Und als es fertig war, ließ er von Eigel eine Probe machen, die vortrefflich gelang, und dann ſprach er zu ihm: „Jetzt werde ich erſt zu Helferich fliegen, damit er meine Füße geſund mache, und dann unſre Frauen ſuchen. Vorher aber will ich dem Könige eine Mähr zurufen, die ihm nicht gefallen wird. Wenn er dich zwingt, nach mir zu ſchießen, ſo ziele nach dieſer Blaſe, die ich unter den linken Arm nehmen werde. Sie iſt voll Blut, und wenn es dahin ſtrömt, wird der König mich getroffen glauben und dich nicht beſtrafen.“

Nach dieſen Worten ſchwang ſich Wieland auf den höchſten Thurm der Veſte und rief mit ſtarker Stimme den König, bis er herauskam. Verwundert ſah er ſeinen Schmied hoch oben auf der Zinne. Wieland aber rief ihm zu, was er aus Rache ihm Böſes zugefügt, daß er ſeine Söhne getödtet, ſeine Tochter entehrt und den Siegerſtein entwendet habe. Grimmig befahl der König Eigel'n, ſeinen Bruder niederzuſchießen. Eigel's Pfeil flog, zerriß die Blaſe und das Blut träufelte heraus warm und roth. Wieland aber flog auf und ſchwang ſich lachend hoch durch die Lüfte davon.

König Neiding erlag in einem Kriege mit Rother von Schweden und ſiechte elend in Gram und Kummer dahin. Seine Tochter aber gebar ein Knäblein, das Wittich geheißen ward, und von deſſen Schickſalen wir ſpäter berichten werden. Eigel mit ſeinem Sohne entkam, und das Ende des Liedes läßt vermuthen, daß die drei Brüder, nachdem Wieland geheilt worden war und die drei Schweſtern Elfenweiß, Schneeweiß und Schwanenweiß in die Heimath zurückgeführt hatte, ein glückliches Leben mit einander führten.

Franz Hoffmann.

Digitized by Google

Der Kaſtanienbaum.

(Castanea vesca W. Zahme Kaſtanie.)

(Taf. 44.)

Die *wilde Kaſtanie*, auch *Roßkaſtanie* genannt, iſt als Alleen- und Schattenbaum allerwärts bei uns bekannt und wird durch ganz Deutſchland beinahe überall angetroffen. Nicht ſo der *zahme Kaſtanienbaum*, von welchem wir hier die Abbildung geben, und der, in Kleinaſien einheimiſch, weit weniger leicht bei uns gedeiht, und namentlich nicht mit jedem Standorte vorlieb nimmt. Uebrigens wächſt derſelbe auch in Deutſchland ſehr üppig, wo ihm Boden und Lage gehörig zuſchlagen, und die Kaſtanienwälder in den Bergen der Rheingegenden und auch im Neckarthale geben den beſten Beweis, daß dieſer ſo nützliche und ergiebige Baum noch an vielen Orten fortkommen würde, wo an deſſen Anpflanzung bis daher noch gar nicht gedacht worden iſt. Die meiſten der ſogenanten Kaſtaniengärten, wie man ſie am Rhein hinunter antrifft, ſind ohne Zweifel römiſchen Urſprungs; denn die Römer haben die *zahme Kaſtanie* zur Zeit der Kriege unter Julius Cäſar, etwa vierzig Jahre vor Chriſtus, aus Kleinaſien nach Italien, und von da gleichzeitig mit dem Weinſtock nach den Rheingegenden gebracht. Andere laſſen ſie aus der Umgegend von *Caſtanea*, einer ehemaligen Stadt in Theſſalien, ſtammen, und jedenfalls rührt der botaniſche Namen von dort her; auch finden ſich in jener Gegend noch jetzt Kaſtanienbäume von ſeltener Größe. Der größte aber möchte wohl bei Brydone am Aetna ſtehen; denn dieſer ſoll 178 Fuß im Umfang haben und 100 Pferde in ſeiner Höhlung aufnehmen können; er beſtehe, lieſt man, aus ſieben Stämmen, welche aber einer gemeinſchaftlichen Wurzel entſproſſen ſeien. Tortworth in der Grafſchaft Glouceſterſhire in England ſoll auch ein merkwürdig großes und altes Exemplar von einer zahmen Kaſtanie aufzuweiſen haben, ſo wie denn überhaupt behauptet wird, daß einige der *älteſten Bäume* auf unſerer Erde ſolche zahme Kaſtanienbäume ſeien.

Bekanntlich liefert der *zahme Kaſtanienbaum* eine eßbare nußartige Frucht, welche namentlich geröſtet einen ausgezeichnet angenehmen Geſchmack hat, und da der Baum dabei in der Regel merkwürdig ergiebig iſt, ſo wird es allerdings ſchon deßhalb nicht recht begreiflich, warum ſo wenig für die Einführung deſſelben geſchieht. Bedenkt man aber vollends, daß dieſer Baum eines der beſten, wo nicht das vorzüglichſte Zimmerholz abgibt, zumal in die Erde und in das Waſſer von unvergleichlich langer Dauer, ſo kann man ſich nur wundern über die Gleichgültigkeit unſerer deutſchen Forſtwirthe, die ſich in der That keine ſonderliche Mühe geben, das Verhalten dieſes Baumes genau kennen und auf dieſe Weiſe die Schwierigkeiten überwinden zu lernen, welche ſich bis daher da und dort dem Gedeihen der *zahmen Kaſtanie* entgegen geſtellt haben. Die Römer würdigten dieſen Baum beſſer; denn kaum damit bekannt geworden, ſuchten ſie denſelben überall einzuführen, ſo weit ihr mächtiger Arm reichte.

Es iſt Erfahrungsſache, daß der Kaſtanienbaum in bergigen Gegenden, beſonders in Granit- und Sandſteinformationen auf zerklüfteten Felsarten vorzüglich gedeiht, weit beſſer als im Thale, ebenſo an nördlichen, nordweſtlichen und nordöſtlichen Abhängen beſſer, als an ſüdlichen, und daß er dabei tiefgründigen Boden verlangt; auf Kalkgebirgen kommt er nicht gut fort. Man findet ihn aber noch auf einer Höhe von 1800 Fuß über der Meeresfläche, und zwar in üppigem Wuchſe, mit Stockausſchlägen von ausgezeichneter Länge und Stärke, ſelbſt wenn der Baum zu ſeiner Hiebzeit ſchon in hohem Alter ſtand, was ihn namentlich auch zu Niederholz auf kürzeren, etwa 15—20jährigen Abtrieb empfiehlt. Dabei iſt das *Kaſtanienſtangenholz* ſehr werthvoll, denn Rebſtickel und Baumpfähle können Jahre lang im Gebrauche ſein, ohne abzufaulen, und zu Hopfenſtangen läßt ſich wohl gar keine tauglichere Holzart finden, als eben dieſe. In England, in der Grafſchaft Kent und anderen Hopfenbau treibenden Diſtrikten, haben ſie längſt ſchon keine anderen, als Hopfenſtangen von Kaſtanienholz. Fünfzehnjährige Stangen von dreißig Fuß Länge und drei Zoll Dicke ſind etwas Gewöhnliches, und Loden von fünf Fuß Länge im erſten Jahre nach dem Abtrieb kann man gar häufig ſehen. Sobald der Baum nicht im Thale ſteht und überhaupt ſich an ſeinem rechten Orte befindet, iſt er auch keineswegs ſo empfindlich gegen Kälte, als man glauben könnte, weil er im anderen Falle ſehr leicht Schaden nimmt. Nur die Früchte erfrieren meiſtens, wenn ſie zum Behuf der Anzucht von jungen Bäumen vor Winter ſchon in die Erde gebracht werden, weßhalb man beſſer daran thut, die zur Zucht auserleſenen Nüſſe über den Winter im Keller ſchichtenweiſe in Sand einzugraben und ſie daſelbſt zu laſſen, bis ſie gekeimt haben, um ſie alsdann im Frühjahr, wenn die Gefahr von Fröſten vorüber iſt, ſammt den Keimen erſt in Boden zu legen.

Die aus den Nüſſen erzogenen Stämmchen geben übrigens gewöhnlich nur Bäume, welche unanſehnliche kleine Früchte tragen, weßhalb ſie häufig mittelſt *Pfropfens veredelt* werden, wie ſolches bekanntlich bei anderen Fruchtbäumen auch geſchehen muß, z. B. bei Aepfel, Birnen, Kirſchen u. ſ. w. Man wählt zu dieſer Veredlung natürlich Zweige von ſchönen großfrüchtigen Sorten, unter denen die ſogenannte *Marronie* oder *Marone* die größte und ſchmackhafteſte iſt, die auch in unſeren Gegenden in günſtigen Jahrgängen eine große Vollkommenheit erreichen, und nicht ſelten mit den *italieniſchen* konkurriren können; denn von dorther bezieht man im Allgemeinen die ſchönſten und größten Früchte.

In der ſonſtigen Behandlungsweiſe, in der Baumſchule u. ſ. w. kommen die jungen Kaſtanienbäume ganz mit den Wallnußbäumen überein; namentlich aber ertragen ſie das Einſchneiden des Haupttriebes nicht gut, ſondern geben in dieſem Falle faſt immer ſchlecht

Digitized by Google

gewachſene Bäume ab. Eben ſo wollen ſie beim Verſetzen aus der Baumſchule auf ihren künftigen Stand mit aller Vorſicht behandelt ſein, weßhalb es ſehr gerathen iſt, die Nüſſe an Ort und Stelle zu legen und die Wildlinge daſelbſt zu veredeln.

Nach der Marronie iſt die gemeine zahme Kaſtanie, wie ſolche bei Neuſtadt an der Hardt, bei Heidelberg, das Neckarthal hinab und in den Rheingegenden meiſtens gebaut wird, die empfehlenswertheſte und auch die häufigſte Sorte. Nordamerika beſitzt eine kleinere Art (Castanea pumila W.), die Chinquapin-Nuß, welche ebenfalls ſehr ſüß und angenehm ſchmeckt; der Baum aber erreicht höchſtens die Höhe von dreißig Fuß und bleibt oft ſtrauchartig.

Im Habitus hat der zahme Kaſtanienbaum mehr Aehnlichkeit mit einzelnen nordamerikaniſchen Eichenarten, namentlich mit der Quercus Cerris, oder mit der Buche, als mit der ſogenannten Roßkaſtanie, mit welcher er auch nicht in der Blüthe übereinkommt und kaum einige Aehnlichkeit in den Früchten hat, welch' letztere, wie die Abbildung zeigt, ebenfalls in einem ſtacheligen Gehäuſe eingeſchloſſen und braun ſind. Die Blüthe aber iſt nichts weniger als ſchön, im Gegentheil unſcheinbar, wie bei der Buche, weßhalb der berühmte Linné den Baum auch zu den Buchen gerechnet und Fagus Castanea genannt hat. Die Roßkaſtanie dagegen hat bekanntlich eine prachtvolle Blüthe, ſo wie der Baum als Zierbaum überhaupt mehr Charakter hat und ſchönere Maſſen bildet, als der zahme Kaſtanienbaum.

Im natürlichen Syſteme wird letzterer zu der Familie der Kätzchenblüthler (Amentaceae) gezählt, und nach Linné's Sexualſyſtem gehört er in die Monoecia Polyandria (Kl. XXI., Ord. 7), in diejenige Klaſſe, wo bei halbgetrennten Geſchlechtern die männlichen Blüthen viele Staubfäden enthalten.

Ed. Schmidlin.

Erklärung der Tafel:

Fig. 1. Ein Zweig mit den Blüthenkätzchen, an welchem ſich zunächſt unten die weiblichen, weiter hinauf die männlichen Blüthen finden; in natürlicher Größe.

„ 2. Die reife Fruchtkapſel.

„ 3. Eine reife Nuß, deren ſich 1 bis 3 in der Fruchthülle zuſammen finden.

„ 4. Die männliche Blume, vergrößert.

„ 5. Die innere Seite eines Kelchblattes dieſer männlichen Blume, ſtark vergrößert.

„ 6. Die Raupe des blaupunktirten Holzbohrers, eine Feindin der zahmen Kaſtanie, welche ſich in die Markröhre der jungen Bäumchen einfrißt, und ſo zu deren Zerſtörung beiträgt.

„ 7. Die Puppe derſelben.

„ 8. Der blaupunktirte Holzbohrer, Bombyx aesculi, auch Blauſieb oder Punkteule genannt, welcher außer der zahmen Kaſtanie auch Buchen, Birken, Erlen, Rüſtern, Linden, Wallnuß- und Roßkaſtanienbäume, Eichen, Ebereſchen, Birnen- und Aepfelbäume, ſo wie den Granatbaum angreift, und ſeine Eier an dieſelben legt.

Die Squatter.

Es mögen nun ein dreißig Jahr gerade ſeitdem verfloſſen ſein, erzählte ein alter Anſiedler in den ſüdlichen Provinzen Amerika's, da zog ich mit meinem Freunde Aſa Rolins, mit meinem Schwager Righteous, einigen andern Kameraden und unſern Weibern und Kindern den Miſſiſſippi hinunter, auf Kähnen natürlich. Waren von Kentucky herab gekommen, und ſuchten uns ein Stück gutes Land, wie es ſo ein Squatter gebrauchen kann, um die Mühe der Bearbeitung dran zu wenden. Konnten lange keins finden, bis wir endlich anlegten, und wir drei Männer uns aufmachten in's Innere, und da umher ſpähten und lugten. Ich hatte einen Kompaß mitgenommen, und wollte nicht eher zurückkehren, bis ich hatte, was ich wollte. Und wie ich ſo vordringe — es war am vierten Tage — kam ich auf ein Hochland, oder wie wir es nennen, eine Rolling-Prairie — wellenartige Naturwieſe — von der ich rings herum einen Ueberblick hatte. Das Herz hüpfte mir vor Freude.

Es war auch ein herrlicher Strich Landes, wie die Immergrün-Eichen im Hintergrunde mir bewieſen, und die Mahagoni- und Tulpenbäume. Vor mir ſah ich die Prairie, die wohl ein zehn Meilen vom weſtlichen Abhange gegen Norden hinauslief — rechter Hand einen Cottonbaumwald — und im Rücken wieder Wald. Alles war hier beiſammen für hundert der ſchönſten Pflanzungen, die ſich denken ließen. Taback-, Baumwollen-, ſelbſt Zuckerland — herrliches Waſſer! — Das Herz hüpfte mir vor Freuden.

Den folgenden Tag kehrte ich zurück, aber nicht, ohne vorher einen feiſten Hirſch geſchoſſen zu haben, ſchoß auch unterwegs noch einen Bären, von dem ich den beſten Theil mitnahm, das Uebrige vergrub, und kam nach ſechs Tagen glücklich bei den Meinigen wieder an.

Ich ſagte zu Aſa: Aſa, hab' es — hab' es gefunden, was wir ſuchen. Bin der Anſicht, in den ganzen alten Staaten gibt es kein ſo prächtiges Land, als ich dir in vier Tagen zeigen kann.

Habe auch geſehen, ſagte Aſa, will mir aber nicht recht gefallen, was ich geſehen, ſagte er. Kiefernwald mit leichtem Sandboden und Prairies mit ſchwarzem Letten — war nichts für uns.

Habe gefunden, was wir brauchen, Mann, ſag' ich. Alles gefunden, was wir brauchen, und mehr, als wir brauchen und unſere Kindeskinder dazu.

Aber iſt das Land auch frei? Haſt du auch geſchaut? Keine Einſchnitte in den Bäumen, kein Artſchlag?

Kein Einſchnitt, kein Artſchlag zu ſehen, ſo weit dich deine Füße tragen. Muß, habe ich die Notion, ſeit ſechszig Jahren kein zweibeiniges Menſchenkind den Fuß dahin geſetzt haben.

Aber die Creolen? fragte Aſa. Weißt du auch, ob nicht die Creolen, — vielleicht iſt es von einem Creolen geeignetes Waldland?

'S iſt ein Sumpf da, den haben die Creolen nicht überſchritten. Komm, Aſa, weißt, bin nicht blind in ſolchen Fällen.

Weiß es, ſagt Aſa, und mögen eben ſowohl unſere Hütten ein Haus weiter anfſchlagen. Bären und Hirſche gäbe es zwar hier genug, haben bereits ein ſieben Bären geſchoſſen, und ein halbes Dutzend Hirſche, und unſere Weiber wohl ein hundert Pfunde und drüber Bärenfett ausgekocht. Schau ſie an, ſehen aus, wie Matroſen beim Thranauskochen in der Südſee.

Wir gingen nun zu den Weibern, die denn gerade ſo ausſahen, wie Aſa ſagte, und ich erzählte ihnen, was ich geſehen, und wie wir uns auf dem Lande niederlaſſen müßten. Und die Weiber überlegten, und wir überlegten, und endlich beſchloſſen wir, den folgenden Tag ſchon den Anfang zur Ueberſiedelung zu machen.

Digitized by Google

Und zogen Aſa und Righteous und zwei von den vier Weibern mit mir in den Buſch ab, und wir luden auf, was unſere Rücken tragen konnten, und kamen nach acht Tagen glücklich auf dem gelobten Lande an. War aber ein Zug — habe die Notion — die Israeliten in den vierzig Jahren ihres Wüſtenlebens haben nicht ſo viel ausgeſtanden und gearbeitet, wie wir in den acht Tagen.

Aber als Aſa endlich das Land ſah, und herabſchaute von der erſten rollenden Anhöhe, und dann ſich wandte in die Prairie, und den herrlichen Baumſchlag ſchaute, da jubelte er auch hoch, und ſchrie: Nathan, das vergelte dir Gott! Du biſt ein wahres Sonntagskind! Hier wollen wir leben und ſterben; habe ich doch in meinem Leben noch kein ſo köſtliches Land geſehen.

Und nun nahmen wir unſere fünf Sinne zuſammen, und kalkulirten, wo ſich wohl unſere Häuſer am beſten hinſetzen ließen, und begannen Bäume zu fällen, und Anſtalten zu machen, ein Blockhaus zu bauen, ich aber ging zurück, um die Uebrigen nachzubringen.

Wohl! wir brauchten zu dieſer Ueberſiedelung volle drei Wochen, und noch drei Wochen mehr, ehe wir uns in unſerm Blockhauſe ruhig niederlegen konnten, ohne befürchten zu müſſen, daß eine Heerde Wölfe oder eine Brut Panther uns ihre Beſuche abſtatteten. Aber nach dieſen ſechs Wochen waren wir fix und fertig.

Es war aber kein Scherz! Wir mußten Brücken und Flöße bauen, um unſere Habſeligkeiten und Kiſten und Weiber über die Bäche und Sümpfe zu bringen, und Wege öffnen durch Dickicht, Wälder und Schlingpflanzen, kamen aber mit der Hilfe unſerer Aexte zuletzt doch, wo wir hin wollten.

Jetzt waren wir alſo unter Dach und Fach, zwar nur in einem Hauſe, aber zu zwei anderen waren die Bäume auch bereits gefällt, und das Ausblocken war uns bloßes Kinderſpiel. Freilich hatten unſere Häuſer weder Thüren noch Fenſter; vor die viereckigen Oeffnungen, in die ſie mit der Zeit hinein kommen ſollten, wurden einſtweilen Wolldecken gehangen; aber reichere Leute als wir, mußten ſich oft knapper behelfen.

Mittlerweile waren wir tief in den October hineingerathen. Es iſt zwar eine wunderſchöne Zeit in dieſem Lande, eben der October und November — mit ſeinem indianiſchen Sommer, aber er dauert doch nicht ewig, der indianiſche Sommer — und es handelte ſich darum, für zehn Mäuler den Winter hindurch etwas zum Zerbeißen zu erlangen. Waren, wie geſagt, in der zweiten Hälfte des Octobers, an eine Ernte war nicht mehr zu denken, wenn wir auch Saatkorn gehabt hätten — Niederlaſſung keine, auf hundert Meilen rings umher, und wenn auch eine geweſen wäre, ſo mangelte uns der Silberſtoff. Was läßt ſich thun, Nathan? fragt Aſa.

Holla, Aſa, ſagt Rachel, meine Schweſter, — fragſt, was ſich thun läßt, wenn die Bären umher laufen, wie die Schafe in Kentucky, und mehr Hirſchböcke zu ſehen ſind, als in unſerer Heimath Kentucky Opoſſums — pfui, ſchäme dich!

Aber Rachel, ſagt Aſa, der Boden deiner beiden Mehlfäſſer iſt ſchon ſeit Wochen ſo anſchaulich, und wir können doch nicht immer Hirſche und Bären eſſen?

Aber es gibt Leute, die euch für einen Hirſch gern ein und auch zwei Fäſſer Mehl verhandeln; auch für ein Dutzend Töpfe mit Bärenfett Wälſchkorn genug. Weißt du das nicht, und nicht, wo dieſe Leute zu finden?

Du haſt Recht, Rachel, ſag' ich, und wir ziehen auf die Jagd, Aſa, und ſchießen noch ein halbes Dutzend Bären und ein Paar Dutzend Hirſche; denn Bären und Hirſche gibt es allmächtig viel, mehr als im ganzen alten Virginien und in Kentucky.

Und gingen auf die Jagd, und ſchoſſen den erſten Tag zwei Bären, drei Hirſche, und weideten ſie aus, und trugen ſie heim, und unſere Weiber kochten und brateten das Bärenfett aus, und trockneten Schinken, und wir ſchoſſen weiter, bis wir ein volles Dutzend Bären und ein Paar Dutzend Hirſche erlegt hatten, und als wir ſo weit gekommen, hielten wir an, denn die Gabe Gottes muß geſchont werden.

Und während unſere Weiber kochten und brateten, und Hirſchziemer und Häute und Schinken trockneten, machten wir uns mit unſern Aexten hinüber auf's Bayou (ein Flüßchen) und zogen eine alte Arche, die uns ſchon früherhin gute Dienſte gethan, an's Land, kalfaterten ſie waſſerdicht, und als wir fertig, beluden wir ſie mit den Hirſchkeulen, Schinken, Bärenfett und den Häuten, und nahmen Abſchied von den Weibern; nur Righteous blieb zurück.

Wir fuhren das Bayou hinauf in den Redriver ein, den Miſſiſippi hinab, und hielten nirgends an, bis wir nach New-Orleans kamen, wo ſie uns nach unſeren Papieren fragten. Wir ſagten aber, wir kämen vom Ohio, und zwar aus Kentucky, was auch wahr war, denn wir kamen daher, und wären wohl gar nicht gekommen, wenn der Sheriff uns nicht ein Haus weiter gewieſen, was uns giftig verdroſſen, und weßhalb wir auf den Miſſiſippi gegangen, und nach Louiſiana herabgekommen — was wir aber, wie leicht zu ermeſſen, wohlweislich für uns behielten.

Und in New-Orleans wußte Aſa zum Glück Beſcheid, und ſchob ein Paar Dutzend Bärentatzen dem glatzköpfigen Hafenaufſeher in's Haus, und dieſer drückte ein Auge zu, und wir verkauften an dreihundert Pfund Bärenfett, das Pfund zu einem halben Dollar, und die Hirſchziemer und Rücken und Felle ſo gut, als wir ſie anbringen konnten; ſchier dreihundert Dollars in der Taſche zogen wir gegen Baton Rouge hinauf. Unſer Boot verhandelten wir für zwei Dollars. In Baton Rouge riefen wir ein Flachboot an, das mit Mehl, Whisky und anderen Lebensmitteln den Miſſiſippi herab kam, und dieſes ſagte uns, daß ein Kielboot nachkäme, mit dem wir einen Handel machen könnten.

Das Kielboot kam richtig hinterdrein, und wir erhandelten uns ein Dutzend Wälſchkorn-, und ein halbes Dutzend Mehl- und Whiskyfäſſer, und bekamen das Kielboot, das ſeine übrige Ladung auf das Flachboot überlud, noch in den Handel. Es waren Landsleute, denen wir ſagten, ſie ſollten die Unſrigen am Salzfluſſe in Kentucky grüßen, und ſprangen in das Kielboot, grade als die ſpaniſchen Douanenbeamten herbeikamen, und ehe ſie ihre Worte an den Mann gebracht, waren wir in der Mitte des Stromes, und dem Geſindel aus den Augen.

Wir hatten aber hölliſche Arbeit, das Kielboot den Strom hinauf und in den Redriver hinein zu bringen, kamen aber endlich doch hinein, und gingen hinauf, bis wo der Blackriver ſein laugenfarbiges Waſſer in den kaffeebraunen Redriver eingießt, und fuhren in das Bayou ein, und Aſa und James und Bill nahmen die erſte Ladung und machten ſich auf den Weg, während Jonas und ich zur Wache zurück blieben.

Volle vierzehn Tage hatten wir zu thun, bis wir alle Vorräthe an Ort und Stelle gebracht hatten. Das Kielboot ſchleppten wir an's Land, kehrten es um und bedeckten es mit Reiſig, um es für künftige Fälle wieder zu haben.

Nun waren wir alſo für den Winter verſorgt, und wohnten zu zwei Familien in einem Hauſe. Hätten gern die drei Blockhäuſer noch aufgerichtet, ſo daß jede Familie ihren eigenen Verſchluß gehabt, aber wir mußten auf das Lichten und Urbarmachen der Felder denken — und das war keine Kleinigkeit, denn wir hatten auch nicht einen einzigen Pferdehuf; zwei Pflüge wohl und Zubehör, aber die Pferde fehlten.

Wohl, lichteten die Felder, und Aſa und ich nahmen unſere Büchſen, und wollten im Lande umher ſpähen, ob wir nicht ein Paar Gäule und auch Kühe auftreiben könnten, denn ohne Gäule, das ſahen wir wohl, ließe ſich nichts machen, Kühe waren uns ein Stück drei vonnöthen, und wir hatten noch fünfzig Dollars von den dreihundert, die wir in New-Orleans gelöst. — Wir zogen wohl an die fünfzig Meilen im Umkreiſe herum, trafen aber auf keine Pflanzung, wie wir ſie wollten, und kehrten zurück, hatten aber ein Paar Bären und Hirſche geſchoſſen.

Nun richteten wir unſere Felder zurecht, bis auf das Umpflügen, ringelten *) nämlich die Bäume und rodeten das Unter-

*) Beim Urbarmachen von Waldſtrecken werden blos die kleineren Bäume mit dem Unterholz ausgehauen und ausgerodet, die großeren aber geringelt, und zwar durch einen zwei bis drei Zoll breiten und tiefen Ring, der mit der Axt eingehauen wird. Die Bäume ſterben ab, worauf der Samen zwiſchen die Stämme geſäet wird. Die erſte Ernte in dieſem ſogenannten jungfräulichen Boden iſt immer die ergiebigſte.

Digitized by Google

holz aus und richteten ein zehn Acker zum Wälſchkorn zu und ein ſechs zum Tabacksbau — alles fix und fertig, bis auf das Pflügen.

Bereits fingen unſere Weiber und Männer an, den Boden zu hacken, was unter allen Arbeiten eine iſt, die wir Hinterwäldler am wenigſten vertragen. Hatten doch ſo ein Paar Acker gehackt, und ein Stück wahre Negerarbeit vollbracht, und waren grade wieder im Felde, als wir auf einmal Pferdegetrampel hören, und vier Reiter die Prairie heran geſprengt kommen, die, wie ſie uns erſehen, verwundert anhalten, und mit einander reden. Sie hatten auch ein Paar tüchtige Wolfs- und Hühnerhunde mit.

Und Aſa ſagt: das wäre jetzt eine herrliche Gelegenheit, ein Paar Gäule zu erhandeln, und ich will doch ſchauen, ob ſich nicht ein Kauf abſchließen läßt.

Aſa tritt an ſie heran, und grüßt ſie, denn Aſa hatte im Revolutionskriege unter Lafayette gedient — und fragt ſie, ob ſie nicht abſteigen und einkehren wollen?

Und wie Aſa ſo fragt, nahmen wir unſere Rifles (Büchſen), die wir an Baumſtämme angelehnt hatten, zur Hand, denn Hinterwäldler dürfen ihre Rifles nie weit von ſich haben — ſind ihre getreueſten Freunde, ihre Rifles, nebſt einer guten Hand und einem ſcharfen Auge.

Und wie die Creolen unſere Rifles ſehen, geben ſie ihren Pferden die Sporen, und waren doch ſo erſchreckt.

Fürchtet nichts, ſagte Aſa, ſeid unter friedlichen Leuten, haben die Rifles zur Hand gegen Bären, Wölfe und Rothhäute, aber nicht gegen Chriſtenmenſchen.

Dieſe Worte beruhigten ſie augenſcheinlich, und ſie galoppirten wieder näher an uns heran, wir ſetzten unſere Rifles nieder, und ſie ſtiegen ab, und traten in Aſa's Haus.

Zuerſt ſahen ſie ſich um, und waren nicht wenig verwundert, wie es ſchien, aber Aſa ſetzte ihnen eine Bouteille trefflichen Whisky vor, und als ſie dieſen verſucht, wurde ihnen auf einmal das Herz leicht.

Und Rachel bratete einen Hirſchziemer, und wohl auch zwei, und wir luden die Jäger zum Eſſen, was ſie auch annahmen, und während des Eſſens fragt ſie Aſa, ob ſie nicht Luſt hätten, ein Paar ihrer Gäule für blanke ſpaniſche Dollars einzutauſchen.

Und bei der Erwähnung der ſpaniſchen Dollars leuchteten ihre Augen vor Freude, denn das Geld war damals und iſt noch ein ſeltener Artikel im Lande, und ſie fragten, wie viele Dollars wohl Aſa für einen Gaul gäbe?

Und ſagt Aſa: für den Braunen, den Ihr reitet — er ſprach mit dem Vordermann, — zwanzig Dollars, für den Braunen mit dem weißen Fuße fünfzehn.

Und parlirten die Franzoſen ihr Kauderwälſch, und ſagten endlich, Aſa ſollte die Gäule für vierzig Dollars haben.

Fünfunddreißig, ſagt Aſa, und keinen Heller mehr.

Alſo fünfunddreißig, ſagen die Spanier oder Franzoſen, was ſie waren, und wollten das Geld aufgezählt haben, ehe ſie die Gäule gäben, was wir aber wieder nicht wollten.

Müſſen zuerſt die Gäule haben, ſagten wir, und gingen hinaus, und draußen wollte der Erſte nicht den Braunen geben, was uns böſe machte; endlich, als ſie Ernſt ſahen, nahmen ſie das Geld.

Sahen aber, daß ſie nicht die Leute waren, mit denen ein ehrlicher Mann gern einen Handel ſchließt, und gingen wieder zurück mit ihnen in die Stube, um, wie ſie ſagten, den Kauf durch eine Bouteille Whisky zu beſiegeln.

Tranken eine Bouteille und mehrere folgten nach, bis ſie ſchier nicht mehr ſtehen konnten, und gaben uns mit lallenden Zungen zu verſtehen, wie ſie es eben nicht ſonderlich gern ſähen, daß wir uns hier eingeniſtet, und wie der Jäger zu viele würden.

Wir ſagten ihnen, es gäbe der Jäger nimmer zu viele, und die Bären, Wölfe und Panther und Hirſche obendrein, je eher ſie verſchwänden, deſto beſſer ſei es für das Land, es ſei nicht zu Jagdgründen geſchaffen, das Land, ſondern um Baumwolle, Zucker und Wälſchkorn zu geben. Das ſei das Wahre.

Murmelten aber etwas unter einander in ihrem franzöſiſch-ſpaniſchen Kauderwälſch, und brummten, als ſie zu Zweien auf einem Gaul abtrollten, ſie würden uns bald wieder ſehen.

Da ſagte Aſa, der ihnen kopfſchüttelnd nachſchaute; Hört, Männer, das ſind ſogenannte Creolen, das heißt, ein Drittel Spanier, ein Drittel Franzoſen und der Reſt Indianerblut. Haben alle die Tücken der drei Nationen, und gebt Acht, ſie bringen uns irgend eine Teufelei hinterdrein.

Aber was ſollten ſie uns für eine Teufelei bringen? fragt Rachel.

Das weiß ich noch nicht, doch ſo gewiß es Sheriffs gibt in den Staaten, ſo gewiß gibt es auch hier ſolche Landplagen, obwohl ſie andere Namen haben mögen.

Aber wenn nun unſer Land von Keinem geeignet iſt, und wir zuerſt unſere Hütte darauf aufgeſchlagen?

So gehört es von Rechts wegen uns, ſagt Aſa, aber mir munkelt etwas. — Gib Acht, die bringen nichts Gutes.

Wohl, ſage ich, Aſa, und bringen ſie nichts Gutes, ſo holen ſie ſich auch nichts Gutes. Können auch böſe ſein, wir, ſage ich zu Aſa, giftig wie Congoſchlangen, und fürchte mich nicht vor zehn ſolcher Creolen, und habe es wohl geſehen, und mit meinen eigenen Ohren gehört, daß ſie ſchäbige Kerle ſind, die ihr Wort ſo wenig in Ehren halten, als unſere Neger oben in Kentucky. Aber wir haben die Gäule, und können nun unſere Felder ſtaatsmäßig einrichten.

Das können wir, ſagt Aſa, und wollen auch ſogleich daran; ſind aber noch jung, die Gäule, und habe die Notion, ſind auch noch halb wild, und nicht lange von ihren Prairies eingefangen.

Und das war wirklich der Fall. Wir hatten vorerſt die Gäule ein Paar Tage einzuſpannen und einzujochen, ehe ſie eine gerade Furche ziehen lernten; ging aber dann um ſo raſcher, und wir hatten wohl ein fünfzehn Acker zur Wälſchkornſaat vorbereitet, und ein zehn für Virginiakraut (Taback), und wir waren daran, noch ein Paar hundert Bäume zu ringeln, und das Unterholz, die Dornen und Schlingpflanzen auszuroden, um noch einiges Wälſchkorn und Virginiakraut anzubauen, als wir in dieſem Vorhaben ein wenig irre gemacht wurden.

Aſa hatte richtig gemunkelt, und das creoliſche Gewürm war uns eher wieder auf dem Nacken, als wir es erwartet. Waren grade in dem Buſche beſchäftigt, ein Stück von etwa zehn Morgen abzumeſſen, und mit der Axt in Bekanntſchaft zu bringen, als Jonas geſprungen kommt: Männer, hört Ihr nichts? Die Rothhäute!

Die Rothhäute! ſagen wir; was Henker wollen die? doch nicht unſere Scalpe? Wollen ſie die, dann müſſen ſie zeitig aufſtehen.

Nahmen aber unſere Rifles zur Hand, die wir an den Baumſtämmen lehnen hatten, denn Hinterwäldler dürfen dieſe ihre Freunde nie weit von ſich laſſen, müſſen ſie immer zur Seite haben, bei Tag wie bei Nacht. Wir nahmen alſo ſofort unſere Rifles zur Hand, und ſtiegen den Kamm hinauf, auf welchem weiter zurück unſere Häuſer ſtanden, und ſahen richtig, hörten auch bald darauf die Bande, die aus einigen vierzehn oder fünfzehn Reitern beſtand, alle mit lauten Huſſahs und Hurrahs auf unſere Niederlaſſung ansprengend.

Und, ſagt Aſa, Nathan, ſagt er, das ſind keine Rothhäute; habe die Notion, es ſind die verwünſchten Creolen, die mit ihrem Schweife ankommen, und ſcheinen mir ein wahres Geſindel zu ſein, treiben es, als wenn ſie betrunken wären.

Und trieben es ſo, ſchier ärger, und huſſahten und hurrahten wie Kobolde, und ſprengten heran, und als ſie noch ein fünfzig Schritt von uns waren, trat Aſa vor.

Und war Einer ſogleich bei der Hand, und ſchrie: da iſt er, der Pferdedieb, der Betrüger, der mich um meinen Braunen gebracht.

Aſa gab keine Antwort auf eine ſolche grobe Rede, ſondern ſchaute ſie an, und erwartete, bis ſie näher kommen würden.

Und kamen ſie näher, und fragte Einer von ihnen: Wer iſt hier der Vorgeſetzte?

Aſa ſchüttelt den Kopf und erwiedert: Hier iſt kein Vorgeſetzter, hier ſind Mitbürger, und die ſind alle gleich.

Sagt der Mann: Ihr habt dieſem Gentleman, Monſieur Groupier, ſein Pferd geſtohlen und müßt es herausgeben.

Iſt das Alles? ſagt Aſa.

Digitized by Google

Nicht Alles, ſagt der Mann, dann müßt Ihr Euch ausweiſen, wer Euch die Befugniß gegeben, hier auf dieſem Lande zu jagen.

Wahrſcheinlich derſelbe, der ſie Euch gegeben hat, ſagt Aſa zu dem Manne, der ſich recht patzig anſtellte.

Und waren die Creolen über dieſe Antwort ſchier verwundert, und ſchreien Einige: Wir haben unſer Jagdrecht und unſere Schenkungen von dem Gouverneur; Andere: und wir von dem großen Könige von Frankreich und Navarra.

Und wir wollen nicht, ſchrieen Alle, daß Fremde uns beeinträchtigen in unſerm Jagdreviere; die Bären werden immer ſeltener, und auch die Jaguare und Hirſche, die Büffel haben ſich ganz weggezogen.

Und die Creolen ſprangen auf ihren Pferden herum, als wenn ſie beſeſſen wären.

Und ſagt Aſa: je eher die Bären und Wölfe und Jaguare weggeſchafft werden, deſto beſſer für das Land, iſt nicht für Bären und Wölfe, das Land, ſondern für Menſchen.

Und ſagten die Creolen: Wir hätten kein Recht, hier zu jagen, und ſollten uns wegpacken.

Und fragte ſie Aſa, welche Autorität ſie hätten, ihn wegzuweiſen.

Und ſtutzten ſie darüber, und murmelten unter einander, und ſah Aſa wohl, daß ſie keine Autorität hätten, auch keine Magiſtratsperſonen wären, ſondern zuſammen gelaufene Nachbarn, die ohne Autorität kämen, und uns in's Bockshorn zu jagen kalkulirten.

Und fragten ſie wieder, ob wir eine Befugniß hätten, uns hier niederzulaſſen, und Wohngebäude aufzurichten, und Felder zu beſtellen.

Und ſagt ihnen Aſa, ſie ſollten ſich deßhalb kein graues Haar wachſen laſſen, und er habe mit ſeinen Mitbürgern ſich hier niedergelaſſen, und werde auch dafür ſorgen, daß die Befugniß nicht fehle.

Und ſagten ſie, wollten es dem Kommandanten von Natchitoches, und dem Syndicus, und weiß der Himmel wem anzeigen, daß wir uns unberufen hier niedergelaſſen hätten, und wir möchten dann nur zuſchauen.

Und ſagte ihnen Aſa: Sie möchten gehen, und es ſeinethalben dem Henker anzeigen, ſollten es aber bald thun; denn ſo ſie ihn toll machten, ſo wolle er ihnen heimleuchten, daß ſie an's Wiederkommen nicht mehr denken würden.

Und ſchrie der Creole, deſſen Name Groupier war, er müſſe ſein Pferd haben.

Und ſagt Aſa, er ſolle es haben, wenn er das Kaufgeld zurück gäbe, fünfunddreißig Dollars.

Und ſagt der Creole, es ſei nicht ſo viel geweſen, blos fünfzehn.

Und ruft Aſa zu uns herüber, die wir ein dreißig Schritte hinter den Bäumen gehalten hatten, und ſchritten wir, die Rifles im Arme, auf die Rotte zu; und waren ſie, als ſie uns ſchuß- und trutzfertig erblickten, ein wenig herabgeſtimmt, ſahen es und ſchauten ſich einander an, und zogen ſich zurück.

Aſa aber ſagte ganz gelaſſen, — ſprach ziemlich geläufig das Franzöſiſche, Aſa hatte nämlich im Revolutionskriege in der Diviſion Lafayettes geſtanden, und ſpäter auch, als Rochambeau ſich mit Waſhington vereinigte, gegen Cornwallis; — Aſa alſo ſagt ganz gelaſſen: Gentlemen, ſagt er, Ihr ſeid nicht artig gekommen, ſehe aber, Ihr habt Euch von dieſem Manne da, der nicht beſſer iſt, als er ſein ſollte, etwas auf die Naſe binden laſſen. Hier ſtehen fünf meiner Mitbürger, und fragt ſie Alle, ob nicht die Gäule regelmäßig verkauft, das Geld, nämlich fünfunddreißig Dollars, zwanzig für den einen, fünfzehn für den andern, wie es ſich gehört und gebührt, ausbezahlt, und Alles in Ordnung geſchehen iſt.

Lariſari! ſchrie der Creole, Lariſari! Und ihr ſollt uns hier nicht unſere Jagd verderben, und ſollt nicht hier Häuſer bauen, und ihr habt kein Recht dazu, und ich will es dem Gouverneur und dem Kommandanten von Natchitoches, überall will ich's anzeigen.

Und wurden auch wieder die Creolen, die vernünftig und ruhig werden zu wollen ſchienen, währenddem Aſa ſprach, ſo rappelköpfiſch, und ſchrieen und geſtikulirten ſo erbärmlich, und galoppirten vorwärts und rückwärts, und ſchwenkten ihre Jagdflinten ſo indianiſch, und ſchrieen ſo gräulich: wir ſollten uns aus dem Lande packen, und ſie brauchten keine Amerikaner, könnten das Wild ſelbſt jagen, und fort ſollten wir, ſogleich — oder —

Jetzt wurden aber auch Aſa und wir wild, und ſchrie Aſa, ſie ſollten ſich auf der Stelle fortſcheren, ſeien keine Gentlemen, ſondern Lumpenpack, das er mit der Peitſche ſich vom Hals ſchaffen wolle, und ſollten gehen, und ihn nicht giftig machen, ſonſt würden ſie es alle Tage ihres Lebens bereuen.

Und warf Aſa, indem er ſo zornig wurde, ſeine Rifle ſchußfertig vor, und wir auch, und wie die Creolen das ſahen, gaben ſie ihren Pferden die Sporen und galoppirten davon, als ſie aber aus dem Bereich unſerer Kugeln ein fünfhundert Schritte waren, erhoben ſie doch ein ſolches kauderwälſches Geſchrei — fünfzigtauſend Wildgänſe am Redriver oder Miſſiſſippi ſind Stumme dagegen, ſchoſſen auch Mehrere ihre roſtigen Gewehre auf uns ab.

Und lachten wir herzlich über dieſe Maulhelden, aber Aſa lachte nicht.

Sagte ich's nicht, ſagt' er, daß dieſe Creolen uns eine Teufelei auf den Hals bringen würden?

Teufelei? ſag' ich; nennſt du das Teufelei, Aſa, ein Paar ſolche Altweiberzungen; ſollten ſich ſchämen in die Seele hinein, da herzukommen auf fremder Leute Land, und ihr Kauderwälſch auszuleeren, deß unſere Weiber ſelbſt ſich ſchämen müſſen, und ruhige Bürger in ihrem eigenen Hauſe ſo zu traktiren, ſollen wir das ſo einſtecken?

Das wäre noch nicht das Schlimmſte, ſagt Aſa. Wäre es, könnten wir's recht wohl einſtecken, und würde uns die Taſchen eben nicht abreißen; aber bin der Notion, die ſchäbigen Kerle erzählen es weiter, und es kommt zu den Ohren eines ihrer Kommandanten oder des Gouverneurs, daß wir uns in ihrem Lande ſo mir nichts dir nichts zu Hauſe gewagt, und ehe wir einen Monat älter ſind, kommt eine Kompagnie, oder zwei ihrer Musketiere angezogen, und dann? —

Und dann? und wenn ſie angezogen kommen, Aſa, was dann? ſag' ich. Kommen ſie angezogen, ſo kommen wir ihnen entgegen gegangen, und dann wird ſich etwas zeigen.

Denke aber daran, ſagt Aſa, ob wir uns da nicht ein Blockhaus bauen könnten, das einen Sturm aushielte.

Bin der Notion, ſage ich, kalkulire, daß wir uns da ein Blockhaus bauen können, das aushalten wird.

Das iſt Alles recht, ſagt Aſa, Alles recht, aber ob wir auch das Recht dazu haben, Nathan, das iſt eine andere Frage, ſagt er. Plagt mich der Gedanke ſchier Tag und Nacht ſeit den drei Wochen, daß dieſe verdammten Creolen zuerſt angerückt, Tag und Nacht ſag' ich dir. Und will nichts Unrechtes, Nathan, ſagt er — will das Rechte, Mann, ſagt er, das Rechte geht über Alles. Biſt du mit dem unrechten Fuße vorwärts, geht Alles ſchief, und du geräthſt in Sumpfgrund, und der Sumpfgrund verſchlingt dich, und die Alligatoren.

Und ſage ich: Aſa, ſage ich, habe auch drüber nachgedacht ſeit langer Zeit, und kalkulirt und ruminirt, und bin der Notion, Aſa, daß wir nicht mit dem unrechten Fuße vorwärts geſchritten, ſondern auf rechtem Wege, auf ſo rechtem Wege, als es nur einen geben kann, und daß wir auf das Land ſo gerechten Anſpruch haben, als kein Sheriff in den Staaten läugnen kann, und kein Franzoſe und kein Spanier, ſie mögen herkommen, woher ſie wollen. Haben gerechten Anſpruch auf das Land, Aſa, ſag' ich.

Was ſagſt du da, Nathan? ſagt Aſa.

Haſt du nicht gehört, Aſa, ſag' ich, und weißt du nicht, ſag' ich, daß der Vater Miſſiſſippi in unſerem Lande entſpringt? Und iſt dieſer Vater Miſſiſſippi nicht das grauſamſt allmächtigſte Waſſer, das auf dem Erdboden zu finden iſt, und drüber hinaus? Und nimmt er dir nicht, der Miſſiſſipp, hier einen Brocken Landes von einem Schock Quadratmeilen, mit den Bäumen dazu, mir nichts dir nichts weg, dort einen andern Brocken, und führt ihn fort, wie ein alter brummiger Bär ein Stück Rothwild, und verſchlingt ihn eben ſo, oder wirft ihn von da ein zwanzig oder hundert Meilen weiter unten aus?

Das thut er, ſagt Aſa, haben es ſelbſt geſehen, wie er ober-

Digitized by Google

halb Memphis einen Fetzen Landes mit Bäumen, ſo groß, daß die dünnſten Aeſte Maſtbäume zu Dreideckern abgeben konnten, abriß, und war ſchier, als ob die Welt zu Ende ginge, wie das ganze Land ſo weggeriſſen wurde. War mächtig grauſam zu ſchauen — und ſtanden mir das erſte Mal in meinem Leben die Haare zu Berge; weißt, Nathan, ſagt er, daß mir die Haare nicht oft zu Berge ſtehen.

Wohl weiß ich das, ſage ich; ſage dir aber, Aſa, ſag' ich, iſt nicht das ganze Louiſiana ein aus ſolchen Brocken und Fetzen zuſammengeſetztes Land? ſage mir das, Aſa, ſag' ich.

Das weiß ich nicht, kalkulire, es mag ſo ſein, weiß aber nicht, bin nicht ganz gewiß, ſagt Aſa.

Aber davon biſt du doch gewiß, Aſa, und haſt es wohl öfters auch gehört und ſelbſt geſehen, daß dieſes Louiſiana nichts iſt, als purer Miſſiſſippiboden? — Niederſchlag des Flußſchlammes von Miſſiſſipp, und daß dieſer Flußſchlamm von unſerem Lande herabkommt?

Das weiß ich, ſagt Aſa.

Und daß aus dieſem Flußſchlamm Louiſiana entſtanden iſt, aus unſerm Schlamm, Mann, amerikaniſcher Schlamm, auf den die Franzoſen und Spanier keinen Strohhalm Anſpruch haben.

Das wäre? ſagt Aſa, habe die Notion, ſie haben nicht —

Wohl, Mann, und wenn der allmächtig trübe Miſſiſſipp oben unſer Land weggeführt, und wie der Bär das Rothwild verzehrt, und darüber dick und ſchmutzig geworden, und dieſen Schlamm wieder ausgeworfen, — wem gehört der Auswurf, Aſa, ſage mir das? ſage ich — wem anders als dem, dem der Miſſiſſippi gehört? ſage mir das, Aſa, gehört der Miſſiſſippi nicht uns?

Das behaupte ich auch, ſagt Aſa, und wollte ihn ſehen, der da anders ſagte. Wollte ihm die fünf Knöchel in die Weichen drücken, daß ihm die Luſt verginge.

Und wenn der Miſſiſſippi unſer iſt, und unſer Land verzehret, gehört nicht ſein Auswurf auch uns? und haben wir nicht das Recht auf dieſen Auswurf? ein ſo gutes Recht und beſſeres Recht, als die Franzoſen und Spanier haben? ſag' ich.

Aber ſie waren eher da, Nathan, die Franzoſen und Spanier, eher da, als wir, ſagt er.

Und wir ſind ſpäter da, Aſa — ſpäter, ſind zur eilften Stunde gekommen, aber deßhalb ſind wir doch bei der Luſtbarkeit, wollen den Franzoſen und Spaniern nicht ihr Recht nehmen, kein Pferdehuf ſoll ihnen verloren gehen, aber wollen uns unſer Recht auch nicht nehmen laſſen, haben ſo viel Recht auf Louiſiana, als die Franzoſen und Spanier, und wollen dieſes Recht behaupten, Aſa, ſage ich.

Aber, ſagt Aſa, wir ſind unſerer blos ſechs, und wie können wir es mit Hunderten aufnehmen?

Sechs, und wenn wir ein tüchtiges Blockhaus auf den Berg hinauf ſtellen, zählt das ſechszig, und können es mit hundert ſolcher ſpaniſcher Musketiere aufnehmen, ſag' ich. Und haben jetzt eine ſo ſchöne Gelegenheit, uns ein herrliches Stück Landes zu erobern, ſag' ich, und laſſen wir uns vertreiben, ſo ſollte man unſere Rifles zerbrechen, und uns ſtatt ihrer Wälſchkornbeſen in die Hand geben.

Und wurde Aſa nachdenklich, und ſagt meiner Schweſter Rachel: Aſa, ſagt ſie, kalkulire, daß Nathan, obgleich er mein Bruder iſt, und ich ſo etwas nicht ſagen ſollte, geſprochen hat, wie ein ächter Sohn ſeines Vaters, und ſage dir, Aſa, will abſolut nicht wieder auf den ſchmutzigen Miſſiſſipp zurück, das iſt gewiß.

Aber wenn nun ſo ein hundert ſpaniſche Musketiere vorrücken? ſagt Aſa.

Darum wollen wir das Blockhaus bauen, ſagt Rachel, und uns da wehren um unſer Eigenthum, und ſage dir Aſa, erfahren unſere Leute am Salzfluß und in Kentucky und Cumberland, daß die Spanier gegen uns ziehen, werden ſie die Hände gewiß nicht in den Schooß legen.

Und, ſag' ich, habe die Notion, daß, wenn die Männer im Weſten erfahren, was wir hier für ſchönes Land haben, und wie uns die Franzoſen und Spanier die Sporen in die Weichen zu ſetzen gedenken, und uns tyranniſiren, dafür, daß wir unſer Recht vertheidigen, ſie nicht lange ausbleiben.

Iſt aber weit vom Redriver hinauf zum Salzfluß und Kentucky, ſagt Aſa, gute fünfzehnhundert Meilen und drüber, und mögen leicht unſere Gebeine, ehe ſie Wind erhalten, bleich genug ſein, um ihnen zu Gabel- und Meſſerheften zu dienen. Iſt mir nicht um mich zu thun, ſagt er, habe den Kanonenſchlünden oft genug in die feuerſpeühenden Rachen geſchaut, und die engliſchen Musketiere oft genug knallen gehört, iſt mir aber um Weib und Kind.

Sorge du nicht um Weib und Kind, ſagt Rachel; ſorge nicht für Weib und Kind, wo die Ehre auf dem Spiele ſteht und das Recht — müßten uns ja in Ewigkeit ſchämen, wenn wir vor dieſen Maulhelden abzögen. — Wenn es noch Indianer wären, haben aber keinen Tropfen Blutes von den Rothhäuten, ſind ja ſo feige, ärger als Neger. Sage dir, Aſa, ſagt ſie, ſage dir's im Voraus, gehe nicht auf den ſchmutzigen Miſſiſſippi zurück, will nichts mehr mit ihm zu thun haben, habe ihn ſatt für alle Tage meines Lebens. Willſt du dich mit ihm abgeben, ſo magſt du gehen, aber laß mir eine Rifle, und ich will mein Blockhaus vertheidigen, und wenn mich die Spanier ſcalpiren, ſo werden die Leute am Salzfluß doch ſagen, die Rachel war eine ächte Tochter ihres Vaters, und hat ſich wacker gewehrt.

Dieß gab den Ausſchlag, und war nun Aſa überzeugt, daß er mit Fug und Recht ſich gegen die Spanier wehren und behaupten könne, und machten wir ſogleich Anſtalt, uns zu behaupten. Und kitzelte uns auch der Gedanke nicht wenig, die erſten zu ſein, die das Panier der Staaten in Louiſiana aufpflanzten, und was unſere Leute am Salzfluß ſagen würden, wenn ſie hörten, daß wir, denen der Sheriff um ein Haus weiter geleuchtet, zuerſt das ſternenbeſäete Panier in Louiſiana aufgepflanzt.

Wir hatten ſonach beſchloſſen, unſer Recht mit unſerem beſten Blute und unſeren beſten Kräften zu vertheidigen, und machten wir auch Anſtalt zu dieſer Vertheidigung.

Wir fällten Bäume, mehrentheils junge Cypreſſen, und ſchleppten ſie hinüber und hauten zu, und dann zogen wir ſie mit Stricken hinauf, und blockten ſie auf in ein Viereck, vierzig Fuß lang, bei vierzig breit, und in der Mitte ſtellten wir einen Kamin; war aber das noch nicht Alles.

Aſa, der bei Brandywine mitgefochten, und an der Seite Lafayettes geweſen, als er verwundet wurde, und da das Verpalliſadiren geſehen, und den Nutzen, den es gewährt, wenn ein Dutzend oder halbes, tüchtiger Scharfſchützen dahinter ſteht, der ließ uns Palliſaden ſchlagen, und ſpitzig zuhauen, und Löcher in den Berg graben, und ſie in dieſe einrammeln, und ſie verbinden mit Zweigen, ſo daß ſie nicht leicht ausgeriſſen werden könnten — und nachdem wir das Blockhaus aufgeblockt, errichteten wir die Palliſaden, und nachdem wir mit dieſen fertig, deckten wir das Blockhaus mit Schindeln.

Nahmen die Schindeln von Schwarzkiefern, die Jonas und Righteous eine halbe Meile von uns fällten und ſpalteten, und dann auf einem Schlitten herüberſchleiſten. — War ſehr gefehlt das, denn Schwarzkiefern brennen auch, wenn ſie ein Paar Tage in der Luft ausgetrocknet ſind, wie Zunder weg, war uns aber die Zeit zu kurz, feſteres Holz zu nehmen. Hatten blos ſechs bis ſieben Fuß dicke Cypreſſen, und laſſen ſich nicht ſo leicht ſpalten, ſo mußten wir zu den verwünſchten Schwarzkiefern greifen, die uns aber in eine heilloſe Klemme brachten.

Hatten alſo das Blockhaus aufgerichtet, und die Dachbalken darüber, und belegten dieſe mit den Dachdauben, und nagelten und hämmerten das Ganze zuſammen, und auch den Kamin, ſo daß unſere Weiber zur Noth kochen konnten, und füllten die Whisky- und Mehlfäſſer, und Geſchirr, ſo viel als vorräthig, mit Waſſer, und brachten unſere Geräthſchaften und Schinken und Pflüge und Mehl und Wälſchkorn und Alles und Alles herein in's Blockhaus, und waren ſchier Tag und Nacht beſchäftigt, Alles fix und fertig zu machen, ohne daran zu denken, daß uns die heilloſen Schindeln von Schwarzkiefern in eine ſo verdammte Teufelei bringen würden.

Und kalkulirten, daß die ſpaniſchen Musketiere vor einem Monat oder auch zweien nicht kommen würden, denn wir wußten ſo ziemlich genau die Stärke der Beſatzung des Forts von Natchitoches, betrug beiläufig zweihundert Mann, und alle konnte ſie der Kommandant nicht gegen uns ſchicken, kalkulirten wir; und ehe er Verſtärkung von den Forts von Miſſiſſippi oder von

New-Orleans herauf bringen konnte, mußten wenigſtens ein acht Wochen verlaufen, kalkuſirten wir.

Und tröſtete uns dieſes ſehr, denn wären die Spanier in den vier Wochen gekommen, wäre unſer Blockhaus nicht fertig geworden, und mit ſechs Riflen, wenn ſie noch ſo gut ſind, läßt ſich nicht gegen ſechszig fechten, das wußten wir; es iſt ein glorioſes Ding, eine Rifle, in einer tüchtigen Hand und bei einem ſcharfen Auge, kann aber doch nicht, wie der Eſelskinnbacken in der Bibel, hundert auf einen Hieb niederwerfen.

Und eilten wir alſo, das Blockhaus fix und fertig zu machen, was die Hauptſache war, und die Palliſaden dazu zuzuſpitzen und einzugraben, Alles, wie Aſa es haben wollte, und ſtellten Alles fünf Schritte vom Blockhauſe, ſo daß ein Zwiſchenraum war, in dem wir uns frei bewegen konnten, und die Palliſaden zuerſt genommen werden mußten, ehe ſie dem Blockhauſe etwas anhaben konnten. Und nahm uns das ganze vier Wochen.

Und nach vier Wochen waren Blockhaus und Palliſaden in Ordnung, und unſere Weiber ſchafften die Vorräthe, die wir eingehandelt, mit Pflügen und Allem in's Blockhaus, und ließen nur das Nöthigſte in den Häuſern, und war uns um vieles wohler und weit fröhlicher bei dem Gedanken, daß unſer Blockhaus in Ordnung, und wir in der Verfaſſung zur Behauptung, nur blieb Aſa ſchwermüthig, betrachtete das Blockhaus oft, und ſagte: habe die Notion, wird ein blutiges Blockhaus in kurzer Zeit werden; und ſage auch, ſagte er, habe die Notion, daß Einer ein blutiges Grab finden wird, und wer es iſt, das weiß ich am beſten.

Sage ihm: Stille, Aſa, was ſind das da für Notions? wozu uns das Herz ſchwer machen? brauchen leichte Herzen, Aſa!

Und ſchien Aſa wieder heiter, und ging wieder ruhig an die Arbeit, die wir ausgeſetzt hatten, aber da wir nicht immer die Gäule brauchten, ſo patroullirte abwechſelnd Einer um den Andern ſo ein zehn Meilen vorwärts und rückwärts, juſt um zu ſehen, ob die ungebetenen Gäſte noch nicht uns zu beſuchen kämen. Auch bei Nachtzeit waren wir auf unſerer Hut, und jede Nacht hatten zwei abwechſelnd die Wache, die auf und ab patroulliren mußten. Und wie wir eines Morgens im Buſche arbeiten und Bäume ringeln, kommt Righteous daher geſprengt.

Sie kommen, ihrer wenigſtens hundert! ſchrie er.

Jetzt gilt es, ſagt Aſa ſo gelaſſen, als ob er ſeine Rifle auf einen Hirſchbock anlegte — jetzt gilt es! Sind ſie noch weit weg?

Sie kommen grade auf die Prairie zu, und in einer halben Stunde mögen ſie da ſein, ſagt Righteous.

Wie kommen ſie? Avantgarde? Arriergarde? Wie ſtark mögen ſie ſein?

Nichts von alle dem, marſchiren in einem Haufen, mögen ihrer wohl ein Hundert ſein, ſagt Righteous.

Dann haben wir gewonnen Spiel — verſtehen nichts vom Militärweſen, wiſſen nichts von Buſchkriegen, ſagt Aſa.

Jetzt fort mit euch Weibern, fort! ſchreit Aſa; fort, laßt Alles liegen und ſtehen, und fort, wir folgen, und decken euch den Rücken, zwei voraus, um zu ſehen, ob ſie unſeren Verſteck nicht ausgemittelt.

Righteous galoppirt ſogleich, wie er war, dem Blockhauſe zu, um, falls ſie es ausgemittelt, vor ihnen da zu ſein; war aber keine Gefahr — ahnten nicht mehr vom Blockhauſe, als unſere wilden Truthühner.

Und nahmen noch die Weiber das Rumpelzeug, das zurückgeblieben war, mit; viel gab es nicht, denn Hinterwäldler befaſſen ſich nicht damit, ganze Schiffsladungen unnützes Zeug mitzuſchleppen. Nahmen aber, was noch da war, und marſchirten ab, und zogen aus am Rande des Waldes unſerer Citadelle zu, in der Righteous bereits war. Er hatte die verborgene Pfoſtenthüre geöffnet, und die Staffelleiter herabgelaſſen.

Wir ſtiegen auf der Leiter hinauf, nachdem wir unſere Gäule gegen den Sumpf zu getrieben, und ihnen die Füße eingehenkelt, auf daß ſie ſich nicht verliefen, und zogen dann die Leiter nach, und rammelten die Pfoſtenthüre zu, und da waren wir.

War uns doch ein wenig ſonderbar zu Muthe, als wir eingeſchloſſen waren zwiſchen den Palliſaden, und nur durch Ritzen, ſo groß daß wir die Naſe durchſtecken konnten, zu ſchauen vermogten, was draußen vorging. Wurde uns ſchier bange, waren das Eingeſchloſſenſein nicht gewohnt.

Wurden ſo ſtill, mauſeſtill, und verlief uns eine Minute nach der andern, und war höchſtens ein Geräuſper zu hören. Rachel zerſchnitt alte Hemden, und ſtrich Fett auf die Stücke, und zerſchnitt ſie zu Kugelpflaſtern, wir ſetzten friſche Steine an unſere Rifles, und putzten ſie fix und fertig, und die Weiber ſchliffen die Aexte und Waidmeſſer, alles in der Stille.

War uns ſo eine lange Stunde vergangen, hörten endlich Lärmen und Geſchrei, und auch Musketenſchüſſe, und ſahen endlich auch durch die Ritze die ſpaniſchen Musketiere, wie ſie auf dem Kamme, auf dem unſere Häuſer ſtanden, die wir aber nicht ſehen konnten, hin und her liefen.

Aber auf einmal wurden wir auch Alle doch ſo bleich!

Stieg zuerſt eine Rauchſäule auf, dann eine zweite, eine dritte.

Gott gnade uns, ſagt Rachel, die Mordbrenner haben unſere Häuſer in Brand geſteckt.

Und wir zitterten Alle vor Wuth. Hört! wenn Ihr Euch ſo ein vier bis fünf Monate abgeſchunden habt, ärger als das unvernünftige Vieh, und Euch für Eure Weiber und ihre armen Würmer von Kindern eine Blockhütte zuſammen gebaut, und ſo ein hölliſcher Feind kommt, und brennt ſie weg, als wären es Stoppeln in einem Wälſchkornfelde, hört, da müßtet Ihr keine Menſchennatur mehr haben, wenn Euch da nicht die Zähne klapperten und ſich die Fäuſte ballten. Und klapperten uns die Zähne, ſtanden aber ſtill, die Wuth ließ uns nicht reden.

Und Rachel ſeufzt: O, unſer Haus! Unſer armes Blockhaus! Was hat unſer armes Blockhaus den Mordbrennern gethan? O, ihr Mordbrenner ihr!

Stille, Weib! ſagt Aſa, ſtille! es iſt nicht Zeit zum Lamentiren. Mögen vielleicht bald auslamentirt haben.

Herr, dein Wille geſchehe! ſagt Rachel, die frommer Leute Kind iſt und ihre Bibel lieſt. Sie hatte dieſe auch vor, ſagte aber Aſa: Jetzt iſt's nicht Zeit zum Beten, ſo gerne ich es ſonſt thue, ſondern zum Handeln — laß das, Rachel.

Und legte Rachel die Bibel wieder weg, und wir ſchauten um, ob Alles in Ordnung, und legten unſere Rifles an, und ſtarrten auf unſere armen brennenden Blockhäuſer.

Und wie wir ſo ſchauten und ſtarrten, kommt es auf einmal ganz ſchwarz und blau da herein zwiſchen den beiden Waldrändern, und kamen die Spanier, wohl an die Hundert herangeſprungen.

War Mittagszeit; zählten ſie, konnten aber anfangs nicht recht in's Reine kommen, denn ſie ſchwärmten ab und zu, wie wilde Tauben, und ſchier in keiner beſſeren Ordnung, mußten gar zu wenig von uns denken, ſonſt hätten ſie ſich klüger benommen; aber als ſie auf ein fünfhundert Schritte herangekommen, ordneten ſie ſich einigermaßen in Reih und Glied, und wir zählten zweiundachtzig Mann mit Musketen und Karabinern, und drei ohne — die entblößte Degen in der Hand hatten, und zu Pferde ſaßen, von denen ſie aber jetzt abſtiegen.

Und waren noch ein ſieben Andere zu Pferde, die gleichfalls abſtiegen, und ihre Gäule anbanden, erkannten unter ihnen drei der verrätheriſchen Creolen, die uns in die Klemme gebracht, und den Einen, den ſie Groupier nannten.

Die Anderen waren ſogenannte Acadier, oder Canadier, mit deren Landsleuten wir bereits am obern Miſſiſſippi Bekanntſchaft gemacht. Sind tüchtige Jäger, dieſe Acadier, aber verwilderte Barbaren. Und waren es, habe die Notion, dieſe Acadier, die den ſpaniſchen Musketieren den Weg zu unſerm Blockhauſe zuerſt gezeigt, denn die Spanier ſtellten ſich ſo dämiſch an, daß ſie, habe die Notion, wohl ein Paar Stunden wie weiße Nachteulen bei hellem lichten Tage herumgepußt hätten, ehe ſie ausgefunden, wo wir hingerathen.

Und kamen endlich die Acadier, wie geſagt, zuerſt, und erhoben ein lautes Geſchrei, als ſie das Blockhaus und die Palliſaden ſahen, und ſtutzten, wie ſie merkten, daß wir zu ihrem Empfange gerüſtet, und traten zu dem Hauptkorps.

Und rapportirten ohne Zweifel den Offizieren, die ſie zwar anhörten aber die Köpfe ſchüttelten, und ſetzte ſich dann der ganze Truop in Bewegung.

Jetzt gilt es, raunte uns Aſa zu, als ſie blau und weiß und

Digitized by Google

braun und in allen Farben, Einer aber ſchmutziger als der Andere, herankamen. Sie marſchirten jetzt in beſſerer Ordnung, der Kapitän in der Fronte, an den Flanken die Acadier, die ſich aber näher an die Bäume hielten, und bald ganz hinter dieſen verſchwanden.

Als Aſa dieß ſah, raunte er mir zu: dieſe wären eigentlich die gefährlichſten, von wegen ihrer ſchußfertigen Hand und ihres ſcharfen Auges, auf dieſe müßten wir es vorzüglich anlegen. Die Uebrigen verſtänden nichts vom Buſchkriege, ſagte er, mit denen würden wir wohl fertig werden.

Und die Spanier marſchirten, und kamen näher, waren nur noch ein hundert Schritt vom Blockhauſe, und grade zum Schuſſe; frägt Righteous: ſollen wir knallen laſſen gegen die Mordbrenner?

Gott behüte! ſagt Aſa, uns geziemt das nicht; wollen uns wie Männer vertheidigen, aber warten, bis ſie uns angreifen, dann kommt ihr Blut über ſie; und fallen wir, ſo fallen wir im Kampfe um unſer Leben und unſerer Weiber Leben; — wollen aber auf Rechtsgrunde ſtehen bleiben.

Und als nun die Spanier bis auf hundert Schritt vom Blockhauſe herangekommen, und deutlich ſahen, daß ſie erſt die Palliſaden nehmen müßten, um zu uns zu gelangen, hielten und beſprachen ſich die Offiziere.

Und rief Aſa ihnen ein Halt! zu.

Und rief der Kapitän wieder ein: Meine Herren Amerikaner! entgegen.

Was gibt es? fragte Aſa durch die Palliſadenritze.

Und ſteckte der Kapitän ein ſchmutziges Sacktuch auf die Spitze ſeines Degens, während er lachend zu ſeinen Offizieren ſprach, und trat dann ein zwanzig Schritt vor — hinter ihm drein ſeine Leute.

Und rief abermals Aſa aus den Palliſaden Halt! heraus. Das iſt nicht Kriegsbrauch, rief er; der Parlamentär mag kommen, aber ſo ſeine Mannſchaft folgt, geben wir Feuer.

Die Spanier, die ſonſt wohl hinter den Wällen und Bäumen zu fechten wiſſen, ſtanden alle in einem Klumpen. Mußten wohl wenig von unſeren Rifles halten, oder ſchier die Notion haben, daß wir es gar nicht wagen würden, uns um unſere Haut zu wehren, ſonſt wären ſie klüger geweſen, und hätten es wie die Acadier gemacht, die ſich hinter den dicken Bäumen hielten; riefen auch dieſe dem Kapitän zu, er ſolle ſich in den Wald ziehen, aber er ſchüttelte verächtlich den Kopf.

Wie er aber Aſa nochmals Halt! rufen hört, und ſchreien, daß er Feuer gebe, wurde ihm doch ein wenig Angſt, ſahen es, und mogte wohl die Notion haben, daß unſere Kugeln ihn nicht fehlen würden.

Und er ſchrie: Halt, und ſchießt nicht, bis ich euch eröffnet habe —

Dann macht es kurz! ſchrie Aſa zurück. Wenn Ihr etwas zu eröffnen hattet, dann ſolltet Ihr es, wenn Ihr Kriegsgebrauch verſteht, vor Eröffnung der Feindſeligkeiten gethan, nicht aber wie Mordbrenner unſere Häuſer niedergebrannt haben.

Und knallten, während Aſa ſo ſprach, drei Schüſſe hinter einander aus dem Walde herüber.

Waren die Creolen, die zwar Aſa nicht ſehen konnten, aber habe die Notion, durch die Ritzen der Palliſaden einen ſeiner Knöpfe oder ſeine Rifle blinken ſahen, und in dieſer Richtung und der Stimme nach anlegten und krachen ließen.

Und ſprangen die beiden Verräther eben ſo ſchnell wieder hinter den Baum, und lugten vor, um zu hören, ob nicht ein Wimmern ausbräche. Sah ſie aber Righteous und ich ihre verrätheriſchen Köpfe vorſtrecken, und ließen wir zuſammen krachen, und im nächſten Augenblick taumelten ſie nieder, um nicht mehr aufzuſtehen. Waren zwei der Creolen, mit denen wir den Pferdehandel hatten, einer davon der Verräther, Groupier genannt.

Und wie die ſpaniſchen Musketiere die Schüſſe hören, denn ſehen konnten ſie nichts wegen der vorſpringenden Waldecke, lief der Offizier über Hals und Kopf zurück und ſchrie: Vorwärts zum Angriffe! Und die Spanier ſprangen und liefen wie närriſch ein dreißig Schritte vorwärts, und als glaubten ſie, wir ſeien wilde Gänſe, die ſich vom bloßen Büchſenknall vertreiben laſſen, ſchoſſen ſie ihre Musketen auf das Blockhaus los. Jetzt iſt die Zeit, ſprach Aſa — ſie wollen es nicht beſſer. Habt Ihr wieder geladen, Nathan und Righteous? Ich nehme den Kapitän, du Nathan, den Lieutenant, Righteous den dritten Offizier, James den Sergeanten. Verſteht Ihr, daß nicht Zwei Einen nehmen, dürfen unſere Kugeln nicht umſonſt verſchießen.

Und waren die Spanier noch ſechszig Schritt entfernt, aber wir waren auf hundert und ſechszig unſeres Schuſſes gewiß, und wenn ſie Eichhörnchen geweſen wären, und ließen krachen, und jeder Schuß nahm ſeinen Mann. — Und der Kapitän, und Lieutenant, und der dritte Offizier, und die beiden Sergeanten und noch Einer lagen da und krümmten ſich — bald hatten ſie ausgekrümmt.

Und entſtand ein totaler Wirrwarr unter den achtzig Musketieren, oder wie viele ihrer waren, die Einen liefen hin, die Andern her; die Meiſten liefen dem Walde zu, aber ein Dutzend oder auch mehr, blieben und hoben den Kapitän und ihre Offiziere auf, um zu ſehen, ob noch Leben in ihnen wäre.

Wir aber nicht träge, und ohne erſt auf Aſa zu hören, der uns zurannte, friſch zu laden, hatten ſchnell die Kugeln in unſeren Büchſen, und ließen abermals krachen, und fielen abermals ſechs. — Jetzt ließen, die noch Stand gehalten, Alles liegen, wie es fiel und lag, und liefen, als ob ihnen die Schuhſohlen brennten.

Wir aber putzten ſo ſchnell als es ging unſere Rifles, wohl wiſſend, daß wir es ſpäter nicht mehr würden thun können, und daß ein einziger verſagender Schuß uns Alle verderben könne. Und nachdem wir unſere Rifles geputzt, laden wir, und kalkuliren, was wohl die Musketiere zuerſt anfangen werden.

Waren zwar die Offiziere gefallen, aber von den Acadiern waren noch fünf am Leben, und dieſe grade am meiſten zu fürchten. Die Aasgeier hatten ſich bereits geſammelt, und kamen ihrer immer mehrere und mehrere. Zu Hunderten kamen ſie angeflogen, uns und die Gefallenen umkreiſend.

Und wie wir ſo auf der Lauer ſtehen, auf allen Ecken hinaus in den Wald lugend, winkt mir Righteous, der ein prächtiges Auge hat, und deutet da hinunter auf die Waldecke. Und ich winke Aſa, der grade geladen, und wir ſchauen, und wie wir ſchauen, ſehen wir, daß es kriechendes Gethier iſt, das ſich im Unterholze herumwindet, um auf die öſtliche Waldſeite zu gelangen. Und wir ſahen deutlich, daß zwei Acadier voran waren, und ein zwanzig Musketiere hinterdrein, oder mehr.

Nimm du, Nathan, ſagt Aſa, und du, Righteous, die Acadier, wir nehmen die Spanier, wie ſie herankriechen, der Reihe nach.

Und nahmen wir ſie ſo, und ließen krachen, und die zwei Acadier mit vier Spaniern krümmten ſich und blieben liegen, aber einer der Acadier, den wir überſehen hatten, und der hinter einem Spanier kroch, der ſprang auf und ſchrie: mir nach, friſch mir nach, haben abgeſchoſſen, ehe ſie geladen, ſind wir im Walde. Wollen es doch noch haben, das Blockhaus.

Und der Acadier ſprang auf, und die Spanier hinterdrein, und ehe wir geladen hatten, waren ſie im Walde drüben. Wir knirſchten vor Wuth, daß uns der Acadier entgangen.

Merkten bald, daß noch drei Acadier oder Creolen, was ſie waren, übrig geblieben, denn ſie übernahmen nun den Befehl über die Spanier, die einſehen gelernt hatten, daß ihre Offiziere nichts vom Buſchkriege verſtanden, und war unſere Lage nicht um vieles beſſer, als gleich anfangs, wie ſie noch alle beiſammen waren; kamen ihrer noch immer zehn auf Einen von uns. Aber uns war der Muth nicht geſunken, ganz und gar nicht. Nur hatten wir jetzt ſchwereres Spiel, weil wir unſere Aufmerkſamkeit und Kräfte theilen mußten, und der Feind gewitzigt war.

Und hatten wir bald darauf alle Hände voll zu thun, und war es hohe Zeit, die Augen offen zu behalten, denn wo ſich nur einer von uns an einer Ritze zeigte, — die Kugeln hatten Spähne aus den Palliſaden geriſſen und Löcher gemacht — da knackten ein und auch mehrere Schüſſe luſtig drauf los; hielten ſich aber jetzt hinter den Bäumen.

Hatten zwar einige Mal Gelegenheit, unſere Büchſen knallen zu laſſen, und ein vier oder fünf Musketiere mußten nieder, aber wurde uns die Zeit ſchier lang.

(Schluß Seite 383.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Braubach

Ems

Digitized by Google

Digitized by Google

Braubach und die Marksburg.

(Taf. 45 a.)

Eine der lieblichſten und romantiſchſten Anſichten unſeres deutſchen Rheins gewährt die, am rechten Ufer des Fluſſes, unterhalb Boppart gelegene naſſauiſche Amtsſtadt **Braubach** mit dem Schloſſe **Philippsburg** und der majeſtätiſchen, auf einer hohen koniſchen Felſenwand aufſtrebenden **Marksburg**; letztere das einzige noch vollſtändig erhaltene Denkmal der Feudalzeiten jener Gegenden. — **Braubach** iſt eine der älteſten Städte des Rheinlandes, kommt ſchon in einer Urkunde von 933 vor, war früher Eigenthum der Grafen des Niedern-Lahngaues, ſpäter das Aſyl des Kaiſer Heinrich IV. und kam endlich im Beſitz Gottfried von Eppſteins, unter welchem ſie die Rechte einer freien Reichsſtadt errang, die Kaiſer Rudolph 1276 beſtätigte. — Zu jener Zeit muß Braubach von größerer Bedeutung und Ausdehnung geweſen ſein, als jetzt, denn rings umher bemerkt man noch Trümmer alter Gebäude, und wo der Pflug des Landmanns den Boden aufwühlt, erſcheinen noch Anzeigen und Spuren einer früheren Kultur. — Im Jahre 1283 kam Braubach als Eigenthum an die Grafen von Katzenellnbogen, nach deren Ausſterben 1479 an Heſſen, nach der Theilung Philipps des Großmüthigen 1632 an Heſſen-Rheinfeld, und 1651 an Heſſen-Darmſtadt, nach abermaligem Herrenwechſel aber 1802 an Naſſau. — Hinter der Stadt erhebt ſich am Fuße des Felſens, auf welchem die Marksburg thront, das Schloß **Philippsburg**, das ſeinen Urſprung dem Landgrafen Philipp dem Jüngern, zwiſchen 1568 und 1571, verdankt, jetzt aber in ein Gaſthaus umgewandelt iſt. — Ein ſteiler Weg führt von der Burg den Felſen hinauf nach der **Marksburg**, deren Erbauungszeit unbekannt iſt, und wahrſcheinlich bis zur Römerherrſchaft zurückreicht. Johann der Streitbare von Heſſen-Darmſtadt ließ ſie um 1644 wieder herſtellen, erweiterte ſie und benannte dieſelbe zu Ehren des Evangeliſten Markus: Markus- oder Marksburg. — Jahrhunderte ſind an dieſer Rieſenburg, dem herrlichen, wohl erhaltenen Zeugen mittelalterlicher Baukunſt, ſpurlos vorüber gegangen; kein Thurm, kein Strebepfeiler, keine Mauer hat bis jetzt durch die Zeit oder die politiſchen Stürme der Völker weſentlich gelitten; noch immer verbinden die finſtern, dem Tageslichte verſchloſſenen Gänge, die Prunkgemächer der alten Burg mit den neueren Wohnungen der jetzigen Beſatzung; die ſtolze Halle wird noch Jahrhunderten trotzen, und von der Zinne des maſſiven Thurmes erfreut man ſich noch, wie vor 800 Jahren, der entzückenden Ausſicht auf das herrliche Rheinthal, auf das der Marksburg gegenüber liegende, von einem Obſthain halbverdeckte Dörfchen **Brey**, hinter welchem ſich die Ruinen des Schloſſes **Rheinberg** erheben, auf das romantiſche Thal, an deſſem Ende Braubach liegt; die ſchöne Ebene, die ſich bis **Oberlahnſtein** hinunterzieht und von der Ruine **Lahneck** begrenzt wird, und auf die immer mehr rechts zurücktretenden Berge, deren Umriſſe nicht mehr das Eckige und Schroffe haben, was die Felſen der Marksburg auszeichnet. Auf dem andern Ufer des Rheins erblickt man das Städtchen **Rhenſe** mit ſeinem ſtumpfen Thurm, und weiter abwärts, im Hintergrunde, das Dorf **Kapellen** an einer Felſenwand, und über demſelben das zerſtörte Bergſchloß **Stolzenfels**, ſeit 1825 Eigenthum des Kronprinzen von Preußen, der in den Ruinen ein Zimmer einrichten ließ, aus welchem man eine herrliche Ausſicht hat. — Liebhaber des Alterthums finden in den unterirdiſchen Felſengemächern der Marksburg reiche Ausbeute, und in der ſogenannten „Todtenkammer“ die verſchiedenſten Marterwerkzeuge, Feſſeln, Folterbänke, Daumſchrauben und andere ſinnreiche Inſtrumente der Barbarei vergangener Jahrhunderte, die berechnet waren, Geſtändniſſe oft nicht begangener Schuld von den Lippen der Angeklagten zu preſſen. — Unter heſſiſcher Hoheit diente die Marksburg zum Staatsgefängniſſe, gegenwärtig iſt ſie zu einem Invalidenhauſe eingerichtet, und ſteht unter Aufſicht eines ſehr gefälligen Kommandanten, der den Beſuch Fremder gern geſtattet. —

Die Stadt **Braubach** hat eine reiche, fruchtbare Umgebung, iſt der Sitz des Amtes Braubach, welches 47,843 Steuernormalmorgen Landes umfaßt und in 18 Gemeindebezirke getheilt iſt, und liegt am Eingange eines romantiſchen Thales, in welchem viel Kupfer- und Silbererze gefunden werden, und zwei Silber- und Kupferſchmelzen ſich befinden, in denen das, bei Welmich gewonnene Erz gar gemacht wird; zählt 2 Kirchen, 2 gute Gaſthöfe und 343 Haushaltungen mit 1,352 Einwohnern, die ſich größtentheils von Ackerbau, Obſtzucht und Weinbau nähren. — Eine halbe Stunde von der Stadt quillt das **Dinkhalder** Mineralwaſſer, eine bittere Quelle, die ſchon ſeit drei Jahrhunderten bekannt iſt.

Bad Ems.

(Taf. 45 b.)

Jenſeits Homburg vor der Höhe, 4 Stunden von Frankfurt entfernt, erhebt ſich das quellenreiche **Taunusgebirge**, welches im Mittelalter den Namen **Hayrich**, **Haynreich** oder **Höherück** führte, und mit ſeinen drei Aeſten nach dem Rhein, dem Main und der Lahn hinunter ſtreicht, am genannten Orte einige ſeiner größten Kuppen, den **Feldberg** und **Altking** bildet, die nach Wiesbaden hinabziehen, und nachdem es bei Hochheim unterbrochen worden, am Schlangenbade vorbei, nach Ehrenbreitſtein zu ausläuft und als hohe Bergkuppe am Rheine endigt. — Reich an hiſtoriſchen Erinnerungen, (denn die Römer hatten hier ihre Hauptanſiedelung, und noch findet man überall alte Römerſtraßen, militäriſche Linien und Befeſtigungen, und häufig werden Grabmäler, Sarkophage, Vaſen, Münzen und andere Alterthümer aus

der Römerzeit im Schooße der Erde entdeckt und zu Tage gefördert, und alle Felſen ſind mit den Ruinen mittelalterlichen Burgen gekrönt,) iſt dieſe kleine Gebirgskette reicher als irgend eine andere an maleriſchen Schönheiten und Naturmerkwürdigkeiten; gegen zwanzig Bäder und Geſundbrunnen haben im Taunus ihre Quellen nud vertheilen ſich in die Rhein-, Lahn- und Maingegenden; die Bäder Wiesbaden, Ems, Schlangenbad und Soden ſind überall gekannt; eines der freundlichſten und romantiſchſten aber iſt Ems, an der Lahn, von welchem wir auf Tafel 45b eine Anſicht geben.

Von waldigen Thonſchieferbergen umſchloſſen, die ein enges Thal bilden, deſſen Windungen jedem heftigen Winde den Durchgang verwehren, und von der Lahn, einem Zufluß des Rheins, durchbraust, die ſich in raſchem Laufe zwiſchen den ſteilen Bergen hindurch windet, und nur wenig Raum für Wohnungen geſtattet, liegt der berühmte Badeort, der gegenwärtig gegen 100 Häuſer zählt. — Schon die Römer kannten und benutzten die warmen Quellen dieſes Thales und erbauten an denſelben die Stadt Embaſis oder Amaſia, von welcher noch jetzt einige Reſte von Gußmauern und die Trümmer von Bädern, Legionenſteine, Aſchenkrüge und Münzen gefunden wurden. — Ems beſitzt zwei Trinkbrunnen und eine Menge Badequellen, deren verſchiedene Wärme von 17° bis 37° R. ſteigt, und welche durch ihren Reichthum an Kohlenſäure, verbunden mit einem flüchtigen hepatiſchen Gas, zum Trinken ſowohl wie zum Baden benutzt, bei Bruſt- und Lungenleiden, bei Nervenſchwäche und Krankheiten der Ovarien herrliche Dienſte leiſten, die Augenquelle für Augenübel außerordentlich heilſam ſein und die Buben- und Zwillingsquelle die Fruchtbarkeit befördern ſoll. Selbſt im Fluſſe, am rechten Ufer der Lahn, ſprudeln einige kleine, warme Quellen hervor, und unfern des linken Ufers iſt die ſehr ſtarke Pferdebadquelle, die aber nicht angelegt iſt, und nur bei niederem Waſſerſtande, im Juli und Auguſt, zum Baden ſteifer und lahmer Pferde benutzt wird. Außer dieſen Quellen findet man noch im ganzen Lahnbette unzählige, zum Theil ſehr ſtarke Gasausſtrömungen, deren fortwährende Blaſenbildungen von Ununterrichteten für Quellen gehalten werden, und unweit der Pferdequelle ſtrömt aus dem Loch einer Mauer kohlenſaures, mit Schwefelwaſſerſtoff gemiſchtes Gas hervor, von welchem kleinere Thiere auf der Stelle getödtet weeden können. — Faſt in allen Häuſern ſind Badevorrichtungen und Zimmer für Badegäſte zu vermiethen; außer dieſen Privat-Badehäuſern beſitzt aber Ems noch zwei herzogliche Kurgebäude, das Obere oder früher naſſau-oraniſche, welches 1720, und das Untere oder heſſiſche Kurhaus, welches bereits 1580 vom Landgrafen Wilhelm IV. erbaut wurde. Beide ſtehen mit einander in Verbindung und enthalten zuſammen 197 Wohnzimmer, die ebenſo wie die Zimmer in den Privatgebäuden einer feſten Taxe unterworfen ſind, die von 40 Kreuzer bis zu 8 Gulden für den Tag ſteigt und durchaus nicht erhöht, wohl aber ermäßigt werden kann. Im untern Kurhauſe iſt das elegant eingerichtete, aus ſchwarzem Marmor aufgeführte Fürſtenbad, und auf dem jenſeitigen Ufer der Lahn ein neues Badehaus von impoſanter Größe. Im oberen Kurhauſe ſprudelt aus einer Tropfſteinmaſſe die berühmte Augenquelle, und in den Kellergewölben des ſteinernen Hauſes mehrere Quellen von 30° und 32° Wärme. — Die beiden Trinkquellen, der Keſſelbrunnen und der Kränchen, ſind gut gefaßt und liefern eine ungeheure Waſſermaſſe, von welcher jährlich weit über 100,000 Krüge verſendet werden.

Die Umgebung von Ems iſt wildromantiſch, aber weder rauh noch unfruchtbar; dicht hinter den herrſchaftlichen Häuſern erhebt ſich eine gewaltige Felſengruppe, die Bäderley genannt, die raubeſte von allen Gruppen der Nachbarſchaft, an deren Spitzen ſich die räthſelhaften Haſelmannshöhlen befinden, welche kleine Zellen bilden, die weit in die Felſen hineinreichen. — Anmuthige Spaziergänge führen von Ems nach dem romantiſchen Linkebach, einer ſchattigen Thalöffnung, auf dem linken Lahnufer, wo höher aufwärts ein Bergwerk betrieben wird; andere nach Kemnau, dieſſeits, und wiederum andere jenſeits, den Spieß- und Winterberg hinauf, und bieten von dort die überraſchendſten Ausſichten in die tiefen, wunderbar geſtalteten Thäler. Unweit von Bad Ems liegt das gleichnamige Dorf, von wo ein freundlicher Weg nach dem weinreichen Fachbach, ein anderer rechts nach der Silberſchmelze, und eine halbe Stunde weiter, durch dichtes Buſchwerk, nach den Ruinen der Spartenburg führt. —

In der Geſchichte erſcheint Ems zuerſt in einer Urkunde von 1173, als Eigenthum des Grafen Ruprecht II. von Naſſau, unter dem Namen Eymetz oder Empß. —

Etwas vom Walfiſch.

Wenn wir gleich ſchon früher eine kleine Skizze über den Fang des Walfiſches unſern Leſern mitgetheilt haben, ſo ſcheint uns doch der Bericht eines Mannes, der ſelbſt lange Jahre nur dieſem Geſchäfte lebte, zu merkwürdig und intereſſant, als daß wir nicht darin hinlängliche Entſchuldigung finden ſollten, denſelben hier wieder zu geben. Die Wunder der Natur ſind es ſchon werth, ſich durch mehrfache Studien vertrauter mit ihnen zu machen, und wo es nun gar ſich um eine Erſcheinung handelt, die wohl ſelten nur einem Bewohner des feſten Landes ſich offenbart, die in den Wüſteneien ferner Gewäſſer wohnt und gleichſam zu den Urgeheimniſſen des alten ewigen Meeres zu zählen iſt, ſo ſind die Mittheilungen derer, welche mit eigenen Augen beobachten durften, hier vor allen Andern zu ſchätzen, und werth, daß man ſie zur Belehrung öffentlicher Kunde übergebe. Vor einigen Jahren zog das Rieſengerippe eines Walfiſches, welches

Digitized by Google

in vielen Städten Deutſchlands gezeigt wurde, die allgemeinſte Aufmerkſamkeit an; es war das erſte- und vielleicht das einzige Mal, daß es uns vergönnt wurde, einen anſchaulichen Begriff dieſer ungeheuern Konſtruktion zu erhalten. Es war zwar nur der Knochenberg, allein mit einiger Phantaſie konnte man ihn ſich mit Fleiſch umgeben denken, und ſich ſo den Eindruck vorſtellen, den ein ſolches Thier wohl lebend zu machen im Stande iſt. Wenn man ihn nun ſich dachte, umhüllt mit der ſchwarzgrauen Haut, mit den kleinen Augen, die in der Maſſe faſt nicht zu entdecken ſind, mit dem großen Rachen, in dem die furchtbaren Barten zu ſchauen ſind, die dem Walfiſche als Zähne dienen, und, oben vom Rieſenhaupte ſich erhebend, die beiden hoch emporziſchenden Springbrunnen, die wunderbar fortwährend ſteigen und fallen und Alles ringsumher mit Schaum und Giſcht beſpritzen — wahrlich, dann fühlte man ſich von Staunen ergriffen, aber innerlich war's Einem doch recht, nicht genöthigt zu ſein, zwiſchen hohen Eisgebirgen, auf wildem, unheimlichen Meer, die Bekanntſchaft lebendiger Walfiſche zu machen, das Gefühl der Sicherheit that uns wohl und eben dieſes Gefühl erfüllt uns auch jetzt, wenn wir der Erzählung unſeres Gewährmanns folgen, der den ſchlimmſten Gefahren perſönlich Trotz bieten mußte, bis er im Stande war, uns dieſes Ergebniß mitzutheilen.

Zuerſt wollen wir ihn über die vier Gattungen von Walfiſchen anhören, die er kennen lernte. Die erſte derſelben nennt er den ächten Walfiſch, im Engliſchen right whale, der einen ganz geraden Rücken und keine Floſſe beſitzt. Dieſes Thier lebt in den ſüdlichen Gewäſſern, zwiſchen dem Aequator und dem fünf und vierzigſten Grade der Breite und erreicht eine Länge von fünf und ſechzig bis ſiebenzig Fuß. Doch gehören ſo große Walfiſche immer zu den Seltenheiten. Die gewöhnlichen, die unſerem Gewährsmanne vorkamen, waren nicht länger als fünf und vierzig Fuß vom Rachen bis zum Schweifende gemeſſen. Je weiter man gegen den Pol vorrückt, deſto ungeheuerer trifft man ſie. Sie dienen dort den Seegewächſen, Polypen und Schleimthieren zur Befeſtigung und zum Halt, gerade wie die alten Rieſeneichen unſerer Wälder den Mooſen und Schmarotzerpflanzen.

Wenn man den Walfiſch genauer in's Auge faßt, ſo muß man geſtehen, daß er mit Ausnahme des Kopfes, trotz ſeiner Größe, ſehr verhältnißmäßig gebaut iſt, und keineswegs jene ungeheuerlichen Bildungen zeigt, die ihm von manchem ſeiner Beſchreiber beigelegt wurden, und die dann die zeichnenden Künſtler, die gewöhnlich nur nach dieſen Angaben arbeiteten, noch mit einigen Uebertreibungen wiedergaben. Vom Ende des Kopfes angefangen, denn ein Hals iſt ſo eigentlich nicht vorhanden, nimmt der Körper bis zu ſeiner Mitte ſehr regelmäßig zu und eben ſo gegen den Schwanz hin ab, wo er etwas plötzlich, wie zuſammengeſchnürt erſcheint, wie das Ende eines gefüllten, länglichen Beutels oder einer Wurſt. Der Schwanz liegt horizontal und mißt manchmal ſieben Fuß in der Länge und zwei und zwanzig in der Breite. Dieſer Theil des Körpers dient dem Thiere als furchtbare Waffe, deren Kraft nichts zu wiederſtehen im Stande iſt, als nur allein der Menſch, der Alles beſiegt und jede Macht überwindet. Wer nicht, wie unſer Berichterſtatter, die ungeheuren Muskeln geſehen hat, die von Sehnen, die drei Zoll im Durchmeſſer halten, umgeben ſind, wird ſich ſchwerlich von der Gewalt einen Begriff zu machen im Stande ſein, die ſich in dieſem mächtigen Organismus kund gibt. Unſer Freund ſah, wie ein Boot, in welchem ſechs Menſchen ſich befanden, unter einem einzigen Schlage dieſer lebendigen Keule verſchwand. Als man herbeieilte, um ihnen beizuſtehen, fand ſich nichts als einige Trümmer und das Waſſer weithin von Blut geröthet.

Nur der Kopf des Walfiſches iſt mißgeſtaltet. Man hat ihn mit einem umgeſtürzten Boote vergleichen wollen. Dieß ſtimmt zu, wenn man, beim plötzlichen Auftauchen des Thieres, mit einem Male die obere Kinnlade erblickt; allein bald verſchwindet dieſe Aehnlichkeit bei näherer Betrachtung, und wenn es ſeinen furchtbaren Rachen öffnet, ſo muß man ſich geſtehen, daß dieſer Anblick ganz außerordentlich iſt und eigentlich nichts Aehnliches in der weiten Schöpfung findet. Es iſt allgemein bekannt, daß eine hornartige Subſtanz, welche Barten genannt wird, die Stelle der Zähne bei den Walfiſchen vertritt. Auf jeder Seite beſitzt er deren zweihundert fünfzig bis zweihundert achtzig; ſie ſtecken in einer Subſtanz von außerordentlicher Weiße, wie die Zähne im Zahnfleiſche. Sie ſtehen ſichelförmig einander entgegen und bilden auf jeder Seite des obern Rachens eine ſchwärzliche Wand, deren äußere Seite geglättet iſt, während die innere mit ſchwarzen, fünfzehn bis achtzehn Zoll langen Haaren beſetzt iſt, welche noch einmal ſo dick als gewöhnliche Haare ſind. Dieſe innere Seite bildet hierdurch eine Art von Netz, in welchem ſich Myriaden von kleinen Thieren aller Art fangen, die des Walfiſches Lieblingsnahrung zu ſein ſcheinen. Die Barten ſind nicht überall gleich lang; die längſten befinden ſich in in der Mitte; dieſe meſſen oft an ſiebenzehn Fuß. Rechnet man jede Barte durchſchnittlich zu zwei Pfund und nimmt man ihre Zahl auf fünfhundert im Ganzen an, ſo erhält man ein Gewicht von tauſend Pfund für dieſes gewiß eigentliche Gebiß. Man erſtaunt über dieſe coloſſalen Verhältniſſe im Einzelnen, wie im Ganzen! Die Barten ſitzen ſo feſt in der ſie umgebenden Maſſe, daß man ſie nur durch mehrfach wiederholte Hiebe mit Aexten aus aller Kraft daraus losbringen kann. Das Auge, obgleich im Verhältniß klein, iſt doch zweimal ſo groß als das Auge des Ochſen. Es wurde noch niemals kleiner angetroffen, wie man ſonſt wohl behauptete. Der Blick iſt ſanft, aber nicht dumm, und zwei tiefe Einſchnitte, die ſich über dem Auge befinden, gleichen von Ferne Augbrauen und verleihen ihm einen beſondern Ausdruck. Es iſt zu erwähnen, daß noch im Tode, bis zwei Stunden nachdem das Thier unterlegen, dieſer Ausdruck bleibend iſt und

Digitized by Google

Schmerz und Angſt deutlich anzeigt. Ein äußeres Ohr iſt nicht vorhanden. Die Oeffnung Gehörgang iſt ſo eng, daß man nur mit Mühe ein kleines Meſſer hineinbringt. Ungeachtet dieſer geringen Ausbildung des Hörorgans, überzeugen uns mehrere Fälle, daß der Walfiſch dennoch ein feines Gehör beſitzt und jedes Geräuſch auf große Entfernungen zu vernehmen im Stande iſt. Die Luftlöcher befinden ſich am hintern Ende des Kopfes. Das Waſſer, welches aus ihnen emporſteigt, erhebt ſich manchmal bis zu dreißig Fuß und zwar gabelförmig, das heißt beide Strahlen ſchießen auseinander. Dieſe letztere Erſcheinung läßt die Schiffer auf eine Entfernung von zwei bis drei Seemeilen den ächten Walfiſch von den Andern unterſcheiden. Die Brüſte des Weibchens ſtehen an beiden Seiten und ſind von einer dicken Hautfalte gedeckt; ſie treten aus dieſem Schutze nur dann hervor, wenn ſie mit Milch angefüllt ſind und das Thier ſeinem Jungen zu ſaufen geben will.

Das Zellengewebe, welches den ganzen Körper des Walfiſches umgibt, liefert jenes Oel, das im Handel unter dem Namen Thran bekannt iſt. Die Dicke des Fettes iſt nicht an allen Stellen gleich. Auf der Bruſt, dem Bauche und Rücken kann es wohl ſiebenzehn Zoll dick ſein; nach dem Schwanze hin wird es dünner. Ein Thier aus den nordweſtlichen Gewäſſern von Amerika liefert bis zweihundert fünfzig Fäſſer Thran. Da der Preis dieſes Artikels ungefähr dreißig Gulden für das Faß beträgt, ſo ergibt ſich hieraus, daß ein einziger Walfiſch über ſiebentauſend Gulden einträgt, und noch mehr, wenn der Thran im Preiſe ſteigt, was ſchon oft der Fall war. In franzöſiſchen Häfen ſah man ehemals das Faß (Baril) mit hundert Franken, etwa fünfzig Gulden, bezahlen, allein zu ſolcher Höhe ſteigt der Preis wohl ſchwerlich wieder. Das Repsöl hat den Thran offenbar heruntergedrückt, daher denn auch die Walfiſchfänger die Repsbauern wie ihre Todfeinde haſſen. Allein es iſt vorauszuſehen, daß alle Verwünſchungen, die ſie gegen dieſe ausſtoßen, nichts fruchten werden, und daß der Walfiſchfang ſich nicht mehr verlohnen kann. Während nämlich der Repsbau immer mehr cultivirt wird, erfordert die Ausrüſtung von Schiffen zum Walfiſchfang ſtets größere Koſten und die Ausbeute wird dabei geringer. Vor langen Jahren fanden ſich einige Walfiſcharten ſelbſt an der Küſte des ſüdlichen Frankreichs, dann war man genöthigt, ſie im nördlichen Eismeer aufzuſuchen, ſpäter an den afrikaniſchen Küſten, in den Gewäſſern von Braſilien und Chili und zuletzt traf man ſie nur noch in ergiebiger Menge zwiſchen den Inſeln des Südmeers, wo ſie nunmehr aber auch ſchon ſeltener zu werden anfangen. Wäre dem Walfiſch auch nicht der Inſtinkt verliehen, jene Gewäſſer zu fliehen, wo er verfolgt wird, ſo würde ſchon das Gemetzel hinreichen, welches man alljährlich unter ihnen anſtellt, um ihre Anzahl zu verringern.

Im Jahre 1839 waren zweihundert Fahrzeuge, ſowohl amerikaniſche, wie engliſche und franzöſiſche in den Gewäſſern von Neuſeeland, um Walfiſche zu fan gen. Ein jedes Schiff ſoll im Durchſchnitt fünf un fünfzig getödtet haben, mithin wurden nur in dieſen Winkel des großen Oceans an eilftauſend Walfiſch vernichtet.

Man hat ſonſt wohl auch behauptet, daß de Schlund des Walfiſches ſo eng ſei, um nur ganz klein Thiere hinunter ſchlucken zu können; allein dieß i falſch. Die Naturhiſtoriker erzählen oft blos nac Hörenſagen und ſchrieben gewöhnlich von einander ab An ſehr vielen getödteten Walfiſchen hatte unſer Gewährsmann Gelegenheit den Schlund zu meſſen un fand die Oeffnung zehn Zoll weit; rechnet man hinzu daß ſich dieſe während des Hinabſchluckens nothwendi erweitert, ſo darf man annehmen, daß ſie weit genu ſei, einem Menſchen den Durchgang zu geſtatten. Wär dem ſo, wie man früher annahm, ſo folgte darau nothwendig, daß das Thier an Entkräftung ſterbe müßte, denn ſelbſt wenn es in einem fort Nahrung z ſich nähme, ſo könnte es bei dem geringen Umfan derſelben ſeinen Hunger niemals befriedigen, der, wi bei andern Thieren auch bei dieſem, nothwendig mi der Größe ſeines Körpers in richtigem Verhältniß ſtehen muß. Zunächſt haben wohl die Naturforſcher di ſeltſame Beſchaffenheit dieſes Schlundes als eine bloß Schlußfolge angenommen, die in gewiſſer Beziehun nicht unrichtig ſein mag. Man nahm nämlich an, da das Grundgeſetz der Natur, ein fortpflanzendes un erhaltendes ſei; demgemäß mußte ſie ein Hinderni geſchaffen haben, damit einem Thiere, welches allei im Stande wäre das ganze Meer von allen ſeine Bewohnern zu entvölkern, die Schranken hiezu gezoge wären, da in dem Elemente, das es bewohnt, kein Ernäherung aus Pflanzenſtoffen angenommen werde konnte; ſo kamen ſie denn auf den Einfall, daß de Walfiſch nur im Stande ſei etwa zwei der kleinſte Fiſchlein auf einmal zu verſchlucken. Sie dürfen ſic indeſſen getroſt der Hoffnung überlaſſen, daß die Walfiſche trotz ihres weiten Schlundes ſobald keine Hungersnoth für die übrigen Meerbewohner herbeiführe werden. In einigen Gegenden bergen die unergründlichen Gewäſſer des Oceans Myriaden von Mollusken und wenn auch die Gelehrten noch nicht Alles erklär haben, ſo hat doch die Allmacht Gottes Allem vorgeſorgt.

Ueber die Schnelligkeit der Bewegung des Walfiſches ſchwebt man noch in Ungewißheit. Einige behaupten, er könne fünf und zwanzig Faden in eine Stunde ſchwimmen, welches etwas acht Seemeilen beträgt. Dieſe Geſchwindigkeit wäre ungeheuer und e wird wohl etwa ein Drittel dabei übertrieben ſein Jedenfalls wäre es dann noch immerhin genug, u die armen Schiffer, welche Jagd auf ein ſolches Thie machen, gehörig in Athem zu halten. Man hat ein Berechnung angeſtellt, wonach ein Walfiſch in drei un zwanzig Tagen die Reiſe um die Welt machen könnte wenn er Luſt dazu bekäme; dieß würde etwa hunder ſieben und fünfzig Wegſtunden in vier und zwanzi

Digitized by Google

Stunden betragen. Auch dieß iſt Uebertreibung; man müßte dann annehmen, daß die Reiſe in der Nähe der Pole gemacht werden ſoll, wo die Grade der Länge nur neun bis zehn Stunden betragen.

Ein merkwürdiger Zug bei dieſem Thiere iſt ſeine Mutterliebe. Es iſt ſchon oft beobachtet worden, daß es beim Schwimmen ſich ſtets nach ſeinem Jungen richtet; daß es anhält, um dieſes zu erwarten, wenn es zurückgeblieben iſt, zu ihm hinſchwimmt, wenn es ſich entfernt hat, ja ſogar, wenn es müde wird oder wenn eine Gefahr ſich nahet, das Junge mit Hilfe ſeiner Floſſe an ſich zieht und an die Bruſt drückt, und ſo mit ihm zu entkommen ſucht. Dann aber, wenn die Harpune, jene Waffe, womit man die Walfiſche tödtet, das Junge erreicht oder durchſtoßen hat, kann man erſt recht bemerken, wie ſehr die gute Mutter ihr Kind liebt. Anſtatt zu entfliehen und ſich ſelbſt in Sicherheit zu bringen, ſchwimmt ſie eiligſt zu ihrem verwundeten Sprößlinge hin, welches dem Verfolger eben die rechte Gelegenheit iſt die Alte zu erlegen, weil er darauf mit Sicherheit gerechnet hatte; denn das Junge liefert noch keinen Thran. Iſt es noch nicht todt, ſo bleibt es bei der Mutter, und dieſe verhält ſich ruhig, aus Furcht ihr Junges zu verwunden. Allein ſo wie es todt iſt, ſo erhebt ſich die Wuth der Alten auf furchtbare Weiſe und ſie ſchont dann nichts mehr. In dem entſetzlichen Kampfe, der ſich entſpinnt, fließt nicht ſelten das Blut von beiden Seiten.

Wenn die Walfiſchmutter ihr Junges ſäugen will, ſo ſchwimmt ſie langſamer, legt ſich auf die Seite und das Kleine zieht durch das Saugen die Bruſt heraus, die im gewöhnlichen Zuſtande in den ſie ſchützenden Hautfalten verborgen iſt. Auch hier wurde gar mancherlei gefabelt. Man wollte behaupten, daß das Thier ſeiner Milch freien Lauf laſſe, und daß das Junge dann, um die Alte herumſchwimmend, die Milch auflecke. So lächerlich dieſe Behauptung klingt, ſo wurde ſie doch geglaubt, und beſtätigt den Satz, daß keine Abgeſchmacktheit groß genug iſt, um nicht auch zu Zeiten ihre Anhänger zu finden.

Mit Ausnahme des Menſchen hat der Walfiſch im weiten Meere, das er bewohnt, von keinem andern Geſchöpfe etwas zu befürchten. Durchaus friedlicher, man könnte ſagen harmloſer Natur, durchſchifft er die Weiten des ungemeſſenen Oceans, denn ſeine rieſenhafte Geſtaltung erſchreckt ſelbſt die muthigſten Thiere dieſer Unterwelt. Dennoch hat man auch hier das Mährchen von verſchiedenen Feinden des Walfiſches erfunden und vor Allem den Narwal als ſolchen genannt. Man erzählte, daß ein Kampf zwiſchen Beiden meilenweit vernommen werden könne, und daß das vergoſſene Blut eben ſo weit die Wellen färbe. Unſer Gewährsmann widerſpricht aber auch dieſer Annahme und ſtützt ſich dabei auf ſeine langjährige eigene Erfahrung. Eine andere Sage berichtet, daß eine Art von Blaſefiſch ſehr genäſchig nach der Zunge des Walfiſches ſei, und wenn er dazu käme, ihm in den Rachen zu ſchwimmen, ſo brächte er es in Kurzem dahin, daß das Rieſenthier unter unſäglichen Schmerzen verende. Doch auch dieß will Niemand ſelbſt geſehen haben und Alles beruht auch hier wieder auf Hörenſagen. Unſer Berichterſtatter will Walfiſche und Blaſefiſche mit einander ſpielen geſehen haben an der Küſte von Peru während eines warmen Sonnenſcheins. Ueber dergleichen fabelhafte Nachrichten darf man ſich bei den Seeleuten keineswegs verwundern. Oft bei Windſtillen oder wenn auf langen Seereiſen ruhiges Wetter eintritt, kommen wohl erfinderiſche Köpfe auf ſonderbare Einfälle, die ſie ihren Kameraden zum Beſten geben. Dieß war der Urſprung der übertriebenen Schilderungen von der großen Seeſchlange, Kraken genannt, oder vom Geſpenſterſchiff des fliegenden Holländers, von dem wir unſere Leſer ein ander Mal zu unterhalten gedenken.

Nach dem ächten Walfiſche (right whale) kommen die Floſſenwalfiſche, die Grundwalfiſche und die Höckerwalfiſche *). Die beiden erſten Arten ſind zwar ebenfalls von ungeheurer Größe, allein ſie beſitzen weniger Speck als der ächte Walfiſch und geben mithin nur wenig Thran. Ebenſo ſind ihre Barten, aus denen bekanntlich das Fiſchbein gemacht wird, nur klein und daher von keinem Werthe. Einſt ſah unſer Freund bei der Inſel Chatham neben dem Schiffe einen dieſer Fiſche ſchwimmend, und konnte daraus genau abnehmen, daß er eine Länge von hundert und dreißig Fuß hatte. Man tödtet ſie nur in den Buchten, weil dieß im offenen Meere nicht möglich ſein würde; erfahrene Walfiſchfänger geben ſich aber gar nicht mit dieſer Gattung ab, theils der geringen Ausbeute wegen, theils wegen ihrer heftigen Beweglichkeit, ſo daß ſie in einem Augenblick ein Seil von dreihundert Klaftern nach ſich ziehen können. Die Seeleute begnügen ſich damit, ihnen die Harpune ein Paar mal in den Leib zu jagen, einzig nur deßhalb, wie ſie ſagen, um ihnen das Fell zu kratzen. In der That muß eine Waffe, die Wunden von fünf Fuß tief macht, ein angenehmes Jucken hervorbringen!

Weil ſie nun aber nicht getödtet werden, ſo vermehren ſich dieſe ſehr ſtark. Man begegnet ihnen deßhalb überall, unter allen Breiten und auf beiden Halbkugeln. Wäre der ächte Walfiſch ſo häufig anzutreffen, ſo würde ſein Fang ein gutes Geſchäft ſein und in weniger als drei Monaten hätte ein Schiff von fünfhundert Tonnen ſeine volle Ladung.

Von den Kaſchelots **) gibt es fünf Arten, allein hier ſoll nur derjenigen Erwähnung geſchehen, welche den Beinamen Macrocephalus erhalten hat, deren großer

*) Die Wiſſenſchaft hat eine andere Eintheilung der Walfiſche, wie uns wohl bekannt iſt; ſie nennt außer dem ächten Walfiſche noch den Nordcaper, den Knotenwal, den Halbmondwal u. ſ. w. Wir folgen jedoch oben unſerm Gewährsmann, der kein Gelehrter vom Fach, wohl aber ein praktiſcher Kenner iſt.

**) Der Kaſchelot oder Pottfiſch iſt auch eine Walfiſchgattung, von der es wieder verſchiedene Abarten gibt. Sie ſind hauptſächlich durch den dicken Kopf und die große Rückenfinne von den ächten Walfiſchen verſchieden, ſo wie auch durch Zähne ſtatt der Barten.

Digitized by Google

Kopf über ein Drittel der Körperlänge ausmacht. Dieſer Kopf iſt noch ſeltſamer und mißgeſtalteter als der des Walfiſches. Die obere Kinnlade ſteht mehrere Zoll über der untern hervor. Die Zähne ſtehen blos in letzterer; in der obern befinden ſich Löcher, in denen die Zähne genau paſſen, wenn das Thier den Rachen ſchließt. Manchmal ſind die Zähne einen Fuß lang und ihre Anzahl wechſelt von fünf und zwanzig bis zu ſechs und fünfzig. Zum Ausſpritzen des Waſſers beſitzt der Kaſchelot nur eine einzige Oeffnung am obern Ende der Schnautze, die von hinten nach vorn geſenkt erſcheint, ſo daß das Waſſer, wenn der Fiſch ruht, in einiger Entfernung von ihm, nach vorn abfließt. Die Zähne und die untere Kinnlade gleichen dem Elfenbein, allein ſie werden nicht wie dieſes verarbeitet. Sein Thran, womit die Amerikaner ſtarken Handel treiben, wird dem aller andern Fiſche vorgezogen. In dem obern Theile ſeines Kopfes befindet ſich eine ſehr weite und genau vom Hirne geſonderte Höhle (jenes iſt nämlich nur ſehr klein), welche ſich von der Schnautze bis zu den Augen erſtreckt. Sie enthält die Subſtanz, welche im Handel Walrath oder Sperma ceti genannt wird. So lange der Fiſch lebt iſt ſie flüſſig und durchſichtig, dann aber gerinnt ſie und nimmt eine blendend weiße Farbe an; beim Anfühlen iſt ſie ſeifenartig. Eine andere koſtbare Subſtanz, welche der Kaſchelot in ſich birgt, iſt der graue Ambra, der jedoch ſehr ſchwer aus den Eingeweiden zu ſondern iſt. Man behauptet, daß dieſer theure Spezereiartikel ſich in dem Maſtdarm des kranken Thieres erzeugt. Ehe ſie noch das Thier geöffnet haben, wiſſen erfahrene Schiffer genau, ob es viel Ambra enthalte, weil dann der Bauch an jenen Stellen, wo Ambra ſich befindet, dicke Knoten zeigt. Man findet ihn aber auch im Meere ſchwimmend oder an Felſen abgeſetzt, wo dann anzunehmen iſt, daß der Kaſchelot ſich deſſelben entledigt hat. Schon die Alten kannten dieſe Spezerei und früher wurde ſie häufig als Arznei verwendet, bis der häufigere Gebrauch des Moſchus ſie verdrängte.

Jetzt noch Einiges über den Fang dieſer merkwürdigen Thiere.

Sobald der Matroſe im Maſtkorb den Ruf ertönen läßt, daß er die Waſſerſtrahlen eines Walfiſches wahrnehme, ſo fragt ihn der Kapitän, auf welche Entfernung und unter welchem Windſtrich. Dann wird ſogleich beigelegt, und ſchätzt man die Entfernung etwa auf eine Seemeile, ſo ſchickt man ihm Boote entgegen, die mit Ruderern bemannt ſind. Der Nächſte an dem Thiere ruft hierauf dem Harpunirer zu, daß er ſich richten ſolle. Dieſer legt ſein Ruder weg und ergreift die Harpune, die mit einem Widerhaken verſehene ſtarke Lanze. Auf den zweiten Ruf: Stoß' zu! wirft er ſie in denjenigen Theil des Körpers des Walfiſches, den dieſer ihm am leichteſten darbietet, hierauf eilt er nach dem Hintertheile des Bootes, und läßt das Tau, das an der Harpune befeſtigt iſt, nachſchießen, während der Kommandirende die Lanzen und Beile in Bereitſchaft zu halten gebietet.

Dieſe Beile, faſt in der Form von Grabſcheiten, nur ſcharf und bedeutend kleiner, ſind ſehr ſchwer zu handhaben. Man gebraucht ſie nicht, um den Walfiſch zu tödten, ſondern nur, um ſeine Schnelligkeit zu hemmen, nachdem er ſchon harpunirt wurde. Man durchſchneidet nämlich die Sehnen und Flechſen damit, mit denen er die Bewegung des Schwanzes vollbringt. Es gewährt einen furchtbaren Anblick, ein ſo gebrechliches Fahrzeug zu ſehen, wie es von dem Rieſenthiere nach ſich geriſſen wird, das übrigens gar keine Anſtalt zur Vertheidigung macht. Wer ein ſolches Schauſpiel zum erſten Male erblickt, kann gar nichts anderes denken, als daß die unerſchrockenen Schiffer unrettbar verloren ſind und ihren Fuß nie wieder auf feſtes Land ſetzen werden. Wie ſehr aber wird man erſtaunen, wenn man ſie bei dieſer ſo augenſcheinlichen Gefahr einen luſtigen Geſang anſtimmen hört; wird man nicht glauben, daß die armen Leute, im Angeſichte der unvermeidlichen Gefahr, den Verſtand verloren haben? Und dennoch iſt's nicht ſo. Sie ſind bei völligem Verſtande und ſingen, während der wüthende Walfiſch ſie fünfzehn Meilen und weiter mit Sturmeseile dahinreißt. Wenn nun ein junger Neuling, der dieſen Kampf noch nicht kennt, um Gotteswillen ſeinen Kameraden bittet, daß ſie das Tau doch kappen ſollten, wodurch das Boot an die Bewegungen des Ungeheuers gefeſſelt wird, ſo erſchallt von den Andern ein wildes, verſpottendes Gelächter. Der Befehlshaber ſchlägt dem Jungen mit dem Stiel ſeiner Lanze auf's Maul, gebietet Stillſchweigen und befiehlt ihm, daß er ſich daran mache, das Waſſer auszuſchaufeln, welches ſich in dem Boote zu ſammeln anfängt. Die Donnerſtimme des Befehlshabers ruft jetzt: „Laßt das Tau ſchneller nachſchießen und zurück mit dem Boot!“ Und wahrlich, es iſt hohe Zeit dazu. Der Walfiſch, deſſen Schwanz bereits tief verwundet wurde, hält plötzlich in ſeinen Bewegungen an, und ohne das Zurückgehen des Bootes würde es offenbar auf ihm umgeſtürzt ſein. Ein kräftiger Ruderſchlag, von jedem Matroſen zugleich ausgeführt, entfernt ſogleich das Fahrzeug, und dem Ungeheuer, das den furchtbaren Schwanz aus dem Waſſer hoch emporhebt, iſt jetzt Raum gelaſſen, in die Tiefen zu tauchen, wo es glaubt eine bergende Zuflucht zu finden. Allein es kann die Harpune nicht mehr los werden und ſich auch nicht mehr aus den Windungen des Taues befreien, das man ihm eiligſt in dem Maße nachſchießen ließ, als es eine größere Tiefe erreicht.

Während der Fiſch nun unter Waſſer iſt, wo er gemeinhin zwanzig bis dreißig Minuten bleibt, haben die andern Boote Zeit, ſich zu nähern, und bilden einen weiten Kreis an der Stelle, wo ſie vermuthen, daß der Walfiſch wieder zum Vorſchein kommen wird. Der Befehlshaber, immer die Lanze in der Hand, ruft jetzt ſeinen Leuten, daß ſie die Ruder feſt zur Hand nehmen ſollen, der Harpunirer aber muß doppelt aufmerkſam ſein. Dieſer Moment hat in der That etwas Feierliches; man kann ihn oft ſchon erlebt haben und

Digitized by Google

ſtets von Neuem ergreift er einen Jeden der Mannſchaft. Der älteſte, abgehärteſte Walfiſchſänger kaut gewiß mit einer ſichtbaren Ungeduld ſein Stückchen Tabak, das — wie alle meine Leſer ja wiſſen — jeder ächte Seemann fortwährend im Munde hat, weil dieß das beſte Vorbauungsmittel gegen die furchtbare Krankheit Scorbut oder Scharbock ſein ſoll, die man auf langen Seereiſen zu bekommen pflegt. Die jungen Matroſen ſenden manchen Stoßſeufzer zum Himmel, und wünſchen, daß ſie mit der Furcht dießmal noch davon kommen möchten.

„Das Tau!“ — hört man plötzlich — „Seht, wie es locker wird — immer lockerer — der Wal ſteigt — Hurrah! Hurrah! da iſt er! Hurrah!“ — ſo tönt's von allen Enden.

Nun ſchießen alle Böte pfeilſchnell auf die Stelle hin und die Schlacht nimmt ihren Anfang.

In dem Trauerſpiel, das nunmehr beginnt, durchkreuzt ſich das Schreckliche mit dem Grotesken; es iſt wahrlich keine Kleinigkeit mit dem rieſigen Feinde Mann gegen Mann zu kämpfen. Da wird ein Boot, dort werden Ruder zertrümmert; bald ein Harpunirer, bald ein Matroſe zehn Klafter hoch in die Luft geſchleudert; doch bildet das nur das Vorſpiel zu dem Kampfe, in dem der Menſch wirklich als das mächtigſte Geſchöpf dieſes Planeten daſteht. Nach jeder neuen Wunde, die es empfängt, taucht das Thier einige Fuß unter, ſteigt aber gleich wieder herauf und ſpritzt aus ſeinen Luftlöchern rothgefärbtes Waſſer, ſelbſt reines Blut aus; ſein Schwanz ſchlägt fortwährend die Wellen, die rings umher nur weißen Schaum zeigen. Wehe dem, den einer dieſer Streiche erreicht! nicht gut iſt's mit dieſem Fächer zu ſpielen, wie der Walfiſchfänger ſcherzend den Schwanz zu nennen pflegt. Wer nur davon leicht berührt würde, der ſtürzt hin um nimmer wieder aufzuſtehen. Wenn ein voller Schlag die Mitte eines Menſchen trifft, ſo bricht er mitten entzwei; trifft es ihn am Halſe, ſo iſt er geköpft; fällt der Schwanz auf das Boot, ſo zerſchellt es im Augenblick und die Mannſchaft zählt ſechs Menſchen weniger.

Wenn nun nach und nach die gewaltigen Anſtrengungen und der Blutverluſt das Thier erſchöpft haben, ſo wagt man ſich näher und verwundet es auf's Neue mit Lanzenſtößen, die mit der Hand geführt werden und dreht dabei die Waffe mehrmals in der Wunde um. Das Blut ſpritzt daraus an zwanzig Fuß in die Höhe nnd die Matroſen werden ganz voll davon. Dieſe Bluttaufe erfüllt ſie mit Freude und ſie jubeln laut. Jetzt erſt verſucht es der Walfiſch ſeinen Verfolgern zu entkommen, allein es iſt zu ſpät; der Kreis der Feinde, der ihn umgibt, iſt zu dicht. Es iſt nun kein Kampf mehr, ſondern ein Gemetzel, ein Schlachten. Das Meer iſt nicht mehr Meer, ſondern eine ſchäumende Blutlache. Das Thier wird ſtiller; ſein Auge ſcheint zu erlöſchen; aus den Spritzlöchern ſtrömt noch rothgefärbter Koth und Schlamm. Das Ungeheuer der Meere iſt beſiegt. — Man ſieht alle Muskeln des Thieres zittern und ſich winden, wie ein Tau, das berſten will, etwa wie eine Rieſenſchlange, der man noch lebend die Haut abzieht. Dieß iſt ſein Todeskampf und ein endloſes Hurrahgeſchrei begrüßt ſein Verſcheiden.

Obgleich dieſe Art den Walfiſch zu tödten lange währt und gefährlich iſt, ſo iſt ſie doch noch immer als die ſicherſte befunden worden. Es ſind ungefähr fünfzig Jahre her, daß die Engländer auf den tollen Einfall geriethen, dazu die Congreve'ſchen Raketen zu benutzen, allein ſie kamen bald wieder davon zurück. Das Thier wurde dadurch ſo zertrümmert, daß eine zweckmäßige Zerlegung deſſelben unmöglich gemacht wurde und darauf kommt doch Alles an, um aus ſeinen verſchiedenen Theilen jenen Vortheil zu ziehen, der den Walfiſchfang überhaupt ergiebig macht und ihn als Handelsſpeculation erſcheinen läßt. Kürzlich noch ſchlug ein Arzt vor, Blauſäure in die Wunden zu bringen, die man in ein Fläſchchen zu dieſem Behufe an das Ende der Harpunen befeſtigte. Es iſt noch nicht bekannt geworden, welchen Erfolg dieß hatte; indeß iſt der Vorſchlag gelehrten Geſellſchaften zum Begutachten vorgelegt worden. Welche neue Arten man jedoch auch ſpäter anwenden wird, gefahrlos wird dieſe Jagd niemals werden.

Auf die oben beſchriebene Weiſe wird auch der Kaſchelot getödtet, und was man auch darüber gefabelt hat, ſo iſt dieſer nicht gefährlicher für die Schiffer als der Walfiſch, trotz ſeiner furchtbaren Zähne und ſeiner unbeſchreiblichen Wuth, die ihn dem Feinde gegenüber ergreift. Unſer wackerer und wahrhafter Gewährsmann bekennt übrigens, nie perſönlich einer Kaſchelot-Jagd beigewohnt zu haben, daher wir auch nichts Näheres davon erzählen können.

(Nach dem Berichte eines franzöſiſchen Walfiſchfängers.)

A. Lewald.

Die Kolibri oder Fliegenvögel.

(Taf. 46.)

Die geographiſche Vertheilung der verſchiedenen Geſchöpfe auf unſerem Erdball hat ſeit Kurzem die Aufmerkſamkeit unſerer Naturforſcher ſo auf ſich gezogen, daß Alle ſich bemühen Thatſachen zu ſammeln, welche darthun ſollen, daß auch dieſe Vertheilungen auf gewiſſen Geſetzen beruhen, die größtentheils durch die vereinigten Einflüſſe des Klimas und der Temperatur auf die verſchiedenen thieriſchen Körper hervorgerufen werden. Auch die Vögel ſind dieſen Geſetzen unterworfen, und obgleich man annehmen könnte, daß dieſe durch ihre mehr entwickelten beweglichen Kräfte ein ausgedehnteres Gebiet für ſich hätten, auch einige Gruppen und Arten über den ganzen Erdball verbreitet ſind, exiſtiren doch viele, welche der vermittelnden Unterſtützung bedürfen, um von einem Platz nach dem andern zu kommen. Die große Familie der Falken, der Tauben und Schwalben iſt über jeden Theil der

Digitized by Google

Erde verbreitet, Papageien ſind in allen Welttheilen zu finden, nur in Europa nicht, und Spechte bewohnen, mit Ausnahme von Neu-Holland, alle Länder des Erdballs. Der Wanderfalke, früher ſo berühmt in einer edlen, jetzt faſt vergeſſenen Jagd, erhebt ſich frei über den größten Theil von Europa, Amerika und Grönland, und iſt zugleich ein Bewohner des weit entfernten Neu-Hollands; die kurzöhrige Eule iſt einheimiſch in Europa, Sibirien, Nordamerika und in der Nachbarſchaft von Canton und China, und Pennant erwähnt ihrer ſogar als eines Bewohners der Falkland-Inſeln; die gemeine Elſter, welche in allen europäiſchen Ländern zu finden iſt, wurde auf den Himalayagebirgen Indiens und in der kalten Zone Nord-Amerika's gefunden, und die gleiche Art des glatten Reihers wurde aus allen Welttheilen und von den fernſten Inſeln des Oceans in unſere Muſeen geſandt. Im Gegenſatz mit dieſen Beiſpielen finden wir hinwiederum, daß die großen Kontinente eigenthümliche, nur ihnen allein zukommende Formen beſitzen, und, da die natürliche Verfaſſung eines jeden großen Landſtriches nicht wohl ohne analoge Organiſation beſtehen kann, in den meiſten Fällen einen Repräſentanten dee größern Familien, in abgeänderten, dem Lande angemeſſenen Formen aufzuweiſen vermögen. So hat Amerika den ſüdamerikaniſchen Strauß oder Nantu, welcher die ausgedehnten Pampas, im Süden von Paraguay, belebt und bis zur Magellans-Straße hinunter zu finden iſt; Indien und der indiſche Archipel, vorzüglich aber die Molukken und Borneo, den Kaſuar; Afrika den wahren Strauß und Neu-Holland den Emeu. Die große Sahara und die Wüſten Arabiens, obgleich wenig geeignet zum Aufenthalt thieriſchee Weſen, haben ihre eigenthümlichen Sandläufer und Ganga's oder Wüſtenhühner, zweckmäßig geformt für den Aufenthalt in dieſen traurigen Einöden; ſie durchjagen dieſelben im Fluge, mit der Schnelligkeit des mächtig hereinbrechenden Orkans, und empfinden dieſelbe Freude in der unbegrenzten Wüſte, wie das gekrauste und faſanenſchwänzige Haſelhuhn in den weichen und üppigen Prairies von Nordamerika, oder unſer Waſſerhuhn auf den mit ſumpfiger Heide bekleideten Hügeln des Nordens und Großbritanniens. — Ebenſo bietet Afrika und Oſtindien in ſeinen Baumläufern und Honigſaugern analoge Erſcheinungen einer Klaſſe feenhafter Vögel, der **Kolibri's**, die beinahe ganz in die tiefen und ſchattigen Waldungen des tropiſchen Amerika's verwieſen ſind, und auf deren Schönheit, Pracht und Zartheit wir nachſtehend die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer lenken wollen. —

Die **Kolibri, Brumm- oder Fliegenvögel (Trochilidae), Oiseaux-mouches; — Humming-Birds; Tomino, — Picaflores;** — welche bei Oken die erſte Gattung der erſten Sippe, der Schweber oder Honigvögel bilden, und von ihm der vierten Zunft, den Ablenſchnäblern, der zweiten Ordnung der erſten Stufe zugezählt werden, ſind die kleinſten und prächtigſten der bis jetzt bekannt gewordenen Vögel, oft nicht über
einen Zoll lang, und mit dem ſchönſten metalliſch
Farbenſchmelz bekleidet. — Trotz ihrer Kleinheit hab
ſie ungrmein lange Flügel, kurze und ſchwache Fü
und einen langen Schwanz, in welchem bei einig
Arten ſich noch zwei lange Schwungfedern befind
Ihr Schnabel iſt laug, faſt nadelförmig und mit ein
vorſchießbaren, in Fäden geſpaltenen Zunge verſebe
mittelſt welcher ſie ihre Nahrung, kleine Inſekten, wel
ſich auf dem Boden der Blumen aufhalten und o
Honig leben, ſummend und ſchwebend aus den röhre
förmigen Blüthen der Orangen, Eugenien, Bignoni
Melaſtomen, Baniſterien- und der Tamarinden- u
Corallenbäume hervorzuholen ſuchen, die ſie gleich B
nen umſchwärmen. Daß ſie ſelbſt von Blumenhon
leben, und die zwei langen Fäden, in welche die Zun
getheilt iſt, hohle Röhren wären, durch welche ſie d
Honig aus den Blumen ſaugten, iſt eine Fabel, u
eben ſo irrig, daß ſie nach dee Blüthenzeit erſtarrt
und ſchliefen. Sie freſſen mit ihrem Schnabel, n
alle andern Vögel, und keineswegs Honig, ſonde
Käfer, Spinnen und andere kleine, in und auf Bl
men lebende Inſekten, und gefangene Kolibri, wel
mit Zuckerwaſſer, Syrup und Biscuit gefüttert wu
den, verloren ihre Munterkeit, wurden immer ſchwäd
und ſtarben nach kurzer Zeit. Ich fand in den ſü
lichen Theilen der Vereinigten Staaten, auf St. D
mingo und der ſpaniſchen Maine zu allen Jahreszei
ſchwärmende Kolibri, und ſelbſt in dee Gegend v
Baltimore, unter Lat. 39° N., noch im Spätherb
einzelne ſummend herumſchwärmen. —

Die Kolibri leben paarweiſe zuſammen, ſchwi
men aber meiſt einzeln herum, und ſind, in welch
Theilen der weſtlichen Hemiſphäre ſie auch vorkomm
immer nur als Zugvögel zu betrachten, die, wenn
einee von ihnen bevölkerten Gegend ihre gewohnte Na
rung abnimmt, anderen Gegenden mit ihren leich
Schwingen zueilen. — Der Reichthum an Arten,
in Größe, Geſtalt und Farbe wunderbar verſchied
ſind, geht in's Unglaubliche, und trotz der Bemühu
gen eines Leſſon, der in ſeiner Synopſis 110 Ar
beſchreibt, während Oken in ſeiner großen Naturg
ſchichte nue 11 Arten aufführt, ſchwäemen in den W
dern Amerika's, in den blumenreichen Gefilden v
Mexiko und Texas, auf den Llanes von Carraeas,
dem Innern Guayana's und Braſiliens, bis herab n
Chile, noch hunderte von Arten, die noch keinen B
ſchreiber gefunden. Bullock fand in Mexiko eine Me
noch unbekanuter Arten, die ſich aber nur zu gewiſ
Jahreszeiten ſehen laſſen. — Prinz Max v. Wied
ſchrieb mehrere neue Arten Braſiliens, und Audeb
und Vieillot lieferten, wie Leſſon, in ihren Pra
werken die Abbildungen der mannigfaltigſten Art
— Von der Größe einer Hummel bis zur Größe v
mehreren Zollen, ſchmücken die verſchiedenartigſten M
tallfarben, von einem reichen Goldglanze gehoben, d
Gefieder aller Arten, welches bei den Männchen
noch durch Hauben, Krägen und verlängerte odee
weichend gebildete Schwanzfedern ausgezeichnet iſt.

Digitized by Google

1844

Digitized by Google

Digitized by Google

Mit einer Schnelligkeit, der das Auge kaum zu folgen vermag, gaukeln ſie von einer Blume zur andern, ſind oft den ganzen Tag lang um einen blühenden Baum oder Buſch beſchäftigt, Schmetterlinge oder Mücken zu fangen, kämpfen heftig mit einander, aus Eiferſucht oder purer Luſt, ſträuben dabei alle Federn, ſchreien ſcharf und treiben ſich dabei, mit den Flügeln ſchnurrend, in der Luft herum. Zur Erde kommen ſie nur um ihren Durſt zu löſchen, und hat ſie ein langer Flug ermüdet, ſo ruhen ſie auf einem ſchlanken Zweige im Schatten des dunkeln Laubes aus, in deſſen Nähe ſich ihr kleines, künſtlich gebautes Neſt befindet; oder die Kleineren ruhen zuweilen, wie Bullock geſehen haben will, Minutenlang auf den Schnäbeln der größeren Arten. — Sie brüten zweimal des Jahres, nach Leſſon 14 Tage, nach den Ausſagen von Indianern abwechſelnd 3 Wochen lang ihre 2 kleinen weißen Eier, ätzen die nackten Jungen mit halbverdauten, herausgewürgten Stoffen und vertheidigen dieſelben mit einer bewundernswürdigen Hartnäckigkeit, indem ſie den andern Vögeln nach den Augen fliegen und hacken. — Ihr Neſt beſteht aus der Wolle des Baumwollenbaums, oder anderer Pflanzenwolle, und einer Schwalbwurz, mit ſeinen Halmen untermiſcht und mit Flechten bedeckt, ſteht auf einer Zweiggabel und iſt mit Gummi befeſtigt. — In den Vereinigten Staaten hat man bis jetzt nur eine einzige Art des Kolibri, den rubinhälſigen, **Trochilus colubris Lin.**, aufgefunden, eine zweite, nördlicher vorkommende Art entdeckte Kapitän Cook in Nootka Sound, welche Swainſon in ſeiner Zoologie unter der Gattung **Selasphorus** aufführt. — Nach den Beobachtungen Abbots in Savannah, kommt der Kolibri als Wandervogel vom Süden, und erſcheint um Savannah herum gegen den 23. März, zwei Wochen früher als im Kanton Burke, 60 Meilen höher hinauf, im Innern des Landes, und wenigſtens 5 Wochen früher als in Pennſylvanien. So zieht der kleine Wanderer bis hinauf in's Innere der Canada's, wo er noch in Menge geſehen wird, und Mackenzie fand ihn am Unſigah oder Friedensfluß, unter Lat. 54° N. —

Wundervoll iſt es, daß ein ſo kleines Thier eine ſo bedeutende Wanderung über Waldungen und Seen, umgeben von hunderten von Feinden, und jedem Windſtoß unterworfen, vollbringen kann, und nur nach ſeiner kleinen Geſtalt, ſeinem blitzſchnellen Fluge und ſeinem Muthe, und, nach Audubons Beobachtungen, dadurch, daß er nur des Nachts zieht, iſt es erklärlich, daß er noch in ſolcher Menge im Norden vorkommt. — Seine unbedeutende Größe iſt ſein Schutz; die Krähe legt 5, die Meiſe 7—8, der europäiſche Zaunkönig 8—9 Eier, der Kolibri nur 2, und doch ſind, ſelbſt in Nord-Amerika, die Kolibri häufiger als Meiſen und Zaunkönige in Europa. — Gegen den 25. April erſcheint der Brummvogel gewöhnlich in Pennſylvanien, gegen den 10. Mai beginnt er ſein Neſt zu bauen, welches er aber nicht wie die in Weſtindien und Süd-Amerika, in einer Zweiggabel, ſondern auf der oberen Seite eines Aſtes befeſtigt, wozu er in den Waldungen gewöhnlich ein junges Weißeichen-Bäumchen, legt er ſein Neſt in einem Garten an, aber ein Birnbäumchen erwählt. Sein Neſt iſt ſelten höher als 10 Fuß von der Erde, beſteht bei dieſer Art aus zarten, fadenförmigen Baumflechten, mit der Wolle der Königskerze, mit Flachs, Hanf und Haaren ausgelegt, und überſchreitet nicht die Größe eines Zolles. Wenn ſie brüten ſind ſie nichts weniger als ſcheu, man kann ſich dem Neſte bis auf 2 Schritte nahen, dann aber fliegen ſie ſchnurrend davon und dem unbeſugten Zuſchauer um den Kopf. Ihr Flug gleicht dem einer Biene, nur daß derſelbe ſchneller iſt, ſo daß man bei ihrem Tändeln um Blumen oft kaum die Grundfarbe ihrer Flügel, ſondern nur ein unbeſtimmtes Glänzen und Flimmern unterſcheiden kann. Oefters ſah ich welche um Blumen ſtreiten, zirpend gegen einander ſchießen, und den Sieger, wenn er den Nebenbuhler vertrieben, triumphirend nach ſeinem Blüthenſtrauch zurückkehren, die am offenen Fenſter ſtehenden Blumen umſchwärmen, im Zimmer herumgaukeln, und durch die Thüre entfliehen. — Ihre Stimme iſt ein ſchwacher Laut, bei manchen Arten ein leichtes Zirpen; beim Fliegen oder Schwärmen aber geben ſie mit ihren Flügeln einen ſchnurrenden Ton von ſich. —

Die beiden Schenkel ihres Zungenbeins laufen, wie beim Specht, ganz um den Kopf herum, bis zum Grunde des Schnabels, und die beiden Hälften der Zunge ſind Muskelcylinder, mit welchen ſie wahrſcheinlich die Inſekten ergreifen und in den Schnabel ziehen. — In Nord-Amerika ſtellt man ihnen nicht nach; man ergötzt ſich an ihnen, wie man ſich an bunten Schmetterlingen ergötzt, und freut ſich über ſie, wenn ſie oft zu zehn und zwölf Stück noch im September die gelben Blumen der **Balsamina noli me tangere** umgaukeln; auch in Braſilien werden ſie von den Indianern nicht beläſtigt, obgleich man ſie leicht erhalten kann, und auch von den Urbewohnern nicht zu ihrem Putz benutzt, während die Eingebornen des Innern Guyana's ſich mit ihnen ſchmücken; die alten Mexikaner fertigten zu Montezuma's Zeiten aus ihren Federn köſtliche Mäntel, und die Gemälde, welche Cortes ſo vielfach preiſt, waren aus den bunten Fellchen dieſer Thiere zuſammengeſtickt. — Die Indianer Mexiko's benannten dieſe Thierchen, mit deren Federn ſie ihre Bräute ſchmückten, mit den lieblichſten und zärtlichſten Namen, und bezeichneten mit Beiworten, die nur ihre weiche, ausdrucksvolle Sprache zu geben vermag, den Reichthum ihrer Farben, und den ſchillernden Glanz ihres brillanten Gefieders, auf eine Art, daß ſelbſt des fantaſtiſchen Büffons Bezeichnungen „Roſenhauch in flüſſiges Feuer getaucht,“ oder ſelbſt ſein „cheveux de l'astre du jour“ die Benennungen nicht wieder zu geben vermögen. — Die gewöhnliche Bezeichnung der Sippe bei den Mexikanern war „Sonnenſtrahl“ oder „Sonnenlocke,“ und die Azteken nannten ihre Hauptſtadt Tzinzunzan, nach der Menge von Kolibri, die in deren Nachbarſchaft lebte, und mit deren Gefieder ſie die Bildſäulen ihrer Götter verzierten, in welcher Kunſt die Indianer von Patzquara noch heute ſehr erfahren ſind, da ſie die Bilder

Digitized by Google

von Heiligen für Kirchen, aus dem Gefieder der Kolibri zuſammenſetzen, die, hinſichtlich der Kompoſition und Ausführung, ſo wie der Pracht der Farben, nichts zu wünſchen übrig laſſen.

Betrachten wir den äußeren Bau des Kolibri, ſo finden wir, daß ſeine Transportwerkzeuge am meiſten ausgebildet ſind, und ſeine Flügel und die Stärke ihrer Kiele außer Verhältniß mit dem kleinen Körper ſtehen; vergleichen wir dieſelben aber mit andern Theilen ſeines Körpers, und berückſichtigen wir die Lebensart dieſes zarten Geſchöpfes, ſo drängt ſich uns die Nothwendigkeit dieſer Bildung unwillkührlich auf. — Der Kolibri iſt ein Flieger und Schweber; alle Theile ſeines Körpers daher, welche nicht beſtimmt ſind, dieſes Fliegen und Schweben zu unterſtützen, oder ihm ſogar hinderlich ſein könnten, ſind unbedeutend, ja ſchwach und weniger ausgebildet; ihre Tarſen ſind kurz, ihre Füße klein und unfähig, den Körper lange zu tragen, oder den Vogel bei Erlangung ſeiner Nahrung durch Klettern und Anhalten zu unterſtützen, wie wir bei Meiſen und vielen zartgeſchnäbelten Sängern ſehen; ihre Nahrung, die aus den zarteſten und kleinſten Inſekten beſteht, die in den Honiggefäßen der in den verſchiedenſten Richtungen herumhängenden Blumen leben, oder Mücken gleich in der Luft herum ſpielen, kann nur im ſchnellſten Fluge, in ewig ununterbrochenem, auf und nieder wechſelndem Schweben erreicht werden, und nur durch die Kraft ſeiner Fliegorgane kann der Colibri ſeine Wanderungen, und die langen Flüge, die er zu Zeiten zu ſeiner Erhaltung unternehmen muß, während welcher ihn oft plötzlich einbrechende Windſtürme, Regenſchauer, ja im Norden ſelbſt Schneewehen, Hinderniſſe entgegen wälzen, überwinden und vollbringen. Die herrlichen Klimate, die der größte Theil der Sippe belebt, ſind jährlich zwei regelmäßigen Regenzeiten, in welchen die Schleußen des Himmels ſich zu öffnen und alles zu ertränken ſcheinen, und Orkanen unterworfen, die in wenig Augenblicken alles zerſtören, und nur durch die Kraft ihrer Flügel gelangen die kleinen Weſen vor Eintritt jener Perioden in ſichere Gefilde, wo die magiſche Schnelligkeit der tropiſchen Vegetation die vorhergegangene Zerſtörung bereits wieder in ein irdiſches Paradies umgewandelt. Die Form der Flügel iſt gleich der der Steinſchwalbe, **Cypselus Illg.**; bei den meiſten Arten übertreffen ſie den Schwanz an Länge, ausgenommen in Fällen, wo der letztere von zwei Schwungfedern überragt wird; der Flügel iſt ſehr gebogen, und der erſte Kiel ſtets der längſte, die nächſtfolgenden ſich ſtufenweiſe verkleinernd; die zweite Federlage iſt ſehr kurz und die kleinen Flügeldecken umfangen nur wenig Raum; die Bärte der Schwungfedern ſind dicht und kompakt, decken ſich fächerförmig und verurſachen beim Fliegen, durch den Widerſtand, den ſie der Luft leiſten, und dieſelbe durchzubringen hindern, den eigenthümlichen Ton, durch welchen das Thierchen in England den Namen Brummvogel erhalten hat. Die Kiele ſelbſt ſind merkwürdig ſtark und elaſtiſch, und in einigen Arten, die mit den Namen ſichel- oder ſäbelflügeliche Kolibri bezeichnet werden, und die Gattung **Campylopterus** Swainſons bilden, ſind dieſelben nach der Mitte der Feder zu außerordentlich aufgeſchwollen, und ſäbelförmig ausgebogen, bei den Weibchen aber weniger hervortretend. — Der Schwanz iſt voll und bietet alle Modifikationen, die wir bei jenen Vögeln finden, die ſich durch kräftigen oder ſchnellen Flug auszeichnen, und dürfte für Syſtematiker wichtig ſein, nach ſeinen analogen Formen mit denen anderer gefiederten Weſen, eine neue, vielleicht zweckmäßigere Klaſſifizirung der verſchiedenen Arten aufzuſtellen. — Eben ſolche Verſchiedenheiten bietet der Schnabel, nach welcher wir im Vorliegenden, abweichend von Oken und Leſſon, das Geſchlecht der Kolibri klaſſifiziren. Derſelbe erſcheint kurz, lang, gekrümmt, geſtreckt, auswärts gebogen, in einigen Species an den Rändern der Kinnbacken gezähnt, und in den Individuen, welche die Gattung **Ramphodon** Leſſons bilden, mit zurückliegenden Sägezähnen beſetzt, ein deutliches Zeichen, daß dieſe Thierchen nichts weniger als Honigſauger ſind. Die geſpaltene Zunge läuft bei den meiſten Arten in zwei feine Spitzen aus, mit der ſie ihre Nahrung zu faſſen vermögen, bei andern hingegen iſt ſie an der Spitze mit einer umſäumten Oeffnung, an der Innenſeite mit feinen, rückwärts liegenden Stacheln verſehen. Die Füße ſind, wie ſchon oben bemerkt, klein und ſchwach, und zeigen im Allgemeinen die Form, welche wir bei den Königsfiſchern, Bienenfreſſern und Jackamars ſehen. Die Krallen ſind verhältnißmäßig lang, etwas ſehr gekrümmt und ſehr ſcharf, und dienen ihnen größtentheils zum Anhalten, wenn ſie, wie manche Papageien, mit dem Kopf nach unten hängend, ſchlafen. — Der Glanz ihres Gefieders erliſcht zwar im Tode nicht, iſt aber gegen den des lebend herumſchwärmenden Geſchöpfes nur ein mattes Bild, da man beim Betrachten des todten, präſervirten Kolibri, unmöglich die ſchnellen Bewegungen hervorzubringen vermag, welche nöthig ſind, die bunten Farben in ihrer ſchönſten Pracht ſpiegeln zu laſſen, und welche dem um Blumen gaukelnden Thiere das Anſehen einer lebendigen, in der Luft ſchwebenden Roſe von Brillanten geben. —

Oken ſcheidet die Kolibri in zwei Abtheilungen: a) mit geradem und b) mit gebogenem Schnabel, und führt in ſeiner Naturgeſchichte 11 Arten derſelben an. — Leſſon theilt ſie, in ſeinem Index, in 27 Raſſen, mit 110 Arten, denen er aber ſpäter, in ſeinen neueren illuſtrirten Werken, mehrere zufügte; ſeine Raſſenbeſtimmung iſt übrigens eben ſo ungenügend als die vorhergenannte, da er zu häufig mit den Unterſcheidungszeichen wechſelt, und bald den Schnabel, bald den Schwanz, bald die Haube, ja ſogar die Färbung des Gefieders und das Vaterland, als Raſſenzeichen annimmt. Im nachſtehenden ſind wir Swainſons Eintheilung der Gattung in fünf Unterfamilien, der natürlichſten, gefolgt, und haben derſelben als **Trochilus Il.**, unter **Il.**, eine ſechste beigefügt, die ſich uns, bei einer Vergleichung von mehr als 100 Arten, als eine genau zu trennende herausſtellte, deren

Digitized by Google

Einreihung wir aber Naturforſchern vom Fach überlaſſen müſſen. —

Synopſis der Trochiliden.

Familiencharakter: — Schnabel länger als der Kopf, gerade oder gebogen; — die obere Kiefer an der Baſis leicht nach beiden Seiten erweitert; die untere eindringend, oder von der obern geſchildet; die Spitzen ſehr ſcharf; — Naſenlöcher klein, ſeitenſtändig, die Oeffnung eng, zuweilen von den Federn des Vorhauptes bedeckt; Zunge ausdehnbar, lang, röhrenförmig, an der Spitze getrennt, das Os hyoides um den Occiput herumgehend; — Flügel lang, ſtarr, die Schwungfedern am Ende gerundet, die erſte am längſten, die andern nach und nach an Länge abnehmend; — Schwanz aus zehn Federn beſtehend, Länge und Form ſehr verſchieden; — Tarſen klein und ſchwach, geſchildet; Zehen, drei, von faſt gleicher Länge, die zwei inneren an der Baſis verbunden; — Hallux verhältnißmäßig am ſtärkſten, die Nägel zuſammengedrängt, ſehr gekrümmt und ſcharf; — Gefieder metalliſch glänzend; — Männchen gewöhnlich mit einem Ringkragen ſchuppenförmiger Federn, einem Kamm, Federbuſch, Halskrauſe oder Ohrbüſcheln geziert. — Vaterland, das tropiſche Amerika, mit Ausnahme von 2 oder 3 Arten, welche die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika bewohnen. — Eintheilung: 6 Unterfamilien.

I. Sub-Fam. Trochilus. I. — Schnabel ſehr gerade. — Schwanz mittelmäßig, gleich oder abgerundet.

1. Tr. superbus, — der prächtige Kolibri, — Oiseau-mouche Corinne, Less.; — Krone reich blau; Kehle amethiſtroth, umgeben mit einer rein weißen Linie, welche nach und nach in das blaſſe Grau übergeht, welches den untern Theil des Körpers bedeckt; — Obertheil goldgrün; Schwanz gerundet, die beiden Außenfedern mit weiß getupft. — Vaterland Trinidad.

2. Tr. quadricolor, — der azurkronige Kolibri, — Oiseau-mouche tête d'azur, Less.; — Krone brillant azurblau; — Obertheil goldgrün; — unterer Theil rein weiß, gelblich auf den Seiten; — Schwanz bräunlichgrün. — Braſilien.

3. Tr. mesoleucus, — der weißgeſtreifte Brummvogel; — Gefieder dunkelgrün; — Ringkragen amethiſtroth, nach den Seiten des Genicks zu ſtreichend, eine weiße Linie längs der Mitte der untern Theile. — Beim Weibchen fehlt der Ringkragen, und deſſen Stelle wird von einem grauweißen Flecken eingenommen. — Braſilien.

4. Tr. squamosus, — der ſchuppenhälſige Kolibri, — Oiseau-mouche écaillé, Less.; — Gefieder glänzend grün; — Hals weiß, das Centrum jeder Feder grau; — eine weiße Linie längs der Mitte des Unterleibes. — Braſilien.

5. Tr. Rivolii, — Herzog von Rivoli's-Kolibri, — Oiseaux-mouche Rivolii, Less.; — Gefieder ſehr dunkel goldgrün; Krone mit ſehr reich blauer Kapuze, die vom Ringkragen durch eine dunkle Linie getrennt wird; — Ringkragen glänzend emeraldgrün, nach den Seiten des Genicks ſich ausbreitend; — Schwanz ſehr breit, faſt viereckig. — Mexiko.

6. Tr. Cora, — der Cora-Kolibri, — Orthorhynchus Cora, Less.; — oben und an den Seiten brillantgrün; Ringkragen amethiſtroth, untere Theile rein weiß; Schwanz ſehr lang, die Mittelfedern die andern überragend. — Bewohnt die Hochebene zwiſchen Callao und Lima.

7. Tr. cornutus, — der doppelt behelmte Kolibri, — Ornismya chrysolopha, Less.; — Rücken und Schultern goldgrün; Stern und Ringkragen, welcher letzterer in einer Spitze ausläuft, glänzendpurpurblau; über den Augen zwei Federbüſche von brillant goldorange, untere Theile rein weiß; Schwanz ſehr lang, Federn gleichförmig abſtufend. — Weibchen ohne Federbuſch. — In Campos-Gerans, an den Quellen des Don Francisco.

8. Tr. auritus, — der violetöhrige Kolibri, — Oiseau-mouche à oreilles d'azur, Less.; — oben brillantgrün; unten rein weiß; After grünlich; hinter den Ohren ein etwas verlängerter runder Buſch violetfarbiger Federn; eine Linie vom Rictus unter den Augen ſchwarz; Schwanz keilförmig, die vier Mittelfedern ſchwärzlichgrün, die andern weiß. — Das Weibchen ohne Ohrbüſchel und die unteren Theile grau gefärbt. — In Guyana und Braſilien.

9. Tr. petasophorus, — der violetgehaubte Kolibri, Oiseau-mouche petasophore, Less.; — Gefieder glänzendgrün, am blaſſeſten am After; Unterſchwanzdecken rein weiß; Kehle mit ſchuppenförmigen ſtahlblauen Federn; hinter den Ohren ein verlängerter Buſch reich violetter Federn, die von orangeroth in blau changiren; Schwanz gleichförmig. — Das Weibchen brillant emeraldgrün; After und Unterſchwanzdecken weiß; einen weißen Strich vom Rictus bis unter die Augen. — Braſilien.

10. Tr. scutatus, — Natterers-Kolibri, — le Natterer, Less.; — oben golden grün; Stirn und Halskragen glänzend ſmaragdgrün; zwei breite, tief indigblaue, dunkelgelb getüpfelte Büſche ſpringen unter jedem Auge hervor; Bruſt und Bauch indigblau; Seiten grünlich; After und Unterſchwanzdecken weiß; Schwanz viereckig. — In Braſilien.

11. Tr. Delalandii, — Delalande's-Kolibri, — le Plumet bleu, Less. (ſ. Taf. 46. Fig. 2.); — oben goldgrün; hinter den Augen einen weißen Streifen; Stirn und Krone brillant ſmaragdgrün, und letztere fortgeſetzt durch einen ſpitz zulaufenden Federbuſch von ſelteu indigblau, deſſen längſte Feder ſchmal und weiß getüpfelt iſt; die unteren Theile tief indigblau; After und Unterſchwanzdecke grau. — Dem Weibchen fehlt der Federbuſch, und es iſt unten grau; Schwanz mit tief indigblau geſtreift und weiß getüpfelt. — Braſilien.

12. Tr. Loddigesii, — Loddige's-Kolibri, — Oiseau-mouche Loddige, Less.; — oben goldgrün; die unteren Theile blaßgrau; in der Mitte der Bruſt

und des Bauches mit einem ſchwarzen, ſammtartigen Flecken; Krone und verlängerter Federſtutz durchaus reich violetblau; Schwanz abſtufend, ſtahlblau und am Ende weiß. — In Braſilien. — (Die beiden letzten bilden die Gattung Cephalepsis Loddiges.)

13. Tr. sephanoides, — der violet gekrönte Kolibri, — Orthorhynchus sephanoides, Less.; — oben goldgrün; unten gelblichweiß; die Federn mit grau gefleckt; Krone mit gerundetem, reich röthlichvioletten Federſtutz. — In Chili. — Talcaguana.

14. Tr. Stokesii, — Stoke's-Kolibri, — le Stokes, Less.; — Rücken und Rumpf brillant ſmaragdgrün; Federn breit und ſchuppenförmig; untere Theile rein weiß, jede Feder mit einem ſmaragdgrünen, von einem dunklern Schatten umgebenen Tüpfel; Ohrenfedern ſchwärzlichbraun, mit violet gefleckt; Federbuſch ſehr prächtig, gerundet, brillant blau; Schwanz breit, Mittelfedern grün, die andern an der innern Seite weiß. — Auf Juan Fernandez.

15. Tr. cristatus, — der Hauben-Kolibri, — Oiseau-mouche Huppé, Less.; — Gefieder goldgrün; die verlängerte Haube ſmaragdgrün, mit blauem Wiederſchein. — Weibchen ohne Haube, unten grau; Seiten des Schwanzes ſchwarz. — Auf Trinidad und Martinique. — (Oiseau-mouche à Huppé bleu, Vieil., ſcheint nur eine Varietät dieſer Art zu ſein: ſein Körper iſt durchaus braun, ſeine Haube tief blau).

16. Tr. moschitus, — der rubinhaubige Kolibri, — le rubis topaz, Less.; — oben, am Bauche und After dunkel goldbraun, in einigen Exemplaren ſehr tief gefärbt; Krone brillant rubinroth; Halskragen die ganze Bruſt einnehmend und topasgelb; Schwanz kaſtanienbraun, prächtig mit ſchwarz getupft. — Weibchen ohne Haube und Halskragen. — In Weſtindien. (Leſſon gibt das Weibchen grün oben, grau unten; Schwanz kaſtanienbraun an der Baſis, und grün geſtreift mit weißen Tüpfeln.)

17. Tr. ornatus, — der gebuſchte Kolibri, — Ornysmia ornata, Less.; — obere Theile, Bauch und After goldgrün; Rumpf mit einem weißen Streifen; Stirn und Halskragen, welcher Kehle und Bruſt bedeckt, ſmaragdgrün; Haube von geſpitzten Federn und kaſtanienbraunroth; Seiten des Nackens mit langen, ſchmalen kaſtanienbraunrothen Federn, mit einem ſmaragdgrünen runden Fleck betüpfelt; Schwanz kaſtanienbraunroth, Mittelfedern grün. — Weibchen ohne Haube und Nackenfedern; Halskrauſe kaſtanienbraun; Schwanz ebenſo und in der Mitte mit grünen Streifen. — In Cayenne, Guyana und Braſilien.

18. Tr. Audenetii, — Audenet's-Kolibri, — Oiseau-mouche Audenet, Less.; — oben goldgrün; Rumpf mit dunkler Binde, die auf beiden Seiten weiß abſetzt; Halskrauſe ſmaragdgrün; Federn der Bruſt, des Bauches und Afters an der Baſis graubraun, an der Spitze gelblichweiß; Genick mit ſchmalen, ſmaragdgrünen, weißgetüpfelten Federn bebuſcht. — In Peru.

19. Tr. Chalybeus, — Vieillots-Kolibri, — Oiseau-mouche Vieillot, Less.; — oben goldgrün; Rumpf von einem gelblichen Bande gekreuzt; Stirn, Halskragen und Genickbuſch ſmaragdgrün; Schwanz kaſtanienbraun; untere Theile des Körpers weiß, beim Weibchen grau und der Schwanz bräunlich purpur. — Braſilien.

20. Tr. Gouldii, — Gould's-Kolibri, — Oiseau-mouches de Gould, Less.; — oben goldgrün; Stirn, Halskragen und Bruſt ſmaragdgrün; Bauch und After dunkel grünlichſchwarz; Krone mit verlängertem Buſch ſmaragdgrün; Genickbuſch rein weiß, mit rundem, brillantgrünen Fleck auf jeder Feder.

21. Tr. magnificus, — der prächtige Kolibri, — la Hausse-col blanc, Less.; — oben goldgrün, unten etwas dunkler; Stirn und Halskragen ſmaragdgrün; Krone mit doppeltem kaſtanienbraunen Federſtutz; an den Seiten des Genicks ein Buſch von weißen, an den Spitzen ſchwarzgetüpfelten Federn, der ſich bis zum Halskragen herabzieht.

22. Tr. rufus, — der Nootka-Kolibri; — oben rein rothbraun, grünſchillernd; Krone und Schultern glänzend ſmaragdgrün; Federn geſchuppt; Halskragen bis zum Genick brillant feuerroth; untere Theile weiß. — In Californien.

23. Tr. Anna, — der Herzogin von Rivoli Kolibri, — Oiseau-mouche Anna, Less.; — Krone und Halskragen reich amethiſtroth; oben goldgrün; unten grauweiß; Schwanz braun, ſchillernd, leicht geſpalten. — Californien.

24. Tr. Prasina, — der goldgrüne Kolibri, — l'Orvert, Less.; — durchaus prachtvoll goldgrün; Schwanz ſchwarzblau. — In Braſilien.

25. Tr. cyaneus, — der blau und grüne Kolibri, — Oiseau-mouche verazur, Less.; — obere Theile ſchwarz und ſeidengrün; Stirn, Bruſt und Bauch blau; Halskragen weiß. — Braſilien.

26. Tr. Albiventris, — der weißbauchige Kolibri; — oben goldgrün; Hals, Bruſt und Seiten ſmaragdgrün; Bauch, After und Unterſchwanzdeckel weiß; Schwanz oben bräunlichgrün, unten ſtahlblau; abſtufend.

27. Tr. viridis, — der grüne und weißſchwänzige Kolibri, — Oiseau-mouche à queue vert et blanche, Less.; — oben goldgrün, unten brillant gelblichgrün, ſilberſchillernd; Schwanz keilförmig, an der Baſis grün und nach und nach in weiß übergehend. — Trinidad.

28. Tr. tephrocephalus, Less.; — der graue Kolibri, — obere Theile, Hals und Bruſt grün; Bauch und After grauweiß; Krone grau; Schwanz ſchwarzgrün; die Außenfedern weiß getüpfelt. — Braſilien.

29. Tr. albicollis, Less.; — der weißbrüſtige Kolibri; — durchaus grün, mit Ausnahme eines weißen Fleckens an Bruſt und After; Schwanz ſtahlblau, alle Federn mit weiß getüpfelt. — Braſilien.

Digitized by Google

30. Tr. viridissima, Less.; — der grüne Kolibri, — obere Theile goldgrün; Hals und Bruſt grün mit weiß gemiſcht; Bauch und After grau. — Braſilien.

II. Sub-Fam. Trochilus II. — Schnabel gerade, an der Spitze aufwärts gebogen. — Schwanz viereckig, abgerundet. — Körperfarbe grün, abweichend.

1. Tr. avocetta, — der avocetſchnäbliche Kolibri, Oiseau-mouche avocette, Less.; — grün; Bauch dunkelſchwarz; auf jeder Seite des Körpers eine weiße Linie; Schwanz ſtahlblau, viereckig. — Guyana.

2. Tr. recurvirostris, — der Recurviroſter, — Oiseau-mouche à bec recourbé, Less.; — grün; in Mitte des Bauches ein dunkler Streifen; Schwanz kaſtanienfarbig. — Guyana.

III. Sub-Fam. Cynanthus. — Schnabel gerade, oder an der Spitze nur leicht gebogen; Schwanz ſehr lang, gabelförmig. Grundfarbe grün; — Abweichungen angegeben.

1. C. colubris, — der rothhälſige Kolibri; — unten weiß; Seiten grünlich; Halskragen rubinroth ſchillernd. — Nord-Amerika.

2. C. Lucifer, — der blauhälſige Kolibri, — Ornismya cyanopogon, Less.; — unten weiß; Halskrauſe violet; Seiten gelblich gefleckt. — Mexico.

3. C. amethystinus, — der Amethyſt-Kolibri, — Ornismya amethystina, Less.; unten grauweiß; Hals mit violetter Krauſe, unter dieſer an der Bruſt ein weißes Band; Schwanz tief gegabelt. — Guyana.

4. C. amethystoides, — der kleine Amethyſt, — Ornismya amethystoides, Less.; — nur 2⅓ Zoll groß; unten grau; Halskrauſe amethyſtroth, an welche ſich ein grauer Kragen ſchließt.

5. C. orthura, — der gleichſchwänzige Amethyſt, — l'Amethystoide à queue égale, Less. (ſ. Fig. 3. und 4.); — oben goldgrün; Hals und Bruſt mit amethyſtfarbiger Krauſe, und unter dieſer ein weißer Bruſtkragen; unter den Augen zu beiden Seiten weiß; untere Theile zimmtfarben; Schwanz gleichförmig, oben goldgrün, die Außenfedern unten ſchwarz und die beiden erſten weiß endend. — Braſilien. Fig. 4. iſt das Neſt des Amethyſt in natürlicher Größe.

6. C. leucothis, — der weißöhrige Kolibri, — Oiseau-mouche Arsenne, Less.; — Stirn, Wangen und Hals azur; Krone braun, nach oben goldgrün ſchillernd; hinter den Augen ein weißer Strich; Bauch und After graugrün; Unterſchwanzdecken rein weiß. — Braſilien.

7. C. vesper, — der Abend-Kolibri, — Oiseau-mouche vesper, Less.; — oben goldgrün; unten weiß; Halskrauſe violet. — In Chili.

8. C. tricolor, — der dreifarbige Kolibri, — le Tricolore, Less.; — oben goldgrün; Halskrauſe karmin, und fähig ſich aufzublaſen; unten weiß; Schwanz leicht abgeſtuft; Mittelfedern goldgrün, die andern ſtahlblau, mit kaſtanienbraun endend. — Mexiko.

9. C. platurus, — der raketenſchwänzige Kolibri, — Oiseau-mouche à raquettes, Less.; — oben dunkel, unten ſmaragdgrün; die Tüpfel der verlängerten Federn faſt rund; Tarſen unbefiedert. — Guyana.

10. C. Unterwoodii, — der rauhfüßige Raketenſchwanz; — Färbung wie beim Vorigen; ein weißer Streifen über den Rumpf; Tarſen dicht mit haarförmigen Federn bedeckt.

11. C. enicurus, — der halbſchwänzige Kolibri, — Oiseau-mouche à queue singulière, Less.; — oben glänzendgrün; Krauſe violet, gefolgt von weißen und gelben Streifen; Schwanz aus 6 Federn beſtehend. — Braſilien und Weſtindien.

12. C. Dupontii, — Duponts-Kolibri, — Ornismya Dupontii, Less.; — Halskrauſe blau, mit violet ſchillernd; darunter ein weißes Band, in grau übergehend; Schwanz tief gegabelt; die Federn mit weiß getüpfelt. — Mexiko.

13. C. Conivettii, — Conivets-Kolibri; — oben goldgrün, unten dunkel; Schwanz tief gegabelt; Federn breit, braunſchwarz mit grau getüpfelt; Baſis der obern Kinnlade orange. — Braſilien.

14. C. polytmus, — der ſchwarzhaubige Kolibri, — Ornismya cephalatra, Less.; — Krone ſchwarz; Federn loſe und verlängert; oben goldgrün, unten durchaus ſmaragd; Außenſchwanzfedern verlängert. — Guyana und Jamaica.

15. C. jugularis, — der rothbrüſtige Kolibri; — oben und unten tief ſammtſchwarz, violet ſchillernd; Krauſe und Bruſt karmin; Schwanz ſtahlblau, gerundet. — Guyana.

16. C. Langsdorffii, Langsdorffs-Kolibri, — le Langsdorff, Less.; — grün; über den Rumpf ein ſchmaler weißer Streifen; unter der Krauſe gelbe und rothorangene Streifen; Schwanz tief gegabelt, die 6 Mittelfedern dunkelblau.

17. C. Keinerii, — Keiners-Kolibri; — oben goldgrün; Hals, Genick und Bruſt rein weiß; die beiden letztern mit runden grünen Flecken; Schwanz verlängert, braungrau, die Außenfedern mit weiß getupft. — Braſilien.

18. C. sparganurus, — der Streifſchwanz; — Ornismya Sapho, Less.; — oben und unten goldgrün; Schwanz goldorange, jede Feder mit ſchwarz getüpfelt. — Im Innern Braſiliens.

19. C. Nuna, — der Nuna-Kolibri, — le Nuna Kaoli, Less.; — oben goldgrün, unten weiß, jede Feder am Ende mit einem runden ſmaragdgrünen Fleck; Schwanz ſtahlblau an der Baſis, am Ende grün mit weißer Einfaſſung.

20. C. rubineus, — der rubinhälſige Kolibri, — Oiseau-mouche rubis, Less.; — Halskragen rubinroth; Schwanz zimmtroth, mit ſchwarzem Strich am Ende; leicht gegabelt. — Braſilien.

21. C. saphurinus, — der Saphirhals, — Oiseau-mouche Sapphire, Less.; — oben grün; Hals kaſtanienbraun; Genick und Vordertheil der Bruſt

Digitized by Google

ſaphirblau; Schwanz kaſtanienbraunroth. — Guyana, Weſtindien.

22. C. Wagleri, — Waglers-Kolibri, — le Wagler, Less.; — durchaus ſmaragdgrün, blau ſchillernd; Flügel blau tingirt; Schwanz leicht gegabelt. — Braſilien.

23. C. bicolor, — der zweifarbige Kolibri; — Krone und Nacken dunkel grünbraun; Rücken und Bauch reich grün; Hals brillant blau und in das Grün der Bruſt ſchattirend; Schwanz ſtahlblau. — Guadeloupe, Guyana.

24. C. coeruleus, — Audeberts-Kolibri; — Hals blau; oben goldgrün, unten ſmaragd; After weiß; Schwanz ſtahlblau, viereckig. — Guyana.

25. C. glaucopis, — der blauſtirnige Kolibri, — Oiseau-mouche glaucope, Less.; — Stirn und Krone tief blau, in violet ſchillernd; ſonſt durchaus dunkelgrün; After grauweiß. — Braſilien.

26. C. furcatus, — der violette Gabelſchwanz; — Gefieder dunkel violetſchwarz; Halskrauſe den obern Theil der Bruſt bedeckend, ſmaragdgrün; Schwanz breit, tief gegabelt. — Jamaica, Braſilien, Guyana.

27. C. erythronotus, — der karmoiſinrumpfige Kolibri, — l'Erythronote, Less.; — Kopf, Bruſt und Bauch ſmaragdgrün; Rücken, Rumpf und obere Schwanzdecken karmoiſin; Schwanz gegabelt und auf beiden Seiten indigblau. — Braſilien.

28. C. Maugeri, — der Uriſſa, — Oiseau-mouche Mauge, Less.; — oben dunkel ſchwarzgrün; Stirn und Hals ſmaragdgrün; Bruſt blau geſtreift; After grau; Schwanz tief gegabelt, ſtahlblau. — Auf Puerto-Rico.

29. C. cyanogenys, — Neuwieds-Kolibri; — oben goldgrün; Kinn blau; Bruſt und Bauch ſmaragdgrün; After weiß; Schwanz viereckig, tief ſtahlblau. — Braſilien.

30. C. Atala, — der Atala; — durchaus ſmaragdgrün; After und Unterſchwanzdeckel weiß; Schwanz ſtahlblau. — Braſilien.

31. C. Thalassinus, — der blaubäuchige Sägeſchnabel, — l'Anaïs, Less.; — durchaus ſmaragdgrün, in Gold und Stahlblau ſchillernd; Schwanz gerundet, mit einem ſtahlblauen Streifen; Schnabel geſägt. — Im Hochlande Mexiko's.

32. C. Gigas, — der Rieſen-Kolibri; — oben braungrün; unten leicht roth, an den Seiten mit grün ſchattirt; Schwanz ſehr breit und gegabelt. — Erreicht eine Länge von 6—8 Zoll. — In Chili.

33. C. leucogaster, — der weißbrüſtige Kolibri, — Ornismya albiventris, Less.; — oben goldgrün; Hals und Bruſt weiß; Schwanz braun, nur leicht gegabelt. — In Guyana.

34. C. Arsinoe, — der Arſinoe, — l'Arsinal, Less.; — oben goldgrün; unten ſmaragd; die Flügel kaſtanienrothbraun; Schwanz purpurbraun, leicht gegabelt. — In Mexiko.

35. C. Oenone, — der Oenone; — Kopf, Nacken und Hals reich blau; Rücken, Bruſt, Leib und Schultern goldgrün; Steiß und Schwanz brillant orange; letzterer bedeutend gegabelt. — Auf Trinidad.

36. C. macrourus, — der ſchwalbenſchwänzige Kolibri; — Gefieder bläulichſchwarz, ſtahlblau ſchillernd; Schwanz indigblau, ſehr tief gegabelt. — Braſilien und Weſtindien.

IV. Sub-Fam. Phaethornis. — Schnabel verlängert, bogenförmig; Schwanz verlängert, abgeſtuft oder keilförmig; — mittlere Schwanzfeder des Männchens ſehr lang.

1. Ph. superciliosus, — der ſtolze Kolibri, — le Colibri brin blanc, Less.; — oben goldgrün bronzirt; eine röthlichweiße Linie über und unter dem Auge; unten bräunlich weiß; Schwanz braun, unten mit weiß getupft. — In Guyana.

2. Ph. Eurynomus, — der ſchuppenrückige Kolibri, — le Colibri Eurynome, Less.; — Rücken goldgrün, die Federn röthlich befranzt; Kopf dunkelgrün, am Ende roth vorgeſtoßen; Hals braun, mit weißlichgelb gerändert; unten grau; Schwanz ſchwarz an der Baſis, weiß getupft; Mittelfedern grün. — Braſilien.

3. Ph. Guy, — Guy's-Kolibri, — le Guy, Less.; — oben brillant grün; unten grau; Hals, After und Augenſtrich achirgelb; untere Kinnlade orangenroth.

4. Ph. intermedius, — le Colibri intermediaire, Less.; — Kopf, Nacken, Flügel, Schwanz und After braun; Rumpf, Leib und Steißfedern rothorange; Ohrfedern ſchwarz, oben und unten mit röthlichem Streif; Mittelfedern des Schwanzes einen halben Zoll hervorſtehend. — Braſilien.

5. Ph. Bourcierii, — Bourciers-Kolibri; — Färbung der oberen Theile rothgrün; Hals weiß; unten röthlichweiß; Schwanz ſchwarzgrün; Enden der Außenfedern röthlich; Mittelfedern 2 Zoll vorſtehend, am Ende weiß. — Braſilien.

6. Ph. squalidus, — der braune braſiliſche Kolibri, — Colibri à vestiture terne, Less.; — oben goldgrün; unten grau; Schwanz tief braun, jede Feder mit weiß getupft. — Braſilien.

7. Ph. Longuemareus, — Longuemare's-Kolibri; — Krone tief braun; Rücken und Seiten des Nackens braunroth, mit grün tingirt; unten rothgelb; Schwanz braun; Mittelfedern weiß getupft. — In Cayenne.

8. Ph. rufigaster, — der rothbäuchige Kolibri; — Krone grau; obere Theile kaſtanienrothbraun; unten dieſelbe Farbe etwas bläſſer, nach dem Kinn weiß zulaufend; Schwanz braun und röthlichweiß getupft. — Braſilien.

9. Ph. Davidianus, — Davids-Kolibri; — oben tiefbraun; unten etwas lichter; Schwanz ebenſo; Mittelfedern nicht vorſtehend; Ohrenfedern dunkel gefleckt. — In Cayenne.

10. Ph. hirsutus, — der haarbeinige Kolibri; — oben goldgrün; unten ſchön kaſtanienroth;

Digitized by Google

Schwanz ebenſo, am Ende die Federn ſchwarz gebälkt und weiß getupft. — Braſilien.

11. Ph. Mazeppa, — der Mazeppa-Kolibri; — Färbung genau wie beim Vorigen, nur daß die Mittelfedern des Schwanzes goldgrün ſind. — Im franzöſiſchen Guyana.

12. Ph. Swainsonii, — Swainſons-Kolibri, — Colibri Swainson, Less.; — Färbung genau wie bei Ph. hirsutus, nur daß der Schwanz durchaus gleich iſt. — Braſilien und Weſtindien.

13. Ph. leucurus, — der weißſchwänzige Kolibri, — Trochilus leucurus, Less.; — oben goldgrün; Hals mit einem kaſtanienbraunen Flecken; Bruſt goldgrün; Bauch und After grau; Schwanz weiß, mit Ausnahme der Mittelfedern, welche grün ſind. — In Surinam.

14. Ph. simplex, — der gewöhnliche Kolibri, — Colibri simple, Less.; — oben goldgrün; unten kaſtanienbraun; Hals purpur; After weiß; Schwanz faſt gleich viereckig, ſchwarz, die Außenfedern weiß getupft.

15. Ph. chrysurus, — der gelbſchwänzige Kolibri, — Ornismya chrysura, Less.; — Körper durchaus goldgrün; Schwanz rothgelb und abgerundet. — Braſilien.

16. Ph. amazili, — der braunſchwänzige Kolibri, — Orthorhynchus amazili, Less.; — Krone, Hals und Bruſt ſmaragdgrün; oben goldgrün; After rothgelb; Schwanz kaſtanienbraun, viereckig. — In Peru.

17. Ph. naevius, — der gefleckte Sägeſchnabel, — Ramphodon maculatum, Less.; — oben goldgrün; einen weißen Streif über jedem Auge; Ohrfedern kaſtanienbraun; Hals, Bruſt und Leib grau, mit braun gefleckt; Mittelfedern bräunlichgrün; Schnabel gezähnt. — Im Corcovadogebirge bei Rio-Janeiro.

V. Sub-Fam. Campylopterus. — Schnabel lang und leicht gekurvt. — Flügel ſichelförmig, die Kiele der erſten Schwungfedern ausgedehnt und zuſammengedrückt. — Schwanz gerundet oder abgeſtuft.

1. C. latipennis, — der blauhälſige Kolibri, — Ornismya latipennis, Less.; — Körper goldgrün; Halskrauſe brillant blau; die vier Außenfedern des Schwanzes halb weiß. — In Guyana und Tabago.

2. C. Pampa, — der Pampa-Kolibri, — Less.; — Krone in einer Linie über den Augen azurblau; oberer Theil des Körpers grün, unterer blaßgrau; Schwanz keilförmig, grün; Außenfedern dunkler an der Spitze. — In Paraguay.

3. C. falcatus, — der blaubäuchige Säbelflügel; — oben, an den Seiten und am After goldgrün; Hals, Bruſt und Bauch blau; Schwanz kaſtanienroth, mit ſchwarz getupft. — Braſilien.

4. C. cirrochloris, — der graugrüne Säbelflügel, — Ornismya simplex, Less.; — oben mattgrün, tingirt mit braun; unten grau; weißlich am After. — In San Paolo, in Braſilien.

5. C. clementiae, — der ſchwarzſchwänzige Kolibri, — Oiseau-mouche Clemense, Less.; — oben bräunlichgrün, unten ebenſo, doch etwas bläſſer; hinter den Augen einen weißen Strich; Halskrauſe tief blau; Schwanz ſchwarz, die beiden Außenfedern mit weiß getupft. — In Mexiko.

VI. Sub-Fam. Lampornis. — Schnabel gebogen. — Schwanz kurz, faſt gleich, gerundet oder leicht gegabelt.

1. L. Mango, — der Mango-Kolibri, — Trochilus mango, Less.; — oben goldgrün; unten, mit einem ſchwarzen Bauchſtreifen, nach den Seiten brillant blau ſchillernd; After mit weißer Binde; Schwanz purpurbraun, mit grünem Schiller. — Auf Jamaica, Tabago und St. Domingo.

2. L. gramineus, — der ſchwarzbrüſtige Kolibri, — le Haïtien, Less.; — oben goldgrün; Hals mit ſmaragdner Krauſe; Bruſt und Bauch ſchwarz; After mit einem weißen Bande; Schwanz purpurbraun grün ſchillernd. — St. Domingo.

3. L. viridis, — der grüne, blaugeſchwänzte Kolibri, — Trochilus viridis, Less.; — Körper durchaus dunkel ſmaragdgrün; Schwanz tief ſtahlblau. — Auf Puerto-Rico.

4. L. aurulentus, — der ſchwarzgelbe Kolibri, — Trochilus aurulentus, Less.; — oben goldgrün; Hals mit Krauſe topasgelb; Bauch tief ſchwarz; After mit weißer Binde; Schwanz bräunlichpurpurn, mit grünem Schiller, faſt gegabelt. — In Puerto-Rico.

5. L. holosericeus, — der grüne ſchwarzbauchige Kolibri, — le Caraibe, Less.; — oben goldgrün; Halskrauſe ſmaragd; Bruſt mit einer blauen transverſalen Binde; Bauch tief braunſchwarz, ſchillernd; Schwanz ſtahlblau. — Auf St. Thomas und Puerto-Rico.

6. L. Pella, — der topashälſige Kolibri, — le Colibri topaz, Less. (Fig. 1. unſerer Tafel); — Gefieder reiches braunorange, variirend mit lackrothfarbenem Schiller; Flügeldecken ebenſo; Flügel kaſtanienbraun; Halskrauſe ſmaragdgrün, nach dem Kinn zu in topasgelb übergehend und mit einem ſchwarzen Schatten umgeben; Schwanz kaſtanienbraun, die zwei Mittelfedern um mehrere Zoll verlängert; Inſeite der Außenfedern roth; Unterſchwanzdeckel grün. — Das Weibchen durchaus ſchön grün, mit brauner Halskrauſe und ohne verlängerte Schwanzfedern. — In Guyana.

7. L. mellivorus, — der weiße Halsband-Kolibri, — le Jacobine, Less.; — Kopf, Hals und Krauſe tief brillant blau; die unteren Theile und ein Halsband um die Schultern rein weiß; obere Theile und Seiten grün; Schwanz rein weiß. — In Surinam und Weſtindien.

8. L. niger, — der ſchwarze Kolibri, — le Demi-deuil, Less.; — Gefieder tief ſchwarz, auf dem Kopfe mit blau, auf dem Rücken und den Schultern mit grün tingirt; After und Schwanz weiß; der letztere an den Enden ſchwarz gerändert. — Weibchen

Digitized by Google

ſchwarz mit braun tingirt; Schwanz ſchwarz und nur die Außenſeite der Außenfedern weiß. — In Braſilien.

9. L. Swainsonii, — Swainſons Schwarzbruſt, — le Swainson, Less.; — oben, Bauch und Unterſchwanzdeckel goldgrün; Hals und Bruſt ſmaragdgrün; auf der Mitte der Bruſt und dem obern Theil des Bauches einen dunkelſchwarzen Fleck; Schwanz gegabelt, bläulichſchwarz, oben mit grün tingirt. — Braſilien.

10. L. Buffonii, — Büffons-Kolibri, — le Colibri Buffon, Less.; — goldgrün; das Gefieder an den Wangen und Rumpf mit roth tingirt; Federn am Kopf und Bruſt ſchuppenförmig; Unterſchwanzdeckel weiß; Schwanz durchaus ſtahlblau und leicht gegabelt.

11. L. coeligena, — der Purpur-Kolibri, la Coeligene, Less.; — oben purpur, mit grün und violet ſchillernd; unten grau; die Federn des Halſes und Nackens mit dunkler Mitte; Schwanz breit, leicht gegabelt. — In Mexiko.

Tr. Bromme.

Der fliegende Fiſch.

(Taf. 47.)

Der fliegende Fiſch, eine der intereſſanteſten Erſcheinungen der Waſſerwelt, von denen wir auf Taf. 47 die Abbildung der beiden wichtigſten Arten geben, wird von Oken als ſiebente Gattung der zwölften Zunft, der Häringe, bezeichnet, und der vierten Ordnung, den Bauchfloſſern, von Cuvier hingegen den Hechten, der zweiten Familie der zweiten Ordnung der Fiſche, den Weichfloſſern, Malacopterygii, zugezählt. — Er lebt in den wärmeren Meeren aller Welttheile, wird von allen Schiffern auf ihren Reiſen geſehen, und im atlantiſchen, wie im mittelländiſchen, im rothen Meere, wie in der Südſee, und an den Küſten Nord- und Süd-Amerika's, in Oſt- und Weſtindien, am Kap ſowohl, wie im chineſiſchen Meere gefangen. Die nördlichen Meere ſcheint er nur zufällig zu beſuchen, und die Einzelnen, welche man im britiſchen Kanal und in der Nordſee beobachtete, und welche daſelbſt auf Schiffe niederfielen, ſcheinen mehr durch Stürme dahin getrieben worden zu ſein.

Die Hauptmerkmale des fliegenden Fiſches (Exocoetus) bilden die, zum Verhältniß ſeiner Größe oder Kleinheit, außerordentlich langen Bruſtfloſſen; der beſchuppte Kopf; die an jeder Seite des Bauches hervorſtehende Kante, welche durch eine Reihe gekielter Schuppen hervorgebracht wird, und unter dem Kiemendeckel ihren Anfang nimmt, nicht aber mit der Seitenlinie, welche an ihrer gewöhnlichen Stelle, obgleich nur undeutlich zu ſehen iſt, verwechſelt werden darf; den Mangel der Nickhaut an den Augen, und daß ſowohl an der untern wie obern Kinnlade Lippenknochen vorhanden ſind, welche im Winkel zuſammenſtoßen. Der untere Theil der gabelförmigen Schwanzfloſſe iſt länger als der obere; die Bauchfloſſen haben nur ſechs Strahlen und ſitzen weit aus einander; die Rückenfloſſe ſteht genau über der Afterfloſſe; der Kopf iſt eben zu beiden Seiten, bei einer kaum 5 Zoll langen Art auch nach vorn, abgeplattet, und die Kinnladen ſind mit feinen, ſpitzen, der Schlund mit pflaſterförmigen Zähnen beſetzt. — Der Körper iſt viereckig, auf dem Rücken ſchmaler als am Bauche; bei manchen Arten faſt dreieckig, oben abgerundet. — Die Schwimmblaſe iſt ſehr groß; die Kiemenhaut hat 10 Strahlen, und der Darmkanal iſt gerade und ohne Blinddärme. Man findet die fliegenden Fiſche ſtets gruppenweiſe, oft in ganzen Bänken, gleich den Häringen, zuſammen. Mit ihren großen Bruſtfloſſen können ſie ſich über das Waſſer in die Luft erheben, ſich bis 30 Sekunden darin aufhalten, und 3 bis 4, öfters auch bis 18 und 20 Fuß hoch, und manchmal 200 bis 300 Fuß weit, in aufgerichteter Stellung fliegen oder flattern, wobei ſie heftig mit den Floſſen ſchlagen. In der Luft willkührlich zu fliegen, wie Oken behauptet, iſt ihnen nicht möglich; ihr Flug beſchränkt ſich nur auf ein Hervorſchnellen aus dem Waſſer, was durch die Bruſtfloſſen unterſtützt und befördert wird, und es ihnen, ſo lange dieſe naß ſind, möglich macht, ſich eine größere oder geringere Strecke weit fortzubewegen. — So wie die Floſſen trocken werden und die dünne Haut in ſelbigen ſich zuſammen zieht, fällt der Fiſch in ſein Element zurück, oder auf das Deck eines vorbei ſegelnden Schiffes, und je nachdem die Luft mehr oder weniger trocknet, richtet ſich die Weite ihres Fluges. — Okens Bemerkung, daß ſie, wenn man ſie in der Hand hält, mit den Floſſen ſchlügen, als ob ſie fliegen wollten, ſpricht gerade dafür, daß es ihnen unmöglich iſt, mit trockenen Floſſen ihr Dahinſchießen zu unterſtützen. — Ich hatte Gelegenheit Hunderte zu beobachten, die auf das Verdeck niederſtürzten, aber von allen erhob ſich kein Einziger, ſelbſt wenn ſie auf der offenen Hand lagen, oder ich auch ihre Floſſen mit Waſſer netzte; während andere, die wir in einem Eimer mit Seewaſſer aufbewahrten, wenn wir nach ihnen griffen, aus dem Eimer ſchnellten, aber kaum 3 Fuß weit und nur einen Fuß hoch fortflatterten. Die geringe Weite des Eimers erlaubte ihnen nicht, ihre Schnellkraft, die man ihnen nicht abſprechen kann, in Anwendung zu bringen, denn dieſelben Fiſche hatten früher, als ſie auf unſerm Decke niederfielen, wenigſtens eine Weite von 30 bis 40 Fuß, bei einer ſenkrechten Höhe von 12 Fuß durch zu flattern gehabt. — Bei ſchönem Wetter und ruhiger See fliegen ſie zur Luſt, indem ſie ſich gruppenweiſe im Waſſer herumjagen, ſenkrecht empor ſchnellen und in einer Curve fortflattern, wieder auf's Waſſer ſtürzen, dieſes kaum berühren und nach einer andern Richtung eben ſo ſchnell wieder emporſchießen; am häufigſten aber üben ſie ihre Kunſt, um den Verfolgungen ihrer Feinde zu entgehen, von denen ſie an den Boniten, Doraden, Hayen, Tummlern oder Meerſchweinen, Braunfiſchen und Delphinen eine große Menge haben. Doch auch außer ihrem Elemente fehlt es ihnen nicht an Verfolgern,

Digitized by Google

1

2

Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart. 1844.

Digitized by Google

Digitized by Google

und der Pelikan, der Fregattvogel und der fliegende Phaëton ſtoßen auf ihn und bemächtigen ſich ſeiner, wenn er ſich in die Luft erhebt, und läßt er ſich auf vorüberſegelnden Schiffen nieder, entgeht er auch hier ſeinem Schickſale nicht, und wird die Beute von Seefahrern, die ſein Fleiſch ſtets zarter als das der Delphine finden.

So vielerlei auch die Arten dieſes Fiſches ſein mögen, die bis jetzt von Reiſenden geſehen wurden, ſo ſind die meiſten derſelben doch noch nicht hinlänglich bekannt, noch weniger aber genau beſtimmt, und nur die fünf folgenden mit Sicherheit als eigene Arten anzunehmen.

1. Der große Fliegfiſch, fliegende Häring oder Springer, Exocoetus exillens, (ſ. Fig. 1. Taf. 47.) ein Bewohner des mittelländiſchen Meeres, wo er im Anfang des Sommers in großen Schaaren ſich zeigt, erreicht eine Länge von 16—18 Zoll; ſeine Bauchfloſſen ſind ſehr lang, ſtehen unterhalb der Mitte des Bauches und reichen bis an den Grund der Schwanzfloſſe; man zählt in jeder derſelben 6, in der Bruſtfloſſe (den Flügeln) 18, in der Afterfloſſe 12, in der Rückenfloſſe 11 und in der Schwanzfloſſe 22 Strahlen, in der Kiemenhaut hingegen 10. Sein Kopf iſt zuſammengedrückt, oben breit, unten ſchmal, und mit großen, leicht abfallenden Schuppen bedeckt; der Mund iſt klein, die Unterkinnlade ſteht etwas vor, und ſie ſowohl als die obere, iſt mit einer Reihe kleiner, ſpitzer Zähne bewaffnet. Die Naſenlöcher ſind weit, in der Mitte durch eine Scheidewand getheilt und den Augen näher als der Mundſpitze. Die Kiemenöffnungen ſind weit, und die Kiemenhaut nur zum Theil bedeckt; der hintere Kiemendeckel beſteht aus zwei Blättchen. Die Augen ſind groß, ſtehen nahe am Scheitel und haben einen ſchwarzen Stern, der von einem ſilberfarbenen Ringe umgeben wird. Der Rumpf iſt bis an den Schwanz viereckig und mit breiten Schuppen bedeckt, deren eine Reihe, zu beiden Seiten unterhalb der kaum bemerkbaren Seitenlinie, in der Mitte einen Kiel haben und zu beiden Seiten des Bauches ſcharfe Ränder bilden. — Sein Rücken iſt blau, die Seiten und der Bauch ſilberfarben, die Floſſen grau, und nach dem Leibe zu lichter. — Sein Fleiſch iſt weiß, fett und wohlſchmeckend, und übertrifft das des Härings. Magen und Darmkanal laſſen ſich kaum unterſcheiden, und reichen vom Schlund bis zum After; die Leber beſteht aus einem, am Darmkanal anliegenden Lappen, und die Schwimmblaſe iſt ein ungetheiltes, langes und weites Luftbehältniß. — Sein Fliegen iſt mehr ein bogenförmiges Emporſchießen aus dem Waſſer, ſelten über 2 bis 4 Fuß hoch, und höchſtens hundert Schritt weit; er verläßt das Waſſer nicht nur wenn er verfolgt wird, ſondern mehr noch bei ſchönem Wetter und ruhiger See, wo er mit ſeines Gleichen ſpielt, und oft Schaarenweiſe, in allen Richtungen hin, glitzernd ſich erhebt, und ſo den Fiſchern und Seefahrern ein angenehmes Schauſpiel gewährt. — Er ſelbſt nährt ſich von kleinen Seethieren, auch, wie franzöſiſche und italieniſche Fiſcher behaupten, öfters von herumtreibendem Seegraſe; mir iſt es indeß wahrſcheinlicher, daß er daſſelbe nur unterſucht, um die kleinen, in demſelben befindlichen Fiſche und Schaalthiere zu ſeiner Nahrung hervorzuholen. Der Springer vermehrt ſich außerordentlich; laicht im Frühjahr in ſtillen Buchten, mehr an der Südſeite des mittelländiſchen Meeres als an der Nordſeite deſſelben, und zieht Ende Mai oder Anfang Juni in ganzen Bänken nach Oſten, nach der Küſte Griechenlands und Klein-Aſiens, und nach Weſten in's atlantiſche Meer. An der franzöſiſchen und italieniſchen Küſte werden ſie häufig gefangen, ohne daß jedoch regelmäßige Fiſcherei auf ſie eingerichtet iſt. — Auch im rothen Meere, an den Küſten Arabiens, wird der Springer in Menge gefunden, und in den oſtindiſchen Gewäſſern, ſo wie in der chineſiſchen See iſt dieſelbe Art zu Hauſe.

2. Der Hochflieger oder gemeine Fliegfiſch, Exocoetus evolans, (Fig. 2. Taf. 47.) erreicht nur eine Länge von 10 bis 12 Zoll, gleicht in der Geſtalt dem Vorigen, iſt an den Seiten und dem Bauche ſilberglänzend, oben bräunlich; ſeine Bruſtfloſſen grau, die After- und Rückenfloſſen lichter, und die Bauch- und Schwanzfloſſen roth; er unterſcheidet ſich von dem Springer nur durch ſeine Bauchfloſſen, die unweit der Bruſt ſtehend, ungleich kleiner ſind und Strahlen von gleicher Länge, in der Mitte etwas ausgeſchnitten, haben, während die des Springers nach hinten zu kürzer werden. — Der Hochflieger hat in der Bruſtfloſſe 15, in der Bauchfloſſe 6, in der Afterfloſſe 13, in der Schwanzfloſſe 20 und in der Rückenfloſſe 13 Strahlen, und ſein Mund iſt völlig zahnlos. — Er iſt in allen Theilen des atlantiſchen Oceans zwiſchen den Wendekreiſen zu finden, und kommt bis an die Weſtküſte Frankreichs. In ungeheuren Bänken zuſammen ſchwimmend, erheben ſich die Hochflieger oft zu vielen Hunderten auf einmal aus dem Meere, flattern mit ſchnalzendem Geräuſch oft 50 bis 100 Schritt weit, fallen zurück, und gleiche Maſſen ſchnellen erſchrocken aus dem Waſſer, oft zu einer Höhe von 20 Fuß empor, und werden die Beute fiſchender Pelikane, oder der, auf ihr Zurückfallen lauernden Tümmler und Porpeiſen. — In Weſtindien und an den Küſten Braſiliens, wo ſie in Menge gefunden werden, ſteckt man ſie lebendig an die Angel, um mit ihnen die köſtlichſten Raubfiſche zu fangen, und ſie ſelbſt werden in Menge verſpeiſt, und als Bratfiſche in Weſtindien faſt allen andern Fiſchen vorgezogen.

3. Der weiße Flieger oder Mittelfloſſer, Exocoetus Mesogastor, unterſcheidet ſich von beiden vorhergehenden Arten nur durch die Stellung ſeiner Bauchfloſſen in der Mitte des Leibes, durch ſeine durchaus ſilberweiße Farbe, die nur nach oben etwas in's Grünliche übergeht, und durch ſeine geringere Größe, da er nur 6 bis 8 Zoll lang wird. — Kopf und Rumpf iſt wie bei den Vorigen gebildet; die Bruſtfloſſen ſind länger und haben nur 13 Strahlen; die Bauchfloſſen 6, von denen die mittleren die längſten ſind; die Rückenfloſſe

Digitized by Google

hat 12 Strahlen, iſt größer als bei den andern Arten, und hat einen mondförmigen Ausſchnitt; die Afterfloſſe hat 12 und die Schwanzfloſſe 20 Strahlen.

Das atlantiſche Meer zwiſchen den Wendekreiſen, namentlich aber das Antillenmeer, und die ſüdöſtliche Küſte der Vereinigten Staaten ſind der Aufenthalt dieſes kleinen Fliegers, der in den Monaten Juni bis September in großen Zügen umherſchwärmt, ſich zu einer Höhe von 12 bis 16 Fuß erhebt und eine Weite von 30 bis 40 Fuß durchflattert.

4. Der bärtige Fliegfiſch, Exocoetus comatus, und 5. der gabelförmige Flieger, Exocoetus furcatus, welche beide, theils mit einfachen, theils mit doppelten Bartfedern verſehen ſind, gehören nur den amerikaniſchen Meeren an, und ſind, bis auf dieſe Zuſätze, und bei dem letzten durch die Bildung ſeiner Schwanzfloſſe, von dem Mittelfloſſer unterſchieden.

Das Amelungenlied.

Zweite Abtheilung.

(Schluß von S. 344.)

Wittich, Wielands Sohn.

Prinzeſſin Bathilde gebar einen Sohn, welcher Wittich geheißen ward, und ſo kühn und ſtark aufſchoß, daß er ſchon in ſeinem zwölften Jahre volle Mannesgröße hatte. Sein Anſehen war ſchön und kräftig, und um die Lieblichkeit ſeines Antlitzes hätte ihn wohl ein Weib beneiden können. Frühe ſchon lernte er ein Roß tummeln, die Lanze handhaben und ein Schwert ſchwingen, und that es in allen ritterlichen Künſten, ſo wie im Schwimmen und Ringen allen Knaben ſeines Alters voraus.

Eines Tages fragte ihn ſeine Mutter, worauf er denn nun ſeinen Sinn gerichtet habe, ob er ein Schmied werden wolle, wie ſein Vater, oder etwas Anderes? Sie könne ihm keine Schätze hinterlaſſen, wenn ſie ſtürbe, und darum müſſe er bei Zeiten daran denken, für ſeine Zukunft zu ſorgen.

„Ich bedarf auch keiner Schätze,“ entgegnete der kühne Jüngling. „Ich brauche weiter nichts, als nur Ehre, und dieſe gedenke ich mir zu erwerben, wenn ich nur ein gutes Roß habe und gute Waffen.“

„Ei, wenn du nicht mehr begehrſt, denn das, ſo kann ich dir es wohl verſchaffen,“ ſprach ſeine Mutter, die dem Jünglinge den Vorſchlag, Schmied zu werden, nur gemacht hatte, um ihn auf die Probe zu ſtellen. „Aber ſage an, was willſt du beginnen, wenn du mit dem beſten Roſſe und den trefflichſten Waffen verſehen biſt?“

„Dann,“ erwiederte der Jüngling, „dann will ich in das Amelungenland ziehen, wo der Held Dietrich wohnt, der Sohn des Königs Dietmar von Bern. Mit dem will ich mich meſſen, und auf alle Fälle ſeine Gunſt erwerben, mag er nun mir im Kampfe obſiegen, oder ich ihm.“

„Das iſt aber ein ſchweres Werk, mit dem Dietrich zu kämpfen,“ ſagte des mittlerweile verſtorbenen Königs Neiding jüngerer Sohn und Wittich's Oheim. „Dietrich iſt aller Helden ſtärkſter und gewaltigſter, und ich rathe dir daher, du mögeſt dir lieber im Lande hier durch eine kühne That Ruhm erwerben. Da iſt Widolf, der Rieſe mit der Stange, der ſich gegen König Rother empört hat; den bezwinge. Wenn es dir gelingt, ſo gibt dir wohl gar König Rother ſeine Tochter Bertha, welche der ungeſtüme Widolf zur Gemahlin verlangt.“

„Nein, das will ich nicht thun,“ erwiederte Wittich. „Widolf iſt meines Vaters Vetter, und darum würde ich, ſelbſt wenn ich ihn beſiegte, wenig Ehre davon tragen. Ich will den Dietrich von Bern beſtehen, und wenn ich eine gute Rüſtung hätte, ſo ſollte es mir wohl gelingen.“

Der Oheim entfernte ſich und Wittich blieb mit ſeiner Mutter allein, welche ihm nun ein Geheimniß enthüllte, ſo ihr von Wieland, dem Schmied, anvertraut worden war.

„Wittich,“ ſagte ſie, „dein Vater verkündigte mir einſt, „daß ich einen Sohn gebären würde, den ich Wittich heißen ſolle. Und,“ ſprach er, „wenn er erwachſen iſt, ſo ſage ihm, daß ich, ſein Vater, Waffen für ihn geſchmiedet hätte, die er dort finden würde, wo das Waſſer eingeht und der Wind hinaus.“ Sei nun darauf bedacht, mein Sohn, daß du den Ort findeſt. Wenn es dir gelingt, ſo biſt du im Beſitz der beſten Waffen auf der Welt, und beſonders des allerbeſten Schwertes, deſſen Gleichen nirgends gefunden und das Mimung genannt wird.“

„Das iſt ein Räthſelwort,“ ſagte Wittich; „aber ich denke, es ſoll mir gelingen das Räthſel zu löſen.“

Er verließ ſeine Mutter, ſuchte die Einſamkeit und dachte lange darüber nach, welchen Ort ſein gewaltiger Vater wohl gemeint habe. Nachſinnend ging er auch in die Schmiede, und gab dort auf Alles Acht. Da ſah er die Geſchäftigkeit der Geſellen, hörte auf das Pochen und Hämmern, und bemerkte auch, wie ſie das Eiſen im Waſſer kühlten, daß der Dampf durch den Schornſtein aufwärts entſtieg. Das Waſſer drang von außen in den Löſchtrog ein, und Wittich ſah, daß die Schmiedebälge, aus denen der Wind kam, darüber hinliefen.

„Ei,“ dachte er da, „hier geht ja das Waſſer ein und der Wind hinaus. Dieß muß der Ort ſein, den mein Vater gemeint hat, und ſicherlich hat er die trefflichen Waffen unter die Schmiedebälge in die Erde gegraben.“

Von dieſer Entdeckung ſagte er kein Wort, ſondern ging ſtillſchweigend aus der Schmiede, in der Abſicht, am nächſten Morgen dahin zurückzukehren, ehe noch Meiſter und Geſellen an die Arbeit gingen. Und alſo that er. Ehe noch der Himmel im Oſten ſich röthete, ſprang er von ſeinem Lager auf, erbrach die Thür zur Schmiede, da er ſie verſchloſſen fand, grub unter den Blaſebälgen nach, und fand mit Entzücken

Digitized by Google

die Waffen, nach denen er ſich ſo ſehr geſehnt hatte. Freudeleuchtenden Auges betrachtete er das Schwert, und den blanken Helm, Glimme geheißen wegen ſeines hell funkelnden Glanzes, und den trefflichen Harniſch, der ihm paßte, wie angegoſſen, und den ſchimmernden Schildrand, auf deſſen Mitte er Hammer und Zange abgebildet fand, damit er ſeiner Zukunft gedenken ſolle. Oben über dieſem Bilde aber ſah er drei Karfunkelſteine, da er von der Mutter her aus königlichem Blute ſtammte.

„Seltſam!“ rief der junge Held aus, da er die Waffen betrachtete, — „unzählige Male habe ich geſchworen, niemals ſolle Hammer und Zange in meine Hand kommen, und nun muß ich doch Beides tragen in meinem Schildrande.

Nachdem er ſeine Augen lange genug an dem köſtlichen Anblicke der ſchönen und überaus feſten Waffen geweidet hatte, legte er ſie an, gürtete das Schwert um, ſetzte den Helm auf, und höhnte die Schmiede, indem er dem Meiſter ſagte, alle die trefflichen Waffen habe er geſchmiedet, dieweil er noch geſchlafen habe. Er war dem Meiſter nämlich nicht hold, weil dieſer ihn ſchon oft aufgefordert hatte, ſich zu ihm in die Lehre zu begeben. Während der Alte ihn verwundert anſtarrte, ſchritt er hinaus auf den Hof, und wurde dort von König Otnit geſehen, welcher mit Bathilde, ſeiner Schweſter, am Fenſter ſtand.

„Wer iſt der Ritter dort?“ fragte Otnit ſeine Schweſter. „Sieh, wie licht und blank ſein Rüſtzeug ſchimmert! Ein gar ſchlanker Recke iſt er, und noch nie hab' ich ihn in meinem Lande geſehen.“

„Und doch ſaheſt du ihn ſchon, mein Bruder,“ erwiederte Bathilde. „Schau' ihn nur recht an, und du wirſt deinen Neffen Wittich in ihm erkennen.“

„Wahrlich, er iſt es!“ rief König Otnit überraſcht. „Ei, wie ſo herrlich ſteht ihm die Rüſtung! Man ſollte meinen, der junge blühende Mann ſei aus Erz gegoſſen! Nun fehlt ihm nichts mehr, als ſeines Vaters Roß Schimming, das Niemanden tragen wollte, ſeitdem ſein Herr verſchwunden iſt.“

„Gib es meinem Sohne,“ bat die Schweſter, und Otnit verſprach es.

Eben da trat der junge Wittich in die Stube, und der König fragte ihn, ob er ſich wohl getraue, den Schimming zu reiten, den er ihm ſchenken wolle? „Seit vierzehn Jahren ſteht er nun ſchon geſattelt und gezäumt im Stalle,“ fügte er hinzu, „und kein Menſch darf ihm nahe kommen, ohne für ſein Leben beſorgt zu ſein.“

„Verſuchen will ich, ob der edle Hengſt ſeines alten Herrn Sohn in mir erkennt,“ erwiederte Wittich, hoch erfreut über die Gabe des Königs, und ging hinab in den Stall, um den Proberitt auf dem Hengſte zu thun. Und das edle Thier, als ob es ſeinen rechten Herrn in Wittich erkannt habe, ließ ſich willig und geduldig putzen und reiten, und trabte in ſeiner Schönheit muthig unter dem Jünglinge einher. Dieſer, nachdem er alſo ſeine Kraft erprobt hatte, erbat ſich Urlaub vom Könige, um gegen Dietrich von Bern kämpfen zu können, und erhielt nicht nur dieſen, ſondern auch drei Mark Goldes und manche Edelſteine vom Könige. Darauf herzte ihn die Mutter, gab ihm gute Lehren auf den Weg und ließ unter Thränen den Jüngling in die Welt hinaus ziehen.

Wittich ritt davon auf ſeinem windſchnellen Roſſe, und kam am andern Tage an das Meer. Dort fand er einen Schiffer, ſchiffte ſich ein, und ließ ſich von ihm über die Wogen führen. Unterwegs erzählte ihm der Fährmann eine wunderliche Geſchichte vom ſtarken Widolf mit der Stange, wie er um König Asprians, ſeines Bruders, ſchöne Tochter gefreit habe, von dieſer aber verſchmähet, und durch Liſt von Othar, welcher ſpäter auch Schön Sigrid gewonnen, gefangen worden ſei. Auch ſah Wittich in den Wellen die Meerjungfrau Wachilde, aus deren Geſchlechte er ſtammte, wie wir im Liede von ſeinem Vater Wieland geſehen haben.

Am Ufer angelangt, belohnte Wittich den Schiffer mit reichen Geſchenken und ritt über Haiden und bebautes Land, über Berge und durch Thäler Tag und Nacht dahin, ohne ſich irgendwo Ruhe zu gönnen, bis er an einen Strom kam, der von Wolkenbrüchen ſo hoch angeſchwollen war, daß beim erſten Schritte ſein Roß bis an den Gurt in das Waſſer ſank. Er riß es zurück, und beſchloß abzuſteigen und ſchwimmend eine Furt im Strome zu ſuchen; denn es drängte ihn ſehr, das Ziel ſeiner Reiſe zu erreichen, und jenſeits des Fluſſes ſah er ſchon die Alpen in all' ihrem ſchneeigen Glanze ſchimmern.

So legte er denn alle ſeine Waffen ab, verbarg ſie in einem Buſche, band Schimming an einem Baume feſt, und ſtürzte ſich dann in den Strom. Und während er darin umher watete, kamen drei Helden des Weges daher, erblickten Wittich im Waſſer, und hielten ihn für einen Zwerg. Es waren aber die drei: der alte Hildebrand, Dietrichs Pfleger, der Ritter Heime, und Dietrichs Schwager, der Graf von Berchtoldsgaden, welchen letzteren ſich Dietrich gern verbünden wollte. Laut lachten ſie über Wittich; der aber rief: „Laßt mich nur hinauf kommen an das Ufer, und ihr werdet gleich ſehen, ob ich ein Zwerg bin oder nicht. Nur müßt ihr mich des Lebens ſichern.“ Das verſprachen die Helden, und nun ſprang Wittich raſch ans Land, indem er einen Satz machte, wohl neun Fuß weit.

„Sag' an, wer biſt du?“ fragte da der alte Hildebrand. „Wo iſt deine Heimath?“

„Wartet, bis ich meine Waffen angelegt habe, die dort unter dem Strauche verſteckt ſind!“ erwiederte Wittich. „Dann will ich euch Rede ſtehen.“

Und hurtig legte er ſeine Waffen wieder an, ſchwang ſich auf ſeinen edlen Hengſt und trabte nun im vollen Glanze ſeiner jugendlichen Schönheit hervor, um den Fremden Red' und Antwort zu geben. Er nannte ſich und ſein Geſchlecht, und gab auch ſeine Abſicht kund, warum er nach Bern reiſen wolle.

Als nun der alte Hildebrand vernahm, daß der junge ſtarke Held mit ſeinem Pfleglinge zu kämpfen

Digitized by Google

geſonnen ſei, da bangte ihn um Dietrich und er gedachte ihn durch Liſt von ſeinem Vorhaben abzubringen.

„Das freut mich,“ ſagte er, „daß du den Uebermüthigen zwingen willſt, der da wähnt, es lebe Keiner auf Erden, der ihm Stand zu halten vermögte. Ich hoffe viel von dir, wenn du ihn zum Zweikampfe forderſt, und biete dir Brüderſchaft an in Noth und Tod. Hinfort wollen wir in jeder Gefahr für Einen Mann ſtehen, und ich bitte dich, daß du auch mit dieſen beiden Helden dich befreundeſt. Sie ſind zwar Dietrichs Heergeſellen, aber gegen ſeine Fehler nicht blind. Wir ſind ebenfalls auf dem Wege nach Bern, und wenn du mit uns reiten willſt, dann ſollſt du uns von Herzen willkommen ſein.“

„Wohl, dazu bin ich bereit,“ erwiederte Wittich; „doch müßt ihr mir eure Namen nennen, ſonſt hat der Bund keine Kraft.“

Da nannten die drei ihm jeder einen Namen, aber einen falſchen, und reichten darauf dem jungen Helden Wittich ihre Hand zum Bunde, indem ſie ſich heimlich ihrer Liſt freuten. Wittich hatte indeß kein Arg, und meinte es mit den Fremden ſo ehrlich, wie Jene es falſch mit ihm meinten.

Der alte Dietrich leitete ſeine Gefährten durch eine Furt, und erzählte darauf unterwegs, wie Held Dietrich den Zwerg Elbegaſt gefangen und ihm der Schwerter allerbeſtes, Nagelring genannt, welches Elbegaſts Bruder, Elberich, geſchmiedet, abgenommen habe; und gedachte dadurch Wittichen zu ſchrecken. Wittich aber empfand keine Furcht.

„Hier ſcheiden ſich die Wege,“ ſprach Hildebrand nach einer Weile. „Einer führt zur Rechten, der Andere zur Linken und beide leiten ſie uns nach Bern. Doch der zur Linken iſt lang und mühſam, der zur Rechten kurz und beſſer, nur hat er das Uebele, daß er zu einem Strome führt, über deſſen Brücke man nicht ſetzen kann, ohne einen Kampf mit zwölf Räubern zu beſtehen, deren Anführer Gramaleif heißt. Vergebens hat Dietrich ſchon die Räuber zu überwältigen geſucht, und wer ſie daher zwänge, brauchte ſich vor dem jungen Helden nicht zu fürchten. Aber der Kampf iſt gefährlich, und darum rathe ich; wir nehmen dieſen, den längeren Weg, um den Räubern zu entgehen.“

„Ei nicht alſo,“ entgegnete Wittich. „Ich nehme dieſen Weg, und ich denke, die Räuber werden mich wohl im Frieden ziehen laſſen.“

„Wohlan, ſo werden wir dich bis an den Fluß begleiten,“ nahm Dietrich wieder das Wort; „aber gib wohl Acht, daß du nicht zu viel wagſt.“

Sie wendeten ihre Roſſe dem Strome zu, und als ſie den Lauerwald erreichten, hinter welchem in geringer Entfernung die Brücke lag und die feſte Burg der Räuber, da bat Wittich ſeine Gefährten, ſeiner vor dem Walde zu harren, da er allein hinreiten wolle zur Brücke, um einen Verſuch zu machen, die Räuber zu bewegen, ihnen allen Dreien freien Durchgang zu geſtatten. Die Ritter gaben es zu, und meinten es in ihrem Herzen nicht gut mit Wittich, indem ſie hofften, er würde von Räubern erſchlagen werden.

Als nun die Räuber Wittichen kommen ſahen, da hielten ſie ihn für eine gute Beute und vertheilten ſchon ſeine Waffen unter ſich, ehe ſie noch die Stärke ſeines Armes kennen gelernt hatten. Aber man ſoll das Fell des Bären nicht verkaufen, ehe man es hat.

Als ſie nun Wittichen entgegenritten, rief ihnen dieſer zu, „willkommen, gute Männer!“ Die Räuber aber antworteten lachend, daß er gar nicht willkommen wäre, ſondern Roß und Waffen und Kleidung laſſen müſſe, und dieß nicht allein, ſondern Hand und Fuß noch dazu.

„Das iſt mir ein gar ſeltſamlicher Gruß,“ erwiederte lächelnd Wittich, indem er nicht im Mindeſten geneigt war, den Räubern ſeine fürtrefflichen Waffen auszuliefern. Er gab ihnen neckiſche Antworten, und verſpottete ſie dermaßen, daß ſie endlich zu ihren Schwertern griffen, und alle Zwölfe dem einzelnen Manne ſcharf zu Leibe gingen. Ihre Hiebe raſſelten auf ſeinen Helm nieder, wie Hagelwetter; aber der Helm war von gar feinem Stahle geſchmiedet, und die Hiebe prallten ab, wie Waſſertropfen von einem Felſen. Und mittlerweile ſchwang auch Wittich ſeinen Mimung mit rüſtiger Hand, daß er gellend durch die Lüfte pfiff. Er hieb auf eines Räubers linke Achſel, und das mit ſolcher Gewalt, daß Mimung durchfuhr durch die Schulter, und quer durch Bruſt und Herz, ohne dem Getroffenen Schmerzen zu machen, der in zwei Hälften getheilt vom Pferde fiel, ehe er nur recht merkte, daß er todtwund ſei. Die Uebrigen, da ſie Wittichs Heldenſtärke ſahen, ſtutzten; doch Gramaleif ſpornte ſie zu neuem Kampfe, indem er ſelber mit beiden Händen ſein ungeheures Schwert erhob und es mit ſolcher Gewalt auf Wittichs Schildrand niederſchmetterte, daß der Jüngling im Sattel wankte. Aber auch nur einen Augenblick; im nächſten Momente ſaß er wieder aufrecht und vergalt den Hieb, indem er den Räuber mitten durch ſpaltete, alſo daß die Hüften noch im Sattel ſaßen, während der Oberkörper blutend im Graſe lag.

Während er nun weiter focht, hörten Hildebrand und die Anderen das Waffengetöſe, und der alte Meiſter zeigte ſich bereit, dem bedrängten jungen Helden Beiſtand zu leiſten, wohl mit aus Furcht vor ſeiner Rache, wenn ja Wittich als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen würde, ohne daß ſie ihm geholfen hätten. Heime aber ſagte:

„Laſſet uns erſt hinreiten und ſehen, wie die Sache ſteht. Wenn wir bemerken, daß er im Kampfe obſiegen wird, ſo wollen wir ihm helfen; wo nicht, ſo laſſen wir ihn ſeine Sache allein ausfechten, da wir nicht nöthig haben, uns für einen unbekannten Mann in Gefahr zu begeben.“

Bei dieſen Worten Heime's zürnte aber der alte Hildebrand, denn jetzt in Wittichs Noth erwachte ſein edler Sinn wieder, und auch Herdegen wollte den Ueberfallenen nicht im Stiche laſſen. Sie ritten hurtig

Digitized by Google

davon und ſpornten ihre Roſſe, um dem Kampfplatze näher zu kommen.

Mittlerweile hatte Wittich tapfer gefochten und viele klaffende Wunden mit ſeinem Schwerte gehauen. Sieben Erſchlagene wälzten ſich in ihrem Blute, und als die übrigen Fünf die drei Ritter herzukommen ſahen, wendeten ſie ſich zur Flucht, und ſchauten nicht eher wieder zurück, als bis ſie die Brücke und die Burg ſchon hinter ſich hatten. Niemand aber dachte daran, ſie zu verfolgen.

Als nun die drei guten Recken ſahen, wie tapfer der junge Wittich gefochten hatte, da gereute ſie ihre bisherige Falſchheit vollends, und ſie gaben ſich als die zu erkennen, die ſie wirklich waren, indem ſie ihm von Neuem ein Bündniß und getreue Brüderſchaft anboten. Wittich verzieh ihnen, und ſie ritten darauf ſelbander in die Burg der Räuber hinauf, um daſelbſt die Nacht zuzubringen, um ſich Speiſe und Trank ſchmecken zu laſſen. Wittich wurde um ſeines Sieges willen als Herr der Burg betrachtet, und er ſah die drei Helden als ſeine werthen Freunde und lieben Gäſte an.

Da ſie nun in der Burg ankamen, übernahm es Wittich, das Mahl zuzubereiten und fragte, wer indeſſen für die Pferde ſorgen wolle?

„Das ſoll Studas thun,“ erwiederte der alte Hildebrand, und Wittich fragte, „wer das ſei?“

„Ich bin es,“ nahm Heime das Wort. „Studas iſt mein rechter Name, und wenn ich hier Marſchall werden ſoll, bin ich bereit dazu, da doch Niemand beſſer mit Pferden umzugehen weiß, als ich.“

„Mein Roß führſt du nicht nach dem Stalle, darauf will ich wetten,“ ſagte Wittich.

„Was ſoll's gelten?“ fragte Heime raſch.

„Das Pferd ſelber,“ entgegnete Wittich, „es iſt das Beſte auf der ganzen Welt.“

„Gut, ſo wett' ich das meinige dagegen, das Riſpa heißt,“ ſagte Heime, und Wittich ging ohne Bedenken die Wette ein.

„Seid ihr Zeugen, ob er's ausführt,“ ſprach er; „ich muß indeſſen nach der Küche ſehen, und möchte gern, daß ein Dritter den Keller beſchickte.“

„Dieß Amt will ich über mich nehmen,“ ſprach Herdegen, „und der alte Hildebrand ſoll indeß den Kämmerer ſpielen, und das Gold in unſere Bündel ſchnallen, was die Räuber zuſammengeſtohlen haben.“

Alſo geſchah es, und Jeder beſorgte ſein Amt mit Freuden, bis ſich die Helden bei Tiſche wiederfanden, und fröhlich die Zeit zum Eſſen und Trinken nutzten.

„Koch und Kellner haben ihr Amt trefflich verwaltet,“ ſagte der alte Hildebrand. „Wie aber iſt es unſerm Marſchall gegangen, daß er ſo ſtille ſchweigt? Konnte er ſein Amt nicht vollziehen?“

„Ja, ich muß es wohl bekennen, ich habe meine Wette verloren,“ ſagte der ſtarke Heime. „Ich vermogte weder im Guten noch im Böſen Wittichs Roß nach dem Stalle zu führen, und obgleich in meines Vaters Hauſe kein Hengſt ſo störrig war, daß ich ihn zuletzt nicht bezwungen hätte, ſo ward doch bei Jenem alle meine Kunſt und meine Kraft zu Schanden. Wenn ich mich hätte auf ſeinen Rücken ſchwingen und ihn die ſcharfen Sporen koſten laſſen können, ſo wäre es mir doch wohl noch gelungen; aber der Hengſt mogte das wohl wiſſen, und warf mich dreimal aus dem Steigbügel in den Sand, und ſchlug mich dermaßen mit den Hufen, daß ich ihn zuletzt wohl in Frieden laſſen mußte. Mein Hengſt Riſpa iſt verloren, und du haſt ein Roß gewonnen, Wittich, das mehr als ein halbes Königreich werth iſt.“

„Nein, nein,“ entgegnete Wittich, „ich will dich nicht berauben. Es genügt mir ſchon, daß Niemand als ich meinem Roſſe Meiſter iſt. Ich behalte meinen Schimming und du behalte den Hengſt Riſpa.“

Hildebrand lobte Wittichs Spruch, Heime aber rief aus: „Schimming wird dein Hengſt genannt? Schimming? Ei, dann iſt meine Wette noch nicht verloren, und wenn der Hengſt mein trauter Schimming iſt, ſo will ich ſie auch noch gewinnen!“

Und hurtig lief er hinaus auf den Hof, wo der Hengſt an den Ring der Pforte gebunden war, und während die Anderen ihm nachfolgten und ſein Beginnen beobachteten, näherte er ſich dem Roſſe, das ihn mit dem linken Vorderfuße wild an den Schenkel ſchlug. Er aber kümmerte ſich nicht darum, ſondern redete das edle Thier freundlich an, indem er ſagte:

„Mein trauter Schimming, erkennſt du mich nicht? Mich, deinen Freund, der dich in ſchöneren Tagen hegte und pflegte? Schau doch nur, ich bin Heime, bin dein trauter Studas! Gab ich dir nicht Honigbrod und Gerſte? Bettete ich dich nicht weich, und legte dir eine ſchöne neue Decke auf, und ſilbernes Geſchirr mit hell tönenden Glöcklein? Ei, damals wareſt du mir ſo gewogen und biſt jetzt ſo wild und zornig gegen mich?“

Und ſiehe da, als Heime alſo ſprach, wurde Schimming ganz ſanft und gut, ſpitzte die Ohren, ſcharrte mit dem Fuße und beſchnob den alten Freund zärtlich mit den Nüſtern.

Dieſen Augenblick benutzte Studas, nahm das Pferd, das ihm jetzt willig folgte, an den Zügel, führte es in den Stall und band es dort mit dem Halfter an der Krippe feſt.

Und als er zurückkehrte, ſprach er: „Schimming iſt mein, denn ich habe die Wette gewonnen!“

Da zürnte Wittich ſehr, und auch die beiden anderen Recken ſchalten Heime, indem ſie behaupteten, vom Gewinnen der Wette könne gar nicht mehr die Rede ſein, da Heime ſelber den Verluſt deſſelben ſchon eingeſtanden habe. Und überdieß ſei es nicht ſchön gehandelt, daß er die Großmuth Wittichs, der den Hengſt Riſpa nicht angenommen hätte, ſo ſchnöde vergelten wolle. Heime aber beharrte auf ſeinem Sinn, und erklärte, ſich nur dem Richterſpruche Dietrichs von Bern unterwerfen zu wollen.

„Gut, ſo ſoll Dietrich die Wette binnen Jahresfriſt entſcheiden,“ ſprach der alte Hildebrand. „Bis

dahin aber behält Jeder ſein Roß, und aller Zwieſpalt muß indeſſen beendigt ſein."

Da reichten ſich die Recken die Hände, und aller Streit war vergeſſen, alſo, daß ſie ſich fröhlich wieder zu Tiſche ſetzten und ſpeiſeten und tranken.

Bei Tafel erzählte Heime, daß Schimming von den Stuten der Königin Brunhild abſtamme, welche ſein Vater Adelger gepflegt und gewartet habe. Der Vater des edlen Roſſes ſei Sleipner, Odins Hengſt, und Riſpa wäre zwar Schimmings Bruder, würde aber von letzterem weit übertroffen an Kraft, Schönheit und Schnelligkeit. Er, Heime, müßte das wohl wiſſen, da er Beide ſchon in ihrer früheſten Jugend gekannt und geritten habe.

Hierauf mußte Wittich ſeinen Schild holen, auf dem viele ſchöne Bilder zu ſehen waren, die Hildebrand meiſt Alle zu erklären wußte. Sie handelten von König Rother und ſeinen Abenteuern, ſo wie von manchen anderen Dingen, und gerne würden wir Alles wieder erzählen, wenn der Raum in dieſen Blättern es erlaubte. So aber dürfen wir ſie nur beiläufig erwähnen, und müſſen den Leſer auf das Gedicht ſelbſt verweiſen, wenn er ſich näher damit bekannt machen will.

Nachdem Wittich nun das Schloß der Räuber den Flammen übergeben hatte, ſetzten die Helden ihren Weg fort, und gelangten nach mancherlei Abenteuern endlich gen Bern (Verona). Als ſie über die Etſchbrücke ritten, kam ihnen Held Dietrich entgegen, welchen Wittich zum Zweikampfe herausforderte. Dietrich zürnte ſehr darüber und ſchalt Wittich aus, aber der alte Hildebrand nahm ſich ſeiner an, und Dietrich mogte zuletzt den Kampf nicht weigern. Er ließ ſich Roß und Waffen bringen, ſetzte Hildegrein, ſeinen guten Helm auf's Haupt, umgürtete ſich mit ſeinem Schwerte Nagelring, nahm ſeinen Schild, ſchwang ſich auf den Rücken ſeines Roſſes, das Falke genannt wurde, und ritt in voller Waffenpracht auf den Kampfplatz. Dort befand ſich auch Wittich, und nachdem beide Kämpfer einen Trunk gethan und Wittich abermals von Dietrich geſchmähet worden war, richteten ſie ihre Schilde, legten die Lanzen ein, und ſprengten in vollem Roſſeslauf wider einander. Wittichs Speer zerſplitterte auf Dietrichs Schilde in tauſend Stücke, Dietrichs Lanze aber glitt an Wittichs Schildrande ab, ohne zu zerbrechen.

„Wohlan," rief Wittich ſeinem Gegner zu, als ſie ſich wieder gegenüber ſtanden, „wohlan, reite von Neuem wider mich. Meine Lanze iſt zerbrochen, aber ich will hier ruhig halten, und deinen Stoß erwarten, ohne vom Schilde beſchützt zu ſein."

Dieſe Worte vernahm Dietrich mit Freuden, denn nun, meinte er, könne ihm der Sieg nicht entgehen. Fröhlich ſtieß er in ſein Horn, gab ſeinem Roſſe die Sporen, und ſprengte auf Wittich los. Aber ſiehe da, ſein Speer zerſplitterte, ohne daß Wittich um eines Haares Breite im Sattel wankte, und nun ſprangen die Helden von den Pferden, zogen die Schwerter und kämpften zu Fuß. Dietrich ſchlug den Gegner gewaltig mit ſeinem Schwerte, Nagelring geheißen, alſo daß oft Wittichs Helm erklang. Aber auch Wittich faßte ſeinen Mimung mit zorniger Kraft und ſchmetterte ihn dermaßen wider Dietrichs Helm Hildegrein, daß er meinte, derſelbe müſſe in Stücke zerſpringen. Aber ſtatt deſſen zerſprang Mimung und überwunden ſtand der junge Held vor ſeinem Sieger.

„Ha!" rief er aus, — „der Ahne Zorn auf dich, mein Vater Wieland, daß du dieſes Schwert ſo ſchlecht geſchmiedet haſt. Ich bin beſiegt und Schande trifft mich, dich aber, der du den Mimung ſchmiedeteſt, treffe ewige Schmach!"

Während Wittich alſo zürnte, war Dietrich voller Freude, faßte ſein Schwert mit beiden Händen, und wollte den Gegner, dem er gram war, eben mitten durch hauen, als der alte Hildebrand ſich in's Mittel legte und für Wittich um Schonung bat. Dietrich wollte aber davon nichts hören, wies alle Bitten des alten Helden zurück und ſagte zornig:

„Wie, ſoll ich gezwungen ſein, mit jedem hergelaufenen Buben zu kämpfen? Nein, das duld' ich nicht länger, denn der Unfug iſt zu groß, und noch heute ſoll mir dein Schützling am Galgen baumeln! Du aber, alter Hildebrand, wenn du nicht ſchweigſt, ſo ſei gewärtig, daß ich dich alsbald in Stücken ſpalte!"

Der alte Held, da er ſah, daß Dietrich nicht auf ſein Fürwort achtete, ſo deuchte ihn das ein großer Frevel.

„Wohlan," ſprach er, „ſo magſt du denn tragen, Dietrich, was du nicht beſſer haben willſt," ſprach er. Wittich iſt mein lieber Waffenbruder, und um ihn vor deinem Grimme zu retten, will ich geſtehen, welchen Frevel ich an ihm beging um deinetwillen. Um dir, Dietrich, den Sieg zu verſchaffen, nahm ich dem jungen Helden heimlich ſein Schwert und ſteckte ihm ein anderes in die Scheide. Hier, Wittich, iſt dein Mimung. Nimm ihn hin, und erkenne, daß du deinen Vater mit Unrecht geſchmähet haſt. Es reuet mich meine That, darum ſei mir nicht gram, und kämpfe von Neuem als ein wackerer Degen."

Wittich, als er dieſe Worte hörte, war froh in ſeinem Herzen, nahm ſein Schwert mit Freuden und küßte es.

„Jetzt, Dietrich," ſagte er, „komm heran. Jetzt habe ich meinen Mimung und will freudig mit dir kämpfen. Dir aber, guter Meiſter Hildebrand, dank' ich von Herzen, und lobe die Treue, die du an mir, deinem Schützlinge und Waffenbruder jetzo erprobt haſt."

Und zu Dietrich ſich wendend, ſchlug er gewaltig auf ihn los, ſo daß die Stücke vom Panzer und Schilde flogen und die Helmzierden fielen, wie Schneeflocken. Dietrich konnte nur noch an ſeine Vertheidigung denken und vermogte ſich kaum zu ſchützen. Aus vielen Wunden ſchon floß ſein Blut, und bald erkannte er, daß dieſer Kampf nicht gut für ihn enden möge, wenn ihm nicht bald Hilfe zu Theil, und der Streit geſchlichtet würde.

„Hildebrand!" rief er, „Hildebrand, lieber Freund,

Digitized by Google

wenn du den Kampf zu endigen vermagſt, ſo thu' es, denn ich weiß nicht, wie ich mich noch länger wehren ſoll!"

„Dietrich," erwiederte der gute Meiſter, „ich hege keinen Groll wider dich, aber ſieh, als ich Frieden zwiſchen euch zu ſtiften ſuchte, da verſchmähteſt du jede Bitte und wieſeſt mich zürnend zurück. Jetzt iſt dein Schild zerhauen, dein Panzer zerſchlagen, Hildegrein ſeiner Zierden beraubt, und du ſelber biſt vielfach und gefährlich verwundet, ſo daß du nicht heil aus dieſem Kampfe hervorgeheſt. Daran iſt dein kindiſcher Uebermuth ſchuld und dein wilder Trotz. Sieh nun ſelbſt zu, wie du zu Ende kommſt! Ich kann dir nicht helfen, denn bei deinem Sieger ſteht es, ob er dich ſchonen, oder dich einen ſchmählichen Tod ſterben laſſen will."

Als nun König Dietmar ſah, daß ſein Sohn unterliegen werde, da klopfte ihm das Herz in großer Bangigkeit, und er trat mit einem rothen Schilde zwiſchen die Kämpfenden, um ſie zu trennen.

„Was ſoll das heißen, König?" fragte Wittich zürnend. „Willſt du deinem Gaſte Gewalt anthun? Das würde dir nicht zur Ehre gereichen, und mein Oheim, ein eben ſo mächtiger König als du, würde die mir wiederfahrene Schmach nicht ungerächt laſſen."

„Nein, nein, ich will dir nur Gutes thun," erwiederte König Dietmar. „Ich will dich bitten, meines Sohnes zu ſchonen, deſſen Ende nahe iſt, wenn ihr noch länger fechtet. Sieh, wenn du Frieden gibſt, ſo wähle dir aus meinen reichen Burgen im Lande, welche du willſt."

„Nicht alſo, König," ſprach Wittich kühn. „Deinem Sohne wird daſſelbe Urtheil, welches er mir zugedacht, es ſei denn, daß du mich mit Gewalt daran hinderteſt."

Da trat der König voll Trauer zurück, und von Neuem begann der wilde Kampf zu toben. Dietrich, da er ſein Ende vor Augen ſah, nahm alle Kraft zuſammen, und wehrte ſich voll Heldenmuths. Aber was vermogte alle Tapferkeit gegen Mimungs Schärfe und Wittichs gewaltiger Kraft! Hildegrein, Dietrichs Helm, ſtob in Stücken darnieder. Von der Rechten zur Linken war er in zwei Hälſten zerſchellt, und Dietrichs, des herrlichen Jünglings Stern umhüllte ſich mit Nacht und Finſterniß.

Da aber, als Hildebrand den ſicheren Tod ſeines Pfleglings vor Augen ſah, da ging ihm das Herz über, und ſeine Liebe zu Dietrich bewog ihn, zwiſchen die Kämpfenden zu ſpringen, und ſie zu trennen.

„Lieber Freund Wittich," ſprach er, „halte nun auch du den Bund und die Brüderſchaft, ſo wir beſchwuren. Gib Dietrichen Frieden, denn er iſt ein edler König, und wenn ihr Freunde werdet, ſo findet man in der ganzen Welt nicht mehr ein Heldenpaar, wie er und du! Beſiegt haſt du ihn ja und das iſt Strafe genug für ſeinen Uebermuth. Laß dir daran genügen, und ſchenke ihm das Leben, da er ja doch im Grunde ein trefflicher und edler Held iſt!"

„Wohlan," erwiederte der kühne Sieger, „obgleich er es wahrlich nicht um ſeiner Selbſt willen verdient hat, ſo ſoll ihn mein mörderiſches Schwert doch nicht vertilgen, weil du, mein neuer Bundesbruder, für ihn bitteſt."

> Da legten ſie die Waffen hin und reichten ſich
> Die Hände. Freunde wurden Wittich und Dietrich.
> Von unſerem jungen Helden, da ihm der Sieg gerieth,
> Was bliebe noch zu melden? Fahrt wohl, dieß iſt das Wittichslied.

Hiemit ſchließt die zweite Abtheilung vom erſten Bande des Amelungenliedes. In der dritten, Ecken Ausfahrt, wird berichtet, wie Held Eck, von ſeiner Geliebten Gotelind dazu getrieben, gegen Dietrich in den Kampf zieht, von dieſem erſchlagen wird, und wie Dietrich nachher die ſchöne Gotelind zu ſeiner Gemahlin macht.

In einem ſpäteren Artikel wollen wir von dem Inhalte des zweiten Bandes des Amelungenliedes Bericht erſtatten.

Franz Hoffmann.

Bernſtein.

Die ſchöne, goldgelb glänzende Maſſe, die wir mit obigem Namen bezeichnen, iſt wohl allen unſern Leſern bekannt, doch iſt ſie in jeder Beziehung merkwürdig genug, ihr eine Spalte unſeres Buches zu widmen.

Schon Homer nennt Elektron als Schmuck ſchöner Frauen; Pytheas, der Seefahrer und Geograph, welcher zur Zeit des makedoniſchen Alexanders lebte, gibt uns die erſte ſichere Kunde von ſeinem Vorkommen im Norden, an der Küſte der Barbaren. Die Mythe erzählt: Phaëtons Schweſtern, zu Pappeln verwandelt, weinten am Ufer des Eridanus, in den ihr Bruder geſtürzt war, dieſe goldenen Thränen in die Wellen. Obgleich die Verwechſelung des Eridanus (der Po) mit der Oſtſee eine etwas ſtarke poetiſche Freiheit iſt, ſo erhellt doch, daß man ſchon damals den Bernſtein für ein Pflanzenerzeugniß hielt, welches alle Beobachtungen beſtätigen.

Bernſtein iſt ein Harz, welches aus Stamm und Aeſten, wahrſcheinlich auch aus den Wurzeln eines urweltlichen Baumes, der zum Nadelholz gehörte, reichlich floß, der aber jetzt nicht mehr exiſtirt.

Schon ſein Aeußeres, ſeine leichte Verwechſelung mit wirklichen Harzen, namentlich dem Copal, ſo wie ſeine chemiſche Zuſammenſetzung, aus einem wohlriechenden Oele, einigen Harzen und einer eigenthümlichen Säure, ſprechen dafür, mehr aber noch ſeine hauptſächlichſten Fundorte, die Braunkohlenlager. In ihnen trifft man Jahrringe von Baumſtämmen von Bernſtein, Bernſteinmaſſen auf Rindenſtücken, oder Abdrücke von Baumrinde deutlich zeigend, Holzſplitter, Mooſe,

Digitized by Google

Moorerde, kleine Steine, ja Inſekten von ihm eingehüllt, welche letztere indeß nur in Stücken, die die Oſtſee auswarf, vorkommen.

Dem Profeſſor der Theologie, Haſſe, der den „aufgefundenen Eridanus“ 1796 herausgab, erſchien der Bernſtein als die goldene Frucht der Heſperidenäpfel, in welche ſich die Inſekten hineingefreſſen, wo nicht gar für Früchte von Gewächſen, die die Erde im erſten goldenen Zeitalter hervorgebracht, und hält er in heiligem patriotiſchen Eifer Preußen für den einſtigen Garten Eden; welches er alles ſeinen Leſern möglichſt plauſibel zu machen ſucht, und die jetzige traurige Sandöde für nothwendige Folge erklärt!

Wir kennen weder in jener Gegend noch in Europa einen Baum, der ein ähnliches Harz, und in ſo reichlicher Menge abſondert, doch ſoll in Chili ein Nadelbaum ſein, deſſen Rinde mit oft fußdicker Kruſte eines, dem Bernſtein ähnlichen Harzes, ſich überzieht. War dieß der Bernſteinbaum, der zur Zeit eines milderen Klimas, an den Küſten des baltiſchen Meeres gedieh? Daß es ein Zapfenbaum war, der ihn erzeugte, können wir mit Gewißheit vermuthen; in Schleſien finden ſich nicht ſelten Stücke Nadelholz, deſſen Harzgefäße mit Bernſtein gefüllt ſind; kleine Blüthenkätzchen, von der Form der männlichen Fichtenblüthen, finden wir mit Bernſtein umfloſſen; wirkliche Tannenzapfen ſind zwiſchen ihren Schuppen mit Bernſtein angefüllt u. dgl. m.

Daß die Bildung des Bernſteins nicht erſt unter der Erdoberfläche, etwa durch Ausſchmelzen ſtatthatte, ſondern daß er dem lebenden Baume entfloß, ſehen wir deutlich an den eingeſchloſſenen Inſekten, die, ſämmtlich von in Luft und Licht lebenden Arten, ſo vollkommen in ihren zarteſten Theilen erhalten, nur in das flüſſige Harz verſinken konnten. Der Annahme, daß ſie todt unter die Erde gekommen, widerſpricht außer ihrer vollkommenen Erhaltung, auch die natürliche, aus zäher Maſſe ſich zu befreien ſtrebende Stellung.

Profeſſor Schweigger hat dieſe uns erhaltenen Bewohner der Vorwelt genau unterſucht, und gezeigt, daß nur ſehr wenige neuen Gattungen angehören: ſie ſtimmen ſämmtlich mit deutſchen, oder doch europäiſchen Arten, andere findet man noch in Braſilien und Neuholland. Er traf im Bernſtein Käfer, Fliegen, Mücken, von den unſerigen verſchiedene und abenteuerlich geſtaltete Spinnen, dickköpfige Ameiſen, die gleichfalls jetzt nicht mehr exiſtiren; ferner Heuſchrecken, Schaben, Skolopender, ſehr ſelten Raupen und eine kleine, gleichfalls ausgeſtorbene Skorpionart.

Die hohen Preiſe, zu denen ſolche in Bernſtein eingehüllte organiſche Körper bezahlt wurden, führte zu ihrer betrüglichen Nachmachung. Man zerſägte ein klares Stück Bernſtein, höhlte eine Hälfte aus, brachte alle möglichen kleinen Kreaturen, Fiſche, Eidechſen, ſogar Laubfröſche hinein, füllte das Hohl mit Maſtix, benetzte die Flächen mit Aetzkali, und drückte ſie erhitzt auf einander, wodurch das Zuſammenfügen völlig unbemerkbar ward. In Weingeiſt oder ſiedendem Waſſer öffnet ſich jedoch die Fuge alsbald wieder.

Ob der Bernſtein ſich unter den bedeckenden Erdſchichten und unter dem Meere verändert im Lauf der Jahrtauſende? — iſt eine andere Frage, die ſchwer zu beantworten ſein möchte; doch iſt das Ja ſehr unwahrſcheinlich, da das Foſſil vom Meere ausgeſpült, oder im Innern des Landes gegraben, in Schleſien und Sizilien gefunden, ſtets daſſelbe iſt, und in keiner Beziehung weſentlich verändert erſcheint.

Die Farben- und Durchſichtigkeitsſtufen des Bernſteins ſind äußerſt wandelnd, ſo daß man vermuthen könnte, nicht aller ſei von derſelben Baumart erzeugt; doch lehren uns unſere Harzbäume, daß Klarheit und Farbe des ausfließenden Saftes durch Wetter, Licht und Wärme bedeutend ſich ändere; auch iſt das unter der Erde den Wurzeln entquellende Harz anders beſchaffen, als das den Stamm und Aeſten entfließende. Der meiſte Bernſtein iſt goldgelb, durch das Hyazinthrothe in's Braune verlaufend und bis ins Weiße herabſchattirend. Schwarzer Bernſtein exiſtirt nicht, und was man unter dieſem Namen verkauft, iſt eine glänzende Steinkohlengattung.

Die Formen der gefundenen Stücke ſind begreiflich ſehr wandelnd. Rundliche Knollen ſind am häufigſten, ſelten traubige Maſſen, die das Uebereinanderfließen des zähen Harzes zeigen. Einzelne Tropfen zogen ſich zu dünnen, kurzen Fäden, mit verdicktem Köpfchen, in ihnen ſah man lange Zeit verſteinerte — Stecknadeln. Sie ſind durch außen angehängten Staub dunkel gefärbt, und ſo in Bernſtein eingehüllt. — Große Stücke werden mehr beim Graben gefunden, als aus der See gefiſcht, und theuer bezahlt. Das K. Kabinet in Berlin beſitzt eines, welches 1803 in einem Wieſengraben, 26 Stunden vom Meeresufer, gefunden wurde. Es wiegt 13½ Pfund und iſt 15 Zoll lang.

Nur in Sizilien kommt der Bernſtein blank, ohne trübe Ueberrindung, vor; aus der See kommt er mit maſchiger, netzartig gefurchter Oberfläche. Innen iſt er ſtark fettglänzend, von muſcheligem Bruch, oft mit dunkleren, wolkigen Flecken und Adern durchzogen. Gefunden wird er in Frankreich, den Niederlanden, in den Braunkohlen Grönlands, in Schweden, Italien, Sizilien und Spanien; doch nirgend ſo häufig, daß es Beachtung verdient, außer an der Oſtſeeküſte, zwiſchen dem kuriſchen und friſchen Haff. Mehrere Tage dauernde Nordſtürme, die die Tiefen der See aufwühlen, reißen den Bernſtein vom Grunde los, und werfen ihn gegen das Ufer. Wie er auf dem Boden des Meeres gelagert iſt, wiſſen wir freilich nicht durch Anſchauung, doch können wir mit Gewißheit annehmen, daß die Köpfe mächtiger Braunkohlenſchichten vom Wogenſchlag zerſtört, ihn den Wellen übergeben. Die Weichſel hinauf, bis Lomza und Oſtrolenka findet man dieſes Kohlenlager erſtreckt, welches noch die, alle in einer Richtung, von Südoſt nach Nordweſt, hingeſchmetterten Bäume zeigt; es werden Stämme von neunzig Fuß Länge gefunden.

Begreiflich läßt ſich, ſo lange der Sturm tobt, weder Bernſtein auffiſchen noch ſammeln; hat er ſich

Digitized by Google

Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart

1844.

Digitized by Google

Digitized by Google

aber gelegt, und begünſtigt ein friſcher Seewind den Antrieb von Jettſum und Flottſam *), ſo eilen die Küſtenbewohner mit Weib und Kind zum Strande. Die Männer führen kleine, enge Netze, an langer Stange befeſtigt, Käſcher oder Kötſcher genannt; dem Wellenſchlag entgegen, ſchöpfen ſie das „Sprockholz“ vom weißen Kamm der Woge, und werfen es den am Ufer nachſpringenden Kindern zu, die den Bernſtein herausleſen. Oft füllen zwei bis drei ſchwere Wellen das Netz, und in ihm findet man mehrere Pfund ſchönen Bernſteins; kleine Wellen ſind nicht ergiebig. Die Aequinoctialſtürme, die Schneeſtürme des November und Dezember ſind für dieſe abgehärteten Leute muntere Ernten. Wenn die haushoch heranrollenden Wogen ihn überfluthen, ſo hebt ſich der eiſerne Bernſteinfiſcher an der Stange des Kötſchers empor, und vermeidet von dem Schwall an den Grund gedrückt zu werden, wo von der Laſt die Rippen zerbrochen oder der Tod unausweichlich wird. Das Eis ſtarrt rings an der Lederkleidung, die wie ein Panzer ihn umgibt, doch tönt aus dem rollenden Wogenbraus ſein rauher Geſang, ſein lautes Gelächter! Iſt das Meer wieder glatt, ſo rudert er im Boote hinaus, und erkennt mit ſcharfem Blick 15—20 Fuß tief den Bernſtein, den ſein Netz ihm heraufhebt. — Abends wärmt ein Feuer von aufgefiſchtem und getrocknetem Sprockholz, welches als Splitter verſchiedener Holz- und Rindenarten ſich erweiſt.

Auch gegraben wird vieler Bernſtein. Es iſt in dem lockern Dünenſande eine oft gefährliche Arbeit, da der geringe Ertrag ein Auszimmern der Gruben nicht erlaubt. Er kömmt hier in Thonſchichten, die Braunkohlenneſter enthalten, den ſogenannten Bernſteinadern, vor, welche oft flach, oft tiefer ſtreichen. In vierzig Stunden weiter Entfernung vom Strande, und wohl hundert Fuß über ihm erhaben, wird noch viel von unſerem Harze ſo gewonnen, wie z. B. zu Chobienicze im Großherzogthum Poſen ein Strich von beinahe fünf Quadratſtunden in ſchwarzer, ſandiger Erde viel Bernſtein ausbeutet. Auch ein kleiner See jener Gegend ſpült nach ſtarken Winden anſehnliche Stücken an's Ufer. Im ruſſiſchen Gouvernement Perm, bei Jekatharinenburg, wird Bernſtein in bedeutender Tiefe gefunden.

Kapitän Hanny erſtattet einen ſehr intereſſanten Bericht über die, reiche Ausbeute gewährenden Bernſteingruben im Thale Hu-kong in Hinterindien. Die Gruben liegen rings um einer Höhe, die ein Tempel Siva's krönt; der Boden beſteht aus gelbröthlichem Ton, der in den Lagen, welche den Bernſtein enthalten, friſch einen aromatiſchen Duft hat, welcher indeß bald verfliegt und nachher einem ſtarken Erdpechgeruch weicht. In vierzig Fuß Tiefe liegt der vorzüglichſte Bernſtein in regelloſen Hauſwerken.

Die älteſten Notizen über Bernſteingewinnung ſind vom Jahr 1535 und gewähren das auffallende Reſultat, daß die Menge des gewonnenen Bernſteins ſich ſtets gleich blieb; ſie beträgt im Durchſchnitt jährlich 150 Tonnen zu 2000 Pfd. Mehr oder weniger „günſtige“ Stürme, die das Harz an's Ufer treiben, größere oder geringere Veruntreuung beim Sammeln, machen allerdings einigen, jedoch nicht beträchtlichen Unterſchied. Der Ertrag der See übertrifft den aller Gräbereien beinahe um das Doppelte. Der Durchbruch der Weichſel bei Zoppoten hat eine Menge Bernſtein geliefert. Ein birnförmiges, dort gefundenes Stück von drei Pfund neun Loth wurde noch am Strand mit 160 Thaler bezahlt.

Der Bernſtein wird, nach Größe und Reinheit ſortirt, in den Handel gebracht; vom Undurchſichtigen wird milchweißer am höchſten geſchätzt; im Orient iſt der trübe, blaßgelbe am geſuchteſten. — Wegen der leichten Entzündlichkeit des Harzes wird es in maſſiven, gewölbten Magazinen, mit eiſernen Thüren, verwahrt.

Zu Königsberg, Danzig, Stolpe an der preußiſchen Küſte, in Catanea in Sizilien, auch in Konſtantinopel, wird viel Bernſtein verarbeitet. Er wird von den einfachen Bernſteindrechslern ohne große Kunſt zu Halskorallen und Spielmarken benutzt, vorzüglich werden für die Damen der Geſellſchaftsinſeln und die Negreſſen große, platte, barocke Corallen geſchliffen; doch fehlt es auch keineswegs an ſehr feingearbeiteten, wirklichen Kunſtgegenſtänden daraus, die zu enormen Preiſen, vorzüglich von Paris kommen. In ganz Aſien wird er zu Pfeifenſpitzen ſehr geſchätzt. Man ſieht Schmuckkäſtchen, Riechfläſchchen, Berlocken, Doſen, Roſenkränze und Kruzifixe, Schachfiguren und Damenbrettſteine u. ſ. w. von Bernſtein. Im Kaiſ. Schloſſe Zarskoje-Selo bei Petersburg iſt ein Saal von 30 Fuß Quadrat, vom Boden bis zur Decke mit Bernſtein bekleidet. Dieſer koloſſale Luxus ſoll ſich indeß weder prächtig, noch ſchön, ſondern wirklich düſter ausnehmen.

In der Medizin wird die Bernſteinſäure, im bürgerlichen Leben der Bernſteinfirniß angewandt. Kleine Stückchen dienen zum Räuchern, vorzüglich in China, wo ein Feſt nach der Menge des dabei verbrannten „gelben Ambers“ beurtheilt wird.

Dr. Schmidt.

Der Kirſchbaum.

(Taf. 48.)

Bekanntlich unterſcheidet man Süßkirſchen und Sauerkirſchen oder ſogenannte Weichſel, ein Unterſchied, der ſich nicht blos auf den Geſchmack der Früchte bezieht, ſondern auch in dem Verhalten und dem Wachsthum der Bäume ſelbſt ſich bemerklich macht und ſehr auffallend iſt.

*) Jettſum und Flottſam ſind alte Ausdrücke, die, nicht blos an deutſchen, ſondern auch engliſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen, ja afrikaniſchen Küſten, das vom Meer Ausgeworfene bezeichnen. Jettſum liegt auf dem Grunde und Flottſam ſchwimmt auf den Wogen.

Digitized by Google

Die Süßkirſchen ſind Sorten, welche aus der wilden ſüßen Kirſche, Cerasus avium D. C., Prunus avium L. entſtanden ſind, die drei beſtimmt verſchiedene Abarten hat, nämlich die ſogenannte Vogelkirſche (Pr. avium sylvestris), die Weichkirſche (Pr. avium Juliana, Guigne der Franzoſen) und die Knorpelkirſche (Pr. avium Duracina, Bigarreau der Franzoſen), welche auch in ihren mancherlei Spielarten leicht und genau unterſchieden werden können.

Ebenſo iſt die Stammart der Weichſelſorten eine konſtante botaniſche Species, die Cerasus caproniana D. C. oder Prunus Cerasus L., von welcher ebenfalls mehrere beſtimmt verſchiedene Abarten exiſtiren, deren Spielarten leicht zu erkennen ſind. Zu der ſogenannten Erdweichſel (Pr. Cerasus Chamaecerasus) gehört die Oſtheimer Weichſel; die ächten Sauerweichſeln (Griotte der Franzoſen) kommen von der Pr. Cerasus austera; die Amarellen oder Morellen (Gobet der Franzoſen), ſind Spielarten der Pr. Cerasus acida, und die Süßweichſeln (Cerise der Franzoſen) endlich gehören der Abart Pr. Cerasus Aproniana an.

Alle Süßkirſchen geben ſich ſchon durch den Wuchs und den ſonſtigen Habitus des Baumes als ſolche zu erkennen. Die Bäume werden 40 bis 50 Fuß hoch, gehen gerade in die Höhe; die Aeſte nehmen gewöhnlich zu mehreren wirtelartig rings um den Stamm ihren Urſprung und wachſen in aufſteigender Richtung; die Wurzeln treiben niemals Ausläufer; die Blätter ſind immer etwas runzlich und auf der Rückſeite leicht flaumhaarig; die Blattſtiele endlich ſind mit zwei Drüſen beſetzt.

Die Sauerkirſchen dagegen erreichen niemals eine ſolche Höhe; die Aeſte kommen zerſtreut überall am Stamme heraus und ſind hängend; die Wurzeln treiben Ausläufer; die Blätter ſind kahl und glänzend, faſt etwas lederartig, und die Blattſtiele haben keine Drüſen. Gewiß Merkmale genug, um die Sauerkirſchbäume ſogleich von den Süßkirſchen zu unterſcheiden.

Die Abarten dieſer ſo eben beſchriebenen Stammarten unſerer Kirſchenſorten ſind denn freilich meiſt nur an den Früchten von einander zu unterſcheiden; doch zeigen auch ſchon die Bäume ſelbſt ein ziemlich verſchiedenes Verhalten.

Die Vogelkirſchen ſind Bäume mit etwas abſtehenden Zweigen und kleinen faſt kugeligen Früchten; die Weichkirſchenbäume wachſen mit aufſteigenden Zweigen, und die Früchte haben ſchon etwas von der Herzform, doch nicht gerade auffallend, und ihr Fleiſch iſt weich zum Kauen; die Knorpelkirſchenbäume endlich erreichen die größte Höhe, ihre Zweige gehen ziemlich ſtraff in die Höhe, die Früchte ſind groß, deutlich herzförmig, und das Fleiſch iſt hart, ſo daß es faſt einen krachenden Ton gibt, wenn man die Kirſche ißt.

Die Erdweichſeln ſind unter den Sauerkirſchen die niedrigſten und wachſen eigentlich nur ſtrauchartig, dabei haben die Kirſchen eine purpurrothe Farbe und ſind gewaltig ſauer; die ächten Sauerweichſeln wachſen als Bäume, aber mit ziemlich abſtehenden Zweigen, die Früchte ſind ſchwarzroth und haben einen blutrothen Saft; die Amarellenbäume bleiben kleiner, die Zweige ſind ganz ruthenartig und hängen faſt abwärts, die Kirſchen ſind roth, kugelig, nur am Stiel etwas eingedrückt, der Saft iſt nicht gefärbt und der Stein hängt auffallend ſtark am Stiel an.

Die Süßweichſeln endlich ſtehen gleichſam in der Mitte zwiſchen den Süß- und Sauerkirſchen, ſowohl dem Geſchmack der Früchte nach, als auch im übrigen Verhalten; die Bäume haben den Charakter der Weichſelbäume, treiben aber keinen Ausläufer, die Früchte ſind meiſt groß, aber nicht herzförmig, ſondern haben die Amarellenform, ſind auch etwas kurzſtielig, ohne daß jedoch der Stein anhängt, und haben einen äußerſt angenehmen weinſäuerlichen Geſchmack; der Saft färbt nicht; die Farbe der Kirſchen iſt nach der Sorte verſchieden, hellroth oder dunkelbraun.

Die hier abgebildete Kirſche (Cerasus sativa mallfera, engliſche Kirſche) (ſiehe Taf. 48) gehört unter die Süßweichſeln, und iſt eine Sorte vom erſten Range mit einem feinen, angenehmen Geſchmack; die Frucht reift ſchon Anfangs Juli und erreicht eine anſehnliche Größe.

Wie ſo viele andere werthvolle Früchte, ſo verdanken wir auch die veredelten Kirſchen den Römern. Der Konſul Lucullus brachte ſie etliche und ſiebenzig Jahre vor Chriſtus im Triumph nach Rom aus dem Königreiche Pontus in Kleinaſien, nachdem er das durch ſeine Kirſchen berühmte Ceraſus (Ceraſunt, jetzt Ceraſonte) am ſchwarzen Meere zerſtört hatte. Daher auch der Name Cerasus, aus dem ohne Zweifel Kirſche entſtanden iſt, ſo gut als das engliſche Cherry oder das italieniſche Ciregia. Vierzig Jahre nach Chriſtus kamen edlere Kirſchenſorten aus Italien nach England und von dort, aber wahrſcheinlich viel ſpäter, nach Deutſchland. Während die Römer kaum acht Sorten kannten, beſitzen wir nun deren mehr als vierzig, und darunter viele ſehr werthvolle Spielarten.

Ueber den Gebrauch, welcher bei uns von den Kirſchen gemacht wird, viel zu ſagen, halte ich für unnöthig. Es iſt bekannt genug, daß man ſie nicht allein friſch vom Baum genießt oder gekocht auf den Tiſch bringt, ſondern daß die Kirſchen auch mit Zucker eingemacht und ſehr häufig gedörrt werden; und wer ſollte das Kirſchwaſſer nicht kennen? Die rothe und die ſchwarze Vogelkirſche ſind unſtreitig die beſten Sorten zum Brennen des Kirſchwaſſers, das namentlich im Schwarzwalde von vorzüglicher Güte gewonnen wird und einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht. Das Kirſchbaumholz iſt ebenfalls von Schreinern und Drechslern zu Meubles u. dgl. ſehr geſucht, und insbeſondere das Holz von der ſogenannten Mahalebkirſche (Prunus Mahaleb), welches wohlriechend iſt und eine ſchöne Politur annimmt; es iſt unter dem Namen Sct. Lucien- oder auch Sct. Georgenholz in manchen Gegenden bekannt. Die ſogenannten ächten

Digitized by Google

ungariſchen Weichſelröhre zu Tabackspfeifen kommen auch von der Mahalebkirſche; dergleichen von Weichſeln riechen bei weitem nicht ſo angenehm, und ſind deßhalb auch nicht ſo ſehr geſucht.

Der Kirſchbaum gedeiht faſt in jedem Boden, wenn ſolcher nur nicht naß iſt. Weichſeln begnügen ſich mit einem ziemlich mageren Grund und kommen faſt noch im reinen Sandboden fort, während Süßkirſchen doch etwas empfindlicher ſind und wenigſtens ſandigen Lehm haben wollen. Aber auch im ſtrengſten Lehmboden gedeihen dieſe, wenn er nur die Feuchtigkeit nicht zu lange anhält. Ferner kommen die Kirſchbäume auf hochgelegenen Triſten, an ſteilen Abhängen u. dgl. m. ſehr gut fort, beſſer, als in tiefen Thälern; denn eine eingeſchloſſene Lage lieben ſie nicht. Wohl noch manche hochgelegene kahle Fläche ließe ſich zu einem ordentlichen Ertrage bringen, wenn ſie mit Kirſchbäumen beſetzt würde; denn ſie trotzen den Winden, und z. B. die frühe Maikirſche, die frühe Herzogenkirſche, die engliſche Süßweichſel, die frühe ſchwarze Herzkirſche und die ſpaniſche Frühweichſel ſind Bäume, die noch in Lagen fortkommen, welche ſehr rauh ſind und von Manchem für ganz untauglich zur Kultur von Obſtbäumen gehalten werden. Thieriſchen Dünger ertragen alle Arten von Kirſchbäumen nicht gut; derſelbe gibt leicht Veranlaſſung zum Herzfluß und Brand. Dagegen lieben ſie eine Miſchung von Sand und namentlich von Kalkmergel gar ſehr, insbeſondere die Weichſeln, und nicht minder von gut verrotteter alter Lauberde.

Schon der Höhe wegen, welche viele Kirſchbäume erreichen, werden ſie mit Vortheil nur an den Gränzen der Baumgüter gepflanzt und nicht untermiſcht mit anderen Obſtbäumen, welche unter ihrem Schatten nicht gut gedeihen. Auch thut es ſelten gut, wenn hohe und niedrige Kirſchbäume unter einander gepflanzt werden, es wäre denn, daß ſolches auf weite Entfernungen geſchieht; und namentlich gilt dieſe Bemerkung für junge Kirſchbäume in den Baumſchulen, wo die Zwergformen leicht abſtehen, wenn ſie untermiſcht mit Hochſtämmen erzogen werden. Man muß deßhalb die Wildlinge beim Auspflanzen in die Baumſchule ſorgfältig ausleſen, und nur geſunde, kräftig wachſende Exemplare, welche vorausſichtlich gute Hochſtämme abgeben werden, zuſammenpflanzen, und eben ſo wieder die für Zwergformen beſtimmten Unterlagen.

Es können nämlich auch mehrere Kirſchſorten, gleichwie Aepfel, Birnen, Pfirſiche und andere Obſtarten, gezwungen werden, nur in Zwergform als Pyramiden, oder Büſche, oder Spaliere zu wachſen, wenn ſie auf Unterlagen veredelt werden, welche nicht ſtark in's Holz treiben; ſo namentlich die Oſtheimer und die wilde Erdweichſel, die Amarellen, die Pomeranzenweichſel, Herzogenkirſche, die wahre engliſche Kirſche, die holländiſche Weichſel und die ſchwarze Herzkirſche.

Im Allgemeinen gilt, daß, um Kirſchen in Zwergform mit Vortheil zu erziehen, bei der Veredlung das Pfropfen dem Okuliren der jungen Stämmchen vorzuziehen iſt, und daß für die Sauerkirſchſorten die Oſtheimer Weichſel oder die kleine Amarelle, für Süßkirſchen nur Kernwildlinge von der Mahalebkirſche gewählt werden ſollen.

Zu Hochſtämmen für Süßkirſchen erziehe man ſich die Kernwildlinge aus Samen von der gewöhnlichen ſchwarzen Wald- oder Vogelkirſche, welche bei weitem die beſten Unterlagen dafür abgibt; für Sauerkirſchen aber ſind Kernwildlinge von der Mahalebkirſche zu nehmen. Denn ſo groß iſt der Unterſchied zwiſchen Süß- und Sauerkirſchen, daß ſie auf einander gegenſeitig veredelt im günſtigſten Falle nur Bäume von ganz kurzer Dauer geben, häufig aber gar nicht anwachſen wollen, obgleich ſie doch beide in der Frucht ziemlich übereinkommen und augenſcheinlich einer und derſelben Gattung angehören. Dagegen bildet für beide Kirſchenarten die Mahalebkirſche eine ganz gute Unterlage, ſo zwar, daß namentlich in ſandigem und mergelhaltigem Grunde beide Arten, auf die Mahalebkirſche veredelt, beſſer gedeihen, als auf Wildlingen ihrer eigenen Art.

Man erzieht die Kernwildlinge ſowohl von der Mahaleb- als auch von der ſchwarzen Vogelkirſche am leichteſten, wenn die Früchte gleich nach der Reife mit dem Fleiſch ausgeſäet und nur ſeicht bedeckt, aber ziemlich feſt eingetreten werden. Im Herbſte müſſen alsdann ſolche Samenbeete eine leichte Laub- oder Moosdecke erhalten, unter welcher ſchon im nächſten Frühjahr eine Menge junger Kirſchbäumchen hervorkeimen werden, während, wenn man die Kerne bis zum Herbſte oder gar bis zum Frühjahr trocken aufbewahrt, dieſelben oft im zweiten oder gar im dritten Jahre erſt aufgehen. Haben die Sämlinge die Höhe von 1 — 2 Fuß erreicht, ſo können ſie zum Zweck der Veredlung reihenweiſe in die Baumſchule verſetzt werden, auf je zwei Fuß Entfernung, und wenn ſolches im Herbſte geſchieht, ſo ſind wohl die meiſten davon im zweiten Sommer zum Okuliren ſtark genug.

Junge Stämmchen nämlich und namentlich ſolche, welche Hochſtämme abgeben ſollen, werden am beſten okulirt, nicht gepfropft, und zwar macht man ſie am liebſten auf Stammhöhe. Um auf gutes Anſchlagen der Augen rechnen zu können, iſt es nöthig, die zu okulirenden Stämmchen im Frühjahr auf die gewünſchte Höhe einzukürzen, um dort den Austrieb von jungen Schoſſen zu veranlaſſen, in welche alsdann im Sommer okulirt werden muß; denn in älterer Rinde ſchlagen die Augen nicht ſonderlich gerne an. Man warte ferner mit dem Okuliren nicht allzulange, ſondern nehme es früh vor, mit der Zeitigung der mittelfrühen Sorten.

Aeltere Bäume dagegen werden ſicherer gepfropft, und zwar ſowohl in den Spalt als in die Rinde. Man pfropfe, wenn die Bäume anfangen zu treiben, nicht früher; wohl aber müſſen die Pfropfreiſer ſchon im Februar ausgeſucht und geſchnitten, und alsdann an einem ſchattigen Ort in der Erde aufbewahrt werden, bis die Zeit zur Vornahme der Opera-

Digitized by Google

tion herangekommen iſt. Süßkirſchen namentlich laſſen ſich gar leicht abwerfen und umpfropfen, wenn ſie auch ſchon ziemlich alte Bäume ſind, und zwar gehen die frühe Maikirſche und die große rothe und die ſchwarze Herzkirſche beſonders leicht.

Auch treiben laſſen ſich einige der Kirſchenſorten mit gutem Erfolge, ſehr früh jedoch nur die kurzſtielige doppelte Maikirſche (doppelte Natte nach Chriſt) und für ſpätere Ernten die Pfälzer Maikirſche (frühe Maikirſche, eine Süßweichſel) und die Prager Muscatellerkirſche, ebenfalls eine Süßweichſel. Daher fordert die Kirſchtreiberei die Einrichtung eines förmlichen Treibhauſes und viele praktiſche Erfahrung neben großem Fleiß und unausgeſetzter Aufmerkſamkeit, was ſich nicht aus Büchern lernen läßt, weßhalb ich auch Nichts weiter darüber hier bemerken will.

Zum Schluſſe noch eine kleine Auswahl von empfehlenswerthen Kirſchſorten zu beſtimmten Zwecken.

Zur Gewinnung von Kirſchbranntwein (Kirſchwaſſer, Kirſchengeiſt) iſt die rothe wilde Vogel- oder Waldkirſche (Merise der Franzoſen) die allerbeſte, wie ſchon weiter oben bemerkt worden, und dann die ſchwarze wilde Vogelkirſche.

Zum Kochen und zu Backwerk eignen ſich von Süßkirſchen vor allen die große ſchwarze Waldkirſche, ſogenannte Gaiberger, und dann von Süßweichſeln die frühe Maikirſche und die Prager Muscateller.

Zum Einmachen iſt wiederum die große ſchwarze Maikirſche die vorzüglichſte, dann aber auch mehrere Sauerkirſchen, ſo namentlich die Oſtheimer und die frühe Maiweichſel, die doppelte Natte und die holländiſche Weichſel.

Zum Dörren ſind auch Sauerkirſchen mehr zu empfehlen, als Süßkirſchenſorten, ſo namentlich die Oſtheimer und die holländiſche Weichſel.

Zum Rohgenuß endlich ſind von Süßkirſchen die große ſchwarze Maikirſche, die Frühkirſche eben ihrer frühen Reife wegen, und die große ſchwarze Süßkirſche und dann die rothe und die ſchwarze Herzkirſche unſtreitig die beſten Sorten. Von der Mehrheit aber werden wohl immer Sauerkirſchen und namentlich Süßweichſeln vorgezogen, des pikanteren Geſchmackes wegen, ſo namentlich die frühe Weinweichſel, die doppelte Natte, die holländiſche Weichſel, die große Amarelle und dann unter den Süßweichſeln die frühe Maikirſche, die Montmorency, die ächte engliſche, die ächte ſpaniſche und die Prager Muscatellerkirſche.

Noch habe ich zu bemerken, daß die Kirſchen in die Familie der mandelartigen Pflanzen (Amygdaleen nach Juſſieu) und nach dem Sexualſyſtem von Linné in die erſte Ordnung der zwölften Klaſſe (Icosandria Monogynia) gehören. Sie bilden zugleich mit Zwetſchen, Pflaumen und Aprikoſen die Gattung Prunus L., in welcher ſie die Untergattung Cerasus T. einnehmen, während die Zwetſchen, Pflaumen und Mirabellen zur Untergattung Prunus T. und die Aprikoſen zur Untergattung Armeniaca Reichb. gehören. Die Pfirſiche aber ſind Mandelarten und bilden mit den ächten Mandeln eine eigene Gattung, welche den Namen Amygdalus L. hat.

Die Mahalebkirſche (Prunus Mahaleb L.), auch Steinkirſche genannt, welche die beſten und dauerhafteſten Unterlagen zur Veredlung der Kirſchenſorten abgibt, kommt da und dort ſchon im mittleren, häufiger aber im ſüdlichen Deutſchland an Felſen und ſonnigen Kalkhügeln wild vor als ein vieläſtiger 3—6 Fuß hoher Strauch mit kleinen eiförmigen Blättern, und kleinen weißen wohlriechenden Blumen, welche kugelige, ſchwarze, kleine, ungenießbare Steinfrüchte hinterlaſſen. In den Baumſchulen werden die Mahalebkirſchen ſogleich nach der Reife reihenweiſe auf Beete ausgeſäet, wo ſie wie andere Saatkirſchen behandelt werden und im nächſten Frühjahr zahlreich aufgehen. Wäre es auch nicht, um gute Kernwildlinge zu erzielen, ſo machen ſchon die leicht verkäuflichen zwei- und dreijährigen Sämlinge zu Weichſelpfeifenröhren, die, wenn ſie drei bis vier Fuß Länge haben und ſchlank und gerade gewachſen ſind, mit einem Gulden und mehr bezahlt werden, ihre Kultur ſehr empfehlenswerth. Auch von alten Stöcken laſſen ſich ſchöne Pfeifenröhre gewinnen, wenn man dieſelben im Frühjahr ſtark abköpft, worauf ſie ſehr kräftige Triebe machen, an welchen alsdann alle Seitentriebe, ſo wie ſie erſcheinen, vorſichtig abgedrückt werden müſſen, damit die Wunden ſchön vernarben. Im Herbſte, noch ehe die Blätter fallen, müſſen die Lohden geſchnitten und in Bündel feſt zuſammengebunden werden, bis ſie trocken ſind, damit ſie ſich nicht krumm ziehen. Sct. Lucienholz heißt das Mahalebholz nach dem franzöſiſchen Städtchen St. Lucie bei Commercy, wo daſſelbe in großer Menge verarbeitet wird. Der Name Mahaleb kommt aus dem Arabiſchen, und bezeichnet das Biegſame dieſes Holzes, weil es über gelindem Kohlenfeuer leicht in jeder Richtung gebogen werden kann.

Ed. Schmidlin.

Geſchichte des Brodes.

Es iſt nicht ſelten der Fall, daß man von denjenigen Künſten, welche die gemeinſten und nothwendigſten ſind, gerade die wenigſten Kenntniſſe hat, weil man ſie ſchon in einem Lebensalter zu ſehen und zu benützen pflegt, in welchem es größtentheils an Einſicht und Ueberlegung gebricht. Frühzeitig gewöhnt, derartiges zu ſehen und zu gebrauchen, wird der Menſch hiergegen gewiſſermaßen unempfindlich, ja ſelbſt gleichgültig, wozu auch noch der Umſtand kommt, daß angenehme Gegenſtände faſt immer den nützlichen vorgezogen werden, oder doch die Aufmerkſamkeit von letztern dadurch abgelenkt wird. Wenn gleich die Kunſt des Brodbackens die Aufmerkſamkeit nicht ſonderlich in Anſpruch nimmt, ſo iſt ſie doch für die Menſchheit nicht minder wichtig, weil durch ſie ihr größter Theil eines

Digitized by Google

der vornehmſten, ja unentbehrlichſten Nahrungsmittel erhält. Das „liebe Brod“ ſagt man ſprichwörtlich, und in der That, es verdient auch dieſes Prädikat, denn zu allen Zeiten erachteten die Menſchen den Beſitz deſſelben für ein vorzügliches Glück und ſeinen Mangel für das empfindlichſte Unglück. Ihre größte Dankbarkeit wurde noch immer dem zu Theil, der ſie zur Zeit der Noth damit verſieht, und in den früheſten Zeiten, als lorbeerbekränzte Feldherrn hinter dem Pfluge gingen, war Brod das Hauptmittel, ſich die Gunſt des gemeinen Volkes zu erhalten, ſo wie ſie den übrigen Theil der Bürger durch Schauſpiele zu gewinnen ſuchten. — Panem et Circenses —, ein alter klaſſiſcher Spruch.

Bei feierlichen religiöſen Ceremonien ſpielte zu allen Zeiten das Brod eine Hauptrolle; man opferte dem höchſten Weſen vom feinſten Mehl, und beim Vollzuge ehelicher Verbindungen mußten beide Theile feierlich Brod mit einander eſſen, und den Bräuten trug man an ihrem Verlobungstag einen Kuchen von Brod vor. Unſtreitig liefert das Pflanzenreich die natürlichſten Nahrungsmittel, welche, um ſo mehlhaltiger ſie ſind, auch allen andern vorgezogen werden. Daher bilden ſie auch den Hauptgegenſtand des Ackerbaues. Es gibt keine Speiſe, deren man ſich ſo häufig bedient, ohne daß ſie Ueberdruß erzeugt, als Brod, was wohl ſeinen Grund darin haben dürfte, weil es unter allen Nahrungsſtoffen der natürlichſte iſt und ſich gleich gut für alle Temperamente eignet. Ekel an Brod zeigt bekanntlich einen krankhaften Zuſtand an, während das Verlangen darnach immer für ein gutes Anzeichen gehalten wird. Woraus das Brod beſteht, iſt allbekannt, ſowie ſeine Vereinigung mit Waſſer und Luft mittelſt des Feuers zu einem trockenen Körper. Aber wenn dieſe Kunſt gleich als höchſt einfach betrachtet wird, ſo erfordert ſie doch, wenn gutes Brod werden ſoll, mancherlei Kenntniſſe und Einſichten. Man verſtand daher nicht zu allen Zeiten, gutes Brod zu backen, und ſelbſt heut zu Tage, bei dem hohen Aufſchwunge bürgerlicher Gewerbe, verſteht man es noch nicht überall. So wie die Entdeckung des Urſprunges und der Urſache ſo vieles jetzt Vorhandenen höchſt ſchwer fällt, ſo kann auch der Zeitpunkt, in welchem man zuerſt angefangen hat, ſich des Brods zu bedienen, unmöglich angegeben werden. Ueber dreitauſend Jahre hinaus bewegen wir uns im Reiche der Fabeln, und blos über zweitauſend Jahre wiſſen wir nichts mit Gewißheit. So lange kein bürgerliches Zuſammenleben des Menſchen ſtattfand und er noch umherzog in den Gefilden, Bergen und Wäldern, war der Gebrauch der Kornfrüchte kein anderer, als daß man ſie ohne alle Zubereitung, roh wie Eicheln, Nüſſe, Kaſtanien genoß. Später wurden die unreifen Kornähren am Feuer geröſtet und ſo verzehrt, eine Sitte, auf welche man noch heut zu Tage bisweilen in der Türkei ſtößt. In der Folge nahm man reifes, in Waſſer erweichtes Korn und verzehrte dies ohne vorhergegangene Kochung. Bald nahm man ſtatt des Waſſers Milch, worin man das Korn kochte. Nach dieſem verfertigte man hieraus einen Teig und kam endlich darauf, Brod zu backen. Anfänglich kochten die Römer das Korn blos weich und verzehrten es, ſowie man noch heute die Gerſtengraupe und den Reis ißt. Nachher brannten ſie auf ähnliche Weiſe, wie in Aſien, die Körner. Dieſe Art und Weiſe der Zubereitung des Kornes vor dem Kochen wurde für Erhaltung und Güte des Kornes als höchſt weſentlich betrachtet, war allgemein eingeführt, woher denn auch das Feſt der Kornröſtung rührt, welches unter Numa jeden Februar ſehr ſolenn begangen wurde.

Dieſe Zubereitungsweiſe des geröſteten Kornes machte bald einer andern Raum, nach welcher daſſelbe in Mörſern geſtampft und Mehl und Gries daraus bereitet wurde, welche man entweder mit Waſſer oder mit Milch zu einem weichen Brei kochte. Dieſes Gericht war namentlich in Roms älteſten Zeiten ſehr beliebt, woher denn auch die Römer irrigerweiſe Breieſſer genannt zu werden pflegten. Der Genuß des Mehles als Nahrungsmittel in anderer, als breiartiger Geſtalt kam in Rom erſt 400 Jahre vor Chriſtus auf. Man bereitete Teig, formirte Kuchen und endlich Brod, ſo viel als jedesmal zu einer Mahlzeit erforderlich war; ein Geſchäft, welches den Frauen oblag. Aber lange nachher noch blieb Mehlbrei eine beliebte Speiſe des römiſchen Volkes. Zu Ende des 6ten Jahrhunderts nach der Erbauung Roms gab es erſt daſelbſt gut gebackenes Brod, indem griechiſche Bäcker, die man kommen ließ, daſſelbe buken. Aus dieſem erſieht man, daß die Griechen lange vorher Brod backen konnten, auch war das athenienſiſche Brod ſehr renommirt, Athen ſelbſt hatte aber damals ſchon bereits 14 Jahrhunderte geſtanden. Nachdem die Römer von den unter ihre Herrſchaft gebrachten Völkern einmal erlernt hatten, Brod zu backen, ſo kultivirten ſie dieſe Kunſt, was endlich auch die Stiftung einer Bäckerzunft in Rom zur Folge hatte. Bald darauf, unter Auguſtus Glanzperiode, zählte Rom an 300 Bäcker, die zugleich auch Mühlen im Beſitz hatten, und nicht viel ſpäter konnte Roms Brod dem von Athen an die Seite geſetzt werden. Auf dieſe Weiſe kam die Bäckerzunft mit andern nützlichen Künſten ſowohl, als mit jenen, welche der Luxus hervorrief, aus Afrika durch Aegypten nach Aſien, und aus Aſien durch Griechenland nach Europa. Nur ſtufenweiſe ging es in allen Ländern, bevor man dahin kam, anſtatt roher unzubereiteter Körner geſäuertes und gebackenes Brod zu eſſen. In Deutſchland wie in Griechenland, Aegypten und den übrigen Ländern nahm man Anfangs mit den Körnern, bevor man ſie aß, nichts anders vor, als daß man ſie aus ihrer Schale nahm, ſo wie dieß bei Eicheln, Mandeln, Kaſtanien und Nüſſen geſchieht; oder man reinigte die Körner von ihrer Haut, wie dies noch bei der Gerſte geſchieht, wenn Graupe fabrizirt wird. Nachher ſchlug man die Körner klein und bildete Gries, dann zerrieb man ſie in Mörſern noch kleiner, wodurch man eine Art Staub, Mehl, gewann. Aelter

Digitized by Google

als die Bäckerkunſt iſt die Müllerei, wenn man gleich anſänglich, da man Getreide als Nahrungsmittel genoß, nicht verſtand, daſſelbe zu mahlen. Denn anfänglich aß man die Körner ganz, verzehrte ſie aber doch lange vorher als Grütze und Mehl, bevor man die Kunſt, Brod daraus zu backen, inne hatte. Allmählig wurde die Methode, die Körner in Mehl zu verwandeln, verbeſſert. Aus einem Vers Homers geht hervor, daß die Körner des Getreides mittelſt einer Rolle auf großen, platt und eben gehauenen Steinen zerrieben wurden und ſie alſo nicht ſowohl in Mörſern durch Stampfen zerkleinerte. Von dieſer Methode kam man darauf, die Körner zwiſchen zwei Mühlſteinen zu zerreiben, indem man den obern auf dem untern raſch umdrehte. Was nunmehr der obere Mühlſtein iſt, das war in älteſter Zeit Holz, welches man mit Nägeln mit ſtarken dicken Köpfen beſchlug. Nachher verfertigte man Beides von Stein, und der Durchmeſſer eines jeden derartigen Mühlſteins betrug etwa 1—1½ Schuh. Mit der Verbeſſerung des Müllerhandwerkes wurden auch allmählig größere Mahlſteine genommen, bis ſie endlich ihre jetzige Größe erreichten. Dabei mußte auch auf die bewegende Kraft Bedacht genommen werden. Anfänglich geſchah dieß durch Thiere, man bediente ſich der Pferde, Ochſen, Eſel. Bald nachher benützte man die Kraft des fließenden Waſſers zu genanntem Zweck, vergrößerte in Folge deſſen auch die Mühlſteine, und am Ende benützte man auch den Wind. Durch alle dieſe Mittel erhielt man das Mehl viel leichter und beſſer, als früher, und die Zubereitungsarten des Mehles, welches nun zugleich auch gemeiner wurde zur Speiſe, wurden immer mannigfaltiger. Man ließ es nun nicht mehr dabei bewenden, daß man das Mehl mit Waſſer anmachte und entweder als Brei kochte oder zwiſchen eiſernen Platten buck, ſondern man verfertigte auch verſchiedenartigen Teig, dem man bald Salz, bald Butter beimengte, und der theils auf dem Roſt, theils in Gefäßen oder in tiegelartigem Geräth gebacken wurde. So endlich wurden die Mehlſpeiſen die verbreiteſte und allgemeinſte Nahrung, deren Zubereitungsart immer angenehmer und mannigfacher wurde. Die Reichen beſonders genoßen vielerlei Arten von Backwerk, der unbemittelte gemeine Mann aber lebte größtentheils von Mehlbrei, Gerſtengraupe, Grütze oder von einem aus Mehl und Waſſer beſtehenden Teig, der wie bei den Reichen im Backofen fertig gemacht wurde. Dieſer ſo zubereitete Teig war ungeſäuertes Brod, durch welches die Menſchen nach und nach auf die eigentliche Methode, Brod zu backen, geriethen. Die Kunſt, den Mehlteig zu ſäuern und ihn gähren zu laſſen, iſt wahrſcheinlich ganz zufällig von ältern Chemikern gefunden worden. Es wurde dadurch die Klebrigkeit des Teiges zerſtört, ſein Geſchmack erhöht, und dadurch bewirkt, daß man ein lockeres, wohlſchmeckendes und leicht verdauliches Brod backen konnte, und es darf angenommen werden, daß man eigentlich jetzt erſt anfing Brod zu backen, nachdem dieſe Erfindung gemacht worden war.

Nach dem Mehle oder dem Stoffe nun, aus dem jetzt Brod bereitet wird, gibt es Weizen-, Roggen-, Gerſten-, Hafer-, Reis-, Kartoffel-, Bohnenmehl-, Mais-, Hirſe-, Moos-, Caſſava-, Brodbaumbrod; nach ſeiner Farbe: weißes, halbweißes und ſchwarzes; nach ſeiner Bereitung: Bäcker-, Bauern-, Franz-, geſäuertes und ungeſäuertes Brod; nach ſeinem Gebrauche: Herrn-, Geſinde-, Commiß-, Hunde-, Pferde-, Kaffeebrod; nach der Backmethode: ein- oder zweimal gebackenes Brod. Die Arten und guten Eigenſchaften des Getreides, ſowie andere Brodſtoffe bedingen die Güte des Brodes. Das angenehmſte, nährendſte, ſchön weiße, lockerkrumige, wohlſchmeckendſte Brod liefert der Weizen, vorzüglich Winterweizen, von dem der engliſche und polniſche der beſte iſt. Man nimmt an, daß guter Weizen oder Weißbrod wenigſtens 80 wirklichen Nahrungsſtoff enthält. Das Roggenbrod iſt weniger nährend und erfordert auch ſtarke Verdauungskräfte. Sein Geſchmack iſt kräftig, angenehm und es entſpricht daher Leuten, welche ſchwer arbeiten, am beſten, wenn es gehörig ausgebacken iſt. Sonſt hat man noch Gerſtenbrod, Haferbrod, Bohnenmehlbrod, Kartoffelbrod. Das Brod der Araber (Dhurra) beſteht aus ägyptiſcher Hirſe und wird in der Form dicker Kuchen gebacken. Sein Geſchmack iſt ſäuerlich, es iſt leicht zu verdauen, verliert aber, wenn es zwei Tage alt iſt, ſeinen Wohlgeſchmack. Das in Italien häufige Maisbrod iſt kräftig und von Wohlgeſchmack, ebenſo das Moos- oder Flechtenbrod, welches aus dem Mehle der gereinigten, zerſchnittenen und gemahlenen Flechten Islands und des Nordens von Deutſchland bereitet wird, und dem man gewöhnlich noch einen kleinen Zuſatz von Getreidemehl gibt. Braſilien beſitzt in dem Satzmehle der Mandiocawurzel einen ganz vorzüglichen Brodſtoff, aus dem ſeine Einwohner ein Brod bereiten, das an Wohlgeſchmack unſerm Weizenbrod ähnlich iſt, ſehr gut nährt, jedoch für den Ausländer anfänglich ſchwer zu verdauen ſein ſoll. Bekannt endlich iſt das Brod der Indianer, welches der Brodbaum liefert und welches bisweilen noch einen Zuſatz von Getreidemehl erhält.

Die Käſemilbe.

Durch das Mikroſkop iſt dem Auge des Menſchen eine Welt voll Wunder enthüllt worden, und der denkende Menſch erhielt durch daſſelbe ein Mittel mehr zur Bewunderung der Größe und Allmacht des Schöpfers. Durch das Mikroſkop lernt der Menſch einſehen, daß dieſe Allmacht an keinen Raum gebunden iſt, daß ein dem Auge unſichtbarer Punkt, ein mit mannigfaltigen Geſchöpfen erfüllter Raum ſei, Meiſterſtücke der Gottheit, von welchen wir kaum mehr wiſſen, als daß ſie exiſtiren. Der gegenwärtige kleine Aufſatz iſt der Betrachtung einer Milbenart gewidmet, die, weil ſie vorzüglich in Käſe gefunden wird, den Namen Käſemilbe führt, Acarus Tiro der Naturforſcher. Dem unbewaffneten Auge erſcheint die Käſe-

Digitized by Google

milbe als ein kleiner beweglicher Punkt, wie ein Dunſtbläschen. Nimmt man jedoch ein Vergrößerungsglas zur Hand, ſo gewahrt man bald ein Geſchöpf mit acht Füßen, mit Lippen und Taſtern und glockenförmig am Fußende angebrachten Klunkern. Der oben und unten mit einem harten Schilde bedeckte Körper iſt mit vielen ſteifen und weißen Haaren beſetzt, was dem Thier ein abenteuerliches Ausſehen verleiht. Albin Gras, der ſich insbeſondere auch mit der Beobachtung der Krätzmilbe beſchäftigte, hatte einſt eine Käſemilbe in ein Vergrößerungsglas eingeſchloſſen, in welchem dieſe ohne alle Nahrung an ſieben Monate fortlebte. Sie war während dieſer Zeit in beſtändiger Bewegung, und ſetzte man ſie der Sonne aus, ſo vermehrte ſich dieſelbe auf das unermeßlichſte. Endlich ging ſie ein, und aus ihrer kleinen Leiche war wieder ein neues belebtes Weſen entſtanden. Am erſten Tage ihres Hinſcheidens ging ihre weiße Farbe in die rothe über, das kleine Gerippe trocknete ein, wie der Balg einer Seidenraupe, und nach zwölf Tagen war daraus eine Fliege von der frühern Größe der Milbe geworden, die jedoch nur zehn Tage lebte. Außer im Käſe wird dieſe Milbenart aber auch in trockenem Brod, Obſt, und auch anderswo gefunden. Will man zu Hauſe für ſich Beobachtungen und Unterſuchungen an den Milben anſtellen, ſo ſammle man zuerſt im Freien Moos, Rinden, abgefallene Blätter, und breite dieſe nachher auf reines weißes Papier aus. Die gefangenen Thierchen bringt man in kleine verſchließbare Glasröhrchen. Will man ſie aufbewahren, ſo iſt es gut, ſie mittelſt Gummilöſung auf Glasblättchen aufzukleben. Die Gruppe der Milben iſt ſehr zahlreich und umfaßt mehrere hundert Arten, deren genaueres Bekanntſein größtentheils den Forſchungen der Neuzeit zu verdanken iſt. Sie haben nie einen gegliederten oder geſtielten Körper, ſondern dieſer iſt in eine Maſſe verſchmolzen; die Freßwerkzeuge werden von einer löffelartigen, ſcheidigen Unterlippe eingeſchloſſen, und nur die Maxillentaſter ſind frei. Sie haben fünf Glieder, an denen bis jetzt ſiebenerlei Geſtalten wahrgenommen wurden. Die Füße der Milben beſtehen im Allgemeinen aus ſieben Gliedern, und werden in Stelzfüße, Schreitfüße, Ruderfüße, Lauffüße, Webefüße und Klunkerfüße abgetheilt.

Walchner.

Die Squatter.

(Schluß von Seite 352.)

Und hatten die Spanier ſich auf beiden Seiten des Waldrandes getheilt, und ſchoſſen herüber, und achteten wir nicht viel darauf — gaben uns aber auf einmal ein lautes Hurrah.

Hatten verdammtes Werg zu ihren Ladungen genommen, und einer ihrer Schüſſe gezündet — merkten es nicht ſogleich, aber begann zu kniſtern und zu praſſeln im Dache, in den Schwarzkiefer-Schindeln.

Und wie die Spanier das ſehen, geben ſie ein dreimaliges Hurrah, und dann hielten ſie ſich abermals ſtill.

Und wir ſchauen hinauf auf das Dach, konnten bereits das Flämmchen ſehen, das immer leckender den Dachſtuhl zu ergreifen drohte, und die Spanier hörten wir wieder mehr und mehr jubeln, und ſagt Aſa: dem Dinge muß ein Ende gemacht werden, ſonſt braten wir hier wie Hirſchkeule zuſammen; muß Einer hinauf in den Kamin — mit einem Kübel Waſſer — will ſelbſt hinauf.

Will hinauf, Aſa, ſagt Righteous.

Bleibe du hier, Einer gilt, wie der Andere. Will hinauf und das Feuer löſchen, ſagt Aſa.

Das Blockhaus war damals voll von uns und unſerer Rumpelkammer, und nahm Aſa einen Tiſch, und ſtellte darauf einen Stuhl, und Rachel reicht ihm den Kübel mit Waſſer, und er zieht ſich an den Haken, die wir in den Kamin eingeſchlagen, und darauf unſere Hirſchſchinken gehängt, hinauf, und zieht dann den Kübel nach. Und wurden Euch die Spanier immer toller, und ihr Geſchrei immer ärger, war hohe Zeit, dem Feuer Einhalt zu thun. Und hatte Aſa nun den Kübel hinaufgezogen, und ſchüttet den Kübel Waſſers aus, und Righteous ſagt: mehr links, Aſa, mehr links frißt die Flamme am ſtärkſten.

Das iſt ein verdammtes Links, ſagt Aſa, kann es nicht ſehen, reicht mir aber noch einen Kübel mit Waſſer.

Und wir reichen ihm den zweiten Kübel mit Waſſer, und Aſa ſtreckt den Kopf hinaus aus dem Kamin, nur um zu ſchauen, wo das Feuer eigentlich lecke, und dann ſchüttet er das Waſſer darüber hin, aber in dem Augenblicke knallen wohl ein Dutzend Schüſſe, — hatten ihn geſehen, die Spanier.

Halt! ruft Aſa mit ganz veränderter Stimme, halt! ich habe es. Laßt ſie ſchreien und ſpringen, die Teufel.

Und in demſelben Augenblicke kommen Schinken und Hirſchziemer herab aus dem Kamin, und ein Gepolter und gleich darauf Aſa, ganz blutig.

Um Gottes willen, Mann, du biſt erſchoſſen!

Stille, Weib! ſtille ſag' ich dir, ſagt Aſa. Habe genug für alle Tage meines Lebens, die kurz genug ſein werden, aber wehrt Euch, Jungens, und ſchießt ja nicht zwei auf Einen, verſchwendet keine Kugel, werdet ſie brauchen. Verſprecht mir das.

Aſa, liebſter Aſa, du todt! Dann mag ich nicht mehr leben, ich will dir folgen! ſchreit Rachel.

Stille, thörichtes Weib, vergißt, daß ein kleiner Aſa zurückbleibt. Stille, ſag' ich dir, hört die Spanier, wehrt Euch, und ſchützt mein Weib und Kind, und Nathan ſei an Vaterſtelle, verſprich mir das.

Hatten aber keinen Augenblick mehr Zeit, dem ſterbenden Aſa zu verſprechen, oder die Hand zu drucken, denn die Spanier, die errathen haben mußten, was vorgegangen, waren wie wüthende Kobolde auf unſere Palliſaden losgeſprungen.

Wohl ein zwanzig kamen von jener, ein dreißig und drüber von der andern Seite.

Und ruhig! ſchrei' ich, ruhig! du Righteous, her zu mir, und Rachel, jetzt kannſt du zeigen, daß du Aſa's Weib biſt, du ladeſt Aſa's Rifle, ſo wie ich abgeſchoſſen.

Gott, o mein Gott, o mein Aſa! ſchreit Rachel — o mein Aſa, den die Höllenhunde verrätheriſch erſchoſſen!

Und ſie hing an ihres Mannes Leichnam und war nicht wegzubringen, und war ich ſchier böſe darüber, aber die Feinde gaben mir keine Zeit zum Böſeſein.

Es kam ein Trupp, von einem der beiden Acadier angeführt, mit Flinten und Aexten auf meiner Seite herauf und heran. Ich ſchoß ihn nieder, grade, wie er oben war, aber ein anderer Acadier, der ſechste und vorletzte, ſpringt an ſeine Stelle.

Rachel, jetzt das Gewehr! Mein Gott, Rachel, die Rifle, um Gottes willen die Rifle, eine Kugel mag ſo viel werth ſein, als das Blockhaus und unſer Leben! ſchrie ich. War aber keine Rachel da, und der Acadier mit den Musketieren, die aus dem Ausſetzen unſeres Feuers erriethen, daß wir entweder nicht geladen, oder unſere Munition verſchoſſen, die ſprangen nun wie hölliſche Feinde lachend heran, und Einer den Andern hebend, klettern ſie den ſenkrecht aufſteigenden Raſen herauf, ein halbes Dutzend mit ihren Aexten, voran der Acadier, der tüchtig auf die Palliſaden ein- und das Flechtwerk aus einander haut.

Wären ihrer nur drei geweſen, wie dieſer Acadier, dem Teufel ſeine Gerechtigkeit! ſo war es um uns geſchehen, denn auf der andern Seite waren gleichfalls ein Dutzend mit dem ſiebenten dieſer Acadier, und von dorther alſo keine Hilfe möglich. Aber die Spanier, entweder fehlte ihnen der ſtarke Arm, oder das Geſchick, ſo hämmerten ſie zwar auch tüchtig drauf

los, waren aber wahre Kinderſchläge; aber der Acadier, grade wie Righteous geladen, und wieder einen niedergeſchoſſen, reißt er die Palliſade, wie, weiß ich noch zur jezigen Stunde nicht, mußte auswärts ein Aſt ſtehen geblieben ſein, reißt ſie heraus, hebt ſie wie einen Schild vor ſich gegen mich, wirft mich zurück, daß ich taumele, und ſpringt herein. — Jezt war es um uns geſchehen, Righteous gab zwar dem nachkommenden Spanier mit ſeiner Rifle eins auf den Kopf, den nächſten ſtach er mit ſeinem Waidmeſſer nieder, aber dieſer Acadier war Mann genug, uns Alle in die Teufelei zu bringen; da fällt ein Schuß, der Acadier taumelt, im nächſten Momente ſpringt mein zehnjähriger Bube Godſend mit Aſa's Rifle auf mich zu, hatte ſie aufgerafft, die Rifle, wie er ſah, daß Rachel es nicht that, und ſie geladen, der herzige Bube, und ihn flink niedergeſchoſſen, der glorioſe Bube. Und jezt beſinne ich mich, greiſe nach der Axt, und dieſe wieder in der Hand, ſtürze ich auf die Spanier los, und ſchmettere in ſie hinein, in der rechten Hand die Axt, in der linken das Waidmeſſer. War ein wahres Mezeln, das eine gute Viertelſtunde und drüber dauerte, verging ihnen endlich die Luſt, und wäre ihnen früher vergangen, hätten ſie gewußt, daß der Acadier gefallen, und wehrten ſich wohl nur, weil ſie oben waren, und ſich um ihre Haut wehren mußten, und in der Verwirrung nicht wußten, wie ſie wieder hinunter ſollten. Sprangen aber endlich Alle über den Rand hinab, und liefen, die nämlich laufen konnten, und hatten wir Ruhe auf dieſer Seite.

Und ſpringe ich mit Righteous, um die Palliſade einzuſetzen, und ſage meinem Buben, er ſolle Acht haben auf die Spanier, dann laufe ich auf die andere Seite, wo der Kampf ſchier eben ſo verzweifelt vor ſich ging.

Waren da drei unſerer Männer und die Weiber, die mit Spießen und Aexten mithalfen, und hatten die Spanier mit ihren Bajonetten durch die Palliſaden gegen unſere Männer geſtoßen, und mehrere verwundet, bluteten wie angeſchoſſene Stiere, aber Rachel war wieder zu ſich gekommen von ihrem Schmerze um Aſa, und riß ſie und die Weiber den Spaniern die Bajonette durch die Palliſaden aus den Händen, und die Musketen dazu, und beide Theile, indem ſie hin und her zerren, zerren ſie die Palliſaden ſo weit aus einander, daß die dünnleibigen Spanier, von ihren Hintermännern gedrängt, herein kommen. Kamen grade herbeigeſprungen, als ein Paar dieſer olivengrünen Dons ſich herein gezwängt hatten, ſtatt ihrer Musketen nur ihre kurzen Säbel in der Hand, kürzeres Werk mit uns zu machen. Sind fertig in dieſen Handgriffen die Spanier. Sprang einer auf mich zu, und ohne mein Waidmeſſer war es um mich geſchehen, denn es fehlte an Raum, um die Axt zu ſchwingen, gab ihm aber zuerſt einen Fauſtſchlag, der ihn ſchier zu Boden warf, und ſtach ihm dann das Waidmeſſer in den Leib, und ſprang vor, und riß Rachel eine der Musketen aus der Hand, und ſie umkehrend — die Kolben der Spanier ſind viel ſchwerer, als die unſerer Rifles, war mir auch leid um meine Rifle — ſchlug ich ſo die Spanier auf die Köpfe, links und rechts, und ſchrie den Weibern zu, ſie ſollten in's Blockhaus, und uns nicht im Wege ſein, und die Rifles laden, und alles Andere liegen und ſtehen laſſen; den Acadier mußten wir noch haben, war der lezte — und Godſend lud meine Rifle, und die Weiber luden die andern, und während wir an den Palliſaden kämpfen, ſtellen ſich um uns herum die braven Weiber, unſere herrlichen Weiber im Blockhauſe auf, und ſchießen in die Spanier drein — das wirkte.

Zielen ihrer drei oder vier, darunter zum Glücke der Acadier. Wie die Spanier das ſehen, — ſind wie die Hunde, dieſe Spanier, die nur anpacken, wenn es ihnen ein Vordermann ſo zu thun heißt — ſpringen ſie mit einem Sacre und Caracho und Malditos Gojos! hinab, und laufen, als wenn eine Petarde unter ſie gefahren wäre.

(Der Alte hielt inne, und holte tief Athem, denn er war während der Schilderung der lezten Scenen ungemein lebendig geworden. Erſt nachdem er wieder Luft geſchöpft, fuhr er fort zu erzählen:)

Ja, dieſe halbe oder ganze Stunde, wie lange ſie gedauert, könnte ich unmöglich ſagen, mir war ſie kurz, und lang, natürlich lang zugleich. Iſt bei meiner Seele kein Spaß, wenn man ſich ſo gegen ein ſchier hundert ſpaniſches Gewürm um ſeine Haut zu wehren hat, und um der Seinigen Haut, und ſeiner lieben Kinder Haut. Waren Euch doch ſo hunds- und todesmüde, daß wir grade wie übertriebene Ochſen und Kälber niederfielen, ohne auf's Blut zu achten, das ſo dick rann, als ob es Blut ſeit dem Morgen geregnet hätte. Lagen ein ſieben Spanier mit den zwei Acadiern innerhalb der Palliſaden, hatten ſich ausgeblutet, und wir bluteten auch, wie angeſchoſſene Eber. Waren Alle leichter oder ſchwerer verwundet. Ich hatte mehrere Stiche, Andere Stoßwunden, die zwar nicht gefährlich, aber doch ziemlich tief waren — fielen, wie geſagt, in alle Ecken und Winkel hin, grade wie Büffel, die angeſchoſſen ſich einen Schlupfwinkel ſuchen, um ihr Leben auszuhauchen. Hätten die Spanier jezt angegriffen, ſo waren wir ohne Rettung verloren; denn merkt Ihr, während der Schlacht, ſo lange das Blut fließt, ſpürt Ihr nicht leicht die Abnahme Eurer Kraft, aber ſobald ſie vorüber, werden Eure Glieder ſteif, und Ihr ſeid dann zu nichts mehr nütze.

Waren zu nichts mehr nütze, aber erfuhren jezt, wozu unſere Weiber nütze ſind. Hatten unſere Schuldigkeit gethan, jezt thaten ſie unſere Weiber. Kamen mit Fetzen und Bandagen, und Rachel, die etwas von der Medizin verſteht, die kam mit ihren Zangen und Scheeren, und zog Righteous und James und Bill die Kugeln aus dem Fleiſche, dann verband ſie ihre und meine Wunden. Die übrigen Weiber machten Feuer und kochten zuerſt eine Suppe, denn zu etwas Anderem hatten wir keinen Appetit, und ſchleppten uns in's Blockhaus, um nur aus der geronnenen Blutlache zu kommen, und da legten ſie uns ſanft auf Matratzen. Und während wir auf unſerm Schmerzenslager wimmern, ſagt Godſend, mein Bube: Vater! ſagt er, Vater, ſoll ich die Rifles nicht laden?

Ja wohl, ſage ich, Godſend, lieber Bube, lade ſie, ich kann nicht, bin ſo ſchwach, daß ich den Kopf nicht heben kann. Hatte auch einen Stich im Nacken.

Und die ſpaniſchen Musketen? ſagt Godſend.

Auch die, ſage ich, lade ſie alle, obwohl ihre Läufe zu groß ſind für unſere Kugeln. Aber, Godſend, ſage ich, Godſend, habe die Notion, daß wenn die Spanier ihre Gewehre zurückgelaſſen, ihre Patrontaſchen auch nicht weit ſein werden — verſtehſt du, Godſend?

Und Godſend, mein herziger Bube, lud unſere Rifles, und die ſpaniſchen Musketen mit ſpaniſchen Patronen, und ſtellte ſie in der Reihe auf, ſechs Rifles und wohl zweimal ſo viel Musketen — und jezt dachte ich, könnten wir wohl ruhig ſchlafen.

Und ſagten die Weiber, wir ſollten nur ruhig ſchlafen, und ſie wollten wachen und ſchauen, ob die Spanier noch einen Angriff vorhätten. Und ſie wachten abwechſelnd, war aber und blieb Alles ſtill, bis auf die Geier und weißköpfigen Adler und die Aasvögel, die einen heilloſen Lärm ſchlugen.

Sonſt aber blieb Alles ſtill, die ganze Nacht hindurch, und war Godſend ſchier die ganze Nacht mit den Weibern auf, die uns Suppe gaben und unſere Wunden verbanden, wenn ſie ſich durch's Hin- und Herwerfen auf dem Lager öffneten, und ward es ſo ſtill, bis den folgenden Morgen.

Und wie der Tag anbrach, ſagt Jonas, der am wenigſten davon getragen: Will doch hinaus, und Godſend ſoll mit mir, um zu ſehen, ob ſich noch etwas von den Spaniern zeigt. Gleich darauf aber kam er zurück, und ſein Geſicht war ſo froh und ſagte: Sind abgezogen, die Spanier, ſind fort, die Böſewichte, fort ſind ſie, ſage ich, fort. Liegen aber draußen an die dreißig Todte und einige Verwundete.

War eine gute Botſchaft, die wir erhielten. Konnten uns nun ruhig erholen, und erholten uns ſo weit, daß wir am andern Tage die Todten begraben und die Verwundeten in's Blockhaus ſchaffen konnten, wo ſie gut gepflegt wurden. Bauten unſere Häuſer wieder, und beſtellten unſere Felder — die Spanier aber ſind nicht wieder gekommen, und auch kein Creolengewürm hat ſich wieder ſehen laſſen. Hatten Reſpekt gekriegt vor unſeren Rifles. —

So endete der alte Nathan ſeine Erzählung, die buchſtäblich wahr iſt, von Anfang bis zu Ende.

Nach „Lebensbilder aus der weſtl. Hemisphäre“
(Stuttgart, Metzler'ſche B.) bearbeitet.

Digitized by Google

Alphabetiſches Regiſter.

Seite

Afrika, von Hebenſtreit 38
Das Amelungenlied, von Fr. Hofmann . . . . 337 u. 370
Appenzell, v. J. Bumüller 114
Affeln, mit col. Tafel, v. Berge . . . 105

Bendemann, m. Stahlſt., v. A. Lewald 1
Bernſtein, v. Schmidt 375
Bewegung der Pflanzenblätter, v. Ed. Schmidlin 170
Bienenkreſſer, m. 2 col. Taf., v. E. Landbek 22
Burgen a. d. Mittelalter, v. J. Bumüller 7

Ceylon 132
China, m. Stahlſt., v. P. Theuerle . 161
Cikaden Braſiliens, m. col. Taf., von Tr. Bromme 273

Der Drachenblutbaum, m. col. Taf. . 264
Drama am Ganges 213

Eichenſchwärmer, m. col. T., v. Berge 16
Eidechſen, m. col. Taf. 305
Ems und Braubach, mit Stahlſt. . . . 353
Enten, m. col. Taf., v. Berge 201
Eulen (der Huhul), m. col. Taf. . . . 299

Fahlun, v. Schmidt 40
Die Falkneret, v. Fr. Gottſchalk 323
Der gelbe Fingerhut, m. col. Taf., v. Ed. Schmidlin 233
Fiſche, Zitterfiſche 334
— —, fliegende, m. col. Taf. 368
— —, karpfenartige, m. col. Taf., v. Berge 177
— —, Hayen, mit col. T., von Tr. Bromme 33
Flamingo, m. col. T., v. Landbek . . 136

Gasbeleuchtung, v. Schmidt 224
Geſchichte des Brodes, v. Walchner . . 380
Getreidearten, m. col. T., v. Fr. Hoffmann 185
Der Geyſer, mit Abbildung, v. Dr. Schmidt 226
Guanajuato, v. E. Mühlenpfordt . . . 90

Haity, v. Tr. Bromme . . 2, 67, 149 u. 205
Deutſches Heldeabuch, v. Fr. Hoffmann 29
Heuſchrecken, m. col. T., v. Berge . . 81
Die Hunde, m. col. T. 280

Der wilde Jäger, v. Fr. Gottſchalk . . 56
Indien, v. Pfyffer 54
Irland, m. Stahlſt., v. Tr. Bromme 289

Känguruh, v. A. Lewald 51
Der Kaſtanienbaum, m. col. Taf., v. Ed. Schmidlin 345
Die Käſemilbe, v. Walchner 382
Die Knoblauchskröte, m. col. Taf., v. Berge 89
Knochenhöhlen, v. Schmidt 278
Die Kolibri, m. col. Taf., v. Tr. Bromme 359
Die ſpaniſchen Kolonien, v. Dr. Kottenkamp 219
Konchylien, m. col. Taf., v. Berge . 169
Krabben und Krebſe, m. col. Taf., v. Tr. Bromme 314

Der Larventaucher, m. col. T., v. E. Landbeck 22
Lebensbeſchreibung Glucks, v. E. Ortlepp 73
— — J. Haydns, v. demſelben . . . 121
— — der Carraccis, m. Stahlſt., v. A. Lewald 129
— — Wilkie's 189
— — Göthe's, m. Stahlſt., von R. Binder 93
— — Mozarts, m. Stahlſt., v. E. Ortlepp 25
— — Friedrichs des Großen, m. Stahlſtich, v. demſ. 257
— —, Joſephs II., v. Fr. Hoffmann . 274
— —, J. J. v. Littrows, v. ſeinem Sohne 300
— —, Titians, m. Stahlſt., v. A. Lewald 321
Der Lemming, v. von H—r 102
Der Luchs, m. col. T., v. Schmidt . 145
Luftſpiegelungen, v. Dr. Schmidt . . . 175

Holländiſche Marinebilder, v. Heinrich Smidt . . . . 155, 164, 210 u. 234

Die Münze 159
Die Malerſchule von Bologna, mit Stahlſtich 129
— —, Düſſeldorfs, m. Stahlſt. 1
Die Marder, m. col. Taf., von Dr. Schmidt 8

Das Nordlicht auf Staffa, v. Schmidt 125
Novaia Zembla, v. von H—r 94

Oberweſel und Bingen, m. Stahlſt. . 97
Obſtbau, Aepfel und Birnen, m. 2 col. Taf., v. Ed. Schmidlin 41
— —, Kirſchen, m. col. T., v. demſ. 377
Die Oſtialen, v. von H—r 242

Papiermühlen 144
Perlenfiſcherei, v. Walchner 287
Pferd und Panther, m. Stahlſt., v. Müller 65
Wilde Pferde, m. col. T., v. Schmidt 217
Pflanzenwanderung, v. Walchner . . . 239
Puebla, v. E. Mühlenpfordt 261

Räthſel, v. Moſer 96, 192, 224, 256 u. 288
Der Rigi, v. Dr. Büchele 133
Rüſſelkäfer, m. col. T., v. Berge . . . 209

Sänger, m. col. Taf., v. Bromme . . 248
Ein Schiffsbrand, v. Heinr. Smidt . 49
Schmetterling, der Königsſegler, mit col. Taf. 336
Der rothe Schnee der Alpen, v. Walchner 320
Schwarzwaldreiſe . . . . 265 u. 306
Schweizergeſchichte 250
Seebilder, v. Schmidt . . . . . 17 u. 110
Spitzmäuſe, m. col. T., v. Bromme . 326
Squatter . . . . 346 u. 383
Steinbrüche, m. Abbild. 225
Sternſchnuppen, v. von Gruithuiſen . 82
Stiergefechte, v. von H—r 181

Der Tabak, m. col. T., v. Müller . . 120
Tintenfiſche, m. col. T., v. Bromme . 241

Verſteinerungen, m. col. Taf., v. Dr. Schmidt 113
Der Vielfraß, v. von H—r 79
Völkerſchaften des nördl. Rußlands . . 328

Der Walfiſch, v. A. Lewald 354
Waſſe[illegible]ren, v. Dr. Müller 119
Weſpen, v. Walchner 215
— —, m. col. Taf., v. Berge 153
Weſtindien, v. Dr. Kottenkamp . 11 u. 105
Windſtille, v. Heinr. Smidt 98
Württemberg, m. 2 Stahlſt., v. Conr. Pfaff 57

Zeit, Leben und Nahrung, v. A. Lewald 76
Das Zinn, v. Schmidt 95

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YE 06259

M326157

AC30
B8
1844

Digitized by Google

[illegible]

Arago, D. Fr., [illegible]

Berge, Fr., und Dr. V. A. Riecke, [illegible]

Berge, Fr., [illegible]

— — [illegible]

Berghaus, H., [illegible]

Buch der Welt [illegible]

[illegible]

[illegible] **J. J. v.,** [illegible]

— — [illegible]

[illegible]

[illegible]

— — [illegible]

[illegible]

[illegible]